DEUTSCHE REVUE



Deutsche Revue

Eine Monatsschrift

Herausgegeben von * * * * *

Richard Fleischer

Achtundzwanzigster Jahrgang. Dritter Band

Juli bis September 1903



Stuttgart und Leipzig 1903 Deutsche Verlags-Anstalt

T

Inhalt

des

Dritten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXVIII

(Juli bis September 1903)

Berichte aus allen Wissenschaften

Kleine Revuen

Einige weitere ungedruckte Briefe des Generalfeldmarschalls Grafen v. Roon.

Im Rückblick auf die am 30. April gefeierte hundertjährige Wiederkehr des Geburtstags Albrechts v. Roon und im Anschluß an die in der Mai-Nummer der „Deutschen Revue“ aus dessen Nachlaßpapieren mitgeteilten Briefe, sind wir in der Lage, noch einige weitere Nachträge zu liefern, die für den guten Humor des Verewigten, aber auch für dessen tief religiösen Ernst charakteristisch sind, und die selbst da, wo sie rein persönliche Angelegenheiten betreffen, auch für weitere Kreise nicht ohne Interesse sein dürften. Wir beginnen mit einigen Zuschriften an denselben, Roon besonders nahestehenden langjährigen Freund, Herrn v. Felgermann, für den wir ihn in einem im Mai-Hefte der „Deutschen Revue“ mitgeteilten Briefe als Brautwerber haben auftreten sehen. Diesem hören wir ihn seine eigne Verlobung mit folgenden launigen Worten mitteilen:

„Im Jahre des Herrn 1835, am 2. des Septembris, d. i. am Tage der heil. Rahel, erblickte ein friedfertiger Kriegsknecht Albertus de Roon, zugenamset von einigen „Rosamunde“ (!), bei einem Besuche bei seiner Base, seines Vaters Schwester, ein Mägdelein von 17 Jahren, Anna Rogge, so die Enkelin besagter Base, mithin des Kriegsknechts Nichte war. Selbiger hat aber nicht, wie einst Jakobus, der Patriarch, sieben Jahre um Rahel, sondern vielmehr nur zweimal 7 Tage um genanntes Mägdlein gefreit, und sich am 15. Septembris, als am Tage der heil. Constantia — guter Vorbedeutung — mit selbiger förmlich verlobet, so geschehen zu Gr. Tintz bei Liegnitz zur guten Stunde.“ — Da haben Sie die ganze Herrlichkeit! „Gehet hin und thut desgleichen!“ rufe ich auch Ihnen zu, wie auch schon früher, wie Sie sich erinnern werden, — zu einer Zeit, wo gewisse Gründe mir noch Verschwiegenheit auferlegten.“

Nachdem am 2. September 1836 Roons Vermählung erfolgt und sein Hausstand begründet war, versäumte er nicht, dem Freunde auch von allen weiteren, sein junges häusliches Glück betreffenden Ereignissen Kenntnis zu geben. So schreibt er ihm unter dem 19. Mai 1837 mit Bezug auf die zu erwartende Geburt seines ersten Kindes, des jetzigen Grafen v. Roon: „Ich habe viel Arbeit und bin ziemlich fleißig; eine zweite Auflage vom sogen. „großen Roon“

(das bekannte größere geographische Werk) erscheint im Spätherbst; eine andre besorgt meine Frau schon Ende Juni. Gott gebe zu beiden seinen Segen." In demselben Briefe fügt er hinzu: „Hier dreht sich alles um die alten Wirbel; jetzt gerade um das leidige Frühjahrsmanöver. Ancillon ist durch Werther ersetzt; wer den Platz des letzteren ausfüllen wird, ist noch im Dunkeln. Fischer und Vincke (beide damals im Großen Generalstab) gehen nächstens als Klugmacher nach Stambul. Moltke macht jetzt eben eine empfindsame Reise mit dem Großherrn durch seine Länder."

Auch von der Geburt seines zweiten am 4. Juli 1838 geborenen und nachmals als Hauptmann der Garde-Feldartillerie bei Sedan gefallenen Sohnes unterläßt Roon nicht, dem Freunde Mitteilung zu machen, indem er ihm schreibt: „Anbei erhalten Sie . . . ferner die ohne mein Verschulden Ihnen bisher, wie es scheint, nicht zugegangene Nachricht von einer am 4. Juli erschienenen Miniaturausgabe des „großen Roon", deren Autorschaft ich indes unbedingt allein in Anspruch nehme, und die sich vor andern Miniaturausgaben durch Lebendigkeit u. s. w. auszeichnet, aber nur in einem Exemplar vorhanden ist, so daß ich meine abwesenden Freunde über ihre Vortrefflichkeit im Dunkeln lassen muß. — Dies dürfte weniger der Fall sein mit den neuen Auflagen (resp. der 2. und 3.) vom großen und kleinen Roon, mit denen ich binnen kurzem die ganze Welt zu beglücken gedenke, und die mich so sehr in Anspruch nehmen, daß ich, wiewohl mit Widerstreben, diese kurze Antwort auf Ihr kurzes Sendschreiben nicht länger mache, sondern Ihnen schließlich nur noch meine Zufriedenheit über Ihre kalligraphischen Fortschritte ausdrücke."

Auch im Jahre 1840, in dem ihm am 23. Juli sein dritter Sohn, der jetzige General der Infanterie, geboren wurde, meldet er die in Aussicht stehende „Vermehrung" der Roonschen Völkerschaft, und als ihm im Jahre 1843 seine Gattin eine Tochter geschenkt hatte, mußte das damals gerade jungvermählte Felgermannsche Ehepaar bei dieser eine Patenstelle übernehmen.

Nicht ohne Interesse dürfte ein Brief Roons sein, der, wenige Wochen vor dem Tode König Friedrich Wilhelms III. geschrieben, von der Grundsteinlegung des Denkmals Friedrich des Großen sowie von der Erkrankung des Königs Kunde gibt.

„Montag den 1. Juni (nicht am 31./5.)," schreibt Roon, „wird am Eingange der Linden, vor Prinz Wilhelm-Palais, der Grundstein zu dem Friedrich dem Großen zu errichtenden Denkmal (eine Reiterstatue, Front gegen die Schloßbrücke, Revers gegen die Linden [im Hintergrunde die Viktoria]) gelegt; am selben Tage stecken vor dem Prenzlauer Thore Magistratus, Stadtverordneten und Deputierte einige Ruten in einen gekauften Acker und sagen, dies sei nun ‚Friedrichshain', ein neuer Volks-, ein zweiter Thiergarten. Dies, einiges Singen in einigen Schulen und — wahrscheinlich eine Parade — was ginge hier ohne eine solche ab — ist alles, was man zur Feier des Jubelevénements erwartet, und auch dies war bis vor wenigen Tagen noch nicht beschlossen; alle Anfragen von außerhalb von Amts wegen waren von Amts wegen unbeantwortet ge-

blieben, weil sich niemand dazu hergeben wollte, den Herrn zu befragen. — Vom Friedensfest ist vorläufig keine Rede. Alles dreht sich jetzt um den Gesundheitszustand des Königs, der sehr besorglich war und vielleicht noch ist, wie Sie daraus abnehmen, daß alle Vorträge, auch der Lindheimsche (!), dem Kronprinzen gemacht werden. Unter solchen Umständen ist wohl an eine Badereise des Herrn nicht zu denken. Wiebel (der bisherige Leibarzt des Königs) soll auch krank sein. Der frisch angekommene Messias (Schönlein), der hier in der That von unsrer typischen, klatschenden, lobhudelnden Berliner Welt fast wie ein Heiland verehrt wird, vertritt seine Stelle im Palais. Wird diese Schweizergans das Kapitol retten?

Ihr wohlaffektionierter

v. Roon."

Im Jahre 1842, also nicht lange nach der Thronbesteigung König Friedrich Wilhelms IV., hat die Umgestaltung der Uniformierung die militärischen Kreise vielfach beschäftigt. Mit Bezug darauf schreibt Roon an seinen Freund, damals Direktor der Militärknabenanstalt zu Annaburg: „Halten Dero Lumpen noch bis zum 1. Januar kommenden Jahres, so ist es möglich, daß Sie im letzten Quartal als Vogelscheuche (gegen alle Pädagogik) umhergehen, und dann dennoch neue im alten Stil machen lassen müssen. Die große Frage ad hoc soll jetzt an den Ufern des Rheins, wo mehrere Bataillone Wehrmänner in Kuttka und Helm mitfechten, entschieden werden. Schonen Sie den Ueberrock; das Spitzkleid behalten die Herren Offiziere ohne Zweifel zum Courmachen. Ich rathe, lassen Sie sich wenigstens neue Hosen machen, da Sie einmal zur gens braccata gehören; Sie müßten denn den Mantel als Toga ausprägen."

In dem sonst lebhaften und meist launigen Briefwechsel zwischen den beiden Freunden scheint von dieser Zeit an eine längere Unterbrechung eingetreten zu sein; wenigstens liegen von der Mitte der vierziger bis zum Ende der sechziger Jahre keine Schreiben Roons an Felgermann vor, die ein allgemeines Interesse in Anspruch nehmen könnten. Freund Felgermann begann, nachdem er aus der Stellung als Direktor der Militärknabenanstalt zu Annaburg ausgeschieden war, ein unstetes, ruheloses Wanderleben. Ohne festen Wohnsitz bereiste er mit seiner von ihm auf Händen getragenen, durch Roon für ihn geworbenen Gattin Mathilde, geborene Krauseneck, der Reihe nach fast alle Länder Europas, was ihm von seiten Roons den Beinamen des Ahasverus eintrug. Schließlich erwies sich doch dieses unstete Dasein als nachteilig für den Gesundheitszustand der Gattin, und Roon sah sich infolgedessen veranlaßt, ihm ernstlich ins Gewissen zu reden und es ihm mit treuem Freundesrat zur Pflicht zu machen, sich irgendwo ein bleibendes Heim zu gründen. Das Schreiben, in dem er dies tut, ist so bezeichnend für die ernste Lebensauffassung Roons, daß wir es hier in seinem Wortlaut folgen lassen.

„Wenn Sie nicht," so schreibt er dem Freunde unter dem 3. Dezember 1869 „Ihr Kleinod vorzeitig verlieren wollen, so ist es nöthig, daß Sie Ihr Ahasverus-

Leben aufgeben und sich endlich wieder häuslich niederlassen, sei es wo es sei. Daß sich Berlin dazu am meisten eignet in Betracht der Familien- und Freundschaftsbeziehungen, die auch Sie nicht verleugnen werden: das ist meine vielleicht nicht ganz uneigennützige, aber jedenfalls unmaßgebliche Ansicht. Was Sie in Ihrem früheren Schreiben auch Warmes von Wien gesagt haben, so waren das doch wohl nur enthusiastische Urtheile aus dem ersten Eindruck. Aber selbst wenn Sie daran fest hielten, wohlan! so etablieren Sie sich dann in Wien, aber geben Sie Ihrem Thildchen eine Häuslichkeit, geeignet, zwei liebenswürdigen und geliebten alternden Personen körperliche Pflege und Gedeihen und diejenige seelische Behaglichkeit, Ruhe und Besinnlichkeit zu gewähren, deren jeder jederzeit bedarf, vornehmlich aber am Abend dieses Lebens, gegen das Ende dieser Pilgerschaft, wo man geneigt ist, statt spanische Bilder und Bauwerke aufzusuchen und zu kritisieren, lieber die Bibel ins Spanische zu übersetzen. Ich glaube nicht, wie groß auch mein Respekt vor Ihren kunsthistorischen Studien sein mag, daß diese unbedingt zu der Puerta estrecha und auf den camino angosto führen, auf dem nur wenige zum Leben eingehen. Alle Studien, wie sie auch heißen, sind doch nur ein geistiger Sport, durch den man diesem armen Leben einen Inhalt zu geben trachtet, und dasselbe gilt von allen Thaten und Kämpfen — auch den edelsten — dieser Zeitlichkeit. Das Ende aber allen irdischen Wissens und Könnens ist dem strebenden Menschen ebenso nahe, als dem genußseligen Faulpelz, *und zwar immer!* Um so näher, wenn die Schranken der Natur greifbar und der kleine Hügel sichtbar wird, über den wir nicht fortkommen, wie viele Chimborassos wir auch überklommen haben mögen. Wie herzlich sehnt man sich daher aus dem zerstreuenden Getriebe dieser Welt, von der auf lauter kleine Ziele gerichteten Arbeit, aus diesem tausendfachen Wechsel der Eindrücke und des Strebens hinweg zu einem windstillen Plätzchen, auf dem man unzerstreut und unzerpflückt ruhen und sinnen mag über die noch ungelöste große Lebensaufgabe eines seligen Heimgangs mittels des Weges „que lleva á la vida!"

„Dies von mir so tief empfundene Bedürfnis fühlen auch Sie, mein geliebter A., wie auch der Schluß Ihres Briefchens lehrt.[1]) Warum also wollen Sie sich das Suchen und Finden erschweren durch alle die äußerlichen Zerstreuungen, die mit dem ungeregelten Umtreiben in der Wüste dieses Lebens verbunden sind? — Gehen Sie immerhin zur Pflege Ihres Kleinods auf einige Monate an eine südliche Küste, aber dann geben Sie sich und ihr eine Heimat, wo Ihr wieder wurzeln und Euch wohl besinnen könnt. Wie würden wir uns freuen, wenn dann unter demselben Schatten unsre Wurzeln sich berührten und gegenseitig befestigten!"

---

[1]) Diese Worte beziehen sich auf eine Bemerkung Felgermanns in dessen von Roon mit dem hier mitgeteilten Schreiben beantworteten Briefe, in dem der erstere von dem nahen Ende eines von ihm in Wien besuchten Verwandten berichtet und hinzufügt: „La puerta es estrecha y angosto el camino que lleva á la vida, y pocos son los que lo hallan. Hierüber seit einiger Zeit ernstlich sinnend, vielleicht schon zu spät.

Der Ihre."

Die letzten an Felgermann gerichteten Briefe Roons gehören schon der Zeit an, in der er selbst vom Schauplatz des öffentlichen Wirkens abgetreten war und nach seiner Verabschiedung durch einen längeren Aufenthalt in Italien seine durch die Anstrengungen des Dienstes tief erschütterte Gesundheit zu festigen suchte. In einem aus Sorrent vom 29. Dezember 1873 datierten Briefe schreibt er dem Freunde:

„Dank Ihnen, geliebter Ahasvere, für den Beweis menschlichen Herzens und Empfindens, den mir Ihr letzter Brief vom 24. d. M. durch seine Ausführlichkeit und Eingänglichkeit geliefert hat; der ewige Wanderer fühlt Mitleiden mit dem Gelegenheitsreisenden! Vielleicht wird es ersterem daher auch nicht ganz gleichgültig sein, wenn letzterer mittheilt, daß er angefangen hat, dem italienischen Himmel Heilkraft zuzutrauen. Der Zustand meiner Damen, namentlich Ihres Taufkindes[1]) und meiner Frau, hat mich genöthigt, die Ueberfahrt nach Palermo zu verschieben und hier eine angenehme Zuflucht zu suchen und zu finden. Beiden Damen und ihrer Nervenverfassung war nach den Anstrengungen und Aufregungen der weiten Reise ein Stillleben von einigen Wochen unentbehrlich. Ich hoffe daher, etwa zum 10. kommenden Monats hinüberfahren zu können, und wünsche mir dazu eine ruhige See, da meine Damen sämtlich eine für den ehemaligen Marineminister ganz unpassende Neigung haben, dem Neptun das Innerste ihres Leibes mit Hingebung zu opfern. — In P., wo ich Wohnung zu finden hoffen darf, entweder in der Trinacria, oder in der Olivazza, oder im Giardino Inglese, will ich bis Ende März oder Anfang April bleiben und mich dann langsam über die Etappen Neapel, Rom und Florenz, sodann Pisa, Genua, Mailand nach den norditalienischen Seen zurückziehen, an denen ich den Mai zu verleben gedenke, um am 4. Juni etwa auf meinem Gütchen Neuhof bei Coburg mich wieder heimisch zu machen, da ich von der langjährigen Rolle des Ruderknechts der Staatsgaleere durch meine Jahre und mein Siechtum entbunden bin und zwar — Dank dem geliebten Könige — auf die befriedigendste Weise. — Pisa, wohin Sie sich mit Ihrem Thildchen in ca. sechs Wochen zurückziehen wollen, werden wir etwa in der zweiten Hälfte des April passieren, falls Sie beide dann noch dort anzutreffen sind. Wäre dies etwa nicht der Fall, worüber ich seinerzeit Nachricht erbitte, so würde der Rückmarsch vielleicht nicht über Pisa genommen werden. Ihre schätzbaren und eingehenden Mittheilungen über Palermo denke ich dankbar zu nützen. Denselben möchte ich hinzufügen, daß es allerdings eine gute wissenschaftliche Beleuchtung der Eigenschaften Ps. als klimatischen Kurort aus dem Jahre 1860 von einem ungarischen Naturforscher und Arzt (?) v. Vivenot gibt, die mir Dr. Böger mitgegeben. In Betreff des dortigen deutschen Arztes war des letzteren Kenntnis allerdings lückenhaft; das ist der Grund, weshalb man mir einen eignen Arzt mitgegeben hat. Die liebe Familie, ärztliche Freunde und die Zuvorkommenheit der mir

[1]) Die zweite Tochter Roons, Hedwig, seit dem Jahre 1868 mit dem Rittmeister E. von Wißmann vermählt.

bisher untergeordneten Behörden haben mir diese Vermehrung meines Reisegefolges aufgenöthigt. Die persönlichen Eigenschaften des Oktroyierten haben mich damit ausgesöhnt."

Aus Palermo, wohin Roon mit seinem zahlreichen Clan, wie er seine Reisebegleitung nennt, im Anfang des Jahres 1874 übersiedelt war, liegt dann noch folgendes Schreiben Roons vor:

„Wenn die Regenwolken schauern und der Westwind durch die südlich großen und nachlässig undichten Fenster kalt in die unheizbaren Räume dieses fast wüsten Landhauses bläst: dann wissen wir zuversichtlich, daß wir nicht dieser Erfahrungen halber über Land und Meer wohl an 200 Meilen gereist sind, aber wir sind hier und müssen aushalten, bis es wieder besser wird. Denn daß es hier himmlisch schön sein kann, an diesem blauen Meere und unter diesem blauen Himmel: das haben wir an manchem schönen Tage dieser letzten drei Wochen dankbar erfahren. Pech, daß wir gerade solche Ausnahmezeiten hier durchleben müssen, die uns den Hinterpommern an seinem traulichen Kachelofen beneiden lassen. Die Ueberfahrt war ganz unbeschwerlich, die Aufnahme in der Trinacria zuvorkommend, aber die uns gebotene Wohnung wenig befriedigend, so daß wir nicht darin bleiben konnten. Wir sind daher nach manchen vergeblichen Versuchen, anderweitig Anker zu werfen, an der freilich etwas öden, aber doch recht anmuthigen Küste von Olivazza gestrandet, und haben uns im wüsten Hause mit Robinsons Geschick und Genügsamkeit leidlich eingerichtet, einen guten Koch und Kutscher gemiethet, und denken es bis Mitte April auszuhalten. Die öffentliche Sicherheit mag ungefähr dieselbe Garantie bieten, wie in dem soi-disant wohlregierten Berlin. Aber abends gehen wir gar nicht und fahren wir nur aus mit einem bewaffneten Diener auf dem Bock. Die Gärten hier sind doch sehr schön, und täglich lernen wir neue kennen, da es der heimischen Eitelkeit schmeichelt, wenn ein Fremder meines Schlages den Besuch wünscht. Luftgenuß ist meine einzige regelmäßige Beschäftigung; kaum habe ich daher Zeit genug, um die Briefe zu schreiben, die mir Vergnügen machen und meine Geschäfte erfordern ... Meine Blicke nach der „alten Slavenstadt" sind jedenfalls nicht sehnsüchtiger, eher behaglicher Natur. Doch habe ich dem Schöpfer auch dafür zu danken, daß ich mit meinem ganzen Sinn und Denken immer vornehmlich der lebendigen Gegenwart voll und ganz zugewandt bin; daher bin ich höchstens auf Augenblicke graulich, und hoffe stets, das Leben, das die Krankheit erzeugt, wird auch die Genesung herbeiführen. Sie sprechen auch von Coburg. Ja, ich fand dort einen lieblichen Landsitz und kaufte ihn im Hinblick auf Annchens [1]) Witwenjahre. Nun scheint mir dieser Zweck zwar einigermaßen verfehlt, da ich entdecke, daß eine Einsiedelei für die liebe Seele nichts Lockendes hat. Aber wir werden mit Vergnügen immer einige Monate in Neuhof zubringen, unser eigentliches Domizil aber auf meiner Oberlausitzer Besitzung Crobnitz — eine halbe Meile von Reichenbach — aufschlagen, zwei Stunden von Dresden und fünf

[1]) Roons Gattin.

Stunden von Berlin. Dort wollen wir auch schlafen gehen im schönen „Friedensthal", wo ich eine Gruft für uns bauen lasse.

Aber warum behellige ich Sie mit allen diesen „Privatangelegenheiten"? Vielleicht, weil Ihr besseres Selbst ein wärmeres Interesse dafür haben dürfte, denn die Frauen sind weitherziger, als wir männlichen Selbstlinge, nicht wahr? Oder würden Sie sich unterstehen, auch diesen Satz für eine Schmeichelei zu erklären, über welche E. H. Frau Ahasvera erhaben sei? Ergeben Sie sich und bleiben Sie huldreichst geneigt quand-même

Ihrem alten Freunde

v. Roon."



Die Aera Manteuffel.

Federzeichnungen aus Elsaß-Lothringen.

Von

Alberta v. Puttkamer,

unter Mitwirkung von Staatssekretär a. D. **Max v. Puttkamer.**

Das Wesen des Menschen, wie es im Individuum Ausdruck findet und sich in der Kunst, der Gesellschaft, Wissenschaft oder Geschichte betätigt, wird niemals einen ganz objektiven Beurteiler durch den einzelnen Menschen finden. Man wird ein unbefangenes Urteil nur bilden und läutern können aus der mittleren Summe vieler verschiedener Einzelurteile.

Jedes Urteil ist auch die Ausübung eines Richteramtes; und man sollte sich dieser ernsten Bedeutung immer bewußt sein und der großen Verantwortlichkeit eingedenk bleiben, die solches Amt einschließt.

Der größte Feind des Urteils ist das Vorurteil: das prüfungslos übernommene Urteil eines vorigen.

Die sogenannte Tradition, die mündliche Ueberlieferung, die eine große Macht in der Geschichte darstellt, ist ein solcher Strom von Urteilen und Vorurteilen; doch ist das prüfungslose Hinnehmen von etwas Vergangenem eine Art Zwang, denn die Geschehnisse, die in der Tradition bewahrt werden, sind dem Urteil zeitlich und meist auch räumlich so weit entrückt, daß man sie eben auf „Treu und Glauben" der vorher Urteilenden annehmen muß.

Für die Geschichte der Gegenwart dürfen nun Tradition und Vorurteil keine Macht haben, denn das Gegenwärtige gestattet uns eigne Beobachtung und eignes Urteil. Ja, es wird sogar eine heilige Pflicht der Zeitgenossen einer geschichtlich hervortretenden Persönlichkeit, diese durch Wort und Schrift davor

zu bewahren, daß durch oberflächliche oder nachsprecherische Urteile etwa Trübungen und falsche Linien in das Bild kommen, das die Geschichte später in ihre ewigen Bücher übernimmt ...

Wir wollen in diesen Blättern hier von einer bedeutsamen historischen Persönlichkeit, von deren geistigem Wesen und dessen Wirkungen auf ihre Zeit sprechen; um so lieber und um so mehr, als gerade in deren Bild durch zeitgenössische Urteile Linien gekommen sind, die der Wahrheit nicht ganz entsprechen.

In den Betrachtungen der Epoche, die wir hierbei im Auge haben, nämlich die Zeit nach der Neuorganisation der Regierung von Elsaß-Lothringen, also der ersten Statthalterschaft von 1879—85, soll diese Persönlichkeit klar und wahr hervortreten; sie hat eine sehr bedeutsame Rolle gespielt und ihres Wesens Spuren in der politischen und sozialen Entwicklung des Reichslandes heil- und unheilvoll, doch viel mehr das erstere, hinterlassen.

Diese Persönlichkeit ist der Generalfeldmarschall Freiherr Edwin von Manteuffel, der erste Statthalter in Elsaß-Lothringen.

Eine Natur wie Manteuffel mußte mit ihrer sehr scharf geprägten Eigenart, die viel mehr beherrschende Elemente in sich hatte als solche, die sich anschmiegen, fügen oder gern unterordnen konnten, mehr zur Führerschaft als zur Gefolgschaft sich eignen; er strebte die erstere sogar bewußt oder unbewußt immer an. Ein ungemein starkes Selbstbewußtsein regierte all sein Denken und Handeln.

Das Selbstbewußtsein aber ist ein seelischer Zustand, der die mannigfachsten Ausgestaltungen in Eigenschaften erfahren kann: durch nur einige vergröbernde Linien ins Unschöne hin, und durch verfeinernde ins Edle und Große hin. Die Entwicklung durch vergröbernde Linien würde aus dem Selbstbewußtsein etwa erzeugen: Herrschsucht, Eitelkeit, Dünkel, Ichsucht, Rechthaberei, — und die Entwicklung durch verfeinernde Linien: Ehrgeiz, hohe Anforderungen an sich selbst, scharfes Pflichtgefühl, Fleiß, Anspannung aller Kräfte.

Gerade um dieses starken Selbstbewußtseins willen ist Manteuffel von seinen Zeitgenossen außerordentlich verschieden, und mehr scharf als freundlich beurteilt worden. Aber dies Selbstbewußtsein darf auch nicht nur in seinen minder guten Wirkungen betrachtet werden, denn es war bei ihm zugleich das treibende Element, das ihn sehr früh schon hinaushob über das Mittelmaß. Es trieb alle seine geistigen Fähigkeiten zu regster Wirksamkeit empor, und so wurde das Strebende in ihm sehr bald zum Aufragenden ...

Vorzüglich in den Kreisen seiner Fachgenossen, der Offiziere, wurde Edwin von Manteuffel nachsichtslos kritisiert.

Wenn wir zu einem ganz andern Urteil gekommen sind als hervorragende Militärs, wie z. B. General-Admiral v. Stosch in seinen Denkwürdigkeiten, die in der „Deutschen Revue" veröffentlicht sind, so liegt das vor allem daran, daß wir den Marschall erst in der Periode kennen lernten und ihm nahe traten, wo sein Selbstbewußtsein in einem Läuterungsstadium erschien. Die Stellung eines Statthalters in Elsaß-Lothringen, die teils mit Herrscherbefugnissen ausgestattet

ist, und die den jedesmaligen Inhaber zum Repräsentanten des Kaisers macht, befriedigte den Ehrgeiz des Marschalls Manteuffel ganz. Darin liegt des Rätsels Lösung und die Erklärung dafür, daß uns, die wir ihn einzig als Statthalter kannten, sein Selbstbewußtsein in gemilderter Gestalt entgegentrat. Wir kannten ihn eben in seiner vollendeteren Phase, und wir sind sicher, daß gerade unter den geschichtlichen Bedingungen, wie sie die letzten Jahre seines Lebens für seine gesamte Entwicklung und Betätigung boten, Manteuffels geistiges Wesen am wahrsten zum Ausdruck kam.

Unbefriedigter Ehrgeiz ist wie der Hunger. Die Gier des Trachtens schließt jedes ruhevolle Moment aus. Manteuffels stark selbstbewußte Natur war ehrgeizig; es war deshalb natürlich (wenn auch nicht immer schön), daß dieser Ehrgeiz, solange er hastig nach einer Herrenstellung in der Zeitgeschichte strebte, eine ganze Reihe unruhiger, unharmonischer Eigenschaften auslöste und auch Reibungen und Konflikte mit Personen erzeugte, die auf seiner rastlos vorwärts drängenden Bahn ihm den Weg kreuzten. Als er aber dann die herrschende Stellung, die seinen Ehrgeiz befriedigte, erlangt hatte, da entfalteten sich die großen Seiten seiner Natur freier, und die schrofferen wurden milder.

Aus den Aufzeichnungen des Generals v. Stosch, die etwas überaus Frisches, Originales und klar Geschautes haben, und die mit Geist über die handelnden Personen einer sehr großen Zeit reden, springt Manteuffels Bild in den unliebsamsten Linien hervor. Die Auffassung von Stosch ist scharf und unbarmherzig in ihrem Licht. Sein Urteil stammt eben, wie das der meisten Offiziere, aus der Zeit, wo der brennende Ehrgeiz nach historischer Herrenstellung noch unruhig und unbefriedigt flackerte und oft trübe Schlacken und grelle Lichter auswarf.

Manteuffel hat man vor allem maßlose Eitelkeit und „Schauspielerei“ vorgeworfen in den Kreisen seiner Berufsgenossen. Wie oft ist uns in der Unterhaltung mit hohen Militärs, mit Herren von großer Intelligenz, das Urteil begegnet: „Manteuffel! ja, er war ein geistreicher Mann, aber ein eitler Schauspieler, der immer um ein beifallklatschendes Publikum warb!“

Auch Stosch, der, wie bekannt ist, einige Zeit im nächsten dienstlichen Verkehr mit dem Marschall stand, während er Manteuffel als Generalstabschef in Nancy beigegeben war, respektive ihn vertrat, — auch Stosch fällt in seinen „Denkwürdigkeiten“ ähnliche Urteile. So in einem Brief vom 10. 9. 71: „Politisieren und Fremden durch brillante Einfälle und gute Haltung imponieren, das ist sein Fall!“ Oder am 13. 9. 71: „Wiederholt wies er darauf hin, daß er der Macht müde sei und Sehnsucht nach seinen Büchern habe ... das Gegenteil ist wahr!“ Oder: „Manteuffel hält sich für einen der begabtesten Akteurs, die die Bühne der Welt betreten haben, übt aber tatsächlich einen sehr geringen Einfluß aus ...“ (wird bezweifelt von den Verfassern).

In einem Brief an Freytag: „Ich wollte, Sie hätten mal vier Wochen unter Manteuffel zu leben. Sie würden es auch fast beleidigend empfinden, wenn Ihre Freunde glauben könnten, solche Naturen könnten Sie auf die Dauer beeinflussen. Fürstliche Gnade und Liebenswürdigkeit besitzt er, hat auch vielen

Geist und erzählt vortrefflich aus seinen intimen Erlebnissen, aber sobald man ihn näher kennt, wird er durchsichtig wie Glas, und man sieht, daß Mache und Reklamebedürfnis in ihm absolut überwiegen. Solchem Menschen kann man sich gar nicht hingeben. Sein Abschied von hier war wie ein Aktschluß auf dem Theater."

Dieser Vorwurf ist ein so weit verbreitetes und übernommenes Urteil geworden, daß wir es sogar von Leuten, die den Marschall gar nicht kannten, mit unfehlbarer Sicherheit hinstellen hörten. Einem oft nachgesprochenen Urteil, das solchermaßen fast eine feste Satzung geworden ist, zu widersprechen, dazu gehört viel Mut und Ueberzeugtheit. Diese besitzen wir, um so mehr, als niemals Beweise für jenen Vorwurf erbracht wurden, etwa in irgend welchen intimen Dokumenten und Kundgebungen Manteuffels, die seinem öffentlichen Tun und Reden widersprochen hätten.

Um den schweren moralischen Vorwurf der „Schauspielerei", also der bewußten Ausübung einer gespielten Rolle, erheben zu dürfen, muß man ihn doch wohl anders beweisen können, als mit persönlichen Eindrücken. Es müßte zwischen Gesinnung und Handlung der Widerspruch bewiesen werden, — es müßte bewiesen werden, daß das Dargestellte nur eine Maske der wahren Natur gewesen wäre, und das ist niemals und nirgend geschehen ...

Das etwas Gespreizte, Bewußte in Manteuffels Haltung und Rede hat wohl die Urteilenden dazu geführt, Absichtlichkeit und Berechnung auf Effekt darin zu sehen. Manteuffel war aber viel zu sehr Gefühlsmensch (man hat ihm ja auch immer seine Gefühlspolitik vorgeworfen) und viel zu sehr der inneren Nötigung großer Empfindungsströmungen untertan, als daß er Zeit und Raum für die Berechnung hätte finden können. Eine Rolle, die man spielen will, muß man sich zurechtlegen und ausklügeln; — dazu aber war seine Natur viel zu eruptiv-sentimental.

Das Verständnis für des Marschalls Geistesart und sein Wirken in Welt und Politik war freilich sehr erschwert durch die Kompliziertheit seiner natürlichen Begabung und durch deren eigentümliche Entwicklung in seinen verschiedenen beruflichen Stellungen.

Die Elemente waren so merkwürdig in ihrer Mischung, daß sie öfters in sich widerspruchsvolle Handlungen zeitigten. Das Widerspruchsvolle ist aber in seiner Auflehnung gegen Regel und logische Berechnung oft das Interessanteste; ob es in der Politik wirkungsvoll und fruchtbar für den Erfolg ist, steht dahin.

Der geistreiche Geschichtsschreiber Treitschke sagt einmal: „Die Größe der historischen Helden besteht in der Verbindung von Seelenkräften, die nach der Meinung des platten Verstandes einander ausschließen." Nun, das war bei Manteuffel der Fall, und wir sind allerdings geneigt zu glauben, daß sich in diesem Ringen einander widerstrebender Gewalten, in diesem Wettstreit um die Oberherrschaft die einzelnen Kräfte in der Uebung maßen und reger zu großen Aktionen blieben.

Aus diesem lebhaften Kraftbewußtsein wuchs ihm wohl auch der Glaube

an seine unfehlbare persönliche Wirkung auf andre. Es war immer einer seiner obersten Glaubenssätze im Leben und in der Politik gewesen, durch den persönlichen Kontakt intensive Einflüsse zu erzielen, und dann auch in Wechselwirkung die Anregungen durch die andre Persönlichkeit als lebendige Erfahrung und Gewinn für sich zu erobern.

So maß er dem Gespräch, sowohl im gesellschaftlichen Verkehr wie auch im politischen Leben, einen ganz besonderen Wert bei; überhaupt gingen seine Entschließungen oft mehr aus persönlichen Neigungen und Impulsen als aus sachlichen Gründen und Erwägungen hervor.

Dafür war seine Stellung zum Bischof von Metz, Monseigneur du Pont des Loges, die viel besprochen und kritisiert worden ist, ein besonders plastisches Beispiel.

Du Pont des Loges, einer altfranzösischen Legitimistenfamilie entstammend, stellte eine interessante Vereinigung von Edelmann und Kirchenfürst dar. Er war von hervorragender Intelligenz und starker Willenskraft, — ein Mann, mit dem Verhandlungen zu führen nicht leicht war, da er den staatlichen Anforderungen, wenn sie mit seinen Anschauungen im Gegensatz standen, zähen Widerspruch entgegensetzte, — auf dessen Wort man sich aber, wenn er einmal irgend einer Maßregel zugestimmt hatte, unbedingt verlassen konnte.

Der Bischof hatte nun Manteuffels große Sympathie gewonnen, so daß der Marschall z. B. jede Anwesenheit in der lothringischen Hauptstadt benutzte, um ihm seinen Besuch zu machen und über allerlei ihn besonders interessierende Fragen der Politik mit ihm zu sprechen.

Es war bei des Marschalls großzügigem Geist, seinem tiefreligiösen Sinn und seiner daraus resultierenden Ehrfurcht vor kirchlichen Autoritäten natürlich, daß er einem Manne wie diesem Bischof, der eine nicht zu übersehende Charaktergestalt war, einen gewissen Einfluß auf sein Wesen einräumte, und die persönliche Sympathie steigerte diesen Einfluß noch bedeutend ...

Du Pont des Loges konnte dagegen als überzeugter und starker Vertreter der katholischen Kirche in Fragen, wo es sich um staatliche Interessen handelte (und solche besprach Manteuffel öfters mit ihm), natürlich nicht als ein besonderer Förderer dafür eintreten. Und wenn es sich um Fragen handelte, wo Interessen des Staates mit Interessen der Kirche in Verbindung oder gar in Konflikt waren, da machte die Ueberlegenheit der Kenntnisse des Bischofs in allen kirchenpolitischen Fragen ihn vielfach zum Meister und Leiter des Marschalls, fast ohne daß dieser es bemerkte.

Der Einfluß, den Manteuffel dem Bischof gönnte, wurde daher öfters verhängnisvoll.

Manchmal dagegen gewann auch der Statthalter auf den lothringischen Bischof Einfluß in entscheidenden kirchlichen Fragen. Diese letztere Tatsache ist gegenüber der ersten nicht bekannt genug, und auch Petersen, der sonst wohl unterrichtete Beurteiler reichsländischer Verhältnisse, scheint sie entgangen zu sein. Es ist z. B. erwiesen, daß du Pont des Loges, als es sich darum handelte, bei

dem Metzer Bischofsstuhl einen Koadjutor mit dem Recht der Nachfolge zu ernennen, den ganz bestimmten Wunsch äußerte, Korum möge ihm in dieser Stellung beigegeben werden; ebenso entschieden aber lehnte Manteuffel dies ab, und es war einzig des Statthalters Initiative zuzuschreiben, daß der bisherige Generalvikar des Bischofs, Fleck, zum Koadjutor ernannt wurde, ein wenig sogar unter Widerstreben des lothringischen Bischofs.

Die Wahl Flecks zum Koadjutor wurde nun freilich auch als eine dem deutschen Geist feindliche betrachtet; das dürfte aber auf einem Irrtum beruhen, denn Fleck, eine stille Natur und ein fleißiger und gewissenhafter Verwalter seines Amtes, stand überhaupt der staatlichen Politik fern; er ist wenigstens nie in eine ausgesprochene Stellung oder in eine gegensätzliche Aktion zu ihr getreten.

Daß Korum später in Trier zum Bischof, daß also ein Sohn des Elsaß in Preußen zum Kirchenfürsten erwählt wurde, das war wohl hauptsächlich auf Manteuffels Befürwortung in Berlin zurückzuführen; auch eine Tatsache, die nicht allgemein bekannt sein dürfte.

Um aber auf Manteuffels Verhältnis zu du Pont des Loges zurückzukommen, so muß allerdings konstatiert werden, daß der Statthalter sich von seiner Sympathie für den klugen Kirchenfürsten öfters auch hinreißen ließ, diesem eine zu große Autorität zuzuerkennen und ihm zu viel Einfluß auf einzelne Handlungen einzuräumen.

Daß Manteuffel dem Wunsch des Bischofs entgegenkam, seine Seminaristen so viel als möglich vom Militärdienst zu entbinden, erscheint wenig bedenklich der Tatsache gegenüber, daß später im Deutschen Reich ganz allgemein für die jungen Geistlichen dasselbe bestimmt wurde, und daß es möglich ist, Manteuffel könne von der für Deutschland beabsichtigten Maßregel Kenntnis gehabt haben. Anfechtbarer erschien es dagegen, daß er, auf direktes Ersuchen des Bischofs und ohne Mitwirkung des Ministeriums, einigen dem französischen Orden der Oblaten angehörenden Priestern (nicht, wie oft behauptet wird, mehreren Orden) die Niederlassung im Reichsland gestattete, mit der Klausel, es müsse aber alles möglichst still und ohne Aufsehen geschehen, damit die Oeffentlichkeit, vor allem die Presse, nicht aufmerksam werde und man von Berlin aus ihn nicht veranlassen könne, seine entgegenkommende Maßregel zurückzuziehen.

Diese allerdings mißliche Maßregel und Klausel ist aber viel böser gedeutet worden; sie wurde als ein Doppel- und Versteckenspiel mit dem Reichskanzler aufgefaßt; in Wahrheit meinte aber Manteuffel, daß das Bekanntwerden seiner Maßregel vielleicht eine Anfrage der französischen Regierung an die deutsche in Berlin nach sich ziehen könne; und eine solche wollte er im Hinblick darauf vermieden sehen, daß die Oblaten ein eben aus Frankreich ausgewiesener Orden waren. Man kann Manteuffel nicht nachweisen, daß er durch seine persönlichen Sympathien und durch sein starkes Entgegenkommen gegenüber dem lothringischen Bischof irgend einen politischen Mißgriff gemacht oder eine Beeinträchtigung der staatlichen deutschen Interessen bewirkt hätte; die Schädigung lag mehr auf einem

immateriellen Gebiet. Manteuffels zu entgegenkommende, fast unterwürfige Art, den Bischof zu behandeln und seinem Rat Gehör zu geben, erzeugte Mißtrauen bei den deutschen Elementen und falsche Hoffnungen bei den Einheimischen, insbesondere beim reichsländischen Klerus; danach mußten dann wieder die später erlassenen strengen Maßregeln, wie z. B. das Verbot der „Union", des klerikalen Protestblattes, bei dem letzteren widerspruchsvoll und Mißtrauen weckend wirken.

Ein Brief des Statthalters an du Pont des Loges darf hier, um eine ganz unparteiische Darstellung zu geben, nicht fehlen; er ist charakteristisch dafür, daß Manteuffels Fügsamkeit gegenüber dem Urteil des von ihm hochverehrten Bischofs doch über die Grenzen hinaus ging.

Einige kennzeichnende Stellen des Briefes mögen hier folgen. Es handelte sich um die Weihe des Koadjutors von Metz. Manteuffel wünschte der kirchlichen Feier beizuwohnen, war aber nicht sicher, ob seine Anwesenheit der katholischen Geistlichkeit genehm sein würde; er holte deshalb des lothringischen Bischofs Rat darüber ein (anstatt den seiner Minister zu erbitten) und schrieb ihm also:

Que dois — je faire le 25? Si je n'avais pas en vue que ma politique, je viendrais purement le 25 à Metz, et assisterais à la cérémonie, car cela prouverait aux habitants catholiques du pays, que je respecte l'église. Mais cette fête a pour Votre Grandeur et pour le clergé un caractère si intime, que je croirais manquer à Votre Grandeur, si je ne vous priais pas, de me dire votre opinion. Daignez me la dire tout franchement et soyez persuadé, que je comprends votre décision, et que toute idée, d'être blessé, si Votre Grandeur préfère, que je ne vienne pas, me reste et restera étrangère.

Vous étiez Français, je suis Allemand; vous êtes catholique, et je suis Protestant, et en Allemagne le malheureux „Culturkampf" n'est pas encore officiellement fini. Je vous répète, que je comprends tout cela, et c'est pour cela, que je ne voudrais pas assister à un dîner ou déjeuner ou à une officielle soirée, — car cela gênerait ces messieurs. Mais pour assister à la consécration de Msgr. Fleck, c'est autre chose, et cependant je fais Votre Grandeur juge et arbitre; mais je prie Votre Grandeur, parceque je dois prendre mes arrangements, d'avoir la bonté de me télégraphier un „oui" ou „non" . . . alors, je suis averti.

Der Bischof sandte darauf telegraphisch seine Antwort, das Fest habe „un caractère de fête intime de famille pour le clergé!" Also ein „Nein!"

Der Statthalter, als Repräsentant des Kaisers, hatte einfach zu befehlen oder zu wünschen und dementsprechend zu verfahren, aber eine solche, in fast demütig sich unterordnendem Ton gehaltene Anfrage, deren Beantwortung er selbst, als Leitfaden für sein Handeln betrachten zu wollen versicherte, war gewiß nicht richtig, und man muß sie für mißlich, bedauerlich und für einen taktischen Fehler erklären.

Die Neigung Manteuffels, sich manchmal in bedeutsamen Fragen des öffentlichen Lebens Rat aus den Kreisen der Bevölkerung, sei es nun von Bischöfen, Notabeln, Abgeordneten oder Privaten zu erfragen, anstatt bei seinen Ministern und Beamten, war wohl einesteils darauf zurückzuführen, daß er ängstlich bemüht war, die Wünsche des Landes möglichst eingehend zu ermitteln und ihnen nachzukommen, anderenteils aber hatte er die Ueberzeugung, daß die Verwaltungsbeamten noch keine so enge Fühlung zu den einflußreichen und führenden Kreisen der Bevölkerung gewonnen hätten, um über deren Anschauungen, Bedürfnisse und Wünsche eingehend unterrichtet zu sein.

Es war dem Statthalter mehrfach begegnet, daß bei seinen Reisen ins Land einige Kreisdirektoren sehr maßgebende und einflußreiche eingeborene Herren ihres Kreises nicht gekannt hatten und überhaupt den einheimischen Gesellschaftskreisen ziemlich fern standen. Diese Erfahrung ließ es ihm richtig erscheinen, wenn er sich vollständig in einer Frage über die Wünsche der Bevölkerung informieren wollte, sich zugleich an die Elemente aus dieser selbst zu wenden und deren Kenntnisse und Rat oft für wesentlicher zu erachten, als die der eingewanderten Beamten.

Die Beamtenschaft lebte wirklich nur in loser Fühlung mit den Eingeborenen. Das hatte wohl seinen Grund darin, daß jene Herren von der ersten Zeit nach dem Kriege an, wo noch tiefes Mißtrauen und Gegensätzlichkeit zwischen Eingewanderten und Eingeborenen herrschte, in ihren Kreisen saßen. Von einem durchaus abgeneigten Verhältnis zwischen zwei Faktoren der Gesellschaft in ein freundliches, von Vertrauen getragenes überzugehen, ist aber sehr schwierig; aus dieser Erkenntnis heraus hatte sich bei Manteuffel der Lieblingsgedanke entwickelt, den er denn auch realisierte: einen größeren Personenwechsel in der Besetzung der Kreisdirektionen eintreten zu lassen, vorzüglich bei solchen, die von der ersten Zeit nach dem Kriege an den gleichen Verwaltungschef hatten. Das war ein glücklicher Gedanke, der von wachem Sinn für die Notwendigkeit der lebendigen Wechselwirkung zwischen Beamten und Bevölkerung zeugte; dagegen kam der Marschall in einer andern Richtung wieder zu weit entgegen: wenn er, wie es öfters geschah, bei der Ernennung von Beamten angesehene und angesessene Herren des betreffenden Landesteiles um ihre Meinung frug und seine Entschließung dann davon abhängig machte.

Dieser rein persönliche Zug seiner Regierung hatte zweifellos seine Gefahren. Manteuffel führte überhaupt eine sehr, man könnte es am richtigsten bezeichnen: individuelle Verwaltung, die wohl von ernst erwogenen, aber so selbstherrlichen Gesichtspunkten ausging, als sie sich nur mit den festen Satzungen und Gesetzen vereinbaren ließen. Das Autokratische war bei ihm höchst seltsam gepaart mit dem strengen Gefühl für Disziplin und Subordination gegenüber dem Staat und dem Herrscher.

Sehr charakteristisch bei ihm war auch die Auffassung seiner Lebenssendung. Er war von dem Gottesgnadentum seiner Stellung und seiner Aufgaben überzeugt. Das ist starker, alter Glaube der Könige, und er gab ihm auch etwas

zugleich Stolzes und Frommes. Er fühlte sich als Werkzeug der Göttlichkeit, aber auch als Vollstrecker höchsten vorbestimmten Willens der Gottheit. Seine Aemter erschienen ihm weniger Belehnungen von weltlichen Herrschern, als von einem überweltlichen, was übrigens nicht ausschloß, daß er einer der königstreuesten Männer war.

Das preußisch-soldatische Selbstbewußtsein mit dessen hohen Rechten und Pflichten war stark ausgebildet bei Manteuffel; hatte er doch auch sein langes Leben (er war 70 Jahre, als er zur Uebernahme des Statthalterpostens nach Straßburg kam) von früher Kindheit an, die ihn in der preußischen Kadettenanstalt sah, durch alle Grade eines Offiziers, bis zu dem höchsten Ehrengrad des General-Feldmarschalls, im Heere gestanden. Aus all seinen Stellungen hatte er das siegende Gefühl mitgenommen, daß das kleine Preußen Friedrichs des Großen vor allem durch seine soldatische Schulung und seine strenge und starke Militärkraft gewachsen war zu seiner Bedeutung im neuen Deutschen Reich. Das gab sich auch kund in seiner Auffassung der Entwicklung der Dinge durch den deutsch-französischen Krieg, in der er der hervorragenden Staatskunst Bismarcks nicht ganz den gebührenden Teil gegenüber den Verdiensten der Militärmacht und den Leistungen der Armee zugestand.

Er hat auch in Privatgesprächen wiederholt hervorgehoben, daß die öffentliche Meinung in Bismarck allzusehr den alleinigen Schöpfer der deutschen Einheit erblicke und die großen Geister und Mitschöpfer neben ihm, die Kriegshelden und Schlachtenlenker, dagegen ein wenig in den Schatten stelle.

Uebrigens war diese an Mißgunst leise gemahnende Anschauung damals in Kreisen hochstehender Militärs sehr verbreitet.

Ein starker dokumentarischer Beweis dafür findet sich niedergelegt in den Briefen Roons, die aus Anlaß von dessen hundertstem Geburtstag (30. April 1903) in der „Deutschen Revue" veröffentlicht sind. Eine Stelle dieser Korrespondenz, die an Roons Freund, Moritz v. Blankenburg, einen der Führer der strengkonservativen Partei, gerichtet ist, kann als besonders kennzeichnend gelten. Sie wird relativ noch viel bedeutsamer, wenn man erwägt, daß Roon allezeit eine sehr hohe Schätzung für Bismarck hatte, und daß seinem Einfluß bei König Wilhelm zuzuschreiben ist, wenn dieser Bismarck (1862) als Leiter des Staatsministeriums nach Berlin berief.

Die Stelle in Roons Brief lautet: „Alle seine (das heißt Bismarcks) Klugheit, Energie und Gewandtheit wären ja ohne Moltke und die Armee bloßes diplomatisches Geklingel geblieben, über das Mit- und Nachwelt etwa wie über die Beustsche Großmannsucht geurteilt haben würde. Ob er sich dessen wohl klar bewußt geblieben ist auf dem hohen Piedestal, auf das ihn die närrische Welt gestellt hat? Ich zweifle. Sein König steht anders zu der Frage und zu seinen Erfolgen. Er weiß, wem er es zu danken hat, und sagt es öfters, als es gerade nötig wäre. Bismarck erwähnt dessen nie, vielleicht weil er es, als selbstverständlich, für überflüssig hält. Er gefällt sich in der allgemeinen Vergötterung und vermeidet daher alles, was sie beeinträchtigen könnte."

Ganz ähnlich, vielleicht noch accentuierter, war Manteuffels Urteil über Bismarck. Des Marschalls Gerechtigkeitssinn und sein historisches Gefühl erkannten dem außerordentlichen Staatsmann wohl seine Größe zu, aber Manteuffel suchte doch öfters in Gesprächen und einmal in der Tat (Verbot des Fackelzugs zu Bismarcks siebzigstem Geburtstag, auf das wir später noch zurückkommen werden) darzutun, daß er des Kanzlers Leistungen, gegenüber denen des Heeres und seiner Führer, von der Allgemeinheit für überschätzt hielt.

In Manteuffels Natur lag auch, neben den bisher schon geschilderten Zügen, eine gewisse Hinneigung und Begabung für diplomatische Verhandlungen. Und in der richtigen Erkenntnis dieses seines Talents hatte ihn sein König öfters mit diplomatischen Sendungen beauftragt.

Der Feldmarschall hatte dabei einen hervorragenden historischen Sinn und auch Weitblick für geschichtliche Entwicklungen. Von seiner Berliner Zeit her war er aufs wärmste mit dem bekannten Historiker Ranke befreundet, dessen feiner und starker Geistigkeit er einen gewissen Einfluß auf sein Leben und seine Gedanken gönnte. Aus dieser innigen Geistesbeziehung haben die Kritiker, die seine Persönlichkeit im ungünstigen Licht schauten, die Behauptung hergeleitet, daß der große Berliner Geschichtschreiber dem Marschall Manteuffel für all seine politischen Missionen, und überhaupt in bedeutenden Momenten, wo dessen Person in der Oeffentlichkeit handelnd oder redend hervortrat, Direktiven geschrieben hätte.

Daß Manteuffel mit dem befreundeten Gelehrten über bedeutende und interessante Fragen seines beruflichen Lebens gesprochen hat, auch vielleicht hie und da Rankes Urteil und Rat einigen Einfluß gönnte, wäre nur natürlich gewesen, und wir sind gern geneigt, das zu glauben, aber es hätte ganz außerhalb der Möglichkeit von Manteuffels Natur gelegen, anzuerkennen oder zuzugeben, daß er wie eine Puppe an den starken Fäden des Willens eines andern geleitet oder bestimmt würde. — Schon als Rittmeister (Manteuffel war damals Adjutant beim Prinzen Albrecht von Preußen, Vater des jetzigen Regenten von Braunschweig) hatte er mit feurigem Anteil die Vorlesungen Rankes besucht; daran schloß sich dann die persönliche Bekanntschaft, die später zu inniger Freundschaft führte. Die beiden Männer waren in ihrer geschichtlichen und Weltanschauung durchaus auf gleicher Basis. So war z. B. die Erfassung der sittlich-religiösen und der politischen Bedeutung Preußens und der Glaube an dessen Bestimmung, die Suprematie in Deutschland zu haben, beiden gemeinsam. Manteuffel las stets in freien Stunden mit großer Vertiefung und „fast leidenschaftlicher Hingabe“ Rankes historische Werke, von denen ihm eines der liebsten Bücher das war, das den Helden des Dreißigjährigen Krieges, Wallenstein, behandelt.

Hierbei sei auch ein Streiflicht darauf geworfen, wie sympathisch ihm überhaupt die Gestalt des Friedländers war; denn auch von Schillers sämtlichen Dramen (der Marschall liebte Schiller sehr) war ihm die Wallenstein-Trilogie weitaus am liebsten. Er citierte z. B. in den sachlich-nüchternsten Minister-

sitzungen, so oft es nur irgend mit dem Stoffe vereinbar war, gern Sprüche und Gedanken aus „Wallenstein“.[1])

Ein gewisses sentimentales Pathos war Manteuffel entschieden eigen; er liebte die geschichtliche Pose, und man könnte wohl mit einigem Recht sagen: seines Geistes Gebärde und seiner Rede Ton waren „schillerisch“. Sein Gefühl erschien oft ergrübelt, während seine Gedanken und Handlungen manchmal sentimental gefärbt waren ... Wie ihn auf dem Schlachtfeld Schneidigkeit und Tatkraft auszeichnete, in der Politik Geschmeidigkeit, Feinheit und entgegenkommendes Verständnis, so war ihm im Salon eine höfische Glattheit und Formengewandtheit zu eigen, die, Frauen gegenüber, den Glanz und die Wärme alter Troubadouranmut gewann ...

Das starke Selbstbewußtsein Manteuffels, das bei den ungewöhnlichen und mannigfachen Erfolgen seines reichen Lebens vielleicht erklärlich war, und das vorhin schon angedeutet wurde, ließ den Marschall im Kontakt mit ebenso selbstbewußten Naturen absolut keine ersprießliche Form der Begegnung, des Einverständnisses, des Zusammenwirkens finden. Das zeigte sich sehr bald im amtlichen Verkehr und im politischen Verhältnis zu dem ersten reichsländischen Staatssekretär, Excellenz Herzog, worauf wir später eingehend zurückkommen werden, in verhängnisvoll scharfer Weise. Aus diesem Element etwas selbstbewußter Eitelkeit erklärt sich auch die leise Gefallsucht, die in des Marschalls Werben um freundliche politische Beurteilung und um Popularität sich dokumentierte.

Bei dem oben schon erwähnten Glauben an die große vermittelnde Kraft der persönlichen Berührungen ist es eine ganz natürliche Konsequenz, daß Manteuffel die Gastfreundschaft mit besonderer Wärme und regem Interesse pflegte. Ihm war sie nicht nur eine freundliche Förderin der Geselligkeit, sondern sie erschien ihm auch als Helferin und Genossin in der Politik.

Er war trotz eines überall in die Erscheinung tretenden Idealismus doch ein so praktischer Lebensphilosoph, daß er den Wert eines mit edlen Weinen gewürzten Gastmahls als anregendes Moment wohl zu schätzen verstand; freilich mehr für andre als für sich selbst.

Täglich waren an seinen Tisch Gäste geladen: Beamte, Offiziere, Geistliche, angesehene Eingeborene, vorübergehend anwesende Fremde von Bedeutung. In angeregtem Plaudern wurden da Fragen, die in schriftlicher Form oder auf dem Umweg durch die Presse kühler, ferner und abstrakter behandelt worden wären, durch die Unmittelbarkeit von Rede und Gegenrede, den lebendigen Ton, den beredten Blick viel wärmer und eindringlicher beleuchtet und gediehen dadurch manchmal in einer Stunde persönlicher Verhandlung zu viel besserem Wachstum. Des ersten Statthalters frischer, praktischer Soldatensinn, der in rührigem Handeln und keckem Ergreifen einer Frage eine raschere Förderung erschaute,

---

[1]) In des Reichskanzlers Bismarck Familie wurde im vertrauten Kreis Manteuffel nur „der Friedländer“ genannt. So erzählt R. v. Keudell in seinem Buch „Fürst und Fürstin Bismarck“.

als in aktenmäßig theoretischer Behandlung, bekundete sich in solcher Auffassung. Gewiß lagen auch große Gefahren in einer besonderen Pflege des persönlichen Kontakts, weil er subjektiver Betätigung freie Bahnen öffnete, aber es lagen auch ebenso unverkennbar Vorteile darin; besonders in einer Zeit des Uebergangs, da die Strömungen in den Geistern, die geschichtlich treibenden Einflüsse zweier lebendigen Kulturen, der bis dahin im Lande wirksam gewesenen französischen, sowie der nun wirkenden deutschen, noch fremd und unvermittelt nebeneinander liefen. Der Grund alles Mißverstehens bisher war gewesen: man kannte sich einfach nicht genug, man rechnete mit unbekannten oder halbbekannten Werten.

Damals übte der französische Chauvinismus noch eine so knechtende Macht über die im Lande gebliebenen Elsaß-Lothringer, daß sie sich, im eminentesten Sinne des Wortes, abschlossen und verschlossen; nicht nur in ihren Gesinnungen, sondern in ihrem Willen, in ihren Lebensbetätigungen, ihren Gewohnheiten, in ihren Häusern.

Verwandte, Bekannte und Freunde, die für Frankreich optiert hatten, behielten ihre alten Heimatsgenossen scharf im Auge und übten einen Terrorismus an ihnen aus.

Wahrlich, es gehörte ein starker, sittlicher Mut dazu und eine wache Energie, daß diese im Land gebliebenen Elsässer in irgendwie persönliche Beziehungen zu den „Deutschen" traten, und gar zu den offiziellen Kreisen. Denn die französischen Zeitungen, sogar ernste Blätter, kennzeichneten solche Elsaß-Lothringer als Verräter, Abtrünnige, gesinnungslose Schurken und käufliche Wichte, und brannten ihnen Schandmale auf durch lange, entwürdigende Berichte.

In solchen Uebergangszeiten können vom sozialen Gebiet aus nicht zu unterschätzende politische Wirkungen erzielt werden, und Manteuffels Methode, die teils einem klugen Ermessen der geschichtlichen Bedingungen, teils aber auch einem persönlichen, sehr subjektiven Empfinden entsprang, hatte daher eine Berechtigung.

Er betätigte seine liebenswürdige Ritterlichkeit, seine sehr anregende und anpassungsfähige Geistigkeit oft ganz hinreißend in seiner Gastfreundschaft. Ein feiner Zug in ihr war, daß er bei den häufiger erscheinenden Gästen seiner Tafel bald ihre kleinen Lieblingsneigungen entdeckte und demgemäß dann dem einen irgend eine bevorzugte Weinsorte, dem andern eine bevorzugte Speise besonders servieren ließ. So ließ er z. B. Herrn Julius Klein, übrigens einem der interessantesten und politisch feinsten Altelsässer, auf dessen reiche Persönlichkeit wir später noch eingehend zurückkommen werden, immer einen moussierenden, leichten Wein an seinen Platz stellen, denn er hatte erkundet, daß Klein magenleidend war und jenen besonderen Wein als bekommlich und leicht bevorzugte.

Der Feldmarschall-Statthalter war materiellen Genüssen wenig zugeneigt; bei seinen Gastmählern nahm der mäßige Mann nur ein wenig Brühe, etwas Hühnerfleisch und — Biliner Wasser. Während die Schüsseln und Flaschen lebhaft kreisten, saß er „ganz Geist" in seiner eigentümlichen, man könnte sagen anmutig-aufrechten Haltung und beobachtete scharf seine Gäste. Neben seinem

Platz lag immer ein Tafelbild, das heißt eine Gruppierung der Gäste mit deren Namen, so daß er sich beim Ueberblick sogleich zurecht finden konnte, und so aus dem außerordentlich großen Kreis der Kommenden und Gehenden, der eigentlich das ganze Land Elsaß-Lothringen im Extrakt darstellte, auch die weniger Bekannten seinem Urteil deutlich vorgerückt waren.

Eine eigentümliche, in hohem Grad fesselnde Erscheinung, dieser Marschall-Statthalter! Wie er da an seiner Tafel saß, den eleganten Waffenrock seines Dragonerregiments mit Orden aller Grade und Länder bedeckt, eng über der schlanken Gestalt geschlossen, die feinen Hände spielend mit einer goldenen Lorgnette, die er oft und gewandt vor die Augen führte! Und seltsame Augen waren es — Augen, aus denen Schlauheit, Stolz, Kühnheit, Genialität, Güte blickten und die die ganze merkwürdige Vielseitigkeit seines seelischen Wesens widerspiegelten ... Die freie Stirn war hoch umbuscht von grauem Haar; dies und der ganze obere Teil des Kopfes, auch die hängenden Brauen, unter deren halber Deckung der Blick um so geheimnisvoller blitzte, und der etwas stumpfe Ansatz der Nase erinnerten stark an den Charakterkopf des norwegischen Dichters Ibsen. Züge, aus denen eine mächtige und komplizierte Geistigkeit und ein von Natur fester, durch Schulung eiserner Wille sprach.

Manteuffel war siebzig Jahre, als er nach Elsaß-Lothringen kam, und hatte bereits ein Leben reichsten Inhalts, voll theoretischen und praktischen Wirkens hinter sich. Abgesehen von mannigfachen diplomatischen Sendungen, insbesondere nach Rußland, wo er das Ansehen eines wirkungsvollen und beliebten Vermittlers genoß, hatte ihn sein König in den Kriegen, die zwischen 1860 und 1870 liegen, und in den Aktionen, die ihnen folgten, zu besonderen Vertrauensstellungen und Kommandos ersehen.

Nach dem Krieg mit Dänemark (1864) ward er zum Gouverneur von Schleswig bestimmt und erfüllte die schwierige Mission mit Glück und Erfolg. Im deutsch-österreichischen Krieg 1866 hatte er die Mainarmee zu kommandieren, hatte Frankfurt genommen und im Mainfeldzug den Prinzen Karl von Bayern siegreich südwärts gedrängt, bei Kissingen und Würzburg die feindlichen Truppen geschlagen und so bis zum Waffenstillstand sehr erfolgreich gewirkt. Im großen deutsch-französischen Krieg 1870—1871 hatte er dann, wie allerwärts bekannt, eine hervorragende Rolle gespielt und hatte nach dem Friedensschluß, vom Kaiser Wilhelm erwählt, als Oberbefehlshaber der in Frankreich bis zur völligen Auszahlung der Kriegsschuld verbleibenden Occupationsarmee, einige Jahre in Nancy Hauptquartier zu halten.

Alle diese Erregungen, dies Hin und Her, diese fortdauernde Reibung und Uebung seelischer und körperlicher Kräfte hatten naturgemäß bei dem Siebzigjährigen die Elastizität vermindert; da hat er denn, was seiner Kraft etwa an der ursprünglichen Frische mangelte, zu ersetzen gesucht durch seine mächtige Energie.

Die ihn besser kannten, wußten, daß, wenn er die Pflichten seiner dienstlichen Würde erfüllte, er sich mit gewaltigem Ruck der Willenskraft zusammenriß, um

die leichte Ermüdung zu besiegen, der er nur selten nachgab, die aber doch in ihm war . . .

Uebelwollende nannten das damals, wenn er elastischen Schritts in den Saal trat und den Männern aufrecht und fest entgegenschritt und den Frauen mit ritterlicher Anmut begegnete: „Der Marschall markiert wieder den Fähnrich!“ Für den Tieferblickenden aber war es ein rührendes Schauspiel, wie der im Krieg und vielerlei ernsten Pflichten Ergraute, der am Beginn des Greisenalters noch mit einer neuen, verantwortungsvollen politischen Sendung belehnt war, seinen eisernen Willen als Mitkämpfer zur Lösung einer erhabenen Aufgabe aufrief.

Sehr merkwürdig hatte sich aus der Geschichte heraus das Verhältnis zwischen Manteuffel und Bismarck gestaltet. Manteuffel, der sonst so ganz Eigenartige, bekannte sich in dieser Beziehung, das heißt in seiner Auffassung von Bismarcks Verdiensten am Aufbau des Reiches, voll zu der innerhalb weiter Kreise des Generalstabs und der höheren Truppenführer herrschenden, die vorhin schon skizziert wurde.

Die in der „Deutschen Revue“ letzthin veröffentlichten Kriegstagebücher des Generals v. Stosch beweisen, daß schon während des Krieges und der Verhandlungen in Versailles jene Gegensätze vielfach schroff hervortraten. Die Aufzeichnungen von Stosch werfen scharfe Lichter auf diese eigenartigen Verhältnisse und lassen besonders die Charaktergestalten von Bismarck und Moltke in klar umrissenen Kontrasten erscheinen. — Nach dem ungeheuren Erfolg des deutsch-französischen Krieges, und nachdem aus allen Kämpfen, Trümmern, Wunden und Verlusten das Deutsche Reich erstanden, war es verständlich, daß die Urheber der konkreteren Erfolge, die Gewinner der Schlachten, die ihr Leben in hundert Todesmöglichkeiten während eines langen Krieges eingesetzt hatten, sich am glorreichen Ende des Riesenkampfes als die höchstbeteiligten Sieger fühlten. Ihnen erschien das Deutsche Reich in erster Linie aus den Erfolgen der Waffen hervorgegangen: aus der klugen, teils genialen Führung der Generäle und der Tapferkeit und Disziplin des Heeres.

Die eminente Staatskunst des geistigen Helden Bismarck, seine wachsame Weisheit, das Genie seiner politischen Erkenntnis, sein zielklares Wirken, das alles werteten sie nicht ganz in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung, auch nicht in seiner besonderen Bedeutung für die Schöpfung des Deutschen Reiches. Und daß die öffentliche Meinung, die fast immer den richtigen Instinkt für das Wahre hat, jener Auffassung nicht recht gab, schärfte diese um so mehr.

Wohl hat die öffentliche Meinung auch den deutschen Kriegshelden, vor allem Moltke und Roon, und dem ausgezeichneten Heer, nach ihren Verdiensten alle Ehren zuerkannt, aber: als den eigentlichsten Schöpfer des Deutschen Reiches hat sie allezeit Bismarck gefeiert, und hat diese Ueberzeugung im Leben und in der Geschichtschreibung betätigt.

Eine gewisse Rivalität zwischen Bismarck und dessen gewaltigem Anhang einerseits und der Militärpartei mit einer großen Anhängerschar anderseits war immer wie eine innere Entfremdung latent.

Kaiser Wilhelm I., der milde, lebensweise Mann, der wie eine Inkarnation der Gerechtigkeit in der Geschichte steht, hatte das wohl erkannt, und seiner warmen Mittlerpersönlichkeit ist es gewiß zuzuschreiben, daß damals in der großen Zeit, die auch naturgemäß alle Leidenschaften und Meinungen viel reger aufschürte, schärfere Konflikte vermieden wurden.

Kaiser Wilhelm hatte unter all seinen Generälen stets eine besondere Schätzung für Manteuffel bekundet, wie das auch aus dessen Erwählung zu wichtigen Missionen, zuletzt durch seine Berufung als Statthalter in Elsaß-Lothringen hervorging.

Kurz nach Manteuffels Ernennung, doch ehe er definitiv seinen Posten antrat, hatte Kaiser Wilhelm den Marschall noch in einer politischen Mission nach Rußland entsandt. Diese Sendung wurde zwar von vielen Seiten als einen bloßen Höflichkeitsakt hinzustellen gesucht, aber die Tatsachen und deren klar zu Tage tretender innerer Zusammenhang und der bestimmte Sinn, der daraus spricht, kennzeichnen jene Sendung als eine politische.

Es waren seit längerer Zeit russische Verstimmungen, die besonders in der Presse ihren Ausdruck fanden, zu bemerken. Rußland sah mißbilligend auf Bismarcks oft markierte treue Bundesfreundschaft mit Oesterreich, und auch in Deutschland wurde von unparteiischen Preßstimmen betont, daß für Fürst Bismarck, als vorzugsweise praktischen Staatsmann, ein Dreikaiserverhältnis kaum mehr bestehen könne, da hinter dem russischen Mitglied dessen Staat nicht mehr stehe.

Dabei schien es nach einer Notiz der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", die als sicher und offiziös galt, festzustehen, daß Manteuffels Reise nach Warschau lediglich aus des Kaisers Initiative, wohl mit Vorwissen, aber ohne Zustimmung des Kanzlers erfolgte.

Der offizielle Grund von des Marschalls Sendung war der, daß er als Führer einer Deputation von Offizieren dem Zaren bei den Manövern um Warschau im Namen des Deutschen Kaisers begrüßen sollte.

Am Donnerstag den 29. August (1879) ging der Feldmarschall nach Warschau. Er war ja auch, als persona gratissima am russischen Hofe, der bestgewählte Sendbote. Daß Manteuffels Mission aber einen politischen Charakter hatte, ging deutlich aus zwei Erscheinungen hervor: erstens aus der Auffassung der Presse, die in ihren Regierungsorganen besonders betonte, daß die russische Regierung den Ton der einheimischen Presse mißbillige und in durchaus freundschaftlichen Beziehungen zu Deutschland stehe 2c., und daß sie in der Sendung Manteuffels ein Entgegenkommen Deutschlands freudig begrüße. Der zweite, viel mächtigere Beweis für den politischen Charakter der Reise war die Tatsache, daß einige Tage nach dem Besuch Manteuffels die bekannte Zusammenkunft Wilhelm I. und des Zaren Alexander in Alexandrowo stattfand, die ersichtlich doch wohl dadurch angebahnt war.

Die innere Geschichte dieser Vorgänge trat in besonders scharfe Beleuchtung durch folgende weitere Tatsache. Zu gleicher Zeit, als Manteuffel in Warschau

war, hatte Bismarck mit Andrassy in Gastein eine sehr lange, warme Unterredung und versprach zugleich seinen demnächstigen Besuch in Wien. Andrassy war von dem Inhalt der Unterredung offenbar so befriedigt, daß er zum Kaiser Franz Joseph ins Lager von Bruck fuhr und dort eingehend berichtete.

Die russischen Zeitungen polemisierten scharf gegen Bismarck, auf der Basis einerseits der Zusammenkunft in Alexandrowo mit vorangehender Entsendung Manteuffels ohne Bismarcks Zustimmung, und andrerseits der neuerlichen Annäherung an Oesterreich durch die freundschaftliche Begegnung der beiden Minister in Gastein. Die russischen Zeitungen gingen sogar so weit, Bismarcks Stellung für erschüttert anzusehen und in Manteuffels Persönlichkeit und Günstlingstellung bei Kaiser Wilhelm eine Gefahr für den Kanzler zu erblicken. Am 21. September fand dann Bismarcks Besuch in Wien statt . . .

Diese politischen Vorgänge wurden nur deshalb an dieser Stelle etwas eingehender behandelt, weil sie auf die eigentümliche, schon angedeutete Rivalitätsstellung und daraus keimende Zwiespältigkeit zwischen Bismarck und Manteuffel, die äußerlich weltmännisch immer maskiert wurde, aber innerlich doch bestand, ein helles Licht werfen. Und dies Licht scheint uns gerade im Beginne der neuen, hochwichtigen Stellung von Manteuffel eine Bedeutung zu haben, die manches klarer schauen lehrt . . .

Wir wollen den ersten Statthalter in Elsaß-Lothringen zeigen in der Wechselwirkung seiner reichen Persönlichkeit mit den politischen Verhältnissen und Entwicklungen im Reichsland. Wenn man ein möglichst erschöpfendes und richtiges Urteil geben will, dann muß man die Größen und Werte aneinander messen und gleichsam aneinander abklären; und dazu ist es von Bedeutung, daß die Zeit in all ihren Erscheinungen und Bedingungen auf die Wirkung hin geprüft wird, die sie auf die zu beurteilenden Persönlichkeiten übte. Dinge, die manchmal nebensächlich erscheinen, können doch von charakteristischer Bedeutung sein, — so etwa wie bei einem Gemälde wenige Punkte und Linien sich zu einem Schatten zusammenfügen, und andrerseits wenige Töne und Färbungen Ausdruck in tote Flächen tragen können. Wir halten es für eine schöne Pflicht, von einem Manne, dessen Wesen und Wirken oft von seiner Zeit verkannt worden ist, ein Bild zu geben, zu dem Beobachtung, lebendige Erfahrung und vorurteilslose Erkenntnis die Farben mischten. Das ernste Ergebnis des liebevoll gezeichneten Werkes wird dann, so hoffen wir, eine nicht unerwünschte Illustration für die Bücher der Geschichte des Elsaß bedeuten. (Fortsetzung folgt.)



Donna Carlottas Weisheit.

Eine italienische Geschichte.

Von

Anton Andrea.

Vor etwa einem halben Jahrhundert war Donna Carlotta eine landbekannte Schönheit gewesen, jetzt lebte sie in Ehren mit ihrem Manne, dem guten Cavaliere, und zehrte von ihren Erinnerungen. Die glänzendste von diesen war, daß ein Principe, ein wirklicher Fürst, sie geliebt hatte: viel fehlte nicht, so wäre sie „Principessa" geworden. Die Sage von der Liebe dieses Fürsten und ihrer einstigen Schönheit wob ihr noch im Alter einen Nimbus um das Haupt.

Leider lag auch manches zwischen damals und jetzt, das weder gut noch schön war; wenn sie es aber recht bedachte, so hatte sie immer Glück gehabt. — Wäre sonst wohl der gute, wackere Cavaliere im rechten Augenblick gekommen und hätte sie vom Fleck weg geheiratet?

Madonna, ja, ein Engel war das Kind gewesen, ihre Alina! Kein Wunder, beide Eltern schöne Menschen, denn der Principe —

Aber nein! Der hatte ein Traum für sie bleiben müssen, der süßeste und stolzeste ihres bewegten Lebens. —

Der gute Cavaliere also!

Wie hatte er das Kind geliebt! Wäre es nicht ihres gewesen, sie würde eifersüchtig geworden sein; denn sie war eine vulkanische Natur, eine Feuerseele.

Als dann Alina aufwuchs, nannten die Leute sie die „Principessina", das Prinzeßchen, und die boshaften zwinkerten verfänglich mit den Augen. Doch das gab sich bald: Schönheit und Anmut stempelten Alinchen zum Fürstenkind, und niemand hatte etwas dagegen.

Es kam eine Zeit, da hatte sie ihre liebe Not mit ihr. Alina war sechzehn Jahre alt, ein Mairöschen — und die ganze männliche Jugend von Cortona machte Jagd auf sie. Man konnte nicht genug aufpassen. Donna Carlotta war entschlossen zu wachen, im Notfalle sie hinter Schloß und Riegel zu halten: der Tochter sollte es nicht gehen wie einst der unglücklichen Mutter —

Hier lächelte Donna Carlotta verstohlen. — „Unglücklich" war sie in Wahrheit nie gewesen; aber sie hatte das Leben genossen, und es war schön gewesen bis zuletzt, bis auf den guten Cavaliere, der sie noch diesen Tag anbetete.

Trotzdem — man hatte sich in Ansehen und Würde hineingelebt, und Alina sollte einen braven jungen Mann aus guter Familie heiraten, wie es sich für den Cavaliere und Donna Carlotta schickte. Erst die Ehe und dann die Liebe — umgekehrt gibt es nichts als Verwirrung.

Leider hatte Alina die Feuerseele der Mutter geerbt, und die Liebe kommt

wie ein Dieb in der Nacht. Türen und Fenster schließt man vor ihr; aber es bleiben Schlüssellöcher — das genügt.

Als sie und der gute Cavaliere es merkten, war es zu spät — Alina über alle Berge mit dem jungen, schönen Römer, dem Conte. Immer Vornehmheit, das lag in der Familie; nur daß diesmal gleich das Unglück als blinder Passagier mitfuhr.

Der junge, schöne Conte hatte daheim — — Pfui!

Wie anders war der Principe gewesen, ein Galantuomo vom Scheitel bis zur Sohle. —

Bei Nacht und Nebel, wie sie einst fortgegangen war, kehrte Alina wieder heim. Ein Jahr war kaum vergangen; aber wie hatte das arme Kind sich verändert! Nichts mehr von Jugend und Schönheit. — Eine vom Sturm entblätterte Blume, die das Köpfchen zum Sterben neigt.

Kaum daß sie sich Zeit ließ, ihr Kindlein der Mutter in den Arm zu legen, mit einem Blick, als hätte der Tod ihr Herz schon durchbohrt.

„Vater!" hauchte sie. „Babbo!" —

Da breitete der gute Cavaliere ihr seine Arme entgegen; an seiner Brust seufzte sie ihr letztes bißchen Leben aus.

Nun lag sie längst drüben auf dem Friedhof an der Bergeshalde, und ein schlichter Marmorstein, den der Cavaliere hatte setzen lassen, verewigte das kurze Glück und die Tragödie ihres jungen Lebens.

Es war ein großes, wenn auch stilles Grämen und viel heimliches Weinen gewesen — damals; aber die Zeit mit Hilfe der Madonna lullte alles sanft ein: Nedda, das Enkelkind, war ihnen geblieben. Donna Carlotta vergaß ihre Jahre und wiegte sich in einem neuen Mutterglück.

„Nunzio mio," sagte sie zu dem guten Cavaliere, wenn sie das Kindchen auf dem Schoße hielt, „laß die Welt reden, was sie will! Ich weiß es besser; jedes Glück wirft seinen Schatten, jedes Unglück hinterläßt wenigstens eine lichte Spur. Schau unsre Nedda an! Ist sie nicht ein Lächeln des Himmels?"

Die Bambina wurde größer und immer lieblicher; aber was half es, sie mußten sie von sich geben. Der gute Cavaliere, der sonst immer nur sein Herz hatte sprechen lassen, besann sich auf seine doppelten Vaterpflichten. Er gab das Kind den Schwestern der heiligen Margherita von Cortona zur Erziehung. Sie lernte da ihren Katechismus, etwas biblische Geschichte, Spitzenklöppeln, Perlstickereien, kurz alles, was ein junges Mädchen aus gutem Hause zu wissen braucht — beileibe nicht mehr.

Die frommen Schwestern hätten Nedda am liebsten ganz dabehalten; denn sie glich an Seele und Leib einem Cherub. Die Großeltern fühlten indes die Einsamkeit in ihr Alter schleichen und bekamen große Sehnsucht nach dem Kinde.

An ihrem sechzehnten Geburtstag kam Nedda also nach Hause: es war ein Fest- und Freudentag.

Donna Carlotta, die sonst immer darauf bedacht war, ihre Möbel im „Salotto" vor jedem Lüftchen und jedem Sonnenblick zu schützen, ließ die Fenster

öffnen und die kattunenen Ueberzüge abnehmen. Der gute Cavaliere besorgte Blumensträuße. Dann setzten sich beide Hand in Hand auf das ehrwürdige Plüschsofa und ließen sich würdevoll von dem Dienstmädchen die Ankunft der Enkelin melden.

„Nonno! Nonnina!“

Wie ein Lerchentriller klang es. Ein zierliches Geschöpfchen flog wie eine weiße Taube den Alten in die Arme, daß diese alle Würde und Etikette vergaßen und es nicht genug herzen und küssen konnten.

Von der Zeit an wurden Luft und Sonnenschein täglich in den Salotto gelassen, denn Nedda brauchte sie; nur die Schutzbezüge kamen wieder über die Möbel.

Den Sonntag führten dann die Alten das Kind in Cortona ein, das heißt, sie gingen mit ihm zu der großen „Missa cantata“ in der Domkirche: der Cavaliere noch immer stattlich, sein englisches Plaid, ohne das er seit zwanzig Jahren, Winter und Sommer, nie mehr ausging, über der Schulter; Donna Carlotta in ihrer antiken Sammetrobe, auf deren Schnitt sich keine der lebenden Moden besinnen konnte, eine lange spanische Mantille mit Spitzen- und Schmelzbesatz darüber. — Zwischen ihnen Nedda in ihrem weißen Kommunikantenkleidchen, das Gebetbuch in der Hand, die großen, dunkeln Madonnenaugen züchtig gesenkt, Sonnenschein auf dem holden Gesichtchen.

Hundert Augen riß Cortona mit einem Male auf, besonders die beiden, die dem Sohn des Sindaco gehörten.

Nedda hingegen schlug die ihren nur einmal auf, und dann schauten sie in die Höhe, wo einer von den Jesuitenschülern die Orgel spielte — wunderschön: alle Leute waren darüber einig.

Man wußte, daß der Prior des Collegio den jungen Menschen nach Florenz schicken wollte, um ihn für Kirchenmusik ausbilden zu lassen . . .

Wieder hatte Donna Carlotta ihre liebe Not, ein junges Wesen zu überwachen und ihre in einem langen, ereignisreichen Leben gewonnene Weisheit im rechten Augenblick und an der rechten Stelle anzubringen. Der gute Cavaliere ließ sie gewähren. Er hatte genug zu tun, sich an der Munterkeit und dem Liebreiz seiner Enkelin zu erfreuen.

„Großmütterchen, Nonnina,“ schmeichelte diese, als sie im Salotto am Fenster saß und andächtig den guten Lehren der alten Dame zuhörte. „Darf ich nicht öffnen — ein ganz klein wenig nur? Draußen ist's so warm, und vom Garten des Collegio herüber wehen Blumendüfte.“

„Meinetwegen; aber vorsichtig! Madonna, gleich scheint die Sonne 'rein, gerade auf die Tischdecke! Schnell, Neddina, ein Handtuch 'rüber; sonst bleicht sie mir die schönen Muster aus.“

Aber die Kleine lachte hinein in den goldenen Strahl, der eine flimmernde Bahn von dem alten Ordenshaus zu ihr herüberzog.

„Abendsonne, Nonnina, die tut deiner Tischdecke nicht mehr weh! Sieh nur, da treten die Schüler gerade zum Spaziergang an — immer zu zweien: vorn

die Kleinen, hinten die Großen. Mamma mia! Der in der letzten Reihe, der Blasse, Schlanke, ist das nicht der Orgelspieler?" —

„Schnell das Fenster zu!" rief Donna Carlotta in allen Aengsten vom Sofa herüber, wo sie täglich von fünf bis sechs in ihrer Staatsrobe zum Empfang eines etwaigen Besuches zu sitzen pflegte.

Nedda gehorchte; aber sie schmollte.

„Wie du nur bist, Nonna, gönnst einem das bißchen Sonnenschein nicht. Großvater ist viel freundlicher. Der erlaubt es. Neulich sagte er: ‚Die Jugend will in die Sonne schauen und in den Himmel.'"

Donna Carlotta machte ihr strenges Gesicht — was ihr nicht leicht fiel. Aber sie hatte einmal mit solchem hübschen, jungen Dinge Unglück gehabt: ein zweites Mal sollte es ihr nicht passieren.

„Was gehen dich die Jesuitenschüler an? Ein wohlerzogenes, gesittetes Mädchen schlägt hübsch die Augen nieder, wenn sie vorbeikommen."

„Sie biegen ja drüben ab, Nonna, und die in der ersten Reihe sind Jungen, kaum so groß wie ich."

„Tut nichts. Sie werden einst Männer, und einem Manne darf kein junges Mädchen trauen."

„Jemine, Nonnina, weshalb nicht?"

„Weil es alles Verführer und Verräter sind."

Nedda machte erschrockene Augen.

„Auch — der Großvater, Nonna?"

Donna Carlotta war froh, mitten im Ernst der Situation lachen zu müssen.

„Du Schäfchen, solch guter Mensch! Er ist eben eine Ausnahme von der Regel."

„Und der alte Frate Angelo und Don Pietro, unser Beichtvater, das sind doch auch Männer!"

„Allerdings, du Aeffchen; aber die rechnen nicht mit. Zu ihnen darfst du Vertrauen haben, weil sie für deine Seele sorgen und nach deinem Herzchen nichts fragen. Nimm du mir nur das in acht, Bambina mia, sonst ist es um dich geschehen."

„I, das besorge ich schon, Großmütterchen!" versicherte die Kleine unschuldig. „Neulich, als ich mit dir und dem guten Nonno auf der Piazza spazieren ging, wo wir die Konzertmusik hörten, da machte mir der Luigi vom Sindaco immer Augen; aber ich sah ihn nicht an. Ich dachte: ‚Willst du wohl, du Laffe!' War das nicht brav von mir, Nonnina?"

Donna Carlotta hüstelte verlegen: der Sohn des Syndikus war just der Mann, den sie sich für ihre Enkelin wünschte, die beste Partie in ganz Cortona. Wie das aber dem dummen Mägdlein klar machen, ohne ihm Liebesgedanken in den Kopf zu setzen?

„Freilich, freilich," sagte sie. „Luigi ist indes der Sohn angesehener Leute, und seine Mutter, Sora Anna, meinte neulich, er könnte sich nach einer passenden Frau umtun. — Na, basta! Laß du nur deine alte Großmutter machen; die weiß, wie es in der Welt zugeht ..."

Nedda war für gewöhnlich eine kleine Langschläferin; plötzlich bekam sie es zum Erstaunen der Großeltern mit dem Eifer des Frühaufstehens. Wenn die Alten gegen zehn Uhr zum Vorschein kamen, hatte sie im Salotto, den der Tollpatsch von Dienstmädchen nie ohne Aufsicht betreten durfte, schon aufgeräumt und gut gelüftet.

Der Cavaliere rieb sich vergnügt die Hände:

„So'n fleißiges Kind! Ein rechter Segen für uns, nicht wahr, Carlotta mia?"

Auf dem Nähtischchen, an dem Nedda nachmittags, während der „Empfangszeit" der Großmutter, zu arbeiten pflegte, stand immer eine wundervolle Rose in einem Väschen.

„Sie rupft uns alle Rosen vom Stock," bemerkte die alte Dame rügend; aber sie meinte es nicht böse.

„Laß nur, liebe Frau! Dafür blühen sie ja," schmunzelte der Cavaliere.

Eines Morgens sah er sich die herrliche Rose auf Neddas Nähtisch genauer an.

„Per bacco!" rief er verwundert. „Die ist doch nicht aus unserm Gärtchen. — Wo hast du sie her, Kindchen?"

Nedda wurde puterrot. „Ja — wenn ich das wüßte! Sie lag heut morgen auf dem Fenstergesims."

„So — so. — Sag mal! Ist das öfter passiert?"

„I wo. — Das heißt, ein oder zweimal doch wohl."

„Wann?"

„Madonna, wann, Nonnino? Morgens, wenn ich im Salotto lüftete."

Hinterher dachte sie: ‚Hätte ich es nur nicht gesagt. Jetzt geschieht sicher etwas Schreckliches. Man kennt die Nonna.'

Diese hatte auch nichts Eiligeres zu tun, als die Sommerläden vor dem Fenster, das auf fremde Gärten hinausführte, zu schließen und streng zu verbieten, es je wieder zu öffnen. Wenn durchaus gelüftet werden müßte, so wären die beiden andern nach der Straße hin da. „Und dann, Cavaliere (sie nannte ihren Mann stets so, wenn sie sich in Würde zu hüllen veranlaßt fühlte), tu mir die Liebe und setze Neddas Nähtisch vor das eine und meinen Sorgenstuhl vor das andre Fenster! Du siehst, man darf das Kind nicht mehr aus den Augen lassen. Ich muß wissen, wer vorbeigeht und zu uns hereinguckt."

Leider bekam das Sitzen und Sticken an diesem Fenster der Kleinen nicht; sie wurde blaß und traurig. Einmal gingen die „Collegianer" der Jesuiten vorbei. — Da schaute sie auf, flüchtig nur und ohne zu erröten. Es waren allein die unteren Klassen. —

„Was ist es nur mit der Bambina?" bemerkte der Cavaliere besorgt. „Wo sind ihre Schelmereien und ihr Lachen geblieben? Tut wie ein erwachsenes Fräulein: das gefällt mir nicht."

„Keine Bange, Nunzio mio," beschwichtigte ihn Donna Carlotta. „Das wird nicht lange dauern. Ich kenne die Welt. Nächstens wird der Luigi bei

uns anfragen. Wir Mütter sind schon einig darüber. Der Junge ist arg verliebt. — Na — wenn ein Mädchen heiraten will, muß es gesetzt werden."

„Hast du mit Neddina darüber gesprochen?"

„Werde mich hüten! Erst muß zwischen den Alten alles klipp und klar sein; dann ist es für die Jungen noch immer früh genug."

„Già, già — aber, wenn er dem Kinde nicht gefällt?"

„Muß ihm gefallen, sage ich, Nunzio mio! Solche gute Partie —"

„Ja, aber Liebhaben muß doch auch dabei sein, liebe Frau. Denke an unsre Ehe!"

Das welke Gesicht der alten Frau bekam einen weichen, zärtlichen Ausdruck: er galt vielleicht ihrem guten Manne, vielleicht ihren schönen Erinnerungen.

„Hast recht, Nunzio! Ohne Liebe ist das Leben eine Finsternis."

Tagtäglich ging der Sohn des Syndikus vorbei und grüßte hinein; wer ihm darauf dankte, das war immer Donna Carlotta. Nedda bückte sich, wenn möglich, noch tiefer auf ihre Arbeit, um nichts zu sehen.

„Kindchen," sagte die Großmutter, „dem Luigi darfst du wohl mal einen freundlichen Blick schenken. Er ist solch ein manierlicher junger Mann."

„Du sagtest neulich doch, Nonnina, ich sollte keinen ansehen, sondern immer hübsch die Augen niederschlagen."

Donna Carlotta hüstelte ratlos in ihr nach Lavendel duftendes Taschentuch. „Allerdings, denn siehst du — das heißt — vor der Liebe ist sich trotzdem kein Mädchen sicher: sie kommt durchs Schlüsselloch, wenn man ihr die Tür zuschließt. Warte es nur ab!"

Da wurde Nedda wieder froh. ‚Was gräme ich mich, daß ich hinter heruntergelassenen Sommerläden sitzen muß?' dachte sie. ‚Die Liebe findet mich doch! Großmutter hat's selbst gesagt. — Die muß es ja wissen.'

Lange nicht war sie so fröhlichen Herzens mit den Großeltern zur Messe gegangen. Wieder war es im Dom, und der junge, blasse Schüler spielte die Orgel. Man sah nichts von ihm als hin und wieder seinen dunkeln, feinen Kopf. Nedda saß in Verzückung. Die erhabenen Klänge, rauschend und brausend wie Meereswogen, gaben ihrer jungen Seele Flügel. Sie betete immerzu — um was, das würde die Madonna wohl von selbst wissen. Dann übertönte die Orgel mit gewaltiger Stimme alles, was in ihr zitterte und pochte. Ihr war es, als ob eine Hand in sie hineingriffe und sie schüttelte:

„Wach auf, Kind, törichte Jungfrau! Zünde deine Lampe an! Dein Herr ist da: die Liebe."

Die Andacht war zu Ende. Nedda fühlte sich von dem Menschenstrom fortgerissen; aber sie wollte nicht mit. Es hielt sie wie mit tausend Armen in dem geweihten Raume fest. Sie stemmte sich gegen einen Pfeiler, und als die Menge sich rings um sie verlief, warf sie sich vor dem Altar der heiligen Jungfrau auf die Kniee.

Es wurde allmählich still. Die wirbelnden Weihrauchswölkchen vermischten sich mit dem aufgetriebenen Staub. Durch das bunte Glasfenster des Seiten-

schiffes drang die Sonne mit breitem Strahl und hüllte Nedda in einen glutroten Schein.

Da langte ein Arm über sie hinweg nach dem Altar. Eine schmale, blasse Jünglingshand streute Rosen unter das Bild der Madonna. — Eine fiel herunter, auf Neddas gefaltete Händchen.

Sie schaute auf mit großem, sehnenden Blick — in ein Augenpaar voll Gluten.

„Amor mio!“

Wie ein weicher Hauch wehte es zu ihr hernieder. Ein blasses Lippenpaar zuckte in Schmerz und Pein, weil es nicht sprechen und den Mund nicht küssen durfte, der ihm wie eine Rosenknospe entgegen schmachtete. Ein Schatten zerfloß in dem roten Schein der Sonne, die zitternd verblaßte. —

Nedda küßte unter seligen Schauern die heruntergefallene Rose und legte sie zu den andern unter das Bild der heiligen Jungfrau ...

Der Sindaco sprach mit dem alten Cavaliere wegen Nedda. Sein Luigi wäre rein vernarrt in das Mädchen, und da sie eine gute Erziehung hätte und auch sonst ein reizendes Geschöpf wäre, sähe er nicht ein, weshalb sein Sohn sie nicht heiraten solle!

„Was das ‚Unglück‘ betrifft, das Neddas frühverstorbene Mutter hatte, so kräht heut kein Hahn mehr danach.“

„Poverina, die arme Kleine!“ murmelte der Cavaliere wehmütig in der Erinnerung an das Grab an der Bergeshalde. „Wir sind alle Sünder, öffentlich oder heimlich, bloß daß wenige es gleich mit dem Leben büßen.“

„Già, già!“ machte der Syndikus unbehaglich.

Ihm wäre es eigentlich lieber gewesen, sein Luigi hätte in eine vornehmere Familie geheiratet; immerhin galt die Enkelin der Donna Carlotta für eine „Erbin“; denn man munkelte, daß der sagenhafte Principe die Zukunft seiner einstigen Angebeteten und deren Nachkommen ein für allemal sichergestellt hätte.

„Und was die Aussteuer betrifft, lieber Cavaliere, so wird Donna Carlotta wohl nicht knausern bei ihrer einzigen Enkelin.“

„Bewahre!“ versicherte der alte Herr. „Wir sind keine armen Leute und auch nicht geizig. Meine Vigna hat alljährlich ein Stückchen Geld abgeworfen, seitdem ich sie verpachtet habe. Wir haben sparen können: meine Nedda bekommt eine standesgemäße Mitgift. Vor allen Dingen muß ich mal erst mit ihr sprechen: sie ist wirklich noch das reine Kind.“

„O, für meinen Luigi wird sie schon Augen haben — solch schmucker Bursch! Ebbene, ich gönne ihn ihr gern.“

Der Sindaco schüttelte dem Cavaliere die Hand: das war also abgemacht.

Nedda, als sie es hörte, brach in ein fröhliches Lachen aus. „Via — ach geh, Nonnino, du machst Spaß!“

„Möchtest nicht heiraten, Kind?“

Nedda erglühte.

„Ich weiß nicht, Großpapa — vielleicht, wenn ich einen lieb hätte, so daß

mir das Herz wie ein Schmiedehammer klopfte, wenn ich nur seinen Namen hörte. Aber fühle mal her! Es rückt und rührt sich nicht, wenn du von Luigi sprichst."

„Du Gänschen," sagte Donna Carlotta, „das kommt nachher, wenn du seine Frau bist."

Sie saß in der Würde ihres Sammetkleides „empfangsbereit" auf dem alten Plüschsofa: es war ihre Besuchsstunde.

Da klopfte es an.

„Madonna, es kommen Leute! Nunzio, schnell! Rücke mir das Sofakissen hinter den Rücken und setze dich, bitte!"

Es war die Frau des Syndikus.

„Ach, meine liebe Donna Carlotta, welch ein Glück, daß ich Sie treffe. 'Tag, lieber Cavaliere. Du auch da, Neddinchen? Du gehe lieber in dein Kämmerchen. Ich habe den Großeltern was zu erzählen, das sich für kleine Mädchenohren nicht paßt."

‚Wegen Luigi!' dachte Donna Carlotta, und rot vor freudiger Erregung schickte sie Nedda fort.

Sora Anna in ihrem seidenen Besuchskleide, das in der Taille reichlich knapp war, pustete und schwitzte.

„Dio mio, was bin ich gelaufen! Schwach ist mir geworden."

„Schnell, Nunzio, eine Limonade für unsre liebe Freundin!" rief Donna Carlotta, „und die Schale mit Biscotti! So, nun setzen Sie sich, Sora Anna, und nehmen Sie eine Erfrischung! Auch mein Fächer gefällig? Nunzio, schnell, fächele unsrer lieben Sora Anna ein bißchen!"

Die Limonade und die Küchelchen verfehlten ihre Wirkung nicht: Sora Anna kam zu Atem und machte ergiebig Gebrauch davon:

„Haben Sie nichts gehört? Die ganze Stadt ist in Aufregung. Mille grazie, lieber Cavaliere! Nur dies Schlückchen noch. Die Güte Ihrer Limonade, teuerste Donna Carlotta, ist weltbekannt! Also, stellen Sie sich vor — diese Blamage für das ganze Collegio!"

„Ja — aber was denn?" fragte der Cavaliere verdutzt.

„Madonna santa, Sie wissen ja rein gar nichts, lieber Cavaliere! Da war doch der junge Novize, der so schön die Orgel zum Hochamt spielte — Sie kennen ihn doch. — Ebbene, er stammt aus einer alten römischen Adelsfamilie. Seine Mutter, die Contessa, soll vor Jahren ein Gelübde getan haben, daß sie ihren Erstgeborenen der Kirche schenken wollte, falls ihr Gemahl, der Graf, — ein lockerer Vogel, unter uns! — einen andern Lebenswandel einschlüge und zu ihr zurückkehrte. Ebbene, das half. Der Graf soll ein stiller Mensch und ein solider Familienvater geworden sein. Unsre Väter vom Orden Jesu haben den Sohn nun erzogen, und weil er das schöne Talent für Musik hatte, wollte der Prior ihn für die Kirche und zur Ehre Gottes ausbilden lassen. Was geschieht aber? Neulich, morgens, ist der junge Mensch auf und davon." —

„— Santissima Vergine, warum? Wohin?"

„Durchgebrannt, nach Rom — zu den Eltern! Hören Sie nur!“ —

Aber Donna Carlotta bekam ein Frösteln über den ganzen Leib; aschgrau wurde sie im Gesicht. Was sollte das nur heißen? Es war, als regte sich ein Grauen, ein Entsetzen in ihrer Seele.

„Noch ein Schlückchen Limonade, Cavaliere mio!“ bat Sora Anna, von neuem erhitzt. „Es regt einen fürchterlich auf, nicht wahr, liebe Donna Carlotta? Was wollte ich also sagen? Ja — der junge Mensch erklärt seinen Eltern, daß er nicht Klosterbruder werden, nichts vom Cölibat wissen will. So'n Unverstand! Ihm standen die höchsten geistlichen Würden offen. Papst hätte er werden können; und was sein zweiter Bruder war, der hatte doch schon den Grafentitel und das alles bekommen. Madonna mia, wenn die Kinder nicht Vernunft annehmen wollen! Was meinen Sie, was der entlaufene Brausekopf will? Musiker will er werden, Künstler, und vor allen Dingen 'ne Frau will er haben — heiraten.“

Der alte Cavaliere war dicht an seine Frau gerückt. Er sah ihr Zittern, das graue Entsetzen in ihrem Gesicht.

„Sie alterieren sie zu sehr, liebe Sora Anna!“ murmelte er ängstlich. „Meine Carlotta ist eine zarte Natur.“

„Si, si, lieber Cavaliere; aber so was hört man immer gern, nicht wahr, Donna Carlotta?“

Diese nickte. Sie wollte lächeln; es blieb jedoch bei einem krampfhaften Zucken ihrer Gesichtsmuskeln.

„Erzählen Sie weiter!“

„Ja, viel ist für's erste nicht mehr zu sagen. Der alte Graf hat seinen Sohn mit wendender Post zurückgeschickt — das heißt, ihn selbst gebracht. Mein Mann war der erste, der es erfuhr. — Solch hoher Beamter erfährt eben alles. Ich sage, der junge Mensch muß sich fügen — schon wegen des Gelübdes seiner Mutter. — Und dann, ich glaube auch nicht, daß die frommen Väter ihn loslassen, schon allein um sein Seelenheil. Und das übrige glaube ich auch nicht.“ —

„Was denn?“ fragte Donna Carlotta mühsam.

„Daß es eine Cortoneserin, ein Mädchen aus unsrer Stadt sei, in die der junge Bruder sich sterblich verliebt hätte.“

Sora Anna erhob sich geräuschvoll; so achtete niemand darauf, daß sich hinter der Tür des Nebenzimmers etwas bewegte, nicht lauter, als ob ein Mäuschen über die Diele schlüpfte.

„Jetzt muß ich aber fort und meinen lieben Mann beruhigen: er nimmt sich alles, was die Stadt Cortona betrifft, sehr nah. Addio, lieber Cavaliere! A rivederci, auf baldiges Wiedersehn, teure Donna Carlotta! Wegen unsrer Kinder sind wir ja in Ordnung. Nächsten Sonntag, zum Fest der heiligen Margherita von Cortona, können wir Verlobung feiern. Ich spreche deswegen noch mal extra bei Ihnen vor.“

Als die Tür sich hinter Sora Anna schloß, lehnte Donna Carlotta sich zitternd gegen den Arm ihres Gatten: ihr wurde schwach.

„Nunzio mio,“ stöhnte sie, „mache mir schnell meine Taille auf! Ich ersticke — Ah, Grazie a Dio!“

„Ist dir jetzt besser, mein Herz?“ Auch der alte Cavaliere flog an allen Gliedern: dies hatte ihn gewaltig aufgeregt — dazu der Schreck über den Schwächeanfall seiner Frau. Sie wußte ihn nicht zu erklären: am Ende ein Gehirnschlag oder ähnliches. Auch eine Ahnung könnte es gewesen sein — von etwas Entsetzlichem, Unbegreiflichem.

„Wo ist das Kind, Nunzio?“ ächzte sie, während er ihr mit ihrem Lavendeltaschentuch die feuchte Stirn wischte. „Rufe sie herein! Ich habe keine Ruhe ehe ich Nedda nicht mit eignen Augen sehe.“

Der alte Cavaliere kam indes nicht fort. Die Hausglocke schellte.

„Heiliger Antonius von Padua, wer ist denn das wieder? Seit fünfundzwanzig Jahren kaum ein Besuch und nun mit einem Male zwei.“

Donna Carlotta warf in der Eile ihre schmelzbesetzte Mantille über die aufgehakte Kleidstaille und versuchte krampfhaft gerade auf dem Sofa zu sitzen.

Das ungehobelte Dienstmädchen riß die Tür auf:

„Ein Herr wünscht die Herrschaften zu sprechen!“

— Im Nebenzimmer lauschte am Schlüsselloch ein blasses Kind in Angst und Bangen. Nichts als atemlose Stille. Endlich spricht man im Salotto. Der Fremde eine ganze Weile allein.

„Das ist er, der Vater!“ denkt Nedda. „Er sieht gut aus; aber nicht freundlich, und so leise spricht er, daß man nicht das kleinste Wörtchen versteht. Was ist das? Will die Großmutter weinen?“

Ein Druck ihrer kleinen Hand, und eine schmale Spalte entsteht. Nun kann sie hören. Die drinnen merken es nicht.

Arme Nedda! Armes gebrochenes Herz!

Hat es jemand gesagt? Die Lauscherin reißt weit die Augen auf. Ein fürchterliches Grauen kriecht ihr wie eine kalte, glatte Schlange am Leibe auf, bis an die Brust, an den Hals und würgt sie. Ein heiserer, wimmernder Laut. — Ein Fall. —

Der alte Cavaliere hat es gehört. Er stößt die Tür zum Nebenzimmer auf.

„Nedda, Neddina, mein armes, armes Kind!“

Sie liegt am Boden starr und kalt wie eine Tote.

Auch der Fremde tritt hinzu. Bleich und sprachlos starrt er in das junge, entgeisterte Antlitz. Plötzlich birgt er das Gesicht in seine Hände und wankt hinaus. Torkelnd verläßt er das Haus. Neugierige Blicke folgen ihm, wohin er geht; aber er achtet nicht darauf.

„Jetzt kommt die Buße!“

Die Stimme der Gerechtigkeit spricht es in seiner Brust.

„Du mußt zu deinem Sohne, ihm das Geständnis deiner Schuld ablegen — das wird das Schwerste, und doch nicht schwer genug für deine Sünden.“

Der Prior hatte dem zurückgekehrten Flüchtling eine stille Zelle anweisen

lassen, um ihm Zeit zum Nachdenken und zum Bereuen zu geben. Niemand hatte zu ihm dürfen; nur dem Vater öffnete sich die schmale, niedrige Tür.

„Arrigo, mein Sohn!“ —

Der junge Mensch lag ausgestreckt auf den kalten Fliesen in dem grauen, langen Hemd der Büßer; aber er lag, als ob er schliefe, das Gesicht aufwärts gerichtet, um die schmalen Lippen schien ein zärtliches Lächeln zu spielen. Doch auf seiner blassen Stirn stand wie erstarrt ein Ausdruck eiserner Entschlossenheit, und seine Brauen waren finster zusammengezogen.

„Figlio mio, mein lieber Sohn!“

Der Fremde kauerte nieder und legte den Arm um das Haupt des Schläfers. Mit einem Male prallte er zurück. Die Hand des jungen Mannes, die er auf die Brust gepreßt hielt, war eisig kalt, sie ruhte auf dem Heft eines Dolchmessers, von dem sonst weiter nichts zu sehen war. Ein paar Blutstropfen sickerten unter der Hand hervor, und die Augen, die finster ins Weite starrten, waren gebrochen . . .

Eine Verlobung fand am Tage der heiligen Margherita von Cortona nicht statt; trotzdem hatten die Leute genug zu schwatzen, hauptsächlich darüber, daß der alte Cavaliere seine Enkelin von neuem den frommen Schwestern übergab, und daß Luigi, der Sohn des Syndikus, nach Florenz reiste, um sich dort eine Braut zu suchen.

„Wie lange wird Nedda da oben bleiben?“ fragte eine Nachbarin Sora Anna.

„Chi lo sa? — Wer weiß es, —“ entgegnete diese mit erheuchelter Gleichgültigkeit. „Das arme Ding hatte ja von klein auf Anlage zum religiösen Wahnsinn.“

Der gute Cavaliere, der immer nur da war, um Pflaster auf die Wunden zu legen, die das Schicksal rings um ihn schlug, tat auch noch sein Letztes. Seine liebe Frau, Donna Carlotta, war nämlich mit ihrer Weisheit zu Ende: die Liebe hatte sich diesmal in ein Paar Herzen geschlichen, die weder auf Erden noch im Himmel je zusammen kommen durften. — Da fand die alte Dame sich nicht mehr aus.

Deshalb legte sie sich zu Bett und träumte zum letztenmal ihren goldnen Jugendtraum. Alles kam darin vor, was schön war, und was sie je im Leben geliebt hatte: der sagenhafte Principe, ihre schöne Tochter, die holde kleine Enkelin und der gute, brave Cavaliere.

„Nunzio, lieber Mann,“ flüsterte sie mit versagendem Atem, „schnell, bete ein Ave Maria, und nachher drücke mir die Augen zu; aber sachte, sachte —“

Und der gute, alte Cavaliere tat es, obgleich er wußte, daß er fortan mutterseelenallein auf der Welt bleiben müßte. — Das war der größte Schmerz seines Lebens.



Thiers—Gambetta.

Erinnerungen eines Mitglieds der Versailler Assemblée.

Von

Vicomte de Meaux.

Zu Anfang des Jahres 1863, als ich bei meinem Schwiegervater Graf Montalembert auf dem Lande war, schickte er mich nach Paris, um zu erfahren, ob seine Gesinnungsgenossen, die ehemaligen Parteiführer im Parlament, die seit der Wiederaufrichtung des Kaiserreiches verbannt und beiseite geblieben waren, sich rüsteten, wieder in die politische Arena hinabzusteigen, und geneigt wären, bei den nächsten Wahlen wieder hervorzutreten. So kam es, daß ich, durch einen Brief meines Schwiegervaters bei Thiers eingeführt, der damals eine lebhafte Sympathie für den Grafen Montalembert hegte, zum erstenmal den berühmtesten der alten Parlamentarier, den künftigen Gründer und Präsidenten der Republik, aufsuchte. Dieser Besuch hat sich meinem Gedächtnis tief eingeprägt.

Ich betrat also eines Morgens zu der mir bezeichneten Stunde die Galerie an der Place Saint-Georges, die er sich zum Arbeiten hatte herrichten lassen und die später von der Kommune verbrannt worden ist. Am Eingang, oben an der Treppe, hatte er in einer Art Vorhalle, an die sich mit einem weiten Türbogen die Galerie selbst anschloß, die Meisterwerke zu sammeln begonnen, an denen er Gefallen fand: Bronzereproduktionen der Türen des Baptisteriums in Florenz und der Reiterstatue des Colleoni. Wenn man die Schwelle überschritten hatte, so sah man längs der Wand auf Gestellen in Brusthöhe, die Bücher enthielten, Verkleinerungen andrer alter Bronzewerke aufgereiht und darüber Pastell- oder Aquarellkopien seiner Lieblingsgemälde. Im Hintergrund über dem Kamin hing die „Verklärung“ Raffaels. Als ich mich diesem Kamin näherte und mich nach dem Herrn des Hauses umsah, ohne ihn entdecken zu können, hörte ich hinter einem in der Mitte des Gemachs stehenden Schreibtisch hervor eine feine, durchdringende Stimme tönen: „Bitte, entschuldigen Sie mich noch eine Minute,“ und einige Augenblicke darauf kam der kleine große Mann mit leichtem Schritt, sich auf seinen kurzen Beinen wiegend, auf mich zu an den Kamin, vor dem einige mit seiner schlechten Schrift beschriebene Blätter auf dem Parkett zerstreut herumlagen. Auf die Frage, die ich von dem Grafen Montalembert an ihn zu richten beauftragt war, antwortete er mit der Beteuerung, daß es ihm schwer werden würde, aus seiner Zurückgezogenheit herauszutreten, und daß er eine Abneigung dagegen empfinde, in den gesetzgebenden Körper einzutreten, aber gleichzeitig setzte er mir auseinander, auf welchen Boden er sich dort stellen würde, auf welchem Boden Berryer sich an seine Seite stellen könnte und welche Reden

sie beide dort halten würden. Als ich ihn fragte, ob diese feindselige Kammer sich dazu verstehen würde, ihn anzuhören, und ob der Präsident, damals der Graf Walewski, seine Redefreiheit respektieren und ihr Respekt verschaffen würde, belehrte er mich, daß er es gewesen sei, der dem Grafen Walewski einst die diplomatische Laufbahn eröffnet habe, und daß dieser das nicht vergessen habe. Dann fügte er hinzu: „Uebrigens, ein Redner, der sein Handwerk versteht, ist sein eigner Präsident.“ Dann sagte er noch lachend mit einer Anspielung auf seine „Geschichte des Kaiserreiches“: „Sie wissen, daß man mich für einen Bonapartisten hält. Und warum? Weil ich gesagt habe, daß Napoleon ein guter General war; denn im Grunde habe ich nichts andres gesagt.“ Die Unterhaltung oder vielmehr der Monolog zog sich länger als eine Stunde hin, und da ich ihm mit lebhaftem und sichtbarem Interesse zugehört und höchstens, wenn es nötig war, geantwortet hatte, so gefiel ich bei dieser ersten Begegnung dem berühmten Manne, mit dem ich gesprochen hatte; er fand mich „in jeder Hinsicht gutgesinnt und verständig resolut“; in diesen Ausdrücken schrieb er damals über mich an den Grafen Montalembert. Später, im Laufe meines öffentlichen Wirkens, dürfte er weniger zufrieden mit mir gewesen sein und über mich nicht mehr dieselbe Sprache geführt haben ...

*

Thiers war dreiundsiebzig Jahre alt, als er am Ende einer glänzenden, aber stets mühevollen Laufbahn, die er unter den schwierigsten und sogar tragischsten Umständen zurückgelegt hatte, Staatsoberhaupt wurde. Weder sein Geist, noch sein Körper, noch sein Wille schienen ihre Kraft oder ihre Geschmeidigkeit eingebüßt zu haben. In Versailles lebte er folgendermaßen: Nachdem er gegen sechs Uhr aufgestanden war, erteilte er von sieben Uhr an Audienzen. Er hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, die Abteilungschefs der verschiedenen Ministerien vor seinen Ministern zu empfangen und die meisten Geschäfte direkt mit ihnen zu besprechen. Die Minister begegneten also ihren Untergebenen, wenn diese das Kabinett des Präsidenten verließen, und sie selbst, später am Vormittag, zur Beratung kamen; oft waren die Fragen, die diese verantwortlichen Minister zu besprechen hatten, schon vorher gelöst, ehe sie darüber beraten hatten. Nur einen einzigen Minister, Dufaure, ließ Thiers als unumschränkten Herrn in seinem Ressort, der Justiz, schalten. Nach der Beratung mit den Ministern, den Unterredungen mit dem einen oder andern von ihnen und den Korrespondenzen oder Instruktionen, die auf diese Beratung folgten, frühstückte er ziemlich spät, und das Frühstück zog sich einigermaßen in die Länge; denn er lud dazu jeden Tag die Leute ein, mit denen er plaudern wollte. Dann ging er in die Nationalversammlung, sprach in den Kommissionen oder auf der Tribüne, und wenn er Zeit dazu hatte, ging er gegen fünf Uhr nach Hause, um sich auszukleiden, sich niederzulegen und zu schlafen, bis es Zeit war, für das um acht Uhr stattfindende Diner Toilette zu machen. Das war eine alte Gewohnheit von ihm, der er jedoch während der Kommune vollständig entsagte: denn ich weiß von einem

seiner Sekretäre, daß er während der letzten Woche des Kampfes nicht zu Bett gegangen ist und kaum einige Stunden, völlig angekleidet, auf einer Art Feldbett geruht hat. So sagte mir damals auch sein treuer Freund Barthélemy Saint-Hilaire, der ihn nie verließ, in den ersten Augenblicken unsers guten Einvernehmens: „Ich glaube nicht an Wunder; aber das Leben des Herrn Thiers ist wirklich ein Wunder.“ Nach dem Diner machte er, in einer Ecke des Salons sitzend, nochmals ein Schläfchen; man trug Sorge, ihn nicht zu stören, und wenn er dann erwachte, plauderte er in einem fort bis Mitternacht, manchmal noch länger. Sein Haus stand jeden Abend den Mitgliedern der Assemblée offen. Seit diesen Soireen sind mehr als dreißig Jahre verflossen, und ich bewahre noch immer eine angenehme und lebhafte Erinnerung daran. Sie wurden in dem Gebäude abgehalten, das unter dem Kaiserreich für den Präfekten von Versailles erbaut worden war und das während der Invasion das Palais des Königs von Preußen und dann das Präsidentenpalais wurde, das „Palais de la Présidence“, oder „de la Pénitence“, wie Thiers es in einem Wortspiel nannte, indem er damit sein Bedauern ausdrücken wollte, nicht in Paris zu sein. Je nach den zufälligen Umständen des Tages kamen viele oder wenige Besucher von der verschiedensten Art dorthin, und stets erschien Thiers sprühend und unerschöpflich. Nichts war anziehender als seine Plaudereien oder vielmehr seine Monologe; denn er ließ diejenigen, mit denen er sprach, kaum zu Wort kommen. Plaudereien und Monologe drehten sich nicht ausschließlich um die Politik. Mit seinem raschen, geschmeidigen, mehr ins Breite als in die Tiefe gehenden Geiste liebte er es, sich über Dinge unterrichtet zu zeigen, von denen man nicht annehmen konnte, daß er etwas davon verstehe. So hielt er zum Beispiel, als meine Frau ihn eines Tages in dem Atelier traf, in dem er sich von Fräulein Jacquemart malen ließ, in fortwährendem Gespräch den beiden Damen einen Vortrag über den chinesischen Lack. Ein andermal hörte ihn der Marquis de la Guiche der Herzogin de Galliera die Integral- und Differenzialrechnung erklären. La Guiche hatte die Erklärung in seiner Eigenschaft als alter Schüler der polytechnischen Schule nicht sehr genau gefunden; aber die Herzogin de Galliera verließ ihn mit der Ueberzeugung, daß sie dank Thiers in diesen dunkelsten und erhabensten Teil der Mathematik eingedrungen sei.

Wohl oder übel kam man jedoch immer wieder auf das zurück, was ihn beschäftigte und uns damals vollständig in Anspruch nahm: die öffentlichen Angelegenheiten, und darin wußte er seine vertraulichen Unterhaltungen seinen Plänen in wunderbarer Weise dienstbar zu machen. Als Redner hatte er sich gerade dadurch ein Hauptverdienst erworben, daß er die so ausgesprochen französische Kunst der Konversation auf die Stufe der Beredsamkeit erhob, und besonders gegen das Ende seines Lebens sprach er von der Tribüne herab nicht anders als in seinem Salon; ja ich möchte beinahe sagen, daß es am lohnendsten war, ihn in seinem Salon zu hören, seine Sprache schien da noch lebendiger, hinreißender und packender.

Wie oftmals bin ich unruhig, traurig, unzufrieden in das Präsidentenpalais

gegangen, und war beim Herauskommen zwar nicht für die Politik Thiers' gewonnen, aber entzückt von seinem Geplauder! Diese zwanglosen Soireen, deren Kosten er allein trug, waren in der Tat ein Fest des Geistes.

In seinem Salon empfing er uns, meine Frau und mich, mit großer Liebenswürdigkeit. In der Nationalversammlung hat er mich zweimal merkwürdig schlecht behandelt; zuerst bei einer Debatte, in der ich nach der Kommune die Auflösung und Entwaffnung der Nationalgarde in ganz Frankreich gefordert, und dann in einer andern, in der ich sein Zollsystem angegriffen hatte. Wenn ich an diese beiden Scenen denke, die er mir gemacht hat, wie an einige andre, deren Zeuge ich war, so bin ich geneigt, zu glauben, daß seine Zornesausbrüche zugleich spontan und berechnet waren. Wenn er gegen die Auflösung der Nationalgarde eiferte, so war es ohne Zweifel, weil er sich den Republikanern des Südens gegenüber verpflichtet hatte, sie beizubehalten, und falls er genötigt war, sie zu entwaffnen, so sollte es wenigstens den Anschein haben, als ob ihm die Hände gebunden gewesen seien. Als er mir vorwarf, den Gewinn bezweifelt zu haben, den der Staatsschatz aus den von ihm vorgeschlagenen Zöllen ziehen würde, so war dies nicht nur, weil die Notwendigkeit der Schutzzölle zur Rettung der französischen Industrie eine seiner Lieblingsthesen war, sondern auch, weil er in diesem Augenblick, um sich der Linken zu nähern, einen Streit mit der Rechten suchte. Es war mein Fehler gewesen, ihm in einer Diskussion, die mit der Politik nichts zu tun hatte, die Gelegenheit dazu verschafft zu haben.

Uebrigens war seine Erregtheit, wenn sie sich auch ziemlich oft heftig zeigte, selten von Dauer. So hatte die Heftigkeit, mit der er mich persönlich bei der Debatte über die Nationalgarde angegriffen hatte, einen meiner besten Freunde zu einem lebhaften, lauten Einspruch veranlaßt; damals traf er am andern Morgen diesen Freund in einem Gang des Hauses: „Êtes-vous toujours furieux?“ („Sind Sie immer noch wütend?“) fragte er ihn in vertraulichem, gutmütigem Tone, indem er ihm die Hand entgegenstreckte. Worauf ihm mein Freund antwortete: „En tout cas, cela vaut mieux que d'être fou furieux.“ („Jedenfalls ist das besser, als ein wütender Verrückter zu sein.“) Er spielte damit auf eine Aeußerung an, die Thiers selbst von der Tribüne herab über Gambetta getan hatte. — „Ah,“ antwortete Thiers mit derselben Heiterkeit, „être fou, c'est une excuse.“ („Verrückt sein ist eine Entschuldigung.“)

Später, nach seinem zweiten Ausfall gegen mich, hatte Falloux, den er noch als Freund behandelte und der eine wahrhafte Zuneigung zu mir hegte, ihm selbst einen Vorhalt über sein Benehmen gegen mich gemacht, und er hatte geantwortet: „De Meaux! Es ist wahr, ich habe ihm einige Mal unrecht getan; aber ich glaubte, es wieder gut gemacht zu haben. Uebrigens bin ich Freiwilliger und Unfreiwilliger. Die Armee weiß es.“ (Er war damals ganz mit der Militärorganisation beschäftigt und stand fortwährend in Beziehung zu den Offizieren).

Die Wahrheit war, daß er mir gegenüber nicht daran gedacht hatte, etwas wieder gut zu machen. Aber es genügte mir natürlich, daß er diese Gesinnung

in einem Gespräch, das mir hinterbracht werden sollte, zum Ausdruck brachte, um mich ihm gegenüber nicht mehr zu beschweren, und wenn ich mich auf die Seite seiner Gegner geschlagen habe, so glaube ich mir selbst, so gut wie meinen Freunden, das Zeugnis ausstellen zu können: es war einzig und allein um des öffentlichen Interesses willen, aus Besorgnis vor den Gefahren, die sein Bündnis mit der Linken über die französische Gesellschaft heraufbeschwor.

Die künftigen Geschichtschreiber werden Mühe haben, dieses Bündnis zu erklären. Er selbst hat es auf der Tribüne erklärt: Er stimmte mit den Männern der Linken, mit den Republikanern dieser Zeit, in keiner ökonomischen, finanziellen, militärischen, sozialen oder politischen Frage überein, nur allenfalls in Bezug auf die Regierungsform; auch als er, der vorher die Republik verworfen, nach 1870 sie als unvermeidlich erachtet hatte, setzte er wenigstens eine Ehre darein, sie konservativ zu gestalten und zu dem Behufe keine Republikaner darin zu haben. Aber diese Republik ohne Republikaner ist sicherlich nicht die, die er uns gegeben hat. Er hätte sie besser als irgend jemand in Frankreich gründen können, wenn er sich nicht gleich in den ersten Zeiten der Assemblée und im Gegensatz zu seinen ersten Zielen von den Konservativen getrennt hätte, wenn er nicht ohne sie und gegen sie regiert hätte, mit dem Vorgeben, daß sie monarchistisch seien, und es ist allerdings richtig, daß die meisten von ihnen es in der Tat waren. Aber stand es Thiers an, sich darüber zu verwundern und zu beklagen? War er es nicht selbst gewesen? Hatte er nicht zu Anfang der Assemblée in seinen ersten Verhandlungen mit den Abgeordneten der Rechten in Bordeaux als Ziel, das man erreichen müsse, die Monarchie bezeichnet, „aber die geeinigte Monarchie und keine andre“ — das heißt die Monarchie unter den beiden miteinander ausgesöhnten Zweigen des Hauses Bourbon? Wir strebten denn auch, während wir an dieser Aussöhnung arbeiteten, diesem von Thiers selbst unsern Bemühungen gesteckten Ziel zu.

Wir suchten die Regierungsform vorzubereiten, die man sowohl im Auslande wie im Inlande damals für die geeignetste hielt, Frankreich in die Höhe zu bringen. In Deutschland z. B. wünschte Fürst Bismarck, daß Frankreich Republik bliebe, aber warum? Weil er die Republik für geeignet hielt, uns zu schwächen, uns unschädlich zu machen; er hat kein Hehl daraus gemacht, er hat es rund heraus erklärt in den Depeschen, die er selbst veröffentlichte, als er den Grafen Arnim verfolgte. Aber diejenigen unsrer Besieger, die nach dem Friedensschluß aufgehört hatten, uns übel zu wollen, — wie z. B. der Feldmarschall von Manteuffel, der bis zur Auszahlung der Kriegsentschädigung die Occupationsarmee kommandierte und die besetzten Provinzen mit der größten Rücksicht behandelte, „le plus ami de nos ennemis“, wie Thiers ihn nannte, — bekannten sich zur entgegengesetzten Meinung. Als Manteuffel eines Tages beim Diner im Palais des Präsidenten in Versailles sich neben einem Mitglied der Assemblée, dem Grafen Merode, befand, der es verstand, ein bedeutsames Gespräch anzuregen, pries er diesem gegenüber das Glück Frankreichs, einen Mann wie Thiers an seiner Spitze zu haben. Und als Graf Merode, ohne im geringsten die Lobeserhebungen auf

Thiers anzufechten, bemerkte, daß wir früher oder später eine definitive Regierungsform nötig hätten, erwiderte der deutsche Marschall ohne Zögern, daß diese Regierung die legitime Monarchie sein müsse. Und als hierauf Graf Merode die auf die Fahne bezüglichen Schwierigkeiten betonte, antwortete der Marschall: „O, die tapfere französische Armee, die ich so sehr achten gelernt habe — nein, nein, man darf ihr die Fahne nicht nehmen, sondern der König braucht nur seinen weißen Busch auf seinen Helm zu stecken!"

In der Tat, wenn die Monarchie nicht wiederhergestellt wurde, so war es nicht Thiers, der es verhinderte, denn nachdem er sich von uns getrennt, hatten wir ihn beiseite gelassen; es war der Graf von Chambord, der sich unserm Rufe entzog und sich weigerte, die Fahne der Nation zu acceptieren. Dieser unglückliche Prinz würde Thiers gegenüber zurückgetreten sein, wie er es dem Marschall Mac Mahon gegenüber getan hat, und Thiers wäre dann, wenn er mit uns in Uebereinstimmung geblieben wäre, unsre Zuflucht gewesen, wie es der Marschall gewesen ist, aber unter viel günstigeren Umständen; die Spaltungen unter den Männern der Ordnung, die uns zu Grunde gerichtet haben, wären vermieden worden; die Republik, die Thiers anfangs gepriesen hatte, die konservative Republik, die Republik ohne Republikaner, hätte Gelegenheit gehabt, festen Fuß zu fassen, und er wäre ihr Gründer gewesen. Statt dessen war die Staatsform, die die Oberhand gewann, nicht die seinige und verdiente nicht, seinen Namen zu tragen; denn es ist unter seinen Ansichten keine, die nicht heutigen Tages verleugnet und verworfen würde, keine von ihm als nötig erachtete Einrichtung, in die nicht eine Bresche geschossen wäre, und zwar von den Männern, denen er die Tür geöffnet und den Weg gebahnt hat. Die jetzige Republik ist nicht mehr die Republik Thiers'; sie ist die Republik Gambettas. Gambetta, der wenig eigne Ideen hatte und sich selbst als unfähig zum Ueberlegen bekannt hat — er sagte, wie erzählt wird: „Ich denke nur im Sprechen" —, hat sich in der Tat weder von den Doktrinen, noch von den Neigungen der radikalen Partei losgesagt; nur um ihre Fortschritte zu sichern, um ihren Erfolg vorzubereiten, hat er verstanden, „langsam, aber sicher" ihre methodische Anwendung durchzuführen. Man hat Gambetta oft die verschiedensten Eigenschaften zugeschrieben. Meiner Ansicht nach war er wirklich hervorragend als Führer der Opposition, der über alle Hindernisse hinweg vordrang, bis er die Macht in Händen hatte.

Als er aus der klugen Zurückgezogenheit, in der er sich während der Kommune gehalten hatte, hervortrat und in Versailles erschien, freute ich mich im voraus, von allem Parteigeist abgesehen, aus Liebe zur Kunst, daß ich etwas zu hören bekommen sollte, was ich noch nie gehört hatte: einen wortgewaltigen Volksredner. Seine ersten Reden bereiteten mir eine unangenehme Enttäuschung, und als ich mich gegen einen unsrer Kollegen, Laurier, der sein Vertrauter gewesen war und sich später von ihm losgesagt hatte, über meinen ungünstigen Eindruck aussprach, antwortete dieser geistreiche Mann: „Was wollen Sie? Es gibt einen Grad des Uebelwollens, den zu überwinden keinem Redner, wer er

auch sei, gelingt. Und dann, wenn man sechs Monate lang Herrgott gewesen ist, ist es nicht leicht, etwas andres zu werden." Laurier hatte recht: die Diktatur Gambettas hatte kläglich geendet; diese noch ganz frische Erinnerung lastete damals auf ihm mit einem Gewicht, das ihn anfangs zu erdrücken schien. Ich sehe ihn noch mühsam kämpfen, bald gegen das Gemurmel, bald gegen ein feindseliges Schweigen, an dem seine Kraft sich brach. Wir, Bethmont und ich, saßen auf den Plätzen der Sekretäre hinter der Tribüne, und als Bethmont, der dem Redner ganz nahe saß, ihm Mut zusprach, trotz aller Unterbrechungen fortzufahren, antwortete er leise: „Ich möchte Sie wohl diesen irischen Wall nehmen sehen." Und doch, nach einigen mehr oder minder mühevollen Versuchen nahm er das Hindernis, und seine zündende Beredsamkeit, unterstützt von einer warmen, vollen Stimme und einer gebieterischen Geste, verschaffte sich wieder Geltung. Wird er in der Zukunft zu unsern großen Rednern gezählt werden? Die Passanten, die dereinst auf der Place du Carrousel vor den in den Stein seines riesigen Denkmals gemeißelten Bruchstücken seiner Reden stehen bleiben, werden einige Mühe haben, sie zu bewundern, und wenn sie, erstaunt, die wenigst lapidare Sprache, die es jemals gegeben hat, derart erhalten zu sehen, sich einfallen lassen, einige seiner Reden im ganzen zu lesen, so wird die Ueberfülle der wahllos angehäuften Worte es ihnen schwer machen, zu erkennen, was seine Zeitgenossen hinriß: das Feuer der Leidenschaft, der Wohllaut des Tones, die Kraft und die Geschicklichkeit des Angriffes, die Schlagfertigkeit der Antwort. Ich glaube auch nicht, daß man lange dabei beharren wird, ihm zuzuerkennen, was ich ihm heutigen Tages oft zusprechen höre: den Blick und die Zielbewußtheit eines Staatsmannes. Als er Vorsitzender der Budgetkommission und umumschränkter Herr über die Geldmittel des Staatsschatzes war, leitete er keine administrative Reform ein, und der Finanzplan, den er vorgelegt hat, ohne ihn zu verwirklichen, hat keineswegs einen denkwürdigen Eindruck gemacht. Als er endlich das Staatsruder in die Hand bekam, täuschte er die allgemeine Erwartung, er vermochte nur ein ephemeres Ministerium zu bilden und fiel gleich beim ersten Anprall. Ich wiederhole es, die Rolle, für die er geboren war, und die er mit wunderbarer Ueberlegenheit ausfüllte, war die des Parteiführers. Bei seiner Ankunft in Versailles mied ihn jeder; die bewährtesten Republikaner hielten sich von jeder Berührung mit ihm fern; die Feinde Thiers' wußten, wenn sie ihn zu diskreditieren suchten, ihm nichts Schlimmeres anzudichten als eine Unterredung mit dem „fou furieux", dessen Politik er gegeißelt hatte.

Drei Jahre später, als er auswärts auf den Rednertournees, die er nach seinem eignen Ausdruck als „Commis Voyageur der Demokratie" unternahm, neue Kräfte geworben hatte, kommandierte er im Innern der Assemblée inmitten der getrennten Gruppen vielleicht das zahlreichste und gewiß das am besten disziplinierte Bataillon. Man mußte ihn sehen, wie er bald durch ein von seinem Platze oder von der Tribüne aus geschleudertes Wort die Seinigen aufpeitschte und den Sturm entfesselte, bald mit einer Bewegung seiner schweren Hand Schweigen gebot und unzeitgemäße Ausbrüche der Leidenschaft unterdrückte.

Außerhalb seiner Partei sahen sich die Männer, die ihn am meisten verwünscht hatten, genötigt, mit ihm zu verhandeln, mit seiner Macht zu rechnen. Ob diese Macht durch geheime Machenschaften vorbereitet worden war oder nicht, — sie konnte nur einem Manne zufallen, der fähig war sie auszuüben, und Gambetta hat sie seit 1874 mehr und mehr ausgeübt; ich möchte fast sagen, er übt sie noch immer aus. Die Vaterlandsfreunde, die jetzt dieses Rennen auf den Abgrund zu entsetzt und betrübt macht, stellen gerne die Politik Gambettas der seiner Nachfolger gegenüber. Ist das nicht eine retrospektive Illusion? Wer hat denn die Daseinsberechtigung der Republik in dem Emporkommen „einer neuen sozialen Schicht" gefunden, wenn nicht er? Und in einer Nation, in der seit Jahrhunderten die verschiedenen Geschlechter sich miteinander vermischt haben und ineinander verschmolzen sind, in der seit mehr als einem Jahrhundert jedes Geburtsprivilegium abgeschafft ist, — aus welchen Leuten kann da diese neue Klasse bestehen, die von der Regierung Besitz ergreift, als aus Männern ohne Tradition und ohne Vorgeschichte, ohne politische Vorbereitung und Kompetenz? Ist es nicht wiederum Gambetta, der seiner Partei die Parole ausgegeben hat: „Der Klerikalismus ist unser Feind?" Diese Parole schien damals dem Fürsten Bismarck entlehnt zu sein. In Deutschland wütete der Religionskrieg, in Frankreich herrschte Religionsfriede. Heutigen Tages wütet bei uns der Religionskrieg, während jenseits des Rheines der Religionsfriede wiederhergestellt ist. Die Parole Gambettas wird vollzogen, und zwar von den Männern, deren Emporkommen er vorhergesagt und vorbereitet hat.

Es fragt sich nur noch, wie lange diese Männer unsre Herren sein werden und wie lange ihre Politik die Oberhand haben wird.

Das Ausland hat es oft gesehen, und ein venezianischer Gesandter, ein aufmerksamer Beobachter unsrer Zwistigkeiten und unsrer Bürgerkriege, schrieb es im 16. Jahrhundert: „Wenn Frankreich am tiefsten steht, erhebt es sich am schnellsten und höchsten."

Anmerkung der Redaktion. Die gegenwärtige Kirchenpolitik Frankreichs wird auf die freundschaftlichen Beziehungen zwischen dem Deutschen Reiche und der französischen Republik keinen nachteiligen Einfluß ausüben. Weit eher könnte sich dieses Verhältnis ändern, wenn die Klerikalen wieder zur Herrschaft in Frankreich gelangen würden, da diese niemals die Freunde des protestantischen Kaiserreichs waren.



Medizinische Rücksichtslosigkeiten.

Von

Prof. Dr. med. Hermann Eichhorst in Zürich.

Wenn ich im folgenden von medizinischen Rücksichtslosigkeiten sprechen will und darunter Rücksichtslosigkeiten verstehe, die sich nicht etwa der Arzt, sondern das Publikum zu schulden kommen läßt, so bin ich fest davon überzeugt, daß die meisten meiner Leser der Ueberzeugung sein werden, daß sie meine Auseinandersetzungen gar nichts angehen. Es gehört in der Tat ein gewisser Mut dazu, einem Leserkreise gegenüber von Rücksichtslosigkeiten zu sprechen und ihm vielleicht gar solche vorzuwerfen, der mit Recht den Ruf seiner Bildung und guter Erziehung genießt. Rücksichtslosigkeit wird mit gutem Grunde als ein Fehler des Charakters oder der Erziehung oder von beidem angesehen, und man pflegt demjenigen die Eigenschaften eines tadellosen Menschen abzusprechen, an dem man Rücksichtslosigkeiten zu bemerken Gelegenheit gehabt hat.

Wenn ich auch für das, was ich hier besprechen möchte, den Ausdruck Rücksichtslosigkeit nicht zurücknehmen kann, so muß ich doch als mildernden Umstand hervorheben, daß sich die meisten medizinische Rücksichtslosigkeiten in ganz unbewußter Weise haben zu schulden kommen lassen. Vielfach sind es sogar die besten und edelsten Absichten gewesen, denen die Rücksichtslosigkeit entsprang. Wenn das alte Wort richtig ist, daß Selbsterkenntnis der erste Schritt zur Besserung ist, dann darf ich vielleicht auch hoffen, daß meine Erörterungen manchem Leser nicht unwillkommen sein werden, daß sie ihm zeigen werden, wie er bisher ohne Ahnung von seinem Mißgriff gefehlt hat, und daß sie ihn in Zukunft veranlassen werden, auch den Regeln *medizinischer* Bildung und Erziehung streng nachzuleben.

Wie sehr ich davon entfernt bin, mich hier immer nur als Ankläger aufzuspielen, geht wohl besonders deutlich daraus hervor, daß ich für eine große Zahl von Fällen gerne bereit bin, den medizinisch Rücksichtslosen bis zu einem gewissen Grade in Schutz zu nehmen, in dem Sinne wenigstens, daß er unbewußt gefehlt hat. Denn die Dinge, um die es sich hier handelt, sind zu einem großen Teil erst durch die neuesten Fortschritte der medizinischen Wissenschaft in ihrer weittragenden Bedeutung erkannt und mit mathematischer Sicherheit und Genauigkeit klargelegt worden. Derjenige freilich macht sich einer Entschuldigung unwürdig, der die medizinischen Rücksichtslosigkeiten kennt, es aber nicht der Mühe für wert hält, ihnen mit Beharrlichkeit und Strenge zu entsagen. Mitunter, das wollen wir gerne zugeben, gehört große Selbstüberwindung dazu, aber ist etwa dieses Opfer zu teuer erkauft, wenn es sich um die Gesundheit nicht nur des eignen Körpers, sondern um Glück und Wohlergehen ganzer Familien und noch weiterer Kreise handelt? Wir werden im folgenden erfahren, daß es Lebens-

lagen gibt, in denen Egoismus und das Gefühl der Selbstverleugnung in einen sehr harten Kampf miteinander geraten; jener, der Egoismus, drängt dazu, nur an die Sicherung der eignen Person zu denken, während die edle Empfindung der Aufopferung warnend ruft, du erkaufst dein Leben nur durch Unglück und Krankheit vieler andrer.

Es ist wohl den meisten meiner Leser noch erinnerlich, daß vor wenigen Jahren in Hamburg eine Choleraepidemie auftrat, die wegen ihres plötzlichen, man sagt nicht mit Unrecht explosionsartigen Ausbruches, der sehr großen Zahl von Erkrankungen und der Schwere der Krankheit die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt auf sich lenkte. Bei dieser Gelegenheit wiederholte sich nun das, was man auch bei andern Choleraepidemien vielfach erlebt hat, daß viele Gesunde, von Choleraangst ergriffen, so schnell als möglich Hamburg verließen und an cholerafreien Orten so lange Aufenthalt nahmen, bis die Choleraepidemie erloschen war. Wenn ich auch gerne zugeben will, daß der Gedanke an die Rettung des eignen Lebens und des der Familie der nächstgelegene ist, so kann ich als Arzt doch nicht mit dem Vorwurf zurückhalten, daß darin eine grobe medizinische Rücksichtslosigkeit liegt, und gerade die Hamburger Epidemie hat dies in wissenschaftlich unanfechtbarer Art bewiesen. Schon von früheren Choleraepidemien weiß man, daß solche Choleraflüchtlinge an dem Orte, an dem sie sich niederlassen, zum Ausgangspunkte einer neuen ausgedehnten Choleraepidemie werden können, der vielleicht viele hundert Menschen zum Opfer fallen. Es mag genügen zum Beweise für das Gesagte, zwei Beispiele aus neuerer Zeit anzuführen, die zugleich lehren, wie mit Hilfe des modernen schnellen Eisenbahnverkehrs der Cholerakeim in weit voneinandergelegene und durch ausgedehnte gesunde Ländergebiete voneinander getrennte Orte verschleppt werden kann.

Es bedarf wohl keiner weiteren Entschuldigung, wenn ich mit der Schilderung einer Erfahrung beginne, die man in meinem jetzigen Wirkungskreise, in Zürich, vor Jahren zu machen Gelegenheit gehabt hat. Im Jahre 1867 herrschte in Rom Cholera. Ein Maler verließ mit seiner Frau und seinem Kinde, einem Säugling, die verseuchte Stadt und eilte nach Zürich. Schon unterwegs erkrankte das Kind an Erbrechen und Durchfall. Die Familie war in einem hiesigen bekannten und geschätzten Gasthause eingekehrt, und das erkrankte Kind starb nach wenigen Tagen. Es erkrankte nun zunächst eine Frau, die die Wäsche des Kindes gereinigt hatte, dann wurden Personen von der Cholera befallen, die mit dieser Wäscherin in Berührung gekommen waren, und schließlich brach in dem sonst so gesunden Zürich eine Choleraepidemie aus, in der 705 Personen erkrankten und 504 Menschen starben. In erschreckender Weise fand hier der alte Spruch eine grauenvolle Bestätigung: kleine Ursachen — große Wirkung. Man wird es leicht begreifen, daß sich vieler Kreise ein berechtigter Ingrimm gegen die flüchtig gewordene Malersfamilie bemächtigte, denn ganz abgesehen von den gewaltigen Unkosten, die solche Epidemien verschlingen, hatte die Flucht aus Rom zahlreichen Züricher Familien viel Trauer und Elend gebracht. Viele Eltern hatten den Verlust von geliebten Kindern zu beklagen, zahlreiche Familien

hatten ihren Erhalter und Ernährer verloren, Handel und Verkehr stockten, und gar mancher geriet in Not und Nahrungssorgen.

Unter ganz ähnlichen Umständen brach vor Jahren eine Choleraepidemie in Altenburg aus. Weit umher große Ländergebiete mit gesunder Bevölkerung, und in Altenburg plötzliches Auftreten der Cholera. Auch hier wurde die Verschleppung des Choleraleimes nachgewiesen. Eine russische Familie hatte Odessa, wo Cholera herrschte, verlassen und war nach Altenburg geflüchtet, um hier den an den Ufern des Schwarzen Meeres aufgelesenen Choleraleim in erfolgreicher Weise auszustreuen.

Man wird mir vielleicht ohne Zögern zugestehen, daß es eine unverantwortliche Rücksichtslosigkeit ist, mit Erkrankten aus einem Choleraort nach gesunden Gegenden zu fliehen, aber die Flucht von Gesunden sollte doch wohl erlaubt und für die Umgebung gefahrlos sein. Dies ist nun aber leider nicht der Fall, und diese wichtige Erfahrung nachgewiesen zu haben, ist ein großes Verdienst jener Aerzte, die die früher erwähnte Hamburger Epidemie genau wissenschaftlich verfolgt und studiert haben. Es ist heutzutage auch den meisten gebildeten Nichtärzten bekannt, daß die Cholera durch ein Bakterium, also durch einen kleinen, nur durch starke Mikroskope sichtbaren Pilz hervorgerufen wird, der ein leichtgekrümmtes feinstes Stäbchen darstellt und nach seinem Entdecker Robert Koch in Berlin den Namen des Kochschen Kommabazillus führt. Am häufigsten gelangt dieser Cholerabazillus durch Wasser und Nahrungsmittel in den Magen und Darm. Im Darm vermehrt er sich unter günstigen Umständen in unzählbaren Mengen, scheidet giftige Bestandteile, sogenannte Choleratoxine aus, und diese letzteren sind es, die das Krankheitsbild der asiatischen Cholera hervorrufen. Es ist also die Cholera nichts anders als die Folge einer Vergiftung, aber einer ganz bestimmten Vergiftung, einer Vergiftung mit Toxinen oder Bakteriengiften der Kochschen Kommabazillen. Genau die gleichen Krankheitserscheinungen lassen sich auch durch gewisse chemische Gifte hervorrufen, beispielsweise durch Arsenik und Brechweinstein, nur spricht man in diesen Fällen nicht von Cholera, weil man unter Cholera nur die Ansteckung (Infektion) mit Cholerabazillen und die Vergiftung mit Choleratoxinen versteht.

Aus dem Gesagten geht die wichtige Tatsache hervor, daß der Ansteckungsstoff der Cholera im Darminhalt vor allem vorhanden ist, und daß man, wenn eine Ansteckung vermieden werden soll, namentlich die Cholerabazillen in den Darmabgängen unschädlich zu machen suchen muß.

Nun muß man sich aber nicht vorstellen, daß jeder Mensch an Cholera erkrankt, der Cholerabazillen verschluckt hat. Damit Cholerabazillen im menschlichen Körper gedeihen und wuchern, ist es notwendig, daß sie einen geeigneten Nährboden finden, und wie nicht jede Pflanze auf jedem Erdreich wächst, so finden auch Cholerabazillen Menschen genug, die namentlich durch völlige Gesundheit der Verdauungsorgane den verschluckten Cholerabazillen genügend Widerstand bieten und gesund bleiben. Schon lange, bevor man den Cholerabazillus kannte, hat die Erfahrung gelehrt, daß Störungen der Magen- und Darmtätigkeit, wie

sie namentlich leicht nach dem Genuß unreifen Obstes und Gemüses, kalter Getränke, gärenden Bieres und großer Alkoholmengen vorkommen, in hohem Grade zur Erkrankung an Cholera geneigt machen oder, wie man meist sagt, prädisponieren.

Verschluckte Cholerabazillen können nun zwar im Magen durch abgeschiedenen Magensaft vernichtet werden, weil der Magensaft Salzsäure enthält und die Kochschen Kommabazillen gegen alle Säuren sehr empfindlich sind und von ihnen leicht abgetötet werden, aber es entgehen auch Cholerabazillen nicht selten der Einwirkung des sauern Magensaftes, gelangen lebenskräftig in den Darm und werden wieder lebend und entwicklungsfähig mit dem Darminhalt nach außen ausgeschieden. So kann es also geschehen, daß jemand, der Cholerabazillen unbewußt verschluckt hat und selbst gesund geblieben ist, dennoch für seine Umgebung zur Quelle der Ansteckung wird, da er mit seinem Darminhalt Cholerabazillen ausscheidet und diese durch einen unglücklichen Zufall in den Magen und Darm von Personen geraten können, die für eine Choleraerkrankung geneigt sind, weil sie den Cholerabazillen einen günstigen Nährboden liefern.

Nun ist es ja selbstverständlich, daß man Gesunde nicht verhindern kann, Choleraorte zu verlassen. Wollte man darauf dringen, so müßte ein Choleraort von jedem Verkehr mit der Außenwelt hermetisch abgeschlossen und jeglicher Handel und Wandel unterbrochen werden. Dergleichen läßt sich in unserm Zeitalter nicht mehr durchführen. Aber man kommt jedenfalls nach dem Gesagten zur Einsicht, wie Recht die staatlichen und städtischen Behörden daran tun, zu Cholerazeiten den Personenverkehr streng zu überwachen, und es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, daß es diesem Umstand zu verdanken ist, daß sich die mehrfach angeführte Choleraepidemie in Hamburg nicht über Deutschland und Europa ausdehnte und Tausende und Abertausende in ein frühes Grab stürzte.

Wer einen Choleraort verläßt, nicht durch seinen Beruf gezwungen, sondern von Choleraangst fortgetrieben, der sollte sich darüber vollkommen klar sein, welche schwere Folgen seine Flucht für die haben kann, unter deren Dach er Schutz gesucht und gefunden hat.

Ueberhaupt macht sich das, was wir als medizinische Rücksichtslosigkeiten verstanden wissen wollen, häufig durch die Art des *persönlichen Verkehres* geltend. Es gibt ansteckende Krankheiten, die auf Gesunde auch dann übertragen werden, wenn eine Berührung mit dem Kranken niemals stattgefunden hat. Als Beispiele führen wir Masern, Scharlach, Röteln, Pocken, Schafpocken, Keuchhusten, Diphtherie an. Besuche bei derartigen Kranken müssen möglichst vermieden werden, und vor allem sollen die Besuchenden nicht unmittelbar darauf Familien aufsuchen, in denen nur gesunde Kinder vorhanden sind. Es darf nämlich nicht übersehen werden, daß der Besuchende von Ansteckung häufig frei bleibt, daß sich aber in seinen Kleidern, auch in seinen Haaren, besonders im Bart der Ansteckungsstoff einnisten und dadurch außerhalb der Krankenstube auf Empfängliche übertragen werden kann. Man nennt dies eine *Ansteckung durch Mittelspersonen*.

Es kann sich aber der Ansteckungsstoff auch auf *leblosen Gegenständen* festsetzen und sich durch diese auf Gesunde an fernen Orten übertragen lassen. Aus diesem Grunde muß es wieder als eine Rücksichtslosigkeit bezeichnet werden, wenn Personen, die von den vorhin aufgezählten Krankheiten betroffen sind, mit Briefen, Büchern, Handarbeiten u. s. w. ihre Freunde von der Krankenstube aus „erfreuen" wollen, denn durch diese Sendungen sind Uebertragungen der Krankheit sehr leicht möglich. Aus eigner Erfahrung weiß ich, daß es in vielen Familien Sitte ist, den erkrankten Kindern zur Zerstreuung und Erheiterung *Zeitschriften* mit Bildern zu reichen, die oft einem Lesezirkel entnommen sind. Gelangen dann diese Zeitschriften in gesunde Familien, so werden sie leicht zur Quelle einer Ansteckung, die oft nur mit großer Mühe aufgedeckt wird. Es muß sich also unter solchen Umständen der Kranke eine gewisse und in Anbetracht seiner Einsamkeit vielfach recht bitter empfundene Beschränkung auferlegen, wenn er von denen, die ihm lieb sind, Ansteckungsgefahren fernhalten will. Wie leicht sich durch leblose Dinge Krankheitskeime übertragen lassen, hat man unter anderm bei Scharlachepidemien in London erfahren. Hier fiel es mehrfach auf, daß Scharlach nur in bestimmten Häusern und Straßen auftrat, und als man den Ursachen genauer nachging, machte man die Erfahrung, daß die Familien der Erkrankten die Milch von dem gleichen Milchhändler bezogen. Weitere Nachforschungen ergaben nun, daß in der Wohnung des Milchmannes ein Angehöriger an Scharlach erkrankt war; offenbar hatte sich der Ansteckungsstoff des Scharlachs der Milch beigesellt und war durch diese auf solche übertragen worden, die die Milch genossen hatten. Auch bei Diphtherie und Abdominaltyphus hat man gerade in England zu wiederholten Malen die gleichen Erfahrungen gemacht, und das Gleiche dürfte wohl auch für die übrigen früher aufgezählten ansteckenden oder Infektionskrankheiten gelten. Man sieht also, mit welcher Vorsicht man beim Einkauf von Nahrungsmitteln aus Häusern, in denen Personen mit gewissen ansteckenden Krankheiten leben, zu Werke gehen muß, und es wäre entschieden zu begrüßen, wenn die Gesundheitsbehörden einschritten und durch geeignete Verordnungen die Verschleppung von Krankheitskeimen durch Nahrungsmittel verhinderten. Freilich würde dies kaum anders möglich sein, als wenn der Händler für seine Verluste entschädigt würde, und es wäre nicht undenkbar, daß in Zukunft Versicherungen für solche Vorkommnisse abgeschlossen werden könnten.

Wenn es richtig ist, daß ansteckende Krankheiten durch Mittelspersonen auf andre übertragen werden können, so wird es auch vorkommen, daß gesund gebliebene *Geschwister von Erkrankten* den Ansteckungsstoff in der Schule oder auf Spielplätzen, in Badeanstalten und an ähnlichen Orten auf Schul- und Spielkameraden übertragen. Diese Ansteckungsweise ist ohne Frage in früheren Jahren, in denen man auf diese Dinge weniger Wert gelegt hat, außerordentlich oft vorgekommen. Heutzutage ist diese Art von Krankheitsübertragung seltener, weil in vielen Staaten der Schulbesuch solchen Kindern verboten ist, in deren Familien ansteckende Krankheiten aufgetreten sind. Weniger genau beaufsichtigen läßt sich selbstverständlich das Besuchen andrer öffentlichen Orte, und daher sollte

sich jedermann darüber klar sein, ein wie schweres Vergehen und welche unverantwortliche Rücksichtslosigkeit er an seinen Mitmenschen begeht, wenn er unter den geschilderten Verhältnissen gesunden Kindern gestattet, ohne Einschränkung mit andern zu verkehren.

Von manchen ansteckenden Krankheiten, im besondern vom Keuchhusten wird nicht nur von Laien, sondern auch von Aerzten die Ansicht vertreten, daß sie durch einen Wechsel des Aufenthaltsortes schneller heilten, und es geschieht daher sehr häufig, daß Keuchhustenkranke, um schnell zu genesen, aufs Land oder in die Berge geschickt werden. Darin liegt wieder eine große Rücksichtslosigkeit und nicht zu unterschätzende Gefahr für die neue Umgebung. Mir sind zahlreiche Beispiele dafür bekannt, daß keuchhustenkranke Kinder Gasthäuser aufsuchten, in denen sich auch gesunde Kinder aufhielten. Kein Wunder, daß die letzteren angesteckt wurden und, anstatt Erholung und Stärkung zu finden, eine Krankheit erwarben, die oft erst nach der Rückkehr in die Heimat zum Ausbruch gelangte. Auch dann, wenn Keuchhustenkranke nur noch selten und leicht husten, bleiben sie ansteckungsfähig und deshalb für eine gesunde Umgebung gefährlich. Nun kommt noch hinzu, daß es nicht einmal sicher erwiesen ist, daß eine Aenderung des Aufenhaltes bei Keuchhusten dem Kranken wirklich Nutzen bringt, Grund genug, um die Krankheit im eignen Heim austoben und ausheilen zu lassen.

In vielen Familien besteht die Sitte, Kleider und Wäsche von Verstorbenen an Arme zu verschenken. Das sicherlich oft gut gemeinte Geschenk wird aber für den Beschenkten zu einer Gefahr, wenn die Gegenstände von einer Person herstammen, die an einer ansteckenden Krankheit verstarb; denn wir haben schon früher hervorgehoben, daß durch Kleider Ansteckungsstoffe übertragen werden können. Zum Beweise dafür mögen Erfahrungen über das Auftreten von Unterleibstyphus oder, wie der Nichtarzt häufig sagt, von Nervenfieber unter Soldaten angeführt werden. Es ist in manchen Garnisonen aufgefallen, daß plötzlich und zunächst ohne erkennbare Ursachen Unterleibstyphus ausbrach, und daß gerade Rekruten von dieser Krankheit befallen wurden. Genaue und recht mühsame Nachforschungen förderten nun das überraschende Ergebnis zu Tage, daß die Anzüge der Erkrankten vordem von typhuskranken Soldaten getragen und die Beinkleider offenbar mit Darminhalt beschmutzt worden waren, der bei einem Typhuskranken den Ansteckungsstoff, den Typhusbazillus, beherbergt. Dieser hatte sich in den Kleidern seine Lebens- und Ansteckungsfähigkeit bewahrt, trotzdem die Kleidungsstücke mehrere Jahre auf der Kleiderkammer aufbewahrt worden waren. Auch in Lumpenfabriken hat man vielfach bei Arbeitern, namentlich bei solchen, die die Lumpen zu sortieren hatten, Infektionskrankheiten auftreten gesehen, ohne Zweifel deshalb, weil die Lumpen von Kleidern herstammten, die von Personen mit ansteckenden Krankheiten getragen worden waren. Ganz bekannt ist in Lumpenfabriken das Vorkommen der sogenannten Hadernkrankheit (die Bezeichnung Hadern bedeutet Lumpen), die nichts anders als Milzbrand ist, dessen Ansteckungsstoff in dem Milzbrandbazillus ganz genau bekannt

ist. Wer also Kleider von solchen Personen verschenken oder vielleicht selbst gebrauchen will, die an übertragbaren Krankheiten gelitten haben, der sollte dies nicht anders tun, als wenn die Kleider ihrer Ansteckungsfähigkeit vorher dadurch beraubt wurden, daß man die Ansteckungsstoffe in ihnen unschädlich machte oder, wie der Kunstausdruck lautet, die Kleider desinfizierte. Was für Kleider gilt, das trifft auch für Leibwäsche, Betten und alle Gebrauchsgegenstände zu. Wie leicht beispielsweise durch Federn auf weite Entfernungen hin Ansteckungsstoffe vertragen werden können, hat sich mehrfach in meinem jetzigen Wirkungskreise, in Zürich, bei dem Ausbruch von Pocken nachweisen lassen. Wiederholentlich wurden Arbeiter in Federgeschäften Zürichs von Pocken befallen, während sonst der Kanton Zürich und die ganze Schweiz von Pocken frei waren. Als man den Ursachen der Erkrankung nachging, machte man die Erfahrung, daß Federn aus Ungarn bezogen worden waren, und daß in Ungarn Pocken herrschten. Es liegt selbstverständlich in dem Interesse jedes Gemeindewesens, Desinfektionsanstalten einzurichten, die den Bewohnern leicht, bequem und ohne Unkosten zugänglich sind. Die Herstellungs- und Betriebskosten für derartige Anstalten sind bald eingebracht und sehr gering im Vergleich zu jenen Unsummen, die ausgedehnte Epidemien von ansteckenden Krankheiten zu verschlingen pflegen.

Ueberhaupt gehört die Unterlassung einer Desinfektion von Kleidungsstücken, Gebrauchsgegenständen aller Art und Krankenzimmern, wenn ansteckende Krankheiten vorliegen, in das Gebiet der medizinischen Rücksichtslosigkeiten. Ein Scharlachkranker, der nach seiner Genesung mit nichtdesinfizierten Kleidern in den allgemeinen Verkehr zurückkehrt, kann selbstverständlich diejenigen anstecken, die mit ihm in Berührung kommen, und ebenso leicht tragen solche Personen eine Ansteckung davon, die ein Zimmer betreten, in dem ein Kranker mit den früher angeführten Infektionskrankheiten gelebt hat. Auch hier liegt es wieder im Interesse der Gemeinden, eine wo möglich unentgeltliche Desinfektion von Krankenstuben, wenn nötig zwangsweise, durchzuführen. Dies ist aber nur möglich, wenn die Behörden von dem Vorkommen einer ansteckenden Krankheit Kenntnis erhalten haben, was kaum anders als durch gesetzlich vorgeschriebene Anzeigepflicht erreichbar ist. Sehr auffällig, aber leider nicht selten vorkommend ist es, daß sich gerade oft bessere und gebildete Kreise gegen eine Anzeige bei den Gesundheitsbehörden sträuben und den Arzt von seiner Pflicht abzulenken suchen. Es drängt sich ihnen vielfach die ganz ungerechtfertigte Empfindung auf, als ob Krankheit nicht eine bedauerliche Zufälligkeit, sondern ein selbstverschuldetes Unglück wäre. Fort ein für allemal mit dieser falschen und für die Umgebung nicht ungefährlichen Scham!

Wir wollen nicht versäumen, noch einmal ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß manche Ansteckungsstoffe sich jahrelang ihre Lebensfähigkeit erhalten; denn ich habe es mehrfach erlebt, daß Laien glaubten, alle Vorsichtsmaßregeln gegen eine Ansteckung außer acht lassen zu dürfen, weil seit der Krankheit schon Jahre verstrichen waren. Es möge mir gestattet sein, zum Beweise für das Gesagte ein Beispiel aus meinen Erlebnissen anzuführen, dem ich vor nicht langer Zeit

begegnet bin. Ein mit Glücksgütern sehr reich bedachter Mann hat sich an einem der schweizerischen Gebirgsseen ein herrliches Schloß erbaut, in dem er die Sommermonate zu verleben pflegt. Die Tochter des Schloßherrn ist in Berlin verheiratet. Sie wurde gebeten, mit ihrem knapp einjährigen Kinde einige Zeit auf dem Schloßgute ihres Vaters zu verbringen. Plötzlich erkrankte das Kind an Keuchhusten. Nun entsteht Keuchhusten — und das Gleiche gilt auch für alle andern ansteckenden Krankheiten — niemals von selbst, und man muß daher als Arzt immer nach einer besonderen Keuchhustenquelle suchen. In der Umgebung des Kindes waren weder in Berlin noch in der Schweiz Keuchhustenerkrankungen vorgekommen. Dagegen hatte der Schloßherr vor zwei Jahren Verwandte mit zwei keuchhustenkranken Kindern auf sein Landgut eingeladen, damit die Kinder ihre Krankheit infolge der Luftveränderung schneller verlören. Diese beiden Kinder hatten in dem gleichen Zimmer geschlafen, das auch der kleinen Enkelin des Schloßherrn zum Schlafraum angewiesen worden war. Dies Zimmer war zwar vielfach gelüftet, niemals aber desinfiziert worden, und jedenfalls hatte sich der Ansteckungsstoff zwei Jahre hindurch seine Ansteckungsfähigkeit erhalten.

Sehr wichtig ist es, zu wissen, daß sich der Ansteckungsstoff bei manchen Krankheiten im Auswurf findet, beispielsweise bei Keuchhusten, Lungenschwindsucht und Lungenentzündung, bei andern im Darminhalt (Unterleibstyphus, Cholera, Ruhr), mitunter auch im Erbrochenen. Wer nun sich und seine Umgebung vor Ansteckung schützen will, der muß darauf Bedacht nehmen, die Ansteckungsstoffe in den obengenannten Dingen zu töten, und wer das nicht tut, vielleicht weil er selbst vor einer Ansteckung nicht Angst hat, der begeht eine grobe und unter Umständen strafbare Rücksichtslosigkeit gegenüber seinen Mitmenschen. Wie oft sind Typhusepidemien ausgebrochen, weil man achtlos die Darmabgänge von Typhuskranken in Bäche und Flüsse entleert hatte, deren Wasser stromabwärts zum Trinken und Hausgebrauch benutzt wurde. Daß bei der Verbreitung der Lungenschwindsucht der Auswurf, der mit Tuberkelbazillen oft übersät ist, die Hauptrolle spielt, unterliegt nicht dem geringsten Zweifel. Trocknet nichtdesinfizierter Auswurf von Lungenschwindsüchtigen ein und verteilt er sich staubförmig in der Luft, so wird er leicht von Nichtschwindsüchtigen eingeatmet, und wenn Tuberkelbazillen in Luftwege mit geringer Widerstandskraft hineingelangen, sind sie leicht im stande, sich zu vermehren und Lungenschwindsucht hervorzurufen. Es ist daher begreiflich, daß man in neuester Zeit sehr großen Wert auf die Desinfektion des Auswurfes von Lungenschwindsüchtigen legt, um dieser verheerenden Volksseuche Einhalt zu tun.

Vielleicht häufiger noch als durch eingetrockneten und als feinen Staub aufgewirbelten Auswurf geschieht die Ansteckung bei Lungenschwindsucht noch auf anderm Wege. Ein Lungenschwindsüchtiger verbreitet beim Husten einen Teil seines Auswurfes in Form feinster Flüssigkeitströpfchen unbewußt und unbemerkt in die umgebende Luft. Diese mit Tuberkelbazillen erfüllten Tröpfchen

bleiben einige Zeit in der Luft schweben und folgen mit Leichtigkeit etwaigen Luftströmungen. Es sind demnach die Umstände dafür außerordentlich günstig, daß derartige Tröpfchen von denen, die sich in der Nähe des Kranken aufhalten, eingeatmet werden und Ansteckungen hervorrufen. Sehr wesentlich wird diese Ansteckungsgefahr vermindert, wenn sich der Kranke während des Hustens die Hand vor den Mund hält und dadurch die feinen Auswurfströpfchen abfängt. Es ist richtig, daß dieser Handgriff zum guten Ton gehört, aber es läßt sich auch nicht in Abrede stellen, daß viele Kranke glauben, sich über diese Anstandsregel fortsetzen zu dürfen. Das ist eine grobe und verwerfliche Rücksichtslosigkeit, die man unter keinen Umständen dulden darf. Beachtenswert ist, daß das, was ursprünglich ausschließlich das Anstandsgefühl vorschrieb, im Lichte der modernen medizinischen Forschung die hohe Bedeutung einer Maßregel erhalten hat, die der Verbreitung der Lungenschwindsucht in wirksamer Weise entgegenarbeitet.

Viele Kranke machen sich einer bedauernswerten und gefährlichen Rücksichtslosigkeit noch dadurch schuldig, daß sie ansteckende Ausscheidungen achtlos hierhin und dorthin absetzen. Es gilt dies auch wieder in erster Linie für den ansteckenden Auswurf der Lungenschwindsüchtigen. Gerade in niederen Kreisen ist es auch heute noch immer eine verbreitete Unsitte, den Auswurf im Freien auf die Straße oder in öffentlichen Gebäuden in einem Winkel der Hausflure, im Eisenbahnwagen auf den Boden u. s. w. auszuspucken. Daß ein solches Benehmen im allerhöchsten Grade eine Verbreitung der Krankheit begünstigt, bedarf keiner längeren Auseinandersetzung; denn der Auswurf trocknet eben leicht ein, zerstäubt und wird von andern eingeatmet.

Auch beim Keuchhusten kommen leider sehr häufig die gleichen Ungehörigkeiten vor, und wohl jeder hat auf der Straße Kinder gesehen, die plötzlich von einem Keuchhustenanfalle betroffen wurden und oft auf Geheiß der Eltern oder Wärterin den Auswurf auf die Straße spuckten.

Einer nicht unbedeutenden Ansteckungsgefahr sind bei gewissen Krankheiten die Wäscherinnen ausgesetzt. Leib- und Bettwäsche werden sehr leicht und oft mit Darmentleerungen beschmutzt, und wenn es sich wie bei Unterleibstyphus, Cholera und Ruhr um Darminhalt handelt, der die Ansteckungsstoffe beherbergt, so besteht die Gefahr, daß diejenigen angesteckt werden, die mit dieser Wäsche zu tun haben. Es sollte daher als Regel gelten, daß die von Kranken abgelegte Wäsche erst einen Tag lang in einer fünfprozentigen Karbolsäurelösung verweilt, um alle Ansteckungsstoffe abzutöten, ehe sie den Wäscherinnen zum Reinigen übergeben wird.

Das Gebiet der medizinischen Rücksichtslosigkeiten ist viel zu ausgedehnt, als daß es möglich wäre, alle Vorkommnisse zu berühren, geschweige denn zu erschöpfen. Es mag genügen, noch auf ein wichtiges Ding hingewiesen zu haben, nämlich auf die Bedeutung des Kusses. Ich bin darauf vorbereitet, daß mancher meiner Leser voll Verwunderung den Kopf schütteln und ausrufen wird: Wie! Das Küssen eines nahestehenden und von uns geliebten Menschen eine

Rücksichtslosigkeit? Sind wir doch gewohnt, den Kuß als ein äußeres Zeichen größter Liebe und Vertraulichkeit anzusehen, und läßt sich doch in einem einzigen Kuß oft mehr als in vielen, vielen Worten ausdrücken! Und dennoch muß der Arzt das Küssen unter bestimmten Umständen für eine grobe medizinische Rücksichtslosigkeit erklären. Darüber sollte man sich um so mehr klar sein, als nicht nur die Angehörigen eines Kranken geneigt zu sein pflegen, den Kranken mit Liebkosungen zu überschütten, sondern auch viele Kranken in erhöhtem Maße das Verlangen tragen, ihren Dank für Aufopferung und Pflege durch größere Freigebigkeit mit Küssen zum Ausdruck zu bringen.

Seit alter Zeit hat die Regel gegolten, der Uebertragungsgefahr wegen keinen Kranken mit Schnupfen zu küssen oder sich von an Schnupfen Leidenden küssen zu lassen. Das, was ein dunkles Ahnen schon längst für den Schnupfen erkannt hat, gilt auch für manche andern Infektionskrankheiten; an erster Stelle für solche, bei denen sich die Ansteckungsstoffe im Auswurf, im Mund- und Rachensekret finden. Auch bei Beobachtung größter Reinlichkeit ist es nicht zu vermeiden, daß geringe, mit unbewaffnetem Auge vielleicht nicht einmal sichtbare Teilchen an den Lippen verbleiben oder durch den Kuß auf andre übertragen werden. Derartiges kann bei Lungenschwindsucht, Keuchhusten, Rachendiphtherie und Syphilis sehr leicht geschehen. Wußten doch die Zeitungen vor mehreren Jahren zu berichten, daß eine mitteldeutsche Fürstin dadurch an Rachendiphtherie erkrankte, daß sie ihr an Diphtherie leidendes Kind, man sagte, entgegen der Warnung der behandelnden Aerzte, geküßt hatte. Mutter und Kind fielen dieser ernsten Krankheit zum Opfer. Auch bei vielen andern Infektionskrankheiten erscheint der Kuß gefährlich; denn er verlangt eine innigste Berührung mit den Erkrankten, und damit nimmt die Ansteckungsgefahr zu. Bei ansteckenden Krankheiten der zuerst erwähnten Art wird die Uebertragungsgefahr wesentlich geringer, wenn man nicht auf den Mund, sondern auf die Stirn küßt, was in manchen Familien in sehr zu begrüßender Art überhaupt Brauch ist.

Suchen wir uns darüber klar zu werden, was man durch das Vermeiden von medizinischen Rücksichtslosigkeiten erreicht, so kommen wir zur Erkenntnis, daß man dadurch Ansteckungsgefahren entgeht. Wir nennen nun alle Maßregeln, die die Verbreitung von Krankheiten verhindern: V o r b e u g u n g s m a ß r e g e l n o d e r P r o p h y l a x e. Es müssen demnach medizinische Rücksichtslosigkeiten als Vergehen gegen die Prophylaxe bezeichnet werden.

Möglicherweise wird man mir entgegnen, es wäre vielleicht alsdann zweckmäßiger gewesen, den Ausdruck Rücksichtslosigkeit zu vermeiden und ihn durch Regeln der Prophylaxe zu ersetzen. Dies hätte deshalb etwas sehr Unvollkommenes an sich gehabt, weil das Gebiet der Prophylaxe weit umfangreicher ist und die medizinischen Rücksichtslosigkeiten zwar einen sehr wichtigen, aber doch verhältnismäßig kleinen Teil der Prophylaxe bilden. Medizinische Rücksichtslosigkeiten sind nun notgedrungen die Vorbeugungsmaßregeln gegen übertragbare Krankheiten, die jeder mit gutem Willen und ohne Anleitung eines Arztes ausüben kann. Möge die Rücksicht auf andre es jeden leicht überwinden lassen, Unbequemlich-

keiten und selbst unangenehme Lebenslagen leicht über sich ergehen zu lassen, weil ein gebildeter und gesitteter Mensch es vermeiden muß, sich wie andrer, so auch medizinischer Rücksichtslosigkeiten schuldig zu machen!

Ist es möglich, den Nordpol zu erreichen?

Von

Marquis de Nadaillac.

Wenn man sich all die Katastrophen vergegenwärtigt, die sich in den Polarmeeren ereignet haben, die große Zahl der verloren gegangenen Schiffe, die Tausende der dabei geopferten Leben, die Leiden, von denen man nicht ohne Schauder lesen kann, die riesigen Geldsummen, die dabei verschwendet worden sind, so fragt man sich: Welche ernsthaften Resultate sind durch das alles erreicht worden? Welche Entdeckungen, sei es in praktischer, sei es in wissenschaftlicher Hinsicht, haben das gemeinsame Erbteil der Menschheit bereichert? Was für Entdeckungen können überhaupt in diesen Regionen gemacht werden, die die Kälte zu ewiger Unfruchtbarkeit verdammt? Gewiß, man hat auf unsern Karten einige neue Namen eingetragen; die Geschichte hat einige Forscher registriert, deren Energie unsrer Generation Ehre macht. Aber wenn man kalten Blutes die Erfolge untersucht, worauf laufen sie hinaus? Der Mensch hat sich dem Pole um einige Grade, einige Minuten und sogar noch um einige Sekunden genähert, ist aber noch 238 Meilen vom Nordpol entfernt.

Den Rekord hält der Kommandant Cagni. Er ist bis 86° 33′ 49″ nördlicher Breite gelangt und hat Nansen damit um einige Minuten geschlagen. Er war der Stellvertreter des Herzogs der Abruzzen, dem mehrere Finger erfroren waren und amputiert werden mußten.

Cagni verließ das italienische Lager, das auf der Kronprinz Rudolph-Insel aufgeschlagen worden war, am 21. Februar 1900 bei einer Kälte von 43°. Er führte neun Leute mit sich — darunter drei Alpenführer, die, in drei Gruppen geteilt, nacheinander ins Lager zurückkehren sollten. Jede Gruppe hatte vier feste, in Norwegen unter der persönlichen Leitung Nansens gebaute Schlitten, dieselbe Anzahl Hunde, und für die mutmaßliche Dauer der Fahrt berechnete Lebensmittel. Das Thermometer schwankte zwischen —43 und —46°. Der Leutnant Querini brach an der Spitze der ersten Abteilung auf. Man hat weder ihn noch seine Kameraden jemals wiedergesehen, man hat nicht einmal ihre Spuren wiedergefunden. Was für Qualen mögen diese Unglücklichen ausgestanden haben, die bei der fürchterlichsten Kälte in diesen Eiswüsten herum-

irrten und, nachdem sie ihre zu spärlich zugemessenen Lebensmittel aufgezehrt und ihre Hunde geopfert hatten, einer nach dem andern dem entsetzlichen Hunger erlagen, nachdem die letzten Ueberlebenden vielleicht gezwungen gewesen waren, sich von dem Fleisch ihrer Kameraden zu nähren, um die Reste ihres Lebens zu erhalten. „Lasciate ogni speranza" mögen sie als letzte Wehklage gerufen haben; ihnen war der Tod ein Erlöser.

Ich habe diese düstere Episode, der Zeit nach die letzte unter so vielen andern dieser Art, mit Absicht hier erzählt, ehe ich untersuche, ob die erreichten Resultate solche Vorkommnisse rechtfertigen können.

Wir wissen, daß während der geologischen Zeiten das Leben sich bis zum Pole frei ausdehnte. Nach de Lapparent hat die vollständige Gleichförmigkeit der Flora von den Polen bis zum Aequator eine unberechenbare Anzahl von Jahrhunderten hindurch gedauert und umfaßt die primären und einen Teil der sekundären Zeiten. Sie erklärt sich, führt der hervorragende Gelehrte ferner aus, durch die vollständige Nichtkonzentration der Sonnenmasse in diesen Epochen; die Sonnenstrahlen, zahlreicher und dichter zusammengedrängt, waren verhältnismäßig weniger intensiv und sandten eine gleichmäßigere Wärme auf alle Punkte des Erdsphäroids.

Die stufenweise fortschreitende Erkaltung wird mit jedem Tage deutlicher bewiesen. Riesige Kohlenlager erstrecken sich von der Insel Disko an der Westküste Grönlands bis zur Prinz Patrick-Insel. Wenn man den Mackenzie aufwärts fährt, trifft man auf ein Kohlenlager. Die Baumstämme, die die obersten Schichten bilden, sind in horizontaler Lage übereinandergehäuft; ohne Zweifel sind sie von einem und demselben Sturm niedergerissen worden. Die Tonschichten, die zwischen den Braunkohlenlagern eingeschoben sind, schließen Bernsteinstücke und feine Abdrücke von Eiben-, Ahorn-, Johannisbeer-, Linden- und Haselnußblättern ein. Die Braunkohle weist nur Koniferen auf, die offenbar den abgestorbenen Bäumen vorhergegangen und im Laufe der Jahrhunderte an ihre Stelle getreten sind. Greely hat in Grinnells Land Kohlenlager von einer bis zu drei Meter gehenden Mächtigkeit gesehen, ähnliche Lager Nares am Kap Murchison, Payer auf Spitzbergen und der Bäreninsel. In der Zeit, in der diese Kohlenlager sich bildeten, muß eine reiche Vegetation die Polarländer bedeckt haben.

Schon 1870 entdeckte Nordenskjöld nicht weit von der Disko-Bai eine Cretacische Flora, bestehend aus Cycadeen, Farren, Sequoias, Pappeln, Feigenbäumen, Tulpenbäumen, baumartigen Hülsengewächsen. Auf Banksland zeigen sich die äußersten Enden der Stämme und Aeste außerhalb des Tones, in den sie eingebettet sind. Die Bäume sind da, wo sie gelebt hatten, unter den Eismassen begraben worden und zu Grunde gegangen. Die große Masse von Eicheln, Tannenzapfen, die man findet, bezeichnet deutlich die Entstehung und das Wachstum des verschwundenen Waldes. Dies sind unanfechtbare Belege für die Temperatur des Erdballs in den primären Epochen, aber nichts gestattet die Annahme, daß Menschen oder menschenähnliche Wesen in diesen Zeiten

lebten und daß man Beweise für ihre Existenz finden könnte, was bisher nie, weder in Europa noch auf den andern Kontinenten, trotz der relativen Leichtigkeit der Forschungen gelungen ist.

„Jedermann weiß, daß wenig Hoffnung besteht, den Pol direkt zu erreichen,“ so sagte in der Académie des Sciences der Astronom Faye, um dessen vor kurzem erfolgten Hingang die Wissenschaft trauert. Derselben Meinung ist auch Sir Clements Markham, der Präsident der Londoner Geographischen Gesellschaft und selber ein Forscher von großem Verdienst. Für ihn ist die Reise Nansens das letzte Wort der Frage; durch sie hat man alles erfahren, was über die arktischen Regionen zu wissen jemals von Nutzen sein wird. „Man spricht von einer Entdeckung des Nordpols,“ bemerkt Sir Clements, „aber der Nordpol ist ein genau bestimmter, und den Seeleuten, die die arktischen Meere befahren haben, sehr wohl bekannter Punkt im Himmelsraum, und es ist eine Verrücktheit, sich das Aufsuchen eines imaginären Punktes auf einem Hunderte von Meilen weiten Wege durchs Eis vorzunehmen. Es ist eine Verschwendung von Geld und Lebenskraft.“

Diese ernsten Worte entmutigen niemand. Zu den optimistischen Illusionen, zu der Hoffnung, da Erfolg zu haben, wo so viele andre gescheitert sind, gesellt sich der patriotische Stolz und der Wunsch, das eigne Land durch eine so denkwürdige Entdeckung den Sieg über die andern Nationen davontragen zu sehen, und trotz aller Enttäuschungen, trotz der Lektionen der Vergangenheit, spielt sich vor unsern Augen ein wahres Rennen um die Erreichung des geträumten Zieles ab. Die Amerikaner wollen es sich nicht nehmen lassen, die ersten zu sein, die dort ihr Banner wehen lassen. Herr Ziegler, einer jener Millionäre, die ihren Reichtum rechtfertigen durch den Gebrauch, den sie davon machen, hat eine Expedition mit einem außerordentlichen Luxus ausgerüstet.[1]) Das Kommando der Expedition übertrug er dem Kapitän Baldwin, der nach einer kurzen Fahrt nach Henningswaag (Norwegen) zurückkehrte, ohne sich großen Ruhm erworben zu haben. Die Russen wollten sich durch ein originelleres Mittel einen Weg bahnen. Der Admiral Makaroff hatte auf den Werften des Tyne ein Schiff ganz aus Stahl bauen lassen, den „Jermak“, der eine Länge von 335 Fuß hat und mit seinen Maschinen von 10000 Pferdekräften im stande ist, die härtesten Eisblöcke zu zermalmen. Aber der Verbrauch an Kohlen, sowohl für die Fahrt wie für den Eisbrecher, war riesig, und als er kaum nach Franz Josephs-Land gekommen war, mußte er wegen Mangels an Brennmaterial umkehren. Rabot[2]) hat den neuen Versuch Sverdrups, des energischen Steuermanns Fridtjof Nansens, der ihm sein Schiff „Fram“ geliehen hatte, in einem zusammenfassenden Bericht geschildert. Alles Glück wendete sich gegen den Nordpolfahrer. Der Sommer 1899 war beständig ungünstig, und Sverdrup konnte nicht über Ellesmere Land

[1]) Baldwin führte 42 Menschen, 426 Hunde, 16 Ponies, Renntiere und sogar eine Eisenbahn nach dem System Decauville mit sich. Schiffe begleiteten ihn oder folgten ihm mit Lebensmitteln und Ersatzmaterial.

[2]) Géographie, 15. Oktober 1902, S. 243.

hinauskommen. Wild war reichlich vorhanden, Bären, Moschusochsen, Renntiere, Hasen gewährten den Norwegern einen bequemen Lebensunterhalt. Sie zogen auch Wölfe herbei, zweimal griffen Rudel von ihnen das Schiff an, und man konnte sie nur mit großer Mühe in die Flucht schlagen. In den letzten Tagen des Mai 1900 entstand ein Brand, bei dem der für die Eismassen unangreifbare Fram beinahe durchs Feuer zu Grunde gegangen wäre. Der folgende Winter war kalt und feucht; das Thermometer bewegte sich um —45° herum. Am 19. September 1902 war Sverdrup wieder in Stavanger. Seine Expedition hat, zweifellos infolge dieser unglücklichen Umstände, nicht den Hoffnungen entsprochen, die sie erweckt hatte.

Diese Berichte zeigen, daß es trotz der Vorzüglichkeit der Vorbereitungen, der Festigkeit der Schiffe, der Ausdauer und Tatkraft der Menschen, der Kenntnisse der Kommandanten nicht möglich war, irgend etwas zu erreichen. Wie kann man da, wo die Tapfersten und Fähigsten gescheitert sind, auf einen Erfolg hoffen? Und doch sind, wie ich schon gesagt habe, neue Expeditionen in Vorbereitung.

Doktor Charcot, der Sohn eines durch seine hypnotischen Forschungen in der „Salpetrière" berühmten Vaters, ist, von dem Wunsche beseelt, die dreifarbige Fahne in den Polarmeeren zu zeigen, die sie nie gesehen haben, mit der Ausrüstung einer dieser Expeditionen beschäftigt. Er gedenkt demnächst mit einem auf seine eignen Kosten ausgerüsteten Schiffe aufzubrechen. Er hat von unsern gelehrten Gesellschaften große Subventionen erhalten und rechnet darauf, daß das Publikum sie vervollständigen wird; aber es geht das für mich unkontrollierbare Gerücht, daß diese Subskriptionen nicht reichlich sind.

Die Jacht liegt bereit; er kann segeln oder mit Dampf fahren. Ihre Mannschaft wird aus zehn Leuten bestehen, einem Koch und Dienerschaft. Nach den Absichten des Doktors Charcot soll die Fahrt nur sechs Monate dauern; aber um für alle Wechselfälle der Polarmeere gerüstet zu sein, werden Lebensmittel für 18 Monate mitgenommen.

Die Laboratorien sind reich mit Apparaten versehen; der wissenschaftliche Generalstab umfaßt einen Zoologen, einen Geologen, einen Botaniker, einen Bakteriologen, einen Professor der Ozeanographie, der neuen Wissenschaft, die heutigen Tages so sehr in der Mode ist.

Diese Einzelheiten können ein gewisses Vertrauen einflößen. Aber wer kennt eigentlich Herrn Charcot? Hat er je die See befahren? Hat er auch nur jemals eine Mannschaft befehligt und sich Gehorsam zu verschaffen verstanden? Das ist der dunkle, sehr bedenkliche Punkt des Problems, der dunkle Punkt, der den schon hervorgehobenen nur allzu hellen Punkten gegenübersteht.

Endlich ist aus der jüngsten Zeit noch ein Versuch von zwei deutschen Ingenieuren zu erwähnen, über den ich nur berichten kann, ohne mir ein Urteil darüber anzumaßen. Dr. Anschütz-Kämpfe hofft, den Pol in einem Unterseeboot zu erreichen, das vermöge der Festigkeit seines Baues den stärksten Pressungen Widerstand leisten kann. Er will unter dem Eise fahren und nur auftauchen, um

an den Stellen, wo das Meer frei ist und wo seine Maschine ihm erlaubt, sich zu halten, seinen Vorrat an Luft zu erneuern.

Das Schiff hat die Form eines Eies; es besitzt große Reservoirs für komprimierte Luft, und die an Bord befindlichen Menschen werden während der fünfzehn Stunden, die das Schiff unter Wasser bleiben kann, keine Gefahr laufen, daß Mangel an Luft eintritt. Es ist mit einem elektrischen Motor versehen und kann, nach der Versicherung seines Erbauers, mit einer Geschwindigkeit von 3 1/2 Meilen in der Stunde fahren. Ich vergaß ein merkwürdiges Detail bei diesem Projekt, an dem alles merkwürdig ist: das Schiff ist am Bug mit einem Bohrer versehen, der im stande ist, das Eis da, wo seine Masse einen zu beträchtlichen Widerstand entgegensetzen würde, rasch zu durchbohren.

Dr. Scholl aus München kommt dem Dr. Anschütz-Kämpfe zu Hilfe. Er will zwischen dem 78. und dem 80. Grad nördlicher Breite ein Observatorium und eine Telegraphenstation nach dem System Braun errichten, die mit dem Unterseeboot in Verbindung bleiben soll. Bei Siemens & Halske in Berlin werden besondere Instrumente dafür hergestellt. Sobald Nachrichten von Dr. Anschütz eintreffen, sollen sie der ganzen Welt mitgeteilt werden. Dem Observatorium fällt auch die Aufgabe zu, meteorologische, magnetische und ozeanographische Beobachtungen anzustellen. Das Unternehmen steht unter dem Schutze der kaiserlichen geographischen Gesellschaft in Wien, und reichliche Spenden sichern wenigstens seinen finanziellen Erfolg.

Dr. Anschütz-Kämpfe ist nicht der einzige Erfinder, der diesen Weg eingeschlagen hat. Auch der Ingenieur Pesce empfiehlt die Verwendung eines unterseeischen Schiffes zur Erreichung des Pols.[1]) Die zwei Hauptschwierigkeiten, sagt er, sind die Orientierung und die Unmöglichkeit, bei der Fahrt unter Wasser genau zu sehen. Die erstere ist von geringerer Bedeutung; denn man braucht nur der Richtung zu folgen, die die Magnetnadel weist. Was das Sehen betrifft, so müßte das Schiff mit elektrischen Scheinwerfern ausgerüstet werden, damit man die Klippen und die unterseeischen Inseln erkennen kann. Da Nansen berichtet hat, daß die nördlichen Meere nicht in ihrer ganzen Ausdehnung mit Eis bedeckt sind, sondern zwischen den Eisbergen und den Eisfeldern große freie Strecken aufweisen, so könnte das Unterseeboot an solchen Stellen oben auf dem Wasser fahren und brauchte nur da unterzutauchen, wo es die Notwendigkeit erheischt.

Unglücklicherweise für die Seefahrer weisen die Polarmeere ganz und gar keine regelmäßige Gestaltung auf. Wo einige Jahre, selbst einige Monate vorher noch freies Meer war, ist jetzt alles von riesigen Gletschern bedeckt, und die Eisberge, die Eisbänke werden durch furchtbare Stürme, von denen nichts, was in unsern Regionen zu sehen ist, eine Vorstellung geben kann, losgerissen und ins Weite fortgetragen.

Die Schlußfolgerung ist leicht. Ich habe die Anstrengungen geschildert, die

---

[1]) „Revue Scientifique“, 10. September 1896.

gemacht worden sind, um den Pol zu erreichen, und die nutzlos geblieben sind trotz alles Heldentums und aller Hingebung, die unsre Bewunderung erregen und die Bewunderung unsrer Nachkommen erregen werden, solange Ehre und Tapferkeit keine leeren Worte sind. Aber zum Schlusse darf ich wiederholen, was ich zu Anfang erwähnt habe. In dem Jahrhundert, das nun zu Ende gegangen ist, sind ungefähr 200 Schiffe in den arktischen Meeren zu Grunde gegangen, 125 Millionen sind verschwendet, zahlreiche kostbare Leben geopfert worden, und die Lösung des Problems soll noch immer gefunden werden.

Einen Vorbehalt muß man indessen noch machen. Angesichts der wunderbaren Fortschritte der Wissenschaft, der erstaunlichen Entdeckungen, die alle scheinbar feststehenden Theorien umstoßen, liegt immerhin die Möglichkeit vor, daß gegenwärtig noch unbekannte Mittel auftauchen, die den Erfolg sichern, aber selbst dann wird die Menschheit nur einen unfruchtbaren Ruhm erringen, und es kann für sie kein ernsthafter Nutzen daraus entstehen.



Erinnerungen aus meinem Leben.

Von

Theodor Gomperz.

II.

Anfänge wissenschaftlicher Arbeit.

Die Richtung meiner Studien wurde ein paar Jahre lang durch die zwei Arbeiten bestimmt, von denen die eine, wie früher bemerkt, in Leipzig begonnen, die andre dort vollendet ward. Zu Ende geführt habe ich daselbst, und zwar in den letzten Monaten des Jahres 1854, die Uebersetzung der Millschen Logik, für die ich dort und damals vergebens einen Verleger suchte, und die erst weit später als Bestandteil einer von mir geleiteten deutschen Ausgabe der gesammelten Werke Mills (12 Bände, 1869 bis 1880) ans Licht getreten ist. Daß ich in so frühen Jahren mit jenem Werke bekannt ward, danke ich einigen glücklichen Zufällen. In der Bibliothek des juridisch-politischen Lesevereins, dem ich schon als Student angehörte, befand sich ein Exemplar des psychologischen Werkes des älteren Mill. Die Analysis of the phenomena of the human mind erregte schon durch ihren Titel mein lebhaftes Interesse. Ich vermutete darin, und nicht mit Unrecht, eine von jeder transcendenten oder ontologischen Ansicht absehende Darstellung des Geisteslebens, und eben dieser, später positivistisch genannte Verzicht auf alle Ontologie bildete bereits damals einen Bestandteil

meines philosophischen Bekenntnisses. Vom Vater ward ich auf den Sohn geführt, dessen Name mir auch mehrfach in der griechischen Geschichte seines Jugendfreundes George Grote aufgestoßen war. Daß ich aber die von mir zeitlebens aufs höchste geschätzte History of Greece frühzeitig, schon in meinem zweiten Universitätsjahre, kennen lernte, verdanke ich dem Wink und der gütigen Vermittlung eines Mannes, der in diesen Blättern nicht ungenannt bleiben soll. Der bewegliche und liebenswürdige Kunstgelehrte Rudolf v. Eitelberger, der Gründer des Oesterreichischen Museums für Kunst und Industrie, hat sich auch dem ihm von seinem Jugendfreund Bratranek empfohlenen Studenten und Landsmann gegenüber freundlich und anregend erwiesen. Im Herbst 1853 erwarb ich die Millsche Logik, die mich sofort in helle Begeisterung versetzte und die ich kaum zu Ende gelesen hatte, als ich sie zu übersetzen begann. Kein andres Buch hat so klärend auf mein Denken gewirkt, und ich bin bei Untersuchungen der mannigfachsten Art durch die Erinnerung an Mills induktiven Kanon und die vier Grundmethoden aller Forschung wesentlich unterstützt und gefördert worden. Was jedoch damals vor allem meinen Enthusiasmus erregte und mich mit Jubel erfüllte, das war nicht der methodologische Gehalt des Werkes, sondern drei Punkte, die darin zum Teil nur gelegentlich gestreift, zum Teil auch nur angedeutet wurden. Diese Punkte habe ich in dem ersten an Mill gerichteten Briefe, in dem ich ihn um die Zustimmung zu meinem Unternehmen bat, hervorgehoben. Seine Antwort gab der Freude Ausdruck, daß die Uebertragung seines Werkes von jemand unternommen sei, der so vollständig in seinen Geist eingedrungen sei (who has entered so thoroughly into its spirit), und bewies mir dadurch, daß ich ihn nicht mißverstanden hatte. Jene drei Punkte waren verschiedene Wendungen einer und derselben Tendenz, die dem Grundpathos meines eignen Nachdenkens über philosophische Hauptfragen ganz und gar entsprach. Diese Tendenz kann ich mit einem kurzen Worte Kampf gegen Willkür nennen. Als Willkür auf erkenntnistheoretischem Gebiete erschien mir alle Metaphysik und Ontologie, jeder Versuch, hinter die Welt der Phänomene vorzudringen. Diesem meinem Standpunkt, der schon jener der alten Kyrenaiker gewesen ist, war ich, wie oben bemerkt, bei James Mill wieder begegnet, und einige Stellen der Logik zeigten mir, daß auch der Sohn der Grundansicht des Vaters treu geblieben war, für die ich selbst die seither viel gebrauchte Benennung „Phänomenalismus“ in der Vorrede zur ersten Ausgabe meiner Uebersetzung der Logik zuerst angewendet zu haben glaube. Als einen Protest gegen die Willkür moralisch-sozialer, eines wissenschaftlichen Fundaments entbehrender Machtgebote betrachtete ich den Mill-Benthamschen Utilitarismus, das Bestreben, „den Imperativ aller praktischen Vorschriften auf den Indikativ realer menschlicher Interessen“ zurückzuführen. Ich wußte schon damals etwas von den modernen Vertretern des antiken Eudämonismus, von Bentham und Paley, aber ich fand bei Mill zum ersten Male (und hier kann ich wie oben noch den genauen Wortlaut jenes Briefes anführen), ich fand bei ihm zuerst „jene Tiefe und Breite in der Auffassung der Menschennatur und aller ihrer Interessen“, die mit strenger Rationalität

nicht leicht vereinbar und gar selten vereinigt ist. Einen Protest gegen Willkür erkannte ich schließlich in dem Determinismus, der auch die menschlichen Willenshandlungen nicht dem Bereiche der allwaltenden Kausalität entzieht.

Meine Bewunderung der Millschen Logik ist unvermindert geblieben. Aber für Mills Gesamtleistung hege ich nicht mehr ganz dieselbe Wertschätzung wie in den Tagen meiner Jugend. Viele Widersprüche, die man ihm vorgeworfen hat, sind freilich von nur äußerlicher und scheinbarer Art, verbal inconsistencies, die er zu meiden niemals ängstlich beflissen war. Er rechnete auf Leser, die nicht an der Worthülse seiner Gedanken knuspern würden, und hat sich darin oft gröblich getäuscht. Ein tragikomisches Beispiel ist mir in Erinnerung geblieben. Als sein Utilitarianism erschien (Frühling 1863), weilte ich in London. Ich hatte ihm nur erst mit kurzen Worten brieflich für die Gabe gedankt; die erste Gelegenheit zu mündlicher Aussprache gab ein Zusammentreffen im Political Economy-Club, wo ich sein Gast war. Im Einzelgespräch, vor der Mahlzeit, die der Monatssitzung vorausging, lenkte ich seine Aufmerksamkeit auf eine Stelle seines neuen Buches, an der das Wort „desirable“ einer Mißdeutung fähig ist. Der Zusammenhang (S. 51/52, vergl. auch S. 6 und 57) ließ freilich keinen Zweifel darüber, daß hier nur von dem die Rede war, was gewünscht werden *kann*. Aber die Bildung des Wortes und seine sonst häufige Anwendungsart konnten auch an „Wünschens*wertes*“ denken lassen. Man würde, so warnte ich, ihm vorwerfen, er habe mit dem Doppelsinn des Wortes gespielt und sich dadurch einer Erschleichung schuldig gemacht. Er lachte über die gutgemeinte Warnung und ließ die verfängliche Stelle auch in der zweiten Auflage unverändert. Genau das, was ich befürchtete, ist eingetroffen. Auf *einem* Katheder, vielleicht auf vielen, ward oder wird Mills Begründung der Ethik mit dem Hinweis auf jene „Aequivokation“ und die ihr entspringende petitio principii abgetan. Was Mills Wirksamkeit in Wahrheit geschädigt hat, ist jedoch etwas ganz andres und Tieferes. Niemand ist ungestraft ein Wunderkind. Ein Uebermaß der Frühreife, wie die Autobiography es uns kennen gelehrt hat, ist dazu angetan, der Sicherheit der Intuition, der Natürlichkeit im weitesten Wortverstande, Eintrag zu tun. Ich glaube jetzt, daß August Comte trotz des widersprechenden Anscheins einen richtigeren Instinkt, einen sicherern Blick für das Erreichbare und Wünschenswerte besessen hat. Ich möchte von Natur-Entfremdung sprechen, die allerdings schon durch James Mills „metamorphic puritanism“, wie man seine ethische Sinnesart treffend genannt hat, vorgebildet war und durch die Ueberfeinerung der Lebensfreundin und späteren Gemahlin weiter entwickelt worden ist. Wenn gegenwärtig die alteinheimische Bevölkerung Neu-Englands auf den Aussterbeetat gesetzt ist, so ist das natürlich nicht Mills oder irgend eines andern Philosophen oder Soziologen Werk. Allein das Aussterben der erlesenen Rasse, die einen Franklin und Emerson, einen Prescott und Motley, einen Longfellow und Hawthorne hervorgebracht hat, geht auf Gesinnungen und Neigungen zurück, die in Mills Werken eine gewichtige Stütze finden. Wer Kinderreichtum ganz unabhängig von der wirtschaftlichen Lage der Eltern aus

Gründen des allgemeinen Wohls für so verdammlich hält, wie es die Trunksucht ist, wer die Zunahme des Standes eheloser Frauen für ein erfreuliches Symptom erklärt und es mißfällig vermerkt, daß das Leben der meisten Frauen „to one animal function and its consequences“ gewidmet ist (Dissertations and Discussions, II, 427), der hat jedenfalls das Recht verwirkt, darüber zu klagen, wenn eben die solchen Eingebungen am meisten zugänglichen höchst entwickelten Rassen und Bevölkerungsbestandteile dahinschwinden und minder hochentwickelten den Platz räumen.

August Comtes Gesellschaftsideal beginnt sich zu verwirklichen, wenn auch nicht genau in den von dem großen Denker vorhergesehenen Formen. Aufrechthaltung der alten Wirtschaftsordnung, aber Milderung ihrer Härten durch fortschreitende Humanisierung der Gesetzgebung und der öffentlichen Meinung, — das war das Wesen jenes Ideals, dessen Erreichung wir heute schon ungleich näher stehen, als zur Zeit, da Comte die Augen schloß. Seine „Kapitäne der Industrie“ sind eine immer gewaltigere Realität geworden, deren Bezeichnung unmerklich aus den Büchern in das Leben zu dringen beginnt. Zu jener neuen, aus dem Gelehrtenstand hervorgehenden „geistlichen Gewalt“ freilich, die Comte schaffen wollte, zeigen sich keinerlei Ansätze, wenngleich der neugeschaffene Bund der Akademien zur Organisation der wissenschaftlichen Arbeit einen unverächtlichen Beitrag liefern mag. Aber der Gelehrtenstand selbst und die aus ihm erwachsende Beamtenschaft ist in Wahrheit der Herd geworden, von dem Einflüsse ausstrahlen, die auch die minder bildsamen Teile der Gesellschaft allmählich ergreifen und zur Fürsorge für die wirtschaftlich Schwächeren zwingen. Die Sozialpolitiker oder fälschlich so genannten Katheder-Sozialisten, jener Kreis human gesinnter Männer, der das Gesetz und die Sitte allmählich, aber eingreifend umgestaltet, vollzieht eben jene Hauptaufgabe, die Comte seinem organisierten pouvoir spirituel zugewiesen hatte. Staatliche und kommunale Musterbetriebe, der Normalarbeitstag, Fabriks- und Bergwerksinspektorate, die Unfall- und Krankheitsversicherung, die Altersversorgung, ausgiebige Sonntagsruhe — all das wäre nach dem Herzen Comtes gewesen. Als weitere Folge dürfen wir eine stetig fortschreitende Verbesserung des Loses der Massen und damit das Absterben jener revolutionären Antriebe voraussehen, die eine völlig neue Ordnung der Dinge, die geschichtswidrige Rückkehr zum Kollektivismus der grauen Vorzeit erstreben. Daß den Modifikationen der Gesinnung neben dem Kampf der Interessen im Gesamtleben die höchste Bedeutung eignet, das ist Comtes Tiefblick nicht entgangen. J. S. Mill hingegen hat ausschließlich von der Ausdehnung und der sorglich ausgeklügelten Ausübung des Wahlrechts Früchte erwartet, die diesem Boden nicht entkeimen. Einen extremen und darum zur Entscheidung der Frage gar wohl geeigneten Fall bildet das Frauenstimmrecht, nicht die Forderung an sich, sondern ihre Begründung durch Mill. Sicherlich ist kein ernster Grund vorhanden, wirtschaftlich selbständigen Frauen den Genuß des Wahlrechts zu entziehen. Aber daß die Frauen als solche ein Klasseninteresse besitzen, das sie Vätern, Brüdern, Gatten, Söhnen gegenüber mittels des

Stimmzettels geltend zu machen genötigt sind — dieser Gedanke darf uns als eine Wunderlichkeit erscheinen. Eben das Land, in dem jenes Verlangen hie und da erfüllt ward, liefert die entscheidende Gegeninstanz. In der ganzen Länge und Breite der nordamerikanischen Union ist die rechtliche und soziale Stellung der Frauen die denkbar günstigste. Wäre aber jene Theorie richtig, so müßte die „Hörigkeit der Frauen" dort die allgemeine Regel sein, mit alleiniger Ausnahme jener wenigen Staaten, die wie Wyoming und Colorado das Frauenstimmrecht eingeführt und beibehalten haben.

J. S. Mill hat seinem Vater gegenüber, der die Interessenvertretungstheorie wie ein historisches Naturgesetz hingestellt und darob den Tadel Macaulays geerntet hat, die Partei des letzteren ergriffen. Er hat freimütig und nachdrücklich anerkannt, daß es Zeiten und Zustände gibt, in denen jenes Gesetz seine Geltung einbüßt. „Wer," so rief er im Schlußbuche der Logik (Kap. 8, § 3) aus, „Peter der Große oder der Haufe ungeschlachter Barbaren, die er der Gesittung zuzuführen unternahm, besaß die stärkere Neigung, das zu tun, was im wahren Interesse dieser Barbaren gelegen war?" Allein in dem Buch „von der Repräsentativregierung" wird es wieder wie etwas Selbstverständliches hingestellt, daß in der Gegenwart wenigstens jedes Interesse nur insoweit Berücksichtigung findet, als es in der gesetzgebenden Körperschaft vertreten ist. Da ist es schwer, Fragen wie die folgenden zu unterdrücken. Ist John Howard, der Reformator des Gefängniswesens, ein Insasse von Gefängnissen gewesen? War William Wilberforce, der Vorkämpfer der Negerbefreiung, selbst ein Neger? Haben an der Einschränkung der Frauen- und Kinderarbeit, die die Factory Bills enthielten, Kinder und Frauen mitgewirkt? War die Abschaffung all der tiefgreifenden Rechtsbeschränkungen der Frauen, die im Laufe des letzten halben Jahrhunderts in England fast bis auf die letzte Spur vertilgt wurden, das Werk von Parlamenten, in denen auch nur eine einzige Frau oder ein einziger Mandatar von Frauen gesessen hat? Auch die Auskunft würde nicht verfangen, daß die unterdrückten oder mißhandelten Bevölkerungselemente zwar nicht unmittelbar, wohl aber durch die Furcht, die sie einflößten, mittelbar ihre Erlösung bewirkt haben. In keinem der von uns namhaft gemachten Fälle kann davon auch nur entfernt die Rede sein. Und daß auch die sozialpolitische Gesetzgebung, die man die Emanzipation des Arbeiterstandes nennen kann, nicht der Furcht vor dem revolutionären Sozialismus entsprungen ist, um das zu erkennen, bedarf es nur eines Blickes auf die Männer, die an der Spitze dieser Bewegung in England wie in Deutschland und Oesterreich standen und stehen und die überwiegend von ethischen, in nicht geringem Maß von religiös gefärbten ethischen Beweggründen bestimmt wurden und werden.

Auch dem Phänomen des Sozialismus gegenüber hat es Mill an richtiger Voraussicht fehlen lassen. Er hat freilich niemals zur Fahne von Karl Marx geschworen. Weder das von den Tatsachen so schleunig und so glücklich gerichtete „Gesetz" der fortschreitenden „Verelendung" der Massen hat er vertreten, noch hatte er irgend etwas mit denjenigen gemein, die mit der ganzen Glut

eines heißen Herzens die These verfechten, die Menschheit besitze kein Herz, sondern nur einen Magen! Nicht diesen falschen Propheten, den vorwärts blickenden oder den „rückschauenden“ (wie Carlyle die Historiker genannt hat), ist Mill beizuzählen. Allein man lese seinen Aufsatz über die französische Februar-Revolution mit seinem vergeblichen Versuch, zwischen Kommunismus und Sozialismus eine scharfe Grenze zu ziehen und die letztere im Licht eines gar harmlosen Experimentes erscheinen zu lassen, und man wird bald gewahr werden, daß die Neigung zur radikalen Paradoxie ihn auf einen Irrweg geführt hat, den er freilich in dem späteren Essay über die „Arbeiterfrage“ wieder zu verlassen sich genötigt sah.

Neben und nach diesem großen Aufklärer des neunzehnten hat mich ein solcher des fünften vorchristlichen Jahrhunderts beschäftigt. Das ging also zu. In eben jenen Leipziger Tagen, da mein Briefwechsel mit Mill begann und ich die Logikübersetzung zu Ende führte, stieß ich auf eine kleine Schrift, die meinen Altertumsstudien eine neue Wendung gab. Otto Jahn hatte mich mit Jakob Bernays' 1848 veröffentlichter Doktor-Dissertation „Heraclitea“ bekannt gemacht. Durch dieses Schriftchen wurde ich mit der hippokratischen Sammlung vertraut. Sogleich an der Spitze eben jenes Bandes dieser Sammlung (des 6. der Littréschen Ausgabe), der die von Bernays ihrer heraklitischen Anklänge wegen herbeigezogene Schrift „von der Diät“ enthält, trat mir ein Stück entgegen, das mein stärkstes Interesse erregte. Es trägt den Titel „Von der Kunst“ und ist eine Schutzschrift oder richtiger eine Schutzrede zu Gunsten der Aerzte, eine Verteidigung der Medizin gegen ihre Angreifer. Die Kunstform jenes Werkchens gleichwie die vielfach eingestreuten, weit über seinen unmittelbaren Zweck hinausgreifenden Erörterungen der mannigfachsten Themen, ferner die Hindeutung auf andre schriftstellerische Erzeugnisse desselben Autors, auf eine metaphysische Schrift und auf eine Behandlung der Künste überhaupt, ließen in mir alsbald die Ueberzeugung keimen, daß uns hier das Werk nicht eines Arztes, sondern eines sogenannten „Sophisten“ vor Augen liege. Sprachliche und inhaltliche Indizien wiesen auf das perikleische Zeitalter als die Zeit der Abfassung hin. Der also geweckte Anteil wurde noch erheblich gesteigert, als ich den Kreis der als mutmaßliche Verfasser in Betracht kommenden Persönlichkeiten noch enger zu umschreiben mich genötigt sah. Der metaphysische Exkurs galt mir als eine weitere Ausführung des berühmten protagoreischen Satzes: „Aller Dinge Maß ist der Mensch“ — ein Satz, dessen relativistische Färbung mir den Namen des viel angefochtenen, vornehmsten und ältesten Sophisten schon auf der Schulbank teuer gemacht hatte. Eben diesem wird in einem platonischen Gespräch (dem „Sophisten“) eine Gesamterörterung der Künste zugeschrieben, gerade wie in der Schrift „Von der Kunst“ eine solche verheißen wird. Der Stilcharakter der kleinen Rede stimmt auffällig zu parodistischen Nachbildungen der Redeweise des Protagoras im gleichnamigen Dialoge Platons. Kurz, ich mutmaßte alsbald, daß jene pseudo-hippokratische Schrift in Wahrheit das Werk des Protagoras sei. Noch fester stand mir freilich die Tatsache, daß diese Rede als das einzige

noch vorhandene Erzeugnis der sogenannten „Sophistik“ uns einen sicheren Einblick in eine Literaturgattung gewährt, über die wir bisher nur nach Berichten und parodistischen Darstellungen von Gegnern (zumal Platons) zu urteilen vermochten. Um dem vergessenen Schriftchen die ihm gebührende Beachtung zu sichern und meine Ueberzeugung auch andern glaubhaft zu machen, waren mannigfache Vorstudien erforderlich. Der Text war ziemlich verwahrlost; es galt, die besten und ältesten Handschriften zu Rate zu ziehen. Um die textkritische gleichwie die Interpretationsarbeit mit Sicherheit zu vollziehen, tat es not, die gleichzeitige Literatur, insbesondere jene, die dieselbe Dialektform zeigt, gründlich kennen zu lernen. Endlich wollte ich bei diesem Anlaß die philosophische Eigenart des Protagoras darlegen, ja wo möglich von dieser Einzelerscheinung aus zur Betrachtung des Gesamtphänomens, dem sie angehört, vordringen und den „Sophisten“ gescholtenen Vorkämpfern der Aufklärung die ihnen gebührende gerechte Beurteilung erstreiten. Diese Absichten habe ich übrigens in viel späterer Zeit insgesamt, aber nicht in einer und derselben Schrift verwirklicht. So ward ich von diesem einen Punkte aus auf viele und vielartige Wege der Forschung geführt. Nach Wien zurückgekehrt, nahm ich zunächst das Studium der großen hippokratischen Sammlung in Angriff, ein Unternehmen, bei dem mich der Rat und der Büchervorrat Romeo Seligmanns, des gelehrten und geistvollen Professors der Geschichte der Medizin, gar sehr gefördert hat. Der Vertiefung in das herodoteische Geschichtswerk, das Hauptdenkmal der jonischen Prosaliteratur jenes Zeitalters, entstammen einige meiner ersten philologischen Arbeiten, Rezensionen neuer Herodot-Ausgaben, die noch in den fünfziger Jahren erschienen sind und denen sich späterhin mehrere Hefte Herodoteischer Studien anschlossen. Mit den Hippokrates-Handschriften machte ich mich zuerst in Wien, dann in Paris und Venedig vertraut. Mein dadurch verursachter erster Pariser Aufenthalt (Herbst und Winter 1856), dem ein zum Teil durch Familienverhältnisse veranlaßter zweiter Aufenthalt 1857/58 gefolgt ist, hat mich mit manchen anziehenden und bedeutenden Persönlichkeiten in Berührung gebracht.

Vor allem mit dem ehrwürdigen Littré, an den mich Seligmann empfohlen hatte. Mit dem ausgezeichneten Manne, an den wohl Renan dachte, als er von einem Zeitgenossen schrieb, er gleiche in seiner Lebensführung einem Heiligen und habe un seul travers, celui de se croire athée, blieb ich fortan in steter Verbindung. Als er mich einmal in der Förderung meiner Arbeiten lässig glaubte, schrieb er mir das schöne Mahnwort: Travaillez, travaillons; c'est ce qu'il y a de plus effectif dans notre courte vie. Außer wissenschaftlichen Interessen verband mich mit ihm auch die Fürsorge für die Witwe August Comtes. Dieser war, eben da ich das zweite Mal in Paris weilte, gestorben. Welch ein Wechsel der Zeiten! Da ich vor wenigen Wochen (im Mai 1902) wieder einmal Paris besuchte, da wurde das Standbild August Comtes enthüllt. Deputationen waren aus beiden Hemisphären herbeigeeilt; der Präsident der Republik ließ sich bei der Feier vertreten; der Kriegsminister André hielt die Festrede. Als hingegen der von einflußreichen Koterien, die er freilich nicht ohne

Mutwillen herausgefordert hatte, verfolgte und seiner Stellen an der Ecole polytechnique enthobene Freidenker starb, da blieb Karoline Comte völlig mittellos zurück und wäre der bittersten Not anheimgefallen, hätte ihr nicht Comtes vornehmster Jünger auf dem Wege der Subskription den Fortbezug der ihr von ihrem Gatten ausgesetzten bescheidenen Rente gesichert. Auch mit dem großen russischen Dichter Turgenjeff bin ich damals am Krankenbett eines werten Freundes, des deutsch-österreichischen Poeten Moritz Hartmann, einmal zusammengetroffen. Er entwickelte an jenem Abend in geistvollster Weise jenes Thema, das er später, angeregt durch den merkwürdigen Zufall, daß Shakespeare und Cervantes an einem Tag (23. April 1616) gestorben sind, in seinem Aufsatz über „Hamlet und Don Quichotte" als die zwei Grundtypen moderner Menschheit ausgeführt hat. Einer feierlichen Akademiesitzung, der ich (am 11. Dezember 1856) beiwohnte, will ich gedenken, weil die Aufnahmerede des neugewählten Dichters Ponsard eines zugleich ernsten und heiteren Interesses nicht entbehrt hat. Es war der letzte Protest des absterbenden Klassizismus gegen die siegreiche romantische Schule, an deren Spitze der damals im Exil weilende Victor Hugo stand. Ponsard erhob bittere Beschwerde über jene französischen Dichter, die „nicht nur bei den Engländern, sondern sogar bei den Deutschen" in die Schule gegangen und den heimischen Traditionen untreu geworden waren. „Quoi de plus vrai" so rief er aus, „que les vers de Racine? Racine est simple, très simple, plus simple et plus naturel que Shakespeare, quand Shakespeare est naturel, plus vrai que Goethe, lequel est très affecté." Das war auch für einen benachbarten Franzosen zu viel, der mit dem entrüsteten Ausruf: „Ah, ce n'est pas vrai!" von seinem Sitz aufsprang. Was mußte erst jene Dame mit den klugen Augen und den feinen Zügen empfinden, die zugleich mit mir, von einem gemeinsamen Freunde geführt, den Sitzungssaal betreten hatte: die erst fünfzigjährige, aber bereits völlig ergraute Gräfin d'Agoult (als Schriftstellerin Daniel Stern), die den „affektierten" Altmeister noch persönlich gekannt und in einem ihrer Bücher anmutig geschildert hat! In einem andern Teil seiner Rede sprach der Vorkämpfer des Klassizismus von dem persönlichen Verhältnis seines akademischen Vorgängers Baour-Lormian zu Lamartine und beleuchtete es durch eine vermeintliche antike Parallele, die in die Worte ausklang: „Ennius inspira la jeunesse de Virgile, Virgile protégea la vieillesse d'Ennius." Die Kluft von mehr als zwei Jahrhunderten, die die beiden römischen Dichter in Wahrheit getrennt hat, kümmerte den Dichter der „Lucrèce" gar wenig. Die Pariser Tagesblätter haben, soweit ich mich erinnere, von dieser Entweihung der Kuppel des Instituts kein Aufhebens gemacht. Die beiden großen Gelehrten und Kritiker aber, die an der Sitzung in amtlicher Stellung teilnahmen und deren Erscheinung übrigens einen seltsamen Kontrast bildete, der bleistiftdünne Sainte-Beuve und der beleibte Villemain mit den schweren Gesichtszügen — sie waren wohl von Malice gegen den akademischen Neuling geleitet, als sie seine Eintrittsrede unbeanstandet ließen und ihn dadurch wohlverdientem Gelächter preisgaben!

Jener mein erster Besuch der französischen Hauptstadt war von der Schweiz aus, zum Teil noch (von Genf bis Dôle) mittels der altväterischen Diligence erfolgt. Der alpine Sport, den ich in der Umgebung des Monte-Rosa gepflogen hatte, lag damals noch in seinen Anfängen. Man eilte noch nicht von Spitze zu Spitze; man verschmähte es nicht, Pässe und Joche zu überqueren, ja gelegentlich auch auf der Landstraße zu wandern, wobei man Land und Leute ungleich gründlicher kennen lernte als jetzt, wo die Eisenbahn den Touristen häufig bis an den Fuß der Berge, nicht selten auch durch Bergbahnen bis auf die Höhen trägt. Mit inniger Freude denke ich an jene Fußwanderungen zurück, denen ich die Erinnerung an manchen Hochgenuß schulde und eine lange nachwirkende Stärkung und Erfrischung zu verdanken glaube. Die Unglücksfälle der Touristen, die derzeit in jedem Sommer eine stehende Rubrik der Zeitungen bilden, haben, von dem Kapitel unseliger Zufälle abgesehen, zweierlei Ursachen. Sie sind die Folge unzulänglicher Kraft, Schulung, Ausrüstung oder Führung; und sie entstammen jener Verwegenheit, die mitunter angeboren, häufiger die Frucht zahlreicher, zur Ueberschätzung der eignen Leistungsfähigkeit verleitender Erfolge ist. Diesen Schattenseiten stehen aber Lichtseiten gegenüber, die uns davor bewahren sollten, die Hochtouristik, wie das gegenwärtig oft geschieht, in Bausch und Bogen zu verdammen. Die Erhabenheit der Gletscherwelt erzeugt an sich ein ästhetisches Lustgefühl, das sich nur mit demjenigen vergleichen läßt, das von den gewaltigsten Kunstwerken ausgeht. Dazu gesellt sich aber nicht nur das unvergleichliche physische Wohlgefühl, das die Reinheit der eingeatmeten Luft und die Entladung überschüssiger Körperkraft hervorbringt. Auch die intensive Befriedigung, die allezeit der nachhaltigen Willensbetätigung, der Ueberwindung von Schwierigkeiten und Gefahren entspringt, tritt, vielleicht ausschlaggebend, hinzu, um einen der mächtigsten und wohltuendsten Eindrücke, deren wir fähig sind, zu erzeugen! So sind es Elemente der verschiedensten Art, die hier in einem Punkte zusammentreffen, uns im Augenblick beglücken und der heilsamsten dauernden Nachwirkung nicht entbehren. Der Stählung des Körpers geht die Kräftigung des Willens und die Steigerung der Empfänglichkeit für alles Große und Erhabene zur Seite! Frevelhaft ist nicht der Bergsport an sich, sondern nur der Leichtsinn, mit dem er häufig betrieben wird, die Eitelkeit, der es um die bloße Erzielung eines noch unerreichten Rekords, um Triumphe zu tun ist, die außer jedem Verhältnis zu dem dabei aufgewandten Einsatz stehen. Von einigem historischen Interesse mag übrigens die Erinnerung an das so junge Datum der Hochtouristik sein. Schutzhäuser hat es vor der Mitte der fünfziger Jahre noch so gut wie gar nicht gegeben. Man mußte in Almhütten übernachten, die natürlich weit von der Spitze entfernt waren und zum Aufbruch in der Nachtzeit nötigten, wenn man, wie es fast immer erwünscht ist, die Höhe in den ersten Morgenstunden, ehe die Sonne den Schnee erweicht hat, erklimmen wollte. So stand es um den Groß-Glockner, unter dessen ersten zwölf Besteigern mich Anton Ruthners Glocknerbuch verzeichnet, so um den Dachstein, zu dem mich

noch derselbe Führer, Franz Wallner, geleitet hat, der mit Friedrich Simony die erste Besteigung unternommen hatte.

Zu andern und weiteren Reisen hat mich in den sechziger und noch in den siebziger Jahren die Beschäftigung mit den herkulanensischen Papyrusrollen veranlaßt. Der Aufschwung dieses Studienzweiges war eine Frucht der Einigung Italiens. Solange die Bourbonen auf dem Throne Neapels saßen, waltete auf diesem wie auf andern Gebieten ein kaum glaublicher Schlendrian. Die römische Villa, die im Garten des Kapuzinerklosters von Portici 1753 entdeckt worden war, enthielt einen Bibliothekraum, der mit halbverkohlten Papyrusrollen angefüllt und mit einigen Büsten verziert war, die die Geistesrichtung des einstigen Besitzers deutlich erkennen ließen. Es waren vornehmlich die Häupter der epikureischen Schule, die jenes Büchergemach zierten. Der Eigentümer der zahlreiche Kunstschätze bergenden Villa war dereinst fast sicherlich Lucius Calpurnius Piso, der Schwiegervater Julius Cäsars, gewesen. Die Bücherei setzte sich zum großen Teil aus Werken seines Schutzbefohlenen, des epikureischen Literaten Philodemos von Gadara, zusammen, daneben aus Schriften, die Philodem hochgeschätzt, und aus solchen, die er bei Abfassung seiner Schriften benutzt oder gegen die er polemisiert hat. Frau v. Staël hat in ihrer „Corinna“ eines Besuchs in der Officina de' Papiri gedacht und dabei das hübsche Wort gesprochen: En passant auprès de ces cendres, que l'art parvient à ranimer, on tremble de respirer, de peur qu'un souffle n'enlève cette poussière, où de nobles pensées sont peut-être encore empreintes. Die Begeisterung, die der Fund anfänglich geweckt hatte, ist rasch verflogen. Sie verringerte sich in dem Maße, als man näher mit ihm vertraut ward. Man glaubte Meisterwerke der griechischen Poesie entdeckt zu haben und fand statt ihrer philosophische Abhandlungen, deren Wert man nicht eben hoch veranschlagte. Diese Enttäuschung mag es mit verschuldet haben, daß die Verwertung jener Rollen im langsamsten Tempo vor sich ging. Der bigotten Umgebung der Bourbonenkönige mochte es übrigens wenig daran zu tun sein, die Erzeugnisse freigeistiger griechischer Heiden rasch ans Licht treten zu sehen. Die Hauptsache aber war eine andre. Philodems Werke waren das Patrimonium ganzer Familien von Museumsbeamten und neapolitanischen Gelehrten geworden. Die Nahrung spendende Quelle sollte nicht zu bald versiegen. Eine Reihe von Generationen hat an der Aufwicklung der Rollen gezehrt; die lesbar gewordenen Stücke wurden von Mitgliedern einer zu diesem Zweck gegründeten Akademie veröffentlicht, die Lücken zum größten Teil mit der äußersten Willkür ergänzt und mit langatmigen, aber teuer bezahlten Kommentaren versehen. Der Zug der „Tausend“ von Marsala und die ihr nachfolgende Einverleibung des Königreichs beider Sizilien machten diesem Zustand der Dinge ein Ende. Von 1861 angefangen, wurden die bis dahin angefertigten Faksimiles ohne Ergänzungen und Kommentar veröffentlicht und ihre Bearbeitung der gesamten gelehrten Welt freigegeben. Mich zog der Inhalt dieser Rollen ebensosehr an wie die Technik der Ergänzung. Auch das damit verbundene Wagnis entbehrte für mich nicht jedes Reizes. Allmählich erwarb ich eine genauere

Kenntnis der Sprache, die im Verein mit einem gewissen kombinatorischen Geschick und mit dem starken Interesse an dem philosophischen Gehalt der Schriften, meinen hierauf bezüglichen Publikationen einigen Wert verlieh. Um diesen eine sichere Grundlage zu bereiten, besuchte ich Neapel zu wiederholten Malen, zuerst im Januar 1867 (im Anschluß an einen längeren römischen Aufenthalt), und unterzog manche Originale einem recht sehr anstrengenden, aber nicht ergebnislosen Studium. Auch ein noch unveröffentlichtes Stück von Epikurs Hauptwerk „Ueber die Natur" durfte ich ans Licht ziehen.

Schon früher war es mir gelungen, einen verborgenen und vergessenen Schatz zu heben. Am Anfang des Jahrhunderts, zur Zeit, da die Königsfamilie vor Napoleon nach Palermo geflüchtet war und dort den Schutz Englands genoß, wurden daselbst eine große Zahl der herkulanensischen Rollen unter der Leitung William Hayters, eines gelehrten Kaplans des nachmaligen Königs Georg IV., aufgerollt und abgezeichnet. Vieles von dem, was damals noch deutlich lesbar war, ist zur Zeit, da die nach Neapel zurückgebrachten Originale endlich von neuem kopiert wurden, bereits unlesbar gewesen. Das gilt nicht nur von einzelnen Silben, Worten oder Zeilen, sondern von halben und ganzen Kolumnen. Jene wertvollen Faksimiles aber waren nach England gebracht und der Oxforder Universitätsbibliothek einverleibt worden. Ein Teil davon ward in den zwanziger Jahren publiziert, der sehr beträchtliche Rest aber war unveröffentlicht geblieben. Ich begab mich, um dieses wichtige Hilfsmittel meines Studiums auszubeuten, im Frühling 1863, von Grote empfohlen, nach Oxford. Dort hatte man merkwürdigerweise jenen Gegenstand ganz und gar aus den Augen verloren. Man kannte den Verbleib der Hayterschen Kopien nicht. Erst nach langem Suchen, als ich schon unverrichteter Sache abreisen wollte, fand der Bibliothekvorstand ein Schlüsselchen, an dem ein mit Herculaneum Papyri beschriebenes Zettelchen hing. Nun ging es an ein erneutes Durchsuchen von Dachkammern und Vorratsräumen. Endlich stießen wir auf eine Kiste, die jenes Schlüsselchen öffnete, und gelangten so wieder in den Besitz der für das Studium der Papyri ungemein wertvollen Abschriften.

Die Fülle immer neu zuströmenden Stoffes beflügelte und befeuerte in jenen Jahren meine kritische Arbeit. So nenne ich sie dem Herkommen gemäß, obgleich das Wort Kritik weder in seinem ursprünglichen noch in seinem abgeleiteten Sinne der wahrhaft zutreffende Ausdruck ist. Mehr als um Scheidung und Sichtung handelt es sich bei derartigen Restaurierungsversuchen um Ergänzung und Wiedervereinigung. Die Urteilskraft gelangt dabei zur Betätigung, aber die nachschaffende Phantasie spielt eine noch gewichtigere Rolle. Es galt jenes Literaturgebiet vorerst aus dem Gröbsten herauszuarbeiten, versprengte Trümmer zu vereinigen, Doubletten zu erkennen, desgleichen verschiedene Bearbeitungen derselben Stoffe, endlich und hauptsächlich das Verstümmelte zu vervollständigen und die Beziehungen des neuen literarischen Materials zu dem altbekannten zu ermitteln. Unter den Texten, die ich damals bearbeitete, war mir *einer* besonders wert. Ich meine Philodems Schrift über Induktionsschlüsse, ein Kollegienheft nach Vorträgen seines Meisters

Zenon, das von streng empirischem Geiste erfüllt ist und ein neues ungeahntes Band um Altertum und Neuzeit schlingt. Allerdings hatte schon Aristoteles erkannt, daß jede Deduktion auf ihr vorausgehenden Induktionen fußt, daß man neue Wahrheiten nur aus schon vorhandenen, durch Erfahrung gewonnenen, ableiten kann. Er ist aber über diese allgemeine Einsicht nicht hinausgekommen; einen Kanon der induktiven Logik hat uns erst die neuere Zeit, zuerst durch Bacon und dann durch Mill, geschenkt. Jetzt gewahrte man mit Staunen, daß schon der jüngere Epikureismus in gleicher Richtung tätig war, und gelegentliche Andeutungen Galens und des skeptischen Hauptschriftstellers Sextus empfingen neues Licht; es ward uns ein Einblick eröffnet in vorher unbekannte Beziehungen zwischen den jüngeren Epikureern, den Skeptikern und einigen ärztlichen Schulen des Altertums. Versäumt habe ich es, die in Aussicht genommenen ausführlichen Kommentare zu jenen Schriften zu liefern, da ich, von der Fülle des Stoffes bedrängt, die allmählich nötig werdende Spatenarbeit andern überlassen habe.



Die Sprache der Sinne.

Von

Dr. B. Weinstein.

Als ich vor einiger Zeit im Herder blätterte, stieß ich in einer Abhandlung, deren Titel mir entfallen ist, auf den Ausspruch: „Die Dichtung sei die Sprache der Sinne.“ Diese Behauptung ist an sich sehr merkwürdig und sieht zunächst wie ein geistvoller Einfall aus. Wer aber Herder kennt und den tiefen Ernst seiner Arbeiten, weiß, daß er bloße Einfälle, sie mögen noch so geistvoll sein, nicht bekannt gegeben hat, wenn sie nicht vorher sorgsam durchdacht waren. Wie eigenartig berührt den Leser eine andre Behauptung dieses Mannes, daß die Plastik eine Kunst des Tastgefühls sei, gegenüber den bekannten Warnungstäfelchen vor plastischen Werken: „Man bittet die Gegenstände nicht zu berühren.“ Und doch ist diese Behauptung durch Herder selbst mit großer Sicherheit erwiesen, und man kann die Schrift Winckelmanns über dem Torso im Belvedere kaum lesen, ohne an diese Behauptung ständig erinnert zu werden, da Winckelmann sie unbewußt anwendet und in ihrem Sinne das bewunderte Kunstwerk schildert.

Allein was besagt eigentlich jener Ausspruch von der Dichtung als Sprache der Sinne? Da wir alles durch die Sinne auffassen, so ist alles Sprache der Sinne. Gibt es also überhaupt etwas andres als Dichtung, so daß Wirklichkeit Dichtung ist und Dichtung Wirklichkeit? Oder ist der Nachdruck auf das Wort

„Sprache" zu legen, so daß damit eine Qualität der Sinne bezeichnet werden soll, die wohl zur Dichtung führt, aber nicht zum Wirklichen? Die unzähligen Auseinandersetzungen über „Dichtung" sind mir selbstverständlich nicht unbekannt, und ich habe nicht vor, auch meinerseits die Dichtung zu umgrenzen. Nur daran möchte ich erinnern, daß auch Aesthetik ursprünglich nichts andres bedeutet, als ein der Sinnenwelt angehöriges Gebiet, wie es denn auch Kant, ich möchte sagen, rein sinnlich anwendet. — Der Naturforscher befindet sich der Dichtung gegenüber in besonders schwieriger Lage. Er weiß, daß selbst das Niedrigste und Widrigste der Natur aus nichts andrem besteht, als woraus das Schönste und Erhabenste aufgebaut ist, und ferner, daß auch das Verachtetste Wunder der Schöpfung birgt, die sich enthüllen, wenn man sie nur sucht. Aus diesem Grunde wäre für ihn die ganze Sinnenwelt Dichtung, sofern alles, geeignet wahrgenommen, auf ihn die Wirkungen hervorbringt, die wir Staunen, Bewundern, Nachempfinden u. s. f. nennen. Ein Splitterchen Granit ist gewiß recht unscheinbar; aber kein Dichter vermöchte das wunderbare Farbenspiel zu ersinnen, das uns dieses Splitterchen unter dem sogenannten Polarisationsmikroskop bietet. Man sagt darum wohl auch den Naturforschern am meisten dichterische Sprache in ihren Veröffentlichungen nach und tadelt sie vielfach deshalb, weil die Fülle der Worte, die die Dichtung ja verlangt, oft nicht im richtigen Verhältnis zum Inhalt des Gesagten steht oder gar diesen Inhalt überwallt. Das hängt von der Begabung des einzelnen ab. Bilder müssen wir heranziehen, wenn wir dem Leser durch das Wort etwas zur Vorstellung bringen wollen. Manche glauben, diese Bilder sollten nichts weiter tun, als die gewollte Vorstellung herbeiführen, andre möchten aber noch bewirken, daß der Leser die Bilder gerne, mit angenehmer Empfindung, in seiner Phantasie verarbeitet, und so auch die gewollte Vorstellung lieb gewinnt und ihr dauernder nachhängt, als das Lesen währt. Der eine sagt scharf, was er meint und sucht es durch ein klares Bild zu erreichen; der andre deutet an, und da jede Vorstellung aus einer großen Zahl von Einzelvorstellungen zusammengesetzt ist, bringt er viele Bilder herbei, deren jedes etwas mit der Vorstellung gemein hat, und die insgesamt zu der Vorstellung führen. Das Angenehme für den Leser im Verfahren des zweiten beruht darin, daß er nicht gezwungen ist, ein Bild in allen Einzelheiten zu untersuchen, sondern von Bild zu Bild flattern und Bilder kombinieren darf. Daß im letzteren Fall der Leser eher zu falschen Vorstellungen kommen kann als im ersteren, ist richtig; aber vieles hängt vom Leser ab.

Untersuchen wir nun, was eigentlich beide tun, so werden wir auf eine Eigenheit der „Sprache der Sinne" geführt. Zunächst ist hervorzuheben, daß bei allen Sinneswahrnehmungen zwei Vorgänge zu unterscheiden sind: die äußere Wirkung auf die Sinne und die innere Verarbeitung dieser Wirkung. Das erstere geht uns hier eigentlich nichts an, es ist die Sprache der Außenwelt zu den Sinnen; diese hat Herder nicht gemeint. „Wir dichten nämlich nichts, als was wir in uns fühlen," sagt er in der Abhandlung: Ueber Bild,

Dichtung und Fabel. Was wir in uns fühlen, ist eben der zweite Vorgang, die seelische Wahrnehmung; diese bedeutet die Sprache der Sinne. Wenn wir diese Wahrnehmung für andre ausdrücken, so haben wir auch im gewöhnlichen Sinne des Wortes „gedichtet“, aber die Dichtung ist schon in der Wahrnehmung vollendet, gleichviel ob wir einen Eindruck unmittelbar dichterisch wahrnehmen oder in der Erinnerung aus Wahrgenommenem nachträglich zusammensetzen. Die Wiedergabe ist an sich von zweiter Bedeutung. Daß in ihr die eigentliche Kunst des Dichtens für andre besteht, tut nichts zur Sache; wer dichterisch wahrnimmt, ist bereits Dichter und kann ein größerer Dichter sein als einer, der klingende Worte zusammenzustellen und zu reimen weiß. Indessen soll auch die Wiedergabe später noch Berücksichtigung finden.

Es ist nun sehr bemerkenswert, wie einfach die Außenwelt zu den Sinnen spricht, ihre Worte bestehen in den landläufigsten Vorgängen wie Druck, Bewegung, chemische Wirkung u. s. f. Im einzelnen läßt sich das in einem kurzen Aufsatz nicht erweisen, aber die Naturforscher haben mit unzähligen Gründen belegt, daß mechanische und chemische Eindrücke, ja wahrscheinlich nur mechanische, die Sprache zu den Sinnen abgeben, selbst in anscheinend so wunderbaren Wahrnehmungen wie Licht, Farbe, Wärme, Ton. Diese Sprache nun, die der Seele durch die Sinne zukommt, übersetzt sie in ihre Sprache, in die Sprache der Sinne, und hier kommt der unendliche Reichtum zum Vorschein gegenüber der auffallenden Armut, mit der die Außenwelt an sie sprechend herantritt. Womit spricht eine beschneite Flur zu uns anders als mit dem Wort „Weiß“, allenfalls noch unter Hinzufügung des Wortes „Bedeckung“; beide Worte ein Eindruck auf das Gesicht, das zweite auch auf das Gefühl. Und wie mannigfaltig übersetzt das die Seele! erhaben, einförmig, Todeskleid, mitleidvolle Schutzhülle u. s. f., einzelne Bilder und aus Gegensätzen bestehende Bilderpaare. Oder es spricht jemand zu uns. Der Vorgang ist immer derselbe, nämlich Geräusche und Töne gelangen in unser Ohr, das sind nichts weiter als Bewegungen. Und die Uebersetzung! Gleichgültigkeit, Erregtheit, Güte, Bosheit, Liebe, Haß — der Leser mag sich diese unendliche Reihe selbst weiterführen.

Woher kommt es nun, daß wir erstens so ganz anders übersetzen, als zu uns gesprochen wird, und zweitens für dasselbe Wort, das zu uns gesprochen wird, eine solche Fülle von verschiedenen Uebersetzungen haben, unter denen wir jedesmal wählen. Auf das erste wissen wir nicht zu antworten: Bewegung kann uns als einfache Ortsveränderung erscheinen, besteht sie in einem sehr raschen Zittern eines Körpers, so kann sie uns Wärme bedeuten, gibt sie im Ohr wechselnde Verdichtungen und Verdünnungen der Luft, so hören wir, bildet sie Wellenzüge im Auge, etwa nach Art der Wellenzüge, die wir im Wasser hervorbringen, so sehen wir. Es handelt sich immer nur um Bewegung, freilich um Bewegung immer andrer Art. Aber warum erscheint eine Bewegung überhaupt als Ton oder Geräusch, warum als Licht, Farbe? Warum übersetzen wir Bewegungen ganz gleicher Art, die nur quantitativ voneinander abweichen, mit so außerordentlich verschiedenen Worten, wie blau, grün, gelb, rot u. s. f.? Und

umgekehrt, weshalb bringt ein Druck auf das Auge, der doch der Art nach ganz und gar abweicht von jener oben angegebenen Bewegung, gleichwohl die nämliche Wahrnehmung hervor, wie diese Bewegung, Licht? Wie gesagt, das alles wissen wir nicht. Es handelt sich um den Uebergang von der Außenwelt zur Innenwelt. Schafft sich die Seele selbst und allein diesen Uebergang, so ist es recht betrübend für uns, daß sie es sich selbst nicht sagt. Das führt zu einer Menge von Möglichkeiten; und gerade hier ist nichts so geschäftig, wie des Menschen dichtende Phantasie, die, weil sie als Phantasie so vielerlei zu schaffen vermag, sich niemals in Wahrheit Genüge tut und selbst hinter jedem Bild, das sie hervorbringt und manchmal mit dem stolzen Wort „philosophisches System" bezeichnet, noch andre Bilder in Bereitschaft hat, so daß des Fragens, welches Bild das richtige, kein Ende ist. Ich möchte aber nicht mit allzuvielen Fragezeichen arbeiten, der Leser könnte am Ende fragen, was denn eigentlich der Herr Verfasser weiß.

Einfacher scheint die Ermittelung der Umstände, die den Reichtum der inneren Sprache bedingen. Es ist kein Zweifel, daß wir bei der seelischen Uebersetzung eines äußeren Eindrucks in diesem Reichtum wählen und das Passendste heraussuchen. Das Erkennen des Passendsten wird aber, wie ich glaube, durch zwei Umstände bedingt. Erstens durch die Stimmung, in der wir uns gerade befinden. Ohne daß dieses Wort Stimmung definiert wird, weiß doch jeder, daß es sich um einen inneren Zustand handelt, der vielfach vom Zustand unsers Körpers, überhaupt von äußeren gegenwärtigen oder vergangenen Eindrücken bedingt wird. Erzählungen und Darstellungen, die uns zu einer Zeit ganz kalt lassen, Erlebnisse, die uns gar nicht bewegen, vermögen zu andrer Zeit unser ganzes Fühlen und Denken in Aufruhr zu versetzen. Das weiß jeder aus eigner Erfahrung; wir sagen gewöhnlich, ein Eindruck wirkt um so intensiver, je erregter wir schon sind, aber daß Eindrücke sich gegenseitig abstumpfen, die Empfänglichkeit ermüden, ist gleichfalls bekannt. Es ist wie bei Unterhaltung nach vielen Seiten; wir antworten zuerst um so lebhafter, je mehr auf uns eingeredet wird, dann aber tritt Abspannung ein, und wir werden einsilbig. Stimmung wird vielfach mit Nervosität zusammengestellt. Nervöse Herren und Damen übersetzen alles viel tragischer, als die berühmten fetten Leute; vor lauter Uebersetzungslust, die sich selbst auf die geringfügigsten Ansprachen aus der Außenwelt erstreckt, gehören sie auch zu denen, die nicht gut schlafen, und indem sie aus der Rüstkammer ihrer inneren Sprache immer superlative Ausdrücke wählen, träumen sie lebhaft bald von furchtbaren Schrecken, bald von paradiesischen Gefühlen. Im Wachen sind sie aus gleichem Grunde bis zur Krankhaftigkeit reizbar. Aber sie genießen auch alles Schöne unendlich mehr als die, die „keine Nerven kennen". Verfasser dieses spricht aus Erfahrung; er ist oft darüber erstaunt, im Theater Leute mit der gleichgültigsten Miene von der Welt eine Scene betrachten zu sehen, die ihn im Innersten erregt und veranlaßt, durch mehrfaches Putzen seines Pincenez die Theaterräume als von unheimlicher Feuchtigkeit erfüllt anzuklagen. Wirklich scheint eine gewisse Summe von Nervo-

sität zum tieferen Genuß der Kunst zu gehören, denn der Genuß der Kunst ist im wesentlichen Dichtung und um so reicher, je reichere Ausdrücke wir im Innern für den äußeren Eindruck herbeischaffen. Das geht oft bis zur Exaltiertheit, Ueberspanntheit, während die kunstungläubigen Thomasse alles für Einbildung erklären. E. T. A. Hoffmann sieht in der Donna Anna die schuldige Geliebte Don Juans, in der Verlangen und Sehnen nach ihm glüht und brennt; ein andrer nichts als eine rachsüchtige Jungfer. — Der zweite Umstand beruht darauf, daß wir keinen Eindruck nur nach diesem Eindruck allein beurteilen. Alle Eindrücke sind eindeutig und gegenwärtig. Aber wir haben in uns eine Unzahl von Eindrücken aufgespeichert; die verwandten, früher einmal empfangenen Eindrücke klingen aus der Erinnerung mit. Ja, wir stellen uns sogar sofort auch verwandte Eindrücke für die Zukunft vor. Wir schöpfen hinzu aus dem, was wir schon besitzen, und aus dem, was wir fürchten und hoffen. Und so sammelt sich von rechts und links eine Schar von Eindrücken um den einen empfangenen Eindruck, und wir übersetzen ein Wort durch ganze Sätze, ein Bild durch eine ganze Folge von Bildern. Ein Osterblümlein wird zum Frühling, eine Schneeflocke zum Winter, ein Lächeln zum glückseligsten Besitz der Geliebten. Beinahe kommt man in Versuchung, das heutzutage so gern angewendete alberne „u. s. w., u. s. w." zu benutzen. Aber das gehört eben nicht zur Sprache der Sinne, sondern zur Ausdrucksfülle der Denkträgheit und Gedankenleere. Verschwindet so anscheinend der äußere Eindruck im Gewoge der inneren Bilder, so ist er gleichwohl für die Wahl und Ordnung dieser Bilder entscheidend, denn nach seiner Art richtet sich die Sprache der Sinne. Für die groben Artunterschiede versteht sich das von selbst. Unsre Seele besitzt aber das Vermögen, selbst geringfügigste Unterschiede herauszuerkennen, und wunderbar ist es, wie gewaltig sie oft auf solche geringfügigste Unterschiede reagiert. Wir sind meist um eine Antwort verlegen, wenn wir diese Unterschiede kennzeichnen sollen; die äußere Sprache ist zu arm, wo die innere mit Posaunen tönt.

Das letztere berührt schon die Wiedergabe der inneren Sprache. Diese ist aber eine Dreifache. Menschliche Eigenliebe und menschlicher Eigennutz strahlt die innere Sprache nach außen aus und dichtet sie dem erhaltenen Eindruck selbst an. Wie mancher sieht im unwürdigsten Gegenstand seine höchste Liebe, läßt sich in tiefster Seele kränken und selbst zum Unwürdigsten herabziehen, ohne zu erkennen, daß seine inneren Bilder, nach außen projiziert, sich nicht zu dem Gegenstande zusammensetzen, von dem sie wachgerufen sind. Man sagt oft, die betreffenden wollen es nicht erkennen, und wenn man sehr duldsam ist, sagt man, es seien schwache Menschen. Tatsächlich jedoch werden sie auch durch sich selbst gehindert, es zu erkennen, sie sind gezwungen, den empfangenen Eindruck nach außen gemäß ihren inneren Bildern von ihm wiederzugeben. — Wir kommen so auf die zweite Art der Wiedergabe. Sie ist gegenwärtig, im Zeitalter des Tischrückens, der Geisterbeschwörungen, der „Medibumsel", wie das humorvolle, leider hinübergegangene, aus dem Blumenmediumprozeß bekannte Friedchen die Vermittlerinnen zwischen Körper- und Geisterwelt nannte, sehr beliebt, so beliebt,

daß man jetzt in Gesellschaften, die doch vielfach verteufelt wenig Geist haben, überall an Geister anstößt. Allen Ernstes erzählen einem Damen mitten im leiblichen Wohlbehagen, daß sie dann und dann ihren verstorbenen Mann oder Freund Klapperbein und andre Grauenerscheinungen gesehen haben. Man kann manchmal gar keinen Zweifel hegen, daß das für die Betreffenden wirklich der Fall gewesen ist. Ich selbst würde mich scheuen, den Herrschaften, die mir solche Erlebnisse mitgeteilt haben, eine Unwahrheit auch nur zuzutrauen. Sie haben in irgend einer Stimmung irgend einen äußeren Eindruck gehabt, diesen innerlich mit Bildern umgeben und dann unbewußt diese Bilder nach außen geworfen, wobei so spaßige Geschichten vorkommen, wie daß einer Calvin oder Zwingli, ich weiß nicht mehr, welcher von diesen beiden Gottesgelahrten es war, in hochmodernem Lawn Tennis-Kostüm sieht. Ueber diese Art der Wiedergabe innerer Bilder lohnte es sich, einen eignen Aufsatz zu schreiben; ich könnte vieles aus meinem gesellschaftlichen Leben erzählen, was nicht selten zur Erheiterung meines sonst ernsten Daseins beigetragen hat.

Endlich die dritte Art der Wiedergabe ist von allen die objektivste. Wer über eine reiche innere Sprache verfügt und zu andern so zu reden weiß, daß aus dem Eindruck, den er auf sie macht, in ihnen eine gleiche oder gar höhere innere Sprache erweckt wird, ist auch nach außen Dichter, ob er dabei in Worten, Gemälden oder Formen spricht. Die Sprache der Sinne hat den inneren Dichter ergeben, eine andre Fähigkeit macht den inneren Dichter zum eigentlichen „Dichter“. Aber diese Fähigkeit hat mit der Sprache der Sinne nichts mehr zu tun und bedarf einer besonderen Untersuchung.



Zum Gedächtnis eines Meisters des deutschen Liedes.

(Hugo Wolf †)

Von

Richard Sternfeld.

Am 22. Februar starb in Wien ein deutscher Musiker, der seit fünf Jahren schon geistig tot war, in denselben Jahren, da sein Name in weiteren Kreisen erst lebendig wurde, während eine kleine Schar von Freunden bereits seit einem Dezennium überzeugt und begeistert auf ihn, als den größten lebenden Meister des deutschen Liedes, hingewiesen hatte. Hugo Wolf ist durch eine tückische Gehirnlähmung darum gekommen, es noch zu schauen, wie jetzt kaum ein Konzert unsrer großen Sänger und Sängerinnen vorübergeht, ohne einen oder mehrere seiner wundervollen Gesänge auf dem Programm zu zeigen.

So mußte ihm, was die Mitwelt versagte, sein hohes Selbstvertrauen und die Verehrung seiner Anhänger ersetzen.

Von drei Punkten ging die Propaganda für Hugo Wolf aus: von Wien, vom Schwabenlande und von Berlin. In Wien machte sich der Akademische Richard Wagner-Verein um ihn verdient, in dem der junge Musiker Ende der achtziger Jahre zuerst seine Lieder vortrug, in Mannheim und Tübingen zwei kunstverständige Freunde, Dr. Grohe und Professor Kauffmann, die er besonders durch seine Kompositionen Mörikescher Gedichte gewonnen hatte. Sind diese Verbindungen durch mehrere Veröffentlichungen der letzten Monate[1]) bekannt geworden, so mögen hier einige Erinnerungen an die Anfänge Hugo Wolfs in Berlin folgen, deren er selbst stets dankbar sich erinnert hat; hatte er doch in der so oft als kühl verschrieenen Reichshauptstadt gefunden, was die Heimat ihm versagte: die ersten großen öffentlichen Erfolge, einen Mäcen von vornehmster Art und vor allem den ersten Verein, der sich nach Hugo Wolf nannte und nachhaltig für ihn gewirkt hat.

Ums Jahr 1890 lernte ich durch rühmende Berichte, die von Wien her in die „Bayreuther Blätter" kamen, zuerst den Namen Hugo Wolf kennen; Ferdinand Jäger, der treffliche Wiener „Siegfried", hatte Wolfsche Lieder gesungen, und der feinsinnige Musikschriftsteller Josef Schalk — nun auch so früh dahingegangen — sie aufs wärmste empfohlen. Meine Bemühungen, mich selbst mit einigen dieser Gesänge vertraut zu machen, stießen aber auf ein unerwartetes Hindernis: sie waren in einem so obskuren Wiener Verlag erschienen, daß Berliner Musikalienhändler ihn nicht auffinden konnten. Erst als Schotts Söhne in Mainz Wolfs Lieder erwarben, erhielt ich die ersten Exemplare und wurde bald lebhaft von dieser Musik gefesselt; bald hatte ich auch die Freude, in mehreren internen Abenden des Berliner Wagner-Vereins den ganz unbekannten Komponisten einem größeren Kreise vorzuführen, wobei ich mit einigen der leichteren Eichendorffschen Lieder anfing, um dann zu Goethe und Mörike überzugehen. Ich wurde immer mehr von der Ueberzeugung durchdrungen, daß ich hier eine seltene Vereinigung von Geist und Gemüt, von lebhafter Phantasie und feinstem Kunstgefühl, eine ganz originale Begabung für die musikalische Vertiefung und Ausdeutung gehaltvoller Dichtungen vor mir hatte.

Mit hohem Interesse erfuhr ich dann durch Empfehlungen des Wiener Freundeskreises, daß Hugo Wolf Ende Februar 1892 selbst nach Berlin kommen würde, um ein Konzert zu geben. Nun trat der damals Zweiunddreißigjährige mir auch persönlich nahe. Sein Aeußeres enttäuschte mich. Eine kleine, schmächtige Gestalt, ein schmales Gesicht, das von Enttäuschungen und Entbehrungen sprach, sonst kaum auffiel. Nur die Augen waren von wunderbarem Ausdruck; ganz

[1]) Das Hugo Wolf-Heft (März 1903) der Halbmonatschrift „Die Musik", Berlin SW. — M. Haberlandt, Hugo Wolf, Leipzig 1903. — 1903 erschienen auch bei S. Fischer in Berlin „Briefe Hugo Wolfs an E. Kauffmann", deren Herausgeber E. Hellmer in Wien indessen den zu solchen Editionen nötigen Takt zuweilen (S. 182) vermissen läßt.

dunkle Sterne, prüfend und spähend wie Jägeraugen, die blitzen und zürnen konnten, aber auch lachen oder zuweilen tieftraurig in sich hineinschauen.

Von seinem Wesen hatte man schon manches vernommen, er sollte anmaßend, unverträglich, undankbar sein — kurz alles das, was gewöhnlich die Welt solchen Künstlern nachzusagen pflegt, die, einsam, zart und empfindlich, durch die unliebsamen und oft entwürdigenden Friktionen mit ihrer Umgebung so leicht gereizt und verletzt werden. Bald erzählte man sich auch in der Berliner Gesellschaft, an die er empfohlen war, von ihm manche heiteren Stücklein. In der Tat: er konnte grob sein wie Beethoven, aufbrausend wie Wagner, rücksichtslos wie Brahms. Aber dabei keine Spur von Pose oder Einbildung: nur, weil er selbst so echt und ehrlich war, mußte ihm alles oberflächliche Getue, alle Lüge und Phrase in tiefster Seele verhaßt sein; daher konnte er „Elogen“, denen er die Redensart anhörte, ebensowenig vertragen wie Tadel, der ohne genaue Kenntnis geäußert wurde.

Der Liederabend, den Wolf in Berlin geben wollte, war vom Mißgeschick verfolgt: der Sänger taugte nichts, die Sängerin wurde krank, so daß das Konzert verschoben werden mußte; es fand dann vor leeren Bänken statt. Um Kennern Gelegenheit zu geben, Wolfs Lieder zu hören, hatten daneben die Wagner-Vereine[1]) Einladungen in den Duysenschen Saal ergehen lassen, wo Wolf selbst seine Gesänge vortragen wollte; wir hatten einen Nachmittag gewählt, weil wir hofften, die am Abend so stark beschäftigten Musikkritiker dann am ehesten dabei zu sehen. Ich holte Wolf vom Gasthof ab; aber wie peinlich war ich berührt, als wir nur ein Dutzend von den etwa hundert Eingeladenen vorfanden, meistens Privatpersonen, Musikfreunde, aber niemand von den Vertretern der Musik in der Presse. Es zeigte sich hier im kleinen, was sich bei Wolf und in so manchen ähnlichen Fällen überhaupt feststellen läßt: die „Dilettanten“ haben für neue bedeutende Erscheinungen von jeher mehr Scharfblick, Verständnis und Eifer gezeigt, als die Fachleute und die zum Werben berufenen Führer der öffentlichen Meinung. Hier an diesem Tage aber erlebte ich in seltener Erfreulichkeit den Segen des Samenkorns, das auf den guten Boden fällt: unter den wenigen Anwesenden befand sich der zufällig von mir eingeladene Gymnasiallehrer Paul Müller, der später den ersten Hugo Wolf-Verein gründete und um die Verbreitung der Wolfschen Musik sich wahrhaft verdient gemacht hat. Er wurde an jenem Nachmittag auf immer für den jungen Meister gewonnen.

In der Tat, es war etwas Neues und Ueberraschendes, was Wolf uns bot, und wie er es bot. Er setzte sich vor den Flügel, las zuerst mit leuchtendem Blick in seinem steirischen Idiom irgend ein Gedicht seines geliebten Mörike vor

---

[1]) Wenn sich in Briefen Wolfs manche Ausfälle gegen die Wagner-Vereine finden, so erwähne ich dies nur, um den Vorwurf der Undankbarkeit abzuwehren, der ihm daraus gemacht werden könnte. Wolf war im Leben und in seinen brieflichen Ergüssen so ganz Augenblicks- und Stimmungsmensch, daß manche Ungerechtigkeiten und hahnebüchene Deutlichkeiten den Freunden geläufig und entschuldbar waren.

und sang uns dann die Komposition. Vollendet, aufs feinste und gefühlvollste abgetönt war zunächst die oft sehr schwere Begleitung, denn Wolf war ein Meister ausdrucksvollen Klaviervortrags; aber auch den Gesang wußte er, trotz einer unbedeutenden und keineswegs schönen oder ausgebildeten Stimme, mit einer ganz seltsamen Eindringlichkeit zur Geltung zu bringen, kannte er doch als Schöpfer der Lieder, dem sie jedesmal wieder zu Herzen gingen, am besten die Stimmung, auf die es bei der Interpretation ankam. Unterstützt durch die sofort sich einprägende, Hugo Wolf ganz eigne Art der deklamatorischen Intervalle, war der Eindruck solcher Vorführungen unvergeßlich: dergestalt, daß, wenn ich heute diese feurig-zarten, innig beseelten kleinen Gebilde von berühmten Sängern höre, mir oft deutlich der bis zum Brennen und Bohren gesteigerte Vortrag Wolfs selbst in den Ohren liegt.

Tief ergriffen von den Schönheiten, die sich mir in jenen Tagen durch Hugo Wolf enthüllten, verfaßte ich damals einen kleinen Aufsatz [1]): „Ein neuer Liederfrühling,“ wohl das erste, was über Wolf in Norddeutschland geschrieben wurde. „Nun ist er auch in Berlin erschienen und hat sich als echt, als ein Begnadeter erwiesen, der nicht mehr vergessen werden kann, wenn ihn auch vorläufig nur ein kleiner Kreis von Freunden des deutschen Liedes mit Freude und Bewunderung kennen und lieben gelernt hat.“ Besonders dankbar war Wolf wohl für das, was ich von seinen 53 Mörikeschen Liedern sagte: „Wenn dieser geniale, die meisten nachgoetheschen Lyriker durch Phantasie und Innerlichkeit weit überragende und doch so wenig gekannte Dichter eine Wiederauferstehung feiern sollte, so wäre das ein Verdienst Hugo Wolfs.“

So war schließlich trotz aller Mißgeschicke der Aufenthalt Wolfs in Berlin nicht unfruchtbar verlaufen. Ein Beweis dafür ist ein Brief, den er im selben Jahre an mich schrieb:

Mein lieber Freund!

Ihre freundlichen Zeilen haben mich höchlichst überrascht, so sehr bin ich es entwöhnt, Nachrichten aus Berlin zu empfangen. Und doch zielt mein ganzes Sinnen und Trachten einzig nur auf Berlin, das mich seinerzeit so freundlich aufgenommen und die schönsten Hoffnungen auf ein gedeihliches künstlerisches Wirken in mir erweckte ...

Um nun wieder auf Berlin zu kommen, hege ich die ernstliche Absicht, die ganze Wintersaison dort zu verbringen. Da mir jedoch meine spärlichen Einkünfte einen solchen Luxus nicht gestatten, muß ich erst einen Bescheid meines Verlegers Schott abwarten, dem ich meine noch ungedruckten „Italienischen“ zum Kauf anbot. Falls wir uns über die Bedingungen des Ankaufs einigen können, packe ich allsogleich meine

---

[1]) In Fritz Mauthners „Magazin für Literatur“ vom 12. März 1892. Ich erwähne ihn, weil er in die später bei S. Fischer in Berlin erschienenen zwei Sammlungen von „Aufsätzen über Hugo Wolf“ (1898 und 1899) nicht aufgenommen ist.

sieben Sachen und fahre nach Berlin, um dort unter günstigeren Verhältnissen den Kampf ums Dasein zu wagen. Bei meiner ausgebreiteten Bekanntschaft in der Berliner Gesellschaft dürfte es mir wohl auch an Lektionen oder Accompagnements nicht fehlen, deren ich allerdings nicht entraten könnte, da ich kein Privatvermögen besitze. Hoffentlich wird mir darin Siegfried Ochs an die Hand gehen, der mir entschieden freundlich gesinnt ist. Hingegen scheint es mit der Freundschaft ... zu mir nicht sehr weit her zu sein. Zwar höre ich, daß sie ab und zu in verschiedenen Städten Deutschlands meine Sachen ins Programm aufgenommen hat, jedoch immer nur ganz vereinzelt, wodurch kein Mensch eine nur halbwegs klare Vorstellung von meiner Art gewinnen kann. Es kann mir nichts daran gelegen sein, gerade nur als Komponist des „Gärtners" den Leuten zu gefallen. „Ein schönes Lied zu singen, mocht' manchem wohl gelingen." Wozu habe ich an 200 Lieder veröffentlicht? Bitter beschwerte sich letzthin mein Freund Kauffmann in Tübingen, als sie in Stuttgart nur ein Lied von Mörike sang. Gerade in Stuttgart, wo der Mörike-Kultus mehr als irgendwo anders gepflegt wird, hätte sie die Gelegenheit wahrnehmen können, eine ganze Serie aus meiner Sammlung vorzutragen. So gut wie sechs Lieder von Berlioz kann man auch sechs von mir singen. Wo bleibt da die Logik?

Solche unliebsame Erfahrungen könnten mir wiederum alle Lust verleiden, nach Berlin zu kommen. Diese halben, bedingten Freundschaften sind mir unausstehlich! Aut Caesar, aut nihil! Alles oder — gar nichts.[1]) Mich wundert nur, daß sie W. und R. noch nicht in das Programm aufgenommen. Das wären mir so ein paar Helden! Der Obertrottl aber ist doch das alte Weib L., der Pfauenschweif W's. O Gott, wie mich Berlin schon wieder anwidert! Man wird eben die Canaille nirgends los. Da ist mir die Kavallerie Mascagnis doch noch weit lieber, — übrigens mein Kompliment zu Ihrem Witz! — als die Artillerie des „G ...." mit ihrem Kruppschen Geschütz und ihren Hohlgeschossen. Wenn dieses Monstrum den Berlinern gefällt, habe ich an der Spree nichts mehr zu suchen.

Doch halt! Kennen Sie die Novelle „Manuel Venegas" von Alarcon? Sie ist in der Spemannschen Ausgabe verdeutscht um billiges Geld zu haben. Verschaffen Sie sich's. Mich reizt dieser Stoff zu einer dramatischen Arbeit. Aber nur ein großer echter Dichter dürfte es wagen, ihn auf die Bühne zu bringen. Die Novelle gehört meiner

---

[1]) Bezeichnend für Wolf ist es, daß er mir, da ich ihm jenen Vorwurf gegen eine ihm sehr geneigte Künstlerin verwies, im nächsten Briefe (Döbling, 5. November 1892) schrieb: „Meine Ausfälle auf ...... mögen wohl etwas übertrieben gewesen sein; man redet sich manchmal in Dinge hinein, die, bei Licht besehen, als ganz harmlos sich erweisen."

Ansicht nach zu dem herrlichsten, was die gesamte Weltliteratur überhaupt besitzt. Lesen Sie sie. Sie werden mir's danken.

Und nun leben Sie wohl. Grüßen Sie meine Berliner Freunde und schreiben Sie recht bald Ihrem Sie herzlich grüßenden

Hugo Wolf.

Oberdöbling (Wien), Hirschengasse 68. 20. Oktober 1892.

Zum zweiten Male ist Hugo Wolf im Januar 1894 nach Berlin gekommen. Die Veranlassung bot ein Konzert, in dem Siegfried Ochs mit seinem schon damals eminenten philharmonischen Chor einige Werke von Wolf für Chor und Orchester aufführen wollte, zugleich mit dem Tedeum von Anton Bruckner. Die beiden großen Wiener Tondichter kamen am 5. Januar vormittags mit demselben Zuge an; der Hofkapellmeister Dr. Muck erwartete sie mit mir am Anhalter Bahnhof. Wir begrüßten Hugo Wolf; länger mußten wir auf Bruckner harren, der endlich zu unsrer Heiterkeit als der letzte dem Zuge entstieg, kaum kenntlich, da er sich der starken Kälte wegen ganz in Wolle gewickelt hatte. Auch Bruckner war zum zweiten Male in Berlin; wie Wolf hat auch er stets auf die Berliner Tage mit Freude zurückgeblickt, da sie ihm Anerkennung eines großen Publikums eintrugen, die ihm in Wien versagt war. Charakteristisch, wie beide sich in dem Konzerte, das ihnen so viel Beifall einbrachte, verhielten: der große und dabei so kindlich naive greise Symphoniker konnte von mir nicht rasch genug aus der Loge über die Hintertreppen aufs Podium geleitet werden, um dort noch den Applaus entgegenzunehmen, während Wolf das Publikum ruhig klatschen ließ und, wie er lachend erzählte, ins Stehparterre ging, um dort einige Urteile über sich selbst aufzufangen. In der Probe hatte er sich sehr unliebenswürdig und unzufrieden gezeigt; die Aufführung aber entzückte ihn. „Chor und Orchester leisteten das Menschenmöglichste. Der ‚Feuerreiter' (Mörike) machte einen grandiosen Eindruck. Er war furchtbar schön. Alles war aufs höchste gespannt. Die Wirkung war niederschmetternd. Himmlisch klang das Elfenlied (‚Sommernachtstraum'). Das glitzerte und funkelte nur so in Mondscheinstrahlen, daß man vor lauter Sehen das Hören vergessen mochte. Ochs hat alle charakteristischen Instrumentationswitze darin zu schönster Geltung gebracht. Ja, ja, es war in der Tat schön." So berichtet Wolf an Professor Kauffmann in Tübingen.

Ich hatte in jenen Tagen die Freude, Wolf näher kennen zu lernen. Ich gewann einen Einblick in sein Inneres, das so oft von Schmerzen zerrissen wurde und nur im Schaffen Seligkeiten fand. Aber dies Schaffen ließ sich bei ihm nicht kommandieren, wie bei so vielen Komponisten; ihm wäre es Sünde wider den heiligen Geist gewesen, zu produzieren, wenn dieser Geist nicht über ihn kam. So gab es lange Monate, in denen er seine Unfruchtbarkeit beklagen mußte, bis dann wieder Perioden erschienen, da sein Schaffenstrieb in unerhörter Fülle und Kraft sich regte. Dann aber ferner die Pein, in der Reproduktion seiner Werke von den Sängern abhängig zu sein, die nur in seltensten Fällen den guten Willen, für ihn einzutreten, mit den von ihm geforderten Fähigkeiten

vereinigten. Damals gelang es ihm zum Glück, Emilie Herzog von der Berliner Oper für sich zu gewinnen, die fortan eifrig für ihn eintrat. Dagegen täuschte ihn seine Hoffnung auf Lilli Lehmann; die große Künstlerin hat es hier, wie auch sonst, an der Fähigkeit fehlen lassen, bedeutende Aufstrebende zu erkennen und zu fördern. Kein Wunder, wenn Wolf, von Fehlschlägen und Demütigungen, Sorgen und Bedrängnissen geschüttelt, der Menge gegenüber, besonders in faden Gesellschaften, seine herbsten Seiten herauskehrte. Doch konnte er auch im Kreise lustiger Kumpane, wie der Berliner „Zwanglosen", heiter und gesellig sein. Ich hatte damals das Glück, daß er mir ganz allein mehrmals seine neuen „Italienischen Lieder", dann auch die unbekannteren Goetheschen Gesänge in seiner unvergleichlichen Art vortrug. Er wohnte 1894 bei seinem neu erworbenen Gönner, dem Freiherrn v. Lipperheide, der im Verein mit seiner kunstsinnigen Gemahlin fortan in der großherzigsten Weise dem Wiener Künstler seine Gastfreundschaft gewährte. Dort im Souterrain seines Hauses in der Potsdamer Straße, das so reiche Sammlungen enthält, zwischen Urväter Hausrat, hat mir Wolf Lieder vorgespielt und gesungen, an die sich die Sänger noch kaum gewagt haben, so von Goethe „Gutmann und Gutweib" und „Ritter Curts Brautfahrt". Noch sehe ich seine schelmischen Augen, als er mir zeigte, wie er hier bei den Textworten „aber ach! da kommen Juden" sich den Spaß gemacht hatte, in der Begleitung zwei markante Themen seiner Wiener Kollegen in Apollo, Goldmark und v. Goldschmidt, anzubringen.

Am letzten Tage seines Aufenthalts hatte ich noch Gelegenheit, Hugo Wolf eine für ihn bezeichnende Bitte zu erfüllen. Ich sollte mit ihm zu dem Grabe Heinrich v. Kleists fahren. Ich kannte die Liebe, mit der der Steiermärker sich zu der herben Schönheit des Kurmärkers hingezogen fühlte. Und kein Wunder, wenn er besonders die „Penthesilea" in sein Herz geschlossen und mit seinen Tönen nachzufühlen versucht hatte, fand er doch auch in vielen seiner Lieder („Erstes Liebeslied eines Mädchens" oder „Schmerzliche Wonnen und wonnige Schmerzen") einen peinvoll brennenden Ausdruck für die Leidenschaft, die Parsifal mit den Worten ausdrückt: „O Qual der Liebe! Wie alles schauert, bebt und zuckt!" Kein Wunder, wenn Wolf nun auch das Grab des Unglücklichen sehen wollte, dessen Geschick ihm persönlich ans Herz griff. So fuhren wir denn an einem trüben Januartage vormittags nach Wannsee und fanden bald den Hügel, der traurig und einsam ohne Sonne und Schneehülle dalag. Wolf starrte ihn lange schweigend an.

In Berlin nahm ich von Wolf Abschied. Ich habe ihn nicht wieder gesehen, denn er kehrte nicht mehr zurück, was er sicher getan, hätte die Berliner Oper die Pflicht, seinen „Corregidor" aufzuführen, erfüllt. Auf dieses neue Werk bezieht sich schon der folgende Brief:

Wien, 14. Juli 1894.

Mein lieber Freund!

Tief gerührt und beschämt über Ihre seltene Treue und Zuneigung zu mir, greife ich allsogleich zur Feder, um mich einer alten Schuld zu

entledigen, die allzulange schon mein schlechtes Gewissen beschwert hatte. Ihre freundlichen Zeilen, die mir durch Vermittlung unsers Schalk, der seit einigen Tagen die Sommerfrische in Peyerbach (Semmeringgebiet) genießt, zukamen, haben mir außerordentlich wohl getan. Darf ich doch aus ihnen die tröstliche Versicherung schöpfen, daß meine jüngste Berliner Campagne kein vergebliches Unterfangen war, da sie mir einen so trefflichen Freund und Gesinnungsgenossen, wie Sie, als Verbündeten zuführte. Mögen Sie ja nicht irre an mir werden, wenigstens so lange nicht, als ich selber noch an mich glaube, trotz der bitteren Jahre, die über mich Unseligen hereingebrochen.

Meine Orchester-Serenade ist leider noch immer Fragment geblieben, und ist es bei meiner jetzigen Verfassung gar nicht abzusehen, wann dieselbe ihrer Vollendung entgegenreifen soll. Es tut mir daher unendlich leid, Ihrer Verwendung bei Herrn Klindworth nicht den erwünschten Nachdruck durch Einsendung besagten Stückes verleihen zu können. Hingegen würde mir ein großer Gefallen erwiesen, wenn es Ihnen möglich wäre, einen Männergesangverein in Berlin für meine Arbeiten zu interessieren. Ich verfüge gegenwärtig über zwei äußerst wirkungsvolle Chorstücke mit Orchester, davon eines, „Dem Vaterland“ betitelt (Text von Rob. Reinick), vom hiesigen Männergesangverein zur Aufführung für die Konzertsaison angenommen wurde. Das andre: „Wächterlied auf der Wartburg“ habe ich gerade auf dem Ambos, um die eine Barytonstimme, für die es ursprünglich gesetzt ward, in einen pompösen Männerchor mit großem Orchester umzuschmieden. Sie kennen doch mein Wächterlied? Dasselbe leitet ein Heft mit sechs Gedichten von Scheffel, Goethe, Mörike, Just. Kerner ein und ist bei Schott erschienen.

Ich hege die sichere Ueberzeugung, daß, wenn irgend eine meiner Kompositionen, diese zwei es sein werden, die im besten Sinne mich populär zu machen berufen sind. Ich trage mich nebstbei noch mit der verwegenen Idee herum, beide Stücke dem Deutschen Kaiser zu widmen — wüßt' ich nur, wie das zu machen wäre? Vielleicht wissen Sie einen Rat dafür. —

Daß das Elfenlied (Partitur und Klavier-Auszug) vor längerer Zeit schon ... erschienen, wird Ihnen wohl nicht neu sein? Der Feuerreiter erscheint demnächst bei Schott. Die erste Ausgabe des Elfenliedes wurde der vielen Fehler wegen makuliert. X. wird darüber nicht wenig erbost gewesen sein. Dafür aber ist die neue Ausgabe fleckenrein. Dieselbe ist der Freifrau v. Lipperheide zugeeignet.

So viel nun über das Musikalische. — Nach Bayreuth verlangt es mich diesmal nicht. Van Dyck als Lohengrin anzuhören ist wahrlich kein Vergnügen. Ich werde bis Ende d. M. in Döbling schwitzen und hernach die höheren Regionen des Salzkammergutes aufsuchen. Zu

diesem Behufe habe ich wiederum Traunkirchen am Traunsee als Sommerfrische auserkoren, wo ich bis in den September hinein zu bleiben gedenke. Was weiter geschehen wird, weiß ich noch nicht. Ob ich im Winter nach Berlin komme, ist noch sehr fraglich. Vielleicht, wenn die Lehmann und sonst ein guter Tenor zu gewinnen ist — vielleicht dann —, oder wenn ein Männerchor sich meiner Sachen annimmt — — sonst wohl kaum. Noch muß ich nachträglich bemerken, daß Wüllner in Köln, Kogel in Frankfurt und Porges in München die Aufführung des Elfenliedes und des Feuerreiters zugesagt.

Gerade heute vor einem Monat besuchte ich, anläßlich eines kürzeren Aufenthaltes in München, Frau Elsa Bernstein, jene Dame, die seinerzeit Paul Schlenther mir als Dichterin so heftig empfohlen. Ich wurde auf das liebenswürdigste von ihr empfangen und fand sie sehr geneigt, auf meine Vorschläge bezüglich einer komischen Oper einzugehen. Einstweilen bat sie mich, die Veröffentlichung ihres Gedichtes „Königskinder“ abzuwarten, um mir dadurch einen Einblick in die Art und Weise ihres Produzierens verschaffen zu können. Leider ist das Buch noch immer nicht erschienen, mithin noch keine Veranlassung gegeben, ihr mit praktischen Vorschlägen näher zu treten.

So, nun wissen Sie so ziemlich alles Mitteilenswerte. Legen Sie aber nun auch einmal los und seien Sie inzwischen aufs herzlichste begrüßt von Ihrem

Hugo Wolf.

Von nun an begann die Suche nach einem Operntexte. Wolf war vernünftiger als so viele der heutigen Opernschreiber, indem er zwar seinen Stoff selbst erwählte, die Zubereitung aber einem Dichter überließ. Natürlich begannen damit neue Qualen, die nur ein Richard Wagner vermeiden konnte, die aber desto stärker sein müssen, je wahrhaftiger und daher anspruchsvoller der dramatische Musiker dem Textdichter gegenübertritt. Einen Einblick in diese Zeit gewähren die folgenden Briefe:

Matzen, Brixlegg, Tirol, den 12. Juli 1895.

Lieber Freund,

Sie sind mir der Rechte! Beschweren sich in jedem Ihrer Briefe — es sind deren nicht allzuviel — über mein schweigsames Verhalten, beantworten aber niemals meine ausführlichen Episteln. Da ist es denn kein Wunder, wenn ich mit Mitteilungen karge. Die Schuld daran tragen nur Sie selbst. Ihr letztes Schreiben hat eine wahre Odyssee mitgemacht. Es irrte erst in Döbling, dann in Perchtoldsdorf, schließlich in der Siebenbrunnengasse in Wien herum, bis es endlich an die richtige Adresse gelangte. Ihr Brief ist vom 4. d. M. datiert, und heute, an dem Tage, wo mir derselbe zugestellt wird, ist bereits der 12. Juli. Doch nun zur Sache.

Was Ihnen Prof. K. seinerzeit mitgeteilt, beruht vollständig auf Wahrheit, mit dem einzigen Unterschied, daß ich die Oper nicht mehr komponiere und zwar aus dem ganz einfachen Grunde, weil dieselbe vor drei Tagen, am 9. d. M., in der Komposition vollendet wurde. Das Werk habe ich im April in Perchtoldsdorf begonnen und hier in Matzen im Juli vollendet. Die angefertigten Skizzen gelten zudem als vollständiger Klavier-Auszug, so daß dieser bereits druckfertig vorliegt. In den nächsten Tagen wird die Instrumentierung in Angriff genommen und noch in der heurigen Saison am Wiener Opernhaus das Werk zur Aufführung gebracht. Sie staunen! Aber Sie sollen auch staunen und erst recht staunen, wenn Sie das Werk sehen und hören werden. Ja, ja, die Welt wird Augen und was für Augen dazu machen. So was war noch nicht da, das können Sie mir glauben. Die Dichtung ist ein Meisterwerk von A bis Z. Der Stoff, der spanischen Novelle „Der Dreispitz" (Universalbibliothek) von Pedro de Alarcon entnommen, verteilt sich auf vier Akte. Die Verfasserin, eine äußerst geistvolle Dame, ist die Frau eines Wiener Architekten, in dessen Haus ich schon seit Jahren verkehrte, ohne zu ahnen, daß mir von dorther mein Heil erblühen sollte. Bereits arbeitet Frau Rosa Mayreder — dies der Name der Dichterin — an einem andern Opernstoff für mich: „Die Bernsteinhexe" nach Meinhold (ebenfalls in der Universalbibliothek zu haben).

Und nun zum Schluß noch eins: Plaudern Sie nicht viel herum wegen meiner Oper, denn ich möchte es um alles vermieden wissen, daß ... etwas davon erfährt. Ich will die Oper im Selbstverlag herausgeben und auch alles, was bisher von mir ... erschienen ist, an mich nehmen. Wenn ... jedoch erführe, daß ich eine Oper auf Lager habe, würde er mir Schwierigkeiten bereiten, trotzdem die Lieder mein Eigentum sind.

Ich denke, Sie werden über diese spärlichen Nachrichten so viel nachzusinnen haben, daß ich mir füglich weitere Mitteilungen für diesmal ersparen darf. Nun aber antworten Sie auch. Kaufen Sie sich die Novelle „Der Dreispitz" und schreiben Sie mir, wie Ihnen das Büchlein gefällt.

Beste Grüße von Ihrem ergebensten

Hugo Wolf.

Ich bleibe bis Ende Oktober in Matzen, wo ich im Park des Baron v. Lipperheide ein reizendes Landhaus allein für mich bewohne.

Noch eins: mein Hymnus für Männerchor und Orchester wurde in Wien vom Männergesangverein unter Riesenbeifall zu Gehör gebracht. Klavier-Auszug ist bei Schott zu haben.

Ich erwiderte diesen Brief sofort und deutete scherzhaft an, wie ich mir wohl eine Oper von Hugo Wolf vorstellte. Er antwortete:

Lieber Freund!

So gefallen Sie mir. Diesmal haben Sie über Erwarten rasch geantwortet. Fahren Sie so fort im muntern Tempo — Sie werden einen ebenbürtigen Partner an mir finden. Was Sie zur Charakteristik meines Werkes sagen, stimmt so ziemlich. Nur in der „sparsamen" Anwendung von Leitmotiven haben Sie sich etwas geirrt. Ich habe auch ohne Ihre Einwilligung einen ziemlich ausgiebigen Gebrauch von den Leitmotiven gemacht, so ausgiebig, als ich es gerade für gut befand. Das Kolorit anlangend, dürfen Sie sich etwa eine Carmen in zweiter Auflage vorstellen. Uebrigens ist die Musik der Carmen mehr zigeunerisch als spanisch. Zigeunerisches aber findet sich in meiner Partitur nichts vor. Wenn Sie es ganz genau wissen wollen, wie es mit meinem Werke bestellt ist, rate ich Ihnen, sich auf die Socken zu machen und Ihre Schritte hierher nach Matzen bei Brixlegg zu lenken. Für unentgeltliches Logis, dito Kost stehe ich Ihnen. Freund Grohe wird in der zweiten Hälfte des August ebenfalls hier sein, desgleichen die Verfasserin der Dichtung mit ihrem Gemahl. Es wäre schön von Ihnen, wenn Sie meinen Rat befolgten.

Das Textbuch wird Ihnen von Frankfurt aus durch Frl. Z. zugeschickt werden. Senden Sie dasselbe nach Durchlesung an Dr. H. P. in G r a z (Steiermark); nähere Adresse nicht nötig. Für Ihre in Aussicht gestellte Vermittlung behufs einer Aufführung in Berlin bin ich Ihnen herzlich dankbar. Offen gestanden zöge ich eine Premiere in Berlin einer solchen in Wien vor. Wenn Sie das Kunststück: mein Werk an der Berliner Opernbühne anzubringen, wirklich ausführen können, dann, bitte, greifen Sie nur gleich zu. Vielleicht schicken Sie an Herrn Pierson einstweilen das Textbuch, denn über den Klavierauszug kann ich jetzt nicht verfügen, da derselbe kopiert wird.

Ueber die Wirkung der Oper seien Sie nur ganz beruhigt. Die Leute werden beim e r s t e n Anhören sofort Kopf stehen vor Vergnügen. Ich sage Ihnen nur das eine: Mascagni, Leoncavallo und der dritte, aber schwächste im Bunde, der ..., diese drei Helden des Erfolges, werden zittern und erblassen, wenn der Corregidor seinen triumphierenden Einzug auf den Theatern halten wird. Aber was rede ich da! Kommen Sie und hören Sie, und dann reden Sie selber. Ja mein Freund, die Welt soll an diesem Werke was erleben.

Sobald Sie das Textbuch gelesen haben, teilen Sie mir sofort Ihren Eindruck mit. Inzwischen die herzlichsten Grüße von Ihrem freundschaftlichst ergebenen

Hugo Wolf.

Matzen, 18. Juli 1895.

Nur mit Zögern beantwortete ich diesen Brief. Denn nach Einsicht in die Dichtung des „Corregidor" konnte ich in den Enthusiasmus Wolfs nicht ganz einstimmen. Ich verkannte nicht den Humor der Charakteristik und die Komik

mancher Situationen, vermißte aber dramatische Schlagkraft und fürchtete von vielen Längen eine Schädigung der Bühnenwirkung, Besorgnisse, die sich dann bei den wenigen Aufführungen, die das Werk bisher erlebt hat, als begründet erwiesen haben. Nichtsdestoweniger bin ich sicher, daß bei einer fein studierten Darstellung mit sehr guter Besetzung aller Rollen ein bedeutender Erfolg, besonders bei einem kunstverständigen Publikum, nicht ausbleiben wird, und halte es für eine Ehrenpflicht unsrer großen Opernbühnen, die so viel Mißgriffe mit schlechtem und undeutschem Zeug getan haben, dies außerordentlich feine und geistvolle Werk Hugo Wolfs mit aller Sorgfalt aufzuführen. Was ich damals in Berlin versuchte, scheiterte nicht nur an der Direktion, sondern auch an Faktoren, auf deren Bereitschaft Wolf zählen zu dürfen glaubte. Nachlässigkeiten und Verzögerungen, wie sie in der Berührung mit den Theatern sofort sich einstellen, erbitterten diesen Künstler noch mehr, als andre. Er schrieb mir im Herbst 1895:

> „Und da soll man noch höflich sein und den guten Kerl markieren? Ich bin kein Hiob, daß man solche Geduldproben an mich stellt. Lieber verzichte ich auf eine Berliner Aufführung, als solche Unverschämtheiten mir gefallen zu lassen. Versetzen Sie sich nur gefälligst in meine Lage, und Sie werden begreifen, was ein Mensch mit Blut und Nerven darunter zu leiden hat."

Trotzdem hat Hugo Wolf nicht abgelassen, auf die Bühne zu hoffen. Jener Stoff des „Manuel Venegas", von dem er schon 1892 mir vorschwärmte, hat ihn 1897 noch einmal angezogen und mit unheimlicher Gewalt gepackt. Durch die ungeheure Aufregung der Arbeit an diesem Drama — dessen Torso soeben erschienen ist — kam eine Geisteskrankheit zum Ausbruch, von der Wolf wohl noch einmal sich erholen, aber nicht mehr völlig genesen konnte.

Aber was er uns hinterlassen hat, genügt, um sein Genie zu erkennen; daß es ganz nach der Seite des Lyrischen hin lag, ist ebenso unzweifelhaft. Welch eine Geschichte des deutschen Liedes im 19. Jahrhundert von Franz Schubert bis zu Hugo Wolf! Welches Volk hat auch nur entfernt ähnliches aufzuweisen? Niemand aber ist Schubert so nahe gekommen im Reichtum der edelsten Produktion, in der Vielseitigkeit des lyrischen Gefühlsausdrucks, in dem genialen Erfassen der Grundstimmung, wie Hugo Wolf. Steht er dem großen Landsmanne nach an Fülle populärer Melodie und Einfachheit der Erfindung, so übertrifft er ihn durch feineren Geschmack bei der Wahl seiner Texte, durch schärfere Charakteristik und natürlich durch alle jene modernen Fähigkeiten der Deklamation und Harmonie, die Richard Wagner gefunden, Hugo Wolf in *seiner* Weise für die Liedform ausgenutzt und eigentümlich bereichert hat. Die Schätze auszugraben, die uns Wolf in seinen Gesängen hinterlassen hat, wird nun für die deutschen Sänger eine hohe künstlerische Pflicht sein, und zugleich eine dankbare Aufgabe, da ihnen selbst daraus eine reiche Förderung ihrer Kunstmittel, bei einem gewählteren Publikum Anerkennung und Erfolg erwachsen wird.

David Garrick.

Eine Studie

von

Friedrich Haase.

Soll das Bild eines Schauspielers entworfen werden, der der Vergangenheit angehört, von dem kein lebendiger Zeitgenosse mehr berichten kann, so darf sich der Forscher nicht damit begnügen, das vorhandene geschichtliche Material zur Grundlage seiner Studie zu machen. Er muß gleich dem Orpheus in die Unterwelt hinabsteigen und einen Schatten beschwören.

Nicht mit der Sonde des Literatur-, Kunst- und Kulturhistorikers allein darf er an seine Aufgabe herantreten; er soll die Person, um die es sich handelt, in seiner Phantasie erstehen lassen, soll sie geistig wiedergebären, soll, ein mit- und nachfühlender Künstler, den besonderen Umständen und Eigenheiten nachspüren, sich ganz mit dem Gegenstand erfüllen und auf Grund der in sich aufgenommenen Eindrücke divinatorisch die Gestalt vor uns hinstellen.

Die Schauspielkunst ist an die Person gebunden, und ihre Werke verschwinden mit ihr. Somit wird die geschichtliche Darstellung einer Epoche, noch mehr aber das Problem: von einem Schauspieler, der vor hundert Jahren gewirkt hat, ein Charakterbild zu entwerfen, nur auf dem Weg einer mathematischen Gleichung sich lösen lassen; man wird aus dem Bekannten das X, das Unbekannte, suchen. Denn trotz aller Ueberlieferungen, Anekdoten und Geschichten, wird uns die Person und Wirksamkeit des nicht mehr lebenden Schauspielers ein großes X, eine unbekannte Größe bleiben und nur derjenige Beurteiler, der die Technik der Kunst durchaus beherrscht, wird im stande sein, die Aufgabe zu lösen, da nur ihm die Teile bekannt sein können, nur ihm das geistige Band durch die Finger läuft. Darum sind in der deutschen Theatergeschichte Tieck, Ed. Devrient und Laube die zuverlässigsten Gewährsmänner.

Breiten wir demnach uns bekannte, analoge Dinge aus. Zunächst aus der deutschen Theatergeschichte, die uns näher liegt und weit umfassender und gründlicher ist als die englische. So haben wir von Ekhof ein ziemlich sicheres Bild, da nicht allein Lessing, sondern andre hervorragende Zeitgenossen über ihn berichten. Schröder tritt uns in F. L. W. Meyers Biographie lebendig entgegen; die Eigenart Flecks schildert uns Tieck mit greifbarer Deutlichkeit im „Phantasus“. Auch Ifflands Silhouette hebt sich an derselben Stelle sinnfällig ab.

Ueberblicken wir aber die Urteile, die uns über die großen deutschen Schauspieler der Vergangenheit vorliegen, so fehlt es neben Stimmen, die bewundern, auch an solchen nicht, die tadeln. Freilich kann bei dem Schauspieler mehr als bei jedem andern Künstler nur die Summe des Urteils in Betracht kommen. Sinkt in der Mannigfaltigkeit der Berichte die Schale des Lobes tief

hinunter, so wird die Anerkennung zur allgemeinen, zur gültigen werden und nicht einmal der herrschende Zeitgeschmack in Betracht zu ziehen sein, denn die Nachwelt ist sich bewußt, weder ein Urteil abgeben zu können, noch ein solches zu revidieren. So wird für sie ein „Name“ bleiben, der gleich einer Denksäule stumm dasteht.

Den Forscher aber wird der bestimmte und starr gewordene Begriff, der sich mit dem Namen verbindet, nicht zufrieden stellen. Er wird die Quellen untersuchen, die ihm zu Gebote stehen, wird die Berichterstatter auf ihre Unbefangenheit prüfen, und dabei gewahr werden, daß oft warme Freundeshand die Feder geführt hat. So ist der Biograph Schröders, F. L. W. Meyer, offenbar sein wärmster Freund und Bewunderer. Gerade über Schröder ist das Urteil ziemlich einstimmig in der Wertschätzung seiner Kunst und seiner Person, nichtsdestoweniger wird der aufmerksame Leser herausfühlen, daß Meyer selbst dort Partei nimmt, wo dem Uebermaß von Sonne ein Schatten von Menschlichkeit wohl anstehen würde. Auch in dem Urteil über die Kunstgenossen Schröders, über Ekhof z. B. oder die damaligen Burgschauspieler erweist sich die blinde Ergebenheit Meyers. Schärfer tritt dieses Freundschaftsverhältnis zwischen Seydelmann und seinem Biographen Rötscher zu Tage. Rötscher war Gymnasialdirektor in Bromberg und schrieb Kritiken über die kleine Provinzialbühne, als Seydelmann ihn gelegentlich eines Gastspiels kennen lernte und ihm sein Fürwort eine Berufung an die Spenersche Zeitung eintrug, wo er fortan als Berichterstatter über die Leistungen der königlichen Bühne referierte, — naturgemäß nicht zum Schaden seines einstigen Gönners. Noch ein Umstand muß erwogen werden, ehe an die Lösung der gestellten Aufgabe geschritten wird. Weil der Schauspieler sich bewußt ist, daß er allen Lohn von der Mitwelt erhalten muß, hascht er um so eifriger nach Anerkennung und wird oft zum bewußten Förderer seines Ruhmes. Er sucht Verbindungen und sucht zu verbinden. Er setzt seine Person ein, das geschmeidige Werkzeug seiner Kunst, um sich Gönner, allvermögende Freunde zu schaffen; weiß er doch, daß die Sympathie, die seiner Person zu teil wird, sich unwillkürlich auf seine Leistungen überträgt, die doch mehr oder minder die Eigenschaft seiner Person zur Grundlage haben.

Noch ein wichtiger Umstand kommt in Betracht. Wie war es mit dem Kunstgeschmack und dem Bildungsniveau des damaligen englischen Publikums bestellt? Wir dürfen uns davon kaum eine besonders hohe Vorstellung machen. In Deutschland fallen die großen Namen der Schauspielkunst in die Blüteperiode der dramatischen Dichtkunst. Zu Garricks Zeiten lag die nationale dramatische Literatur arg darnieder, das Elisabethinische Zeitalter mit der Sonne Shakespeare und den Planeten, die sie umkreisen, Ben Jonson, Fr. Beaumont, J. Fletscher, war längst untergegangen, und die puritanische Epoche unter dem kunst- und theaterfeindlichen Cromwell hatte tiefe Spuren hinterlassen. Mitten in der literarischen Verwüstung blühte zwar Miltons „Paradies“ auf, jedoch wurde, wenn auch nicht in dem Maße, wie der Dreißigjährige Krieg für Deutschland,

die puritanische Zeit für das Kunstleben Englands verhängnisvoll und warf auch in die Zukunft breite Schatten.

Nichtsdestoweniger war der Zustand des englischen Theaters Ende des siebzehnten und anfangs des achtzehnten Jahrhunderts kein ungünstiger. Die Theatergeschichte verzeichnet Namen von Klang. Wilkens, Cibber und John Booth (der Urgroßvater des in unsrer Zeit berühmten, leider früh verstorbenen Edwin Booth) hielten vor Beginn der Regierung König Georgs I. in zwanzigjähriger, höchst würdiger Verwaltung und Führung eine Art von Hoftheater aufrecht. Schauspieler, Schriftsteller und Vorsteher fanden sich in jenen Tagen in der besten Uebereinstimmung, und die feine Welt Londons, Aristokratie, Staatsmänner und Gelehrte, ließen es an edelmütiger Aufmunterung nicht fehlen. Indessen dürfen wir uns von dem herrschenden Kunstgeschmack keine übertriebene Vorstellung machen. Wurde doch z. B. zu Zeiten Garricks Molières „Eingebildeter Kranker" in ein Stück verwandelt, das „Die Schwiegermütter" hieß.[1])

Wie Shakespeare aufgeführt wurde, und welche Bearbeitung seinen Stücken zu teil geworden, werden wir später sehen.

Ehe in der Untersuchung fortgefahren wird, dürfte es wichtig sein, einen Blick auf die „Quellen" zu werfen, die uns zu Gebote stehen. Freilich würde es den Rahmen dieser Studie überschreiten, sie insgesamt auf ihren Inhalt und ihre Zuverlässigkeit zu prüfen; es kann in der Hauptsache nur das zeitgenössische Urteil in Betracht kommen. Alles Spätere ist schon Urteil aus zweiter Hand. So wird uns in erster Linie das dreibändige Werk des Herrn Davies (so bezeichnet die Uebersetzung den Autor) beschäftigen, das „Leben von D. Garrick", das ein Jahr nach dessen Tod 1780 in London erschien und schon 1782 ins Deutsche übertragen wurde.

Ferner desselben Verfassers: Dramatic Miscellanies,[2]) die 1785 gleichfalls in drei Bänden herausgegeben worden sind. Enthält das erste Werk den Lebensgang und die äußeren Schicksale des bedeutenden Mannes, so sind in dem zweiten, sehr umständlich und schwerfällig geschriebenen Werk Urteile über seine Darstellung niedergelegt, allerdings spärlicher, als der ausdrückliche Hinweis im ersten Werk und das Titelblatt, das den Namen Garricks eigens anführt, vermuten läßt.

Was nun bei den Biographen Schröders und Seydelmanns in die Erscheinung tritt, sticht bei Davies noch stärker hervor: die hingebendste Begeisterung, fast möchte ich sagen Ruhmredigkeit, die rückhaltloseste Bewunderung der Person,

---

[1]) „Die Schwiegermütter", ein Stück, das Müller nach Molières „Kranken in der Einbildung" übersetzt und den englischen Sitten angemessen gemacht hat.

Leben von David Garrick, von Davies, Bd. II, S. 172.

[2]) Vollständiger Teil: Dramatic Miscellanies: consisting of critical observations on several plays of Shakespeare: with a review of his principal Characters and those of various eminent writers as represented by Mr. Garrick and other celebrated comedians. With anecdotes of dramatic poets, actors etc., by Thomas Davies, author of memoirs of the life of David Garrick, esqu.

ihrer Taten und Eigenschaften; mit einem Wort, es wird uns eine Schilderung geboten, in der alles in strahlendes Licht getaucht ist und spät erst, gewissermaßen als Nachtrag, einige Schatten auf das glänzende Bild fallen. Die Aufrichtigkeit des Biographen ist gewiß nicht in Zweifel zu ziehen, aber seine völlige Unbefangenheit ist nicht garantiert; in der Vorrede rühmt er sich der Freundschaft des Schriftstellers Samuel Johnson, der ihn zur Abfassung der Biographie ausdrücklich ermunterte, ihn dabei unterstützte und wohl auch beeinflußte. Johnson war aber der Lehrer Garricks und einer seiner vertrautesten Freunde; gegen ihn, der gelegentlich auch den Freund nicht schonte, war Garrick, der sich seiner Angreifer sonst zu erwehren wußte, von einer unwandelbaren Milde und hatte sich ihn durch die Annahme und Förderung, die er Johnsons Drama „Irene“ zu teil werden ließ, tief verpflichtet. Davies, der einige Zeit Schauspieler gewesen, stand gewiß auch zu Garrick in persönlicher Beziehung; in der Vorrede sagt er es zwar nicht, aber ausdrücklich an mancher Stelle des Buches. Seine Parteinahme für ihn ist entschlossen, er gibt in Streitangelegenheiten, in die Garrick mit einigen seiner Mitglieder verwickelt war, bestimmte Erklärungen ab, hat Einsicht in gewechselte Briefschaften genommen u. s. w. Die Schilderung verschiedener Vorkommnisse, wie sie in der Führung eines Theaters unvermeidlich sind, lesen sich oft wie eine Rechtfertigung gegen erhobene Angriffe.

Hat Davies in seinem „Leben Garricks“ hauptsächlich dessen Wirksamkeit als Theaterdirektor, Schriftsteller u. s. w. im Auge, so verspricht er in seinem andern Werk eine genaue Schilderung des Schauspielers zu geben, was, wie schon gesagt, dort nur für einige Rollen zutrifft.

Außer Davies' Beschreibung kommen von zeitgenössischen Urteilen noch einige Briefe Lichtenbergs in Betracht. Und Lichtenberg, als wirklicher Gelehrter, erscheint bei sorgfältiger Umschau nach englischen und deutschen Quellen als eine Stimme, der besondere Bedeutung beizumessen ist. Von einem Urteil Grimms wird noch die Rede sein, ebenso von den Briefen Noverres an Voltaire. Von zeitgenössischen Urteilen fallen ferner die Aussprüche der Dichterdioskuren Horace Walpole (geb. 1771, gest. 1797) und Thomas Gray (geb. 1716, gest. 1771) ins Gewicht. Auch von dem als Schriftsteller bekannten Grafen v. Chesterfield (geb. 1694, gest. 1773) liegen Aeußerungen vor. Ebenso von dem französischen Aesthetiker Louis Seb. Mercier (geb. 1740, gest. 1814). Die Zeitungsstimmen jener Tage sind dagegen mit Vorsicht aufzunehmen, denn wie Horace Walpole behauptet, habe Garrick die Kritiken meist selbst geschrieben.[1])

---

[1]) „. . . I do not mention the things written in his praise — because he writes most of them h i m s e l f.“ Die Annalen setzen noch hinzu: „It is there asserted that Garrick had a share in the property and influence in the management of the ‚Public Advertiser‘, the ‚Gazetter‘, the ‚Morning-post‘, and the ‚James Chronicles‘. The critical and monthly reviews he found means to keep in his interest. The ‚Gentleman's Magazine‘ and ‚London Review‘ alone withstood time. Freilich wird hinzugefügt: His destructions were legion.“

Annals of the English Stage from Thom. Betterton to Edm. Kean,
by Dr. Doran, I. S. A.

Ehe weiter Umschau gehalten wird, sei aus dem Werk von Davies ein kleiner Extrakt gezogen; es wird uns in der Lebensbeschreibung, wenn auch nicht das Bild des Schauspielers, so doch das des Menschen Garrick in voller Deutlichkeit hingestellt. Wir erblicken eine geniale Natur; eine Fülle von Gaben, wie sie den Renaissancemenschen eigen zu sein pflegen, einen Reichtum der Individualität, der in Erstaunen setzt. Garrick war nicht nur Schauspieler, er war auch Theaterleiter und Dichter. Nicht weniger als 25 Stücke, allerdings zum Teil Bearbeitungen, entstammen seiner Feder, unzählige andre hat er redigiert, eingerichtet, dabei nach der Sitte der Zeit Prologe und Epiloge verfertigt und war gewiß tausendfältig in Anspruch genommen. War auch sein Repertoir, verglichen mit einem Schauspieler unsrer Tage, beschränkt, so lag das in den Literaturverhältnissen der damaligen Zeit, wo sich die neuen Erscheinungen nicht drängten; dagegen war sein Studium ein außerordentlich gewissenhaftes und seine Naturwahrheit das Ergebnis der größten Sorgfalt. An die Rolle des Benedikt z. B. wandte er volle zwei Monate des Studiums und der Proben. Gab er sich seinem Beruf mit dem heißesten Bemühen hin, so fand er trotzdem noch die Muße, mit den Großen seiner Zeit den ausgedehntesten Verkehr zu pflegen. Sein Umgang waren Pitt, Fox, die Herzöge von Devonshire und Nivernois, Lord Lyttleton, Dechant von Carlisle und Bolingbroke; von Schriftstellern Sheridan, Johnson, Churchill, Goldsmith u. a. m., Minister, Bischöfe und Würdenträger des Staats waren Gäste seiner Tafel. Die Sitte brachte es wohl mit sich, daß die berühmten Schauspieler und Schriftsteller die Unterhaltung des Tischgesprächs auf sich nahmen, denn es ist von dieser Gabe Garricks vielfach bei Davies die Rede, von seinem Witz, seiner natürlichen Beredsamkeit. Aber auch andre Geistesgrößen haben diese Gabe gepflegt; es wird ausdrücklich des Schriftstellers Foote Erwähnung getan, der Garrick darin übertraf, und in dessen Gesellschaft er stumm war; kurz, jede Berühmtheit der damaligen Zeit, namentlich der Schauspieler, wird auf diese Eigenschaft hin geprüft. Welch eine Fülle von Geist und Energie muß bei Garrick vorhanden gewesen sein, wenn bei so rastloser, umfassender künstlerischer Tätigkeit noch so viel an kleiner Münze für die gesellige Unterhaltung abfallen konnte, die ihrerseits gleichfalls eine künstlerische Prägung aufwies.

Dieses Talent Garricks schloß zweifellos die Gabe der Ueberredungskunst in sich ein, zu der ebenfalls der Zauber einer bestrickenden Persönlichkeit trat; denn nur angeborene Liebenswürdigkeit und die Beherrschung der feinsten Formen haben ihn so viel angesehene Freunde gewinnem lassen können, die mit ihm wie mit ihresgleichen verkehrten.

Sein Biograph hebt diesen Umstand mit großer Absichtlichkeit hervor und ist stolz auf seinen Garrick, den er stets mit dem Schmeichelnamen „unser Roscius“ bezeichnet; kein andrer Schauspieler, weder im alten Rom noch in Paris, habe je diese Auszeichnung genossen. Ob nun Ciceros Teilnahme für Roscius nicht höher gestellt werden dürfte, bleibt demnach fraglich. Eines ist gewiß: der Stand der Schauspieler und mit ihm die Würde der Schauspielkunst

hat durch Garrick und seine Wirksamkeit eine der mächtigsten Förderungen erfahren.

Hier glaubt der Verfasser den Einwurf zu hören: heißt es nicht das Pferd am Schwanz aufzäumen, wenn von dem Menschen Garrick so viel die Rede ist, ehe man etwas vom Künstler vernimmt? Leicht ließe sich sagen, daß auch der Biograph den Menschen eingehender behandelt wie den Künstler, aber der Einwurf ist willkommen: denn die persönlichen Eigenschaften Garricks, das muß ausgesprochen werden, scheinen an seinem künstlerischen Ruhm bedeutenden Anteil zu haben.

Der Ruhm wächst langsam, und die meisten Unsterblichen erleben ihn nicht. Damit kann sich der große Schauspieler nicht zufrieden geben; er muß das Wachstum befördern. Ein Schneeflöckchen wird zur Lawine, wenn es rechtzeitig ins Rollen kommt. Dem geringen Ansehen wird gern entgegengetreten, das Werdende wird bekämpft; hat es sich aber zur Geltung und Ansehen durchgerungen, gleichgültig durch welche Mittel, so wird es oft gegen die eigne Ueberzeugung hingenommen; man fürchtet, sich durch einen Widerspruch bloßzustellen. Der „Name“ wirkt gleich einer Hypnose! Das betrifft hauptsächlich schauspielerische Erscheinungen; mißt man die Leistung des Unberühmten an der des Berühmten, so ist der Abstand oft lange nicht so gewaltig, wie der Abstand im Ansehen der beiden. Große Schauspieler wissen zumeist, daß ihre Kunst allein ihnen nicht das Ansehen verschafft, wenigstens nicht so frühzeitig, und daß die Lebenskunst unterstützend eintreten muß.

Und Garrick war in diesem Sinn ein außerordentlicher Lebenskünstler. Das beweist sein Biograph, beweist außerdem seine Stellung in der Gesellschaft, sein erworbener Reichtum und die Größe seines errungenen Ruhmes. Er war, worauf noch zurückgegriffen werden soll, mit Bedacht ein sorgsamer Mehrer und Wahrer dieses Ruhmes. Wir müssen sogar, ehe wir uns der Hauptaufgabe zuwenden, noch einen Augenblick bei dem Leben Garricks verweilen, und den Ereignissen vorauseilend, seines Aufenthaltes in Frankreich gedenken. Teils um seine Gesundheit zu stärken, teils um durch Abwesenheit seine vielleicht im Sinken begriffene Zugkraft zu heben (die Einnahmen gingen um diese Zeit zurück), verließ Garrick 1763 England, um sich in Frankreich und Italien zwei Jahre aufzuhalten. Trotzdem er sich dort als Schauspieler nicht zeigte, keinerlei Gastrollen gab, erregte er überall Aufsehen, namentlich in Paris, wo man ihn als eine faszinierende Berühmtheit anstaunte. Grimm in seinem Briefwechsel [1]) berichtet

---

[1]) „. . . Wir haben ihn die Dolchscene im Macbeth in einem Wohnzimmer und in seinem gewöhnlichen Anzug, ohne alle Beihilfe der theatralischen Täuschung geben sehen; und in den Maßen, daß er mit den Augen jenem in der Luft schwebenden und sich fortbewegenden Dolche folgte, erreichte er einen so hohen Grad von Schöne, daß er der Gesellschaft einen Schrei allgemeiner Bewunderung entlockte. Wer sollte es glauben, daß dieser nämliche Mann, einen Augenblick später, mit gleicher Vollendung einen Küchenjungen nachgemacht, der, kleine Pasteten auf dem Kopf tragend und mit aufgesperrtem Maule alles an-

von dem außerordentlichen Eindruck, den Garrick durch eine darstellerische Wiedergabe inmitten einer Gesellschaft im Zimmer zuwege brachte. Nun wird jeder Schauspieler fraglos der Ansicht sein, daß wohl deklamatorische, aber nicht darstellerische Wirkungen sich außerhalb der Bühne in vollem Umfang erzielen lassen. Diese verlangen den Apparat der Bühne und ein Publikum, das in seiner dichten und bunten Zusammensetzung erst das Ausschlaggebende, den Masseninstinkt auslöst, damit die Schauspielkunst das werde, was sie ist: die erregende und Herzen entflammende. Sie gliche einem Demosthenes, der seine Reden in einem Kaffeekränzchen hält. — Daß Garrick von der Bühne herab die mächtigsten Wirkungen erzielt hat, ist außer Zweifel, ebenso, daß dieser große Künstler in einem Gesellschaftskreis eine Andeutung von dem Umfang seiner Kunst zu geben vermochte. Aber ein Kunstkenner wie Grimm würde die Andeutung nicht für die Ausführung genommen haben, wenn ihn nicht der Glanz des Namens geblendet, die Persönlichkeit bestrickt hätte.

Bei der Gelegenheit sei gleich darauf hingewiesen, wie Garrick es verstand, auf die Wirkung des Kontrastes zu spekulieren, wie er auch in seiner Bühnendarstellung gern dem Hochtragischen das Niedrigkomische folgen ließ. Ein andrer Vorfall aus Paris verdient noch Erwähnung. Das 1809 in Paris von einem unbekannten Verfasser erschienene Buch Vie de Garrick,[1]) auf das wir noch zurückkommen werden, erzählt, Garrick habe den Kirchgang Ludwig XV. mitangesehen, und ohne Maske und Veränderung der Toilette Gang, Miene und Alluren eines jeden der einzelnen Teilnehmer des Aufzuges so nachzuahmen gewußt, daß alle Anwesenden die jeweils nachgeahmte Person sofort lachend erkannten. Auch darin haben wir es nur mit einem Kunststück zu tun und nicht mit eigentlicher Kunst, die nie aus bloßer Nachahmung besteht.

Diese und ähnliche Kunststücke werden oft von Dilettanten virtuos geübt und beweisen nichts für den Grad einer schauspielerischen Fähigkeit. So geringfügig diese Begebenheiten erscheinen mögen, lassen sie uns erkennen, wie Garrick in Frankreich, ohne als Schauspieler aufzutreten, ohne wirklich echte Proben seiner Kunst zu geben, allein durch den Glanz seines Namens, durch den offenbar hinreißenden Zauber seiner Persönlichkeit alle Welt bestrickte, daß sogar Voltaire, der Verächter Shakespeares, das lebhafteste Verlangen trug, ihn kennen zu lernen.[2])

Dieser Zauber der Persönlichkeit und die Gabe, sie an den Mann zu

---

gaffend, auf einmal seinen Küchenkorb in die Gassenrinne fallen sieht, anfänglich ganz verblüfft dasteht und endlich in Tränen ausbricht? . . ." Grimm u. Diderots Korrespondenz.
(Grimm, wahrscheinlich an einen deutschen Fürsten.)

[1]) „Vie de Garrick, suivie de deux lettres de M. Noverre à Voltaire sur ce célèbre acteur et de l'histoire abrégée du théâtre anglais, depuis son origine jusqu'à la fin du XVIIIième siècle."

[2]) „. . . J'ai lu et je relirai encore avec un nouveau plaisir vos deux lettres sur Garrick; vous êtes un excellent peintre et s'il était possible de peindre une ombre, je vous prierais de faire mon portrait."

bringen, muß mit als fester Posten in die Rechnung gesetzt werden, wenn das Bild der schauspielerischen Kunst und Eigenart Garricks entrollt werden soll. Er war jedenfalls einer der bestechendsten und erfolgreichsten Schauspieler aller Zeiten, das steht fest. Es handelt sich jetzt darum, zu untersuchen, in welcher Richtung seine Bedeutung lag, wie seine schauspielerischen Mittel beschaffen waren, und es gilt, die uns überkommenen Urteile auf ihre Wahrhaftigkeit, Befangenheit oder Unbefangenheit hin zu prüfen.

Als Garrick 1741 seine Laufbahn begann, stand die englische Bühne im Zeichen des Niederganges.

Wilkens, Cibber und John Booth waren tot, und 1732 erhielt ein Mr. Fleetwood das Privilegium des Royal Drurylane-Theaters, das durch die Unfähigkeit der Leitung jählings von seiner führenden Stelle herabsank.

Mikward, Delanes und Colley Cibber, die zu jener Zeit im Vordergrund standen, waren nur mittelmäßige Talente. Es schien sich die Art ihrer Darstellung gänzlich von Natur und Einfachheit entfernt zu haben und in Schwulst und Bombast untergegangen zu sein. [1])

Garricks Auftreten bedeutete eine Revolution. Als er 1741 an dem unbedeutenden Goodmansfield-Theater in London den Richard III. spielte (am Drurylane hatte man ihn nicht zum Debut zugelassen), sprang er, ohne jeden Entwicklungsgang, nach einem Studienjahr, das er an der kleinen Bühne in Ipswich zugebracht, als ein völlig fertiger und reifer Künstler auf die weltbedeutenden Bretter. Im Zeitraum einer Scene schien es, so berichtet Davies, als wenn plötzlich ein Jahrhundert hinweggerollt wäre, „old things were done away, and a new order at once brought forward, bright and harmonious, and clearly destined to dispel the barbarismus and bigotry of a tasteless age too long attached to the prejudices of custom and superstitiously devoted to the illusions of imposing declamations."

David Garrick war ohne Zweifel der erste Realist unter den Schauspielern. [2])

„Je reçois à l'instant une lettre de notre ministre à la cour de Bavière; il me dit, que Garrick y est aussi, que l'électeur le fête et le comble de distinction; les égards, que les princes accordent au vrai mérite, les honorent bien plus, que celui qu'en est l'object."

„Notre ministre m'assure que Garrick court après vous, qu'il dirige sa route vers Louisburg; au nom de l'amitié, conduisez-le à Fernay, qu'il vienne y voir le vieux malade; le duc vous aime et m'éstime. Je ne vous réfuserai un congé. Le plaisir de rassembler dans mon hérémitage le Roscius et le Pylade moderne me rajeunira et fera disparaître mes infirmités ... Voltaire."

Brief vom 2. April 1865 vom Schloß von Fernay an den Ballettmeister M. Noverre in Paris.

[1]) „Since Bettertons death actors had fallen into a rythmical, mechanical singsong cadence." Annals by Doran, Chap. XXII.

[2]) „... Er verbreitete neues Licht über Ausdruck und Spiel; er verbannte alles Schallende, Aufgeblasene und Verzogene und setzte Natur, Leichtigkeit, anständige Einfalt und echte Laune wieder in ihre Rechte." Davies, Leben Garricks Bd. 1 S. 46.

Er fand an dem Dichter Alex. Pope einen mächtigen Förderer; der damalige angesehene Schauspieler Quin fühlte, wie der Lorbeer auf seinem Haupte sich entblätterte, und meinte, wenn Garrick mit seiner Art im Recht sei, dann müßten er und alle alten Schauspieler sich geirrt haben. Die Zuhörer waren jedoch von Garrick entzückt, von seiner „nature“, und zogen scharenweise in das kleine Theater, daß man sich endlich entschloß, ihn, mit für die damalige Zeit glänzenden Bedingungen, an das Drurylane-Theater zu fesseln.

Jetzt sind wir auf dem Punkt, uns die schauspielerischen Ausdrucksmittel David Garricks näher zu betrachten. Von seinen glänzenden Eigenschaften als Mensch, seinem Geist, seiner Liebenswürdigkeit, seiner Energie war schon die Rede. Die Klugheit, die Art seiner Lebensführung schließen jedoch eine Eigenschaft mit ziemlicher Sicherheit aus: er war kein dämonisches Naturell. Nicht wie Kean, Fleck, Ludwig Devrient oder Dawison es war, und wie es die meisten geborenen „Tragiker“ sind. Die hervorstechenden Eigenschaften Garricks waren Grazie und eine seltene Harmonie der inneren und äußeren Eigenschaften. Betrachten wir seine körperliche Erscheinung, so finden wir, daß er kaum mittelgroß, aber von einem seltenen Ebenmaß der Glieder war.[1]) Doch unterstützte seine zierliche und kleine Figur ihn nicht genügend, wo es sich um ein imposantes Auftreten handelte.[2])

Sein Organ war offenbar von hellem, lieblichen Klang, aber nicht groß; Davies berichtet darüber: „Garrick konnte wegen der munteren und lebhaften Melodie seiner Stimme mit Recht eine Lerche genannt werden.“

Die „niedliche“ Figur, die „muntere“ Stimme eignen ihn nicht zum Tragöden, wenn auch von allen Seiten übereinstimmend zugegeben wird, daß sein Auge ungemein lebhaft war und seinem Mienenspiel ein fabelhaftes Ausdrucksvermögen zustand, so läßt sich sowohl aus seinen äußeren wie inneren Eigenschaften der bündige Schluß ziehen, daß die dämonischen Rollen der Tragödie, die eine innere Disharmonie, imponierende Gestalt und die Donner der Beredsamkeit verlangen, nicht in seiner Natur lagen, sondern durch die Kunst bezwungen werden mußten.

Nun weiß jeder Kenner der Schauspielkunst, daß selbst der berühmteste Darsteller, der virtuoseste Techniker Rollen hat, in denen er stärker, und andre,

---

[1]) „... Die unbeschreiblich gefällige Leichtigkeit, Stärke und Sicherheit in den Bewegungen, wodurch sich Herr Garrick so auszeichnet ...“

„... Herr Garrick hat in seiner ganzen Figur Bewegung und Anstand, etwas, das ich unter den wenigen Franzosen, die ich gesehen habe, ein paarmal und unter den vielen Engländern, die mir vorgekommen sind, gar nie wieder angetroffen habe.“

„... Seine Statur ist eher zu den kleinen als zu den mittleren zu rechnen und sein Körper untersetzt. Seine Gliedmaßen haben das gefälligste Ebenmaß und der ganze Mann ist auf die niedlichste Weise beisammen.“ Lichtenberg, Brief vom 10. Oktober 1775.

[2]) „In uttering the resolute answer of John to the legate Garrick's fire and spirit were conspicuous; but, I think from his deficiency of person, that it did not produce so strong an effect as the dignified figure and weighty eloquence of Quin or the energical utterance of Mossop.“ Dram. Miscell. Davies. Vol. I. 44.

in denen er schwächer ist. Jede Leistung wird von seinem Kunstvermögen Zeugnis ablegen, aber jene werden am echtesten und wahrsten sein, bei denen sein Können mit seiner Natur zusammentrifft.

So hatte Garrick den König Johann gespielt und wird in dieser Rolle selbst von seinem aufrichtigen Bewunderer Davies zwar nicht getadelt, aber doch nur mit Einschränkung gelobt. Es heißt, daß in dieser Aufführung Mrs. Cibber die Sensation des Abends war. (Wohl als Constanze.) Garrick strebte auch in der Folge nach der Rolle des Bastard, und es seien einige für Garrick charakteristische Zeilen wiedergegeben: „Als die zwei Hauptcharaktere dieses Trauerspiels zwischen Garrick und Sheridan geteilt werden sollten, wählte der erstere den König und überließ Sheridan den Bastard; dann aber bemühte er sich, Sheridan zu einem Tausch zu bewegen, von dem dieser nichts wissen wollte; „liegt doch in dem Bastard Faulconbridge ein überfließender Erguß von Laune, ein außerordentlich romanhafter Geist von Galanterie, Stimmungen, die Sheridan sich schwerlich zu eigen machen konnte. Garrick wieder war in Ansehung des mechanischen Teiles, ich meine die Größe, den Blick und das körperliche Ansehen, nicht für die Rolle gemacht.“ Aehnlich urteilt Davies in den Miscellen.[1]) Als dann auf Garricks Drängen Sheridan den Johann übernahm, hatte dieser einen solchen Erfolg, daß sich der König über Sheridans Leistung zufriedenstellend äußerte, dagegen ablehnend über die Garricks. Garrick setzte sofort — auch sehr bezeichnend — das Stück ab.

Ueber Sheridan finden wir bei Davies, Band II, Seite 295, noch folgendes Urteil: „... ohngeachtet des großen Rufes, den Garricks Spiel erworben hatte, standen einige Kunstrichter doch nicht an, Sheridans Vorstellungen von einigen Charakteren als Macbeth und Hamlet Garricks äußersten Bestrebungen in diesen Rollen gleichzusetzen und sogar vorzuziehen.“

Von Garricks Richard III. war schon die Rede; er debutierte in dieser Rolle und verdiente sich in ihr nicht nur die Sporen, sondern sie begründete seinen Ruhm. Es läßt sich wohl denken, daß die ihm für die Figur des Richard zu Gebote stehenden Ausdrucksmittel mit seiner Auffassung in Uebereinstimmung zu bringen waren, jedenfalls bestach er durch Natürlichkeit, durch Frische seines Naturells, durch seine geistige und körperliche Beweglichkeit, die er für die Rolle einsetzen konnte. Merkwürdig aber bleibt es doch, daß er nach seinem großen Erfolg als Richard in einer Reihe von Lustspiel- und Possenrollen auftrat und sich damit die errungene Position befestigte. Er spielte den Clodio in „Liebe macht den Mann“, Master Johny in „Der Schulknabe“ u. s. w.; ferner zwei Possenrollen, deren ursprünglicher Darsteller er war. Jack Smatter in „Pamela“

---

[1]) „... To prevent a farther fray, Faulconbridge interposes between Salisbury and Hubert and in this scene Mr. Garrick notwithstanding the animation of his countenance and his great power of action (from the deficiency of person amongst men who were of a large size than himself) rendered the following spirited speech of Faulconbridge unimportant and inefficient.“ Dram. Misc. Davies. Vol. I. 82.

und Sharp in „Der lügenhafte Diener". Sein stärkster Lustspielerfolg war in der Rolle des Bayes in der „Komödienprobe".

Den Richard wiederholte er achtzehnmal, dagegen spielte er im Hamlet den Geist. Als er aber die Titelrolle selbst übernahm, versuchte er dies erst in Dublin, ehe er sie in London darstellte.

Ueber seinen Hamlet finden wir bei Lichtenberg charakteristische Urteile. Einige Stellen seien hier wiedergegeben: „Als ihm der Geist winkt, da sollten Sie ihn sich von seinen Freunden, die ihn festhalten, losarbeiten sehen, immer mit den Augen auf den Geist, obgleich er mit seinen Gefährten spricht. Aber endlich wendet er sein Gesicht auch nach ihnen, reißt sich mit großer Heftigkeit los und zieht mit einer Geschwindigkeit, die einen schaudern macht, den Degen. by heaven, I'll make a ghost of him, that lets me, sagt er, alsdann legt er den Degen gegen das Gespenst aus: go on, I'll follow thee: so geht der Geist ab. Hamlet steht noch immer still, mit vorgehaltenem Degen, um mehr Entfernung zu gewinnen, endlich, da der Zuschauer den Geist nicht mehr sieht, fängt er an, ihm langsam zu folgen, steht zuweilen still und geht dann weiter, immer mit ausgelegtem Degen, die Augen starr nach dem Geist, mit verwirrtem Haar und noch außer Atem, bis er sich ebenfalls hinter der Scene verliert. Mit was für einem lauten Beifall dieser Abzug begleitet wird, können Sie sich leicht denken. Er fängt an, sobald der Geist fort ist, und dauert, bis Hamlet ebenfalls verschwindet. Was das für ein Triumph ist."

Lichtenberg verweilt am längsten bei der Schilderung dieser Scene, ein Umstand, der bemerkenswert ist. Noch verbreitet er sich über den Monolog: „O that this too too solid flesh would melt etc;" — nennt die Wiedergabe unwiderstehlich, sagt aber über den berühmten Monolog: „To be or not to be", er mache natürlich den großen Eindruck auf den Zuhörer nicht und könne ihn nicht machen, denn er sei bekannt wie ein Vaterunser." Unser deutsches Empfinden wird bei dieser Bemerkung stutzig, bemerkenswert ist noch, wie Garrick in dieser Scene erschien: „mit dickem, losen Haar, davon ein Teil über die eine Schulter hervorhängt; einer von den schwarzen Strümpfen ist heruntergefallen und läßt den weißen Unterstrumpf sehen, auch eine Schlinge des roten Kniebandes hängt über die Mitte der Wade herab."

Ehe wir aus diesen Mitteilungen die Nutzanwendung ziehen, sehen wir uns noch nach andern Shakespeare-Rollen Garricks um, und was uns die Ueberlieferung über sie meldet. Da ist vor allen Dingen Macbeth. „Ich erinnere mich," schreibt sein Biograph Davies, „daß, als er zuerst den Macbeth spielte, er wegen des Tadels der Kunstrichter so in Sorgen war, daß er während der Vorbereitung für diese Rolle einen großen Teil seiner Zeit auf die Verfertigung einer kleinen launigen Schrift über diesen Gegenstand verwandte. Er wußte, daß seine Art, Macbeth darzustellen, wesentlich von derjenigen verschieden sein würde, die von allen Schauspielern, die diese Rolle in den letzten zwanzig oder dreißig Jahren gespielt hatten, angenommen war. Als Motto standen auf dem Titelblatt die Worte: ‚Garrick ermordet Macbeth', und war diese Schrift mit viel

Laune und Geist geschrieben." Ein seltsames Licht wirft diese Mitteilung auf Garricks Charakter, bestätigt aber den schon erwähnten Umstand, wie besorgt er um die Erhaltung seines Ansehens war und wie er nichts dem Zufall überließ.

Spüren wir den Eigenheiten seiner Macbeth-Darstellung nach, so finden wir gerade darüber bei Davies in Miscellanies folgende charakteristische Stellen: „... The representation of this terrible part of the play by Garrick and Mrs. Pritchard can no more be described than I believe it can be equalled. I will not separate these performers, for the merits of both were transcendent. His distraction of mind and agonising horrors were finely contrasted by her seeming apathy, transquillity, and confidence." (Seite 149 II.) Noch interessiert uns die Darstellung der Scene: „Is this a dagger, which I see before me!" Es heißt darüber auf Seite 142 desselben Bandes: „the endeavour of the actor to seize it — the disappointment — the suggestion of its being only a vision of the disturbed fancy — the seeing it still in form most palpable with the reasoning upon it — these are difficulties which the mind of a Garrick was capable of encountering and subduing." Auf diese Scene scheint Garrick besonderes Gewicht gelegt zu haben, denn wie dem Philosophenkreis in Paris, so spielte er sie in Italien dem Herzog von Parma vor. Dann setzen wir noch eine Stelle hierher, Seite 150: „... The wonderful expression of heart felt horror which Garrick felt when he shewed his bloody hands can only be conceived and described by those who saw him!" — Endlich ist auch noch auf Seite 167 Erwähnung getan, wie Garrick in der Banquoscene eine Wirkung „zur Erscheinung brachte", die den früheren Schauspielern ganz entgangen war.

Vereinigen wir die Urteile über Hamlet und Macbeth, zu denen sich das noch folgende über den Leontes hinzugesellt, so wird es unsrer Phantasie gelingen, ein Bild von Garrick als Shakespeare-Darsteller hinzustellen. Wie alle wirklich großen Schauspieler war Garrick sicher kein Rhetoriker oder einer von denen, die im Rhetorischen ihre Stärke suchen. Das „Sichtbare" war ihm wichtiger wie das „Hörbare". Daher die Gewalt, die er in den Ausdruck der mimischen Scenen legte. Nicht der französischen Art kann seine Darstellungsweise verwandt gewesen sein, sie war vielmehr das strikte Gegenteil von ihr; auch der des uns bekannt gewordenen Edwin Booths dürfte sie nicht geglichen haben, dazu war sie nicht schlicht und einfach genug, wie wir noch sehen werden. Garricks ausdrucksvolles Mienenspiel und seine körperliche Beweglichkeit wird allerorts hervorgehoben, und so dürfte seine Darstellungsweise am ehesten mit der übereingestimmt haben, wie sie uns die neuen Italiener bieten; Garrick war jedenfalls ein geborener Komödiant, nicht im schlechtesten, sondern im besten Sinn, und wenn ein lebender Schauspieler genannt werden soll, der vielleicht Aehnlichkeit in der Gesamterscheinung aufweist, so ist es: Novelli!

Eine Eigenschaft, die nicht unbedingt zur genialen schauspielerischen Veranlagung gehört, scheint Garrick, ebenso wie Ludwig Devrient, in hohem Maße ausgezeichnet zu haben: ein verblüffendes Nachahmungstalent. Es gab und gibt

große Schauspieler, die diese Eigenschaft gar nicht besitzen. Wie sehr ihm dieses Talent in Frankreich Erfolg verschaffte, ohne daß er die Bühne betrat, haben wir schon gesehen; aber in der „Komödienprobe“ kopierte er seine Kollegen, wenigstens auf den Proben, dermaßen, daß ein Teil beleidigt, der andre entzückt war.

Kommen wir noch einmal auf Lichtenbergs Schilderung des Hamlet zurück, so war die Scene, die er am eingehendsten behandelte und die den stärksten Beifall auslöste, eine fast mimische Scene, bei der die Worte zur Nebensache wurden.

Der berühmte Monolog: To be or not to be, wo die Worte die Hauptsache sind, machte geringen Eindruck, und Garrick fand es geraten, selbst an dieser Stelle das Auge des Zuschauers auf eine Besonderheit zu lenken und in Anspruch zu nehmen.

Ebenso stechen die mimischen Scenen im Macbeth hervor. Auch im Leontes[1]) wird die Scene der Entzauberung Hermiones besonders gerühmt, bekanntlich ein Vorgang, der gewöhnlich pantomimisch unter Musikbegleitung sich abspielt.

Es liegt nahe, daß der Ballettmeister Noverre, der an Voltaire die beiden enthusiastischen Briefe schrieb, gerade durch die mimische Kunst Garricks entzückt wurde, ebenso wie Lichtenberg, der berühmte Erklärer von Hogarths Stichen, die Schauspielkunst gewiß mit dem Auge des Malers sah.

Unmöglich kann, wie schon erwähnt, Garricks Spiel in den tragischen Rollen immer einfach gewesen sein, denn selbst Lichtenberg, trotz seiner Begeisterung, schreibt in dem schon erwähnten Brief vom 10. Oktober: „... Ich habe selbst bemerkt, daß, wenn ihm z. B. bei einem neuen Versuch der laute Beifall oder die gewohnte Totenstille der Versammlung ausbleibt, so weiß er es sicherlich noch vor Schluß der Handlung so zu wenden, daß sie erfolgen müssen.“

Also eingestandenermaßen absichtliches Spiel auf Applaus! Auch sein Biograph Davies berichtet im 37. Kapitel des dritten Bandes, als Garrick nach seiner fast zweijährigen Abwesenheit zurückkehrte und die Bühne (1765) aufs neue betrat, das folgende: „Die feinsten Kenner machten die Bemerkung, daß unser Roscius durch Besuchung fremder Bühnen sich in seinem Spiel außerordentlich vervollkommnet hatte; daß er itzt nicht mehr so sehr um Beifall besorget scheine, um sich in seinen eignen Gefühlen stören zu lassen, und das Vergnügen der Zuschauer zu vermindern; daß er gänzlich jenes ängstliche Streben in Blick und äußerem Bezeigen nach dem Schluß einer Rede verloren habe, das die Komödianten durch einen besonderen Spottnamen (clap trap)

---

[1]) Scicottis in seinem 1769 erschienenen Buch „Garrick ou les acteurs anglais“ spricht damals schon davon, daß Garricks Art und Spielweise sich der italienischen auffällig nähere und offenbar durch Riccoboni beeinflußt war. — „Garricks Leontes, obgleich er nur die Hälfte dieses vollendeten Charakters beibehalten hatte, war meisterlich: sein Spiel und ganzes Bezeigen während der vorgeblichen Entzauberung der Hermione war außerordentlich rührend.“
Davies, Leben G. Bd. 2 S. 282.

bezeichnen. Und selbst die Zuschauer fühlten, daß offenbar die ganze Art seines Spiels sich verändert und verschönt habe." Das war zehn Jahre vor seinem Abgang.

Ehe aber das Urteil über Garrick zum Abschluß gebracht wird, seien noch einige zeitgenössische Urteile angeführt — weder Gray noch Walpole ließen zu, daß er der ausgezeichnete Schauspieler sei, wofür er allgemein gehalten wurde —: „Dit I tell you about Mr. Garrick, that the town are horn-mad after?" write Gray to Chute; — „There are a dozen dukes of a night at Goodman's field sometimes; and yet am stiff in the opposition."

Im Mai 1742 schreibt Walpole in demselben Sinn an Mann: „All the run is now after Garrick, a wine-merchant, who is turned player at Goodman's field. He plays all parts, and is a very good mimic. His acting, I have seen, and may say to you, who will not tell it again here, I see nothing wonderful in it: but it is hereby to say so. The Duke of Argyl says he is superior to Betterton." (Mitgeteilt in den Annals by Dr. Doran). Aber der Herzog von Argyl wie Lord Cobham, der gleicher Ansicht war, meint Walpole, kannte Betterton nur im Sinken. Freilich war Horace Walpole bekannt ob seiner bitteren, sonderbaren und oft wechselnden Urteile, und Garrick stand erst im Anfang seiner Laufbahn. Aber gerade deshalb sei auch ein späteres Urteil Walpoles aufgenommen: „Good and various," so meint er, sei Garrick, doch haben Walpole vielfach andre Schauspieler besser gefallen, freilich nicht in so verschiedenartigen Rollen: „Quin in Falstaff was as excellent as Garrick in Lear. Old Johnson far more natural in everything he attempted. Mrs. Porter surpassed him in passionate tragedy. Ms. Clive is, at least, as perfect in low-comedy and yet to me, Ranger is the part that suited Garrick the best of all he ever performed. He was a poor Lothario, a ridiculous Othello, inferior to Quin in Sir John Brute; and Macbeth and to Cibber in Bayes; and a woeful Lord Hastings and Lord Townly. Indeed, his Bayes, was original, but not the true part; Cibber was the burlesque of a great poet as the part was designed, but Garrick made it a garreteer. The town did not like him in Hotspur, and yet I don't know if he did not exceed in it beyond all the rest Sir Charles William and Lord Holland thought so too, and they were no bad judges." (Mitgeteilt in den Annals by Dr. Doran).

Walpole läßt, trotz allem Absprechen, Garrick in der komischen Rolle des Ranger im „Argwöhnischen Ehemann" gelten; Chesterfield wieder meint, Garrick sei wohl der beste Schauspieler, den er je gesehen, aber ein schlechter Komiker. Dieses Urteil steht aber ganz vereinzelt und wird von Dr. Doran, der es in seinen „Annals" mitteilt, als „sonderbar" bezeichnet. Zu den Lobrednern gesellt sich der französische Aesthetiker Mercier, der, als Lekain mit Garrick verglichen wurde, entzückt ausruft: „Und dennoch, erhabener Garrick, wie vielseitig bist du in deiner Begabung, wie verschiedenartig in deiner Naturwahrheit!" — Daß die französische Schauspielkunst mit der Art Garricks nichts gemein haben konnte, wurde schon erwähnt. So gehen die Ansichten und Meinungen auseinander;

ehe jedoch die Beweisführung geschlossen werden kann, muß noch das Verhältnis klargelegt werden, wie Garrick, der Schauspieler und Bühnenleiter, sich Shakespeare und seinen Dichtungen gegenüber verhielt.

In den schon erwähnten Briefen des Ballettmeisters Noverre an Voltaire ist Garrick entrüstet, als ihm die Frage gestellt wird, ob er die Dramen Shakespeares bearbeitet habe.

Wie wir in den unten angeführten Zeilen lesen, sagte Garrick zu Noverre,[1]) daß er es nie wagen würde, Hand an die Meisterwerke zu legen, die ihm heilig seien wie dem bildenden Künstler der Apollo von Belvedere, und dennoch hat er nicht eines der Stücke ohne die gründlichste Umarbeitung zur Aufführung gebracht; ja sogar manche, — wie wir sehen werden — aufs willkürlichste verändert. Wenn auch die Bearbeitungen selbst durch die Zeit und das geringe literarische Niveau, auf dem das damalige Publikum stand, eine Entschuldigung finden könnten, so kann es in keinem Fall dieser Ausspruch Garricks, der eine bewußte Unwahrheit enthält. Er bestätigt jedoch die Ansicht von der Lebensklugheit Garricks, dem es als Schauspieler wohl anstand, das Genie des Poeten lobzupreisen. Freilich war es damals, durch Voltaires bekannten Ausspruch, ehrenvoll, für Shakespeare gerade in Paris eine Lanze zu brechen. Wurde doch zu Talmas Zeiten noch, wie dieser in seinen Memoiren entrüstet berichtet (II. Bd., S. 231), Othello in der Bearbeitung von Ducis gegeben: „Mais, hélas quelle altération dans son passage de l'anglais au français, Jago avait disparu!“ etc. . . .

Aber bei dem Enthusiasmus, den Garrick für Shakespeare den Franzosen gegenüber an den Tag legte, sind seine Bearbeitungssünden nicht gering anzuschlagen, selbst wenn man den Zeitgeschmack in Rechnung zieht.

„Das Wintermärchen“ wurde unter dem Titel: „Florizel und Perdita“ in einer Umarbeitung von Garrick gegeben.[2]) Ferner heißt es in dem Verzeichnis der Stücke Garricks: „Romeo und Julia, umgeändert nach Shakespeare“, „Der Sturm ein Singstück, umgearbeitet nach Shakespeare“, „Cymbeline, umgeändert nach Shakespeare“, „Hamlet, abgeändert nach Shakespeare.“ Ebenso wurde die

---

[1]) „. . . Je lui demandai un jour s'il était vrai qu'il eut retouché les tragédies de Shakespeare; il me répondit: „Je ne suis ni assez inbécile, ni assez téméraire pour oser porter une main profane sur les chefs-d'œuvre du génie et de l'imagination. Je les regarde avec cet enthousiasme et cette admiration que les artistes ont pour l'Apollon de Belvedère, j'avouerai,“ ajouta-t-il, „que le temps, ayant imprimé quelque tâches légères sur le plus beau monument de l'esprit humain, je me suis enpressé de les faire disparaître, et d'enlever, d'une main tremblante et respectueuse, le peu de poussière qui altéroit la sublimité des plus beaux traits. Mais je me serais bien gardé de corriger des productions qui, par leurs beautés placent cet auteur célèbre au dessus de l'homme et l'élèvent dans les regions célèstes de l'immortalité.“

Deuxième lettre de Noverre à Voltaire.

[2]) So verändert auch das von Garrick wieder auf das Theater gebrachte Shakespearesche Stück war, so fand es doch sehr viel Beifall, und seine Bearbeitung ist in der Tat nicht ohne Verdienst. Die Geschichte, wie sie Garrick verkürzt hat, ist nicht übel ausgesonnen.

bezähmte Widerspenstige auf „drei Aufzüge zurückgebracht". Julius Cäsar gefiel Garrick nicht, und er unterließ die Aufführung.[1]) Seine Eigenliebe war wohl mit im Spiel, denn er besaß eine Abneigung gegen die klassische Tracht, die seiner kleinen Figur wenig zu statten kam.

So hat er auch die Rolle des Orest in der „Bedrängten Mutter", die er in Dublin erfolgreich spielte, aus gleichem Grund in England nicht wiederholt.

Den Antonius gab Garrick vermutlich in ägyptischer Gewandung.

Auch ein „Shakespeareclub" war durch Garrick und seine Freunde errichtet worden; was Davies aber davon zu melden weiß, läßt nicht auf Gründlichkeit schließen: „Ich weiß mich nicht zu besinnen, ob die Beschäftigung dieser Gesellschaft noch einen höheren Zweck hatte, als auf das Andenken des unsterblichen dramatischen Schriftstellers einige Flaschen zu leeren und den Geist durch Erzählung seiner mannigfaltigen Vorkommnisse aufzuheitern."

Fest steht, daß außer Garrick seine Vorgänger ebenso wie seine zeitgenössischen Kollegen Barry, Mossop, Sheridan und Quin eifrig Shakespeare darstellten. Von Sheridan war schon gelegentlich des König Johann die Rede. Barry war ein idealer Romeo und Othello, wohl auch Hamlet,[2]) und ebenso wird Mossop gelegentlich gegen Garrick ausgespielt.

Garrick und Barry konkurrierten zu gleicher Zeit als Romeo, Garrick spielte ihn neunzehn-, Barry dreiundzwanzigmal. Das geistreiche Urteil einer gefühlvollen Zuschauerin war damals in aller Mund: „Wäre ich Garricks Julia gewesen, so hätte ich sehnsüchtig erwartet, daß (in der Balkonscene) er zu mir heraufkommen würde, als Barrys Julia wäre ich zu ihm hinuntergesprungen."

Garricks Rollenverzeichnis war unter seinen Nebenbuhlern jedenfalls das reichhaltigste, namentlich was die Figuren Shakespeares anbelangt. Freilich stehen diesen 15 Shakespeare-Rollen 42 andre gegenüber, die den übrigen Schau- und Lustspielen und der Posse angehörten.

Außer den schon besprochenen Rollen: Hamlet, König Johann, Bastard, Leontes, Macbeth und Richard III. finden wir noch den Heinrich IV. im zweiten Teil, über den wir das Urteil Davies' aus den Miscellen hierhersetzen: (S. 320, Bd. I) ... „Garrick's figure did not assist him in the personating of this character, but the forcible expression of his contenance and his energy of utterance made ample amends for defect of person ..." Diese Beurteilung enthüllt keine neuen Seiten; ebensowenig die über die Rolle des Heißsporns, die Garrick im ersten Teil des Schauspiels gab: (S. 226, Bd. I) ... „The person of Garrick was not formed to give a just idea of the gallant and noble Hotspur. The mechanic or bulky part was wanting; nor could

---

[1]) ... Neither Quin, nor Garrick could be prevailed upon to act this demigod Caesar. Davies, Miscell. II page 208.

[2]) Barry was not so violent as Garrick and was consequently nearer to the intention of the author.

Als Hamlet in der Ophelienscene. Davies, Miscell. III. Bd., S. 82.

the fine flexibility of his voice entirely conquer the high rant and continued rage of the enthousiastic warrior." Ueber die Darstellung des Lear dagegen berichtet Davies enthusiastisch, wenn auch mit folgender Einschränkung: (S. 280, Bd. II) ... „In uttering the imprecation on Goneril, Barry was more rapid than Garrick, his fire was ardent, and his feelings were remarkably energetic, but they were not attended with those strugglings of parental affection and those powerful emotions of conflicting passions, so visible in every look, action and attitude, of our great Roscius. I have heard certain critics complain, that, in pronouncing this denunciation Garrick was too deliberate, and not so quick in the emission of his words as he ought to have been; that he did not yield to that impetuosity which his particular situation required ..."

Unsrer Phantasie fällt es schwer, nach allem, was wir von Garrick wissen, von seiner niedlichen Figur und der munteren Stimme, uns seinen Lear vorzustellen. Imposante Gestalten sind ihm stets mißlungen; so berichtet auch Davies über den Antonius in „Antonius und Kleopatra" (S. 369, Bd. II) ... „It must be confessed, that, in Antony, he wanted one necessary accomplishment: his person was not sufficiently important and commanding to represent the part ..." Um so mehr scheint uns aber das „wichtige Ausdrucksmittel" für den Lear zu fehlen, wo jeder Zoll ein König sein soll. Bestärkt werden wir in dieser Ansicht durch ein Porträt, das von Garrick als Lear erhalten ist, dem der Zug der mystischen Majestät vollkommen abgeht, der das Lear-Bildnis Ludwig Devrients so überzeugend macht. Freilich darf nicht verschwiegen bleiben, daß die zeitgenössischen Urteile gerade über den Lear einstimmig günstig lauten; namentlich wird die Wiedergabe des Wahnsinns und der greisenhaften Hinfälligkeit gelobt. Garrick hat diese Rolle oft gegeben. Es war ihm darin Gelegenheit geboten, all seine schauspielerischen Künste spielen zu lassen, und er hat offenbar die Zuschauer verblüfft. Ob er aber die Figur Shakespeares in ihren grandiosen Linien wiedergegeben, kann bei dem damaligen geringen Verständnis für das Genie Shakespeares — die Art und Qualität der Bearbeitungen beweisen es — billig bezweifelt werden.

Außer den schon besprochenen Rollen finden wir im Spielverzeichnis noch Benedikt, den er wie den Hamlet am öftesten dargestellt hat, und ferner Jago, Othello, Posthumus und Merkutio. Shylock dagegen hat Garrick nicht gespielt. Es ist merkwürdig, daß sein Biograph in den Miscellen ebensowenig wie in der Lebensbeschreibung sich über die von uns nicht besprochenen Shakespeare-Rollen verbreitet. Kein Wort über Jago und Othello zum Beispiel. Gerade über den Othello wären wir begierig gewesen, ein Wort zu hören, weil von Hogarths Meisterhand ein Blatt vorhanden ist, das Garrick in dieser Darstellung arg glossiert. Und Lichtenberg, Garricks Bewunderer, läßt sich in seiner Erklärung des zweiten Blattes „Weg der Buhlerin" folgendermaßen aus:

„Garrick, dessen Figur mehr zu den niedlichen als den majestätischen gehörte, und dessen ganze Seele vorzüglich im Gesicht ausgedrückt lag, wagte es

einst, Shakespeares Mohren von Venedig, den stark leidenschaftlichen und donnernden Othello, auf dem Theater darzustellen; eine Rolle, die ohne imponierende Persönlichkeit auf der Bühne unmöglich wird. Er mußte also notwendig bei jeder Maske verlieren, und vorzüglich bei der vom Schornsteinfeger, die aus seinem Tag schlechtweg Nacht machte. Als er erschien, rief der berüchtigte, beißende und liederliche Quin, ein komischer Schauspieler vom ersten Rang: „Here is Pompey, where is the tea —? (Pompejus, ein Name, den man in England zuweilen Mohren gibt, wie bei uns Hühnerhunden Mylord.) Noch ein einziges Mal soll Garrick gewagt haben, nachher in dieser Rolle zu erscheinen, und dann nicht mehr."

Auffallend ist hier Lichtenbergs Ton in der Beurteilung Garricks, der in den späteren Berichten sich in einen enthusiastischen und ehrfurchtsvollen umwandelt; und wenn auch zugegeben wird, daß der späteren Würdigung eine genauere Kenntnis zu Grunde lag, so ist dem aufmerksamen Leser doch eine Bemerkung Lichtenbergs auffallend: „Ich habe Garrick nun gerade achtmal spielen sehen, außerdem habe ich ihn selbst gesprochen, und habe nunmehr freien Zutritt in seine Loge." Also auch hier ist die persönliche Beziehung festzustellen, und der Zauber, den Garrick offenbar im Umgang zu entfalten wußte, nicht ohne Eindruck geblieben.

Wenn der künstlerische Charakterkopf in voller Deutlichkeit vor uns erscheinen soll, darf ein Umstand nicht außer acht gelassen werden. Garrick war in seiner Bühnenlaufbahn immer „star" gewesen, selbst schon im Anfang zufolge seines verblüffenden Erfolges, noch ausgeprägter aber in der späteren Zeit, als er auch „Theaterleiter" war.

Als Direktor konnte er sich die Rollen aussuchen, die ihm anstanden und gefielen, er konnte seine Nebenbuhler, soweit er sie nicht entfernte, in Schatten stellen; er hatte schon damals Einfluß auf die „Presse", denn wie uns Walpole mitteilt, schrieb er sich die Kritiken selbst. Daß Broschüren und Flugblätter von ihm stammen, wissen wir; siehe Macbeth. Sein Einfluß als Direktor erstreckte sich auch auf die zeitgenössischen Autoren, die er an seinen Bühnen fördern oder zurückstellen konnte. Die damaligen Schriftsteller waren noch nicht in „Schaffende" und „Kritisierende" geschieden.

Es ist begreiflich, daß er in seinem Ensemble die Sonne war, der künstlerische Mittelpunkt, um den sich alles drehte. Wie eigensüchtig er in dieser Hinsicht vorzugehen pflegte, ergibt sich aus der von uns geschilderten Episode anläßlich der Aufführung von König Johann. „Sein schlimmster Fehler," berichtet Davies im letzten Kapitel der Lebensbeschreibung, „war eine Eifersucht auf seine Nebenbuhler, die bei ihm nicht viel weniger als Neid war. Garrick war schwach genug, durch jeden Schatten von einem Nebenbuhler beunruhigt zu werden. Obgleich er in den Augen der Welt auf einer überragenden Höhe stand, so ließ er sich doch zuweilen herab, von Künstlerneid getrieben, das unbedeutendste Geschöpf auf dem Theater sich an die Seite zu setzen. Denn niemals erinnere ich mich von ihm gehört zu haben, daß er mit Wärme einen lebenden oder verstorbenen

Schauspieler gelobt hätte. Garrick sah mit stolzer Verachtung auf die Schauspieler, besonders auf die tragischen herab, die vor ihm gelebt hatten."

Dieses Zugeständnis, das von seiten Davies' schwer ins Gewicht fällt, läßt uns erkennen, wie Garrick seine Stellung wahrzunehmen, seine Fähigkeiten in das glänzendste Licht zu setzen wußte. Er spielte (nach dem französischen Buch: Vie de Garrick) nach einer tragischen Rolle gern eine Farce, um seine Verwandlungsfähigkeit aufs grellste in Erscheinung treten zu lassen. Darum wurde auch wohl manches Stück Shakespeares so ungeheuerlich beschnitten. Große Schauspieler duldete er nicht um sich, Barry und Mossop verließen seine Bühne; er stellte, wie wir oben lesen, unbedeutende Geschöpfe neben sich. Rechnen wir noch dazu: seinen Einfluß als Theaterleiter, als Grandseigneur, der die Größen Londons an seiner Tafel empfing, so läßt sich begreifen, daß sein Haupt von einer Glorie umstrahlt war, die sein Verdienst über jedes andre hinaushob und ihn in den Augen des Publikums zum Heros machte.

Noch ein Argument sei ins Treffen geführt: die zahlreichen Abbildungen Garricks. Dem darstellenden Künstler, der diese Blätter zur Hand nimmt, sagen sie mehr als jedem andern. Ihm wird die Figur, die er vor seinen Augen erblickt, nach und nach lebendig, die Miene fängt an sich zu beleben, die Glieder bewegen sich, das Auge blitzt auf, der Mund beginnt zu reden. Und merkwürdig! Den Verfasser, der als eifriger Sammler fast alle Stiche Garricks vor sich liegen hat — und es ist eine große Anzahl von Bildwerken vorhanden — spricht von den tragischen Figuren nur das eine von Hogarth gezeichnete Blatt an: Richard III. Das macht einen starken Eindruck. Hamlet schon weniger, obgleich die Gravüre von dem berühmten Maler Wilson stammt. (Bei der Gelegenheit sei bemerkt, daß jenes große Hamletbild in der Tiefurter Galerie bei Weimar irrtümlich als Garrick-Bildnis bezeichnet wird, es ist die Abbildung Brockmanns, wie aus Vergleichung der Porträts beider Künstler unzweifelhaft hervorgeht.) — Vom Lear-Bildnis war schon die Rede; die Augen, die bei Ludwig Devrient tief in die Seele blicken lassen, bleiben bei Garrick stumm; Romeo, auf einem Bild in sogenannter Schabkunst, macht, ebenso wie in mehreren kleinen Stichen, einen fast lächerlichen Eindruck. Macbeth, im Kostüm der Zeit, entspricht in keinem Zug der vorzustellenden Gestalt.

Wie anders die komischen Rollen! Da ist nichts Gezwungenes! Da sind alle Abbildungen, ob sie nun feinkomische oder niedrig possenhafte Figuren darstellen, von verblüffender Wahrheit. Sein hochberühmter Abel Drugger in Ben Johnsons „Alchymist", kommt in Haltung und Gesichtsausdruck einer Figur von Teniers gleich; ebenso Kitely in „Ein Jeder in seiner Laune", und vor allem der verlumpte Sir John Brute in der „Gereizten Ehefrau". Das gleiche gilt von einer ganzen Reihe von Genrefiguren, die alle förmlich heraus aus dem Rahmen treten, Farbe, Form und Gestalt gewinnen und in der Mannigfaltigkeit des Gesichtsausdrucks ein sprechendes Zeugnis der mimischen Wandlungsfähigkeit unsers Helden ablegen. Um die beredten Mundwinkel zuckt es förmlich, aus den Augen blitzt ein Fluidum, und alle guten Geister des Humors, die Sprühteufel

Sarkasmus und Schelmerei geben sich in diesen beweglichen Mienen ein Stelldichein.

Auch in dem Gemälde von Josua Reynolds sind Garricks Züge weich und behaglich und lassen keinen Tragöden vermuten. So seien denn nochmals alle Eigenheiten zusammengefaßt, um das Charakterbild David Garricks zur vollen Abrundung zu bringen.

Als Dichter war er witzig, aber unbedeutend; als Bearbeiter geschickt, wenn auch nicht immer pietätvoll, das mag übrigens mit dem Zeitgeschmack entschuldigt werden. Als Theaterleiter stellen ihn seine Erfolge als einen sieghaften Führer hin; als Mensch hat er seinen Stand mächtig emporgehoben, und wenn auch der Neid seine glänzenden Eigenschaften an dieser Stelle verdunkelte, so war eine wohltätige Hand für seine Kollegen jederzeit offen, und auch an der Gründung einer Unterstützungskasse hat er sich lebhaft beteiligt.

Wie weit er Schule gemacht hat, läßt sich schwer beurteilen, doch war seine eigensüchtige Art nicht danach angetan, Talente zu protegieren; obzwar Davies mitteilt, die Vertreter seiner Rollen, Schüler von ihm, hätten in seiner Abwesenheit mit Erfolg seine Stelle eingenommen, ist der französische Biograph andrer Meinung. Garrick wird, wie jeder große Schauspieler, seine Nachahmer gefunden haben, die in seiner Art fortwirkten; und wenn auch die bloßen Kopisten die Kunst nicht fördern, so doch jene Talente, die das große Muster in selbständiger Entwicklung weiterführen.

So war durch die Ueberlieferung noch in der Spielweise Edm. Keans anfänglich der Einfluß Garricks zu spüren, doch ging dieser, als ausgesprochener Tragiker und als ein dämonisches Naturell, bald andre Wege.

Fassen wir alle Wahrnehmungen und Berichte in eins zusammen, schmelzen sie im Feuer kritischer Beurteilung, so dürfte sich folgendes Resultat ergeben: Ohne Garrick den Ruhmeskranz von der Stirne reißen zu wollen, war seine Persönlichkeit, seine Klugheit, seine in der großen Welt errungene Position das Fundament, auf dem sich seine künstlerische Stellung so übermächtig aufbaute. Wie wir gesehen haben, vermochten einzelne Talente mit ihm zu konkurrieren, namentlich in tragischen Rollen, und wir glauben die Kunst und Art Garricks richtig einzuschätzen, wenn wir ihn für einen großen, verwandlungsfähigen Schauspieler halten, dessen Stärke aber nicht in der Tragödie wurzelte, sondern in der Komödie, und der in der Gestaltung von Genrefiguren sein bestes gab. Er gleicht darin Iffland, der auch im Genre groß, und als allmächtiger „Generaldirektor“ in Berlin, trotz Fleck, Wallenstein und Egmont und Tell spielte, und von der ihm ergebenen Kritik in diesen Rollen in den Himmel gehoben wurde. Die meisten Schauspieler suchen ihre Kraft anderswo, als dort, wo ihr Schwerpunkt liegt. Garrick war für eine solche Verkennung zu klug. Er hat auch seinen Abschied von der Bühne in einer Lustspielrolle genommen.[1]) Allein er

[1]) Garrick endete seine dramatische Laufbahn mit Felix, einer seiner Lieblingsrollen in dem Lustspiele: „O, des Wunders, ein Frauenzimmer kann ein Geheimnis bewahren.“ Davies, „Leben“, Bd. 2 S. 323.

wußte, daß dem tragischen Schauspieler, ebenso wie dem tragischen Dichter, der erste Preis gebührt, und er strebte emsig danach, daß Mit- und Nachwelt ihm diesen unverwelklichen Kranz auf das Haupt drücke. Pairs haben den Zipfel seines Bahrtuches getragen, in der Westminsterabtei wurde er an der Seite Shakespeares beigesetzt, und seine Gattin, wohl der vertrauteste Zeuge seiner Herzenswünsche, ließ ihm das Buch des „Hamlet“ in das Grab werfen; sie meinte, es sollte das des „Lear“ sein.

Wir aber halten uns an einen zeitgenössischen Stich, von Amon mit Künstlerhand gezeichnet. Da befindet sich Garrick zwischen der tragischen und komischen Muse; die eine trägt die Züge von Mrs. Abington, die andre von Mrs. Yates, beides Mitglieder des Drurylane-Theaters. Die tragische Muse erhebt drohend den Zeigefinger und hält Garrick an der linken Hand; aber die komische Muse hat fest seinen rechten Arm umfaßt, und zieht ihn gewaltsam zu sich hinüber; die Bewegung ist zwar in Schwebe, doch der Ausgang ist nicht zweifelhaft, der bereits angetretene Schritt bürgt dafür. Das strahlende Antlitz der komischen Muse leuchtet so siegesgewiß, „halb zog sie ihn, halb sank er hin“, — und Garricks Mienen, die ausgestreckten beredten Hände, die gehobenen Schultern, die Bedauern ausdrücken, — sie sagen ganz deutlich zur betrübt dreinschauenden tragischen Muse: Ich mag wollen oder nicht, aber sie, die komische, hat das größere Anrecht auf mich; dabei leuchten seine Augen so verschmitzt wie auf den Bildern in seinen komischen Rollen, und den Mund umspielt ein heiteres Lächeln. — Garrick war einer von den Vätern der Schauspielkunst, der erste bahnbrechende Realist, aber auch der wahrscheinliche Ahnherr von manchen ihrer Untugenden. Er gab sich für einen begeisterten Verehrer Shakespeares aus und beschnitt seine Stücke, um hinter der Tragödie aus Eigennutz die Posse folgen zu lassen; er spielte nicht in Cäsar, weil er die klassische Tracht nicht liebte; er setzte sofort den König Johann ab, da ein Rivale besser gefiel; er schrieb Kritiken und beeinflußte sie. Er war als Direktor der mächtige Herr, der keine Nebenbuhlerschaft duldete, und warb die angesehensten Zeitgenossen als Förderer seines Ruhms. Vor ihm und mit ihm lebten zeitgenössische Künstler, die ihm gleich, in mancher Hinsicht über ihn gestellt worden sind, und doch ist ihr Name vergessen; auch mancher längst verstorbene deutsche Schauspieler hätte vielleicht den Ruhm Garricks verdient. Trotz alledem ist, wie auf dem Gebiet der Welt- und Völkergeschichte, auch hier der geschichts- und mythenliebenden Kraft nicht entgegenzusteuern.

Warum aber die geschichts- und mythenbildende Kraft dieses Namens sich bemächtigt hat, fällt wohl in seinen letzten Ursachen mit der künstlerischen Wiedergeburt Shakespeares zusammen. Obschon es vor Garrick bereits Schauspieler gab, die, wie wir gesehen haben, dem Genius des großen Dichters gerecht geworden sind, war doch den unmittelbaren Vorläufern Garricks jede Natürlichkeit abhanden gekommen. Garrick ist es gewesen, der Wahrheit und Natur wieder in ihre Rechte setzte. Mit der Darstellung des dritten Richard, des Hamlet und Lear hat er fraglos das Interesse für den Genius Shakespeares aufs neue belebt. Durch Diderot,

Lichtenberg und andre wurde der zündende Funke nach Deutschland herüber geweht, und ohne darüber den bündigen Nachweis führen zu können, sind sicherlich Lessing und Schröder davon beeinflußt worden. Schröder seinerseits mag die naturwahre Spielweise auch zum Teil solchen Anregungen zu verdanken gehabt haben. Es sind bei Garrick Zeit und Umstände so günstig zusammengefallen, daß sie seinem Einfluß eine dauernde, sich immer erneuernde Wirkung verschafften, daß wir in ihm einen jener führenden Geister verehren, dem wir die Wiedergewinnung unsers größten dramatischen Dichters mit verdanken, und in seiner, Garricks, Wirksamkeit überhaupt den Grundstein erblicken, auf dem sich die Schauspielkunst unsrer Tage aufgebaut und entwickelt hat. — Ursachen, die teils offen, teils im Verborgenen wirken, haben auf dem Gebiet der Schauspielkunst einen Namen geschaffen, der aus fernen Tagen leuchtend zu uns herüberstrahlt und, solang man diese Kunst ausübt, seine Kraft und seinen Zauber nicht einbüßen wird, einen Namen, mit dem man den Höhepunkt der Bühnenkunst zu bezeichnen pflegt, der, mit Recht oder Unrecht, sprichwörtlich geworden ist, und da, wo man schauspielerisches Genie in ein Wort fassen will, in Anwendung kommt: der Name „David Garrick!“



Die Entstehung und hygienische Behandlung von Bleichsucht und Blutarmut.

Von

Prof. Dr. O. Rosenbach in Berlin.

Kein Krankheitszustand ist nach Ansicht der Laien leichter zu erkennen und zu behandeln als die Bleichsucht, Blutarmut oder Blutleere; denn die Blässe der Haut wird für ein untrügliches Merkmal des Blutmangels gehalten, und auf die Klage, daß irgend ein Familienmitglied an Blutleere leidet, folgt ausnahmslos die Frage: Sollen wir nicht Eisen nehmen lassen?

Wo alles so selbstverständlich ist, könnte eine genaue Erörterung eigentlich überflüssig erscheinen; denn, so folgern die Laien, Blutmangel ist die Ursache der Blässe der Haut und der verschiedenen Beschwerden, über die Bleichsüchtige klagen, Mangel an Eisen im Körper hat die Blutmenge und Beschaffenheit verschlechtert, folglich beseitigt die Zufuhr von Eisen zuverlässig alle Störungen. Und doch ist leicht zu beweisen, daß diese laienhaften Schlüsse oberflächlich sind, und daß das Eisen kein unfehlbares Heilmittel ist. Wie würde ein erfahrener Gärtner den Glauben verspotten, daß man dem Bleichwerden oder Vergilben

der Blätter nur durch Anreicherung des Bodens an Eisen gründlich abhelfen könne! Jeder erfahrene Pflanzenfreund weiß doch, daß eine übergroße Reihe schädlicher Einwirkungen hier in Betracht kommt, z. B. Mangel oder Uebermaß an Beleuchtung, zu viel oder zu wenig Wärme oder Feuchtigkeit, verschiedene Beschaffenheit der Bodenkrume, in der allerdings auch Eisen nicht fehlen darf, und endlich Parasiten, die auf der Pflanze oder im Boden ihren Sitz haben können.

Daß dem Eisen allein keine solche Heilkraft innewohnt, das beweist schon die täglich anschwellende Menge von angeblich ganz besonders verdaulichen und darum heilkräftigen Eisen- und Blutpräparaten und vor allem die Tatsache, daß bei erfolgreichen Kuren neben der Eisenmedizin auch noch wichtige hygienische Verordnungen gegeben werden müssen. Die tägliche Erfahrung und die eingehende Prüfung aller Verhältnisse lehrt jeden, der sehen will, daß gerade auf dem Gebiete der Bluterkrankungen nur nach eingehender ärztlicher Prüfung die dem Einzelfalle angepaßte wirksame Behandlung bestimmt werden kann; denn es handelt sich nicht bloß darum, einem Leiden nach einem äußerlichen Merkmal einen Namen zu geben, sondern es ist vor allem schon im Interesse der Vorbeugung notwendig, die wirkliche Ursache, den Fehler in den Lebensbedingungen aufzufinden, der die krankhafte Störung verursacht. Als Beispiel dafür, daß das gleiche Krankheitsbild die mannigfaltigsten Ursachen haben kann und demnach auf verschiedenen Wegen behandelt werden muß, haben wir das Verbleichen der Blätter nicht bloß deshalb gewählt, weil diese Farbenveränderung eine sehr bedeutsame äußere Aehnlichkeit mit der hat, die der Bleichsucht ihren populären Namen gibt, sondern auch, weil beide krankhaften Vorgänge — soweit Menschen und Pflanzen vergleichbar sind — dem Wesen nach als gleichartig bezeichnet werden können. Das Blattgrün (Chlorophyll) gibt den Blättern die Farbe, wie der rote Farbstoff (Hämoglobin) dem Blute.

Das Blut besteht nicht bloß aus einer sehr eiweißreichen Flüssigkeit, in der die mannigfachsten, zum Aufbau des Körpers nötigen Salze und andre Stoffe gelöst sind, sondern es enthält außerordentlich zahlreiche bewegliche Kügelchen oder Zellen von verschiedenster Form und Größe, deren Hauptvertreter nach ihrer Farbe als rote und weiße Blutkörperchen bezeichnet werden. Die roten, die bei weitem zahlreicher als die weißen sind, enthalten den roten Blutfarbstoff, der dem Blute und damit dem lebenden Gewebe die charakteristische Farbe verleiht. Durch ihn fesseln die roten Blutzellen den durch die Luftwege zugeführten Sauerstoff an sich. Je vollkommener das geschieht, desto ausgeprägter ist die Rotfärbung und die Fähigkeit der Blutkörperchen, den gesamten Stoffwechsel und die Kraftbildung im Gewebe zu unterhalten. Mit Recht hält man daher blühende Farbe der Haut für ein Zeichen der Gesundheit. Da aber die Färbung der Haut nicht bloß von der Menge und kräftigen Färbung dieser Körperchen, sondern auch von der Weite und Zahl der die Haut durchziehenden Blutgefäße und von der Durchsichtigkeit und Zartheit der Hautschichten abhängt, so ist es klar, daß die Verringerung der Hautfärbung: 1. von der Verminderung

der Zahl der roten Blutkörperchen, 2. von der bloßen Verminderung oder Veränderung des roten Blutfarbstoffes in den einzelnen Zellen, 3. von wirklicher Armut an Blut (Verringerung der Gesamtblutmenge), 4. von veränderter Verteilung des Blutes im Körper — Blutarmut der Haut bei Blutreichtum der inneren Organe — und 5. von der Beschaffenheit der Oberhaut abhängen kann, die manchmal besonders reich an eignem gelblichem oder dunkelm Farbstoff ist und dann den von den roten Bestandteilen des Blutes ausgehenden roten Lichtwellen den Durchtritt verwehrt. Es gibt z. B. Familien und Völker, die, ohne bleichsüchtig zu sein, eine blasse, zarte, aber gelbliche Haut haben, und der Arzt wird sich deshalb in allen Fällen erst vergewissern, ob sich die Blässe allmählich entwickelt hat oder ob der betreffenden Familie ein blasser oder gelblicher Teint eigentümlich ist.

Vorübergehende Blutleere (Mangel an Blut in der Haut) findet sich häufig bei sehr zarten und frostigen Personen, die im Winter dann leicht den Eindruck von Blutleeren machen. Auch in andern Fällen kann unter dem Einflusse des Nervensystems der Blutzufluß zu den inneren Organen stärker als zur Haut sein. Wir wissen z. B., daß Personen, die an kalten Händen und Füßen leiden, häufig über Blutandrang nach dem Kopfe klagen oder eine Blutüberfüllung des Unterleibes zeigen, die sich in Verdauungsbeschwerden und sogenannten hämorrhoidalen Zuständen kundgibt. Ferner deutet die jedem Laien bekannte Tatsache, daß gesunde Personen, die eben noch blutrot waren, plötzlich blaß werden, und umgekehrt, darauf hin, daß die bleiche Farbe hier nicht durch völligen Blutmangel oder ungenügende Tätigkeit der roten Blutzellen, sondern nur durch eine besondere Verteilung des Blutes unter dem Einflusse des Nervensystems bewirkt wird. Bleichsüchtige, deren Nervensystem besonders erregbar ist, zeigen diesen Wechsel allerdings besonders häufig; aber nur wenn er gleichzeitig mit Schwindel, Ohrensausen und Herzklopfen verbunden ist, können wir annehmen, daß wirklich Blutarmut vorliegt, und daß eben durch das Abströmen des Blutes nach der Haut die inneren Organe benachteiligt werden, ein Zustand, der wegen der hier besonders auffallenden Röte der Gesichtshaut auch fälschlich als Kongestion nach dem Gehirn bezeichnet wird, obwohl er oft gerade das Gegenteil davon, nämlich Blutleere, ist. Wir können daraus auch die Lehre entnehmen, daß Kongestion nach dem Kopfe nicht immer auch Kongestion nach dem Gehirn ist.

Wir haben demnach folgende Formen der Veränderung des Blutes zu unterscheiden: 1. Bleichsucht (Chlorose), den Zustand der mehr oder weniger großen Verringerung des Farbstoffes im Blute durch Verminderung der Zahl, Größe und des Farbstoffgehaltes der Zellen. Der aus dem Griechischen stammende Name Chlorose bezieht sich auf einen gelblich-grünen Farbenton stark Bleichsüchtiger, einen Farbenton, der auch dem Blattfarbstoff Chlorophyll den Namen gegeben hat. — 2. Blutarmut = Armut an andern wesentlichen Blutbestandteilen (Mangel an Eiweiß, Blutsalzen u. s. w.). Trotz dieses Mangels kann die Gesamtmenge des Blutes infolge Zunahme des Wassergehaltes nicht verringert oder sogar vermehrt sein. Diesen Zustand nennen wir Blutwässrigkeit. In höheren Graden nimmt natürlich auch die Menge des Blutfarbstoffes ab, und wir können beim Einstechen leicht ein Tröpfchen auffallend farblosen, wenig klebrigen und schwerer gerinnbaren Blutes entleeren. Man kann derartige Zustände auch als fehlerhafte Blutmischung oder als „Blutentmischung“ bezeichnen. Sie ist aber natürlich nicht immer „diätetisch“, das heißt, nur durch

ungeeignete Nahrung bewirkt. — 3. Allgemeine Blutleere oder Verringerung der gesamten im Körper enthaltenen Blutmenge, die oft einen so hohen Grad erreicht, daß beim Einstechen in eine Fingerspitze kein Blut fließt. Dieser Zustand ist stets die Folge eines plötzlichen großen Blutverlustes oder langdauernder schwerer Erkrankungen. — 4. Oertliche Blutleere, das heißt, ein Zustand abnormer Blutverteilung in einem bestimmten Bezirk des Körpers. — 5. Weißblütigkeit (Leukämie) ist ein Zustand, der, abgesehen von andern Veränderungen des Blutes, durch eine oft enorme Vermehrung der weißen Blutzellen charakterisiert wird und in schweren Fällen auch mit einer Abnahme und Verkleinerung der roten verbunden ist. Weißblütigkeit kann auch bei anfangs ähnlichen Symptomen, namentlich bei auffallender Blässe der Haut, nicht mit Bleichsucht verwechselt werden, da die für die Entstehung der Leukämie maßgebende organische Veränderung wichtiger blutbildender Apparate, des Knochenmarks, der Lymphdrüsen, der Milz, frühzeitig zu nachweisbarer Vergrößerung der genannten Drüsen führt, die bei bloßer Bleichsucht und Blutleere ganz oder nahezu unverändert bleiben.

Da Bleichsüchtige nicht immer blutarm oder blutleer und Blutarme leichteren Grades nicht immer blaß sind, und da mehrere Veränderungen miteinander verbunden sein können, so geht schon daraus hervor, daß eine genaue Krankheitsbestimmung allein nach der Farbe der Haut nicht möglich ist, sondern eine sorgfältige mikroskopische und chemische Prüfung des Blutes erfordert. Wenn wir nun aber bei einem Kranken auch festgestellt haben, daß eine wesentliche Veränderung des Blutes die Grundlage der Krankheitserscheinungen ist, und wenn wir schließlich gefunden haben, welches der an der Blutbildung beteiligten Organe (Milz oder Knochenmark) erkrankt ist, so ist noch nichts für die Behandlung gewonnen, wenn wir nicht die Ursache der Störungen beseitigen. Es ist also notwendig, sie für jeden einzelnen Fall aufzudecken, um entweder den krankhaften Zustand eines Organs in wissenschaftlicher Weise zu behandeln oder, wenn es sich nur um die Folgen bekannter ungünstiger Lebensbedingungen handelt, diese zu verbessern.

Es liegt daher auf der Hand, daß sich für den Scharfblick des Arztes auf dem Gebiete der Bluterkrankungen ein großes Feld bietet, und daß der über den Glauben der Laien, daß Bleichsucht leicht heilbar und Eisen das Allheilmittel sei, lächeln muß, der die komplizierte Beschaffenheit des Blutes und die äußerst mannigfaltigen Ursachen einer Blutveränderung kennt. Die Irrlehre, daß Bleichsucht oder Blutleere ausschließlich von Eisenmangel im Blute herrührt, ist nur darauf zurückzuführen, daß man, wie so oft, die Wirkung mit der Ursache verwechselt hat. Dem Blute der Kranken fehlt allerdings auch Eisen, aber nur, weil die blutbildenden Organe — und dazu gehören auch die Verdauungsorgane — nicht richtig funktionieren. Weil diese das in der Nahrung reichlich vorhandene Eisen nicht mit den Bestandteilen des Blutes, namentlich den Blutkörperchen, in der richtigen Weise zu verbinden vermögen, und weil sie andre wichtige Blutbestandteile nicht in genügender Menge erzeugen, erkranken die Blutzellen selbst.

Es ist also klar, daß mit seltenen Ausnahmen Eisenmangel in der Nahrung ebensowenig als Ursache der Störungen, wie Eisenmangel im Blute als das Wesen der Erkrankung betrachtet werden kann. Das Defizit an Eisen bildet nur einen Teil der Blutveränderungen, und es ist erst die Folge einer Funktionsstörung wichtiger Organe, die durch ihren schädigenden Einfluß das Blut, das gemeinsame Produkt aller Organe und den Vermittler aller Lebensvorgänge, und allmählich den ganzen Körper in Mitleidenschaft zieht. Wenn den roten Blutzellen der Farbstoff, das Hämoglobin, fehlt, so sind sie nicht im stande, die für ihre eigne Erhaltung und die des gesamten Stoffwechsels nötige Sauerstoffmenge aus der Lunge aufzunehmen oder in der geeigneten Form dem Gewebe zu übermitteln, und dadurch wird einer der Grundpfeiler des Stoffwechsels erschüttert. Die Leistungsschwäche, deren Ergebnis die Blutveränderung ist, kann also viele Ursachen haben; jedenfalls ist Eisenmangel im Blute nur der Maßstab für die Größe der Betriebsstörung und Eisenmangel in der Nahrung nur eine der vielen möglichen Ursachen der Erkrankung.

Wir würden, wenn wir dem Kranken die ihm fehlenden Stoffe, also Blutfarbstoff oder selbst gutes Blut, direkt in die Adern brächten, dem kranken Organismus so wenig helfen, wie wenn wir ein durchlöchertes Faß mit Wasser füllen wollten. Wir müssen eben vor allem den ungünstigen Faktor in den Lebensbedingungen zu entdecken suchen, der die fehlerhafte Funktion der für die Bildung des Blutes — nicht bloß der Blutzellen — maßgebenden Organe bewirkt. Die Bemühungen, diese Ursachen auch wirklich herauszufinden, sind gerade so wichtig und notwendig wie die des Gärtners, der erst nach vielen Prüfungen feststellen kann, ob die Ursache des Absterbens der Pflanze Fehler der Bodenbeschaffenheit, zu große Feuchtigkeit, Hitze, Kälte oder Würmer sind, die an den Wurzeln nagen.

Welches sind nun die häufigsten Ursachen der Bluterkrankung? Sie können 1. in einem Fehler der Anlage (Konstitution) bestehen; das heißt: das Blutgefäßsystem gewisser Personen ist bereits mangelhaft angelegt, wie gelegentlich jemand von Geburt an schielt oder verkrümmte Glieder hat. 2. kann die Ursache in der weiteren Entwicklung liegen. Wir wissen, daß der Uebergang vom Kinde zum Erwachsenen mit sehr großen Veränderungen verknüpft ist. Da nun gerade beim weiblichen Geschlechte Veränderungen im Blutgefäßsystem oder in der Blutverteilung mit der Entwicklung der Geschlechtsreife in hohem Maße verbunden sind, so ist es klar, daß Mädchen in gewissen Jahren, namentlich wenn sie sich unter ungünstigen Lebensverhältnissen befinden, häufiger an Störungen der Blutbeschaffenheit leiden werden als Knaben. Aber bei sehr plötzlichem und starkem Umschwunge wird sich auch unter sonst günstigen Lebensbedingungen der Wechsel in einer wesentlichen Veränderung der ganzen Körperbeschaffenheit kundgeben. Die Störung kann längere Zeit, vielleicht das ganze Leben hindurch, fortbestehen, wenn sich die schwierige Periode der Entwicklung nicht unter ganz besonderen Vorsichtsmaßregeln vollzieht. Deshalb sollten besonders Mädchen in dieser Zeit von körperlichen und geistigen Anstrengungen ferngehalten werden und unter günstigen Ernährungsverhältnissen stehen; doch auch bei Knaben muß die Entwicklungsperiode berücksichtigt werden. Auch sie zeigen, wenn auch in geringerem Grade, in dieser Zeit gewisse allgemeine Veränderungen und namentlich solche im Blutgefäßsystem, so daß es ungerechtfertigt

ist, die Bleichsucht nur als eine Krankheit des weiblichen Geschlechtes zu bezeichnen. — 3. tritt Bleichsucht ein, wenn die Lebensbedingungen zeitweise oder dauernd ungeeignet sind. Als wichtigste Erkrankungsursachen sind hier zu nennen: Ungenügende Nahrung, ungesunde, zu kalte und feuchte, lichtleere Wohnung, Einwirkung von zu starker Hitze und Kälte im Freien und noch mehr in schlecht ventilierten, überheizten oder sehr kalten Arbeitsräumen, angestrengte geistige und körperliche Tätigkeit, Mangel an Schlaf oder ungesunde Beschaffenheit des Schlafzimmers, zu langdauerndes Verharren in gebeugter Stellung, durch die die Atmung behindert wird, ungenügende oder übermäßige und einseitige Muskeltätigkeit, z. B. an der Nähmaschine, und ebenso auch große seelische Erregungen. — Als sehr schädlich ist das enge Korsett[1]) zu erwähnen, das nicht nur die Erweiterung des Brustkorbes erschwert, den Luftzutritt zur Lunge und die Bindung des Sauerstoffes an die roten Blutkörperchen verhindert, sondern auch durch Druck auf die wichtigsten Verdauungsorgane (Magen, Darm und Leber) den Blutumlauf erschwert und die notwendige Bewegung und Ausdehnung dieser Teile hemmt, so daß Verdauung und Stuhlgang höchst mangelhaft werden und mit empfindlichen Schmerzen verknüpft sind.

Es ist nun Sache des Arztes, herauszufinden, welcher Einfluß maßgebend ist, da nicht immer die gleichen Ursachen in gleicher Weise wirken, und bei vielen mehrere Ursachen zusammen wirken müssen. Auch kommt — und das ist sehr wichtig — eine merkbare Schädigung oft erst durch die Summierung kleinster, anscheinend unbeträchtlicher, schädlicher Einflüsse zu stande, und endlich machen oft erst Zeit und Umstände eine Einwirkung wirklich zur schädlichen. Viele z. B. können im Winter beträchtliche Muskelarbeit leisten, sind aber bei großer Hitze des Sommers dazu unfähig, während andre nur durch Muskelarbeit im Winter geschädigt werden, vielleicht weil sie des Sonnenlichtes entbehren oder weil sehr wasserarme oder sehr feuchte Außenluft die Atmung, Haut- und Muskeltätigkeit ungünstig beeinflußt. Der Wechsel der Jahreszeiten ist von so großer Bedeutung für die Ausbildung von Bleichsucht oder andern Veränderungen des Blutes, daß wir in unsern Breiten eine Sommer- und Winterbleichsucht unterscheiden können; das heißt: viele Personen leiden regelmäßig im Sommer, andre wieder im Winter an Erscheinungen der Bleichsucht, weil sie wegen einer gewissen Schwäche der Körperanlage oder besonders ungünstiger Arbeitsbedingungen den Anforderungen an das Blutgefäßsystem, die der Uebergang von einer Jahreszeit zur andern stellt, nicht genügen oder den Einfluß eines wesentlichen Faktors dieser Jahreszeit (Hitze, Kälte, Feuchtigkeit) nicht leicht überwinden können. Es bedarf gleichsam einer längeren Uebergangszeit, um sich an die neuen Lebensbedingungen zu gewöhnen. Muß doch auch der Eintritt in das Frühjahr oder den Herbst von vielen mit einem heftigen Katarrh erkauft werden.

Diese Beziehungen zwischen Bleichsucht und Jahreszeit oder andern periodischen, aber

---

[1]) Vergl. die 2. Auflage meiner kleinen Schrift: „Korsett und Bleichsucht", Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

nicht zu lange Zeit einwirkenden ungünstigen Einflüssen haben viel dazu beigetragen, dem Eisen zu seinem Ruhme als Allheilmittel zu verhelfen. Da nämlich unter diesen Umständen namentlich der erste Anfall der Erkrankung gewöhnlich sehr leicht ist und nur kurze Zeit dauert, weil relativ schnell Anpassung eintritt oder die schädliche Einwirkung spontan verschwindet, so ist es erklärlich, daß fast unmittelbar nach dem Beginn der Eisenbehandlung auch schon die Besserung merkbar ist. Sie ist aber dann nicht die zauberhafte Wirkung des Eisens, sondern der einfache Ausdruck des natürlichen Ganges der Dinge.

4. können Erkrankungen der verschiedensten Art schwere Veränderungen des Blutsystems herbeiführen; in erster Linie Krankheiten des Verdauungsapparates, dann akute Krankheiten, deren Rekonvalescenzstadium deshalb besonders überwacht werden muß. Bleichsucht und Blutleere entwickelt sich bei Kindern oft im Anschlusse an Keuchhusten, Sommerdiarrhöe, an Masern, Diphtherie u. s. w., bei Erwachsenen nach Typhus, auch wenn die Krankheit anscheinend sehr leicht und schnell geheilt scheint. Daß chronische schleichende Erkrankungen wichtiger Organe (z. B. Brustfellentzündung, Lungenschwindsucht, Herzkrankheiten, Nierenentzündung, langdauernde Eiterung) schnell wesentliche Veränderungen des Blutes herbeiführen, ist selbstverständlich; aber es handelt sich in den letzt erwähnten Fällen nicht mehr um gutartige Bleichsucht, sondern um Blutarmut als Begleiterin organischer Erkrankung.

Darmschmarotzer (Band- und Spulwürmer) sind in manchen Fällen Ursache der Blutarmut, und deshalb sollten Bleichsüchtige nie ohne genaue Untersuchung der Entleerungen behandelt werden; ein Bandwurmmittel hat schon manchen mit schweren Verdauungsstörungen verbundenen Fall von Blutleere geheilt. In neuester Zeit sind neue Formen von Darmschmarotzern bei uns durch Einschleppung einheimisch geworden; die zu einer wirklichen Gefahr gewordene Wurmkrankheit der Bergleute hat, wie die sogenannte tropische Chlorose, ihre Ursache in der massenhaften Anwesenheit eines Rundwurms, des Ankylostomum duodenale.

Auch Schwangerschaft und Entbindung sind, wie erwähnt werden muß, nicht ohne Einfluß auf die Beschaffenheit des Blutes, selbst wenn kein beträchtlicher Blutverlust stattfindet.

Es mag 5. darauf hingewiesen werden, daß auch die Umgebung des Kranken aus mangelhaftem Verständnis für die Ursache oder den Zusammenhang gewisser Beschwerden, wenn auch in bester Absicht, dazu beitragen kann, daß sich Erscheinungen von Bleichsucht bei vorhandener Anlage entwickeln, ohne daß geringe Störungen einen höheren Grad erreichen. Selbst hygienische Maßnahmen, die unter Umständen sehr zweckdienlich sind, können in gewissen Fällen überaus schädlich wirken, weil sie am unrichtigen Orte angewendet werden. Anscheinend ganz gesunde Kinder müssen in der Entwicklungszeit, in der alle Körperkräfte zur Ausbildung und Vergrößerung der Organe verwendet werden, beim Baden, Schwimmen, Turnen besonders überwacht werden, und bei Kindern, die durch blasse Gesichtsfarbe, großes Wärmebedürfnis und eine gewisse Müdigkeit und Lässigkeit bereits anzeigen, daß die Entwicklung mehr Kräfte beansprucht, als der Körper zurzeit gewähren kann, muß von sonst einflußreichen hygienischen

Maßnahmen, wie kalten Bädern und Schwimmunterricht, ganz Abstand genommen werden. Wenn Bleichsüchtige bereits schwimmen können, so kann unter Umständen bei höherer Temperatur Schwimmen während einer Viertelstunde wohl gestattet werden.

Der Unterricht im Schwimmen sollte unsrer Erfahrung nach nur ganz kräftigen Kindern erteilt und überhaupt erst bei relativ hoher Wassertemperatur begonnen und nur fortgesetzt werden, wenn die Erwärmung nach dem Bade sehr schnell erfolgt und weder ungewöhnliche Ermüdung noch Herzklopfen sich einstellt. Angenehmes Wärmegefühl nach dem Verlassen des Bades ist das sicherste Zeichen guter Wirkung.

Ebenso wird häufig durch gutgemeinte Versuche, die Blässe und Schwäche blutleerer Kinder durch besonders reichliche und kräftige Nahrung (Ueberernährung, Mastkur) zu heben, geschadet. Je schwächer die Verdauung und Absonderung von Magen- und Darmsaft ist, und je weniger anstrengende Muskeltätigkeit, wie z. B. bei Arbeitern zur Erhaltung der Existenz erforderlich ist, desto weniger ist reichliche Ernährung mit Fleisch oder Eiern am Platze; ja selbst Milch, in größeren Mengen genossen, kann dort schädlich sein, wo sich nicht das Bedürfnis nach Eiweißnahrung in regem Appetit kundgibt. Ebenso muß man mit der Darreichung von Bier und Wein, die gesunden Kindern überhaupt nicht zuträglich sind, vorsichtig sein. Alkoholische Getränke tragen nicht dazu bei, die den Blutleeren fehlenden Bestandteile zu ersetzen oder den ursächlichen Fehler im körperlichen Betriebe zu beseitigen; das vermag nicht einmal Rotwein, trotz seines angeblich stärkeren Eisengehaltes.

Wir möchten aber gegenüber den fanatischen Bekämpfern des Alkoholgenusses nicht unterlassen, auszusprechen, daß auch hier das Kind nicht mit dem Bade ausgeschüttet werden solle; denn alkoholische Getränke können unsrer Erfahrung nach in einzelnen Fällen auch bei Kindern nützlich sein, und sie sind, mit Maß genossen, für Erwachsene und namentlich ältere Leute, eines der wirksamsten und zweckmäßigsten Mittel, den Körper nach anstrengender geistiger und körperlicher Tätigkeit ins alte Gleichgewicht zu bringen. Sie sollen nicht etwa verbrauchte Muskel- und Nervenkraft ersetzen — eine solche Verwendung ist stets schädlich —, sondern nur die Unlustgefühle vermindern, die aus zu großer Anspannung entspringen, und dadurch die Periode der Ruhe, die der Wiederbeschaffung der Kräfte und dem Ausgleiche abnormer Spannungen im Körper dient, möglichst ergiebig machen.

Oefter als man annimmt, ergibt auch die Lebensweise der unter günstigsten äußeren Verhältnissen heranwachsenden Jugend schädliche Einwirkungen für die Entwicklung des Körpers. Vor allem ist der Einfluß der Schule zu erwähnen, die nicht selten zu große Anforderungen stellt, der Aufenthalt in schlecht gelüfteten Schulräumen und die einseitige geistige Ausbildung, die für körperliche Betätigung im Freien zu wenig Gelegenheit läßt, namentlich wenn Musik- oder Nachhilfestunden noch einen Teil der freien Zeit beanspruchen.

Ferner macht sich der Einfluß der Großstadt und des gesellschaftlichen Lebens unvorteilhaft geltend. Kinder und junge Leute bedürfen bekanntlich reichlichen Schlafes, und Mangel an Schlaf ist unsers Erachtens mindestens ebenso schädlich wie ungenügende Ernährung. Der Beginn der Schule in den frühen Morgenstunden raubt den Kindern der Großstadt, die aus mannigfachen Gründen nicht so zeitig zur Ruhe kommen und zum Teil weite Schulwege machen müssen, einen guten Teil des erquickenden Morgenschlafes. Ueber die Schädlichkeit der bis in die frühen Morgenstunden ausgedehnten geselligen Vergnügungen

der reiferen Jugend und des anstrengenden Tanzens in heißen Räumen braucht wohl kein Wort verloren zu werden. Glücklicherweise wird durch die Lust am Sport ein gewisses Gegengewicht geboten; aber man darf nicht vergessen, daß das Beste bei falscher Anwendung zum Bösen wird, daß die Uebertreibung körperlicher Betätigung, namentlich dem noch unentwickelten Körper recht viel Schaden bringen kann, und daß auch sonst heilsame Muskelanstrengung bei gewissen Graden der Blutleere vermieden werden muß.

Welche Beschwerden sind nun die Folge der Störungen im Körper, die sich vor allem durch Veränderung der Blutbeschaffenheit kundgeben? Wir müssen hier 1. die Vorgänge unterscheiden, die nur aus der vermehrten Inanspruchnahme gewisser Organe entspringen, die durch ihre intensivere Leistung einen Ausgleich des Defizits, das sonst weit stärker sein würde, nach Möglichkeit herbeiführen, und 2. die Erscheinungen, die bereits auf einer sekundären Störung der Ernährung wichtiger Organe beruhen. Denn es ist ja z. B. ein großer Unterschied, ob der Gesunde bei einer starken körperlichen Anstrengung oder der Kranke schon in der Ruhe respektive bei der leichtesten Bewegung schneller atmet und beschleunigten Puls zeigt.

Je mehr sich die Menge und der Blutfarbstoffgehalt der roten Blutzellen vermindert, desto geringer wird, wie wir gesehen haben, die Fähigkeit der Sauerstoffaufnahme, der Bindung des Gases im Blute und der Anteil des Gewebes an der Zufuhr, und dadurch nimmt sofort der Prozeß der Wärmebildung ab. Die Kranken klagen nicht nur über Kälte in den vom Herzen am weitesten entfernten Teilen: Nase, Fingerspitzen, Zehen, Ohren, sondern die Verminderung der Wärmebildung ist auch für andre deutlich durch Blässe und Kühle der Teile nachweisbar. Je schwieriger die Sauerstoffversorgung ist, desto mehr wird darum die Kreislaufstätigkeit und Atmung in Anspruch genommen. Bleichsüchtige und blutleere Personen atmen also schon in der Ruhe schneller und haben zahlreichere Pulsschläge als Gesunde. Sie klagen über plötzliche Beängstigung, die der Laie oft für gefahrdrohendes Asthma hält, kommen bei geringen Erregungen und stärkerer Bewegung, namentlich beim schnellen Gehen oder Treppensteigen, bald völlig außer Atem und werden, häufig sogar ohne ersichtlichen Grund, von heftigem Herzklopfen befallen.

Es ist durchaus falsch, wie Laien es tun, diese Erscheinungen, weil sie auch Symptome eines schweren Herzleidens sein können, ohne weiteres als bedrohlich anzusehen; denn sie zeigen nur an, daß das Herz unter ungünstigeren Bedingungen als sonst arbeitet und für stärkere Anforderungen zeitweilig nicht genügende Kraftvorräte besitzt. Solche Kranke bedürfen eben nur der Schonung, um wieder vollkommen leistungsfähig zu werden, während wirklich Herzkranke in keinem Falle ohne dauernden Schaden auf die Höhe der Leistung eines normalen Menschen gebracht werden können.

Da die Muskeln, wie schon ihre rote Farbe zeigt, besonders reich an Blutfarbstoff und daher schon in der Ruhe sehr sauerstoffreich und -bedürftig sind, so nehmen sie natürlich bei Körperbewegungen mehr Blutsauerstoff als sonst in Anspruch und müssen, wenn der Gehalt des Blutes an Blutkörperchen, beziehungsweise Farbstoff ungenügend ist, allen Organen, namentlich der Haut und dem Gehirn Blut entziehen, so daß die Kranken bei oder nach Bewegungen auffallend

blaß werden und über Schwindel, Kopfschmerzen und Flimmern vor den Augen klagen. Wenn die Blutversorgung selbst bei mäßigen körperlichen Anstrengungen für die Ansprüche der Muskeln nicht ausreicht, so stellen sich bald Ermüdungsgefühle und recht hartnäckige und heftige Schmerzen in den verschiedensten Muskeln ein. Namentlich werden die Kranken durch Schmerzen in den Waden- und den Rückenmuskeln, die bei aufrechter Haltung des Körpers am stärksten in Anspruch genommen werden, belästigt, und man sollte diesen Umstand berücksichtigen, wenn man Bleichsüchtige wegen schlaffer und gebeugter Körperhaltung tadelt. Mit der Zeit werden auch die Brust- und Bauchmuskeln sehr empfindlich, so daß die Kranken dauernd oder anfallsweise — oft gerade am frühen Morgen — über tiefsitzende Schmerzen an den verschiedensten Stellen, namentlich zwischen den Rippen und in der Magengrube, über schmerzhafte und erschwerte Atmung oder über Magenkrampf klagen. Wegen der empfindlichen Bauchmuskeln werden die Schmerzen durch jede Mahlzeit so erheblich gesteigert, daß die Patienten oft lieber auf die Nahrungsaufnahme verzichten als die Schmerzen ertragen. Die Beschwerden im Bereiche des Unterleibes werden oft irrtümlicherweise auf tiefere Erkrankung innerer Organe, namentlich des Magens und der Leber, die im Gebiete der Brust auftretenden auf Erkrankung des Brustfells, der Lunge oder des Herzens zurückgeführt, und es ist bisweilen auch für den Arzt nicht leicht, eine Entscheidung zu treffen.

Die gewöhnlich als Nervenschmerzen (Neuralgien) betrachteten Schmerzanfälle bleichsüchtiger und blutleerer Personen sind in Wirklichkeit oft nur Muskelschmerzen. Natürlich kommen aber infolge der schlechten Ernährung des Nervensystems auch eigentliche Nervenschmerzen vor, und die Ueberempfindlichkeit der nervösen Organe macht es erklärlich, daß Bleichsüchtige sich so leicht müde fühlen und ein Gefühl von Schwere und von Kälte empfinden. Sie haben häufig Kopf- und Zahnschmerzen, sind übellaunig, oft sehr erregt und schlaflos oder sie haben ein beständiges Schlafbedürfnis, und ihre Beschwerden steigern sich, wenn ihnen nicht längere Schlafzeit gewährt wird.

Wenn die Veränderungen in der Blutflüssigkeit einen gewissen Grad erreicht haben, so tritt die Abnahme der Leistung der Verdauungsorgane in den Vordergrund, so daß Laien solche Kranke direkt als Magenkranke erklären und demgemäß behandelt wissen wollen, was in einer großen Zahl von Fällen grundfalsch ist. Durch die ungenügende Ernährung der Verdauungsorgane wird die Verdauung in ihren beiden wichtigsten Abschnitten, der Vorbereitung für die Aufsaugung (Digestion) und der inneren Verarbeitung (Assimilation) ungenügend; das heißt: der Körper vermag die Nahrung nicht mehr auszunutzen und zwar um so weniger, je reichlicher ihm Stoffe und gerade sogenannte kräftigende zugeführt werden. Wenn der Körper die Nahrung nicht genügend verarbeiten kann, so wird sie zum Ballast und ruft mannigfache Verdauungsstörungen hervor. Der Hunger, der das Bedürfnis nach Nahrungsmaterial überhaupt anzeigt, verliert sich ebenso wie der Appetit, der das Bedürfnis nach bestimmten Formen der Nahrung zum Ausdruck bringt; oder Perioden von Heißhunger wechseln mit Perioden der Appetitlosigkeit und sogar des Widerwillens gegen Speisen, namentlich gegen kräftige Kost und eiweißhaltige Nahrung. Die Darmbewegungen werden immer

geringer, zum Teil wegen ungenügender Füllung des Magens, zum Teil wegen des Ausfalls der Absonderungsfähigkeit von Magen- und Darmdrüsen, zum Teil wegen Schwäche der Darmmuskeln und auch der Bauchmuskeln; es tritt Stuhlverstopfung mit heftigen Blähungen und häufig Kolik ein, da der Darm zeitweise sehr reizbar wird und nur mit großer Anstrengung die lange angehäuften festen Massen entleeren kann.

Bevor sich dieser Zustand ausbildet und häufig noch nach seinem Eintritt bestehen bei völlig mangelndem Hungergefühl besondere Störungen des Appetits: die Kranken haben ein unbezähmbares Verlangen nach bestimmten Stoffen, die teils zum Ersatze gewisser für die Verdauung wichtiger, aber wegen der mangelhaften Beschaffenheit des Blutes nicht in genügenden Mengen dem Magen zugeführter Stoffe, teils als starke chemische oder mechanische Reiz- oder Abstumpfungsmittel bei abnormen Empfindungen dienen. Einzelne solcher Substanzen steigern in der Tat die Absonderung des Magensaftes, wie bekanntlich auch die Vögel Sand zu sich nehmen, um auf die Absonderung des Magensaftes einzuwirken oder um die aufgenommenen Substanzen mechanisch zu zerreiben.

Einen Fingerzeig für die ärztliche Behandlung gibt das auffallende Bedürfnis der Kranken nach salzigen und saueren Speisen, die bis zu einem gewissen Grade dem Mangel an Salzsäureabsonderung im Magen abhelfen. Diesem Bedürfnis kann man ohne Furcht Rechnung tragen, aber nicht dem Bedürfnisse nach unverdaulichen Stoffen, wie Kaffeebohnen, Kreide u. a., die den ohnehin schlecht mit Blut versorgten Magen heftig reizen, ohne dem Körper als Ernährungsmaterial zu dienen. Dieses Verlangen ist eben nur der Ausdruck einer abnormen Reizung der ungenügend mit Blut versorgten Endigungen der Magen- und Schlundnerven, von denen die Appetitempfindung ausgeht. Der vermittelst dieser Stoffe allenfalls erzielte Vorteil einer gewissen Verstärkung der Speichel- und Magensaftabsonderung wird durch den Nachteil der Aufnahme unverdaulicher Stoffe reichlich aufgewogen; jedenfalls verfügt der Arzt für diese Zwecke über bessere Mittel. Ebenso sollte man dem Wunsche nach starken Gewürzen nicht Rechnung tragen, sondern in solchen Fällen nur öfter die Bestandteile des Magensaftes, Salzsäure und Pepsin oder trockenes Brot, das die Verdauung und Speichelabsonderung anregt, kleine Mengen Salz und Brot, getrocknetes Obst oder bittere Mittel (Kalmustee, Enzian), nehmen lassen, die auf die Absonderung von Magensaft hinwirken. Vor allem ist der Genuß von Fleisch und Eiweiß, das in solchen Fällen nur ungenügend verarbeitet wird, weil es besonders reichlicher Verdauungssäfte bedarf, möglichst zu verringern, und diese Nahrungsmittel sollten möglichst mit sauren Speisen zusammengenossen werden. Wenn das Hungergefühl fehlt, ernähre man die Kranken überhaupt nur mit Reis, Kartoffelbrei, gerösteter Semmel oder Brot, Obst, Buttermilch, weißem Käse und Mehlsuppen mit etwas Milch.

Es ist klar, daß bei zunehmender Schwäche der Verdauungsarbeit, die ja außer dem Sauerstoff alle Kraftmaterialien liefert, die Beschaffenheit des Blutes immer schlechter wird, daß die Ernährungsstörungen sich immer weiter ausbreiten und schließlich sogar den Zusammenhang des Gewebes an den verschiedensten Orten stören. Es treten dann Blutungen an den verschiedensten Teilen, aus dem Magen, dem Darm, der Nase, auf, und die Menstruationsblutung wird abnorm stark und lang dauernd. Störungen der letzterwähnten Art gehören zu den frühesten und wichtigsten Erscheinungen abnormer Blut-

beschaffenheit, wobei zu beachten ist, daß reichliche Absonderung nicht immer einen großen Blutverlust bedeutet, da das Blut große Färbekraft besitzt, während wieder eine geringe Menge aus reinem Blut bestehen kann. Reichliche Absonderung reinen Blutes trägt natürlich an sich wesentlich zur Vermehrung der Blutarmut bei.

Auch die Lunge wird unter solchen Verhältnissen schlecht ernährt und erkrankt besonders leicht; die Lungenschwindsucht beginnt, wie wir bereits hervorgehoben haben, häufig mit den Erscheinungen der Bleichsucht oder Blutleere. Die Lunge leidet in doppelter Weise. Einmal fließt ihr nicht genügendes Ernährungsmaterial zu, zweitens sind die großen Atmungsmuskeln, die die Ausdehnung der Lunge bewirken, nicht kräftig genug oder zu schmerzhaft, um ihre hier doppelt wichtigen Funktionen ausreichend zu erfüllen. Der leichteste Katarrh kann darum unter Umständen bei Blutleeren dauernde Lungenerkrankung herbeiführen, und Personen mit schwacher Brust oder erblicher Anlage zur Schwindsucht sind besonders gefährdet. Die Atmung der Bleichsüchtigen muß daher besonders überwacht werden. Sie dürfen in keinem Falle ein Korsett tragen, und der nach Ablegung des Korsetts besonders großen Gefahr von Erkältung muß durch besondere Unterkleidung begegnet werden; auch sind nach Bestimmung des Arztes methodische Atmungsübungen und vorsichtige Abhärtungsversuche vorzunehmen. Wenn bei Bleichsüchtigen hartnäckige Verdauungsstörungen vorhanden sind, so gilt es, die Lunge besonders genau zu beobachten; denn diese Verdauungsstörungen sind nur zu häufig bereits der Anfang der Schwindsucht, oder sie begünstigen ihre Entwicklung, da der gesamte Körper ungenügend ernährt wird.

Es mag noch erwähnt werden, daß bei hohen Graden von Blutveränderung die blasse Farbe der Haut einen Stich ins Gelbliche, ja Grünlich-gelbe erhält, daß die Haut ihre Straffheit und Dehnbarkeit verliert und eigentümlich gedunsen erscheint, was auf den größeren Wasserreichtum des Blutes (siehe oben) zurückzuführen ist. Dieser — und eine gewisse Schwäche der Herztätigkeit — bewirkt, namentlich bei Personen, die viel stehen müssen, auch nicht selten leichte Anschwellung um die Knöchel oder an den Schienbeinen, eine Erscheinung, die mit der Verbesserung des Blutes schnell verschwindet, also unter den erwähnten Umständen durchaus nicht so bedenklich ist, wie z. B. bei organischer Herzerkrankung. In den schwersten Fällen von Blutleere sind die Kranken im Aussehen nicht von Krebskranken des letzten Stadiums zu unterscheiden; sie sind wachsgelb, fast bewegungsunfähig, zu Ohnmachten geneigt; sie leiden an qualvollen Anfällen von Erbrechen und vertragen nicht die leichtesten Speisen; auch treten reichliche Blutungen in der Haut und an inneren Organen auf (Perniziöse Anämie, lebensgefährliche Blutarmut).

Die Tatsache, daß stärkere Blutungen gerade bei Bleichsucht so häufig sind, verdient noch eine besondere Erörterung. Man hat in der Tat, um dieses anscheinend widerspruchsvolle Verhalten zu erklären (aber, wie ich glaube, in völliger Verkennung des wirklichen Zusammenhanges), angenommen, daß Ueberfluß an Blut die Ursache aller Störungen bei schwerer Bleichsucht sei, und daß die Symptome der Erkrankung nur von mangelhafter Blutverteilung herrühren, indem sich das Blut gleichsam von der Haut zurückziehe und in den inneren Organen anhäufe. Man hat sogar, indem man sich auf einzelne Fälle stützte, in denen nach einem großen Blutverluste die Besserung begann, weiter gefolgert, daß der Arzt das Beispiel der Natur, die sich so des — vermeintlich schädlichen

— Ueberflusses entledigt, nachahmen müsse, wenn er wirklich helfen wolle, und darum Blutentziehung, namentlich in Form des Aderlasses als das beste Mittel gegen hartnäckige Bleichsucht empfohlen. In dieser Schlußfolgerung liegt ein Körnchen Wahrheit und recht viel Falsches. Blutungen sind zweifellos oft die Folge lokaler oder allgemeiner Blutüberfüllung, und Blutentziehung kann die von der Blutüberfüllung herrührenden Beschwerden, aber nur in einer kleinen Zahl von Fällen die Ursache der Stockung beseitigen. Wenn sie also wirksam zu sein scheint, weil gerade nach einem Blutverluste Besserung eintritt, so beweist das nur, daß entweder nur lokale Beschwerden vorhanden waren, oder daß die Krankheit gerade den Wendepunkt zum Bessern erreicht hatte; aber es ist nicht bewiesen, daß sie durch den Blutverlust beseitigt worden ist. Die vorhin entwickelte Auffassung entspricht also nur einer unbeweisbaren Vermutung; dagegen wissen wir sicher, daß bei Blutarmut die Gewebe und Blutgefäße schlecht ernährt und so die Einrichtungen, die das Blut in seinen Bahnen bewegen und erhalten, unwirksam gemacht werden; denn man beobachtet die reichlichsten Blutungen bei der höchsten, unheilbaren Form der Blutarmut und bei schwerer Blutvergiftung.

Das Blut fließt gerade nach den Stellen und häuft sich durch Stockung dort an, wo wegen der Schwäche der für den Blutkreislauf notwendigen Apparate oder wegen zu geringen äußeren Widerstandes die ungünstigsten Bedingungen für die Fortbewegung bestehen. Die Teile, die an sich besonders blutreich sind, wie die Nasen- und Magenschleimhaut, und besonderer Kräfte zur Fortbewegung des hier leicht stockenden Blutes bedürfen, werden natürlich besonders früh in ihrer Funktion gestört, und das Gewebe wird bei plötzlichem Zufluß — gerade die an Blutleere Leidenden zeigen ja auffallende Schwankungen der Gefäßfüllung (siehe oben) — nur durch Bersten eines Gefäßes entlastet, das heißt unter Verlust des wertvollsten Materials für die Körperernährung.

Es mag ja manchmal vorteilhaft sein, wenn sich der Körper bei großem Blutreichtum des Blutüberflusses auf diese radikale Weise entledigt; aber bei Blutarmut läßt sich auch das mangelhaft beschaffene Blut nur schwer durch Neubildung ersetzen. Jedenfalls haben Versuche, durch Einspritzung von gesundem Blut das angeblich schlechte zu ersetzen, keinen wesentlichen Erfolg aufzuweisen, und das ist, wie wir ja oben gesehen haben, erklärlich, weil eben die abnorme Beschaffenheit des Blutes nur von der fehlerhaften Funktion der blutbildenden oder Nahrung assimilierenden Organe herrührt, und dieser Defekt im Betriebe ist durch Einführung von normalem Blute ebensowenig zu beseitigen, wie die mangelhafte Funktion einer Lampe, die von einem ungeeigneten Cylinder oder fehlerhaften Dochte abhängt, durch Zufuhr von Oel reguliert werden kann.

Unsre Ausführungen haben hoffentlich klargelegt, daß gerade bei einer so häufigen und nach allgemeinem Glauben von jedem Laien bestimmbaren Erkrankungsform das Wesen und die Schwere der Krankheit nur auf Grund eingehender Kenntnis des menschlichen Körpers und seiner Bedürfnisse bestimmt werden kann. Auch die Behandlung, die dem Laien so leicht dünkt, ist außerordentlich schwierig, zumal es nicht bloß gilt, ein Allheilmittel zu verordnen, sondern, nach Feststellung der Ursache, den Kranken in der überwiegenden Zahl

der Fälle zu einschneidenden Veränderungen seiner Lebensweise und zum Verzicht auf viele Vorurteile zu bestimmen. Es ist nach dem Gesagten auch erklärlich, warum es so viele, angeblich wirksame Mittel zur Behandlung der Bleichsucht und Blutleere gibt. Vieles erscheint wirksam, weil die Krankheit viele Grade und Formen und mannigfaltige Ursachen hat. Aber was in dem einen Falle zweckgemäß und wohltätig ist, wirkt im andern schädlich; denn man behandelt eben nicht „die Blutleere oder Bleichsucht", sondern man muß die Störungen aufdecken und beseitigen, die, je nach der Verschiedenheit der individuellen Beschaffenheit des Erkrankten, gerade Blutleere und Bleichsucht hervorrufen, und man behandelt nicht mit Eisen, Hämoglobin oder Pepsin, hydropathischen Maßnahmen, warmen Bädern, mit Gebirgs- oder Seeluft, auch nicht mit einer Badekur, Magenausspülung oder Aderlaß, sondern die Wahl einer bestimmten Behandlungsform und ihr Wechsel hängt von den Umständen des einzelnen Falles ab, die sich eben nur nach genauer Untersuchung ergeben. Viele Fälle bedürfen überhaupt gar nicht einer Behandlung, sondern es genügt, gewisse schädliche Einwirkungen zu beseitigen und Vorschriften für gesundheitsgemäße Lebensweise zu geben. Bei andern wieder sind sonst heilsame Faktoren: Bewegung, Kälte, frische Luft, kräftige Ernährung, schädlich. Vor allem ist zu beherzigen, daß man nicht mit energischen Mitteln das zu ertrotzen sucht, was nur durch langsame Aufbesserung der Kräfte erzielt werden kann, und daß namentlich bei deutlich ausgesprochener Verminderung der Muskelkraft völlige Ruhe für den Kranken überaus wichtig ist. Bleichsüchtige höheren Grades müssen, wenn es sich um den ersten Anfall handelt, so sorgsam wie fieberhaft Erkrankte, und, wenn es sich, wie so häufig, um einen Rückfall handelt, als konstitutionell Erkrankte behandelt werden, d. h. sie müssen angemessene Zeit hindurch das Bett hüten. In der warmen Jahreszeit können sie in der Ruhelage unter den nötigen Vorsichtsmaßregeln, vor allem nicht zu leicht bekleidet, der Sonnenbestrahlung solange als möglich ausgesetzt werden, also gleichsam Licht- und Sonnenbäder nehmen. Erst wenn sich die Kräfte wahrnehmbar gebessert haben, kann man zu methodischer Muskelkräftigung übergehen. Die häufigen Rückfälle der Erkrankung, von denen wir eben sprachen, beweisen, daß auch die leichtesten Grade der Bleichsucht ernst genommen werden müssen, und daß die Behandlung mit der Beseitigung gewisser, besonders deutlicher und darum vom Laien als das Uebel selbst betrachteter Erscheinungen nicht ihr Ende finden darf. Von Heilung kann man erst sprechen, wenn auch unter ungünstigen Lebensbedingungen die geschilderten Veränderungen am Blutgefäßsystem und in der Leistungsfähigkeit sich nicht mehr bemerkbar machen.

Die Behandlung darf also keinesfalls so einseitig und schematisch sein, wie die nicht hygienisch Denkenden glauben, deren Richtschnur der Dichterspruch zu sein scheint:

„Nur Eisen kann uns retten,
Und erlösen kann nur Blut."



Berichte aus allen Wissenschaften.

Religionswissenschaft.

Japan in kirchlicher Beziehung.

Das Inselreich im fernsten Osten hat stets das lebhafteste Interesse der abendländischen Völker erregt, und zahlreiche Schriften suchten nach verschiedenen Richtungen hin Belehrung über dessen Land und Volk zu verbreiten. Ueberschwengliche Schilderungen einerseits, absprechende Urteile andrerseits fanden ihren Weg in die Presse. Der Naturfreund, den die wildromantische Gebirgsnatur entzückte, der Kunstbeflissene, der die Naturfrische der Malereien bewunderte, der Techniker, der die Metall- und Lackwaren, die keramischen Leistungen und Stickereien des japanischen Kunstgewerbes studierte, sie waren des Lobes voll. Der Missionar, dessen heißes Bemühen fruchtlos blieb, der Kaufmann, der es nicht verstand, erfolgreiche Geschäfte zu machen, der flüchtige „Globetrotter", den die unvollständige Bekleidung der Bauern und Arbeiter genierte, der oberflächliche Beobachter des geistigen Tun und Treibens im niederen Volk, sie waren öfters schnell mit einem harten Urteil fertig.

Da die kirchlichen Zustände, die bisher meist nur in theologischen Kreisen erörtert wurden, auch manches Interesse für das Laienpublikum darbieten, so sei es einem Laien gestattet, von neutralem Standpunkte aus, einige einschlägige Tatsachen zu beleuchten. Solche Tatsachen sind:

1. In Japan gibt es keine Staatsreligion,
2. in Japan ist die Schule völlig von der Kirche getrennt,
3. in Japan hat der Priester keinen politischen Einfluß,
4. in Japan herrscht in religiösen Dingen eine beispiellose Toleranz.

Während die große Majorität der Bevölkerung aus Buddhisten besteht, bekennt sich ein kleiner Anteil zum Shintoismus und ein noch kleinerer zum Christentum. Da sich die kaiserliche Familie zum Shintoismus bekennt, so ist es begreiflich, daß man dem Buddhismus von oben herab keine Pflege angedeihen läßt, und daß man ein scharfes Auge darauf richtet, daß die Priester keine Politik treiben. Die Verbindung von „Thron und Altar" fällt hier fort. Es gibt keine theologische Fakultät, kein staatlich unterhaltenes Priesterseminar, sondern nur Privatanstalten für Ausbildung von Priestern.

Bei der in Japan proklamierten Religionsfreiheit unterhalten die verschiedensten Sekten des Christentums — die Mormonen nicht ausgenommen — Missionen in Japan, allein die Erfolge sind nur spärlich. Von den Ursachen, die dieser Erscheinung zu Grunde liegen, seien hier nur einige angedeutet. Zunächst wäre auf den Einfluß einer Episode aus der Geschichte Japans hinzuweisen. Nachdem vor circa 300 Jahren die Jesuiten das Christentum über einen großen Teil Japans verbreitet hatten, zettelten sie mit Hilfe von christlich gewordenen Fürsten einen Bürgerkrieg an, um die Religion der Nächstenliebe mit Gewalt über ganz Japan auszudehnen. Der Krieg nahm aber eine ihnen ungünstige Wendung, und damit fielen sämtliche früheren Bemühungen in nichts zusammen, das Christentum war wieder ausgerottet.

Eine weitere Ursache liegt in der Verschiedenheit der Konfessionen. Welches ist die richtige Version, die katholische oder protestantische? fragt der Japaner. Und wenn man ihm bedeutet, daß der Hauptinhalt bei beiden Konfessionen der gleiche sei, so weist er auf manche betrübende, ihm wohl bekannte Erscheinungen hin. Der „Kulturkampf" in Deutschland und Frankreich, die Tätigkeit des Zentrums im Deutschen Reichstag, der Streit zwischen Vatikan und Quirinal sind weitere Bilder aus der Geschichte, die den Japaner stutzig machen. Da dank dem vortrefflichen Schulsystem fast jeder Bauer und Arbeiter die einfacher ge-

schriebenen Zeitungen[1]) lesen kann, da ferner die Redakteure der Zeitungen mit einer oder der andern europäischen Sprachen vertraut sind und vieles aus den Zeitungen Europas in das Japanische übersetzen, so ist das Volk in Japan über viele Verhältnisse weit besser unterrichtet, als man in Europa vermeint.

Der Grund, warum die Jesuiten vor 300 Jahren mehr zuwege brachten als die Missionare von heutzutage, liegt darin, daß es damals noch zahlreiche fast unabhängige Fürsten (Daimios) gab, von denen manche für die neue Lehre gewonnen wurden und so ein Beispiel für das Volk gaben. In jetziger Zeit ist die Bekehrung von oben herab nicht mehr möglich. Indessen könnten die Missionare immerhin mehr Erfolg haben, wenn sie zunächst die Buddhistenpriester gewinnen würden; es fiele dann auch die Frage nach den nötigen Finanzen für Pfarrergehälter und Kirchenbauten weg. — Es ist schließlich noch zu berücksichtigen, daß religiöse Vorstellungen beim Japaner keine so breite Stelle im Gemüt einnehmen wie beim Europäer, und daß der Missionar in seinem Eifer erlahmen muß, wenn er überlegt, daß er aus lauen Buddhisten nur laue Christen machen würde.

Im allgemeinen sind jedoch die christlichen Missionare in Japan gern gesehen, sie stiften viel Gutes und verschaffen dem Christentum ein gewisses Ansehen.

In den Schulen Japans wird kein Religionsunterricht erteilt, wohl aber in ausführlicher Weise ein Moralcodex gelehrt, der vor zehn Jahren von der Regierung revidiert und erweitert wurde. Dieser Codex enthält außer den sämtlichen Lehren der christlichen Moral noch einen voluminösen Paragraphen über den Patriotismus. Daß nach der moralischen Richtung hin die Religion der Nächstenliebe hier festen Fuß bereits gefaßt hat, geht wohl am eklatantesten daraus hervor, daß die im vorigen Dezennium hier gegründete Gesellschaft zum roten Kreuz eine phänomenale Ausdehnung gewonnen hat.[2]) Im verflossenen Oktober feierte diese Gesellschaft im Uyeno-Park in Tokio ihr Stiftungsfest, zu dem volle 20000 Mitglieder von nah und fern herbeigeströmt waren und die Kaiserin von Japan eigenhändig Preise für besondere Verdienste um diesen Verein verteilte, dessen rühmliche Tätigkeit im Boxerkrieg von den Alliierten allgemein anerkannt wurde. Vor kurzem wurde in Tokio ein spezielles Organ für diese Gesellschaft gegründet. Diese Zeitung führt den Namen: Nippon Sekijuji Shimpo.

Mancher wird vielleicht fragen, wie es denn bei dem Mangel an Religionsunterricht mit der Zahl der Verbrechen stehe? Die vergleichende Statistik zeigt uns hier, daß die Zahl der schweren Verbrechen (Mord, Raub, Notzucht) in Japan geringer ist als in Europa, wogegen Betrug und Urkundenfälschung einen etwas höheren Prozentsatz liefern. Mangel an kaufmännischer Moral ist schon mehrfach japanischen Handelskreisen vorgeworfen worden, es besteht jedoch berechtigte Hoffnung, daß mit der kommenden Generation falsche, aus früherer Zeit überkommene kaufmännische Begriffe verschwinden werden. Japaner, die Europa und Amerika bereist hatten, haben selbst vor Verirrungen gewarnt. Indessen darf von einzelnen ungehörigen Vorgängen aus noch kein Schluß auf alle Kaufleute gezogen werden; es wäre das ebenso ungerecht, als wenn man den früheren Direktor der Leipziger Bank als Typus der sächsischen Bankdirektoren erklären wollte. In Tokio gibt es Hunderte von japanischen Importeuren, die seit 15 bis 20 Jahren Geschäfte mit dem Auslande machen und niemals Grund zu Klagen gegeben haben. — Noch wäre der moralisierende Einfluß der Presse zu erwähnen. Gar häufig berufen sich buddhistische Blätter auf die christlichen Lehren, um einen Vorgang zu beleuchten! —

Mit dem Ausschluß des priesterlichen Einflusses aus der Schule hängt es zusammen,

---

[1]) Manche Zeitungen, wie der „Nippon Shimbun", werden lediglich in chinesischen Symbolen gedruckt und sind schwierig zu lesen; andre dagegen, wie der „Yorodzu Choho" oder der „Ni-roku", verdeutlichen die Symbole durch phonetische Zeichen (Kata-kana) und sind deshalb leichter zu verstehen.

[2]) Buddhisten der strammeren Richtung wurden dadurch für die Gesellschaft gewonnen, daß man ihnen erklärte, das Kreuz sei hier nicht das Symbol der christlichen Kirche, sondern aus dem Staatswappen der Schweiz entnommen.

daß religiöse Vorstellungen beim Volke nur eine untergeordnete Rolle spielen. Ein neuerer Autor[1]) hat aber diese Erscheinung erklärt als „Unfähigkeit, abstrakte Begriffe aufzufassen“, als einen „Mangel des Suchens nach Kausalität“. Das ist wohl ein ganz gründlicher Irrtum, denn die geistigen Fähigkeiten der Japaner stehen nicht um ein Haarbreit denen der zivilisierten Nationen Europas nach. Der Wahrheit die Ehre! Welche zahlreichen Untersuchungen von Japanern weist die heutige Naturwissenschaft auf! Statt meine eignen Erfahrungen, die ich als Universitätslehrer während sechs Jahren gesammelt habe, hier zu erwähnen, lasse ich einen Mann, der an 30 Jahre als Mediziner in Japan weilte, urteilen. Dieser schrieb mir nach dem Lesen des ebenerwähnten Artikels: „Ich war so empört, daß ich den Artikel gar nicht zu Ende lesen konnte. Es wird darin keine einzige eigne Beobachtung mitgeteilt, sondern aus allerlei Büchern werden einzelne aus dem Zusammenhang gerissene Sätze zusammengeschleppt. Die Japaner sollen nach jenem Autor keinen philosophischen Sinn haben, und doch gibt es fast kein Volk, bei dem Professoren und Studenten sich so viel mit Herbert Spencer und andern Philosophen der Neuzeit beschäftigen, wie hier. Wenn man die Psyche eines Volkes studieren will, so muß man vor allem die Sprache gründlichst kennen. Auch dann ist eine zuverlässige Urteilsabgabe erst nach vielen Jahren gründlichster Beobachtung möglich. Von dem behaupteten Fremdenhasse[2]) habe ich bei den Japanern nie etwas gemerkt, wohl aber von dünkelhaftem Benehmen mancher Europäer in Japan. Besonders kommen manche Zeitungsredakteure hier in Betracht.“

Der Ausschluß des Religionsunterrichts aus der Schule hat eine beispiellose Toleranz gezeitigt, wofür nur einige Beispiele erwähnt seien. Ein katholischer Pfarrer (aus Europa) teilte mir mit, daß eines Tages ein Buddhistenpriester zu ihm kam mit der Bitte, den Kindern seiner Privatschule den Katechismus zu erklären. Als ihm bedeutet wurde, daß dieses nur im Sinne der christlichen Religion geschehen könne, meinte er, das sei ihm gleich, da dieses unmöglich den Kindern schaden könnte. — In Nikko, dem reizend gelegenen, altberühmte Tempel und Mausoleen bergenden Gebirgsort, wo viele in Japan und China ansässige Ausländer während der feucht-heißen Jahreszeit Zuflucht suchen, ist schon öfters ein schön gelegener Tempel zur Villa umgestaltet und an Ausländer vermietet worden. Ich habe selbst einmal einen protestantischen Missionar, der diesen Buddhistentempel gemietet hatte, besucht. Auf meine Frage, wo denn der Altar des Tempels eine zeitweilige Zufluchtsstätte gefunden habe, schob der Missionar eine Türe seines Schlafgemaches zurück: der Altar kam zum Vorschein! Weder die Andächtigen, die während der Umgestaltung des Tempels zur Villa in einer kleinen Sakristei ihre Andacht verrichten mußten, noch die höher stehenden Buddhapriester, noch die Presse nahmen die geringste Notiz von dieser Tempelvermietung! Als ich aber vor jener Tempelvilla stand, war es nicht der schöne Ausblick auf die romantische Umgebung, der meine Gedanken fesselte, sondern — ein Vergleich mit Verhältnissen in Europa. Wahrlich, eine Episode, die sich kürzlich in Wien zwischen einer Schusterinnung und einem Priester abspielte, der das neue Vereinslokal einzuweihen verweigerte, weil die Büste von Hans Sachs, einem Ketzer, dort aufgestellt war, wäre in Japan ganz undenkbar. Als im Sommer des vorigen Jahres ein Buddhapriester aus Indien, Namens Dhamulola, in Japan weilte, und durch seine Artikel gegen das Christentum und seine Lobgesänge auf den Buddhismus eine fanatische Bewegung entfachen wollte, scheiterten seine Bemühungen an dem Geiste der Toleranz und des Fortschritts.[3]) „Buddhisten Japans,“

---

[1]) Globus, Band 82, Nr. 4 (1902).

[2]) Den Japanern wird auch oft ein Zug der Grausamkeit zugeschrieben; das kann sich aber bloß auf ungebildete, moralisch tiefstehende Leute beziehen, die es ja in jedem Volke gibt. In vergangenen Jahrhunderten war Grausamkeit wohl mehr an der Tagesordnung, aber trifft denn dieses nicht auch für die Länder der Folterkammern und Hexenverbrennungen zu? Der Tierschutzverein in Tokio sucht durch Traktate schon bei den Kindern für liebevolle Behandlung der Tiere zu wirken.

[3]) Ein andrer Hohepriester aus Indien, Namens Swami Agamea Parama Tatwa hat eine Buddhistensynode organisiert, die nächstes Jahr in Osaka tagen soll und eine engere Verbindung aller Buddhisten Asiens anstreben will.

schrieb er — in englischer Sprache in japanischen Zeitungen, die diese Artikel natürlich auch ins Japanische übersetzten — „gürtet eure Lenden in dem kommenden Kampfe gegen das Christentum! Ein großes Kapital steht den christlichen Missionaren zur Seite, und wenn sich auch schließlich eine einzige Bekehrung auf tausend Dollars berechnet, Geduld und Geld der Christen läßt nicht nach!" Die Abwesenheit von religiösem Fanatismus in Japan [1]) paßt nun manchen gar nicht in den Kram und wird auch von dem Autor des schon erwähnten Artikels im „Globus" als „Mangel an Idealismus", als „Materialismus" erklärt. O, wie blind, wie so verkehrt!

Der japanische Buddhapriester nimmt keine besonders geachtete Stellung ein, er darf keine politische Agitation treiben und kann nicht in das Parlament gewählt werden. Er bezieht, wie schon erwähnt, kein Gehalt vom Staate und ist auf die Einkünfte der kirchlichen Ländereien angewiesen. Da diese in manchen Distrikten sehr gering sind, besteht hier das Institut der Bettelmönche, die in einem primitiven Ornat von Haus zu Haus wandern und mit ihrer Klingel den Insassen ihre Anwesenheit ankündigen. In früheren Jahrhunderten, als zahlreiche Daimios dem Buddhismus huldigten, gab es politisch einflußreiche Priester, die oft ihre Macht mißbrauchten. Diese Zeiten sind seit der Aufhebung der Kleinstaaten durch den Kaiser für immer vorbei. Die Geschichte des Buddhismus in Japan ist ebenso lehrreich wie die Geschichte des Christentums in Japan. [2]) Es scheint, daß der Buddhismus mehr und mehr Halt im Volk verliert, und daran haben die Hohepriester der Haupttempel einen nicht unwesentlichen Anteil. Als im vergangenen Jahre der Hohepriester des größten Tempels in Kioto durch leichtsinnige Verwaltung des Kirchenvermögens ein Defizit von sechs Millionen Mark herbeiführte und seine Haremswirtschaft bekannt wurde, brandmarkten alle Zeitungen in den schärfsten Ausdrücken das Verhalten jenes Priesters. Manche japanische Zeitungen veröffentlichten ihr Verdammungsurteil auch in englischer Sprache, um ihm eine größere Verbreitung und mehr Nachdruck zu verleihen.

Ein andres, wenig erbauliches Vorkommnis ist der Streit zwischen den Priestern von Nagoya mit denen von Kioto um den Besitz der Gebeine Buddhas, die der König von Siam den Buddhisten Japans geschenkt hatte. Diejenigen Tempel, in denen die Reliquie deponiert wurde, konnten natürlich wegen der zahlreichen Wallfahrten dorthin eine sehr einträgliche Einnahme erwarten. Es steckte also hinter dem Streit um die Knochen faktisch ein Kampf um Finanzen, was von der japanischen Presse auch rückhaltslos bloßgelegt und gegeißelt wurde. Ein Blatt [3]) schrieb, jener Kampf zeige, wie tief die Buddhapriester Japans gesunken seien. Indessen dieser Tadel trifft keineswegs alle Priester. Es gibt noch viele ehrliche, aufrichtige Naturen unter ihnen, die nur das geistige Wohl des Volkes im Auge haben. Manche verhehlten ihren Ingrimm über die erwähnten Vorkommnisse nicht. So erklärte vor kurzem der Buddhapriester Murakami im Tierschutzverein von Tokio: „Mehr wie 100000 Yen sind bereits verausgabt worden, um den Gebeinen Buddhas einen angemessenen Ruheplatz zu verschaffen. Hätte Buddha selbst das geahnt, so hätte er vielleicht vorgezogen, wenn diese Summe dem humanen Streben des Tierschutzvereins zu gute gekommen wäre."

Prof. Dr. Oskar Loew in Tokio.

---

[1]) Unter den zwölf Hauptsekten des Buddhismus in Japan gibt es nur eine oder zwei der strammeren Tonart, und fanatische Handlungen kommen nur sehr selten vor, z. B. Insulten, wenn ein Ausländer beim Betreten eines Tempels seinen Hut aufbehält.

[2]) Die Geschichte des Christentums in Japan hat einen vorzüglichen Bearbeiter in Herrn Pfarrer Hans Haas in Tokio gefunden. Vor kurzem erschien der erste Band als Supplement der „Mitteilungen" der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens.

[3]) Yorodzu Choho, vom 4. Dezember 1902.



Philosophie.

Die Außenwelt als Spiegel des Ich.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß wir die Außenwelt nur als Stückwerk erkennen, daß wir nämlich nur dasjenige von ihr erfassen, wozu die Schärfe unsrer Sinne ausreicht, was für unsern Verstand ergründbar ist, oder wofür wir in unserm Seelenleben Anklänge finden. Am klarsten wird uns dies, wenn wir abnorme Beanlagungen betrachten. Ein Farbenblinder vermag nur eine beschränkte Anzahl von Farben zu unterscheiden. Manche Farben besitzen für ihn überhaupt keinen Reizwert und erwecken in ihm nur farblose Empfindungen, oder sie werden durch ähnliche vertreten, so wenn ein violettes Licht dem anormalen Auge blau erscheint. Während daher das Auge normaler Sehender sieben Spektralfarben unterscheidet (rot, orange, gelb, grün, blau, indigo, violett), besteht z. B. bei vorhandener Gelb-Blau-Blindheit nach den Untersuchungen von E. Hering das Spektrum nur aus der Farbenfolge: Purpurrot, farbloses Grau, Grün, farbloses Grau, wobei Rot und Grün in verschiedenen Sättigungsgraden auftreten. Bei Schwachsinnigen fängt in einem gewissen Alter der Verstand an, gleichsam stille zu stehen, er macht keine neuen Erwerbungen mehr, sondern bleibt auf seine bisherigen Erkenntnisse beschränkt. Mit diesem Tiefstande des Intellektuellen geht ein Mangel des sittlichen Gefühls Hand in Hand. Die Gefühle der Verwandtschaft und Freundschaft, des Mitleids gegen Tiere u. s. w. fehlen diesen geistig Armen, und nur der vollendetste Egoismus beherrscht sie. Aber auch für den normalen Menschen gibt es bestimmte Grenzen des Erkennens, die er nicht zu überschreiten vermag. Die Philosophen haben sie aufgesucht und die Bedingungen des Erkennens festgestellt. Allerdings suchen Wissenschaft und Technik diese Grenzen allmählich mehr und mehr hinauszuschieben, namentlich auch mit Hilfe der Physik. Schon Spencer wies darauf hin, daß jedes neue Instrument und jede Zusammenstellung bekannter Instrumente zu neuen Zwecken eine Erweiterung unsrer Sinne darstellt. Denken wir daran, daß die Physik mit Hilfe ihrer Apparate das Niedergehen eines Stäubchens, den Luftstrom, der durch das Einherschreiten einer Person entsteht, die Zitterbewegungen der Alkoholiker und Paralytiker zu markieren im stande ist, daß sie den hundertsten Teil einer Milliontel Sekunde noch zu messen vermag, daß sie die elektrischen Strömungen, die bei leisen Erregungen durch Kitzeln, Gerüche, Licht- und Schallerscheinungen im menschlichen Körper entstehen, noch kenntlich macht u. s. w. Berücksichtigen wir dies, so müssen wir O. Wiener beistimmen, der auf Grund dieser und andrer Beispiele behauptet, daß wir fähig sind, unsre Vorstellungen über die in der Außenwelt gegebenen Beziehungen von der Natur unsrer Sinne unabhängig zu machen, und daß wir auf diese Weise Vorgänge in der Außenwelt zu erkennen vermögen, die auf unsre natürlichen Sinne keinen Einfluß haben. Immerhin aber werden sich auch für die geschilderten Erweiterungen unsrer Sinne schließlich unüberschreitbare Grenzen herausstellen. Denn am Ende sind es doch unsre Sinne, die über das von den Apparaten Markierte urteilen müssen.

Wir sehen also, daß im letzten Grunde die Beschaffenheit unsers Ich es ist, von der die Anschauung, die wir uns über die Außenwelt bilden, abhängt. Immer sind es die für uns bestehenden Möglichkeiten des Erkennens, durch die die Außenwelt bei uns Eingang findet, immer die uns eigentümlichen Auffassungsweisen, nach denen wir die Außenwelt formen. Die Außenwelt ist also gewissermaßen ein Spiegel des Ich.

Wir können diesen Gedanken bis in die primitivsten Beziehungen des Ich zur Außenwelt verfolgen: Wir nehmen an, daß die Gegenstände in Wirklichkeit rot, blau, warm, kalt, hart, weich u. s. w. sind, während wir doch nur behaupten können, daß sie gemäß der uns eigentümlichen Auffassungsweise uns so erscheinen. Denn nach dem Vorangegangenen ist klar, daß es auch Wesen geben könnte, denen sie anders erschienen, und auch solche, die vermöge einer umfassenderen Veranlagung noch andre Eigenschaften, z. B. magnetische, an den Gegenständen wahrnehmen würden. In Wirklichkeit ist also ein Gegenstand nichts weiter als ein Zusammen, ein Komplex von Qualitäten, die durch die Beschaffenheit unsers

Ich bedingt sind. Wollen wir noch einen Schritt weiter gehen, so können wir mit G. Hirth sagen, daß im Grunde genommen alle Qualitäten Wahngebilde sind, die durch einen vorhandenen Zwang unsrer Hirnrinde in uns entstehen. Die Sinne bieten uns demnach nur eine Wahnwelt. Wir wähnen gemäß bestimmter Aussagen unsrer Sinne, daß die Dinge so sind, wie wir sie wahrnehmen, und die Uebereinstimmung, die diese Ansicht bei unsern Mitmenschen findet, bestärkt uns in dieser Annahme. Dabei entgeht uns jedoch das wahre Wesen der Dinge. In Wirklichkeit sind die Qualitätenkomplexe, in denen die Dinge sich uns darstellen, nur „Zeichen", „Symbole" für wahrgenommene Gegenstände. Allerdings genügt uns dies. Denn wir vermögen mit Hilfe dieser Symbole die Gegenstände zu unterscheiden und für unsre Zwecke zu verwerten.

Die Außenwelt bildet also insofern einen Spiegel des Ich, als wir aus uns erst das hineinlegen, was wir in ihr finden. Wird aber damit nicht der Außenwelt alle Realität genommen? Bleibt sie dann noch etwas Wirkliches? Es dürfte sich demnach an das Vorangegangene die Frage anschließen, wie die Außenwelt unter der von unserm Ich ausgehenden Formung als etwas außer uns Bestehendes zu stande kommt. Wie bildet sich uns die Vorstellung der Außenwelt? Diese Frage mag dem naiven Verstande lächerlich erscheinen. Bedenken wir aber, daß jedes tierische Wesen sich als Besonderheit von der Außenwelt erst abheben muß und sich zum Unterschied von der Pflanze der Außenwelt gegenüber als Einheit fühlen muß, so erkennen wir, daß der Gegensatz zwischen dem Ich und der Außenwelt nicht so ohne weiteres gegeben ist.

Hören wir, wie Eisler, ein neuerer Autor über diesen Gegenstand, die Frage nach der Realität der Außenwelt beantwortet: Da die Gegenstände dem Ich einen Widerstand entgegensetzen, so werden sie als Kräfte aufgefaßt. Ein Stück Materie ist danach nichts weiter als ein System von Kräften. Die Dinge haben für uns den Wert von Wesen, von denen Wirkungen ausgehen. Und wir stellen uns diese Wesen anthropomorphistisch vor, nämlich als behaftet mit ähnlichen Eigenschaften, wie wir selbst sie besitzen. Die Dinge sind gleichsam Reflexe unsrer Ichheit. So tragen wir aus uns den Begriff der Einheit und Identität in die Dinge hinein und fassen sie als einheitliche, in sich geschlossene, im Wechsel beharrende Substanzen. Auf diese Weise wird das Ding gleichsam zu einem Gegen-Ich gestempelt. Wir bereichern also wieder unsre Umgebung mit Faktoren, die sich in der Außenwelt in Wirklichkeit nicht vorfinden, sondern die wir erst aus uns in sie hinein verlegen. Der Widerstand nun, den uns die Dinge entgegensetzen und der in der geschilderten Weise anthropomorphisiert wird, bildet nach Eisler für uns den Grund für die Annahme einer Außenwelt.

In andrer Weise beantwortet de Craene die Frage nach der Realität der Außenwelt: Allerdings haben wir die Welt mit lauter Anthropomorphismen erfüllt. Wir haben uns daran gewöhnt, die Geschichte der Körper vom Standpunkte unsrer eignen Lebensgeschichte zu betrachten. Namentlich der Urmensch leistete in Anthropomorphismen Bedeutendes. Beim Kulturmenschen sind sie mehr und mehr verschwunden. Wir haben die Natur mehr und mehr von ihrem subjektiven Charakter befreit, den sie durch die Beziehung auf unsre Ereignisse erhielt. Statt dessen definieren wir die Körper durch die Beziehungen der an ihnen wahrgenommenen Ereignisse aufeinander. Bisher bezeichneten wir mit fest das, was in uns die Empfindung des Widerstandes erzeugte. Jetzt nennen wir fest das, was das Stillestehen eines in Bewegung begriffenen Körpers hervorruft. Bisher vergegenwärtigten wir uns die Linien, Oberflächen und festen Körper durch Gruppen von Bewegungs-, Berührungs- und Widerstandsempfindungen. Jetzt definieren wir die Linie, die Fläche und den Körper, beziehungsweise durch die Bewegung eines Punktes, einer Linie und einer Fläche. Bisher taxierten wir die Kraft durch die Größe des Widerstandes, den wir erfuhren. Jetzt messen wir sie durch die Geschwindigkeit der Bewegung, die sie einer gegebenen Masse erteilt oder durch die Größe der Masse, der sie eine Bewegung von gegebener Geschwindigkeit erteilt. In allen den genannten Fällen müssen wir also erst die Beziehungen der Körper zu einander aufsuchen, bevor wir über sie urteilen können. Diese Abhängigkeit unsers Urteils von der

Beschaffenheit des äußerlich Gegebenen ist nun nach de Craene ein Beweis dafür, daß eine selbständige Außenwelt existiert.

Offenbar operieren beide Autoren Eisler und de Craene mit demselben Gedankenmaterial. Nur legt bei der Beantwortung der obigen Frage Eisler mehr den Nachdruck auf die Abhängigkeit unsrer Willenstätigkeit, de Craene mehr auf die Abhängigkeit unsrer urteilenden Tätigkeit.

Das Ich bildet den Mittelpunkt, um den sich alles dreht, den Maßstab für die Dinge der Außenwelt. Je vollkommener und reiner das Ich ausgestaltet ist, um so schöner erscheint ihm die Welt, um so mehr ist es befähigt, seine Umgebung zu beglücken. Je unvollkommener und unreiner das Ich, um so pessimistischer seine Weltanschauung, um so verderbenbringender seine Wirkungen. Dr. Carl Max Gießler, Erfurt.



Literarische Berichte.

Rechtsprechung 1902 zum B. G. B., E. G. z. B. G. B., C. P. O., K. O., G. B. O., R. F. G. u. Zw.-V.-G. nach der Reihenfolge der Gesetzesparagraphen bearbeitet von Dr. Hs. Th. Soergel. 3. Jahrgang. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 4.80.

Dieser neue, dritte Jahrgang des in erster Linie für alle Juristen, namentlich die Richter, Rechtsanwälte und Notare unentbehrlichen Werkes bringt neben allen Entscheidungen auf den Gebieten des Bürgerlichen Gesetzbuches und des Einführungsgesetzes dazu, der Zivilprozeß-, Konkurs- und Grundbuchordnung und des Reichsgesetzes über die Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit auch noch die gesamte bisherige Rechtsprechung zum Reichsgesetz über die Zwangsversteigerung und die Zwangsverwaltung. Der Verfasser ist eifrig bemüht, das handliche und außerordentlich klar gedruckte Buch noch immer praktischer und umfassender zu gestalten; so findet man in dem neuesten Jahrgang bei einzelnen Entscheidungen nicht mehr wie früher bloß eine, sondern die verschiedenen Zeitschriften als Quelle angeführt, auch wird jetzt durch fortlaufende Verweise auf die früheren Jahrgänge deren Benutzung möglichst bequem gemacht und ein rascher Ueberblick über den Stand der Judikatur 1900 bis 1902 geboten. In juristischen Kreisen hat sich Soergels „Rechtsprechung“ bereits so eingebürgert, daß für sie der Hinweis auf das Erscheinen dieses Jahrgangs genügt; es sei jedoch besonders hervorgehoben, daß auch für alle Kaufleute, Bankiers, Gewerbetreibenden, Hausbesitzer u. s. w. das Buch sehr nutzbringend und lehrreich ist, so namentlich in den Abschnitten über das Recht der Schuldverhältnisse, das Sachen- und Familienrecht, über Erbrecht und Testamente u. s. w.

Fr. R.

Die Frauenfrage, ihre geschichtliche Entwicklung und ihre wirtschaftliche Seite. Von Lily Braun. Leipzig. S. Hirzel. 557 Seiten.

Auf Grund vieljähriger Arbeit hat die Verfasserin die Frauenfrage in ihrem ganzen Umfang einer Darstellung unterzogen. Das Moment der wirtschaftlichen Lage der Frau bildet den Ausgangs- und Mittelpunkt der Betrachtung. Wer die Geschichte überhaupt wesentlich als eine Folge wirtschaftlicher Bewegungen ansieht, aus denen die übrigen Erscheinungen im Völkerleben, insbesondere auch die geistigen, resultieren, wird jene Auffassung billigen. Die übrigen werden sie wenigstens als methodisch brauchbaren Gesichtspunkt für den geschichtlichen Ueberblick gelten lassen, ohne ihre Ausschließlichkeit anzuerkennen. Schließlich sind doch wohl die geistigen Werte mehr als die bloßen Resultanten wirtschaftlicher Mächte. Die Darstellung fußt auf einem umfassenden Studium der in Frage kommenden Literatur, insbesondere auch auf der Benutzung der amtlichen Statistiken, der staatlichen wie privaten Enqueten. Im ersten Abschnitt wird die Entwicklung der Frauenfrage bis zum 19. Jahrhundert dargestellt. Der zweite, weit umfangreichere Abschnitt ist der Gegenwart gewidmet. Die treibenden Kräfte der bürgerlichen wie der proletarischen Frauen-

bewegung werden eingehend erörtert, die Aufgaben der sozialpolitischen Gesetzgebung in Beziehung auf die Frauenfrage verständnisvoll erläutert. Br.

C. Beyer-Boppard, Danneckers Ariadne. Eine kunsthistorische Studie mit 4 Abbildungen und den biographischen Skizzen von v. Dannecker und S. M. v. Bethmann. Frankfurt a. M. Rütten und Loening.

Der Verfasser, der sich schon früher das Verdienst erworben hatte, alle Legenden, die über die Entstehung der Danneckerschen Ariadne im Umlauf gewesen, durch seine urkundlichen Forschungen zerstört zu haben, hat das Gesamtergebnis in dieser abschließenden Schrift noch einmal zusammengefaßt, bereichert durch wertvolle Ergänzungen und zwei ungedruckte, auf die Ariadne bezügliche Dichtungen Rückerts. Bei der ungeheuren Verbreitung, die Danneckers Bildwerk gefunden hat, wird diese authentische Darstellung seiner Entstehung auch weitere Kreise interessieren. R.

Die Saxoborussen. Roman von Gregor Samarow. 6. Auflage mit 8 Vollbildern von E. Cucuel. Stuttgart und Leipzig, 1903. Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 5.50.

Bei dem gegenwärtigen starken Interesse am studentischen Milieu, wie es am deutlichsten durch den fabelhaften Erfolg von Meyer-Försters „Karl Heinrich" und dem nach dieser Erzählung bearbeiteten Schauspiel „Alt-Heidelberg" dokumentiert wird, dürfte die Neuauflage eines Werkes dieser Richtung vielen willkommen sein. Ein Roman, der bei seinem ersten Erscheinen manches Für und Wider geweckt, ja sogar eine Gegenschrift hervorgerufen hat, erscheint nun ohne inhaltliche Aenderungen in vorzüglicher Ausstattung wieder auf dem Lesemarkt. Sein Verfasser, Oskar Meding — das Pseudonym des Titels benützte er neben andern am liebsten und häufigsten — ist als Staatsmann früherer Jahre bekannt und von Haus aus Vertreter des politischen Romans. Er kann dies auch hier, wo er meist harmlose Erinnerungen seiner eignen Heidelberger Zeit frei verarbeitet hat, nicht ganz verleugnen: die Gegensätze der vierziger Jahre müssen hereinspielen. Das erhöht den Wert der mit Humor durchsetzten Erzählung und gibt den ernsten Hintergrund großer Zukunftsaufgaben für das heitere Korpsleben flotter Studentenzeit. —ck.

Grundlinien idealer Weltanschauung. Aus Otto Willmanns „Geschichte des Idealismus" und seiner „Didaktik" zusammengestellt von Prof. Dr. J. B. Seidenberger. Braunschweig, 1902. Friedrich Vieweg & Sohn.

Die Schrift führt in ihrem ersten Teil die „Geschichte der Weltanschauung" vor, von dem vorgeschichtlichen Idealismus bis zum erneuten Hervortreten der Scholastik in der Gegenwart, ausgehend von der Definition: „der echte Idealismus faßt die Welt als wirklich, als real auf, geschaffen nach den Ideen Gottes". Der zweite Teil trägt die Ueberschrift „Glauben und Wissenschaft", der dritte „Leben und Lebensgemeinschaften" enthält „Wissenschaft und Leben", „Staat, Kirche und Schule", „Grundzüge eines Bildungsideals" u. s. w. Als seine Aufgabe bezeichnet der Verfasser, zur Gewinnung einer einheitlichen Weltanschauung auf dem Boden des Christentums und neuzeitlicher Geistesbildung zu dienen; seine Ausführungen lassen nie den katholischen Geistlichen verkennen, der den Idealismus als die von der katholischen Kirche gebilligte Philosophie darstellt. Seine Leser denkt er sich namentlich in den Kreisen der akademischen Jugend. S.



Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Besant, Annie, Esoterisches Christentum oder Die kleineren Mysterien. Autorisierte Uebersetzung von Mathilde Scholl. Leipzig, Th. Griebens Verlag. M. 3.60.

Beyerlein, Franz Adam. Das graue Leben. Ein Beitrag zur Psychologie des vierten Standes. Roman. München, Albert Langen.

Bierbaum, Otto Julius. Stella und Antonie. Schauspiel in vier Aufzügen. München, Albert Langen. M. 2.—

Carneri, B., Sittlichkeit und Darwinismus. Drei Bücher Ethik. Zweite, überarbeitete Auflage. Wien, Wilh. Braumüller. M. 5.—

Chiavacci, V., Wo die alten Häuser stehn.

Bilder und Humoresken aus dem Wiener Volksleben. Zweite Auflage. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. M. 3.—

Cook, Frederick A., Die erste Südpolarnacht 1898—1899. Bericht über die Entdeckungsreise der „Belgica" in der Südpolarregion. Mit einem Anhange: Ueberblick über die wissenschaftlichen Ergebnisse. Mit zahlreichen Illustrationen. Deutsch von Prof. Dr. Anton Weber. Kempten, Jos. Köselsche Buchhandlung. Gebunden M. 10.—

Dehlinger, Gottgetr (Theodor), Deutsche Scherflein zum Sprachschatze. Stuttgart, Max Kielmann. M. 4.—

Delitzsch, Friedrich, Im Lande des einstigen Paradieses. Ein Vortrag. Mit 52 Bildern, Karten und Plänen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 2.—; gebunden M. 2.50.

Eelbo, Bruno, Irminfried. Ein Drama in fünf Aufzügen. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Efendi, Dr. Mehemed Emin, Das neue Weltreich. (Ein Beitrag zur Geschichte des 20. Jahrhunderts.) II. Teil: Von der Eroberung Konstantinopels bis zum Ende Oesterreich-Ungarns. Leipzig, Friedrich Luckhardt. M. 2.—

Fäh, Dr. Adolf, Geschichte der bildenden Künste. Zweite, verbesserte und erweiterte Auflage. Mit farbigen Tafeln und Abbildungen im Texte. Lieferung 8 und 9. Vollständig in zwölf monatlichen Lieferungen à M. 1.70. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung.

Frey, Justus, Spruchdichtungen. Aus dem Nachlasse. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. M. 1.80.

Goltz, F. Freiherr von der, Moltke. Mit zehn Kartenskizzen. Berlin, Georg Bondi. M. 2.50.

Hansjakob, Heinrich, Aus dem Leben eines Vielgeprüften. Wahrheit und Dichtung. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. 50 Pf.

Herder, Johann Gottfried, Comenius und die Erziehung des Menschengeschlechts. Ein Lebensbild. Nebst einem Vorwort herausgegeben von Dr. Ludwig Keller. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 40 Pf.

Hornstein, Ferdinand v., Novellen. Die Petersinsel — Der Christus von Mariahilf — Die Gegnerin — Herrn Wimplingers romantische Genesung. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 4.—

Jaffé, A., Gedanken und Gleichnisse. Berlin, Max Schildberger.

Jensen, Wilhelm, Mettengespinnst. Eine Novelle. Zweite Auflage. München, Ed. Koch. M. 3.—

Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. Anselm Salzer. Mit 110 farbigen und schwarzen Beilagen, sowie über 300 Textabbildungen. Heft 2. Vollständig in 20 Lfg. à M. 1.—. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft.

Lagerlöf, Selma, Die Königinnen von Kungahälla. Novellen. Aus dem Schwedischen übersetzt von Francis Maro. München, Albert Langen. M. 2.50.

Leo, Dr. med. N., Hat das Menschenleben einen Zweck? Naturwissenschaftliche Betrachtung. Berlin, W. & S. Loewenthal. M. 1.50.

Meyer, Dr. M. W., Die Naturkräfte. Ein Weltbild der physikalischen und chemischen Erscheinungen. Mit 474 Abbildungen im Text und 29 Tafeln. Leipzig, Bibliographisches Institut. Gebunden M. 17.—

Münz, Bernhard, Literarische Physiognomien. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. M. 3.60.

Münz, Dr. Wilhelm, „Es werde Licht!" Eine Aufklärung über Bibel und Babel. Breslau, Wilhelm Koebner. 60 Pf.

Musenalmanach der Münchener Hochschüler 1903. München, Ed. Koch. M. 2.—

Nordseebäder, Die deutschen. Kurzer Leitfaden 1903, herausgegeben vom Verbande Deutscher Nordseebäder und kostenfrei zu beziehen vom Vorstand des Verbandes in Norderney.

Offner, J., Volkswirtschaftliche Betrachtungen. Zweite Auflage. Leipzig, Oswald Mutze. M. 6.—

Radó, Dr. E., Das Deutschtum in Ungarn. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. M. 1.50.

Schmidt-Häßler, Walter, Auge um Auge. Roman. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. M. 3.—

Seewald, O., Fränkisch. Ein Roman aus den sechziger Jahren. München, Ed. Koch. M. 4.—

Wassermann, Jakob, Der niegeküßte Mund. — Hilperich. Zwei Novellen. München, Albert Langen. M. 2.—

Wedekind, Frank, Lulu. Dramatische Dichtung in 2 Teilen. Erster Teil: Erdgeist. Tragödie. Zweite Auflage. München, Albert Langen. M. 2.—

Weicke, R., Wie macht man eine angenehme Seereise? Eine Zusammenstellung von Schiffstouren, deren Fahrtdauer, Abfahrtszeiten und Fahrpreisen. Halle a. S., L. Neberts Verlag. 80 Pf.

Wick, August, Neue Menschen. Philosophischer Roman. Berlin-Steglitz, Hans Priebe & Co. M. 2.50.

Wormser Universal-Exlibris. Gezeichnet von Otto Hupp. 20 verschiedene Blatt in Buntdruck. Worms, H. Kräutersche Buchhandlung. M. 4.—

Ziehen, Dr. Julius, Ein Reichsamt für Volkserziehung und Bildungswesen. Nebst sonstigen Vorschlägen zur Organisation der Volkserziehung. 1. Stück (11. Jahrgang) der „Vorträge und Aufsätze aus der Comenius-Gesellschaft". Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. M. 1.—

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

General Graf Häseler als Erzieher.

Von

C. Freiherrn v. d. Goltz.

Es hat immer etwas Peinliches, über einen Lebenden zu schreiben. Bei unbedingter Verehrung und den besten Absichten kann man ihn doch ahnungslos durch ein Zufallswort kränken. Wenn sich die Bewunderung unverhohlen äußert, so liegt die Gefahr nahe, daß sie als Schmeichelei erscheint, und will man sich davor hüten, so fällt man leicht in einen kühlen und steifen Ton, der so klingt, als handle es sich nur um erzwungene Anerkennung.

Dennoch soll es gewagt sein. Graf Häseler ist aus dem aktiven Dienste der deutschen Armee geschieden, und dies Ereignis ist viel zu bedeutsam, als daß es stillschweigend hingenommen werden dürfte, wie das Ausscheiden irgend eines andern verdienten Generals, dessen Zeit im Heere vollendet ist, und der sich nun unter den üblichen Ehrungen in den wohlverdienten Ruhestand zurückzieht. Mit ihm verschwand die originellste Figur und der populärste Mann aus unsern Reihen. Es ist schwer, sich unsre Armee ohne Gottlieb Graf Häseler vorzustellen. Weit jenseits der Grenzen des Vaterlandes war sein Name bekannt, und in fremden Armeen, wo man die unerbittlichen Avancementsrücksichten der unsrigen nicht kennt, wird man es kaum recht verstehen, wie man, wenn man einen Häseler besitzt, sich seiner Dienste noch bei seinen Lebzeiten entschlagen könne. Bis zum letzten Augenblicke, den er im Heere verbrachte, war seine Einwirkung auf dieses eine so bedeutende, wie sie wohl noch nie von einem General ausgegangen ist, dem es nicht vergönnt war, sich als großer Führer im Felde geltend zu machen. Es hat wohl einst einen Saldern, einen Anhalt, einen Herzog Karl von Mecklenburg und ähnliche Gestalten gegeben, die ohne Kriegsruhm doch berühmt in der Armee waren und unvergessen sein werden, aber ihr Ruf war daheim doch bei weitem kein so allgemeiner wie derjenige Häselers, und in der Fremde hat man sie wohl gar nicht gekannt. Häselers Name war beispielsweise am fernen Bosporus so sehr im Munde der Leute, daß die meisten jungen

türkischen Offiziere, die zur Ausbildung nach Deutschland gesandt wurden, den Wunsch aussprachen, in das von ihm befehligte Armeekorps einzutreten.

Dieser Erfolg seiner Tätigkeit ist um so merkwürdiger, als der Graf nichts im gewöhnlichen Sinne Imponierendes in seinem Auftreten hat und er sich auch niemals um Tagesruhm bewarb, sondern still, seiner Eigenart folgend, aber unentwegt die selbstgewählte Bahn ging. Ihm fehlten sogar manche Eigenschaften, die wir sonst für den preußischen Offizier und General als unerläßlich ansehen, und deren Mangel vielleicht viele seinesgleichen früh um ihre Laufbahn gebracht hätte. Er hat sich niemals darum gekümmert, nie darüber Sorgen gemacht; und man empfand das Fehlende allgemein als etwas Selbstverständliches in seinem Wesen. Wir brauchen auch hier seine Erscheinung nicht näher zu erörtern, sie steht ja noch deutlich vor aller Augen.

Selbstverständlich ist, wenn hier die Rede auf die Einwirkung kommt, die er ausgeübt hat, nicht diejenige allein gemeint, die er als kommandierender General durch Leitung des Dienstes, durch seine Befehle, Instruktionen und Kritiken auf sein Armeekorps auszuüben amtlich berufen war; ja sie steht uns nicht einmal in erster Linie, sondern sie soll ganz allgemein und für den gesamten Bereich der deutschen Waffenmacht aufgefaßt werden. Es kam schon vor langen Jahren dahin, daß Graf Häseler im deutschen Heere als eine typische Figur genannt wurde, und daß man ihn nach einer bestimmten Richtung hin als klassisches Beispiel oder, wenn man will, als klassischen Zeugen kannte und anführte.

Häselers militärische Laufbahn war eine sehr glückliche; er stieg, was in neuester Zeit überall berichtet worden ist, schnell empor. Schon nach sieben Dienstjahren als junger Husarenoffizier war er — 1860 — Adjutant des Generalkommandos III. Armeekorps, 1864 Generalstabsoffizier im Stabe des Prinzen Friedrich Karl, den er in derselben Eigenschaft auch 1866 und 1870/71 begleitete. Dann war er im Stabe der Occupationsarmee, wie immer dort, wo in schwieriger Stellung ein außergewöhnlich tüchtiger Offizier gesucht wurde, auf den man sich unbedingt verlassen konnte, später Regimentskommandeur und Abteilungschef im Großen Generalstabe. Die Stufenleiter der höheren Truppenführung machte er ohne Aufenthalt durch und schloß als kommandierender General in Metz, wo er 13 Jahre lang das XVI. Armeekorps befehligt und erzogen hat. Doch selbst in dieser außergewöhnlichen Carriere liegt das Besondere an Häseler nicht; andre haben sie ähnlich zurückgelegt.

Das Wesentliche war, daß dieser merkwürdige Mann dem heutigen Heere — und dies hoffentlich nachwirkend für lange, lange Zeiten — klar gemacht hat, was Mann und Roß, was ein Soldat zu leisten vermag, wenn er ganz nur dem Dienste lebt und keine Götter neben diesem kennt. Ueber seine taktischen Anschauungen, seine Leistungen als strategischer Berater und Gehilfe seines Feldherrn zu urteilen, ist hier nicht der Ort. Ich und viele, die ihn kannten, mit mir, haben sie stets als richtig und von großen Gesichtspunkten ausgehend, ja, soweit dies menschlich zulässig ist, als unfehlbare angesehen, aber in solchen Dingen gibt es nichts Absolutes; darin sind auch andre Meinungen zum mindesten sub-

jektiv berechtigt. Es wird indessen niemand behaupten wollen, oder mit einem Anschein von Recht behaupten können, daß er mehr als Gottlieb Graf Häseler im Dienste und für den Dienst getan habe. Es wird auch keiner auftreten, der sich rühmen dürfte, daß er gründlicher und gewissenhafter gewesen sei; keiner, der glaubhaft zu machen im stande wäre, daß er mehr über die den Tag bewegenden militärischen Fragen nachgedacht und gearbeitet hätte. Ja, man darf annehmen, daß nicht einer, der ihn kannte, mit gutem Gewissen sagen wird, er sei ihm darin gleichgekommen.

Daß er von Müdigkeit nichts wußte, des Schlafs und der Nahrung nicht bedurfte, soweit dies die menschliche Natur irgend gestattet, ist in vielen Anekdoten niedergelegt, die von seiner spartanischen Lebensweise, seiner Enthaltsamkeit und Bedürfnislosigkeit im Schwange sind. Mancher Scherz ist darüber erzählt worden und verbreitete sich schnell von der Mosel bis zur Memel. Aus anmutigem Spott wird aber bei empfänglichen Gemütern, die es ernst mit der Sache meinen, eine kostbare Lehre. Er klang, lustig beim Glase Wein erzählt, in ihren Herzen nach, wenn sie bald darauf im Sattel saßen und einen schwierigen Auftrag zu erfüllen hatten. Mir ist es wenigstens oft so ergangen, daß, wenn ich einmal glaubte, das Meinige redlich getan und mich geplagt zu haben, ich mir doch im stillen sagte: „Häseler hätte etwa das Doppelte davon fertig gebracht.“ So dachten sicherlich Hunderte, und darin liegt dieses Mannes unvergleichlicher Einfluß auf seine Zeit und auf unser Heer; sein persönliches Beispiel war wertvollstes Verdienst, und die Armee hat ihm in dieser Hinsicht Großes zu verdanken.

Ihre Leistungen sind in den letzten Jahrzehnten außerordentlich gesteigert worden. Ritte, die man früher für unausführbar hielt, Märsche, von denen man glaubte, daß sie die Truppe ruinieren würden, werden heut ohne Schwierigkeiten und Not bewältigt, Forderungen, die man einst für unvernünftig hielt, werden leichter erfüllt, als man es je zuvor gedacht. Darin gibt sich Graf Häselers Geist kund. Gewiß war er es nicht allein, der die Bewegung hervorrief und ihr die Kraft verlieh; andre haben mitgetan. „Es lag im Zuge der Zeit,“ wird man sagen, aber der Zug der Zeit bedarf der Männer, die ihn zum Wehen bringen, und zu diesen hat Graf Häseler an erster Stelle gehört.

Unter den Aelteren wird man ihm Karl v. Schmidt, den „alten Schmidt“, den berühmten Kavallerieführer von 1870, am ehesten an die Seite stellen können, wenn dessen Natur auch eine ganz anders geartete war. In gewissem Sinne kann man auch an Rosenberg und an einige andre Fanatiker ihrer Sache denken; doch lassen auch sie sich nur schwer mit Graf Häseler vergleichen.

Dieser war sämtlichen Zeitgenossen in der Ausschließlichkeit überlegen, mit der er den Dienst betrieb, mit der er ihm alle Gedanken, alle Wünsche, alle Kräfte, ja alles Denken und Fühlen überhaupt widmete. Er kannte nichts als sein Fach, nichts als das Streben, seine Truppen für den Krieg vorzubereiten, sie für die harte Probe eines kommenden Feldzuges zu erziehen. Keine Leidenschaft, keine persönliche Neigung lenkte ihn je davon ab; er war immer der

Meinung, daß es nichts Schöneres, Fesselnderes geben könne, als militärische Uebungen, und daß andre Dinge des Interesses nur sehr wenig wert seien. Nie ist jemand so ganz und gar in seinem Berufe aufgegangen wie er, und er begriff es einfach nicht, daß es anders sein könne. Seine ganze Lebensweise war danach eingerichtet; er ging mit der Sonne zur Ruhe und erhob sich mit ihrem ersten Strahl, um den Seinen auf dem Uebungsplatze das gute Beispiel zu geben.

Erstaunlich war die Gewalt, die Graf Häseler über seinen Körper auch dann noch besaß, als eine schwere Erkrankung seine Gesundheit so stark erschüttert hatte, daß seine Freunde fürchteten, er werde überhaupt nicht mehr aufkommen. Als Kommandeur des 11. Ulanen-Regiments in Perleberg, von einem längeren Ritte heimkehrend, ward er unterwegs von innerlichem Frost befallen und vermochte sich nicht zu erwärmen. In seiner Garnison angekommen, legte er sich nieder und ward bald darauf im Blute schwimmend gefunden; ein Blutsturz leitete eine schwere Lungenentzündung ein. Seither regelte er sein persönliches Verhalten aufs strengste danach, dienstfähig zu bleiben und den großen Anstrengungen gewachsen zu sein, die er sich selbst auferlegte. Er hat das anscheinend Unmögliche vollbracht. Niemand, der ihn damals kannte, hätte geglaubt, daß es ihm gelingen werde, sich bis in das hohe Alter hinein, das er jetzt erreicht hat, bei solcher Frische und Arbeitskraft zu erhalten.

Das brachte allein sein eiserner Wille zu Wege, und auch in diesem gab er dem Heere und allen seinen Waffengenossen ein leuchtendes Beispiel. Er war unbestechlich im strengsten Sinne des Wortes; keine Nebenrücksicht hat ihn je von der vorgesteckten Bahn gelenkt, die er zum Besten des Dienstes für nötig hielt. Graf Häseler hat sicherlich in keiner Stunde seines langen dienstlichen Lebens anders als nach seiner inneren Ueberzeugung gehandelt, nie etwas gesagt, das nicht seine wirkliche Meinung gewesen wäre. In dieser inneren Festigkeit seines Wesens erinnerte er lebhaft an Moltke.

Solche Männer haben, wenn Gott ihnen nur ein Leben von einiger Dauer läßt, nicht nötig, zur Feder zu greifen und zu schreiben, solange sie im praktischen Getriebe stehen. Sie wirken durch ihre Lebensführung mächtiger als durch das Wort. Jetzt, wo dem Grafen äußerlich Muße beschieden ist, wird er hoffentlich den Born seiner reichen Erfahrung und historischen Erinnerungen fließen lassen, schon um zu Nutz und Frommen der Allgemeinheit ein weiteres Vermächtnis zu hinterlassen. Der Wunsch dazu muß sich ihm ebenso natürlich aufdrängen wie einst dem Einsiedler von Friedrichsruh. Bisher aber ist Graf Häseler, meines Wissens, nur aus dienstlicher Veranlassung als Schriftsteller aufgetreten. Er hat sonst immer durch die Tat gelehrt, aber diese Lehre hat mächtig gewirkt und die Armee in allen ihren Teilen durchdrungen. Gewiß war gar mancher einmal unzufrieden, wenn er meinte, daß zu viel von ihm verlangt würde, aber auch der Unzufriedenste wird immer noch das reine Motiv anerkannt haben, von dem die Forderung ausging, und das hohe Ziel, dem sie geweiht war. Häseler erschien uns jederzeit als der Hohepriester soldatischer Pflicht-

erfüllung, und dieses allein schon könnte das Geheimnis seiner unvergleichlichen Wirksamkeit erklären.

Die Armee nannte ihn gemeinhin bei seinem Vornamen viel häufiger als bei seinem Familiennamen. Es lag darin das stillschweigende Anerkenntnis seiner Eigenart; man konnte ihn schwer irgend einer andern Klasse von Menschen eingliedern. Er war eben einzig in seiner Weise, und lange wird es dauern, bis wir wieder einen solchen Mann finden. Zurzeit besitzt er seinesgleichen nicht. Aber sein Einfluß wird fortleben; denn er hat treue Anhänger genug gefunden, die ihm nachstreben. Daß sie ihn nicht erreichen, liegt in der Unvollkommenheit der menschlichen Natur; solche Kraft, solche Eigenschaften werden nicht alle Tage ins Leben gerufen! Im rechten Augenblicke wird sich hoffentlich wieder ein vollgültiger Ersatz finden.

Die Armee aber soll sich das Bewußtsein erhalten, was sie an dem jetzt aus ihren Reihen Geschiedenen verloren hat; das kann nur ihren Eifer spornen, es ihm nachzutun. Nur dazu sollten auch diese Zeilen mithelfen; und wem sie etwas zu enthusiastisch klingen, der möge sich sagen, daß in der Nachfolge großer Beispiele nur der Enthusiasmus von Wert ist.



Andrássy, Deák, Kossuth.

Von

General Stefan Türr.

Mehr als sechs Monate tobte im ungarischen Reichstage der Kampf zwischen Herrn v. Széll und der äußersten Linken. Die Obstruktion wütete nicht in so heftiger, leidenschaftlicher Weise wie vor vier Jahren gegen Baron Bánffy, aber um so hartnäckiger, intensiver. Sie hatte eben einen weiteren Hintergrund. Es handelte sich nicht um die interne Frage der „reinen Wahlen", sondern es ward der ganze Komplex der zwischen Ungarn und Oesterreich schwebenden Fragen aufgerollt, denn die Opposition kämpfte nicht nur für die selbständigere Ausgestaltung des ungarischen Teiles der gemeinsamen Armee, sondern indirekt auch gegen die wirtschaftliche „Kolonialpolitik" Oesterreichs gegenüber Ungarn. Es war dies somit ein Kampf, dessen Ausgang für die Gestaltung des Dualismus, für das künftige Verhältnis zwischen den beiden Staaten der habsburgischen Monarchie bedeutsam werden kann.

Wenn man aber diesen Kampf unter dem Gesichtswinkel der historischen Entwicklung im Zusammenhange mit den Ereignissen des vorigen Jahrhunderts betrachtet, so wird man zu dem Schlusse gelangen, daß da nicht eine „europäische Frage" auf-

gerollt wird, und daß die Bündnisfähigkeit oder gar die Existenzbasis Oesterreich-Ungarns durchaus nicht in Frage steht, auch nicht in Frage gestellt werden **kann**. Daß wir von der partiellen Abrüstung Europas noch weit sind, daß Oesterreich-Ungarn mit den fieberhaften Rüstungen der Militärmächte so weit als möglich Schritt halten müsse, das wird von keinem ernsten ungarischen Politiker bestritten. Wenn der europäische Horizont sich verdüstern sollte, so würde in Budapest das Vitam et sanguinem abermals mit dem traditionellen Enthusiasmus erschallen. Angestrebt wird bloß eine deutlichere Markierung des dualistischen Systems in der Armee. Freilich meinen gewisse Wiener Kreise, daß nur der stramme Zentralismus der habsburgischen Monarchie förderlich sei, daß der Dualismus diese geschwächt habe, und daß jede Konzession, die man den Tschechen, Polen, Slovenen und Italienern gewährt, einen Nagel zum Sarge Oesterreichs bilde. Damit beweisen aber jene Wiener Kreise nur so viel, daß sie nichts gelernt und viel vergessen haben. Und da die öffentliche Meinung Deutschlands diesen Wiener Kreisen Sympathien entgegenbringt, durch die ihr Urteil einigermaßen getrübt wird, dürfte es wohl nicht überflüssig sein, die Genesis des Dualismus durch einige Reminiszenzen zu beleuchten.

Wenn wir die Geschichte des Verhältnisses zwischen Oesterreich und Ungarn überblicken, ragen uns drei große Gestalten entgegen: Deák und Andrássy, die den Dualismus geschaffen, und Kossuth, der ihn bis zum letzten Atemhauch bekämpft hat.

Bis zum Jahre 1848 wandelten diese drei Männer auf gleichen Wegen. Sie wirkten in den Reihen der Opposition und bekämpften das vormärzliche Regime mit aller Entschiedenheit: Graf Andrássy im Komitatsleben, Deák in der Volksvertretung und Kossuth auch noch in der Presse. Deák galt schon in den dreißiger Jahren als der Weise der Nation, fühlte sich aber durch seine blutbefleckte Wiederwahl veranlaßt, dem Parlamente einige Zeit fernzubleiben. Kossuth, der seine publizistische Tätigkeit mit der Redaktion der für die Munizipien bestimmten Parlamentsberichte begann und wegen der Zensur keine Druckerei bekommen konnte, ließ seine Berichte von der Landtagsjugend (den Adjunkten der Ablegate) für jeden Abonnenten kopieren. Er büßte für diese „Freveltat" mit vierjährigem Gefängnisse und benutzte diese unfreiwillige Mußezeit zum Studium der englischen Sprache. Da er nur zu viel Zeit hatte, brachte er es im Englischen zu jener seltenen Geläufigkeit und Klassizität, die ihm bei seiner Rundreise in England und Amerika im Jahre 1851 so wunderbar zu statten kam. Während dieser Gefangenschaft schmiedete er die Waffe, seine von Mc. Carthy als phänomenal bezeichnete englische Eloquenz, die ihn im Jahre 1859 befähigt hat, in England eine Redetournee zu inscenieren, die zum Sturze der österreichisch-freundlichen Regierung führte und das Palmerstonsche Kabinett zur Neutralität zwang. Für jene vierjährige Gefangenschaft haben Kossuths Schergen somit einen teuern Preis gezahlt, denn diese Tournee beseitigte das letzte Hindernis der aktiven Betätigung der französisch-italienischen Allianz, die in Magenta und Solferino den Oesterreichern die Lombardei entrissen hat.

Der Zusammenhang zwischen dem Kossuthschen Preßprozesse und den 1859er Ereignissen ist durchaus nicht ein bloß äußerlicher, nicht lediglich ein Spiel der historischen Fatalität. Ich weiß wohl, daß die englische Zungenfertigkeit Kossuths nicht genügt hätte, die britischen Wählermassen für Palmerston zu begeistern und die Fäden, die das „Foreign Office“ an Oesterreich knüpften, zu zerreißen. Jener Zusammenhang ist aber symptomatisch. Er bezeugt, daß die ungarische Frage damals eine europäische Frage war. Die ungarische Reformbewegung der vierziger Jahre war ein Reflex der liberalen Tendenzen des damaligen europäischen Zeitgeistes. Sie kämpfte vergeblich gegen die starren Dunkelmänner, die in Wien ihr Spiel trieben. Sie machte fast aussichtslose Anstrengungen, um den bleiernen Mantel, den Fürst Metternich auf Oesterreich gesenkt hatte, zu lüften.

Es mußte in Paris die Februar-Revolution ausbrechen, um den Hauch der Freiheit in ganz Europa zu beleben und zu jenem Völkersturm anwachsen zu lassen, der den allgewaltigen Kanzler im Handumdrehen wegfegte.

Die ungarische Revolution begann am 15. März 1848. Sie war eine der Eruptionen des europäischen Zeitgeistes. Die Ungarn forderten moderne Reformen, ebenso wie die Deutschen oder die Franzosen. An den Bruch mit einer verfassungsmäßig regierenden Dynastie oder mit den freiheitlich gesinnten Völkern Oesterreichs dachte niemand. Deák wurde Justizminister und saß auf der Regierungsbank neben Kossuth. Die Deputation des ungarischen Parlaments wurde in der Residenzstadt mit enthusiastischen Ovationen empfangen und als diese Stadt belagert wurde, erwarteten die Wiener die ungarischen Truppen mit der heißesten Sehnsucht.

Als aber die Camarilla die zugestandenen Reformen rückgängig machen wollte, als sie den Herrscher, der die ungarische Verfassung am 11. April sanktioniert hatte, zur Abdankung drängte und in den Slaven und Rumänen blinde Werkzeuge fand, mußten die Ungarn zu den Waffen greifen, um ihre freiheitliche Verfassung zu verteidigen. Deák, der nicht der Mann des Kampfes war, zog sich zurück. Aber Graf Andrássy trat in die Reihen der ungarischen Armee und bekundete in mehreren Gefechten Mut und Tapferkeit. Als Kossuth am 14. April 1849 so weit gedrängt wurde, daß er im Debrecziner Reichstage die habsburgsche Dynastie des ungarischen Thrones verlustig erklärte, wirkte Graf Andrássy in Konstantinopel als Geschäftsträger der revolutionären Regierung. Er wurde hierfür von Oesterreich bekanntlich zum Tode verurteilt und in effigie aufgehängt.

Ich befand mich zu jener Zeit in der Lombardei und diente in einem Grenadier-Bataillon der Armee Radetzkys. Damjanich, der in demselben Grenadier-Bataillon Hauptmann war, wurde nach Ungarn transferiert, wo er sich bald den Zunamen der „Serbentöter“ erkämpfte. Oberst Mészáros, der unter Radetzky ein Husaren-Regiment befehligt hatte, wurde ins ungarische Kabinett als Kriegsminister kommandiert. Nach meiner Beförderung zum Leutnant hätte ich dem 3. Bataillon meines Regiments nach Ungarn nachrücken sollen, mußte

aber in Italien bleiben, da mein Bataillon inzwischen zur ungarischen Armee übergegangen war. Anfangs Januar 1849 erhielten wir jedoch die Proklamation Kossuths, in der jeder ungarische Soldat, der der österreichischen Fahne treu bleiben sollte, für einen Vaterlandsverräter erklärt wurde. Ich überschritt den Ticino, und da solche Ueberläufer sich immer zahlreicher meldeten, erhielt ich vom sardischen Armeekommando die Mission, eine ungarische Legion zu formieren. Baron Splényi, der Turiner Vertreter Kossuths, schickte uns eine Fahne, die am 18. Februar auf der Ebene von Marengo eingeweiht wurde, wobei der Eid geleistet wurde, in der sardischen Armee für Ungarns Freiheit zu kämpfen.

Es bot sich in Italien hierzu keine Gelegenheit, denn die piemontesische Armee erlitt bei Novara eine entscheidende Niederlage. Die Legion ging nach Frankreich, um über Konstantinopel an die untere Donau zu gelangen. In Lyon erhielt ich jedoch die Nachricht vom badischen Aufstande und eilte mit dem noch nicht eingeschifften Rest der Legion an den Neckar, in der Voraussetzung, daß diese Bewegung weitergreifen und die Möglichkeit bieten werde, uns über Oesterreich nach Ungarn durchzuschlagen.

Bald nach dem badischen Aufstande erfuhren wir, daß Ungarn der russischen Intervention erlegen sei. Kossuth mußte nach der Türkei flüchten, wo er in Kutahia interniert blieb, bis ihn endlich ein amerikanisches Kriegsschiff nach Europa brachte.

Ich begab mich zu dieser Zeit öfters nach London, wo die Meldungen über das blinde Wüten der siegreichen Reaktion die Geister geradezu revoltiert hatten. Feldzeugmeister Haynau, der am Vorabende seines Sturzes zahlreiche Gnadenakte vollzogen hatte, glaubte seine Bluttaten vergessen und kam, nichts Arges ahnend, nach London. Als man ihn jedoch im Barclayschen Bierhause erkannte, rotteten sich die Arbeiter zusammen und traktierten Seine Excellenz nach englischer Volksart mit Püffen und Faustschlägen.

Aus dem Leben der dortigen Emigration erwähne ich das Duell zwischen Mihalóczy mit Franz Pulszky, bei dem Graf Julius Andrássy als Sekundant Pulszkys und ich als jener Mihalóczys fungierten.

In London war ich Augenzeuge des fast beispiellos enthusiastischen Empfanges, der Kossuth bereitet wurde. (In Amerika wurde Kossuth mit noch größerem Enthusiasmus empfangen.) Nach diesen Ovationen war es offenkundig, daß die ungarische Frage von der europäischen Tagesordnung durchaus nicht verschwunden und die Solidarität der liberalen Elemente unsers Weltteiles kein leerer Wahn sei.

Ich erhielt damals von Kossuth den Auftrag, in Piemont die italienischen Ereignisse zu beobachten und nach Tunlichkeit für die ungarischen Interessen zu verwerten.

Kossuth schaute hoffnungsvoll in die Zukunft. Das liberale Europa war wohl besiegt, hatte aber noch nicht abdiziert. In Italien folgte eine Eruption der andern. Mit Frankreich, wo Napoleon III. den heillosen Zwistigkeiten der Republikaner ein Ziel gesetzt hatte, mußte man wieder ernst rechnen. In Deutsch-

land standen sich zwei Hauptstützen der Reaktion, Preußen und Oesterreich, als Rivalen gegenüber, so daß der Liberalismus die Rolle des tertius gaudens erhoffen konnte. Polen glaubte sich noch nicht verloren und rüstete zu dem Aufstande, der dann im Jahre 1863 mit voller Kraft, aber sehr unzeitgemäß ausbrach. Auch an der unteren Donau gärten die Gemüter. Die ungarische Emigration konnte also aus der europäischen Sachlage gar manche Ermutigung schöpfen, in mehr oder minder belangreiche Faktoren der europäischen Politik ihr Vertrauen setzen.

Die ungarische Emigration hörte nicht auf zu konspirieren. Sie verbündete sich auch mit Mazzini, der jeden geringsten Anlaß benutzte, um den Oesterreichern zumindest Nadelstiche zu versetzen und das revolutionäre Feuer ohne Unterlaß glimmen zu lassen.

Im Krimkrieg, in dem Oesterreich „die Welt durch seine Undankbarkeit in Staunen versetzte", Preußen hingegen an der turmhohen Freundschaft weiterbaute, trachtete die ungarische Emigration wieder in das Rad der Zeit einzugreifen. Als ich nach Schumla kam, um in den Reihen der Armee Omer Paschas den Säbel mit den Siegern von Világos zu kreuzen, begegnete ich im Generalquartier des türkischen Muschirs einer ganzen Zahl von Offizieren und Aerzten, die in geschnürten Attilas einhergingen, so daß sich die österreichische Regierung beunruhigt fühlte und ihre Entfernung forderte.

Der Krimkrieg hatte ein auch für uns bedeutsames Ergebnis. Graf Cavour hatte den Alliierten 15000 Mann Hilfstruppen beigestellt und sich dadurch den Zutritt zur Pariser Friedenskonferenz erwirkt. Oesterreich protestierte hiegegen mit der größten Zähigkeit und geriet dadurch mit Frankreich in einen argen Widerstreit, dessen Tragweite sich in der beim Neujahrsempfange 1859 an den Freiherrn v. Hübner gerichteten Ansprache Napoleons III. mit der Gewalt einer Bombe offenbarte. Diese Rede entfesselte die Kampflust nicht nur in den Italienern, sondern auch in den ungarischen Emigranten. Kossuth konstituierte mit dem Grafen Ladislaus Teleky und dem General Klapka das ungarische Nationalkomitee und verhandelte mit dem Prinzen Jérôme. Als man ihm bedeutete, daß man wegen der Haltung Englands Besorgnisse hege, eilte er nach London, bewirkte durch die bereits erwähnte Tournee einen radikalen Umschwung und konnte dem Kaiser Napoleon die Versicherung geben, daß das Foreign Office neutral bleiben werde. Cavour triumphierte. Die aktive Allianz Frankreichs und die zumindest passive Unterstützung Englands, die er im voraus vergeblich verlangt hatte, fiel ihm als natürliches Ergebnis der Situation wie eine reife Frucht in den Schoß.

Kossuth hatte nicht den Mut, diesem Beispiele zu folgen. Er forderte als Preis seiner Kooperation im vorhinein das formelle Bündnis Frankreichs mit der ungarischen Emigration, wollte die französische Fahnenehre auf ungarischem Boden engagiert sehen.

Ich vertrat damals die Ansicht, die ungarischen Emigranten hätten mit den ersten Bataillonen, die sie aufbringen könnten, sofort in Aktion zu treten, um

den Wert ihrer Kooperation durch Waffentaten ad oculos zu demonstrieren. Man müsse eben wagen, um zu gewinnen.

Man wollte diese Ansicht, die mir später Herr Pietri als die richtigste bezeichnete, nicht gelten lassen, und das Nationalkomitee verzettelte die Zeit mit endlosen Beratungen, so daß es bei Magenta und Solferino nicht ein einziges Lorbeerblättchen einheimsen konnte.

Am 30. Mai 1859 erhielt ich von Cavour die Ordre, mich mit dem Obersten Grafen Alexander Teleky und dem Hauptmann Hoßzek dem General Garibaldi anzuschließen. Hoßzek mußte aber zurück, da er eine Abteilung ungarischer Gefangener der in Bildung begriffenen ungarischen Legion zuzuführen hatte. Graf Teleky und ich trafen Garibaldi am 7. Juni vor Bergamo und beteiligten uns am Gefechte bei Seriate, nach dem der Graf mit einer weiteren Gruppe zukünftiger Legionäre nach Genua marschierte. Ich kämpfte weiter, bis ich bei Treponte schwer verwundet wurde.

Franz Pulszky meinte damals, es sei ein Jammer, sich „für ein fremdes Land“ amputieren zu lassen. Garibaldi aber erklärte in einem offenen Schreiben, ich hätte mit meinem Blute die italienisch-ungarische Solidarität besiegelt.

Villafranca machte jedoch einen dicken Strich durch unsre Pläne. Napoleon III. stand vor dem Festungsviereck, wo die Oesterreicher sehr starke Positionen innehatten, in Deutschland wurden die Bundestruppen mobilisiert, um gegen den Rhein zu ziehen.

Cavour war erbittert über das vorzeitige Ende des Feldzuges; er begriff aber bald, daß Napoleon III. durch die Festlegung des Prinzips der Nicht-Intervention der Einigung Italiens die Wege vollkommen geebnet hatte. Die mittelitalienischen Staaten konnten rasch annektiert werden. Garibaldis Expedition nach Sizilien wurde nicht verhindert. Als die Garibaldianer gegen Neapel vorrückten, vermieden die Piemontesen sorgfältig jeden Zusammenstoß mit den Rothemden. Nach einigen Reibereien zwischen „Mazzinisten“ und „Piemontfreunden“ entschied sich Garibaldi, trotz gewisser Intriguen, für die Annexion an Italien.

In den Kämpfen Garibaldis erschien die ungarische Fahne wieder an der Seite der italienischen Trikolore. Ende 1860 wurde die ungarische Organisation beibehalten; unsre Legion führte in offiziellen italienischen Schriftstücken den Titel „Legione ausiliare ungherese“.

Cavour ging sogar so weit, daß er auf Betreiben Kossuths für die Zwecke des geplanten ungarischen Aufstandes 14000 Gewehre und einige Geschütze nach Rumänien senden ließ.

Unsre guten Freunde, die Türken, schlossen beide Augen. Aber Oesterreich und England hatten die Augen nur zu offen und forderten kategorisch die Beschlagnahme der Sendung.

Cavour ließ mich rufen, um ihm einen Ausweg zu raten, da er sonst hätte demissionieren müssen.

„Erklären Sie,“ antwortete ich ihm, „daß die Sendung vom General Türr expediert worden sei, der seine Funktion als Militärkommandant von Neapel für

die Vorbereitung eines ungarischen Aufstandes ausgenutzt habe. Ich habe bei Oesterreich schon so viel auf dem Kerbholz, daß es mir auf eine Sünde mehr oder weniger nicht mehr ankommen kann."

Eine in diesem Sinne abgefaßte Erklärung Cavours wurde sofort allen Kabinetten notifiziert. Sie figuriert auch in dem bekannten Buche „Un po' più di luce", und General Lamarmora war ziemlich verdutzt, als ich ihm mitteilte, daß diese Erklärung den Tatsachen nicht entspreche und sein Buch gleich auf der ersten Seite eine weitere Beleuchtung erheische.

Kossuth arbeitete weiter. Die „Legione ausiliare ungherese" bestand bald aus einer Brigade, die erst in Nocera, später in Alessandria lag. Auch wurden Emissäre nach Rumänien, Serbien, Bosnien und Kroatien gesendet. Und ich konstatiere, daß in dem mir überwiesenen Rayon, wo ich von der serbischen Regierung unterstützt wurde, unsre Emissäre, zumal bei den kroatischen Grenzern, oft eine bessere Aufnahme fanden als in Ungarn selbst.

Kossuth erlitt jedoch eine empfindliche Schlappe, als sein Kollege vom Nationalkomitee, Graf Ladislaus Teleky, in Sachsen verhaftet und vom Grafen Beust an Oesterreich ausgeliefert wurde. Der Kanzler, Baron Vay, rettete zwar seinen Freund, indem er ihn zum Kaiser führte, wo Teleky begnadigt wurde; aber der Graf mußte das Versprechen leisten, sich „vorderhand" jeder Konspiration zu enthalten.

Inzwischen trat der ungarische Reichstag zusammen. Die „Beschlußpartei", die an den „Kaiser", der die ungarische Königskrone nicht in legaler Weise auf das Haupt gesetzt hatte, keine Adresse richten, sondern sich auf einen prinzipiellen Protest beschränken wollte, war in der Majorität.

Graf Teleky, der Führer der Majorität, schreckte jedoch vor den Folgen eines solchen Auftretens zurück. Der Gedanke, daß der geplante „Beschluß" Ungarn in neues Unheil stürzen könnte, erschütterte seine Seele. Da man aber den Beweggrund einer Verleugnung seiner bisherigen Prinzipien möglicherweise in seiner Begnadigung hätte suchen können, fand er sich vor ein Dilemma gestellt, dem er nur durch den Selbstmord entrinnen zu können glaubte.

Die Beschlußpartei geriet in tiefe Bestürzung, und nun konnte Deák mit seiner versöhnlichen Haltung in den Vordergrund treten. Der Reichstag votierte, allerdings mit geringer Majorität, die Deáksche Adresse, in der die ungarische Nation die Hand zum ehrlichen, verfassungsmäßigen Frieden bot.

Die Wiener Herren hatten jedoch die 1859er Lektion noch nicht begriffen, und die loyale Adresse Deáks wurde nicht angenommen. Herr v. Schmerling meinte: „Wir können warten."

Er versuchte die Ungarn in den „verstärkten" Reichsrat einzubeziehen, erlitt aber ein schmähliches Fiasko und wurde sogar von vielen konservativen Magnaten im Stiche gelassen.

Der verewigte Bischof Rónay, der spätere Erzieher des Kronprinzen Rudolf, schrieb mir damals aus London einen Brief, dem ich folgende Stellen entnehme:

„Was man mit Worten tun kann, ist in Ungarn reichlich geschehen. Jetzt

ist die Zeit gekommen, wo man mit der Faust dreinfahren muß. Der Reichstag sollte seinen Sitz von Pest nach Turin verlegen und seine ‚Adresse‘ von Kanonen brüllen lassen ... O, dieser überweise Schmerling! Er erinnert mich an die vor 25 Jahren gefallenen Worte des Fürsten Lichnowsky: ‚Oesterreich hat keine Zukunft, denn gegen die Dummheit kämpfen selbst Götter vergebens.‘“

Man wollte in Wien auch die deutlichsten Zeichen nicht verstehen. Obschon Preußen sich von der 1863er Frankfurter Fürstenkonferenz ostentativ ferngehalten hatte, ließ man sich nach Schleswig-Holstein verleiten, von wo man nach Sadowa kommen mußte.

Kossuths Partei trat im Jahre 1866 wieder in den Vordergrund. Kaum hatte General Govone seinen Besuch in Berlin abgestattet, begannen schon in Florenz die Verhandlungen mit Usedom, die ich in der „Deutschen Rundschau“ ausführlich besprochen habe.

General Lamarmora, der die ungarische Aktion schon seit 1864 zu erschweren gesucht, und die Legione ausiliare wider seinen Willen, nur auf des Königs Befehl, erhalten hatte, wollte von einer Kooperation des durch Revolutionen zusammengefügten Italiens mit den ungarischen Revolutionären nichts hören. Das jüngst erschienene Buch Chialas macht wohl den Versuch, die Kurzsichtigkeit Lamarmoras zu bemänteln, aber die Geschichte wird über sie den Stab brechen. Das legitimistische Preußen forderte, wie ich dies an dieser Stelle schon erörtert habe, unsre Kooperation in energischem Tone, und Bismarck behielt unsre Organisation auch nach Nikolsburg bei, um auf Oesterreich eine Pression zu üben.

Diese Pression war eine ernste.

„Wenn es dem General Klapka oder dem General Türr gelingen sollte, zur Theiß zu gelangen“, erklärte damals Deák, „dann wäre niemand im stande, den Aufstand Ungarns zu verhindern.“

Diese Aeußerung beweist, daß die Kossuthsche Aktion durchaus nicht eine bloße Konspiration war, wie dies von gewissen österreichischen Publizisten behauptet wird. Sie hatte einen ernsten Hintergrund in der Stimmung Ungarns und in der europäischen Situation und war dem definitiven Erfolge näher gekommen, als man es glauben sollte. Und jenen Erfolg der Aktion, daß sie in Wien den Umschwung beschleunigt hat, kann man schon überhaupt nicht bestreiten. In Herrn v. Schmerling dürfte schon gleich nach Sadowa die Ahnung aufgedämmert sein, daß er mit seinem stolzen: „Wir können warten“ für den österreichischen Zentralismus die letzte mögliche Chance verpaßt habe.

Kossuth und Deák sind getrennt marschiert, haben aber den Absolutismus vereint geschlagen.

Die ungarische Nation hatte nun, wie mir Kossuth damals sagte, zwischen zwei Fahnen zu wählen, zwischen jener Deáks, die den Ausgleich mit Oesterreich bedeutete, und jener Kossuths, die der Dynastie den Krieg à outrance erklärte.

Die Nation entschied sich für die Fahne Deáks, der sich nunmehr auch die meisten Emigranten anschlossen. Graf Andrássy wurde der hervorragendste

Mitarbeiter Deáks, führte in den Verhandlungen mit Oesterreich eine leitende Rolle und wurde an die Spitze des verantwortlichen ungarischen Ministeriums gestellt. Deák wollte keinerlei Amt, keinerlei Dekoration und konnte nur mit Mühe überredet werden, ein Bild des Königs anzunehmen, und auch dies nur ohne Rahmen.

Franz Joseph I. wurde zum König von Ungarn gekrönt.

Nach der Krönung entfaltete Andrássy bewundernswerte Energie und hohe staatsmännische Eigenschaften, nicht nur in der Organisation des ungarischen Staates und in der Schaffung der ungarischen Honvédarmee, sondern auch in der rastlosen, immer schlagfertigen Bekämpfung der unheilvollen Wiener Einflüsse, die der ungarischen Nation auf Schritt und Tritt Knüppel zwischen die Füße werfen wollten.

In Wien hofften gewisse Kreise, den ungarischen Staat wieder von Kroatien aus aus den Angeln heben zu können. Graf Andrássy wußte dies nur zu gut, und da ich nach meiner Heimkehr nach Ungarn den Ausgleich vor meinen Landsleuten in loyaler und entschiedener Weise verfochten und den widerstrebenden Elementen manche energische Mahnung zugerufen hatte, ersuchte er mich, Oktober 1867, meine obenerwähnten südslavischen Verbindungen im Dienste des kroatisch-ungarischen Ausgleiches zu verwerten. Ich verhandelte zwei Tage lang mit den kroatischen Führern, ließ mir ihre Wünsche schriftlich formulieren und sendete meinen Freund, den Obersten Mogyoródy, mit diesem Schriftstücke zum Grafen Andrássy, der es — da er sich eben anschickte, den Herrscher zur Pariser Weltausstellung zu begleiten — an Deák sandte.

Dieses Schriftstück war das vielerwähnte „weiße Blatt“, das Deák den Kroaten hingehalten hat. In den Verhandlungen der Regnikolar-Deputationen hat es von ungarischer Seite manche Korrektur erhalten, in den wichtigsten Punkten sogar gegen den Willen Deáks, der den Kroaten jedes Zugeständnis machen wollte, da er entschlossen war, die seit acht Jahrhunderten bestandenen brüderlichen Bande zwischen Ungarn und Kroaten fester zu schließen. Sein Ausgleich hat sich 35 Jahre hindurch bewährt, und ich hege, trotz der jüngsten Ereignisse, die sichere Hoffnung, daß er sich auch weiter bewähren werde.

Kossuth wollte von dem 1867er Ausgleiche nichts hören; er bekämpfte ihn bis zum letzten Atemzuge; aber dem Patriotismus Deáks zollte er immer die vollste Achtung, und als Deák verschied, sah man auf dem Katafalk des „Weisen des Vaterlandes“ auch den von Kossuth gesandten Lorbeerkranz.

Graf Andrássy verließ das ungarische Ministerpräsidium, um die Leitung der auswärtigen Politik der Monarchie zu übernehmen. In dieser Stelle erwarb er sich die höchste Achtung der öffentlichen Meinung Europas und das vollste Vertrauen des Fürsten Bismarck. Er war einer der Helfer bei der Konstituierung des Dreikaiserbundes, wußte im Orientkriege die Interessen der Monarchie durch friedliche Mittel zu wahren, ging im Berliner Kongreß mit Bismarck Hand in Hand, als diese gegen Rußland Front machte.

Aus dem vom Grafen Chaudordy publizierten Berichte des Grafen von

Saint-Vallier über eine lange Unterredung mit Bismarck im Jahre 1879 kennt man die Gründe, die den Fürsten Bismarck veranlaßt haben, den Russen die turmhohe Freundschaft zu kündigen. Bismarck suchte den Anschluß an Oesterreich-Ungarn, wobei er in erster Reihe auf seine von früher datierenden Beziehungen zu den ungarischen Politikern und auf den Grafen Andrássy rechnete. Nachdem es ihm gelungen war, auch den Erzherzog Albrecht zu erweichen, konnte er mit dem Grafen Andrássy — am Vorabende von dessen Demission — den deutsch-österreichisch-ungarischen Allianzvertrag fertig bringen.

Ende Januar 1876 verschied Franz Deák. Es folgten ihm bald Graf Andrássy und Kossuth.

Leider ist seither in Ungarn kein Weiser erstanden. Ich glaube, auch anderwärts nicht. Wir haben den Dreikaiserbund gehabt; dann kam der Zweibund, der sich zum Dreibunde erweiterte und die russisch-französische Duplik herbeiführte. Aber Europa sahen wir nur in einigen lichten Momenten.

Und nun hängen wieder düstere Wolken über Ungarn. Es fehlt da der „Weise des Vaterlandes", der es so gut verstanden hat, den unverbesserlichen Wiener Zentralisten den Kopf zurechtzusetzen. Der junge Graf Andrássy hat zwar neulich einen Versuch unternommen, den Wiener Herren die berechtigten Aspirationen des ungarischen Staates halbwegs mundgerecht zu machen, aber ich glaube, daß sein Vater schärfere Saiten aufgezogen hätte.

Die äußerste Linke hat auch jetzt einen Kossuth zum Führer, läßt sich aber von ihm nicht leiten. Wäre noch der alte Kossuth ihr Ratgeber, würde sie den Wortkampf gegen Oesterreich vielleicht noch energischer führen, sich jedoch hüten, im eignen Fleisch Ungarns zu wühlen, die Basis und das Prestige des Parlamentarismus zu untergraben. Für einen neuen Vorstoß gegen den Zentralismus würde sie — wie dies Kossuth immer tat — eine gelegene internationale Konstellation abwarten, anstatt das ungarische Staatsschiff direkt auf eine Sandbank auffahren zu lassen.

Es fehlen uns die Lehren der Weisen. Und wenn die jetzige sinn- und zwecklose Obstruktion fortdauern sollte, so steuern wir einer gähnenden Leere entgegen. Man wird aber schließlich doch innehalten müssen, weil das eherne Gesetz der Natur eine solche Leere absolut nicht duldet.

Der Ministerpräsident v. Széll war trotz seiner allgemein anerkannten liberalen Gesinnung nicht im stande, die Obstruktion zur Abrüstung zu bewegen. Und da er keine Neigung hatte, den gordischen Knoten zu zerhauen, mußte er weichen.

Man wollte einen geharnischten Minister ernennen. Dieser aber mußte bald die Erfahrung machen, daß er auch auf die eigne Partei nicht rechnen könne. Es ist offenbar, daß man Ungarn nur durch Gewaltmittel und durch Korruption in antinationaler Richtung leiten könnte, daß aber die Anwendung dieser Mittel nunmehr unmöglich ist.

Es wurde der konziliante Graf Khuen-Héderváry mit der Leitung der Geschäfte betraut. Dieser suchte sich mit allen Parteien zu verständigen, erwirkte

sogar die Zurückziehung der Militärvorlage, um das konstitutionelle Schiff wieder flott zu machen. Er wird aber das Staatsschiff mit großer Behutsamkeit lenken müssen, um nicht abermals aufzufahren. Im ungarischen Parlamente sind die Wogen noch nicht ganz geglättet. In Wien hat man sich wohl schließlich zu einer Konzession entschlossen, aber Oesterreich ist wieder — wie schon so oft — um eine Idee zu spät gekommen. Hoffentlich wird man die erhaltene Lehre beherzigen.

Ein Fortbeharren in der bisherigen Richtung müßte Oesterreich nur schaden und könnte auch Ungarn nur wenig nützen.

Die zwei Staaten der habsburgischen Dynastie sind eben aufeinander angewiesen, müssen sich gegenseitig stützen und ihre Interessen in harmonischen Einklang setzen.

Ich betrachte das Verhältnis zwischen Ungarn und Oesterreich — wie ich dies schon im März 1881 im Klub der Land- und Forstwirte in Wien betont habe — als jenes zweier verbündeter Geschäftshäuser, deren erste Aufgabe es ist, gegenseitig alles zu tun, damit das gemeinsame Ziel, das materielle Gedeihen eines jeden der Verbündeten, erreicht werde; denn würden die beiden, durch ihr eignes Interesse zu gemeinsamem Wirken berufenen Verbündeten, ihre Aufgabe verkennend, apathisch den gegenseitigen Arbeiten zusehen, oder ihnen gar feindlich entgegenwirken, so kann dies nur zum Ruin beider führen.



„Nur um ein Weib.“

Tagebuchblätter.

Von

Ernst Teja Meyer.

Eine schlaflose Nacht, eine von den vielen, vielen, wo es durch die Stille und das Dunkel um uns her im Innern aufflammt zu grell loderndem Feuer. Immer und immer wieder schließt man die müden Lider, und immer und immer wieder muß man sie, aufgeschreckt emporfahrend, jäh wieder aufreißen vor den Schreckbildern des fiebernden Hirns. Und ob die von den ewig-alten Qualgedanken gefolterte Seele auch aufstöhnt und aufschreien möchte: „Ach, Frieden, gib mir Frieden, gönne mir nur einmal wieder eine Nacht stillen, ruhigen Schlafs, schenke mir des kürzesten Traumes leise unschuldige Schmeichelei, daß es anders sei, als es ist,“ — hilft nichts, jeder Nerv wird zum Puls, in dem

das siedendheiße Blut arbeitet und pocht und hämmert, den es sprengen möchte, um dann frei in wild drängendem Strom hervorzuzischen.

... Russische Steppe, weite, trostlos-öde Steppe, soweit das Roß dich gestern, heute getragen hat, dich morgen, übermorgen tragen wird, — trostlos-öde Steppe. Kein Baum, kein Strauch, ein spärlich-kurzer, schmutzig-grau-grüner Graswuchs. Kein Laut, kein Leben in der Natur. Tiefes Dunkel, tiefe Stille, unterbrochen nur hin und wieder von dem Schnauben eines Kosakenpferdes, dem Ruf einer Wache, dem Klirren einer Waffe. Droben kein Stern. Ein feiner Regen rieselt herab, langsam leise, aber langsam sicher durchnässend, durchkältend, — in den langen Reitermantel gewickelt auf den Boden hingeworfen, der wohl hart ist und drückt, aber doch nicht so, als die Steinlast da drinnen.

Und weshalb denn hier, statt daheim, weit, weit, fern in den von der Vorzeit Tagen raunenden, rauschenden alten Buchenwäldern an der See, wo es jetzt in diesen ersten Herbstestagen so schön ist, mit dem stetig heiteren, glücklichen Sonnenlächeln, daß man meinen möchte, es sei Frühling, als wolle die Natur den Menschen noch eine schöne Erinnerung schenken an den verblühten Lenz und an den Sommer voll Sonnenschein und Blumen, bevor die lange, starre, eisige Winternacht hereinbricht.

Oder weshalb nicht drunten irgendwo am ewigschönen Tyrrhener-Meer oder weiter drüben, in Granada, in den Märchengärten voll üppig blühender Granatbüsche des alten Maurenschlosses, oder wo sonst die Welt schön ist im lachenden, sonnigen Süden?

Auf meiner Irrjagd nach Vergessen war ich nach Rußland gekommen. Empfehlungen und daraufhin angeknüpfte wertvolle Verbindungen hatten mir die Wege geebnet, und so war ich tief, weit hineingekommen, über den Ural hinüber, und hatte mich jetzt dem Zuge einiger Sotnien Kosaken anschließen können, die auf räuberisch streifende Tatarenhorden fahnden, sie fangen, vernichten sollten.

Ein tolles, wildes Leben war's, mir aber gerade recht, die tägliche Aufregung dieser Jagd, wie ich sie mir gewünscht, auf solch ein Wild, wobei man doch das bißchen Leben einsetzen konnte, — ein heißes Blei hinein ins heißere Herz, und still steht's und kalt wird's, und bald braust über deinem modernden Gebein der eisige Sturm der Steppe.

Wir hatten sie gestellt, morgen, übermorgen mußten wir sie fassen. Wir lagen auf Vorposten, neben mir Major Fürst Alexis Alexandrowitsch Jeremiatoff, sich auch gleich mir unruhig hin und her werfend. Der Fürst und ich hatten uns im vorigen Winter in Petersburg kennen gelernt, wo er bei einem der vornehmsten Reiterregimenter der Garde stand. Einer uralten, unermeßlich reichen Bojarenfamilie entstammend, der Herr gewaltiger Ländereien, war er mit seinen 35 Jahren in kraftstrotzender, männlicher Schönheit das Vorbild des vornehmen Russen, ohne dessen oft so häßliche Schwächen. Sein Geist war hochstrebend, seine Bildung außerordentlich gründlich und vielseitig, dank der vorzüglichen Erziehung, die die geistvolle edle Mutter — aus deutschem Hochadel gebürtig —

dem einzigen Kinde nach des Vaters frühem, jähem Tod hatte zu teil werden lassen. So war er ein Mann, zu Höchstem geboren und berufen. —

Wir hatten uns hier und da in der Gesellschaft getroffen, hatten bald und oft mehr als gesellschaftlich oberflächlich miteinander verkehrt, und aus der Art, wie er mich aufsuchte, fühlte ich heraus, daß er sich zu mir hingezogen fühlte. Dann, mit dem Ende der Saison, hatte ich ihn aus den Augen verloren, er war wie verschwunden. Sommer ward es. Ich war einer Einladung gefolgt, aufs Land, in den tiefen russischen Wald hinein, in dessen furchtbarer Melancholie ich mit meinem Seelenleid mich wohl fühlte.

„Wir werden Besuch bekommen,“ sagte eines Tages mein Gastfreund, einen soeben erhaltenen Brief in der Hand, „denken Sie, mir schreibt Jeremiatoff, er wolle auf einige Wochen kommen, er habe längeren Urlaub genommen, sehne sich nach Einsamkeit, die er auf seinen Gütern nicht so haben könne; er fühle sich seelisch elend, aber wer ihn lieb habe, solle ihn nichts fragen, sondern still lassen. Nun, übermorgen wird er also hier sein, und wir werden sehen, was mit ihm ist!“

Und er kam, ein gänzlich andrer Mensch, als wie ich ihn zuletzt gesehen; finster, mürrisch, verschlossen und schweigsam, um Jahre gealtert; den Mund, der sonst zu so herzgewinnendem Lächeln halb geöffnet war, jetzt fest zusammengekniffen, und um ihn herum jenen höhnischen Zug von Menschen- und Lebensverachtung, wie Enttäuschungsqual ihn eingräbt.

Ich sah und fühlte, was ihm war, und das brachte uns einander bald nah. Wir wurden einander sympathisch mit unsern gleichen Lebenserfahrungen und Anschauungen, und eng schlossen wir uns aneinander an. Die Büchse über der Schulter, machten wir weite Streifen in den einsamen, schier unermeßlichen Wald, aber das Wild war vor uns sicher, wir freuten uns, es beschleichen und belauschen zu können. Oft sprachen wir stundenlang kein Wort, doch wenn wir uns dann ansahen, wußten wir, daß wir dieselben Gedanken gehabt hatten. Eines Tages fanden wir große Spuren, die Fährte eines Bären, und wir freuten uns des einigermaßen ebenbürtigen Gegners. Jetzt hatten wir den Braunen gestellt, er nahm uns an, und Jeremiatoff, der den ersten Schuß erlost hatte, gab Feuer. Aber der sonst so sichere Schütze fehlte, es war nur ein Streifschuß, der Fürst sprang zur Seite, strauchelte, fiel, und in rasender Wut stürzte der Braune auf ihn los. Doch mein Arm war schneller und mein Schuß sicher, — dicht vor Jeremiatoff brach das mächtige Tier zusammen. Er drückte mir die Hand.

„Sie haben mir wahrscheinlich das Leben gerettet; meine Ansicht über den Wert des Lebens kennen Sie, aber im Namen meiner Mutter danke ich Ihnen herzlich!“

Natürlich wies ich jeden Dank ab, es war ja nichts Besonderes gewesen, ich hatte nur, wie meist, sicher geschossen, aber doch brachte uns der Vorfall einander noch näher, und eine aufrichtige, herzliche Freundschaft entspann sich zwischen uns.

Späterhin ging ich mit ihm auf seine Güter und hatte nun so recht Gelegen-

heit, seinen wahrhaft vornehmen Charakter kennen zu lernen. Wie reich und vielseitig war sein Geist, wie war sein Leben angelegt zu hohem Streben, für Ruhm und Glanz und Glück, wie hätte er mit seinem edeln, reichen Herzen beglücken können, aber wie eine Lähmung lag es auf ihm.

„Lassen Sie mich; ich weiß wohl, wenn es einer gut meint mit mir, mir helfen, mir mein Seelenleid erleichtern möchte, so wären Sie es. Aber lassen Sie, lassen Sie, — mir ist nicht zu helfen. In meiner Seele ist etwas zerrissen, in meinem Herzen ist etwas zersprungen, — nun klingt es nimmermehr darinnen hell und rein, nur ein schriller Mißton, wie eine Glocke, die einen Sprung bekommen hat. Was es ist, ich brauche es Ihnen, der so in Herzen zu lesen versteht, nicht erst zu sagen, — nur ein Weib! Es ist ja unglaublich, darüber elend zu werden und zu Grunde zu gehen, und doch ist es so trotz allem männlichen, steten Ringen und Dagegenankämpfen. Nur ein Weib, ach, mich ekelt!"

Ja, ich verstand ihn, verstand ihn nur zu gut, und ich versuchte nie, ihm etwa zuzureden, denn ich kannte es ja selbst so gut und wußte zur Genüge, daß solch Zuspruch nur ein zweckloses Wiederaufwühlen der brennenden, nie verheilenden Wunde ist. Was täte, was gäbe man nicht um einen Trunk des wunderbaren, köstlichsten Zaubertranks „Vergessen", — umsonst! Vielleicht, daß der mächtige Arzt, die Zeit, leichte Linderung schafft, indem sie die Wunde verharschen läßt, aber es ist nur scheinbar, denn bald, so bald bricht es wieder auf und schmerzt und brennt nur desto mehr. Wie könntest du je vergessen, was du einmal geliebt hast mit großer, inniger Liebe, was dein ganzes Wesen erfüllte und was du nun verloren, — nie; der Schmerz kehrt immer wieder, ein Schmerz, als wühlte dir ein Anatom mit rauhen Händen das Herz aus der Brust bei lebendigem Leibe oder griff dir hinein ins Hirn und zerpflückte es, Faser um Faser, in wilder Gier. Armer Mensch, dem also geschehen, armes, jämmerlich verpfuschtes Leben.

Ich ging nach Südrußland. Dort erhielt ich einen Brief des Fürsten, in dem er mir mitteilte, daß er sich habe versetzen lassen, ins Gouvernement X, ob ich mitwollte, — es gäbe dort wohl was für mich, Gefahr und wilde Aufregung, — und so lagen wir nun hier nebeneinander in der Steppe.

Er rief mich an: „Sie können auch nicht schlafen! Drückt's wieder so? Armer Freund!"

„Ja, Alexei Alexandrowitsch, es ist wieder so eine grausam lange Nacht, ich wünschte, es wäre erst Morgen und wir kämen an den Feind."

„Wir werden an ihn kommen, und mit dem Tag wird für mich die Nacht kommen, die ewige Nacht, und es ist gut so. Ich habe Boris Iwanoff gesehen, den Ahnherrn unsrer Familie, er hat mir gewinkt; es ist uralte Tradition in unserm Hause und hat noch nie getäuscht, — ich werde morgen fallen."

„Aber Alexei, welche Phantasie, was haben Sie geträumt, seit wann sind Sie abergläubisch?!"

„Keine Phantasie, Freund, es ist so, und es ist gut so, dann hat es ein

Ende. Kommen Sie, setzen wir uns weiter abseits, ich will Ihnen etwas erzählen, die Geschichte meines Elends, ganz offen und rückhaltlos.

„Natürlich war es ein Weib, nur ein Weib! Im Lenz, im ersten Frühjahr war's, in Moskau auf der Ausstellung lernte ich sie kennen. Eine — Pardon, eine Deutsche war's, Marie Berger, sie war auf der Ausstellung Repräsentantin einer großen Firma. War sie hübsch? Nein, aber von außerordentlich pikantem Reiz in ihrer Erscheinung, ihren Formen, ihrem Blick, kurz, sie fesselte mich. Also, en avant, Alexei, — lieber Gott, Mädchen, die auf Ausstellungen gehen, haben mehr zu verkaufen als ihren kleinen Kram, dem sie vorstehen! Aber ich wurde abgewiesen, nicht plump, nur um einen höheren Preis herauszuschlagen, sondern wie meine Annäherung selbstverständlich kavaliermäßig gewesen, so war ihre Abweisung durchaus damenhaft. Das reizte und fesselte mich erst recht. Wir kamen ins Gespräch, ich fand eine Dame in ihr, Dame in jeder Beziehung, gesellschaftlich fein gebildet, klug, geistreich, dabei von eigenartigem Liebreiz. Ich suchte sie täglich auf, sie wurde zutraulicher und nahm kleine Aufmerksamkeiten an. Sie dinierte mit mir, natürlich öffentlich in den ersten Restaurants, bald erfuhr ich auch ihre Lebensgeschichte, die den Stempel vollster Wahrhaftigkeit trug und mit der sie erst recht meine ganze Sympathie gewann, — kurz, was soll ich viel reden, in einigen Wochen war ich ganz gefangen von diesem Mädchen, richtig verliebt, nicht nur oberflächlich, sondern in ehrlicher, herzinniger Neigung. Ich war so deprimiert von den Erfahrungen, die ich, der Fürst, bisher mit Weibern gemacht hatte. Alle waren sie zu haben, alles nur Halbwelt oder meinetwegen Dreiviertelwelt, ich hätte nur die Hand auszustrecken brauchen und ich hätte an jedem Finger einen Harem gehabt, gleich dem Padischah, und heiraten — lieber Gott, kaum retten und bergen konnte man sich vor all den wohlerzogenen, d. h. auf den Mann dressierten besten Töchtern, Komteßchen und Prinzeßchen, die sich mir anboten mit Augenzwinkern, mit Seufzen und Schmachten, und die mir täglich von den sämtlich kupplerisch veranlagten, in der Hinsicht geradezu genial talentierten Müttern und Tanten auf dem Präsentierbrett offeriert wurden, — alle ‚liebten‘ sie mich, d. h. meinen Rang, mein Vermögen, und wäre ich krumm und lahm und häßlich wie ein Pavian gewesen, — alles im Grunde nur käufliche Liebe!

„Da begegnete sie mir, Marie. Wie sie war, hatte ich mir ein Weib gewünscht, eine Frau zum Heiraten. Ich fühlte mich von ihr geliebt, herzinnig und ehrlich, um meiner selbst willen, denn sie wußte nicht, wer ich war, — für einen Gutsbesitzer hatte ich mich ausgegeben. Schlicht vertrauend und traut kam sie mir entgegen, aber dann eines Tages war sie von eisiger Kälte, streng ablehnend, als müsse alles zwischen uns aus sein. Ich drang in sie, nach dem Grunde forschend, meine warme, ehrliche Art ließ sie auftauen, und unter Tränen kam es heraus, daß sie erfahren, wer ich sei, — nicht der schlichte Gutsbesitzer, sondern Alexei Alexandrowitsch, der Fürst. Es war am Spätnachmittag, wir waren nach dem schönen botanischen Garten an der Moskwa gegangen, wo es um die Zeit still und ganz einsam ist. Ich sprach ihr zu, mit Worten inniger Liebe, sie wurde weich und weinte, leise, aber so tieftraurig.

„‚Weshalb weinen Sie so, Marie?‘

„‚O, weil auch Sie nicht besser sind als alle Männer, — das schmerzt mich so, — und weil nun alles, alles aus ist. Gehen Sie, Fürst, wenn Sie wirklich ein wenig von mir halten, gehen Sie, ich bitte Sie!‘

„Da war zum erstenmal ein Weib, das mich fortschickte, weil ich der Fürst war! So freudig und glücklich strömte mir das Blut zum Herzen, und das Herz kam mir auf die Lippen.

„‚Nein, nein, Mizi, süße Mizi, nichts ist aus und alles wird gut werden.‘ — Ich war wie in einem Rausch, wie in einem Zauberbann vor diesem Mädchen! — ‚Ich will ja nichts Böses, Schlechtes, denn ich liebe dich, liebe dich wahr und innig, wie nur je ein Mann ein Mädchen geliebt hat!‘

„Welch ein wundersames Spiel wußten diese großen, grauen Augen zu spielen, wie blickten sie zu mir auf, erst schüchtern und bang, noch ungewiß und unschlüssig, ob sie mir glauben und vertrauen dürften, aber dann lasen sie in meinem Blick und strahlten voll unfaßbarer Seligkeit, die das Glück gar nicht zu begreifen vermag. Und ich umfaßte die bebende Gestalt und küßte sie, — auf den zuckenden Mund, auf die tränenfeuchten Augen. Erst wehrte sie mir leicht, aber schon spürte ich das Zittern der Wonne in ihr, und dann lagen ihre Arme, diese weichen, vollen Arme, um meinen Hals, und ‚Alexis, Alexei, du süßer, geliebter Mann!‘ klang es mir in die Ohren mit so bestrickendem Klang, wie noch nie ein Weib meinen Namen zu rufen verstanden. Eine wunderselige Stunde war's in dem einsamen, alten Park, dann gingen wir zur Stadt, wie zwei glückselige Kinder, die ihren ersten Liebestraum träumen. Nie werde ich den Blick vergessen, diesen ängstlichen, unschuldigen Kinderblick, und doch so voll innigster Hingebung, mit dem sie mich ansah, als ich ihr Ade sagte: ‚Ach, Alexei, was soll nun werden? Mach mich nicht unglücklich!‘

„‚Gut soll es werden, mein süßer Schatz. Du sollst mich lieben und mir vertrauen.‘

„Wie habe ich dann in jener Nacht mit mir gerungen, tausendmal alles für und wider erwogen, aber mein Entschluß war zuletzt der: du bist zuerst und zuletzt Mensch und willst als solcher sein, was deiner Knechte geringster sein darf, — glücklich, und das kannst du mit diesem Mädchen, wie dir noch keines begegnet ist, werden. Du läßt dich mit Marie trauen, vorläufig heimlich, und alles andre wird sich finden, — es läßt sich ja manches tun im heiligen Rußland, und was vermöchte der Fürst Jeremiatoff nicht! Man wird sie in den Adel erheben, du bringst sie dann vom Ausland als deine Frau mit, deine gute, liebevolle Mutter wird sie aufnehmen, die Gesellschaft wird sich der entzückenden kleinen Frau eröffnen, alles, alles wird gut sein, und ihr zwei die glücklichsten Menschen. Ja, gewiß, sagen Sie mir nur getrost, ich sei der leichtfertigste Mensch gewesen, der zu denken ist, aber mein Gott, was wollen Sie, — gehen nicht so viele Ihrer deutschen Fürsten auch Mesalliancen ein, heiraten nicht nur einfache Mädchen, sondern selbst Schauspielerinnen, sogar Tänzerinnen? Also, — und

ich war willenlos, in einem Bann, wie verhext, nur mit dem einen Gedanken: ‚Mizi muß dein Weib werden!‘

„Am nächsten Vormittag kaufte ich Ringe und einen Brautschmuck und fuhr zu ihr. Was soll ich viel sagen, — noch nie sah ich solche Seligkeit, nie hätte ich geglaubt, daß ein Menschenkind solches Glück empfinden könnte, wie es mir hier entgegenstrahlte, wie ich selbst es empfand. Ihr Engagement war schnell gelöst, und wenige Tage später wurden wir in einer kleinen Vorstadtkapelle getraut und zogen hinaus auf eine dicht vor Moskau in blühenden Gärten gelegene Datsche. Unsre Flitterwochen, — es war eine Zeit voll wonniger Seligkeit. Ich fand an ihr und in ihr alles erfüllt, wie ich es mir gedacht und ersehnt hatte, ein Weib, voll süßer Sinnlichkeit glühend, aber dabei doch immer zart und fein und daher voll täglich neuen, frischen Reizes. So hatte mich noch nie ein Weib geküßt, — ach, oft träume ich noch von ihr, mir ist, als schliefe ich neben ihrem weichen, runden Körper, ihren Kuß auf den Lippen, sie in meinem, ich in ihrem Arm. Aber wie war sie auch geistig ein Weib für mich, vielseitig gebildet, hochbegabt, lernbegierig, mit tiefem Interesse für alle geistigen Bestrebungen, wir fanden uns täglich mehr in gemeinsamen Sympathien, — Freund, es war eine selige, wunderschöne Zeit, dieser Honigmond im wahren Sinn des Wortes. Aber weil ich so ganz meinen Traum von Glück erfüllt fand, wollte ich auch so bald wie möglich meinem Weib die rechte Stellung in der Welt geben. Also fuhr ich nach Petersburg, dort die nötigen Schritte zu tun. Und wider alles Erwarten ging alles gut und schnell. Der Großfürst X, meines Vaters Jugendfreund und mir ein gütiger, väterlicher Freund, hörte meine offene Beichte, und wenn er auch die Heimlichkeit und Hast, mit der ich gehandelt, tadelte, so verzieh er doch, mild wie immer, und sagte mir seine Hilfe zu.

„‚Weißt du, Alexei Alexandrowitsch, daß ich einst wünschte, du solltest meine Anna heiraten? Die schläft nun längst den ewigen Schlaf, das gute Kind, aber du sollst glücklich werden!‘

„Er wollte meiner Frau eine kleine Herrschaft überweisen, sie sollte den damit verbundenen Adel erhalten; dann wurde ich so wie zufällig mit ihr zusammengebracht, eine öffentliche Trauung würde folgen, nun — u. s. w., alles war gut. Gerührt dankte ich dem verehrten Alten.

„‚Still, still, Alexei, wir sind alle nur Menschen. So kurz ist das Leben, und was ist es gewesen, wenn's nicht ein wenig glücklich war!‘

„Wer war seliger als ich. Der Zug, der mich nach Moskau zurückbrachte, fuhr viel zu langsam für meine Ungeduld, sie wieder zu haben. Ich hatte ihr nichts geschrieben. Ein Stündchen noch, und du liegst wieder in den weichen, vollen Armen, an dem blühenden Busen deines schönen Weibes, das nun bald auch vor aller Welt dein Weib sein darf. Ein langes Leben voll schönen Glückes dehnte sich vor mir, — und dann, endlich, stand ich vor dem kleinen Häuschen, das mir schöner erschien, als irgend eins meiner Schlösser. Leise schlich ich mich durch die Hintertür, zitternd vor Erwartung und Liebeswonne, ich spürte schon den Duft ihrer Nähe. Schwacher Lichtschein fiel aus unserm Schlafgemach, —

was, Mizi noch wach? Ach, diese Sympathie, — sie ahnt, daß ich komme! Aber wie, — war das Flüstern? Ich trat über die Schwelle und fand, — nun, ich fand einen andern Mann bei meinem Weib!

„Was soll ich's Ihnen schildern, — Sie fühlen, was mir geschah, es war ein Moment völliger Lähmung, ein Gefühl, als bräche über mir donnernd, zermalmend die Welt zusammen. Nur ein Moment war's, aber in diesem Augenblick zerschellte mein Leben. Dann fuhr ich wie ein Tiger auf den Menschen los, das Weib warf sich dazwischen, ich trat es hinweg und schleppte jenen an der Gurgel hinaus aus dem Schlafgemach, — ich mochte es nicht mit Blut besudeln, weil ich einst so glücklich darin gewesen. Die Tür schloß ich ab, schleuderte den Kerl in eine Ecke, — ‚in die Kniee, Hund, bete ein paar Worte!‘, und der Revolver spannte sich knackend. Der Mann sah mich ruhig an, ohne zu zucken.

„‚Ich bin in Ihrer Gewalt, aber ich meine, das Frauenzimmer da drinnen ist den Mord an mir nicht wert!‘

„‚Was, was, wer?‘

„‚Nun, Madame Berger, — ich wußte natürlich nicht, daß sie augenblicklich wieder in festen Händen. Ich traf sie gestern abend auf der Ausstellung und wir — nun, wir erneuerten unsre Bekanntschaft!‘

„Die Hand mit dem Revolver sank mir schlaff herab, es flimmerte mir vor den Augen.

„‚Was, wie? Erklären Sie sich deutlicher, Herr, reden Sie!‘

„‚Ja, ich verstehe nicht, daß Sie nicht begreifen wollen. Also, ich bin Bankdirektor Müller aus Berlin und kenne dieses Fräulein Mizi vom Büfett der Berliner Fondsbörse her, an dem sie bediente. Sie war die Freundin der Bankiers Lehmann, Traubmann, Heimann, — sie hatte eben nacheinander oder vielleicht auch nach Art solcher Personen nebeneinander viele Männer. Wie gesagt, gestern abend fand ich sie auf der Ausstellung wieder und — nun u. s. w. Voilà tout! Jedenfalls darf ich Sie jetzt aber um eine Erklärung Ihres Ueberfalles bitten.‘

„Ich war zermalmt, konnte mich aber beherrschen. Wir sprachen uns aus, ich fand einen Ehrenmann an dem Müller und täuschte mich darin auch später nicht. Er gab mir sein Ehrenwort, über den Vorfall zu schweigen, wir verabredeten ein Rendezvous für den nächsten Tag, und ich hatte die Schmach, ihn heimlich, leise aus dem Hause zu lassen. Dann zu ihr. Sie sank vor mir nieder:

„‚Alexei, Alexei, verzeih mir!‘

„Wie erschauerte ich vor dieser Stimme, aber ich trat sie weg, — früher hätte ich nie einen Hund treten können.

„‚Schweig! Hinweg, verfluchte Dirne!‘

„Sofort, als sie merkte, mit mir sei nicht zu paktieren, änderte sie ihr Benehmen.

„‚Aber Fürst, schreien Sie nicht so, sonst schreie ich morgen auch aus, daß ich die rechtmäßig getraute Fürstin Yeremiatoff bin!‘

„Und deutlich, furchtbar klar und deutlich stand es vor mir, daß ich wehrlos verloren war in den Händen dieses zur Dirne prädestinierten Weibes.

„‚Ich werde morgen die Trennung dieser Ehe beantragen, Madame. Sie werden sofort Rußland verlassen gegen ein von Ihnen zu bestimmendes Jahrgeld.‘ Aber höhnisch lachte sie auf.

„‚Wahrhaftig, ich muß für Sie denken, Fürst. Bedenken Sie doch, daß Ihre, der Yeremiatoff Schande, durch eine Scheidung offenbar würde, und ich weiß ja, wie sehr Sie an Ihrem stolzen Namen hängen. Ich wünsche auch nicht, aus Rußland fortzugehen, es lebt sich hier sehr gut, und außerdem ziehe ich vor, keine zu große Entfernung zwischen meinen Herrn Gemahl und mich zu legen, und was schließlich mein Jahr- und Schweigegeld anbelangt, so muß das natürlich fürstlich ausfallen!‘

„‚Elende Dirne, ich lasse dich nach Sibirien verschicken!‘

„‚Haha, damit ich unterwegs jedem zurufe, wer ich bin und auf welcher Bank unser Trauschein von mir deponiert ist?‘

„Wie raffiniert war dieses Frauenzimmer! Und die furchtbare Erkenntnis in ihrer ganzen nackten Wahrheit stieg in mir auf, daß der reine, mir heilige Name der Yeremiatoff erbarmungslos in der schmutzigen Hand dieser da lag, — ich starrte und sann, — kein Ausweg. Sie lachte mich frech an, so recht wie ein Frauenzimmer.

„‚Du solltest vernünftig sein, Alexei. Sieh, es war so einsam hier, ich wollte Menschen sehen. Ich fuhr in die Ausstellung, traf dort Herrn Müller, konnte ihm nicht so schnell entschlüpfen. Wir tranken Champagner, viel Champagner, ich bekam einen Schwips, ich war so angeregt und — nun, wie das dann so kommt. Sei also vernünftig, einmal ist keinmal, ich werde jetzt ja auch sehr verständig sein. Komm, sei vernünftig, geh jetzt zu Bett, komm!‘

„Sie wollte mich umfassen, — pfui Teufel, wie widerte mich dieses Weib an, das ich einst mit solchem Entzücken geküßt hatte.

„‚Hinweg, schweigen Sie, Madame!‘

„Ich handelte mit ihr um den Trauschein, bot ihr eine Summe, die ein Vermögen war, ein großes Vermögen, — umsonst!

„‚Und werden Sie denn wenigstens bestimmt schweigen?‘

„‚Aber, Fürst Alexei, wie Sie fragen! Gewiß werde ich schweigen, denn plauderte ich, so verlöre ich ja meine Macht über Sie. Unser zartes Geheimnis käme heraus, Sie brauchten die öffentliche Trennung unsrer Ehe nicht mehr zu scheuen, ich verlöre mein fürstliches Jahrgeld, und der Skandal der armen Fürstin Pignatelli wiederholte sich mit mir, der armen Fürstin Yeremiatoff!‘

„‚Wirst du schweigen, teuflische Bestie!?‘

„‚Nun ja doch, ich will ja, seien Sie unbesorgt, nur Geld muß ich haben, immer viel Geld!‘

„Ein unsäglicher Ekel ergriff mich, ich hatte das Bedürfnis, auszuspeien, ich warf ihr eine Handvoll Bankbillets hin und schlich leise aus dem Haus, das

einst mein Paradies gewesen, und fuhr durch den grauenden Morgen nach Moskau hinein, ein gebrochener Mann.

„Aber es galt, sich zu beherrschen. Vor allem mußte ich mich jenes Menschen, des Bankdirektors, versichern, seines Schweigens, mußte Gewißheit haben, daß er über mein wahres Verhältnis zu jenem Weib keinen Argwohn hegte. Ich suchte ihn in seinem Hotel auf, und ein vollkommener Gentleman trat mir entgegen. Ich hatte mich in der Nacht Minsky genannt, nach einer meiner Besitzungen, er sagte mir:

„‚Sie nannten sich Minsky, — ich bedaure, durch einen unglücklichen Zufall Ihren wahren Namen erfahren zu haben, mein Fürst. Bei meiner, hm, etwas eiligen Toilette steckte ich dieses Täschchen mit Besuchskarten zu mir, in der Meinung, es sei das meine. Sie sehen hier das gleiche rote Juchtentäschchen noch einmal, wir scheinen in mancherlei gleichen Geschmack zu haben. Hier, bitte, — im übrigen dürfen Sie meiner vollsten Verschwiegenheit versichert sein, — mein Ehrenwort darauf. Würden Sie mir die Ehre geben, mit mir ein Glas Sekt zu trinken? Spülen wir das peinliche Erlebnis hinab, sprechen wir nicht mehr davon.

„‚Lieber Gott, Sie nahmen die Sache aber auch zu tragisch! Ich hatte ja natürlich keine Ahnung, daß die kleine Berger gerade engagiert war. Nun, was liegt an einem Mädchen! Freilich ist es ein pikantes Persönchen und hat es schon in Berlin immer verstanden, gut anzukommen!‘

„Und ich mußte das alles ruhig mit anhören, mich zwingen, verbindlich zu lächeln, mich gleichgültig zu stellen, damit der Mann nicht Argwohn schöpfte. Aber weiter, weiter. Was ich gelitten, ist unsäglich. Nicht nur die furchtbare Enttäuschung war's und das fortwährende quälende Bewußtsein, daß meine und meines Hauses Ehre in den Händen einer Demimondaine sei, gegen die ich machtlos war, — nein, was soll ich Ihnen sagen, ich konnte dieses Weib nicht aus meinem Herzen reißen, ich liebte sie noch immer, ich sehnte mich nach ihr, — wie war sie so süß gewesen. Ah, pfui Teufel! Weiter. Ich wollte mehr von ihrem Vorleben wissen, alles, also nach Berlin. Und ich erfuhr alles, natürlich, ich, der Fürst, und ich erfuhr damit die ganze, furchtbare Schmach, die mir geschehen. Es war genau so, wie mir der Müller gesagt hatte. Sie war allerdings aus guter Familie. Ihr Vater war Fabrikant gewesen, früh gestorben, die Mutter hatte das hinterlassene Vermögen verschleudert und dann die beiden Töchter noch als halbe Kinder aus dem Hause geschickt, sich Verdienst zu suchen, ihnen die Wahl selbst überlassend. Das Ende ist das alte Lied! Die Marie war aber immer in guten Händen gewesen, dank ihres angeborenen guten Benehmens, ihrer Bildung und ihres Geistes. Ach, ich haßte dieses Weib mit einem wilden, wütenden Haß und dann wieder überkam mich ein tiefes, inniges Mitleid, ein unendliches Weh, — welche schöne Menschenblüte war hier in den Schmutz der Straße getreten!

„Was soll ich Ihnen sagen, — ich suchte auch die Mutter auf, die sich der biederen Beschäftigung des Zimmervermietens hingab, und ich fand eine scheinheilige richtige alte Kupplerin! Im Nebenzimmer quiekte ein Kind.

„‚Ah, Madame, hier sind Kinder?‘

„‚Mein Enkelchen, ein herziges Kind, sein Vater —‘

„‚Ist tot, o, ich bedaure!‘

„‚Nein, seine Mutter ist — ist —‘

„‚Ah, ich verstehe, ist unverheiratet — Adieu!‘ Ich stürzte hinweg, — das war meine, nun meine richtige Schwiegermutter, — eine Kupplerin, und das war meine rechte Schwägerin, — eine Dirne samt ihrem Bastard! — Ein grenzenloser Ekel, ein völliges Verzweifeln überkam mich, ich war nahe daran, ein Ende zu machen, mehrmals schon hatte ich den Revolver in der Hand. Aber, dann kam ja nach meinem Tode alles heraus, der stolze Name der Jeremiatoff wurde von einer Dirne in den Kot gezerrt, — — Freund, Freund, daß ich damals nicht irrsinnig geworden, ist ein Wunder von Gott, aber ein völlig gebrochener Mann ward ich. Was versuchte ich nicht, was bot ich ihr nicht, — alles umsonst, sie blieb fest. Ich vertraute mich dem Großfürsten an. Sie können wohl ermessen, was das für mich bedeutete, welche Erniedrigung, meine Schande so zu offenbaren. Wir haben hin und her beraten, zuletzt bereits ziemlich skrupellos, aber schließlich war doch nichts zu machen — wir konnten sie doch nicht heimlich ermorden lassen! Und dann noch hätte sie mit letztem Schrei meinen Namen, meine Schmach hinausgeschrieen. Ich erfuhr, daß sie Besuche empfing, Orgien feierte, — was meinen Sie, wie es in mir wühlte vor furchtbarster Erregung, zu denken, daß sie, das Weib, das man so voll innigster Liebe und Liebesseligkeit geküßt hat, von wer weiß wem geküßt wird. Und ich war ohnmächtig, ich mußte auch das dulden, nur daß sie schwieg.

„Ich habe nie Furcht gekannt, aber nun kannte ich sie, die furchtbare, ewig-quälende, erbarmungslose Angst. Wie leicht konnte sie sich einmal im Rausch rühmen oder im Schlaf reden, wenn sie — nun, wenn sie nicht allein schlief. Diese sich jagenden Bilder, dies alles auszudenken, ach, ich habe furchtbar gelitten, wie aufgezehrt bin ich von innerem Feuerbrand, und doch, trotz alledem, — geliebt, ja, geliebt habe ich sie noch immer. Aber sagen Sie, ist es nicht etwas Undefinierbares, Rätselhaftes in der Natur des Weibes, so zur Dirne prädestiniert zu sein? Es kann nicht anders, es muß Dirne sein. Sie war mein, des Ahnungslosen, Vertrauensseligen rechtmäßiges Weib. Ich war ihr Gatte, ich, der Fürst, ich, so liebevoll, so Mann in jeder Hinsicht, eine glänzende Zukunft lag vor ihr. Und nur einmal kehre ich ihr den Rücken, sie wird nur einmal durch jenes Menschen Erscheinen an ihre Vergangenheit erinnert, und sofort wird sie wieder, was sie ureigentlich ist, das Gemeine in ihrem Blut gärt allmächtig auf, sie kann nicht anders, sie muß Dirne sein! — Furchtbares Schicksal, furchtbare Seelenqualen, die ich erlitten. Ein Ekel am Leben, vor allem ein Ekel am Weibe ist in mir. Mein Gott; ich bin doch auch dein Geschöpf, womit habe ich gesündigt, daß du mich so niedertrittst, — mach ein Ende mit mir, erlöse mich!“

Er schluchzte laut auf, tränenlos, und schwieg still, wie zusammengebrochen vor gewaltiger innerer Qual. Tief erschüttert drückte ich ihm die zitternde Hand und versuchte, ihm mit Zuspruch beizukommen.

„Lassen Sie gut sein, Alexei Alexandrowitsch, — vertrauen Sie ein wenig nur der Wunder wirkenden Zeit. Es wird sich alles ordnen, Sie sollen an mir einen treuen Kämpfer für Ihre Sache finden, ebenso treu wie rücksichtslos und verschlagen — glauben Sie mir, es wird alles gut werden!“

„Ja, mein Freund, ja, es wird alles gut werden. Ich habe Gott gebeten, — ach, so oft — mich zu erlösen, es ist zu viel der Qual, ich trage es nimmer. Gott hat mich nun erhört, mir ist Boris Iwanoff vorher im Traum erschienen, der sagenhafte Ahnherr meiner Familie, ich weiß, ich werde fallen, und ich danke Gott dafür. Wollen Sie für mich etwas tun — ich weiß wohl, es ist nichts Leichtes, aber ich bitte Sie herzlich darum —, so sehen Sie zu, versuchen Sie, was nach meinem Tode zu tun ist, um stillschweigend all jenes zu ordnen. Hier, links, in meiner Brieftasche, finden Sie Papiere, alles Nötige, — ich vertraue Ihnen, ich danke Ihnen. Ich werde einen ehrlichen Tod finden, und mit meinem Tod wird meine Schuld gesühnt sein. Ich fühle es, daß Sie es gut zu Ende führen werden, und dann wird alles gut sein. Mein Name, Würde und Vermögen gehen an eine Seitenlinie, gute, glückliche Menschen. Meine gute Mutter wird sich in Gott trösten, sie ist eine starke, edle Seele, — und der Name Jeremiatoff wird rein sein. Ich weiß auch, ich werde bei Ihnen ein freundliches Andenken haben, mein lieber Freund, ich danke Ihnen — Ade!“

Kurz brach er ab, sprang hastig auf.

„En avant, der Morgen graut, es beginnt zu tagen!“

Und ruhig und kalt erklang seine Stimme zu kurzem Befehl.

Langsam stieg die späte, trübe, bleigraue Dämmerung herauf, wir bestiegen die Pferde und machten, drei Mann hinter uns, einen Rekognoszierungsritt in den Nebel hinein. Der Fürst ritt still, tiefernst, auf seinen ehernen Zügen war nichts zu lesen von der gewaltigen Erschütterung der Seele. Jetzt erschauerte er leicht; er zog die Uhr:

„Halb neun, jetzt wachen sie in Moskau auf. Jeden Morgen ist es mein Gedanke, wo, wie wird sie aufwachen, jeden Abend, wie, wo wird sie einschlafen, — a —“

Krrrrak — —! Knatternd fuhr uns aus dem dschungelartig höheren Grase vor uns eine Salve entgegen, ich spürte in der linken Schulter jenes eigentümliche Brennen, des Fürsten Roß bäumte hoch auf, ich sah ihn wanken, er sank vornüber auf den Hals des Rappen, ich griff zu, ihn zu halten. Herumgeworfen die Tiere, die Eisen in die Weichen, zurückgejagt. Die Schüsse hatten das Lager alarmiert, man kam uns entgegen. Alexei hatte eine Kugel in der Brust, er röchelte schwer, die Aerzte zuckten die Achsel. Langsam schlug er noch einmal die Augen auf. Sein Blick suchte mich, er tastete nach der Brieftasche, sie mir zuschiebend, er zog mich an seinen Mund.

„Gut so. Mutter grüßen, ordnen, ordnen. Danke!“

Ein gurgelnder Laut noch, ein Zucken, und er hatte den Frieden, den er so ersehnt.

Tief erschüttert kniete ich neben ihm, seinen Kopf im Arm, die erkaltenden

Hände in meiner Hand. Welch ein furchtbares Schicksal, welch ein elendes Ende, hier draußen, dieses schönen, stolzen, zu Höchstem berufenen Mannes, — und nur um ein Weib!

Ich strich ihm über Stirn und Wangen und drückte ihm die Augen zu, — „Ade, Alexei!"

Es war ja ein Los, das jeden von uns jeden Augenblick treffen konnte, aber in den Augen dieser rauhen Gesellen, denen der Krieg ein freudiges Waffenspiel ist, schimmerte es feucht, alle hatten sie ihn lieb gehabt.

Dann klangen die Trompeten: „In den Feind, in den Feind!", den wir ja so dicht vor uns hatten.

„Bleiben Sie zurück, Sie sind so erschüttert, außerdem haben Sie schon einen Streifer weg!" mahnte Oberst Oblonsky.

Ich schüttelte nur den Kopf, sprechen konnte ich nicht, es saß mir würgend in der Kehle.

Aufs Roß. „Hopp, Rustan, hopp!" und hineingejagt in das Höchste, was es gibt für Mannesmut, in den wilden Reiterkampf. Wie das prasselt, knattert und schmettert, stampft und dröhnt! Wie das schreit, — Todesschrei, Wutschrei, Siegesschrei. Jetzt sich decken, auffangen und dann „da, nimm's!", und hineinzischt die Klinge in des Gegners Brust, aus der es rauchend, heiß hervorschießt. Und mit dem warmen, süßlichen Blutgeruch faßt dich eine wilde Wollust, ein unlöschlicher Durst, der furchtbare Blutrausch kommt über dich, unstillbar, bis du entweder selbst erschlagen liegst und über deinem zerstampften Leibe der Kampf weiter wütet oder bis es keinen Feind mehr gibt. Und wie du, auch das Roß, dem du längst die Zügel überlassen in dem wilden, regellosen Durcheinander, — das beißt und schlägt und zerstampft, kaum daß du es zügelst beim langgezogenen, sammelnden Trarara!

Wir haben ihm, Alexis Alexandrowitsch, ein reiches Totenopfer gebracht, — so mochten etwa tausend Jahre früher die Männer seines Stammes ihrem gefallenen Häuptling die Feinde geschlachtet haben und nachgesandt als Opfer in das dunkle Land.

*

Eine beschwerliche, weite Fahrt war's mit des Freundes Leiche, aber nach drei Wochen konnten wir, was von Alexis Alexandrowitsch übrig geblieben war an irdischem Teil, hinabsenken mit dem ganzen, ihm zukommenden feierlichen Pomp in die alte Erbgruft zu Wrjelna, dem stolzen Fürstensitz. Eine alte, gebrochene Frau hielt ich in den Armen, die mich, den Fremden, mit einem Male lieb hatte, weil ich ihr ihres Einzigen Reste heimgebracht, und ich versuchte, sie zu trösten mit Streicheln und herzlichem Zuspruch, — so weit man eben eine Mutter trösten kann, die ihr Liebstes verloren.

Er war dahin, aber in mir war ein wilder Haß entbrannt gegen das ekle Weib, um dessentwillen er ein solches Ende genommen.

Ich hatte ihr geschrieben: ich hätte als Testamentsvollstrecker des verewigten Fürsten ihr wichtige Mitteilungen und ein großes Stück Geld zu überbringen,

aber es knüpfe sich an das Legat die Bedingung des Schweigens. Da sie von Geld hörte, hatte sie natürlich auf den Köder angebissen und sich still verhalten.

Nun, wenige Tage nach der Beisetzung, begab ich mich nach Moskau zu ihr, der Schwierigkeit meiner Aufgabe vollkommen bewußt, zu verhandeln mit dieser raffinierten Halbweltprinzessin, aber ebenso entschlossen, rücksichtslos vorzugehen. Hunderttausend Rubel hatte ich ausgesetzt für die Wiedererlangung des Trauscheines. Mit weniger durfte man ihr nicht recht kommen bei dem sprichwörtlichen Reichtum der Jeremiatoff, und für sie war's übergenug, die das Geld nach Art ihresgleichen ja doch nur verschleuderte, dies Geld, mit dem man so viel Gutes hätte tun können!

Ich hatte mich angemeldet, sie empfing mich, und ich muß sagen, ich war — ein so guter Weiberkenner ich auch sonst bin — doch fast betroffen über die Art, wie sie mir entgegenzutreten vermochte. In tiefer Trauer, einfach, würdig, wie eine rechte, trauernde Witwe. Aber, — ob sie es wußte, wie gut und vorteilhaft ihr das eng anliegende, schwarze Kleid stand bei ihren schwellenden Formen! Ja, es lag ein außerordentlich eigenartiger Reiz in ihrer Erscheinung, ihre Züge, ihre Gestalt, ihr Gang, ihre Sprache vereinigten sich zu jenem unerklärlichen Bann, der die Sinne gerade des geistvollen Mannes, nicht des wahllosen Lüstlings, gefangennimmt. Und diese großen, eigenartig schillernden Augen, — geradezu faszinierend wirkten sie mit ihrem kalten, ruhigen Blick, der dann mit einem Male aufflammte, während sich der Mund halb öffnete, als wolle er einen Kuß empfangen oder leise flüstern von süßer Liebeswonne. Man konnte sie wohl für eine Dame halten, und doch wieder hatte sie jenes gewisse Etwas an sich, daß der Erfahrene sich sagte: „Haha!“

Als sie mir so entgegentrat, war sie sich ihres Reizes und ihrer Macht ganz bewußt, und ich hatte so das Gefühl, als meinte sie mit dem halb traurig-schwermütigen, halb sinnlichen Blick so bei sich: ‚Du bist ja auch nur ein Mann, mit dir werde ich schon fertig!‘

„Sie bringen mir die letzten Grüße meines Gatten, des Fürsten. Erzählen Sie mir, bitte, die letzten Stunden, — hat er meiner, die ihn doch so innig liebte, noch in Liebe gedacht? Ein bedauerliches Mißverständnis trennte uns, ich bin tief unglücklich, — o, ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind!“

Wie verheißungsvoll das zu mir herüberblitzte, — es lag in diesen jetzt feucht schimmernden Augen ein mächtiger Reiz, ich konnte begreifen, wie ein ihr unbefangen Entgegentretender vielleicht von ihr gefangen werden konnte.

„Pardon, Madame, täuschen wir uns von vornherein, bitte, nicht über unsre Verhandlung, die ich mit Delikatesse und Diskretion, aber auch mit Entschlossenheit und mit möglichst wenig Zeitverlust zu führen wünsche. — Sie sprechen zu mir als Fürstin Jeremiatoff, — hm, nominell sind Sie das vielleicht, aber nur durch einen Trug, indem Sie dem verewigten Fürsten vorspiegelten, Sie seien ein, wenn auch einfaches, so doch unbescholtenes Mädchen, während Sie doch ziemlich offiziell der Berliner Halbwelt angehörten!“

„Mein Herr, was unterstehen Sie sich! Ich werde Sie hinausweisen lassen!" fuhr sie auf, und es lag wirklich Theaterwürde in ihr.

„Bitte, Madame, tun Sie das nicht, es macht unnötig Lärm, und ich käme dann auch nicht dazu, Ihnen das Geld einzuhändigen!"

„Ich werde einklagen, was mir als des Fürsten Witwe zusteht."

„Eben darauf komme ich schon zurück. Durch jene Vorspiegelungen, beziehungsweise durch Verschweigen Ihrer Vergangenheit wurde die Heirat illusorisch, und ich bin entschlossen, ein derartiges Erkenntnis zu erstreiten, wenn Sie nicht auf meinen Vorschlag eingehen!"

„Aber mein Herr —" Und nun begann ein stürmischer Angriff auf mich mit Augenblitzen voll Verheißung und schließlich mit lieblichen Redensarten, die keine Deutung oder Mißdeutung zuließen und so recht die Dirne in ihr enthüllten.

Mich ekelte, und ziemlich brüsk zog ich den Arm zurück, auf den sie, nahe an mich herangetreten, bereits wiederholt, wie bittend, die entschieden schön geformte Hand gelegt hatte.

„Pardon, Madame, ich habe es wirklich eilig und möchte Sie in Ihrem Interesse nicht ohne Geld lassen. Also hier, — eine Anweisung über hunderttausend Rubel, in Berlin von Ihnen zu erheben. Dagegen wollen Sie mir das Ehedokument aushändigen, entweder — oder Sie lernen mich, so sehr ich das für Sie bedauern würde, als bösen Gegner kennen!"

Höhnisch lachte sie auf:

„Glauben Sie, mich mit einer solchen Bagatelle abspeisen zu können?"

„Nun, nun, Madame, Bagatelle — in Berlin sind Sie früher nicht so verwöhnt gewesen!"

Wütender Haß sprühte aus ihren funkelnden Augen.

„Verlassen Sie mich, mein Herr! Aber wenn Sie mir binnen vierundzwanzig Stunden keinen andern, annehmbaren Vorschlag gemacht haben, so fahre ich zu allen Zeitungsbureaux und bringe den pikanten und sensationellen Fall Jeremiatoff an die Oeffentlichkeit!"

„Pah, ich würde solche Artikel durch die Zensur unterdrücken lassen. Außerdem werden Sie das nicht wagen, weil es für Sie sofort zu sehr bösen Folgen führen und Ihnen jedenfalls, woran Ihnen ja doch nur gelegen ist, kein Geld einbringen würde, denn sobald durch Ihre Geschwätzigkeit nur ein Wort der Angelegenheit in die Oeffentlichkeit dringt, haben wir keinen Anlaß mehr, Ihr Schweigen zu bezahlen. Sie werden sofort ausgewiesen und erhalten keine Kopeke!

„Da Sie nun aber anfangen, aufgeregt zu werden und unbesonnene Ideen zu äußern, werde ich gehen.

„Also auf morgen!"

Ich stand im Vorzimmer, mir meinen Mantel umhängend, — das also war Alexeis Weib —! Da ging die Flurtür auf und herein trat in stutzerhaftem Reitanzug ein junger Laffe, über dessen Zusammenhang mit der Börse und der Finanzwelt man keinen Augenblick in Zweifel sein konnte.

Das Bürschchen mußte sich hier sicher fühlen, denn frech fuhr es mich an:

„Was tun Sie hier, was suchen Sie hier, wo kommen Sie her? Dies ist mein Haus, denn ich bezahle die Miete. Machen Sie, daß Sie 'raus kommen!"

Ruhig knöpfte ich meinen Mantel zu, sah mir diese Spottgeburt aus Galgenvogel und Darwinschem Urmenschen an, und ein gräßlicher Ekel überkam mich über das Gemeine im Weib: wie war es möglich, — ein Weib, das Alexis geküßt hatte, konnte sich diesem da hingeben, nur weil er bezahlte, — pfui Teufel!

Mein Gedanke dauerte jenem wohl zu lange, mein sinnendes Schweigen mochte er für feige Schwäche halten, kurz, er trat näher auf mich zu.

„Machen Sie, daß Sie 'rauskommen, oder —!" und wahrhaftig, er hob die Reitpeitsche. Eine Sekunde später dröhnte ihm eine Ohrfeige zwischen die Ohren, wie sie kräftiger wohl selten je in meiner dafür berühmten Heimat verabfolgt wurde, der Schlingel kollerte, sich überschlagend, in eine Ecke, und ich schritt hinaus.

So war sie zur gemeinen Dirne herabgesunken, fast öffentlich geworden. Obwohl sie von Alexei reichlich Geld auf Geld erhielt, ließ sie sich die Miete bezahlen, und so bezahlte sie sicherlich alles mit ihrem Leibe, nach rechter, gemeiner Dirnen Art. Und dies Weib hatte Alexei geliebt, um ihretwillen hatte er sein Leben, sein so reich angelegtes Leben, so jämmerlich geendet, völlig gebrochen und verzweifelnd, den Tod als einzigen Retter ersehnend.

Sie mußte unschädlich gemacht werden — gleichgültig wie —, sei es auf brutale Art, und Eile tat not! Aber wie sie fassen? Der Großfürst, Alexis' väterlicher Freund, der so schon um alles wußte, war in Moskau, — vielleicht konnte er helfen. Ich fuhr bei ihm vor, er war zu Hause, ich kannte seinen Adjutanten, ein Billet ward ihm hineingebracht, das den Namen Alexis Yeremiatoff enthielt. Fünf Minuten später stand ich vor dem ehrwürdigen, alten Herrn, und nach einer Viertelstunde hielt ich ein Billet an den Polizeimeister in der Hand, das ihn ersuchte, mir in diskreter Angelegenheit jede gewünschte Unterstützung zu leihen.

„Gott lohne es Ihnen, was Sie für unsern verewigten Alexei tun! Bringen Sie mir bald guten Bescheid. Ich möchte auch die Geldangelegenheit ordnen, — niemand soll erfahren außer uns, was die Ehre der Yeremiatoff bedroht hat."

Mit diesem Billet des Großfürsten an den Polizeimeister war ich allmächtig in Moskau.

Spätnachmittag war's, als ich wieder bei Madame vorfuhr.

„Sieh da, mein Herr, — haben Sie sich so bald schon eines Bessern besonnen?"

„Allerdings, Madame, ich habe den rechten Weg gefunden, mit Damen Ihrer Art fertig zu werden. Bitte, nur ruhig! Sie sind sicherlich Manneskennerin genug, um mir anzumerken, daß Sie über mich keine Macht gewinnen werden, — also bitte. Ich komme direkt vom Polizeimeister, der Ihnen zwei Wege läßt: entweder sind sofort die von mir gewünschten Papiere gegen den Scheck über hunderttausend Rubel in meinen Händen und Sie fahren noch diese Nacht in diskreter Begleitung eines Kriminalbeamten nach Berlin, oder Sie

werden noch heute verhaftet und morgen zwangsweise nach Sachalin verschickt. Sollten Sie aber von Ihrer sogenannten Heirat erzählen wollen, etwa dem Sie begleitenden Beamten oder auf dem Transport zu jener fernen Insel der Seligen, so werden Sie sofort als total und unheilbar verrückt in das nächste Irrenhaus auf Lebenszeit gesperrt, — Sie wissen, hier in Rußland wird nicht lange gefackelt, und nach Ihnen kräht kein Hahn. Also wählen Sie, aber bitte, schnell!“

Sie zitterte vor Wut, sie fing ganz gemein zu keifen an, ich zog die Uhr und stand auf. Sie versuchte sich zu fassen.

„Sie betragen sich brutal, Herr, außerdem versuchen Sie ja nur, mich einzuschüchtern.“

Ich erwiderte nichts, öffnete ein Fenster, pfiff ein Signal, und wenige Minuten später traten zwei Herren, denen man den Polizeibeamten in Zivil ansah, ins Zimmer, — Madame wurde kreideweiß, sie wußte, sie war verloren.

„Also Madame, Sie fahren wohl diese Nacht nach Berlin ab. Diese Herren sind so liebenswürdig und helfen Ihnen packen; sie sind schon instruiert und werden mir sämtliche Korrespondenz und ähnliches, was sich hier vorfindet, zur Durchsicht unterbreiten. Also bitte, an die Arbeit, in dreieinhalb Stunden geht Ihr Zug!“

Ich saß allein in dem kleinen Salon, nebenan hörte ich kramen, Schubfächer wurden gezogen, Türen knarrten, — eine tiefe Wehmut ergriff mich. Hier in diesen Räumen hatte Fürst Alexis glückselige Tage gelebt, seine Flitterwochen, von hier aus war er fortgegangen, seinem Weibe die, wie er meinte, rechte Stellung in der Welt, seiner Welt, zu schaffen, — jetzt wühlten Geheimpolizisten Möbel und Koffer durch und schleppten mir Hände voll Briefe zu. Ich sonderte: einige Briefe von Alexis, Briefe so voll Glückseligkeit, herzinnige Liebe atmend, daß mir die Augen feucht wurden beim flüchtigen Hineinschauen, — sie fielen in den Kamin und wurden Asche, wie die Hand, die sie einst, vor Liebessehnsucht zitternd, geschrieben, und ebenso alles, was irgend auf Alexis' Verhältnis zu ihr Bezug hatte. Auch die andern Briefe mußte ich lesen oder wenigstens flüchtig durchsehen, um mich zu vergewissern, daß sie mit niemand über ihr Verhältnis zu Alexis korrespondiert hatte. Da waren Briefe aus Berlin, von Madames früheren Freunden, mit denen sie frech und froh weiter korrespondiert hatte, von denen sie sich in letzter Zeit, da sie doch von Alexis Geld über Geld erhielt, auch noch immer Geld herauszuschlagen verstanden hatte. Ein Heimann erinnerte sich noch gern der gemütlichen Soupers bei Uhl; ein Traubmann moralisierte, — er schien ein Philister zu sein; Professor G., ebenso berühmt als Maler wie berüchtigt als alter Sünder, ließ „noch in Gedanken seine Künstleraugen schwelgen im Anschauen seines reizenden Modells“, — u. s. w., kurzum, es fehlte keine Art der Hingabe. Und alle diese Leute hatten gezahlt in angenehmer Erinnerung an ihre Hingabe oder um ihr den Mund zu stopfen, — es war so recht die gewöhnliche Dirne. Und weiter und weiter wird sie sinken; bis zum öffentlichen Hause, bald verlebt, alt und häßlich; nicht mehr begehrt, packt sie die

Verzweiflung an, der Trunk soll trösten, und der Schlamm der Straße schlägt über ihr zusammen, — und sie war einst Alexis' angebetetes Weib!

Der eine Beamte meldete, sie hätten gründliche Haussuchung gehalten, und ich konnte es ihm glauben.

„Bitte, Madame, tauschen wir also unsre Papiere aus!"

Und hervor aus dem Mieder, auf einer Wolke von Chypre, jenem echten Halbweltparfüm, kam der unselige Schein, Madame quittierte über den Scheck und unterzeichnete, jetzt ganz gefügig, einen gut verklausulierten Revers, in dem sie von vornherein jede Annäherung an die Familie Jeremiatoff als Erpressungsversuch bezeichnete, und so weiter, — ich konnte zufrieden sein.

„Herr Kommissar Wolujeff, — bitte, Sie bringen also Madame direkt ohne Aufenthalt nach Berlin. Hier ist Geld für die Reise. Sollte Madame unterwegs irgendwelchen Versuch wagen, etwa zu faseln —"

„So habe ich von Seiner Exzellenz dem Herrn Polizeimeister Befehl, sie sofort zu verhaften und als für Sachalin verurteilt zurückzuliefern."

„Ich danke, Herr Kommissar! Madame, ich hoffe, Sie werden wohlbehalten in Berlin ankommen, — Adieu!"

Draußen spie ich aus vor Ekel und sog gierig die reine, kalte Luft ein.

Andern Tags ward draußen in der kleinen Vorstadtkapelle vom Erzpriester „auf höheren Befehl" ein Blatt aus dem Kirchenbuch gerissen und verbrannt, und die Kapelle erhielt eine reiche Schenkung. Nach weiteren vier Tagen meldete sich Kommissar Wolujeff zurück, „alles sei gut gegangen, Madame sehr artig gewesen, aber geliebäugelt habe sie fortwährend mit ihm und mit allen Herren unterwegs."

„Hat sie nichts erzählen wollen, Herr Kommissar?"

„Nichts, nur gesprochen hat sie immer, was sie sich von ihrem Geld alles kaufen will, — eine Million mindestens hat sie schon unterwegs untergebracht."

Natürlich, ganz wie gedacht!

Ich fuhr zum Großfürsten, ihm zu berichten. Wir besprachen noch einmal das tragische Geschick des unglücklichen Fürsten. Ich kam auf das Rätselhafte, Unbegreifliche in der Natur oder Unnatur dieses Weibes, und unvergeßlich sind mir die Worte, die der greise Herr zu mir sprach:

„Was wollen Sie, was können Sie anders erwarten? Sie haben doch gewißlich auch viel erfahren, Prüfungen, also Enttäuschungen. Alle Sünde, alles Elend in der Welt hat seinen Urgrund im Weibe, aber von vornherein verloren, unrettbar mit Leib und Seele ist der Mann, der seine Ehre in die Hand eines Weibes gibt, — das sage ich Ihnen, der Siebzigjährige, der viel erfahren hat in einem reichen langen Leben!"

Jahr und Tag schon schläft Alexei Alexandrowitsch in seines Hauses Gruft im einsamen Park von Wrjelna, wo der Wind so geheimnisvoll in den alten Ulmen rauscht und flüstert.

Ein Bild des verewigten Fürsten steht auf meinem Schreibtisch, er schaut mich mit seinen schönen, großen Augen so schwermütig an, und ich nicke ihm zu: „Ja, ja, Alexei, unser Leid macht zum verlorenen Mann und — ist doch nur um ein Weib!"



Die Aera Manteuffel.

Federzeichnungen aus Elsaß-Lothringen.

Von

Alberta v. Puttkamer,

unter Mitwirkung von Staatssekretär a. D. Max v. Puttkamer.

II.

Die Ernennung Manteuffels zum Statthalter in Elsaß-Lothringen begegnete fast ausnahmslos in der deutschen Presse den freundlichsten Gesinnungen. Es wurde auch in Parteien und Kreisen, die für den Marschall keine besondere Sympathie hatten, einmütig betont, daß er sich sogar in Stellungen, in die man ihn mit einem gewissen Mißtrauen eintreten sah, immer Achtung und Ehrfurcht zu erringen gewußt habe. In den Debatten im Reichstag, gelegentlich der Beratung des elsaß-lothringischen Verfassungsgesetzes, wurde bereits Manteuffels Name als der des zukünftigen Statthalters des Reichslandes mit Anerkennung und freudiger Zuversicht genannt. So tat z. B. der als geistreicher und bedeutender Politiker bekannte Zentrumsführer Dr. Windthorst, der als Klerikaler und Welfe doch auf einem durchaus andern Boden stand als Edwin von Manteuffel, den bemerkenswerten Ausspruch über dessen bevorstehende Ernennung: „Ich habe mit Genugtuung gehört, daß man die Stellung des Statthalters einem berühmten General verleihen will, der sie gewiß von einem großartigen Gesichtspunkt auffassen wird."

Der elsässische Reichstagsabgeordnete August Schneegans, eines der Häupter der Autonomistenpartei im Reichsland, äußerte sich in sehr bedeutsamer Weise: „Dem feinen Taktgefühl eines durch sein Wirken in Weltgeschäften bewährten Staatsmannes wird es nicht schwer fallen, zu entdecken, wie und in welcher Weise die heilende Hand mit fester, aber auch vorsichtiger und schonender Entschiedenheit an die wunde Stelle zu legen sei. Wir dürfen getrost der Erfahrung des Mannes vertrauen, den die hohe Staatsregierung in das Reichsland schicken wird, und von dessen versöhnlichem Wirken inmitten der Kriegsverhältnisse so viel verheißende und ermutigende Botschaft zu uns gelangte. Wer den Marschallstab also führt, dessen Geist ist dem Verständnis unsrer Lage und unsrer Bedürfnisse geöffnet,

dessen Kommen dürfen wir mit der Zuversicht entgegensehen, daß auch bei uns sein Wirken ein gerechtes, wohlwollendes und segensreiches sein werde."

In Elsaß-Lothringen waren die Wünsche nach möglichster Selbstverwaltung und Selbständigkeit der Landesregierung immer lebendig gewesen und von Jahr zu Jahr regsamer geworden. Die Regierung des Reichslandes vom Reichskanzleramt in Berlin aus hatte naturgemäß, aus solcher Ferne, etwas Theoretisierendes; aus dem direkten Kontakt und der Wechselwirkung von Bevölkerung zur Regierung im Lande mußte ein viel wirkungsvolleres Gedeihen erwachsen.

Schon in der Mitte der siebziger Jahre, als die Verwaltung des Oberpräsidenten Möller sich schärfer accentuierte, beschäftigten den Fürsten Bismarck Erwägungen über die Zweckmäßigkeit der für die Ausgestaltung der Ministerialinstanz getroffenen Einrichtungen. In der Tat konnte die Organisation als gelungen nicht bezeichnet werden. Die politische Verantwortlichkeit für die gesamte Verwaltung ruhte ausschließlich bei dem Reichskanzler. Der erheblichste und wichtigste Teil der ministeriellen Befugnisse war aber dem Oberpräsidenten übertragen. Darin lag ein Auseinanderreißen der ministeriellen Gewalt, das sich nicht besonders fühlbar gemacht hatte, solange die Ausübung der Legislative dem Kaiser und Bundesrat allein zuständ, aber peinlich in Berlin empfunden wurde, als nach der am 1. Januar 1874 erfolgten Einführung der Reichsverfassung der Reichstag, insbesondere bei Beratung des Landeshaushaltsetats anfing, mit den Details der Verwaltung sich zu beschäftigen.

So ausgezeichnete Männer dem Fürsten Bismarck in den Personen des Staatsministers Delbrück und des Chefs des Reichskanzleramts für Elsaß-Lothringen, Herzog, auch zur Seite standen, es fehlte ihnen allen die intime Kenntnis der Personen und Verhältnisse im Reichslande und der Einzelheiten der laufenden Verwaltung, und daraus ergab sich ein Gefühl der Inferiorität an derjenigen Stelle, die doch zur Vertretung der Politik dem Parlament gegenüber berufen war.

Auch an Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Oberpräsidenten und dem Reichskanzleramt, sowie zwischen dem ersteren und einzelnen Bezirkspräsidenten mangelte es nicht, und es mochte dem Fürsten Bismarck, wenn er dann zur Entscheidung angerufen wurde, wohl die Empfindung sich aufdrängen, daß es der maßgebenden Stelle an hinreichender Information fehle, und daß er seine Verantwortlichkeit für Verfügungen einsetze, deren Tragweite ganz zu übersehen ihm unmöglich war. In Besprechungen, die der Reichskanzler mit dem damals als Reichstagsabgeordneter einen großen Teil des Jahres in Berlin weilenden Mitverfasser dieser Aufzeichnungen über die Lage in Elsaß-Lothringen hatte, trat dieser Gesichtspunkt stark hervor. Es knüpften sich daran Erörterungen, ob es nicht richtiger gewesen wäre, von der Schaffung des Oberpräsidiums ganz abzusehen und unter Beibehaltung der Departemental- und Präfekturverfassung ein dem Reichskanzler untergeordnetes Ministerium in Berlin zu errichten. Das hätte dann auch zur Folge gehabt, daß für alle geschäftlichen Interessen der Landesbewohner, die eine Mitwirkung der Zentralinstanz erforderten, die Beziehungen

zwischen der Reichshauptstadt und dem Lande viel enger und mannigfaltiger sich ausgebildet hätten und somit Berlin dieselbe politisch leitende Bedeutung für das Reichsland gewonnen hätte, die in der französischen Zeit Paris für das Elsaß und dessen Verwaltung besaß.

Auf eine so gestaltete Organisation zurückzugreifen, konnte freilich nicht mehr in Frage kommen, nachdem im Jahre 1874 der Landesausschuß berufen und 1877 mit erweiterten legislativen Befugnissen ausgestattet worden war. Denn neben der Landesvertretung in Straßburg mußte notwendig die Zentralinstanz stehen, und je mehr die Mitwirkung jener an der Gesetzgebung sich entwickelte und die des Reichstags zurücktrat, desto mehr mußte das Schwergewicht der parlamentarischen Vertretung die Verwaltung in das Land hineinziehen.

Auch entsprach diese dezentralisierende Entwicklung wohl mehr den Anschauungen des Fürsten Bismarck, als eine straffe Zentralisation in Berlin. Die Aeußerungen des Fürsten über die Heranbildung partikularistischen Geistes in Elsaß-Lothringen sind bekannt, und mehrfach deutete er dem Mitverfasser an, daß der Reichskanzler an der Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten im Reichslande nur insofern Interesse habe, als er versichert sein müsse, daß diese mit der Reichspolitik im Einklang stehe und insbesondere die Kreise der auswärtigen Politik nicht störe, daß aber unter dieser Voraussetzung der Reichskanzler um die Verwaltung der Landesangelegenheiten im einzelnen nicht weiter sich zu kümmern brauche.

Ueber die Gesichtspunkte, die den Fürsten Bismarck veranlaßten, im Jahre 1879 die Teilung der ministeriellen Befugnisse zwischen dem Reichskanzleramt und dem Oberpräsidium zu beseitigen und die Landesregierung mit dem Sitz in Straßburg einheitlich zu gestalten, hat er sich im Reichstag ausführlich ausgesprochen (Rede vom 21. März). Es würde aber irrig sein, aus den Worten des Fürsten: er habe sich vorgenommen, den betreffenden Verfassungsfragen nicht eher näher zu treten, als bis sie aus dem Lande selbst angeregt würden; dies sei jetzt (durch die Anträge Schneegans) geschehen — zu schließen, als habe Bismarck dabei dem Drängen der Autonomisten, die ihn für ihre Ideen gewonnen hätten, nachgegeben. Diese in der Allgemeinheit vielfach verbreitete, irrtümliche Anschauung scheint auch Petersen in seinem Buch „Deutschtum in Elsaß-Lothringen" zu teilen. In Wahrheit verdankt das Verfassungsgesetz von 1879 seine Entstehung und Ausgestaltung einzig und allein der Initiative des Fürsten, und der Antrag des Abgeordneten Schneegans wurde im Reichstag erst gestellt, als dieser sich vergewissert hatte, daß der Antrag dem Wunsche und der Ansicht des Reichskanzlers entspreche und also auf Entgegenkommen zu rechnen habe. Die amtliche Stelle in Straßburg stand der Genesis dieses Gesetzes ganz fern, und auch im Reichskanzleramt für Elsaß-Lothringen herrschten starke Zweifel über dessen Zweckmäßigkeit. Der Chef dieser Behörde, wie auch der damalige Staatssekretär des Reichsjustizamts (Friedberg), waren mehr zentralistisch gesinnt, und ersterer hielt die Verlegung der gesamten Landesverwaltung nach Straßburg und das Ausscheiden des Reichskanzlers aus der Stellung des Ministers für Elsaß-

Lothringen für einen gewagten, mindestens verfrühten Versuch. Fürst Bismarck aber, der seit Jahren den Gang der Dinge im Reichslande genau verfolgt und dabei Vertrauen auf die loyale Haltung des Landesausschusses gewonnen hatte, ließ sich durch keinerlei Bedenken in seiner Anschauung beirren. Daß er auf die Mitwirkung der deutschfreundlichsten Partei in der Bevölkerung (der Autonomisten) zählen konnte, war ihm selbstverständlich erwünscht. Er rechnete aber keineswegs allein mit der Haltung dieser, eigentlich nur im Unterelsaß festgewurzelten Partei. Die von ihm, auch an nichtamtlichen Stellen, erhobenen Informationen gaben ihm die Gewähr, daß die einflußreichen politischen Persönlichkeiten auch aus den andern Landesteilen, insbesondere dem Oberelsaß, es an ehrlicher Unterstützung der Landesregierung nicht fehlen lassen würden.

So kam das Gesetz vom 3. Juli 1879 zu stande. Nach der Ansicht wohl aller bei dessen Formulierung beteiligter Personen hatte es nur den Charakter eines Uebergangsgesetzes, wie dies auch Fürst Bismarck im Reichstag andeutete, und es dürfte damals niemand ihm eine Lebensdauer von annähernd dem Viertel eines Jahrhunderts zugedacht haben. Daß aber eine stetige und ruhige Entwicklung des Landes unter der Herrschaft dieser Verfassung hat stattfinden können, ist ein Beweis, daß diese seinerzeit den Bedürfnissen und Anschauungen der Bevölkerung gerecht wurde.

Schon im Stadium der Vorbereitung des Gesetzes wurde von einflußreicher Seite (Herzog) die Ansicht vertreten, es müsse der Landesausschuß auf den Boden eines politischen Wahlsystems gestellt werden, um den Charakter einer wirklichen Landesvertretung zu erhalten, und es wurde die Einführung des allgemeinen Stimmrechts, jedoch mit indirekten Wahlen, befürwortet.

Der Mitverfasser dagegen hielt es für richtig, an die kommunale Grundlage des bisherigen Landesausschusses anzuknüpfen und diese Körperschaft in analoger Weise durch Gemeindewahlen zu ergänzen, wobei das damals für den Senat in Frankreich geltende Wahlsystem als Vorbild herangezogen wurde. Er ging davon aus, daß die weitere Entwicklung abzuwarten, zunächst aber der Landesausschuß mehr die Eigenschaft einer Provinzialvertretung haben solle, und das Wahlsystem dem anzupassen sei.

Fürst Bismarck entschied für diese Ansicht, wobei ins Gewicht fiel, daß Schneegans und seine autonomistischen Freunde gleichfalls in dem gedachten Sinn sich aussprachen.

Der Einrichtung der Statthalterschaft war Fürst Bismarck anfänglich nicht geneigt. Er hielt diese für unnötig und wollte sich auf ein Ministerium in Straßburg beschränken, analog dem in Karlsruhe, mit einem leitenden Staatsminister und Ressortchefs. Die Verbindung zwischen der Allerhöchsten Stelle und dem Ministerium sollte durch einen höheren Beamten mit dem Amtssitz in Berlin hergestellt werden, und die Aufgabe des letzteren zugleich sein, dem Reichskanzler über grundsätzlich wichtige Fragen Vortrag zu halten.

Allein es wurde geltend gemacht, daß die Zahl der dem Souverän zur Unterschrift vorzulegenden Entscheidungen über größtenteils unbedeutende Sachen

viel erheblicher sei, als sonst in den deutschen Staaten gebräuchlich; eine Entlastung des Kaisers und zugleich eine Beschleunigung des Geschäftsganges erscheine wünschenswert, indem einem Statthalter diese Gegenstände zur landesherrlichen Erledigung überwiesen würden.

Solche und andre Erwägungen bestimmten den Fürsten Bismarck, auf seiner ersten Ansicht nicht zu beharren. So kam in das Gesetz die Statthalterschaft als eine fakultative Institution. Es wäre wohl genügend gewesen, dem Statthalter verantwortliche Ressortchefs zur Seite zu stellen und die nun nicht mehr erforderliche Stelle des Staatssekretärs fallen zu lassen. So war es auch gedacht; daß diese Stelle dennoch beibehalten wurde, hatte wohl überwiegend persönliche Gründe, nachdem entschieden war, daß ein hoher Militär zum ersten Statthalter des Reichslandes bestimmt wurde.

Das waren die Konstellationen, unter denen Manteuffel am 1. Oktober 1879 sein Amt antrat.

Das Ministerium war in folgender Weise zusammengesetzt. Der politische Leiter, der die landesherrlichen Akte des Statthalters gegenzuzeichnen hatte, verantwortlicher Minister war und übrigens auch ein Ressort im Ministerium führen konnte, hatte den Titel „Staatssekretär" und war erwählt in der Person des bisherigen Unterstaatssekretärs im Reichskanzleramt, Herrn Herzog. An der Spitze jedes Ressorts im Ministerium stand ein Unterstaatssekretär. Und zwar hatte die Verwaltung des Innern und Kultus: Herr v. Pommer-Esche (bisher vortragender Rat im Reichskanzleramt); die Finanzen hatte Dr. G. v. Mayr (bisher Ministerialrat in München), und die Verwaltung der Justiz hatte der Mitverfasser, Max v. Puttkamer (bisher Erster Generaladvokat in Colmar im Elsaß). Die Abteilung für Handel, Gewerbe rc. war noch unbesetzt, und es waren Verhandlungen im Gange, die dem Präsidenten des Bezirkstags von Unterelsaß, Herrn Julius Klein, einem Elsässer, die Uebernahme dieses Postens anbieten sollten.

Fürst Bismarck hatte die bestimmte Absicht geäußert, Klein einen Platz als Unterstaatssekretär zu offerieren.

Die Verhandlungen wurden durch den Unterstaatssekretär v. Pommer-Esche geführt. Klein hatte sich im Prinzip zur Annahme bereit erklärt, und nur um Bedenkzeit gebeten, um die Meinung seiner politischen Freunde, der Herren von der Autonomistenpartei, über diese wichtige Frage zu hören. Es erschien diesen sympathisch und auch staatsmännisch richtig, wenn einer der Ihren, ein hervorragend begabter Politiker und Verwaltungskundiger, durch Annahme des Unterstaatssekretärpostens direkten Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten des Landes gewänne. Sogar aus den Kreisen der sogenannten Protestler, der Partei der stärksten Frontmacher gegen die geschichtliche Wendung der Dinge, soll Klein geraten worden sein, das Anerbieten der Regierung anzunehmen. Die Angelegenheit war durch die von Klein geäußerten Bedenken und die Verhandlungen darüber etwas vertagt worden. Anscheinend wurde die Zurückhaltung Kleins und das Aufwerfen von Bedenken als eine Ablehnung aufgefaßt, — oder vielleicht er-

wartet, daß weitere Schritte zur Förderung der Angelegenheit von Klein ausgehen müßten. Jedenfalls wurde die Sache nicht weiter geführt und im negativen Sinne als erledigt betrachtet.

Klein selbst hat später zum Mitverfasser (der übrigens nicht bei den Verhandlungen beteiligt war), geäußert, er habe seinerseits den Entschluß gefaßt gehabt, wenn die Verhandlungen fortgesetzt worden wären, anzunehmen, — und er hätte sich von der bestimmten persönlichen Empfindung nicht losmachen können, als wären seine Bedenken (deren Endstadium: den Entschluß, man nicht abgewartet habe), von manchen beteiligten Herren als Vorwand genommen worden, um seine Kandidatur tot zu machen.

Klein stand überhaupt in den vordersten Reihen der politisch beachteten und gewürdigten Elsässer. Mehrfach hatte den Fürsten Bismarck schon früher die Erwägung beschäftigt, ob es nicht tunlich sei, Eingeborene von hervorragender geistiger Bedeutung, an deren Loyalität selbstverständlich kein Zweifel bestehen dürfe, in höhere Aemter des Staatsdienstes zu berufen.

Der Reichskanzler war auf Julius Klein, der in der Straßburger Stadtverwaltung, wie auch im Landesausschuß und Bezirkstag eine bedeutende Rolle spielte, aufmerksam geworden.

Klein, ein politisch und kirchlich liberaler Protestant, der eine umfassende und gründliche Kenntnis von Personen und Dingen, insbesondere in der Landeshauptstadt und im Unterelsaß besaß, hatte jederzeit, in uneigennütziger Weise, erbetenen politischen Rat erteilt, und hatte ein großes und verdientes Ansehen unter seinen Landsleuten sowie auch in Beamtenkreisen.

Fürst Bismarck war nun auf den Gedanken gekommen, bei einer Vakanz im Bezirkspräsidium in Colmar, in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre, die Leitung der Verwaltung des Oberelsaß Herrn Klein anzuvertrauen. Er beauftragte den Mitverfasser mündlich, einmal vertraulich zu ermitteln, wie diese Ernennung von der Bevölkerung des Oberelsaß wohl aufgenommen werden würde. Denn der Fürst sah darin einen Akt weiten Entgegenkommens; er wollte durch die Ernennung die Staatsautorität nicht schwächen, sondern stärken, und jene nur ausführen, wenn er sicher sein könne, daß dadurch die Verschmelzung des Beamtentums mit den einflußreicheren Kreisen der eingeborenen Altelsässer gefördert werde.

Bei der vertraulichen Umfrage, die in Bismarcks Auftrag dann gehalten wurde, begegnete der Gemahl der Verfasserin einer fast einmütigen Abgeneigtheit.

Der staatsmännischen Begabung und den ausgezeichneten persönlichen Eigenschaften Kleins wurde zwar ausnahmslos eine volle Anerkennung gegeben, — aber man fand sachliche Gründe gegen seine Ernennung. Damals standen sich die einzelnen Bezirke noch ziemlich fremd gegenüber, — jeder in seinem besondereren Interessenkreise, unvermittelt nebeneinander. Infolge der Zentralisation der französischen Verwaltung in Paris lag die Gemeinsamkeit der Interessen nicht im Lande, sondern in der Hauptstadt Frankreichs. Die Sonderinteressen-

Politik der Bezirke war also noch ein Rest aus vergangener Zeit. Die lag den altelsässischen Herren, die Politik trieben (und solche gehörten natürlich nur zu den vertraulich Sondierten), noch allzusehr im Blut, als daß sie ihr Urteil davon hätten befreien können. Sie argumentierten also so: Klein ist im Oberelsaß ein unbekannter Mann; er kennt die Interessen und Bedürfnisse des Bezirks nicht, und es wird keine gesunde Wechselwirkung zwischen ihm und dem Bezirk eintreten.

Außerdem war ihnen noch eine Erwägung von mehr allgemeinpolitischem Charakter ausschlaggebend: die Zeit sei noch nicht reif dafür, daß Elsässer in die höhere Verwaltung des Landes einträten; ihre persönlichen Beziehungen könnten zu leicht in Konflikt kommen mit ihren amtlichen Pflichten. Später, viel später, als einmal der Mitverfasser über jenen Wunsch Bismarcks zu Klein sprach, äußerte letzterer, daß er damals die Stellung eines Bezirkspräsidenten, wenn sie ihm angeboten worden wäre, entschieden abgelehnt hätte, während er dagegen, wie schon oben angedeutet, den Posten eines Unterstaatssekretärs angenommen haben würde.

Mit dem 1. Oktober 1879 begann also nun die neue Aera für das Elsaß, unter der Führung eines so bemerkenswerten und eigenartigen Staats- und Kriegsmannes wie Manteuffel, gestützt von einem Ministerium, von dem zwei Vertreter, Herzog und von Pommer-Esche, aus der bisherigen, von Berlin aus geleiteten Verwaltung der elsaß-lothringischen Angelegenheiten genommen waren, also mindestens Kenner der Regierungsgeschäfte des Landes sein mußten, — und dessen beide andre Mitglieder, Dr. v. Mayr und der Mitverfasser, aus der eigensten Initiative des Fürsten Bismarck für ihre Posten erwählt waren. Manteuffel griff die Dinge ganz eigenartig, jedenfalls frei von jeder schematischen oder hergebrachten Art an.

Seine reiche Persönlichkeit, die ebenso viel hatte vom Wesen eines frischen, energisch handelnden Kriegsmannes, wie vom wägenden Diplomaten, ebenso viel vom Philosophen, der aus den Ereignissen des Lebens sein klares Facit zieht, wie vom Mystiker, der glaubt, aus den Instinkten seines eigenartig bewegten Gefühlslebens sich die Gesetze für sein Handeln nehmen zu müssen, sprach sich sehr interessant in seinem gesamten Wirken aus.

Er ließ dem eroberten Land gegenüber nun die volle Wärme seiner Humanität wirken, aber auf der Basis der gewordenen historischen Entwicklung, die er als unverrückbaren „Fels von Erz“ hinstellte. Seine schöne Großmut ist ihm oft als falsche Sentimentalität ausgelegt worden. Daß er in seinen idealen Bestrebungen sich manchmal über die Grenzen ruhiger Staatsklugheit hinreißen ließ, ist richtig. Für die Beurteilung von Manteuffels Charakter ist dieser Idealismus gewiß nicht von Schaden, für die politische Entwicklung der Dinge im Elsaß ist er es aber zweifellos öfters gewesen.

In dem zugleich strengen und doch mildhumanen Geist, den wir oben, als für des Marschalls Denk- und Handlungsweise charakteristisch bezeichneten, sind nun all seine Ansprachen gehalten, die er bei seinen Begrüßungsfahrten ins

Land hielt. Seine erste Reise hatte das Oberelsaß und Colmar zum Ziel, die zweite: Lothringen.

Des Statthalters erster Besuch in Metz galt dem Bischof. Für den folgenden Tag, den 16. Oktober, waren Einladungen zu einem Gastmahl ergangen an den Bischof, die höheren Offiziere und Beamten, den Gemeinderat von Metz und andre. Der Bischof lehnte die Einladung ab; das war nicht etwa tendenziös aufzufassen, da er alt war und nie Einladungen annahm; aber es sagten auch die sämtlichen Herren vom Metzer Gemeinderat ab, außer einem: dem Bankier Mayer.

Der Marschall, der, wie das wohl verständlich ist, durch diese beabsichtigte Kränkung und scharfe Verneinung seiner gastfreundlichen Bitte sehr betroffen war, faßte sich mit dem an ihm bekannten energischen Ruck schnell und redete zu den Gästen seiner Tafel, die nun hauptsächlich aus Offizieren und Beamten bestand, etwa folgendes: Indem er heute Gäste zu sich geladen habe, sei es hauptsächlich seine Absicht gewesen, sich inmitten der Gemeindeverwaltung von Metz zu befinden; aber außer seinem Nachbar (Bankier Mayer hatte den Platz neben dem Marschall) sei niemand vom Gemeinderat erschienen. Dieser Mangel an Entgegenkommen werde ihn jedoch nicht irre machen an den freundlichen Gesinnungen, die er für die Stadt Metz und ihre Bewohner hege. Nein, nun erst recht möchten sich diese seines ganzen Wohlwollens versichert halten. Er trinke auf das Wohl der Stadt Metz!

Mayer antwortete, Seine Exzellenz Freiherr v. Manteuffel habe ihm gegenüber Veranlassung genommen, zu erklären: „Mit dem Tage, an dem ich zum Statthalter in Elsaß-Lothringen ernannt wurde, bin ich selbst Elsaß-Lothringer geworden, und werde ich deshalb auch mit allen Kräften für das Wohl des Landes tätig sein.“

Mayer dankte für diese Gesinnungen und betonte, daß er den Intentionen des Statthalters, so viel er könne, im Lande fruchtbaren Boden schaffen wolle. Ein Hoch auf Manteuffel und das Land schloß die kurze Rede.

Es war nun aus dieser Metzer Reise als Fazit doch eine starke Verstimmung in des Statthalters Seele zurückgeblieben. Er war selbst sehr impulsiv, mit überwallendem, warmem Gefühl entgegengekommen, — und wenn er auch auf Enttäuschungen gefaßt war und gefaßt sein mußte bei den heiklen politischen und sozialen Bedingungen der Lage, so war er doch auf eine so negative Antwort auf seinen ersten Werberuf nicht vorbereitet gewesen. Diese Verstimmung äußerte sich nun in einer für den Marschall höchst bezeichnenden Weise. Als alter Militär stellte er sich nämlich auf den strengen, soldatischen Standpunkt, der in grausamer Konsequenz den Gedanken betont, daß der Oberst als verantwortlicher Führer des Regiments auch persönlich haftbar ist für jeden Fehler, den die ihm Unterstellten begehen. Was nun aber für das Militär, aus Rücksichten der Disziplin, die im soldatischen Leben gewissermaßen das Rückgrat des Verkehrs ist, durchaus richtig sein kann, erscheint doch recht bedenklich, auf zivildienstliche und politische Verhältnisse angewendet.

Manteuffel machte nämlich für das Ausbleiben des Gemeinderats auf dem Diner am 16. Oktober den damaligen Bürgermeisterei-Verwalter, Freiherrn v. Freyberg, verantwortlich, obwohl der Marschall ganz nach eignem Ermessen die Einladungen hatte ergehen lassen, ohne den Bürgermeisterei-Verwalter um Rat zu fragen. Freyberg, ein vorsichtiger und einsichtsvoller Mann, der die Zusammensetzung des Gemeinderats aus fast durchgehend oppositionellen Elementen kannte, hätte dem Statthalter sonst gewiß von den betreffenden Einladungen abgeraten.

Manteuffel sprach dem Herrn v. Freyberg aus, daß er von einem Bürgermeister verlange, er müsse einen größeren Einfluß auf den Gemeinderat haben, und er betätigte seine Unzufriedenheit, indem er bald darauf Freybergs Versetzung in eine andre Stelle anordnete.

Die Analogie mit dem militärischen Leben, die der Marschall da unwillkürlich gezogen hatte, war schon insofern unbillig, als ein von der Regierung eingesetzter Beamter nicht identisch gemacht werden konnte mit einer gewählten Körperschaft (noch dazu in einem eroberten Land), die zwar im gleichen Wirkungskreis und unter seinem Vorsitz tätig war, aber deren einzelne Elemente durchaus nicht eines Geistes mit ihm waren. Die Herren vom Gemeinderat waren im Gegenteil zum großen Teil sehr französisch und protestlerisch gesinnte Bürger der Stadt; von dem Obersten eines Regiments ist aber mit Recht anzunehmen, daß er und seine Offiziere und Soldaten von durchaus einmütigem Geist beseelt sind.

Die Ablehnung der Einladung seitens des Metzer Gemeinderats war zweifellos eine feindselige Kundgebung, und es wäre demnach wohl richtiger gewesen, dieser Demonstration auch mit einer politischen Maßregel zu antworten; etwa mit der wirkungsvollen Verfügung, den Gemeinderat zu suspendieren, nötigenfalls zu dessen Auflösung zu schreiten. Das aber hatte sich der Statthalter unmöglich gemacht durch seine Rede bei dem Diner, die, mehr christlich als politisch, auf den Mangel an Entgegenkommen mit dem Versprechen noch größeren Wohlwollens antwortete.

Am 27. Oktober schloß sich dann als dritte Begrüßungsreise ins Land die Fahrt nach Mülhausen an. Der Statthalter wurde in der bedeutenden Industriestadt sehr sympathisch begrüßt, und es waren ebenso beim Empfang in der Kreisdirektion[1]) wie auf dem folgenden Diner alle Geladenen erschienen. Das hieß also auch: alle oberelsässischen und Mülhauser Körperschaften, als Bezirkstag- und Landesausschußmitglieder, Gemeinderat, Handelskammer.

Der Statthalter vermied es, in Mülhausen eine politische Rede zu halten; er sprach vielmehr in kluger Beschränkung und ohne Pathos von wirtschaftlichen Interessen und von gemeinsamen Werken des Friedens, die eine Forderung dieses regsamen Industriezentrums seien.

Mit solchen Worten traf Manteuffel in den Kernpunkt des gegenwärtigen

[1]) Damals war Kreis- und Polizeidirektor in Mülhausen der jetzige preußische Minister des Innern, Freiherr v. Hammerstein, der nach seiner Stellung in Mülhausen und vor seiner Stellung in Berlin auch lange Jahre Bezirkspräsident in Lothringen war.

Lebens und fand die Pflanzstätte, von der aus auch für die Zukunft einheitlich gewirkt werden konnte von ganz verschiedenen Geistern und Kräften. Diese wirtschaftlichen Ziele, die gemeinsam zu erstreben Manteuffel betonte, führten am letzten Ende ja auch zu politischen Zielen. Ein allmählich aufsteigender Weg der Friedensarbeit!

Die elsässischen Herren begegneten solcher Auffassung auch ersichtlich mit vielem Entgegenkommen; denn sowohl des Bürgermeisters Mieg-Köchlin kurze Rede, als auch besonders die längere des Präsidenten der Handelskammer, Albert Schlumberger, zeugten dafür.

Der „Temps“ nannte die Statthalterrede einen „prudent discours“, verschwieg aber das Hoch, das Mieg-Köchlin auf Manteuffel ausbrachte, und ignorierte die entgegenkommende Rede A. Schlumbergers völlig, obgleich sie nur, wie auch Manteuffels Ansprache, von einem Zusammenwirken auf wirtschaftlichem Gebiet handelte und jede politische Andeutung unterließ. Ueber des Grafen Wilhelm Bismarck stete Anwesenheit bei des Statthalters Reisen konnte die Pariser Zeitung sich nicht enthalten, die gehässige Bemerkung zu machen, daß der Fürst-Reichskanzler tatsächlich die Regierung in Elsaß-Lothringen führe und seinen Sohn als vermittelnde und beobachtende Person dort deputiert habe.

Der Marschall suchte den persönlichen Kontakt mit dem Reichsland nicht nur durch solche Fahrten und damit verbundene eingehende Informationen über die Bedürfnisse der Bevölkerung herzustellen, sondern er trat dieser dadurch noch besonders nahe, daß er regelmäßig an einem Tag der Woche mehrere Stunden offen hielt für den Besuch von jedermann, der Anliegen, Wünsche, Fragen, Bitten ꝛc. zu stellen hätte.

Außerdem übte er in fürstlichstem Sinne Gastfreundschaft, die ihm aber selbstverständlich nur die höheren Kreise des Landes nahe brachte.

Allabendlich von 10 Uhr an (nachdem er selbst fast jeden Tag ein Diner gegeben) empfing seine Tochter, die Freiin Isabelle, die Gesellschaft Straßburgs, beziehungsweise derer, die aus dem Reichsland vorübergehend nach der Hauptstadt kamen. Alle diese Empfänge, bei denen die Tochter des Marschalls von den Herren des ihm beigeordneten Zivildienstes und seinen Adjutanten umgeben war, und die dadurch einen etwas feierlich-offiziellen Charakter hatten, waren ein starkes Bindeglied für die Gesellschaft; sie hätten es noch in viel höherem Maße sein können, wenn die Gemahlin Manteuffels ihnen den Reiz ihres als milde und doch stark geschilderten geistigen Wesens hätte mitteilen können.

Aber leider ist sie ins Elsaß nur als Schwerkranke gekommen; sie hat den Boden, im eigentlichsten Sinne des Wortes, nicht mehr betreten; sie wurde in einer Krankenbahre in das neue Heim getragen und ist dann am 11. November 1879 dort gestorben.

Wir alle, die wir damals in Straßburg und in der Umgebung Manteuffels lebten, haben sie nur im Sarg gesehen. Und doch wäre ihr Leben und Wirken gewiß von reichster Bedeutung für ihren Gemahl sowie auch für das soziale

Leben im Reichsland gewesen und hätte dadurch des fördernd-politischen Charakters, im friedlichsten Sinne, nicht entbehrt.

Hertha v. Manteuffel muß nach Schilderungen ernster und bedeutender Persönlichkeiten eine ungewöhnlich begabte und gebildete Frau gewesen sein.

Sie lebte in glücklichster Verbindung mit ihrem Gemahl und ist ihm in seinen mannigfachen Missionen und verschiedenen bedeutsamen und verantwortlichen Stellungen eine verständnisvolle und tatkräftige Stütze gewesen.

Manteuffel war in seinen, der allgemeinen Kritik besonders ausgesetzten Posten, so in Schleswig, an der Spitze des Militärkabinetts, in Nancy rc., natürlich auch das Ziel vieler Anfeindungen, vielen Neides und vieler Mißgunst. Da soll Frau v. Manteuffel es besonders verstanden haben, durch ihre Verachtung leichtfertiger, oberflächlicher Kritik, durch ihre milde, sachliche Auffassung die Höhe seiner Stellung und die Größe seiner Aufgabe von dem entfesselten Intriguenspiel der kleinlichen Leidenschaften freizuhalten. Diese verständnisvoll-treue Kameradschaft mußte wohl zur Stärkung und Konzentration von Manteuffels Tatkraft beitragen.

Hertha v. Manteuffel war die Tochter des Kriegsministers Job v. Witzleben, dessen Laufbahn in den Freiheitskriegen begann. Sie hatte den Freiherrn Edwin v. Manteuffel in ihrem 26. Jahre geheiratet, 1844, und mit ihm vom Aufgang seiner Bahn an alle Phasen seines vielgestaltigen Lebens durchlebt. Sie hat in milder Kraft im engen Kreis der Familie gewirkt, aber unwillkürlich ihre feine und regsame Intelligenz auch ausgestrahlt in die viel weiteren Sphären seiner Wirksamkeit; nicht direkt etwa durch Eingreifenwollen in Gebiete, die ihm allein zur Betätigung gegeben waren, sondern indirekt durch verstehende Teilnahme, sittliche Größe und feine Geistesbildung.

Die Tatsache allein, daß Leopold v. Ranke in ebenso naher und wahlverwandter Freundschaft mit Frau v. Manteuffel stand, wie mit dem Marschall, ist kennzeichnend für ihre intellektuelle Bedeutung. Diese seltene Frau hätte gerade in der Stellung als Gemahlin des Statthalters in Elsaß-Lothringen ihren Wert entfalten und die Eigenschaften ihres Geistes und Herzens zu reicher Wirkung bringen können ...

Die Tochter des Marschalls, Freiin Isabelle, war ja gewiß von besten Absichten und gutem Willen beseelt, einen bedeutenden „Salon" zu schaffen, einen Boden, auf dem zwanglos die neue Gesellschaft mit der der Eingeborenen freundliche Beziehungen anknüpfen konnte, aber sie war weder in ihrem geistigen Wesen noch in der Erscheinung ihrer Mutter gleich.

Manteuffel fühlte es tief und hat es der Verfasserin gegenüber öfters ausgesprochen, daß das Erlöschen des geistigen Fluidums, das, von seiner Gemahlin ausstrahlend, alle Mitglieder der Familie durchdrang und einheitlich beseelte, sich peinvoll bemerklich mache. Die Mittlerin, die Vermittlerin fehlte, und es war nicht mehr das schöne „Miteinander" in der Familie, sondern mehr ein „Nebeneinander" ...

Trotzdem nun der Marschall durch den Tod seiner Frau bis in den

Herznerv getroffen und erschüttert war, fühlte er die Notwendigkeit, seine persönlichen Empfindungen den Forderungen seines neuen Pflichtkreises unterzuordnen.

Es war ein Zug klassischer Größe und ungewöhnlicher Selbstdisziplin in ihm, daß er einer Aufgabe, die ihm sein König stellte, jederzeit seine persönlichen Neigungen, Leiden, Freuden und Aspirationen opferte.

Sein König! Manteuffel sagte nie, außer wenn er offiziell sprach: „der Kaiser“; denn im Kern seines Wesens fühlte er sich als Preuße. Er hatte überhaupt in seiner herben Festigkeit, in der rücksichtslos strengen Pflichtauffassung, dabei in seiner höfischen Gewandtheit etwas, das an Friedrichs des Großen bedeutende Generale erinnerte ...

Am 16. Dezember wurde vom Statthalter die erste Landesausschußsession unter der neuen Regierung eröffnet. Die Rede, die Manteuffel bei dieser Gelegenheit hielt, war kurz, brachte nur einiges Sachliche und enthielt sich jeder allgemein politischen Betrachtung. Tags darauf fand dann Galatafel im Statthalterpalast statt, wozu nicht nur die Mitglieder des Landesausschusses, sondern das gesamte Ministerium, die Generalität, der Bischof 2c. eingeladen waren. Am Schluß der Tafel, bei der sonst gar keine Rede gehalten wurde, erhob sich der Statthalter und hielt eine sehr bemerkenswerte Rede; sie wurde von allen Anwesenden mit tiefer Bewegung und wachsender Zustimmung aufgenommen und von lebhaften Beifallsbezeigungen begleitet.

So ging das erste Vierteljahr zu Ende, das übrigens noch Anfang November Manteuffels Ernennung zum kommandierenden General des XV. Armeekorps gebracht hatte. Damit war eine schwierige militärische Kompetenzfrage gelöst. Man hatte Manteuffel zuerst zum Oberbefehlshaber der Truppen in Elsaß-Lothringen ernennen wollen, um neben ihm den kommandierenden General in all seinen Befugnissen walten zu lassen. Das hätte aber wohl, bei der ganz eigenartigen Stellung Manteuffels als Statthalter mit teils landesherrlichen Rechten und mit der militärisch höchsten Würde als Generalfeldmarschall, eine nicht ganz klare Stellung für den kommandierenden General neben ihm ergeben. So belehnte man denn den ausgezeichneten Mann auch noch mit diesem Kommando, und er stellte nun in seiner Persönlichkeit die Vereinigung der Zivil- und Militärgewalt dar.

Eine Zeit stiller Versenkung in seinen Kummer um die tote Gemahlin, wie er es tiefinnerst ersehnte, gönnte er sich nicht in seinem fast feurig zu nennenden Pflichteifer für die Mission im Reichsland.

So fühlte er auch die Notwendigkeit, sein Haus im großen Stile der Gastfreundschaft zu öffnen; und es ergingen Einladungen zu großen Abendempfängen [1]) nicht nur für die Gesellschaft von Straßburg, sondern auch für die von ganz Elsaß-Lothringen.

[1]) Auf den allabendlich um 10 Uhr stattfindenden kleineren Empfängen seiner Tochter erschien der Marschall nur ganz ausnahmsweise; er beschränkte sich auf die ohnehin schon anstrengende Gepflogenheit, fast jeden Tag ein Herrendiner zu geben.

Diese großen Empfangsabende waren denn auch ein starkes und glänzendes Bindemittel, und es begegneten sich im Statthalterpalast auf freundlich bereitetem Boden die verschiedensten Elemente. Die Gesellschaft von damals (es erscheint hier der gebotene Augenblick, sie zu skizzieren) zeigte ein Getriebe der mannigfachsten, teils bedeutsamen, teils feinen und eigenartigen Typen.

Sie war wie ein buntes Gemälde aller deutschen Stämme. Sächsische und württembergische Regimenter garnisonierten in Straßburg, bayrische in Lothringen, und die Beamtenschaft wies die ganze Musterkarte der Bundesstaaten auf. Dazu kamen dann noch einige Persönlichkeiten der eingeborenen Gesellschaft, die stark mit französischen Elementen verquickt war, und auch einzelne Charaktergestalten der benachbarten Schweiz.

Es war in Manteuffels Salon alles vertreten: Offiziere aller Waffengattungen, Beamte aller Berufszweige, Aerzte, Advokaten, Kaufherren, Gutsbesitzer, Abgeordnete, Gelehrte, vornehme Privatleute, Studenten — nur ein Element fehlte: Künstler!

Das lag nun einesteils darin, daß der Boden des Reichslandes noch zu jung war in seiner neudeutschen Kultur, um eigne heimische Kunststätten entwickelt zu haben (denn Kunst ist die Blume, die nur in der weichen und stillen Luft des Friedens aufstrebt und blühen kann); andrerseits wohl aber auch darin, daß der Feldmarschall-Statthalter, trotz seines regen Geisteslebens, kein Verständnis, keine Erkenntnis und darum auch keine Fühlung für die Kunst besaß.

Das einzige künstlerische Gebiet, das ihm nicht ganz verschlossen blieb, war die Literatur — aber auch diese nur in engeren Grenzen. In der Dichtkunst war Manteuffels Geschmack „sehr unmodern", wie er sich ausdrückte; sein Interessenkreis umschloß nur Schiller und — schloß mit ihm. Den freilich hegte er wie einen befreundeten Geist alle Zeit seines Lebens neben sich. Zu allem, was er tat und wirkte, gab ihm Schiller immer ein Leitwort — und von Schillers Werken wieder stand ihm „Wallenstein" am nächsten.

Als Kuriosum soll hier auch bemerkt werden, daß der Marschall es liebte, wenn er geistig müde war, sich an den Indianergeschichten Coopers zu erfrischen. Es mag wohl der kriegerische und dabei naturfrohe und einfache Zug in diesen Erzählungen gewesen sein, der ihn wie ein Ritt in einen Urwald anregte ...

Also nochmals: Künstler fehlten ganz in Manteuffels Salon, und damit eine geistige Essenz, die jeder Geselligkeit besonders feinen Reiz gibt. Aber die Gesellschaft erwies sich auch ohne dies als äußerst interessant und eigenartig.

Die nähere Umgebung des Statthalters, ein kleines Zivilkabinett, wie man es nennen könnte, und die militärischen Adjutanten, waren die Herren: Geheimer Rat Jordan und Graf Wilhelm Bismarck, der Oberst v. Strantz, Graf Max Pourtalès und Freiherr Edwin v. Manteuffel, des Marschalls Sohn.

Von diesen Herren ist als allgemein interessierende Persönlichkeit besonders Graf Wilhelm Bismarck zu nennen. Er war in seiner temperamentvollen Beweglichkeit eine sehr aktive Gestalt. Sorglose, leichtherzige Studentenfröhlichkeit,

vereint mit edelmännischen Allüren, machten ihn für jeden Salon zu einer sympathischen Gestalt.

Der Kopf gemahnte ganz an die Charakterzüge seines herrlichen Vaters. Besonders anziehend an ihm waren die Augen: große leuchtende, feuchte Blicke. Angeli [1]) nannte sie „Seelöwenaugen".

Graf Wilhelm Bismarck, von liebenswürdigem, oft hinreißendem Humor, war ein sehr gescheiter und lebhafter Mann, aber es fehlte ihm damals doch an der nötigen geschlossenen Konzentration, um seine Intelligenz in bedeutender Weise wirksam zu machen.

Seine Berufung in das Statthalterbureau, in die nächste Nähe Manteuffels, ist von Kreisen, die dem Marschall übel wollten und seine Stellung zu Bismarck als scharf-gegensätzlich hervorzuheben bemüht waren, gedeutet worden als eine Ueberwachung durch den Reichskanzler, der als von stetem Mißtrauen gegen Manteuffel erfüllt dargestellt wurde.

Diese Auffassung trat, wohl aus allgemein deutschen politischen Wohlfahrtsgründen nur in privaten Unterhaltungen hervor; in der Oeffentlichkeit wurde ihr nur in den ausländischen Zeitungen, z. B. im „Temps", Ausdruck gegeben.

In Wahrheit hatte Graf Wilhelm Bismarcks Berufung als Manteuffels „Zivil-adjutant" (wie die Gesellschaft es ziemlich bezeichnend nannte), wohl den Grund, dem Sohn des Reichskanzlers, der zur Verwaltungslaufbahn bestimmt war, in das neue und interessanteste Gebiet deutschen Verwaltungsdienstes direkten Einblick zu gewähren und ihm dadurch ein wichtiges Erfahrungskapital zu verschaffen. Uebrigens war Graf Bismarck nur einige Jahre in Straßburg und wurde dann zu seinem Vater nach Berlin in die Reichskanzlei berufen.

Als Chef des Generalstabes des XV. Armeekorps, das Manteuffel kommandierte, hatte er auf besonderen Wunsch den Chef seines Hauptquartiers in Nancy, Generalmajor von der Burg erbeten.

Burg war einer der Generale mit internationaler Bildung und einer interessanten Vergangenheit. Er hatte den Feldzug in Mexiko, attachiert der französischen Armee, mitgemacht, — war lange Zeit in Paris bei der Botschaft und im französisch-deutschen Krieg mit besonderen und ausgezeichneten Aufträgen betraut gewesen. Burg war eine sehr charakteristische Erscheinung, mit kräftiger Adlernase und scharfblickenden Augen, sehr aufrecht und martialisch von Haltung. Bei den Offizieren und in der Gesellschaft war er etwas gefürchtet durch seinen derb-offenen Ton und seine oft beißend sarkastischen Reden.

Eine interessante Gestalt, die in den letzten Jahren von Manteuffels Tätigkeit im Reichslande, von Ende 1883 an, unter seinen militärischen Adjutanten wirkte,

---

[1]) Der berühmte Wiener Maler war damals vorübergehend in Straßburg; er malte den Marschall für die Nationalgalerie.

Später war noch ein andrer Maler vielfach und gern gesehen beim ersten Statthalter; es war der bekannte Porträtist Schüler aus Frankfurt, der den Auftrag hatte, Manteuffel für die Stadt Königsberg zu malen; auch er war nur vorübergehend in Straßburg.

war Graf Hutten-Czapski, jetzt Major a. D. und Mitglied des preußischen Herrenhauses.

Mit seiner Persönlichkeit wollen wir uns etwas eingehender beschäftigen, und zwar vor allem aus dem Grunde, weil sich ein Dunstkreis von Vorurteilen und unbesonnen nachgesprochenen Ueberlieferungen um seine Gestalt gebildet hat, die deren wahre Linien in einer gewissen Richtung entstellen.

Graf Czapski ist durch seine weitverzweigten, auch internationalen gesellschaftlichen Beziehungen eine sehr bekannte Persönlichkeit, ebenso in den vornehmen Salons von Paris und Berlin, wie in denen von Rom.

Ueberall hin hat ihn nun die Legende verfolgt, die in der Gesellschaft prüfungslos nachgesprochen und geglaubt wird: er sei ein weltliches Mitglied des Jesuitenordens, das rastlos und geheim für dessen Zwecke wirke.

Wer den klaren und edelmännischen Charakter des Grafen Czapski kennt, muß den Widerspruch einsehen, der darin liegt, daß er, der als Offizier den Eid der Treue für Kaiser und Reich geleistet hat, daneben als Mitglied des Jesuitenordens im geheimen staatsfeindliche Tendenzen hätte verfolgen sollen. Die Haltlosigkeit dieser Sage erweist sich dem ernsthaft und unparteiisch Prüfenden sogleich.

Graf Czapski entstammt einer alten polnischen Familie; sein Vater starb früh, und seine Mutter, die eine bedeutende Frau gewesen sein muß, verstand es, überall, wo sie lebte, einen geistig angeregten Kreis um sich zu sammeln. So war ihr Salon in den letzten Jahren vor dem vatikanischen Konzil, Ende der sechziger Jahre, der Sammelpunkt aller liberalen Katholiken und Anti-Unfehlbarkeitskreise.

Vom Grafen Czapski, dem man die Fabel der Zusammengehörigkeit mit dem Jesuitenorden angedichtet hat, wurde z. B. auch als ganz sicher erzählt, er habe seine Ausbildung in einer Jesuitenschule in Paris erhalten, während es authentisch festgestellt ist, daß er in Paris das staatliche „Lycée Bonaparte" einige Jahre besuchte und später von einem protestantischen Pfarrer bis zu seinem siebzehnten Jahr erzogen wurde.

Wenn man nun mit klarem Blick alle Nebel der ungeprüft nachgesprochenen „on dit's" durchdringt, so zerfällt die Jesuitenlegende in nichts, und es löst sich die einfache Tatsache als Wahrheit, daß Graf Czapski ein überzeugter Katholik ist und unter seinen weitverbreiteten internationalen Beziehungen auch solche zur Gesellschaft in Rom, aber nicht nur zur kirchlichen, sondern auch zur weltlichen, mit Lebhaftigkeit pflegt.

Der Graf war eng befreundet (von seiner Pariser Zeit her, wo er, als Rittmeister bei den Gardehusaren auf zwei Jahre zur deutschen Botschaft kommandiert war) mit dem Fürsten Hohenlohe-Schillingsfürst, der damals dort Botschafter war und später als zweiter Statthalter nach Elsaß-Lothringen kam. Die Tatsache, daß Hohenlohe, der ein Katholik, aber Gegner der Jesuiten war, dem Grafen auch in kirchlichen Angelegenheiten Vertrauen bewies, spricht ebenso gegen die Legende.

Czapski war auch dem als liberal bekannten katholischen Theologen, Professor Fr. Xaver Kraus, der an der Freiburger Universität wirkte und im vorigen Jahre starb, nahe befreundet. Uebrigens war und ist der Graf, der gern soziale Beziehungen pflegt, durch seine liebenswürdigen persönlichen Eigenschaften und seine umfassende Bildung in allen Gesellschaftskreisen eine willkommene und sympathische Erscheinung.

Wir haben es für eine schöne Pflicht gegenüber dem tadellosen Edelmann, den wir auch auf Grund näherer Freundschaft richtig beurteilen können, gehalten, durch diese Worte beizutragen zur Tilgung eines Vorurteils, das aus absolut falschen Annahmen hervorging; und es würde uns aufrichtig freuen, der Wahrheit, der wir überall ernst nachstreben, auch in diesem Falle eine lichte Gasse bereitet zu haben ...

Der leitende Minister des elsaß-lothringischen Ministeriums, Staatssekretär Herzog, erinnerte in seiner Erscheinung an einen Marquis aus der Rokokozeit. Sein grauweißes Haar, wie mit Puder bedeckt, seine funkelndschwarzen Augen und die etwas gespreizte Art seines Wesens, die bewußt-zierliche Haltung erweckten äußerlich jenen Eindruck; sein geistiges Wesen freilich erinnerte durchaus nicht an einen Rokokomarquis ... Wohl hatte Herzog feinhumanistische Bildung und war ein sehr gescheiter Mann, aber er war dabei ein starrer Bureaukrat, mit dem Dogma der Unfehlbarkeit eines hohen Beamten. Er war aus einfacher, kleiner Familie (in Schlesien) hervorgegangen und hatte die natürlichen Gaben von Talent und Intelligenz scharf in die autodidaktische Schule seiner Energie und eines großen Ehrgeizes genommen und dadurch eine starke Ernte von Kenntnissen und Erfahrungen gewonnen.

Da sein geistiges Wesen und alles, was er mit ihm an äußeren Ehren und staatlichen Aemtern und Würden erlangt hatte, Ergebnis strenger Selbstschulung und einer rastlos hohe Ziele erstrebenden Kraft war, so ist es psychologisch verständlich, daß er auf sein Selbst stolz war.

Jemand, der seinem Leben gegenüber immer Meister gespielt hat, fühlt sich auch leicht als Meister andern gegenüber. Herzog betonte gern das Herrschende, das er durch die Höhe seiner Stellung gewonnen hatte; aber er übertrieb es, weil er, wie alle eitlen Naturen, sein Ich als eine inkommensurable Größe gegenüber allen andern Menschen empfand. Seinem etwas steifen und eigenwilligen Wesen waren Schmiegsamkeit und feinere Anpassungsfähigkeit an übergeordnete Naturen fremd. Das wurde ihm bald zur Schicksalswendung in seiner stolzen Laufbahn.

Er begegnete in dem Feldmarschall-Statthalter einer auch stark selbstbewußten Persönlichkeit, ohne aber deren große Züge zu besitzen: den weiten, historischen Blick und den idealistischen Schwung, — vor allem aber auch ohne den Hintergrund einer unvergeßlichen, geschichtlichen Vergangenheit.

Beide hohen Aemter des Statthalters und des Staatssekretärs waren mit Machtbefugnissen belehnt; das des Statthalters seiner Natur gemäß mit viel höheren. In beiden Herren waren sehr autokratische Neigungen; es war daher

nur eine logische Konsequenz, die aus den Dingen und Menschen sich ergab, daß Konflikte entstanden. Wir werden das nachher eingehender behandeln, wenn wir von dem Ausbruch des Konflikts und seiner Lösung, nämlich der Verabschiedung Herzogs, nach neunmonatlicher Wirksamkeit als Staatssekretär, berichten.

Herzog war unverheiratet; mithin fehlte ihm das große erzieherische Moment des Familienlebens, — denn die tägliche Uebung von Rechten und Pflichten in großen und kleinen Fragen des Lebens bewahrt Geist und Charakter vor dem Erstarren in unfruchtbarer Ichsucht. Herzog machte den Eindruck einer hochintelligenten, aber im engen Kreis seines Ichs starren und eigensinnigen Kraft. In der Gesellschaft wirkte er denen gegenüber, die er sich überhaupt nahe kommen ließ, sehr anregend, — und als Erscheinung war er vornehm-sympathisch.

Unterstaatssekretär des Innern war damals Herr v. Pommer-Esche (nachmals Oberpräsident in Sachsen), der Typus eines korrekten, etwas bureaukratischen, aber gewandten Verwaltungsbeamten von speziell preußischem Gepräge. Wenn Pommer-Esche mehr schematisch wirkte, so war dafür der neben ihm fungierende Unterstaatssekretär v. Mayr (ein Bayer) eine durchaus originelle Erscheinung, die sich in keinen irgendwie fertigen Rahmen eines „Beamtentypus" fügen ließ.

Herr v. Mayr, der im Grund seines Wesens imponierend ernst zu nehmen war durch seine wirklich reiche Intelligenz, hatte in der Gesellschaft so sehr die Allüren eines ungebundenen, ausgelassen lustigen Studenten, daß er niemals das Ansehen und die Schätzung gewann, die ihm seine natürlichen Gaben und seine hohe Staatsstellung hätten sichern müssen.

Im Amt trat wohl seine geistige Bedeutung hervor; da verschaffte sich sein reicher Besitz an national-ökonomischen Kenntnissen, seine ungemein schlagfertige Urteilskraft Achtung, — aber in der Gesellschaft verdarb ihm ein halb frivoler, halb derber Witzton, eine gewisse nachlässige Art, alles ins Komische zu rücken, die Wirkung.

Vielleicht gehörte er zu den Menschen, die aus Prinzip ihr wahres Gesicht der Gesellschaft verhüllen und absichtlich eine Maske tragen; wenn er, als Lebensphilosoph, dann die heitere gewählt hatte (die übrigens im allgemeinen viel erfolgreicher ist als die tragische), so war sie ihm zu sehr ins Komische geraten, — und nur die, die ihm näher kamen und sie lüfteten, erkannten darunter die geistreichen, ursprünglichen Züge.

Unterstaatssekretär für Justiz war damals der Mitverfasser.

Die Stelle des Unterstaatssekretärs für Handel, Gewerbe u. s. w. war noch offen; sie wurde in der ersten Hälfte des Jahres 1880, nachdem die Verhandlungen mit Julius Klein zu keinem Ergebnis gekommen waren, dem Bezirkspräsidenten des Unterelsaß, Herrn Ledderhose, verliehen. Ledderhose war eine äußerst konziliante und milde Natur, von feiner Freundlichkeit im Umgang, von einer Liebenswürdigkeit, die nicht anerzogener Form, sondern einem warmen Herzen entsprang. Für allgemeine, politische Fragen hatte Ledderhose weder

reges Interesse noch ausgesprochene Begabung, während er den innerpolitischen Verwaltungsfragen verständnisvoll gegenüber stand und an ihrer Lösung, die ja auch im Rahmen seines erwählten Lebensberufes lag, wirksam arbeitete.

Er hatte als Bezirkspräsident auch das Kuratorium der Universität verwaltet, wozu ihn seine vielseitige Bildung, sowie seine anpassungsfähige Liebenswürdigkeit als besonders vorbestimmt erscheinen ließen. Er behielt die Kuratorialgeschäfte auch als Unterstaatssekretär und erwarb sich bedeutende Verdienste um die glückliche Entwicklung der jüngsten deutschen Hochschule der Wissenschaften.

Der Altelsässer Julius Klein, dessen interessante Gestalt schon im Beginn dieser Blätter auftauchte, spielte im öffentlichen Leben von Straßburg, und auch im gesellschaftlichen, eine Rolle, die weit über die Sphäre hinausragte, in der seine bürgerliche Stellung lag. Klein war nämlich Apotheker, ein Beruf, auf dessen Vertretern, wie ein geistreicher und jovialer Elsässer Herr einmal bemerkte, in Frankreich seit Molières „Malade imaginaire" immer ein leiser Hauch des Komischen lag; und einer mußte in persönlicher Würdigkeit und geistigem Ernst schon recht Bedeutendes leisten, um diese Nuance vergessen zu machen. Und einen hohen Wert von Intelligenz und Bildung hatte Klein und dabei eine herzgewinnende Liebenswürdigkeit und eine fesselnde Erscheinung.

Er war von seinen Mitbürgern und Landsleuten so geschätzt, daß die kleine Hinterstube in seiner Apotheke (er hat letztere noch bis Ende der achtziger Jahre tätig verwaltet) selten von solchen leer war, die Rat oder Beistand in allen möglichen Staats-, Rechts- und Lebensfragen bei ihm suchten. Auch sehr hohe deutsche Beamte haben es nicht verschmäht, den hervorragenden Politiker um seine Meinung in Fragen von Bedeutung anzugehen.

Dem Mitverfasser hat er persönlich nahe gestanden, und der Verfasserin war er in solcher Freundschaft verbunden, daß sie tiefe Einblicke in diese seltene Natur tun konnte.

Klein hatte eine ungewöhnlich feinfühlige Seele; ein im besten Sinne des Wortes femininer Zug war ihm eigen. Ein weiches Gefühlsleben, viel Kunstsinn, besonders für Musik und Literatur, machte ihn auch im Verkehr mit klugen Frauen zu einem sympathischen Gesellschafter. Eine etwas elegische, schwärmerische Note klang in seiner lebhaften, geistreichen Art zu plaudern immer mit an. Kleins Erscheinung, besonders sein Kopf, war so anziehend, daß er, selbst in großen Versammlungen, einem Fremden immer hätte auffallen müssen. Die Stirn war breit und gedankenvoll; die Augen hatten einen eigentümlich tiefsinnigen Blick; zwischen den Brauen lag eine schwermütige Falte (ich nannte sie immer die „Laokoonsfalte", weil sie ihm einen so leidvollen Ausdruck gab), während ein feines Lächeln um seine Lippen stand.

Er ist nun lange tot — aber er gehört zu den Unvergeßlichen —, er wird auch in den Büchern der Geschichte des Landes unvergänglich stehen.

(Fortsetzung folgt.)



Die Wirkung der Zivilisation auf den Krieg.

Von

Sir Hiram S. Maxim.

Da der Herausgeber der „Deutschen Revue" mich aufgefordert hat, meine Ansicht über die Wirkung des Kriegs auf die Zivilisation auszusprechen, so möchte ich mir die folgenden Ausführungen gestatten:

Das Wort „Zivilisation" ist ein relativer Ausdruck. Da es kein festes Merk- oder Erkennungszeichen der Zivilisation gibt, gibt es natürlich auch keinen Punkt, von dem aus, wie man sagen möchte, sich ihr Maß nehmen ließe. Wollte man einen Franzosen fragen, welches Land er als das zivilisierteste betrachte, so würde er zweifellos antworten: „Frankreich". Gibt es einen Deutschen, der nicht sein „Vaterland" als das zivilisierteste Land der Welt betrachtete? Jeder Engländer weiß, daß England das zivilisierteste Volk ist, und der Amerikaner würde mit souveräner Verachtung auf jeden herabblicken, der sich herausnähme, den Vereinigten Staaten den Rechtsanspruch darauf zu bestreiten, nicht nur im gegenwärtigen Augenblicke das zivilisierteste Volk zu sein, sondern auch das zivilisierteste Volk gewesen zu sein, das die Welt je gekannt hat.

Einige Jahre vor dem japanischen Kriege versuchte ich einen gelehrten chinesischen Offizier von der Notwendigkeit zu überzeugen, daß sein Land sich bewaffnen müsse. Ich sagte ihm, sie müßten sich Kriegsschiffe, Artillerie und die gesamten Hilfsmittel der modernen Kriegskunst anschaffen, wenn sie ihre Unabhängigkeit, ja, ich möchte sagen, auch nur ihr Dasein als Nation behaupten wollten. Der Chinese, der perfekt englisch sprach, entgegnete mir darauf das Folgende: „Sie werden mir vermutlich zugeben, daß die Welt von Tag zu Tag zivilisierter wird. Sie werden mir, glaube ich, ferner zugeben, daß es nie eine Zeit gegeben hat, in der größere Fortschritte der Zivilisation gemacht worden sind, als im gegenwärtigen Augenblicke. Daraus folgt, daß, wenn die Welt bezüglich der Zivilisation weiter fortschreitet, schließlich einmal eine Zeit kommen muß, in der die ganze Welt zivilisiert werden wird, oder wenigstens die europäischen und amerikanischen Nationen. Wenn wir das als Tatsache annehmen, warum sollen wir dann Kriegsschiffe bauen? Was sollen wir mit ihnen anfangen, wenn die Welt zu zivilisiert zum Kriegführen wird? Nehmen wir an, die ganze Welt wäre heutzutage so zivilisiert wie China, dann würden alle Streitfragen vom ethischen Standpunkte aus entschieden werden. Es würde sich dann höchstens darum handeln, ob etwas recht oder unrecht sei, nicht aber darum, eine möglichst große Anzahl von Menschenleben zu vernichten. Nun wird aber dieser Tag früher oder später einmal kommen, und wenn die ganze Welt so zivilisiert wird, wie China es heute ist, muß der Krieg notwendigerweise aufhören." Das ist die Art, wie der gelehrte Chinese den Gegenstand betrachtete. Nach seiner

Anschauungsweise muß die Zivilisation den Krieg schließlich einmal ganz beseitigen, und es brauchen dazu Europäer und Amerikaner nur denselben Stand der Zivilisation zu erreichen, der in China heute bereits vorhanden ist, damit dieses auf das innigste zu wünschende Ziel verwirklicht werde. Nach meiner Anschauungsweise steht aber der Tag noch sehr weit aus, an dem die Nationen des Westens so zivilisiert sein werden, daß sie dem Kriege und infolgedessen auch der Vernichtung des Menschenlebens ganz und gar entsagen. Aller Wahrscheinlichkeit nach würde es sich, wenn es je zu so etwas kommen könnte, wie zu einem Kriege zwischen den Vereinigten Staaten und Großbritannien, in dem beide Völker tatsächlich demselben Stamme angehörten, beide die gleiche Sprache redeten und beide im großen und ganzen sich zu denselben Religionsanschauungen bekennten, herausstellen, daß der Krieg dementsprechend geführt würde, was man in Europa mit dem konventionellen Namen einer zivilisierten Basis belegt, das heißt, daß alle Regeln der sogenannten zivilisierten Kriegsführung streng eingehalten werden würden. Das Privateigentum würde nicht zerstört und Nichtkombattanten würden nicht belästigt werden. Es würden keine Ausschreitungen gegen Personen und das Eigentum begangen werden. Das ist aber nicht der Fall, wenn zwei Nationen, die sehr weit voneinander verschieden sind, miteinander in Krieg geraten. Ich erinnere mich, in einem alten Buche die Beschreibung einer Maschinenkanone gelesen zu haben. Es wurde dargetan, wie sie sich am besten im Kriege verwenden ließe, es sollten runde oder sphärische Kugeln im Kampfe gegen Christen und dreieckige oder kubische Metallstücke im Kampfe gegen die Türken verwendet werden. Die Formen für den Guß der verschiedenen Arten von Kugeln für die Angehörigen der verschiedenen Arten von Religionen wurden durch Abbildungen erläutert. Kurze Zeit nachher kam es zu einer patriotischen Bewegung unter den Chinesen. Sie sahen die von ihnen verehrten alten Einrichtungen und ihre Religion der Einmischung von Fremden ausgesetzt, die man sie gelehrt hatte als Barbaren der schlimmsten und gefährlichsten Art anzusehen. Sie wünschten das Land von dieser Plage zu befreien. Wären sie gut bewaffnet gewesen und hätten sie Erfolg gehabt, so würde ihr Ziel als ein edles und würdiges betrachtet worden sein, allein sie hatten die Künste, das menschliche Leben zu vernichten, nicht studiert, und sie fanden sich bald vollständig der Gnade der verhaßten ausländischen Barbaren anheimgegeben, die sie so gerne losgeworden wären.

Sehen wir nun zu, wie die zivilisierten Christen Europas gegen die sogenannten heidnischen Chinesen kämpften. Hier lag ein Fall vor, in dem die Verwandtschaft zwischen den Völkern so entfernt war, daß sie nicht in Betracht gezogen werden kann. Alle europäischen und amerikanischen Nationen stehen in engen verwandtschaftlichen Beziehungen zu einander. Sie gehören tatsächlich demselben Stamme an und sind im allgemeinen mit den gleichen Arten von Aberglauben behaftet. Wir lesen, daß im Altertume Alexander der Große weinte, weil es keine Welt mehr zu erobern gab, aber die Welt, die Alexander im Sinne hatte, war die römische Welt, und man nahm im allgemeinen von ihr an, daß

sie „von den Grenzen der Tatarei bis zu den Säulen des Herkules" reichte. Hinter den Grenzen der Tatarei lag um jene Zeit ein großes und blühendes Reich, das größte, das die Welt je gekannt hat, dessen Reichtum und dessen Zivilisation weit über das hinausgingen, von dem man je zuvor gewußt hatte. Das war das chinesische Reich. Aber das Volk war ein ganz und gar andres. Die Chinesen taten in allem genau das Gegenteil von dem, was andre Völker taten, oder, wie man wohl sagen könnte, die übrige Welt machte alles genau umgekehrt so, wie sie es machten. Alles schien anders — das gerade Gegenteil zu sein. Die Chinesen hätten gerade so gut die Bewohner des Planeten Mars sein können. Das Ergebnis war, daß sie, weil sie uns als so gründlich von sich selbst verschieden fanden und glaubten, daß ihr Standpunkt der richtige sei, uns, selbst bevor sie uns noch recht kannten, für Barbaren ansahen, und daß, als die Beziehung eine engere wurde, die schlimme Behandlung, die sie von christlichen Völkern erfuhren, sie in ihrem ursprünglichen Glauben bestärkte, während christliche Nationen, zum Teil auf Grund der irreführenden Berichte interessierter Missionare, sich eine vollständig falsche Vorstellung von den Chinesen und der Art ihrer Zivilisation bildeten. Sie fanden die Chinesen ganz und gar von sich selbst verschieden. Sie schienen eine ganz andre Art von Göttern und Teufeln zu haben als die Christen. Es gab nichts Gemeinsames zwischen den beide Völkern. Infolgedessen blickten die christlichen Europäer auf die Chinesen als auf Heiden und als auch der geringsten Spur von Zivilisation bar herab. Darum wurde, als die christlichen Nationen Krieg gegen China erhoben, anstatt daß der Kampf in Grenzen geführt worden wäre, die strenge zwischen England und den Vereinigten Staaten eingehalten worden wären, jegliche Regel einer zivilisierten Kriegsführung außer acht gelassen, und vielleicht ist in der ganzen Weltgeschichte kein so entsetzlicher Angriff gegen ein wehrloses Volk vorgekommen wie der christliche Angriff gegen die Chinesen. Unbewaffnete und harmlose Zivilisten wurden kaltblütig zu Tausenden zusammengeschossen. Hunderte von Mädchen und Frauen wurden allenthalben vergewaltigt und ermordet. Privateigentum und Stätten der Gottesverehrung wurden zerstört und verwüstet, und nicht nur die gemeinen Soldaten, sondern auch ihre Offiziere und die frommen Missionare nahmen teil an der Plünderung der Paläste und der Zerstörung des Eigentums der reichen Chinesen. Die Invasion Chinas durch die christlichen Nationen des Westens ist zutreffend als eine „moderne Orgie des Raubes, der Vergewaltigung und des Mordes" bezeichnet worden, mit einem Wort, keiner der neueren Kriege unter den wilden Stämmen Afrikas reicht an rücksichtsloser Grausamkeit und Mißachtung des menschlichen Lebens und menschlicher Rechte entfernt an die sogenannte Invasion Chinas heran. Ich bin daher überzeugt davon, daß wir, wenn wir diesen Krieg einer genauen Untersuchung unterwerfen, zu der Ansicht kommen werden, daß wirkliche Zivilisation soweit von ihm ab liegt, daß sie, von einem chinesischen oder ethischen Standpunkte aus gesehen, sich dem Blicke ganz und gar entzieht.

Die Zivilisation Europas hat sich auf einer ganz merkwürdigen, so ganz

und gar von der chinesischen verschiedenen Linie entwickelt. Noch niemals ist in China jemand wegen Entdeckung einer neuen, der Menschheit zum Heile gereichenden Wahrheit dem Tode überliefert worden. Niemals ist jemand verfolgt worden, weil er sein Haupt über das seiner Mitmenschen erhob. Die Folge ist, daß die Chinesen sich so entwickelt haben, daß sie ihre Vernunft auf alle möglichen Gegenstände anwenden können. Sie haben nicht wie wir etwas, das über die Vernunft erhaben wäre. Nichts wird ohne Beweis hingenommen. Andrerseits ist die Bevölkerung Europas fast genau so herangewachsen wie ein in einen Kübel gepflanzter Baum. Die Wurzeln können sich nur bis zu der Wandung des Kübels ausdehnen und nehmen bald deren Gestalt an. Der Baum kann sich nicht weiter entwickeln, als die ihm von den Wurzeln zugeführte Nahrung reicht. Er ist daher nach verschiedenen Richtungen hin einer Verkümmerung unterworfen, und das ist gerade das, was in Europa der Fall gewesen ist. Unsre Umgebung ist derart gewesen, daß wir uns als Rasse mit einem verkümmerten und verkrüppelten Intellekt entwickelt haben. Man hat uns gesagt, daß wir auf gewisse Dinge unsre Vernunft anwenden können, daß aber gewisse andre über die Vernunft erhaben sind, daß gewisse Dinge als absolute Tatsachen hingenommen werden müssen, wie unmöglich sie auch immer erscheinen mögen, während die Vernunft völlig unbeschränkt auf das Studium mechanischer und künstlerischer Gegenstände angewandt werden könne. Jahrtausendelang wurde derjenige, der sein Haupt auch nur im geringsten Grade über die armselige Theologie seiner Zeit erhob, schmachvoll durch die grausamsten Qualen zu Tode gemartert und in der Regel auf dem Scheiterhaufen verbrannt. So gingen Hunderttausende der besten und tapfersten Vertreter der Menschheit zu Grunde, und die Völker wuchsen auf wie eine beschnittene Hecke oder ein zurechtgestutzter Baum. Gleichmäßigkeit wurde dadurch erzielt, daß man diejenigen hinschlachtete, die an Intellekt ihre Umgebung überragten. Wir wurden daher geschickt nur auf einer Linie, auf der man uns nicht verfolgte. Wir wurden Ingenieure, Mechaniker, Künstler und Soldaten, während die meisten von uns recht mangelhaft unterrichtet in allem blieben, was sich auf religiöse oder philosophische Gegenstände bezog. Wir haben uns nach einer Art von klerikaler Zuchtwahl entwickelt, und der Eindruck unsrer anfänglichen Umgebung wird uns als Rasse, wir mögen es wollen oder nicht, noch auf Jahrhunderte anhaften. Wir Europäer können als Gesamtheit nicht erwarten, daß wir dieselbe Macht haben, religiöse und ethische Gegenstände frei zu erörtern, wie sie von den hochgebildeten chinesischen Philosophen besessen wird. Der Krieg scheint uns etwas durchaus Richtiges zu sein, denn haben wir nicht in unsern heiligen Büchern zahlreiche Beispiele dafür, daß ein Volk auszog, ein andres mit Rumpf und Stumpf ausrottete und dessen Eigentum in Besitz nahm, ohne dafür auch nur den geringsten Rechtfertigungsgrund zu haben, außer dem Gebote seines Gottes? Meines Dafürhaltens werden Streitfragen zwischen den verschiedenen christlichen Nationen der Welt noch auf lange Jahre hinaus durch Blutvergießen entschieden werden.

Dazu kommt die große Vervollkommnung, die bei den Kriegsinstrumenten stattgefunden hat. Es ist ganz richtig, daß die wichtigsten Hilfsmittel der Kriegsführung entweder in Amerika oder in Europa entwickelt worden sind, unter den Völkern, die als die zivilisierten und christlichen bekannt sind. Der jüngste Krieg in Südafrika ist sehr belehrend gewesen. Hier hatten wir eine sehr kleine, aber sehr tapfere Nation, die nach unsrer englischen Anschauungsweise dadurch zu einem falschen Schritte verleitet wurde, daß sie den Kampf gegen eine entsetzliche Ueberzahl aufnahm. Die Engländer gehören gewiß zu den besten und tapfersten Soldaten, die die Welt je kennen gelernt hat. Und dennoch konnte die kleine Streitmacht der Buren nur mit den größten Schwierigkeiten überwunden werden. Wären beide Streitteile mit altmodischen Steinschloßflinten bewaffnet gewesen, hätten sie schwarzes Pulver und runde Kugeln gehabt, und hätte der Abstand der Gefechtslinien nur wenige hundert Yards betragen, dann hätten die Buren dem Angriff der Engländer nicht auch nur eine Stunde standhalten können; sie wären rasch und leicht besiegt worden. Aber die Erfindung des rauchlosen Pulvers, der weittragenden Gewehre, der automatischen Maschinenkanonen, der Pompomgeschosse u. s. w. ermöglichte es den Buren, sich so versteckt zu halten, daß sie den Angreifenden vollständig unsichtbar blieben, und sie in großer Anzahl niederzuschießen, ohne daß ihre eigne Position auch nur entdeckt worden wäre. Es ist das wieder ein Fortschritt in der Kriegsführung. Es gibt viele andre Nationen, die ebenso tapfer und geschickt wie die Buren sind, und in Zukunft wird es ebenso schwierig werden, andre Länder anzugreifen, wie das der Buren. Ich glaube daher, daß der erfolgreiche Angriff auf Länder wie Frankreich, Oesterreich, Deutschland, England und die Vereinigten Staaten gänzlich unmöglich gemacht worden ist. Glaubt irgend jemand auch nur für einen Augenblick, daß, wenn die ganze Welt an einem und demselben Tage den Vereinigten Staaten den Krieg erklärte, alles aufböte und jedes Schiff auslaufen ließe, das einen Schornstein und eine Kanone tragen könnte, es ihr gelingen oder sie auch nur die geringste Aussicht haben würde, den Widerstand jener großen Nation zu überwinden? Wollte man das, was jüngsthin in Südafrika vorgegangen ist, einem genauen Studium unterwerfen, dann würde man wohl zu der Ansicht kommen, daß die Völker nicht mehr so bereitwillig zu einem Krieg schreiten werden, wie sie es früher getan haben. Sie werden davor nicht aus irgend einem ethischen Grunde zurückschrecken, sondern einfach wegen der großen Schwierigkeit, in ein feindliches Land einzudringen. In früherer Zeit, als noch glatte Läufe und schwarzes Pulver üblich waren, ging die allgemeine Ansicht dahin, daß, unter sonst gleichen Verhältnissen, zwei bis drei Angreifer erforderlich seien, um den Widerstand eines Angegriffenen zu überwinden. In dem südafrikanischen Kriege aber waren die Angreifer ungefähr zehnmal so stark wie die Angegriffenen. Soweit die Verbesserung der Feuerwaffen in Betracht kommt, glaube ich, hat die moderne Zivilisation in sehr erheblichem Grade dazu beigetragen, die Wahrscheinlichkeit des Kriegs zu vermindern.

In vielen Dingen läßt sich auf die Zukunft aus der Vergangenheit

schließen. Die Kriege der unmittelbar bevorstehenden Zeit werden von ganz andrer Art als die der Vergangenheit sein. Anstatt daß große Nationen gegen andre große Nationen kämpfen, werden die Kriege der nächsten Zukunft Bürgerkriege sein. Im gegenwärtigen Augenblicke sind alle Nationen des Abendlandes vom Sozialismus und ähnlichen Erscheinungen heimgesucht. Ein Beispiel wird genügen. Es hat sich ein amerikanisches Syndikat gebildet, um eine elektrische Eisenbahn zwischen zwei wichtigen Punkten zu bauen, zwischen denen, wie man glaubt, der Verkehr sehr stark sein wird. Um aber vom Staate die Konzession zu erhalten, ist es erforderlich, daß man die Verpflichtung eingeht, die Passagiere zwischen den beiden Punkten zu dem geringen Preise von fünf Cents zu befördern. Nachdem die Ingenieure und Finanzleute den Gegenstand sorgfältig erwogen, und nachdem sie berechnet haben, wie viel der Bau der Bahn, wie viel die Einrichtung und wie viel nach Fertigstellung der Linie der Betrieb kosten wird, finden sie, daß sie in der Lage sein werden, Passagiere zu dem ausbedungenen Preise zu befördern und noch genug zu verdienen, um die Bahn in gutem Zustande zu erhalten und eine Dividende von zehn Prozent zu zahlen. Infolgedessen wird die Bahn gebaut. Um aber Passagiere zu dem äußerst geringen Preise zu befördern, den der Konzessionsvertrag auferlegt hat, ist es nötig, nach allen Richtungen hin zu sparen. Man findet eine genügende Wasserkraft, die die Elektrizität liefert, und als die Bahn fertig ist, stellt sich heraus, daß man, sagen wir, 200 Mann beschäftigen kann, von denen die meisten ohne Berufsausbildung, das heißt, ungelernte Arbeiter sind. Die Löhne, die angeboten werden, sind, wenn auch nicht hoch, immerhin doch gut genug, um sehr verlockend auf die große Anzahl von Leuten zu wirken, die ohne feste Beschäftigung sind, und alsbald haben die Unternehmer die Namen von 2000 Bewerbern auf ihren Meldelisten, allein sie können nur 200 beschäftigen. Sie treffen eine sorgfältige Auswahl, und die Bahn kommt in Betrieb. Durch große Sparsamkeit gelingt es, einen großen Betrag für Verbesserungen abzuschreiben und, wie es in Aussicht genommen war, eine Dividende von zehn Prozent zu zahlen. Das läßt die Aktien sehr hoch über Pari steigen. Nach Ablauf eines Jahres etwa erscheint der gewerbsmäßige Agitator. Die Angestellten organisieren sich zu einer Vereinigung. Sie verlangen kürzere Arbeitszeit und höhern Lohn. Vielleicht sind die Aussichten sehr schlecht, ihr Verlangen wird ihnen bewilligt; und die Dividende der Bahn sinkt auf acht Prozent herab mit einem entsprechenden Fallen der Aktien. Wiederum vergeht ein Jahr, währenddessen der gewerbsmäßige Agitator seine Tätigkeit fortsetzt, und es werden Forderungen gestellt, die den gesamten Nutzen der Bahn verschlingen würden, so daß nichts für die Aktienbesitzer übrig bliebe. Nun könnten diese sagen — gut, wir haben die Namen von 2000 Bewerbern auf unsern Listen, brauchen aber nur 200; wenn diese Leute, denen es so sehr um einen Lohn zu tun war, den sie anfänglich für recht gut hielten, jetzt unzufrieden sind, so laßt sie laufen. Hunderte von andern sind gerne bereit, an ihre Stelle zu treten. Es ist eine Tatsache, daß die Stellungen an unsrer Bahn als recht gut betrachtet werden und sehr gesucht

sind. Aber nein, der gewerbsmäßige Agitator organisiert seine Leute, und sie bewaffnen sich mit Knütteln und Pistolen und halten andre davon ab, an ihre Arbeit zu gehen, und bei einem Versuche, die Wagen abgehen zu lassen, wird Eigentum verbrannt und zerstört, und die Angestellten der Bahn werden kaltblütig ermordet. Das ist genau das, was sich jüngsthin in Connecticut ereignet hat. Aehnliche Fälle kommen im gegenwärtigen Augenblick an vielen andern Orten in den Vereinigten Staaten vor, nicht allein bei den Eisenbahnen, sondern in einer großen Anzahl andrer Industrien, und die Lage ist derart, daß die Beamten nicht einzuschreiten wagen. Die Beamten erhalten ihre Stellen durch das allgemeine Stimmrecht der Bevölkerung. Man sieht demnach, die Arbeiter an der Bahn, die niemals auch nur einen Cent in dem Unternehmen angelegt und alles Geld, das sie verdient haben, ausgegeben haben, beanspruchen ein Eigentumsrecht an der Bahn und suchen es tatsächlich zu erreichen. Sie verlangen, daß die Bahn nicht in Betrieb trete, wenn sie nicht beträchtlich höher bezahlt werden, als es nach dem stehenden Preise der Arbeit der Fall sein würde. Es scheint keine Grenze für die Schädigung zu geben, der durch dieses System eines angemaßten Miteigentumsrechtes die Bahnen, Bergwerke, Mühlen u. s. w. ausgesetzt sind. Der Bürgerkrieg ist daher bereits in ansehnlichem Umfange vorhanden, doch möchte es mir scheinen, als sei das erst der Anfang. Es ist schwer zu begreifen, wie eine volkstümliche Regierung, die nach Art der englischen und amerikanischen Systeme eingerichtet ist und geleitet wird, mit dieser Sorte von Sozialismus etwas zu tun haben kann. Die Frage liegt in den Vereinigten Staaten ernster als in England, weil in England das Wahlrecht bis zu einem gewissen Grade beschränkt ist, wogegen in dem größten Teile der Vereinigten Staaten jedes männliche Individuum über 21 Jahre stimmberechtigt ist und es vielen aus den ärmeren Klassen durch unehrliche Praktiken gelingt, an einem und demselben Wahltage mehrmals abzustimmen. An manchen Orten kann niemand zu einer Anstellung gelangen, der nicht selbst eine Art von Wegelagerer ist. Es liegt daher auf der Hand, daß die besondere Art der Zivilisation, die den Vereinigten Staaten und England denselben Grad von Frieden, Wohlbehagen und Wohlstand verleihen soll, der in China bis zur Zeit des Einbruchs der Opiumhändler und Missionare vorhanden war, noch in weiter Ferne steht; ich glaube sogar, sie ist noch so weit entfernt, daß selbst mit den stärksten Teleskopen, die unsre Politiker bis zu dem heutigen Tage konstruiert haben, nicht die leiseste Spur von ihr zu gewahren ist.



Deutschland und England in Afrika.

Von

E. v. Liebert.

Gegenüber den Hetzartikeln der englischen Jingopresse gegen das industriell und kolonial emporstrebende Deutschland wirkt eine vortreffliche Arbeit des großen Afrikaners Sir Harry Johnston,[1]) die kürzlich in deutscher Uebersetzung erschienen ist, höchst wohltuend. Der Verfasser, der in Sansibar, in Zentralafrika, in Tunis und gegenwärtig in Uganda für das britische Weltreich gewirkt hat, widmet sein Buch vier Afrikanern, darunter Hermann v. Wißmann, „der das deutsche Ostafrika gegründet und mehr als irgend ein andrer lebender Deutscher dafür getan hat, das Prestige der großen deutschen Nation in den dunkelsten Gegenden des dunkeln Erdteils zu begründen und aufrecht zu erhalten". Mit merkwürdigem Freimut und für einen Engländer ganz seltener Objektivität schildert Sir Johnston das Auftreten und politische Festsetzen der Deutschen in Afrika von 1884 bis heute. Was das von seinem Standpunkte aus sagen will, kann man sich nur klar machen, wenn man die Geschichte der deutschen Erwerbungen in Afrika sich vergegenwärtigt.

England war im Besitz von Südafrika von der Oranjemündung bis zum Tongalande, der Nigermündung, der Goldküste, Sierra Leone, des Gambiadistrikts, und hatte die Schutzherrschaft über Aegypten angetreten; es hatte nur die französische Republik als Mitbewerber in Afrika zu fürchten, bei der Kongokonferenz hatte Deutschland in unheimlich uneigennütziger Weise jeden Landerwerb von sich gewiesen. In der S. Lucia-Bai wurde die deutsche Flagge, die von Privaten gehißt worden, auf Befehl des Fürsten Bismarck wieder eingezogen, Verhandlungen über den faktischen Besitz des Damara- und Hererolandes, dessentwegen von der deutschen Reichsregierung schüchtern angefragt war, schwebten zwischen London, Kapstadt und Berlin. Da endlich ließ sich im Frühjahr 1884 der Reichskanzler durch Herren v. Kusserow, Hansemann u. a. zum aktiven Auftreten über See bestimmen, und es erfolgte das Flaggenhissen in Angrapequena, Kamerun, Togo, die Peterssche Expedition in das Hinterland der Sansibarküste und weitere Besitzergreifungen in Wituland und an der Somaliküste (Hohenzollernhafen).

Daß John Bull dem bislang verachteten kontinentalen Vetter ob dieser Tätigkeit nicht gerade ein freundliches Gesicht zeigte, darf wahrlich nicht wundernehmen. Ueberall gab es Schwierigkeiten und Reibungen, und es bedurfte des korrekten Auftretens und der ganzen diplomatischen Geschicklichkeit des Systems

---

[1]) Sir Harry H. Johnston, Geschichte der Kolonisation Afrikas durch fremde Rassen. Aus dem Englischen übersetzt von M. v. Halfern, Kapitän z. S. Heidelberg 1903.

Bismarck, um das Gewollte durchzuführen und einen Konflikt mit England zu vermeiden. Ein überaus glücklicher Griff war die Benutzung des Sklavenhandels und des Araberaufstandes an der Sansibarküste, um zur gemeinsamen Abwehr dieser Uebel ein politisches Uebereinkommen mit der Londoner Regierung zu schließen. Während die beiderseitigen Kriegsschiffe den ihnen zugewiesenen Küstenabschnitt überwachten, wurde in London und in Berlin über eine reinliche Scheidung der Interessensphären verhandelt. Diese Verhandlungen hätten trotz der von beiden Seiten lebhaft verteidigten Ansprüche sicher zu einem allseits befriedigenden Abschluß geführt, wenn nicht in die Verhandlungen die Entlassung des Fürsten Bismarck gefallen wäre, und unter dem neuen Kanzler das Interesse an dem Besitz in Afrika erheblich nachgelassen hätte.

So kam der berüchtigte Sansibar-Vertrag vom 1. Juli 1890 zu stande. Infandum, regina, jubes renovare dolorem! Kaum einer der nächstbeteiligten Afrikaner wird an jene Tage zurückdenken, ohne daß ihn tiefe Wehmut beschleicht. Ich war im März und April jenes Jahres bei der Wißmann-Truppe in Sansibar und an der Mrima (Küste) gewesen und hatte das letzte Gefecht gegen die Araber mitgemacht. Eine überaus freudige, des Erfolges frohe Stimmung herrschte da draußen im deutschen Lager. Der Araberaufstand war niedergeworfen, Dr. Peters hatte durch Boten nach Bagamoyo melden lassen, er habe mit Muanga, dem jungen Könige Ugandas, einen Vertrag abgeschlossen, wonach dieser sich unter deutschen Schutz stelle, endlich hatte der damals hochgefeierte Emin Pascha die britischen Anerbietungen zurückgewiesen und erklärt, er sei stolz darauf, unter deutscher Flagge in Ostafrika zu dienen. Dazu der Sitz des deutschen Reichskommissariats in Sansibar, und die weitaus bedeutendsten Sansibar-Handelsfirmen Hansing, Oswald, Meyer u. s. w. in deutschen Händen. Mit diesem Hochgefühl kehrte ich im Mai nach Berlin zurück, wurde aber schon beim Empfang durch den neuen Reichskanzler gründlich ernüchtert und erlebte — den Abschluß des Sansibar-Vertrags.

Wißmann traf, auf Urlaub zurückkehrend, Anfang Juli in Berlin ein, er hatte beim Landen in Brindisi in einer englischen Zeitung den Vertrag gelesen, er glaubte an eine Mystifikation und stürzte um sechs Uhr früh in meine Wohnung mit der Frage, ob der Vertrag wirklich abgeschlossen sei. Es bedurfte geraumer Zeit, um ihn zu beruhigen.

Wie bekannt, wurde damals die Grenze der britischen und deutschen Interessensphäre durch eine Linie von der Umbamündung bis zum Viktoria-Nyanza und sodann auf dem 1. Grad südlicher Breite durch den See bis zur Grenze des Kongostaats gezogen. Damit verlor Deutschland Somaliland, Witu, Uganda, im Süden das Bangweologebiet und das Land westlich des Nyassasees; endlich leistete es Verzicht auf Sansibar. In Bezug auf letztere Insel gehöre ich nicht zu denen, die dem Grafen Caprivi daraus einen Vorwurf machen, daß er Sansibar an England „abgetreten" habe. Dies war einfach unmöglich, denn Deutschland hatte keinen Rechtsanspruch an die Insel. Wohl aber hätte die deutsche Diplomatie die Erklärung des britischen Protektorats verhindern können und verhindern

müssen. Entweder blieb der Sultan unabhängig oder es war ein britisch-deutsches Kondominium herzustellen. In beiden Fällen fiel das Sultanat dann über kurz oder lang Deutschland zu, da die Insel in ihrem Handel und Verkehr durchaus nach der deutschen Küste gravitiert. Das heutige Verhältnis ist etwa dasselbe wie das Hamburgs und Bremens zu den Staaten des deutschen Zollvereins vor ihrem Anschluß.

Nun, der Vertrag war geschlossen, und man mußte sich mit ihm abfinden. Alle Vorteile waren auf britischer, alle Nachteile auf deutscher Seite. Der britische Generalkonsul in Sansibar wurde zugleich agent general für das ostafrikanische Protektorat, von dessen Hafenplatz Mombassa jetzt die Eisenbahn bis zum Nyanza führt. Ein reger Wetteifer entwickelte sich zwischen den beiden Gouvernements, die äußere Betätigung zeigte sich dem Wesen der beiden Nationen entsprechend. Die Briten haben wenig für das Land und dessen kulturelle Hebung getan, dessen Boden allerdings auch sehr minderwertig ist und das bis zur ersten großen Terrasse durchweg an Wassermangel leidet. Sie behandeln es im großen Ganzen nur als Durchgangsland nach dem reicheren und dichter bevölkerten Uganda, und haben mit der Aufwendung von mehr als hundert Millionen Mark jene große Bahnlinie und die Hafenanlagen von Mombassa gebaut.

Deutscherseits standen solche Mittel nicht zur Verfügung, da in unserm Vaterlande die Begriffe Kolonialmacht und Weltpolitik den kleinen, beschränkten Köpfen noch immer Schwindel erregen, und nur einzelne sich klar zu machen wagen, wie der Globus in etwa fünfzig Jahren aussehen wird. Hübsch im kleinen, sauber und ordentlich wurden die Hafenplätze eingerichtet, Leuchtfeuer an der Küste entzündet, Städte gebaut, Straßen durchs Land gezogen, alles musterhaft insceniert; leider blieb nur der erwartete Verkehr aus, da ihm die Grundlagen entzogen sind.

Die diplomatischen und geschäftlichen Beziehungen zwischen Sansibar und Daressalam sind stets ausgezeichnete, vielfach sogar herzliche gewesen, trotzdem die Reibefläche eine große ist. Die Exterritorialität der deutschen Schutzbefohlenen in Sansibar, der Dauverkehr unter deutscher Flagge, vielfache Grenzstreitigkeiten, die Uebergriffe der nomadisierenden Massaistämme nördlich des Kilimandscharo und dergleichen geben zu unaufhörlichen Klagen und Beschwerden Anlaß. Ich hatte während meiner Amtszeit außer obigem noch eine schwierige, langatmige Grenzregulierung an der Umbamündung und die weitgreifenden Uebelstände der britischen Soldatenrebellion in Uganda abzuwickeln. Dabei hatte ich es allerdings mit ausgezeichneten Männern, dem Generalkonsul Sir Hardinge in Sansibar und dem obenerwähnten Sir Johnston in Uganda, zu tun. Trotzdem ich gleich anfangs den mir unterbreiteten Wunsch, den beiderseitigen geschäftlichen Verkehr in französischer Sprache zu führen, abgelehnt hatte und, mich auf Bismarck berufend, das Deutsche als Diplomatensprache durchsetzte, blieben bei aller Schwierigkeit des Gegenstandes die Verhandlungen stets auf dem Fuße gegenseitigen Wohlwollens und nachbarlicher Freundschaft. Zahlreiche Besuche in Sansibar und Daressalam bestärkten die guten Beziehungen und gaben Gelegenheit zu persön-

licher Aussprache. Es ist anzunehmen, daß dies Verhältnis, das selbst während der starken Spannung im Laufe des südafrikanischen Krieges und unter der arg verstimmenden Telegraphenzensur in Aden aufrecht erhalten wurde, auch weiterhin so bleibt. Glücklicherweise ist auch im Westen Afrikas während des Krieges an der langen Grenzlinie entlang des Oranjeflusses und gegen West-Griqualand und Betschuanaland von keinen Schwierigkeiten zu hören gewesen. Die geringe Bevölkerung Deutsch-Südwestafrikas (200000 Seelen auf 830000 Quadratkilometer) und der hierdurch bedingte minderwertige Verkehr in das Hinterland sind hier wohl maßgebend. Auch an der Guineaküste dürfte seit der endgültigen Grenzregulierung im Salagagebiet jede Reibung zwischen Briten und Deutschen beseitigt sein.

Ein großes Fragezeichen für die zukünftige Entwicklung Afrikas aber bilden die portugiesischen Besitzungen. Im Westen und im Osten des zentralen Afrikas südlich des Aequators sind zwei große Blöcke, die mächtigen Provinzen Angola und Mozambique, unter portugiesischer Flagge verblieben, nachdem der Kongostaat einerseits und Großbritannien von Süden her andrerseits sich des „Hinterlands" bemächtigt haben. Die Briten im besondern sind nicht gerade glimpflich mit den Portugiesen umgesprungen, sie haben, von Süden vordringend, überall, wo Gold gefunden wurde, sofort die Flagge gehißt und diese willkürliche Landerwerbung durch ihre Regierung anerkennen lassen. Gegen dies summarische Verfahren ist auch kaum etwas einzuwenden, da die Portugiesen niemals eine wirkliche Herrschaft über das Innere Afrikas ausgeübt haben, sondern die weiten Länder 400 Jahre unerforscht und unerschlossen haben liegen lassen. Hätte Großbritannien keinen Mitbewerber um den afrikanischen Boden, so wäre es ganz selbstverständlich, daß es sich nach und nach in den Besitz sämtlicher portugiesischen Kolonien setzte, wir wir ja gegenwärtig überall auf der Welt die Romanen den Germanen Platz machen sehen.

Seitdem aber das Deutsche Reich festen Fuß in Afrika gefaßt und sich zwischen die britischen und portugiesischen Besitzungen eingeschoben hat, ist es aufs lebhafteste an der zukünftigen Regulierung des Besitzstandes interessiert und kann den ausschließlichen Heimfall der absterbenden Kolonialmacht an eine andre Großmacht nicht teilnahmlos mitansehen. Deutschland hat in dieser Richtung bereits zu große Sünden gegen sich selbst begangen, als es das ungemessene Anwachsen der französischen Kolonialmacht und die Aufrichtung des selbständigen Kongostaats duldete, ohne irgend ein Aequivalent für sich zu fordern. Falls ein Wenn in der Betrachtung der Weltgeschichte überhaupt gestattet ist, so erwäge man, wie das Deutsche Reich heute in der Welt dastehen würde, wenn — Fürst Bismarck 1871 anstatt der unseligen fünf Milliarden nur eine mäßige Kriegsentschädigung, dafür aber Auslieferung der französischen Kriegsflotte und der französischen Kolonien gefordert hätte! Um mit H. St. Chamberlain zu sprechen, hat damals die semitische Denkweise Bleichröders über die germanische Richtung unsrer Volksentwicklung den Sieg davongetragen.

Nach Verlauf von dreißig Jahren sind das deutsche Volk und die deutsche

Regierung hoffentlich klüger geworden, und werden sich keine Gelegenheit wieder entgehen lassen, wo auf friedlichem Wege Land zu erwerben ist. Der Drang der Umstände führt uns gebieterisch auf diese Bahn. Die Volksvermehrung in Deutschland um 800000 Seelen jährlich, d. h. in 5 Jahren um 4 Millionen (1905 60 Millionen, 1910 64 Millionen u. s. w., auf einem Grund und Boden, der 1815 nur 24 Millionen ernährte), gibt dem Nationalökonomen zu denken. Da die Auswanderung merkwürdigerweise außerordentlich zurückgegangen ist, (1881 220000, 1902 32000), so ist bewiesen, daß die Massen vorläufig ihr Brot in der Heimat finden, und es an Arbeitsgelegenheit noch nicht gebricht. Von Jahr zu Jahr aber schwillt angesichts der günstigen Schul- und sonstigen Bildungsverhältnisse die Intelligenz an, und deren Ueberschuß drängt nach außen, da sie sich in der Heimat nicht genügend betätigen kann. Gerade für diese Klasse sind aber die Tropen das richtige Arbeitsgebiet, da dort die Eingeborenen unter Leitung geschulter Europäer Kulturwerte schaffen. Dies haben England und Holland in Indien erprobt, und England ist eben daran, in Afrika sich ein zweites Indien zu erwerben und einzurichten. Herrenvölker denken eben an ihre Zukunft, während der Deutsche nach Art der Proletarier leider noch immer aus der Hand in den Mund lebt.

Deutschland steht vor der dringenden Notwendigkeit, sich nach weiteren Gebieten für die Ausbreitung seines Volkstums umzusehen, und die afrikanischen Besitzungen Portugals sind als Nachbargebiete der deutschen Kolonien besonders geeignet zur gelegentlichen friedlichen Erwerbung. Portugal hat sich durch vierhundertjährige Mißregierung und kulturelle Indolenz seines Kolonialbesitzes unwürdig gezeigt, es kann in seinen Finanznöten durch Geldabfindung entschädigt werden. Deutschland bedarf der Provinz Mozambique bis zum Sambesi und der Provinz Mossamedes im Westen aus politischen und verkehrsgeographischen Gründen, deren Darlegung hier zu weit führen würde.

Die Nachricht von einem Abkommen zwischen Großbritannien und dem Deutschen Reiche über eine Aufteilung der portugiesischen Kolonien wurde daher im Jahre 1898 durchaus nicht als etwas Ungewöhnliches, sondern als normale Tatsache allgemein hingenommen. In Ostafrika speziell, wo wir Deutsche die unhaltbaren Zustände im portugiesischen Nachbarlande aus eignem Augenschein kannten, galt die baldige Besitzergreifung der Provinz Mozambique wie eine Naturnotwendigkeit. In dem Ostnyassalande befand sich weder ein portugiesischer Soldat noch Beamter. Diese saßen in höchst desolatem Zustande in den kleinen Küstenplätzen, wagten sich jedoch nicht ins Innere. Umgekehrt brachten die Eingeborenen ihre Waren (Kopal, Kautschuk, Wachs, Sesam) nicht in die portugiesischen Hafenplätze aus Furcht vor Gewalttat und Beraubung, sondern kamen weit über Land nach den deutschen Orten Mikindani und Lindi. Nicht verbürgt, aber allgemein geglaubt war die Tatsache, daß die Eingeborenen den portugiesischen Beamten den Eintritt in das Innere des Landes verweigerten und die Köpfe etwaiger Eindringlinge zur Küste schickten.

Gegenüber dieser durchaus gebotenen Aufteilung solch verwahrlosten Kolonial-

besitzes zwischen den beiden nächstbeteiligten Großmächten verlautete plötzlich die Nachricht über ein neues, in Lissabon abgeschlossenes Abkommen, das die sämtlichen portugiesischen Kolonien unter Schutz und Garantie Großbritanniens stellt. Letzteres vermehrt durch diesen anscheinend unbedeutenden Akt seine Kolonialmacht, seinen maritimen Aktionsbereich, vor allem seine Machtstellung in Afrika ins Ungemessene. Während schon bisher englisches Kapital die portugiesischen Kolonien nach Belieben, und ohne sich um die Staatsoberhoheit zu kümmern, ausbeutete, wird es jetzt die weiten Gebiete wie britisches Kronland behandeln; denn einen Widerspruch gegen den mächtigen Beschützer gibt es überhaupt nicht. England hat einen großen Erfolg erzielt, Rhodesia hat plötzlich nach Osten und Westen Freiheit erhalten, sich bis zur Küste zu entwickeln, es kann sich beglückwünschen. Aber der Erfolg ist auf Kosten Deutschlands erzielt, und diese Tatsache ist für beide Teile zu bedauern.

Deutschland hat während des südafrikanischen Krieges strenge Neutralität gewahrt, hat manche Unannehmlichkeiten stillschweigend ertragen, die völkerrechtswidrige Benutzung der neutralen Beira-Bahn durch britische Truppen geduldet, es konnte eine andre Behandlung erwarten. Der ihm durch diesen Vertrag zugefügte Schlag wird vielleicht im Augenblick von den Massen nicht empfunden, weil uns Afrika leider noch immer so fern und gleichgültig gegenübersteht, er wird aber sich fühlbar machen und je länger desto tiefer schmerzen. Sobald das deutsche Volk zu der Einsicht gelangt, daß es sein Kapital in der Heimat nicht mehr ausreichend und ergiebig arbeiten lassen kann, daß seine überschießende intelligente Jugend sich ein Neuland zur Bearbeitung suchen muß, so wird der Schmerz um den Verlust dieses letzten leicht erreichbaren kolonialen Besitzes eindringlich sich bemerkbar machen. Bereits ist Mozambique in die südafrikanische Zollunion aufgenommen, seine Ausfuhrartikel genießen in Südafrika Zollvergünstigung und billige Bahnfrachten; die deutschen Häfen Kilwa, Lindi u. s. w. vermögen mit Ibo und Chinde nicht zu konkurrieren.

Es ist tief zu beklagen, daß das gute Verhältnis, das die beiden Großmächte bislang in Afrika aufrecht erhalten haben, hier einen scharfen Riß bekommt. Die vorliegende Frage ist nicht politisch, sondern rein volkswirtschaftlich aufzufassen, und in diesem Sinne ist die jetzige Lösung unverzeihlich leichtfertig von englischer Seite. Das Abkommen von 1898 ist ja nie veröffentlicht, seine Grundlagen sind aber bekannt geworden. Kann man es den Deutschen verdenken, wenn sie angesichts der neuesten Tatsachen von „punischer Treue“ sprechen oder das Faust-Wort anwenden: „sie lispeln englisch, wenn sie lügen?“ Solche Dinge vergessen sich nicht, sie wirken Jahrzehnte und Jahrhunderte in der Volksseele fort. Man denke an den zweihundertjährigen Verlust Straßburgs, an die Schmerzen der Spanier um Gibraltar! Gerade Großbritannien hat keine Veranlassung, derartige Angelegenheiten leicht zu nehmen, und sollte sich hüten, einer befreundeten Großmacht von so friedfertigem Charakter wie das Deutsche Reich einen solchen Stachel ins Fleisch zu drücken.

Der Verlauf des südafrikanischen Krieges hat zur Genüge gelehrt, daß das

britische Weltreich außer stande ist, einen Krieg über See gegen einen ebenbürtigen Gegner durchzuführen. Trotz der vier Milliarden, die es sich das Reich hat kosten lassen, hätte selbst der Krieg gegen die an Zahl geringfügigen, disziplinlosen und fast führerlosen Burenscharen unglücklich enden müssen, wenn nur ein militärisch geschulter Kopf auf der Seite der Buren vorhanden gewesen wäre. Hätten diese die Zeit der Kämpfe in Natal und im Oranje-Freistaat benutzt, um inzwischen Pretoria, das ja permanente Forts besaß, zum festen Platz auszugestalten und genügend zu versorgen, so wäre die britische Offensive hier gründlich festgelegt worden. Dann hätte der seitens der Buren planlos geführte Guerillakrieg ein Ziel gehabt, indem durch Bahnzerstörung und Abschneiden aller Verbindungen den Briten eine Belagerung unmöglich gemacht und die englische Armee voraussichtlich zum Abzuge genötigt wurde.

Das neue Lissaboner Abkommen ist ebensowenig wie das von 1898 öffentlich bekannt geworden; nur englische Zeitungen haben davon gesprochen. Die deutsche Diplomatie hat es bislang anscheinend ignoriert. Die Tatsachen werden auf Dauer nicht zu verbergen sein. Die natürliche Entwicklung des deutschen Volkes aber ist durch diplomatische Kleinkunst nicht aufzuhalten. Wir gehen durch die Weltgeschichte: „ein langes, breites Volksgewicht, der erste wußte vom letzten nicht". Aufs dringendste zu wünschen bleibt ein Zusammengehen mit Großbritannien wie in Europa, so über See, auch in Afrika. Wollen aber unsre Vettern uns den Weg sperren, so werden 60 Millionen ganz von selbst die ihrer Ausdehnung entgegenstehenden Hindernisse fortzuräumen verstehen. Gerade für Afrika gilt das Motto unsers Wißmann:

„Viam inveniam aut faciam."



Die Aerzte Molières.

Von

Professor Frantz Funck-Brentano (Paris).

Eine Reihe historischer Veröffentlichungen aus den Federn der kompetentesten Schriftsteller hat eine erhebliche Modifikation der Vorstellungen bewirkt, die man sich von der Medizin und den Aerzten zur Zeit Ludwigs XIV., den Desfonandrès, den Purgon und Diafoirus, die Molière so kräftig geißelte, bisher allgemein gemacht hat. [1])

[1]) Maurice Raynaud, „Les Médecins au temps de Molière"; Dr. René Fauvelle, „Les étudiants en Médecine de Paris sous le grand Roi"; Dr. P.-E. Le Maguet, „Le Monde médical parisien sous le grand Roi"; Gustave Larroumet, „Molière, l'Homme et le Comédien"; Alfred Franklin, (in seiner Sammlung, „La Vie privée d'autrefois,") „Les Médicaments, les Médecins, les Chirurgiens".

Der erste, der mit den traditionellen Spöttereien ins Gericht ging, war Maurice Raynaud. Er zeigte, daß es unter der burlesken Maske, unter der wir sie zu sehen gewöhnt sind, zur Zeit Molières „ehrliche Leute, Männer von Geist, ausgezeichnete Gelehrte, schätzbare Philosophen und sogar ... gute Aerzte“ gegeben hat. Le Maguet untersucht in eingehenderer Weise die medizinischen Lehren dieser Zeit, die Chirurgie, die Geburtshilfe, die Arzneikunde. Er beweist, daß die Epoche, die die Arbeiten Harveys und Pequets entstehen sah, die den Kreislauf des Blutes entdeckt, die experimentelle Methode in die Pathologie eingeführt hat, um sich der dialektischen Methode zu entledigen, und die auf dem Gebiet der Geburtshilfe zu den gewagtesten, mit Erfolg gekrönten Operationen vorgeschritten ist, in der Geschichte der Wissenschaft nicht zu erröten brauchte über die Anstrengungen, die sie gemacht, und die Erfolge, die sie errungen hatte. Was will man noch mehr verlangen von einer Generation von Aerzten, die Männer wie jenen Littre gesehen hat, dessen anregende Biographie Fauvelle uns gibt? Er war im Albigeois geboren; seine Eltern waren Leute von mäßigem Wohlstand und überreichem Kindersegen. Nach einem kurzen Aufenthalt an der medizinischen Fakultät in Montpellier — die damals die Schule des Fortschrittes war im Gegensatz zu der Pariser Fakultät, die mehr an den Lehren der alten Zeit festhielt — macht Littre die Bekanntschaft eines Chirurgen an der Salpêtrière. Die zwei jungen Leute bekommen eine Leidenschaft für die Anatomie. Sie schließen sich während des ganzen Winters 1684, der zu ihrem Glück sehr lang und streng war, im Krankenhaus ein und sezieren mehr als zweihundert Leichen. Der Ruf Littres, so jung dieser noch ist, wächst. Zahlreiche Schüler, selbst Chirurgen und Aerzte, scharen sich um ihn. Littre war abstoßend in seiner Art und sprach schlecht, aber er war von Liebe zur Wissenschaft beseelt. Sein Ruf und diese große Anzahl von Sektionen — wir befinden uns im 17. Jahrhundert — ziehen ihm Feinde zu. Er sieht sich genötigt, die Salpêtrière zu verlassen, aber der Großprior de Vendôme gewährte ihm ein Asyl im Temple — dem alten Ueberreste der lehensherrlichen Gerichtsbarkeit der Tempelherren — und Littre kann, geschützt durch die mächtige Hand des Großpriors, seine Arbeiten fortsetzen. Wenn er keine Menschenleichen hat, seziert er Hunde oder Katzen. Seine Hörerschaft von Studenten und lernbegierigen Aerzten bleibt ihm treu zugetan. Seine Familie, die ihn seit fünfzehn Jahren vergebens hat suchen lassen, entdeckt endlich sein Versteck. Sie drängt ihn, ins Albigeois zurückzukehren, wo ihn ein relativer Wohlstand und Ruhe erwarten. Littre lehnt ab. In seine geliebten Forschungen vertieft, macht er sich nicht einmal die Mühe, bei der Fakultät zu promovieren. Er seziert immer fort, und endlich verschaffen ihm mächtige, reiche Beschützer die unabhängige Stellung, deren er bedarf. Im Jahre 1691 wird er Doktor, 1700 Mitglied der „Académie des Sciences“, kurz darauf ernennt ihn der König zum Arzt beim Grand Châtelet.

Eine Epoche, die solche Männer hervorgebracht hat und in der solche

Männer Verständnis gefunden haben — war sie die Epoche grotesker und schwerfälliger Unwissenheit, als die man sie uns hinzustellen liebt?

Longue perruque, habit grotesque,
Affecter un air pédantesque,
Cracher du grec et du latin —
Tout cela réuni fait presque
Ce qu'on appelle un médecin.[1])

Betrachten wir andrerseits Fagon, den Leibarzt des Königs, der mit der höchsten ärztlichen Würde des Königreiches bekleidet ist, — einer Würde, die ihrem Träger den größten Einfluß auf die Entwicklung der medizinischen Wissenschaft in Frankreich einräumt. Fagon hatte einen Lehrstuhl am „Jardin Royal" (heutigestages Jardin des Plantes) inne. Er legte dem Studium der Botanik eine bedeutende Wichtigkeit bei. Er ließ Gelehrte in die verschiedenen Weltteile entsenden, um Exemplare von allen möglichen Pflanzen und Tieren mitzubringen. Ihm ist es zu verdanken, daß Tournefort seine große Reise nach Asien unternahm, von der er mit Sammlungen zurückkam, die das naturgeschichtliche Kabinett des „Jardin Royal" zum bedeutendsten Museum Europas machten. Im Jahre 1665 stellte Fagon den ersten Katalog des „Jardin Royal" unter dem Namen „Hortus regius" zusammen. Sein Mitarbeiter dabei war Armand de Mauvillain, der berühmte Arzt Molières und vielleicht sein Mitarbeiter bei seinen Satiren auf die Aerzte. Wir werden gleich nachher noch von ihm sprechen. Und was für ein Mann war Fagon? „Seine Uneigennützigkeit," schreibt Fauvelle, „war ebenso groß wie seine Gewissenhaftigkeit. Er schaffte die Käuflichkeit aller Aemter ab, die von dem seinigen abhingen, und wies alle Geldsummen zurück, die man ihm anbot. Seine Bescheidenheit war groß, und er suchte sich immer den Ehrungen zu entziehen, die ihm die Fakultät zuerkennen wollte. Man mußte fast Gewalt anwenden, um ihn zum Eintritt in die ‚Académie des Sciences' zu bewegen."

Allerdings waren nicht alle Aerzte der Zeit so ernste Leute. Von wesentlich andrer Art war Charles Bouvard, der letzte Arzt Ludwigs XIII., der Vorgänger Fagons in den hohen Stellen eines königlichen Leibarztes und eines Direktors des „Jardin Royal". Er war ein liebenswürdiger, gefälliger Dichter, und Fauvelle führt Verse von ihm an, die entschieden nicht schlechter sind als die mancher andrer. Das Thema seiner ersten Dissertation lautete: „An mulieri, quam viro Venus aptior." Es handelte sich darum, zu ergründen, ob die reizende Göttin der Liebe mit ihren Gunsterweisungen freigebiger gegen den Mann oder das Weib ist. Um die Vorstudien zu dieser Dissertation zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, daß unter Ludwig XIII. noch immer die dialektische Methode in Kraft war und noch nicht die experimentelle. Die zweite

---

[1]) Lange Perücke, groteskes Gewand, eine schulmeisterliche Miene aufsetzen, mit griechischen und lateinischen Brocken um sich werfen — das alles vereint macht ungefähr das, was man einen Arzt nennt.

Dissertation des gelehrten Herrn Bouvard war von nicht minder heiterem Charakter: „An in morbis aquae vel vini potus salubris?“ „Muß man, wenn man krank ist, Wasser oder Wein trinken?“ Wir haben dieses lateinische Schriftstück nicht gelesen, aber wir hoffen zur Ehre der Fakultät, daß Bouvard sich zu Gunsten der zweiten Hypothese ausgesprochen hat.

Armand de Mauvillain, den wir vorhin erwähnt haben, war der Arzt und ohne jeden Zweifel der Mitarbeiter Molières. Diese Mitarbeiterschaft erscheint besonders evident in der Zeremonie im „Malade imaginaire“, dessen Original, das viel mehr umfaßt, als man auf der Bühne darstellt, eine direkte, vortreffliche Parodie der damals an der Fakultät der Medizin gebräuchlichen Zeremonien ist.

Molière wurde von einer schmerzvollen Krankheit befallen, an der er am 17. Februar 1673 nach langem Leiden und schrecklichen Todesqualen sterben sollte. War es eine Aneurysma der Aorta, wie die einen, oder die Lungenschwindsucht, wie die andern sagen? In jedem Falle gesellte sich Hypochondrie dazu, und diese Tatsache im Verein mit Molières Aerger über die Aerzte, die ihn nicht zu heilen vermochten, würde genügen, die Uebertreibung seiner maßlosen, gereizten Kritiken zu erklären.

Wenn es jedoch einen Mann gab, der Molière mit der Medizin hätte versöhnen können, so war es Mauvillain.

Robert Patin, der am 28. Juni 1648 vor der Pariser Fakultät die Rede zu Ehren der Kandidaten für die Lizentiatur in der Medizin, unter denen sich Mauvillain befand, zu halten hatte, sprach folgendermaßen über den zukünftigen Doktor: „So groß war seit seiner Kindheit die Aufmerksamkeit, die seiner Erziehung gewidmet wurde, so groß die Sorgfalt, die er stets seiner Person zuwandte, daß er, weit davon entfernt, etwas Rauhes oder Abstoßendes zu haben, stets durch die liebenswürdige Reinheit seines Charakters, durch eine ausgesuchte Höflichkeit, durch die Eleganz seiner Manieren sich die Sympathie der ehrbaren Leute zu erwerben suchte. Mauvillain ist so wohl erzogen, so sympathisch, so bezaubernd, daß die Grazien nicht nur in ihm zu wohnen scheinen, sondern daß man geradezu sagen könnte, er sei von ihren Händen gebildet worden. Und doch, wenn ihr ihn so aufmerksam für seine Toilette sorgen seht, so glaubet nicht, daß er sich andre als ehrsame Vergnügungen erlaubt. Um nichts in der Welt ließe er die Weichlichkeit die Stärke seiner Tugend antasten. Julius Cäsar rühmte sich gerne, Soldaten zu haben, die, wohl gekämmt und parfümiert, darum nicht weniger tapfer im Gefecht waren.“

Mauvillain wurde — mitsamt seinem feinen parfümierten Haar — ein sehr kenntnisreicher, sehr geistreicher Mann und überzeugter Anhänger der neuen Theorien, Anhänger des Antimons und des Kreislaufes des Blutes, — daran erkannten sich damals die fortschrittlichen Geister. Die alten Aerzte, die an den hergebrachten Doktrinen hingen, betrachteten ihn denn auch als den Antichrist der Medizin. Wenn er also ein dem Arzte Molières wenig ähnlicher Mann war, so war er eben Molières Arzt selber: und das ist ein Grund mehr, anzunehmen, daß Mauvillain, kaustisch und verschmitzt, wie er war, sich gerne

des mächtigen Dichtergenies seines berühmten Patienten bediente, um sich kräftig und ohne Umstände über die lieben Kollegen von der Fakultät lustig zu machen.

Wir müssen noch bemerken, daß Doktor Fauvelle, wiewohl er die Aerzte des großen Jahrhunderts rehabilitiert, nichtsdestoweniger auch Molières meisterhafter Satire Beifall zollt. Molière hat die Verkehrtheiten und Lächerlichkeiten geschildert — es gibt deren überall —, und zwar übertrieben geschildert, wie es alle Lustspieldichter machen; er übertrieb sie stark, als ein Mensch, der auf eine Wissenschaft, deren Dienste er die ganze Zeit in Anspruch nahm, schlecht zu sprechen war, weil sie es nicht fertig brachte, ihn von einem Uebel zu heilen, das keine Wissenschaft heilen konnte. Denn schließlich kam Molière, nachdem er aus den Händen eines Arztes in die des andern gewandert war, dahin, daß er bei den Quacksalbern vom Pont-Neuf, bei den Marktschreiern, bei den Ferranti und Bary Hilfe suchte. Würden nicht ebensogut die heutigen Aerzte in den Kritiken des großen Komödiendichters ihr Teil bekommen? O, gewiß, sagt Fauvelle.

„Bei der Konsultation in ‚Monsieur de Pourceaugnac‘ sehen wir die beiden Aerzte, die von der Verrücktheit ihres Patienten in Kenntnis gesetzt sind, wohl oder übel alle Symptome, die sie an ihm beobachten, mit der Diagnose, die sie im voraus gestellt haben, in Einklang bringen. Diesen Geistesfehler, dessen Feststellung durch einen Schriftsteller, der nicht Arzt war, wirklich merkwürdig ist, kann man noch täglich beobachten.

„Noch heutigestages kommt es vor, daß, wie in ‚L'Amour médecin‘, die Doktoren, die zur Konsultation gerufen und allein gelassen werden, um sich beraten zu können, einen großen Teil dieser Zeit damit zubringen, von ihren Pferden, ihren Wagen, von den Anekdoten oder Neuigkeiten, die die Stadt oder die Fakultät beschäftigen, zu plaudern.

„Im ‚Malade imaginaire‘ bemächtigt sich Argan, der Typus eines Patienten, des alten Diafoirus, um ihn über seine Krankheit und die von Purgon angeordnete Behandlung auszufragen; der Vater des berühmten Thomas, der sich so arglos einen ärztlichen Rat entlocken läßt, gibt, ohne es zu wissen, Ratschläge, die denen seines Kollegen entgegengesetzt sind; er zieht sich sehr geschickt aus der Verlegenheit, er heißt alles gut, was jener getan hat, und redet Argan zu, dessen Vorschriften zu befolgen. Dieser Zug, der in den Augen des Publikums als ein Fehler erscheinen mag, ist doch bis zu einem gewissen Grade eine gute Berufseigenschaft, deren Wert heutigestags derselbe ist wie ehedem.“

Eine „gute Berufseigenschaft!“ Fauvelle sagt wirklich eine „gute Eigenschaft“, „une qualité“. Nachdem wir die Stelle gelesen und noch einmal gelesen, haben wir uns die Augen gerieben, — es steht wirklich da „une qualité“. Ah, Herr Fauvelle, in welch gute Laune hätten Sie Ihrerseits, ein Nachfolger des liebenswürdigen Doktors Mauvillain, unsern großen Molière versetzt!

Die zukünftigen Aerzte wurden im 17. Jahrhundert vom zartesten Alter an dazu angehalten, lateinisch zu sprechen. In der Fakultät wird fortwährend in

lateinischer Sprache doziert, die Thesen werden lateinisch abgefaßt und verteidigt. Die lateinischen Parodien Molières sind der Wirklichkeit nachgebildet, die Details über die Fakultät selbst äußerst lehrreich. Heutzutage hängt die medizinische Fakultät vom Staate ab, sie wird von einem Lehrpersonal gebildet, das sich unter der Aufsicht des Ministers ergänzt, und die Hochschule ist eine große Fabrik, in die man einen mit seinem Baccalaureat ausgestatteten jungen Mann einführt; am Ende einer wechselnden Anzahl von Jahren geht er als Doktor der Medizin daraus hervor und wird in das Leben hinausgeschleudert. Von da an steht er zu der Fakultät in keinerlei Beziehung mehr. Früher war dies ganz anders. Indem der junge Mann sich in die medizinische Fakultät einschreiben ließ, trat er in eine große Familie ein, die während seines ganzen Lebens eine Autorität über ihn ausüben sollte, indem sie ihm zugleich ihren Schutz gewährte. Alle Doktoren der Fakultät lebten auf dem Fuße der vollkommensten Gleichheit; alle wohnten den öffentlichen Festakten wie auch den Privatsitzungen der Fakultät bei; alle konnten dabei das Wort ergreifen; alle nahmen an der Wahl der Würdenträger teil, und jeder konnte zum Dekan, Examinator oder Professor gewählt werden.

Was wir davon beibehalten wollen, ist die Unabhängigkeit der medizinischen Fakultät bei ihren Wahlen, in ihrem Unterricht, bei der Ergänzung ihrer Mitglieder, bei der Verleihung ihrer Diplome, kurz, die volle Unabhängigkeit der Staatsgewalt gegenüber. Alle ehemaligen Schüler der Fakultät bildeten auch fernerhin eine große Familie und hielten energisch zusammen. So war es überhaupt mit dem ganzen Unterricht, von oben bis unten auf der Stufenleiter, von der Elementarschule bis zu den verschiedenen Fakultäten der Universität.

Unabhängig und frei, wie sie war, gab die alte medizinische Fakultät andrerseits das Beispiel der Toleranz und des Respekts vor den Ideen. Das Krankenhaus, das Hôtel-Dieu, stand allen Kranken ohne Unterschied der Konfession offen. Diese Tatsache wird durch manche Beschlüsse des Bureaus bestätigt. In der Sitzung vom 21. April 1665 wird formell festgesetzt, daß dieses Hospital „commun de tous les pauvres mallades de toutes sortes de relligions et créances“ („allen armen Kranken aller Arten von Religionen und Glaubensbekenntnissen gemeinsam“) sein sollen. Noch mehr, am selben Tage wurde beschlossen, zur Vermeidung aller Unannehmlichkeiten denjenigen Kranken, die der reformierten Religion angehörten, einen besonderen Saal einzuräumen. „Alle Kranken,“ sagt Sauval in Bezug auf dieses Thema, „finden Aufnahme ohne Unterschied der Religion oder des Landes, ausgenommen die Geschlechtskranken, die Grindigen, die Verrückten und die Wahnsinnigen, die ihre eignen Krankenhäuser haben.“

Die Verteidigung der Thesen war wie heutigestages die Krönung der Studien. Es war eine lärmende, fröhliche Feier. Die Diskussionen wurden auf Lateinisch geführt. Und was für ein Latein! Man schrie darin nur um so mehr. Es war ein betäubender Tumult. Die Doktoren schwenkten aufgeregt ihre schwarzen Roben, auf die die Epitoga einen roten Fleck warf. Die Fakultät war in zwei glühend feindliche Lager geteilt — im Hinblick auf die Lehrsysteme

natürlich. Es waren, wie immer, die Reaktionäre und die Neuerer. Die lateinischen Sätze, aus vollem Halse geschrieen, durchkreuzten sich. Die „dic mihi quæso“ stürzten lärmend über die „distinguo“, die „concedo“, die „nego“ und das ganze Kauderwelsch des scholastischen Wortgefechtes hinweg. Um die erhitzten Gemüter zu beruhigen — oder anzuspornen —, hatte der Kandidat ein Büfett aufstellen lassen, wo es Wein, Bier und Backwerk gab. Im Hof setzte sich das Getöse fort unter den Freunden, den Lehrern, den Doktoren, die Anhänger oder Gegner der Theorien des Kandidaten waren; während die Klatschbasen des Stadtviertels, die sich an den Lärm schon gewöhnt hatten, ruhig zu dem bestürzten Vorübergehenden sagten: „Das sind unsre Doktoren, die diskutieren.“

Unter den zur Diskussion gestellten Themen findet man sehr hübsche: „Ist es der Gesundheit zuträglich, sich im Monat mehr als einmal zu betrinken?“ Hier ein andres, nicht minder bedeutungsvolles Thema: „Sind die hübschen Frauen fruchtbarer als die andern?“ Ein noch interessanteres Thema lautet: „Ist die Natur der Frau liebesbedürftiger als die des Mannes?“ Man kann es wirklich nur bedauern, keiner Versammlung von Doktoren in schwarzen Togen, die mit Feuereifer über einen solchen Stoff ganz ernsthaft auf lateinisch diskutieren, beigewohnt zu haben. Andre Themen waren heikler: „Sind die Pariser mehr dem Husten ausgesetzt, wenn Nordwind geht?“ Oder: „War die Heilung des Tobias durch die Galle des Fisches ein Wunder oder ein natürlicher Vorgang?“ und noch viele andre, die einen gleichen Scharfsinn erfordern würden.

Die Studenten waren indessen nicht immer in der Universität. Man kennt die großen Spiele und die großen Kämpfe mit den Leuten der Abbaye oder der Polizei des Pré aux Clercs. „Wir wollen euch nicht von der Wegnahme des Schildes der ‚Halles‘, des davonlaufenden Mutterschweins, noch von der des Bären an der Porte Baudoyer erzählen, auch nicht von ihrer Hochzeit, die von den Studenten mit Lustbarkeiten gefeiert wurde, die Pantagruel und Gargantua hätten ergötzen können. Wir wollen nicht von dem schließlichen Triumph der Polizei sprechen, den Verhaftungen, die vorgenommen wurden, den feierlichen Protesten des Rektors und der Fakultäten, den Tumulten und Schlägereien, die daraus entstanden: es bedürfte eines Homer, um diese Kämpfe zu besingen!“

Dann noch die Kneipe der Studenten, der „Puits de Vérité“. Das Schild stellt ein nacktes, aus einem Fasse hervorkommendes Weib dar.

Hier wurde gesungen:

In vino veritas.
Dans l'eau pour qui la boit gît la mélancolie,
Dans le jus du beau fruit qui croit en Normandie
Mensonge et perfidie:
In vino veritas.[1])

Früher hatten sich die Studenten mit Vorliebe im „Treillis vert“ versammelt, aber seit einiger Zeit war die Schenke zu sehr von dicken Mönchen an-

[1]) Im Wasser liegt für den, der es trinkt, die Melancholie; in dem Saft der schönen Frucht, die in der Normandie wächst (Aepfel), Lüge und Falschheit: Im Wein ist Wahrheit.

gefüllt, die aus den benachbarten Klöstern kamen und die dort vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis zum Morgen ihre riesigen Bäuche mit Kannen voll Wein füllten; darum hatten die Studenten mit Manon und Lisette lustig den Platz geräumt, und der letzte hatte mit Kreide auf die Türe geschrieben:

Boire à la capucine,
C'est boire pauvrement;
Boire à la célestine,
C'est boire largement;
Boire à la jacobine,
C'est chopine à chopine;
Mais boire à la cordelier,
C'est vider le cellier![1])

Solche Studentenlieder, von denen die Wände des „Puits de Vérité" widerhallten, gibt es von allen Arten: mißvergnügte, sentimentale, naive, derb obscöne, die sich unmöglich wiedergeben lassen. Ludwig XIV. wurde darin schmählich verspottet. Aber vor allem begeisterte sie das reizende Mädchen mit dem wohlklingenden Lachen, den großen hellen Augen:

On ne croit boire que chopine,
Et quelquefois on en boit deux:
On croit rire avec sa voisine
Et l'on en devient amoureux.[2])

Die galanten Weisen enthielten nicht immer so viel Poesie:

Le vent des mes soupirs ferait moudre un moulin,
Le feu de mes désirs rostiroit du boudin.[3])

Ein andres Mal klingt das Lied bitter, fast grimmig:

Hélas! si la femme savoit
Quelle sujétion a celle
Qui faict métier de douzelle,
Elle n'en tasteroit jamais.[4])

Die meisten Lieder sind halb lateinisch, halb französisch. Viele von ihnen haben sich erhalten, und wir haben sie auf der Schule gesungen:

Vivent les vacances
Denique tandem . . .[5])

---

[1]) Trinken wie ein Kapuziner heißt erbärmlich trinken; trinken wie ein Cölestiner heißt reichlich trinken; trinken wie ein Jakobiner heißt einen Schoppen nach dem andern trinken; doch trinken wie ein Franziskaner heißt den Keller leer trinken.

[2]) Man denkt nur einen Schoppen zu trinken und trinkt manchmal zwei; man denkt mit seiner Nachbarin zu lachen, und verliebt sich in sie.

[3]) Der Wind meiner Seufzer könnte eine Mühle treiben, das Feuer meiner Wünsche könnte eine Blutwurst rösten.

[4]) Ach, wenn die Frau wüßte, in welch drückender Unfreiheit diejenige lebt, die das Handwerk einer Dirne treibt, würde sie es nie versuchen.

[5]) Hoch leben die Ferien, endlich sind sie da . . .

Oder auch die kleinen Verse, die jeder von uns auf die Innenseite seiner Büchereinbände geschrieben hat:

Aspice Pierrot pendu
Quod librum n'a pas rendu;
Si librum reddidisset
Pierrot pendu *non fuisset.*

Diese hübschen Couplets stammen aus der Zeit, in der in den Gymnasien, und zwar selbst in den niedersten Klassen, lateinisch gesprochen wurde. Unsre Studentenlieder sind freilich auf einen ganz andern Ton gestimmt. Man macht es sich zu nutze, daß „das Latein in den Versen der Sittsamkeit Hohn spricht", um sich darin ohne Rücksicht gehen zu lassen.

Ein Trinklied lautet:

Je suis un docteur toujours gai,
Qui tient rang *inter sobrios;*
Et si jamais je n'ay vu livre
Qu'*epistolas ad ebrios;*
Et moy de qui la panse éclate
Nimis plena visceribus
J'ay les yeux bordés d'escarlatte
Et nasum plenum rubibus.

Das Latein steht bald am Ende, bald am Anfang der Verse, wie in den folgenden, die einem ganz allerliebsten Gedicht entnommen sind:

Philomena dit en sa chansonnette:
Ero hodie en vostre chambrette
Vobiscum jouer, si vous plaît blondette,
Ludendo saepe les doux jeux d'amour.

Es mußte indessen auch einmal ein Ende gemacht werden, und man machte zu Molières Zeiten wie heutzutage ein Ende, indem man sich verheiratete. Mit diesem Ende schließt auch das Buch Fauvelles, indem es den „Portraits" La Bruyères folgende schöne Feststellung entnimmt: „Es gibt wenig Frauen, die so vollkommen sind, daß sie dem Ehemann keinen Anlaß geben, wenigstens einmal am Tage Reue darüber zu empfinden, daß er sich eine Frau genommen hat, oder denjenigen glücklich zu finden, der keine hat." „Unser Student ist also jetzt verheiratet," sagt zum Schlusse unser liebenswürdiger Autor; „er ist nun seinerseits auf dem Wege, ein würdiger Doktor zu werden, der durch die Straßen eilt, um seine Kranken zu besuchen, Klistiere, Abführmittel und Aderlässe ohne Zahl verabreicht und immer voll Eifer ist, in der Universität zu streiten, während seine Frau nach alter Sitte sein Haus bewacht und sich damit unterhält, ihre Freundinnen zu besuchen und mit ihnen in die Messen und Predigten zu gehen. Später legen sie sich dann irgend ein kleines Landhäuschen bei Paris zu, wohin sie sich im Sommer das Vergnügen machen, mit den Freunden zur Weinlese

zu gehen. Dann kommen die Kinder an die Reihe; sie durchlaufen denselben Kreis, aber in andern Zeiten. Sie erleben dereinst den Tod des alten Königs und die Regierung Ludwig XV., des Vielgeliebten. Wenn sie Aerzte werden, was wahrscheinlich ist, machen sie auch große Kämpfe, große Streitigkeiten mit, in deren Verlauf sie nach dem Vorbild ihrer Vorfahren mit Leidenschaft das Ansehen und die Ehre der alten Fakultät verteidigen!"



Ueber die Entwicklung der Kunst im Leben des Kindes.

Von

Prof. Dr. E. Raehlmann (zurzeit in Weimar.)

Die darstellende Kunst kann definiert werden als die bildliche Wiedergabe der Dinge, die im Raume außer uns vorhanden sind. — Von einer Kunst im Leben des Kindes kann also erst die Rede sein, wenn das Kind den Raum und die Dinge in ihm kennen gelernt und ihre räumliche Beziehung zu einander genau verstanden hat.

Der Beginn jeder künstlerischen Aeußerung, sowohl der rezeptiven als der betätigenden, produktiven, setzt die Kenntnis der Raumvorstellung als gegeben voraus.

Um also den Beginn einer kindlichen Kunst zeitlich nach dem Alter zu umgrenzen, und um zu wissen, wie und wann das Kind zuerst zur Kunst gelangt, müssen wir feststellen, wie sich seine Raumvorstellungen entwickeln, und wann sie umfangreich und fest genug sind, um künstlich, beziehungsweise künstlerisch reproduziert werden zu können.

Die Bedeutung des Sehenlernens des neugebornen Kindes für die Entwicklung der Gesichtsvorstellungen.

Um der Frage nach der Entwicklung der Raumvorstellung beim Kinde näher zu treten, empfiehlt es sich, zunächst die Entstehung der Gesichtsvorstellungen überhaupt beim Kinde zu untersuchen und so die Frage vom Sehenlernen des Kindes gewissermaßen physiologisch und psychologisch zu analysieren.

Bekanntlich stehen sich in dieser Frage zwei Lehrmeinungen einander gegenüber; die eine, nativistische Anschauung setzt die Raumvorstellung, wie alle seelischen Eigenschaften, als angeboren voraus, nach der andern, der empiristischen Meinung, wird sie mühsam durch Erfahrung erworben.

Wenn wir die lebenden Wesen in der Natur bei ihrer Entstehung beobachten, so ist es zweifellos, daß viele von ihnen, namentlich die niederen Tiere, den

Raumbegriff voll entwickelt mit zur Welt bringen. Der Schmetterling fliegt, sobald er sich aus der Puppe entwickelt hat und seine Flügel sich mit Luft gefüllt haben, sicher umher und findet mit absoluter Sicherheit die Blume, auf der er sich niederläßt. Junge Hühnchen laufen gleich nach dem Auskriechen umher und picken die kleinsten Körner vom Boden auf, u. s. w. Anders ist es schon bei den höheren Tieren; sie werden um so weniger entwickelt geboren, je höher sie in der Tierreihe stehen. Am hilflosesten von allen aber ist der neugeborene Mensch, Homo sapiens, der von seinen späteren hochentwickelten geistigen Eigenschaften so gut wie gar nichts mit zur Welt bringt.

Das neugeborene Menschenkind zeigt nur vegetative Funktionen, die der Ernährung dienen. Seine Bewegungen entsprechen vegetativen Bedürfnissen oder sind unwillkürliche Reflexe, von der Haut oder den Sinnesorganen ausgelöst.

Eine Vorstellung von der eignen Person und ihrem Verhältnis zur Welt außer ihr, die Voraussetzung jeder Raumvorstellung, fehlt vollständig. Es läßt sich durch Beobachtung an neugeborenen Kindern feststellen, daß sie etwa um die fünfte Lebenswoche zuerst entsteht. Bis dahin sind alle Bewegungen des Kindes zwecklos; die der Augen nicht ausgenommen. Die Augen drehen sich nicht gesetzmäßig, sondern atypisch. Eigentliche Blickbewegungen, die dem Zwecke des Sehens dienen, d. h. auf beiden Augen gleichmäßig (wie wir sagen: koordiniert) zu einander erfolgen, kommen nicht vor, und das Kind verhält sich mit offenen Augen wie völlig blind. Und doch läßt sich zeigen, daß die Augen Lichtempfindung vermitteln. Befinden sich neugeborene Kinder im Dunkelzimmer, so kann man sich schon in den ersten Lebenstagen, leichter in der dritten bis vierten Woche, davon überzeugen, daß bei dem etwa ruhig liegenden Kinde Bewegungen auftreten, wenn plötzlich geräuschlos das Zimmer erhellt wird. Das Licht bringt dann im Auge auf der Netzhaut einen Reiz hervor, der im Zentralorgan empfunden wird; aber ohne daß diese Empfindung zu irgend einer Vorstellung von der Ursache des Reizes in der Psyche Veranlassung gäbe.

Erst wenn der optische Lichtreiz so und so oft, und zwar in derselben Weise, wiedergekehrt ist, entwickelt sich die erste seelische Vorstellung von seiner Ursache: dem Lichte, d. h. den leuchtenden bezw. beleuchteten Körpern. Der erste Gegenstand unter diesen, den das Kind erkennen, d. h. als außer sich selbst befindlich auffassen lernt, ist wohl das Bild der Mutter. Das optische Bild der Mutter kam regelmäßig zur Geltung, wenn auch die übrigen Sinne die zum Bilde der Mutter gehörenden Sinneszeichen vermittelten. Das Kind hörte die Laute der Mutter, es bekam von ihr seine Nahrung, und auch der Gefühlssinn vermittelte bestimmte körperliche Beziehungen, die regelmäßig zum optischen Bilde der Mutter gehörten — beim Wickeln, beim Baden u. s. w.

So entwickelte sich beim Kinde durch häufig wiederkehrende, gleichzeitige Einwirkung der Eindrücke verschiedener Sinnesgebiete, die mit dem optischen Bilde der Mutter gleichzeitig zur Geltung kamen, die erste Vorstellung von der Mutter als Person.

Ganz ebenso entstehen die psychologischen Begriffe andrer Dinge im Raume

durch eine Menge von einzelnen, immer wiederkehrenden sinnlichen Reizen, die aus allen Sinnesgebieten dem Sensorium zugeführt werden. So wird durch Erfahrung der Sinne die Vorstellung von den Dingen im Raume erworben und befestigt.

Nehmen wir als Beispiel die psychische Vorstellung von einem Hunde; sie ist entstanden aus der Erfahrung, die die Einzelwahrnehmungen der verschiedenen Sinne von dem Hunde lieferten. Man hat den Hund so und so oft gesehen, sein Fell gefühlt, man hat ihn bellen gehört. Das Bild vom Hunde ist auf diese Weise in verschiedenen Sinnesgebieten befestigt, so daß man den Hund, auch wenn man ihn nicht sieht, am Bellen erkennt, d. h., daß die Vorstellung vom optischen Bilde des Hundes sich später regelmäßig verknüpft mit dem Hören des Bellens.

Auf diese Weise lernt das Kind an der Hand der Erfahrungen seiner Sinne die Gegenstände im Raume voneinander differenzieren; aber von ihrer Verteilung im Raume, von dem Vor- und Hintereinander der Dinge, hat es anfänglich, wenn die Unterscheidung längst möglich ist, noch keine Ahnung. Das Kind greift nach entfernten Dingen, z. B. nach dem Monde, wie wenn es sie fassen könnte.

In der Tat wird die Wahrnehmung der Tiefendimension nur durch das Tastgefühl, bezw. durch die Bewegung des eignen Körpers im Raume, relativ zu den gesehenen Dingen erworben und gefestigt.

In der fünften Lebenswoche etwa, zu einer Zeit, wo das Kind seine Umgebung, seine Mutter u. s. w. kennt und von andern Dingen unterscheidet, existiert über Raum und Entfernung noch keine Vorstellung. Die Hände des Kindes führen um diese Zeit nur automatische Bewegungen aus, keine Greif- oder Tastbewegungen. Arme und Hände werden im wachen Zustande fast beständig über der Brust, dicht am Körper übereinander hin und zurück bewegt. Erst in der zwölften Woche schließen sich die Finger um einen kleinen Gegenstand, den man dem Kinde hinhält. Ein eigentliches Erfassen der Gegenstände, ein zielbewußtes Greifen, wird erst am Ende des fünften Monats beobachtet.

An der Hand der Erfahrung der ersten Tastversuche entwickelt sich um diese Zeit die Vorstellung der Tiefendimension; aber nur mit Rücksicht auf die allernächste, im Bereich der Hände liegende und durch die Hände kontrollierbare Distanz. Wenn in dieser nächsten Nähe ein Gegenstand, mit beiden Händen gehalten, besehen wird, stehen die Augen beide mit ihren Achsen nach einwärts, d. h. nach der Nasenseite gerichtet, so daß sie sich am Orte des fixierten Gegenstandes durchschneiden würden. Diese sogenannte Konvergenzstellung der Augen, durch die sich beide Augäpfel zum Deutlichsehen eines nahen Gegenstandes einstellen, wird durch die Zusammenziehung der inneren Augenmuskeln herbeigeführt, sie ist dem Sensorium bewußt und bringt die Vorstellung der Nähe des fixierten Gegenstandes hervor.

Wir haben also bis jetzt zwei Faktoren kennen gelernt, die die Vorstellung der Nähe eines Gegenstandes erwecken. Erstens die Betastung durch die Hände

und zweitens die binokulare Einstellung der Augäpfel durch Muskelanstrengung, d. h. die Konvergenzbewegung.

Zu diesen zwei Faktoren kommt ein dritter, unter Umständen der wirksamste, hinzu, das ist die Größe des Netzhautbildes. Das von dem gesehenen Gegenstand auf unsrer Netzhaut optisch entwickelte Bild des nahen Gegenstandes ist groß, dagegen das des gleichen entfernten Gegenstandes klein, und danach beurteilen wir am sichersten die Entfernung der Gegenstände im Raume.

Wir sehen also, daß die Größe des auf unsrer Netzhaut entworfenen Bildes einen Rückschluß gestattet auf die Entfernung des Gegenstandes. Es ist in der Tat der vornehmste Faktor bei der Beurteilung der Entfernung bekannter Gegenstände. In Verbindung mit der vorerwähnten Konvergenzbewegung der Augäpfel gewinnt dieser Faktor an Sicherheit. Diese Einwärtsdrehung der beiden Augen findet natürlich nur dann statt, wenn ein Gegenstand in der Nähe mit beiden Augen gesehen wird.

Beim Sehen in die Ferne stehen die Augenachsen zu einander parallel, die Konvergenzbewegung ist gleich Null. Bei Annäherung des fixierten Gegenstandes nimmt die konvergente Stellung der beiden Augäpfel stetig zu, um dicht vor den Augen die höchsten Grade zu erreichen.

Es ist daher selbstverständlich und bedarf keines weiteren Beweises, daß den kleinen Netzhautbildern entfernter Gegenstände keine oder nur geringe Konvergenzgrade der Augäpfel (d. h. der Augenachsen) entsprechen, den großen Netzhautbildern derselben Gegenstände in der Nähe aber größere Konvergenzgrade.

Es gehören also beim Nahesehen starke Konvergenzgrade und große Netzhautbilder zusammen, und beim Fernsehen gehören ebenso geringe Konvergenzgrade und kleine Netzhautbilder zusammen.

Nach diesem doppelten Maßstabe lernen wir in der Kindheit zuerst die Entfernungen schätzen, und die Fortbewegung des Körpers, die Betastung u. s. w. dient bei diesem Sehenlernen als Kontrolle für die Erfahrung der Sinne.

Im späteren Leben sind diese maßgebenden physiologischen Faktoren so in ihre führende Rolle bei der Deutung der Gesichtseindrücke eingeübt, und ihre gegenseitige Beziehung ist psychologisch so festgewurzelt, daß wir sofort einer optischen Täuschung unterliegen, sobald einer dieser Faktoren künstlich verändert wird.

So zum Beispiel täuscht man sich regelmäßig über die Entfernung des Gegenstandes, wenn die Größe des Netzhautbildes plötzlich verändert wird. Es wird manchem Leser nicht unbekannt sein, daß das Aufsetzen einer Brille, z. B. mit Konvexgläsern, wodurch die Netzhautbilder vergrößert werden, zunächst wenigstens auch die Vorstellung von der größeren Annäherung der Gegenstände, und daß umgekehrt die Anwendung von Konkavgläsern mit der Verkleinerung der Gegenstände auch die Vorstellung größerer Entfernung hervorruft, obwohl in beiden Fällen die Augenachsen keine Veränderung erlitten haben.

Jedem ist in dieser Beziehung wohl die Wirkung eines Opernglases bekannt.

Wenn man ein solches Opernglas benutzt, so sieht man durch zwei kurze Röhren, die ein Gläsersystem enthalten, auf einen entfernten Gegenstand. Die Tatsache, daß wir mit beiden Augen durch Röhren sehen, garantiert uns, daß die Augenachsen unverändert bleiben, d. h. beide parallel zu einander in die Ferne gerichtet sind, da aber die in den Röhren enthaltenen Gläser eine Vergrößerung des betrachteten Gegenstandes herbeiführen, haben wir

sofort auch die Vorstellung, daß dieser Gegenstand uns näher gerückt ist. Halten wir jetzt das Opernglas umgekehrt vor die Augen, so tritt mit der Verkleinerung der gesehenen Dinge auch sofort die Vorstellung auf, daß sie beträchtlich weit in die Ferne gerückt sind.

Fasse ich das Gesagte kurz zusammen, so finden wir, daß die Vorstellung von der Ausdehnung des Raumes, wie er außer uns gegeben ist, und die Vorstellung von den Dingen, wie sie in diesem Raume vorhanden und verteilt sind, empiristisch zu stande kommt, d. h. mühsam mit der Zeit erlernt werden muß.

Die entstehenden Begriffe sind bei diesem Sehenlernen des Kindes anfangs also ohne Zusammenhang und äußerst locker, sie werden erst mit zunehmendem Alter auf Grund der Summe der von den verschiedenen Sinnen gesammelten Erfahrung immer weniger trüglich. Anfangs ist das Erkennen der Dinge und Personen abhängig von der noch unsicheren psychischen Beziehung der vorhandenen Vorstellungen zu einander, d. h., von dem Vergleich der gesammelten Erinnerungsbilder.

Das Auge vergleicht die ihm gebotenen Bilder mit den ihm schon bekannten und sucht die identischen und ähnlichen von den bisher unbekannten und neuen zu sondern.

Viele Beobachtungen an Kindern sprechen dafür, daß bei dieser ersten Unterscheidung der Dinge die Proportionen der Größe und Form die maßgebende Rolle spielen und die Detailmerkmale zunächst gänzlich zurücktreten.

Genaue Schlüsse über die Reihenfolge der Entstehung komplizierter Gesichtsvorstellungen und über die Rolle, die sie für die erste Orientierung des Kindes im Raume spielen, sind für die ersten kindlichen Lebensjahre nur bei genauer Beobachtung möglichst vieler Einzelindividuen, bei Anwendung derselben Beobachtungsmethode und Vergleich der Beobachtungsresultate zu erzielen.

Dieselben Beobachtungen über das Sehenlernen lassen sich nun aber mit absoluter Zuverlässigkeit an erwachsenen Personen anstellen, die blindgeboren waren und durch Operation sehend wurden.

Diese bei Erwachsenen erzielten Beobachtungsresultate lassen sich dann mit denen an Kindern gewonnenen direkt vergleichen. Dabei zeigt sich die interessante Tatsache, daß wir denselben Gang der Entstehung der Vorstellungen (die durch Vergleich der optischen Bilder des Auges ins Bewußtsein gebracht werden), dieselbe Reihenfolge in der Deutung der Gesichtseindrücke zum Aufbau der Vorstellung des Raumes und der Dinge in ihm auftreten sehen, wie beim Kinde. Bei sehend gewordenen Blindgeborenen haben wir aber bezüglich der Beobachtung, wie dieser Aufbau durch die Ansammlung der neu gewonnenen Gesichtsvorstellungen allmählich zu stande kommt, den großen Vorteil, daß der Blindgeborene über die Art und Weise, wie er durch die neuen optischen Wahrnehmungen die Orientierung im Raume gewinnt, selbst genaue Auskunft zu geben vermag.

Er ist vor allem im stande, bei dieser Orientierung, die durch die neuen optischen Wahrnehmungen entstehenden Raumbegriffe mit den schon bei ihm vorhandenen, durch die übrigen Sinne gewonnenen Raum- bezw. Tiefenvorstellungen zu vergleichen.

Bei allen mit Erfolg operierten Blindgeborenen ergab nun die Beobachtung, daß, obwohl die Betreffenden, trotz ihrer bisherigen Blindheit, doch eine Vorstellung von der Außenwelt und ihren räumlichen Dimensionen durch ihre übrigen Sinne haben mußten und wirklich hatten, sie doch nicht im stande waren, die mit dem Gesichtssinn frisch gewonnene

Raumvorstellung ohne weiteres auf die vorhandenen zu beziehen, sonden dazu war Uebung und Erfahrung erforderlich.

Solche Personen projizieren z. B. alle außerhalb des Bereichs ihrer Hände befindlichen Gegenstände ganz falsch in den Raum und greifen nach entfernten Dingen ganz wie ein Kind, das sehen lernt.

Nicht einmal der Begriff rund oder eckig ist in der Empfindung durch den Gesichtssinn, der Form der Vorstellung nach, a priori gegeben. Die operierten Personen konnten anfänglich eine Kugel nicht von einem Würfel, ja sie konnten eine Kugel nicht von einer Scheibe von gleichem Durchmesser, oder ein viereckiges Brett nicht vom entsprechenden Würfel unterscheiden. Und doch war ihnen der Begriff rund und eckig, der Begriff des Unterschiedes der Kugelform von der des Würfels durch Betastung wohlbekannt. Optisch war die neue Vorstellung von der Körperlichkeit der Dinge anfänglich also ganz ohne Beziehung zu dem schon vorhandenen Raumbegriffe. Selbst der Begriff der Zahl war im optischen Sinne nicht gegeben, denn die operierten Blindgeborenen waren zunächst nicht im stande, zwei ihnen gleichzeitig vorgehaltene Gegenstände als gesondert zu erkennen. Das Gefühl, die Betastung durch die Hände, mußte auch hier zu Hilfe kommen, um die Erkenntnis herbeizuführen, daß den (optisch gesonderten) Bildern zwei Gegenstände entsprächen.

Das Resultat aller Beobachtungen an sehend gewordenen Blindgeborenen führt zu dem Schlusse, daß, ebenso wie beim Kinde, der ganze Komplex der Gesichtsvorstellungen empiristisch gewonnen wird und aus der Summe der Einzelerfahrungen der Sinnestätigkeit sich aufbaut, in seiner Formgestaltung und Eigenart stark beeinflußt und geleitet durch die sensuelle Erkenntnis auf den übrigen Sinnesgebieten.

Das Kind ist bei der Erwerbung und Verwertung der Gesichtsvorstellungen in derselben Lage wie die Blindgeborenen, die sehen lernen, nur unendlich viel hilfloser, weil ihm nicht die fertigen Raumanschauungen, die durch die Tätigkeit der übrigen Sinne gewonnen wurden, leitend zur Seite stehen.

Form und Gestalt der Dinge und ihr Verhältnis zu einander und zu uns selbst müssen wir also in unsrer Kindheit durch Erfahrung kennen und begreifen lernen.

Wie verhält es sich nun aber mit der wesentlichsten Eigenschaft der Dinge, durch die sie sich dem Auge gegenüber mit am schärfsten differenzieren, mit der Farbe?

Von einzelnen Gelehrten wird die Meinung vertreten, daß die Empfindung der Farbe bei der Entwicklung des Seelenlebens des Kindes allmählich entstünde, daß zuerst gar keine Farben, sondern nur Licht empfunden werde, daß dann die Empfindung der Farben in einer gewissen Reihenfolge entstehe, und zwar zuerst die Empfindung der warmen und dann der kalten Farben.

Noch vor kurzem haben zwei englische Forscher (Holden und Bosse) zahlreiche und mühsame Untersuchungen in der Weise angestellt, daß sie auf einem von dunkel zu hellgrau schattierten Hintergrunde viereckige verschiedenfarbige Papiere von gleicher Helligkeit mit dem Hintergrunde hin und her bewegten und die Greifbewegungen der Kinder nach ihnen beobachteten. Sie glauben sich zu dem Schlusse berechtigt, daß alle Kinder mit 6—7 Monaten auf Rot, Gelb, Orange reagieren, wenige auf Grün, Blau und Violett, daß mit 11—12 Monaten aber alle Farben unterschieden werden.

Andre Untersucher (Preyer, Magnus) haben ältere Kinder aus einer Menge von farbigen Papieren die gleichfarbigen Muster aussuchen, wieder andre Untersucher haben vorgehaltene Papiere und Wollproben benennen lassen u. s. w. und sind zu ähnlichen Resultaten gekommen.

Diese Vorstellungen der allmählichen Entstehung der Farbenempfindung beim Kinde sind beeinflußt durch gewisse Resultate der Sprachforschung, die beweisen sollen, daß die Urvölker nur eine beschränkte Anzahl von Farben gekannt haben.

Es war, meine ich, Anfang der siebziger Jahre, als Lazarus Geiger in Frankfurt a. M. zuerst mitteilte, daß in den Schriftdenkmälern der alten Kulturvölker bestimmte uns geläufige Farbennamen gar nicht vorkommen und durch andre nichtpassende Farbennamen ersetzt werden.

So sollte aus den Religionsbüchern der Inder, aus dem Zendawesta, und auch aus dem Homer hervorgehen, daß, weil z. B. das Haar der Athene bei Homer regelmäßig blau genannt wird, die alten Völker für bestimmte Farben blind gewesen seien, und daß sich die Empfindung für diese Farben erst im Laufe der Zeit allmählich entwickelt habe.

Diese unter dem Einfluß der damals zur Herrschaft gelangten Darwinistischen Theorie rasch verbreitete Anschauung wurde später namentlich vertreten durch Magnus in Breslau und in England durch den bekannten Minister und Staatsmann Gladstone. Sie hat aber auch heutzutage noch ihre Vertreter, obwohl es längst nachgewiesen ist, daß die alten Kunstdenkmäler, Säulen, Ornamente, Statuen u. s. w., die aus uralter Zeit stammen und ebenso alt oder noch älter sind als jene Schriftdenkmäler, mit allen Farben des Regenbogens bemalt sind.

Aus der Tatsache, daß in der Sprache mancher Völker für bestimmte Farben keine Namen vorhanden sind, läßt sich also nicht folgern, daß den Völkern die Empfindung für die betreffende Farbe gemangelt habe.

Beim Landvolke existieren bekanntlich lange nicht so viele Farbenbezeichnungen, als sie in den gebildeten Kreisen gebräuchlich sind; und unter den letzteren sind z. B. in der Textilindustrie, in der Färberei, der Malerei &c. viel mehr Farbennamen eingebürgert, als sie sonst im sprachlichen Verkehr üblich sind.

Einzelne Völkerschaften, die mehr abgeschlossen leben, begnügen sich noch heutzutage mit einer ganz geringen Nomenklatur in der Farbenbezeichnung.

Das in Livland lebende Volk der Esthen z. B. hat keine eignen Namen für rot und grün. Diese Farben werden, wenigstens von den Landbewohnern, meist als „blutfarben", „grasfarben" u. s. w. bezeichnet.

Auch in der Sprache hochkultivierter Nationen sind die sprachlichen Bezeichnungen für verschiedene Sinnesempfindungen nicht immer scharf getrennt.

Die Franzosen haben z. B. für Riechen, Schmecken und Fühlen nur das eine Wort „sentir".

Denken wir uns nach einem Jahrtausend die heutige Kultur aus Europa verschwunden und nehmen wir an, daß auf den Trümmern des heutigen Paris ein Sprachphilosoph der Zukunft Ausgrabungen hielte, daß ihm dabei eine kulinarische Schrift in die Hände fiele, er würde folgerichtig zu dem Schlusse kommen, daß Geruch und Geschmack noch nicht oder nur rudimentär entwickelt gewesen und durch den allgemeinen Sinn des Gefühls ersetzt gewesen wären.

Die Farbennamen, die die alten Völker angewandt haben, geben uns

also keine erschöpfende Auskunft über den Umfang ihrer farbigen Empfindungen.

Aehnlich ist es auch bei den Untersuchungen an Kindern. Die Namen, die sie den ihnen vorgelegten Mustern geben, sind nicht absolut bezeichnend für den Zustand ihrer Empfindung, häufig schon deswegen nicht, weil die Prüfungen mit farbigen Papieren, Wollmustern &c. an so jungen Kindern angestellt wurden, daß noch gar keine Gewähr dafür besteht, sie seien bereits geistig so weit entwickelt, daß sie die Farbennamen auf ihre verschiedenen qualitativen Gesichtsempfindungen richtig zu beziehen gelernt haben.

Solche Prüfungen an Kindern können uns wohl darüber belehren, zu welcher Zeit das Kind in seiner geistigen Entwicklung so weit vorgerückt ist, qualitativ verschiedene optische Eindrücke in der Erinnerung zu sondern und die Farbennamen, die es durch das Gehör kennen gelernt hat, richtig auf seine qualitativen Gesichtseindrücke zu beziehen. Sie können uns auch darüber Aufschluß geben, wann das Kind Wortgedächtnis genug besitzt und genügend sprechen gelernt hat, um die Farbennamen nicht mehr zu verwechseln. Keineswegs berechtigen solche Versuche aber zu dem Schlusse, daß die Farbenempfindung zu einer bestimmten Zeit des kindlichen Lebens entstehe.

Es läßt sich vielmehr mit aller Bestimmtheit zeigen, daß die Kinder, sobald sie die Formen der Gegenstände kennen, auch deren Farben unterscheiden.

Zur Prüfung des kindlichen Farbensinnes habe ich ein Experiment ausgeführt, das ebenso einfach als sicher ist, und das ich jedem nachzumachen empfehle, der sich über diese Seite des Seelenlebens der Kinder belehren will.

Ich habe nämlich diejenigen Gegenstände, die die mit Kuhmilch aufgezogenen Kinder zuerst kennen lernen, nämlich die Saugflasche, farbig angestrichen.

Von zwei äußerlich ganz gleichen Flaschen war die eine rot, die andre grün gefärbt.

Die rote Flasche ist regelmäßig mit Milch gefüllt, die grüne leer. Beide Flaschen werden dem Kinde immer gleichzeitig nebeneinander präsentiert, und zwar so, daß bald die rote Flasche in der rechten und die grüne in der linken Hand der Wärterin bezw. der Mutter sich befindet, bald in umgekehrter Anordnung dem Kinde genähert wird.

Derselbe Versuch wurde mit blauen und gelben Flaschen angestellt.

Schon nach kurzer Zeit, und zwar um so früher, je älter die Kinder sind, finden sie richtig heraus, in welcher Flasche die Milch ist. Sie lassen dann die grüne ganz unbeachtet und greifen regelmäßig nach der roten.

Ganz ebenso greift ein andres Kind bei demselben Experiment, wenn die grüne Flasche die Milch enthält und die rote leer ist, regelmäßig nach der ersteren und läßt die rote unbeachtet. Dasselbe Resultat liefert der Versuch mit gelben und blauen Flaschen.

So läßt sich zeigen, daß die Kinder lange vor der Zeit, da sie zu sprechen anfangen, nämlich schon, sobald sie zielbewußt zu greifen beginnen, bereits alle Farben richtig unterscheiden.

Der Zeitpunkt, wann das festgestellt werden kann, ist bei verschiedenen Kindern nach ihrer Entwicklung natürlich verschieden, bei manchen aber schon im sechsten Lebensmonat, bei vielen erst geraume Zeit später.

Das beschriebene einfache Experiment liefert also den unwiderleglichen Beweis, daß die Kinder schon in einer äußerst frühen Entwicklungsperiode alle Farben unterscheiden.

Die Abhängigkeit der Kunstbegriffe von der sinnlichen Erfahrung.

Die Bestrebungen, die Kunst im Leben des Kindes zu fördern, sind jüngeren Datums. Zuerst begann man in Amerika die ersten Aeußerungen und zeichnerischen Darstellungen der Kinder auf ihren künstlerischen Wert zu untersuchen und diesen kindlichen Darstellungen bestimmte Direktiven zu geben. Erst in den letzten Jahren hat auch in Europa, und zwar vornehmlich in England und Deutschland, ein allgemeineres Interesse sich diesem Gegenstande zugewendet; man versucht, die Kunst im Leben des Kindes anzuregen und in bestimmte Bahnen zu lenken.

Ein Produkt dieser Bestrebungen sind zunächst die Wanderausstellungen von künstlerischen Leistungen der Kinder und von Vorbildern für solche geworden. Wer diese ausgestellten Vorbilder gesehen hat, also die Bilderbücher zur Erziehung der Kunst im Leben des Kindes, wird wohl den Eindruck empfangen haben, daß hier, mit ganz geringen Ausnahmen, dem kindlichen Kunstsinne Vorlagen geboten wurden, die nach dem Geschmacke und nach den ästhetischen Gesichtspunkten Erwachsener entworfen waren.

In der Tat gehen fast alle pädagogischen Bestrebungen, die auf Kunsterziehung abzielen, von dem Grundsatze aus, dem Kinde die reinsten und besten Kunsterzeugnisse in die Hand zu geben, um den Geist im Sinne einer wahren Kunst zu erziehen.

Dabei müssen wir aber die Frage aufwerfen, was ist die wahre Kunst im Seelenleben des Kindes, d. h. was verlangt der sich entwickelnde Geist des Kindes an künstlerischen Genüssen, und inwiefern deckt sich das kindliche Vorstellungsvermögen in Bezug auf künstlerische Anregungen mit den reifen Kunstvorstellungen und Darstellungen Erwachsener?

Wir werden finden, daß hier ein so großer Unterschied zum Vorschein kommt, daß es zunächst unmöglich scheint, den uns Erwachsenen geläufigen Kunstbegriff ohne weiteres auf das Seelenleben des Kindes anzuwenden.

Die künstlerischen Prinzipien, nach denen die Kunstwerke entstehen, sind bei verschiedenen Rassen und Völkern, ja bei verschiedenen Personen verschieden, sie richten sich individuell nach der sinnlichen Erfahrung des einzelnen; aber diese kann unmöglich auf dem langen Wege des Sehenlernens unbeeinflußt bleiben von den analogen Erfahrungen der Nebenmenschen.

Der erste kindliche Kunstbegriff gerät so, gleich bei seiner Entstehung, in Abhängigkeit von den bereits in besondere Formen gedrängten Kunstvorstellungen Erwachsener und damit unter die Herrschaft traditionell festgelegter Prinzipien.

Weil aber die letzteren ursprünglich aus sinnlicher Erfahrung hervorgegangen sind, ist es natürlich, daß sie regionär verschieden ausfallen, je nachdem die Natur in verschiedener Form und namentlich in verschiedener Farbe dem menschlichen Gesichtssinne entgegentritt. Im Orient, in den Tropen sehen wir andre Farben, eine andre Vegetation, einen andern Himmel. Unter ihm wohnen andre Menschen, mit andern, uns fremden Schönheitsbegriffen, denen Kunstbestrebungen dienen, für die wir erst in der Neuzeit ein richtigeres Verständnis gewonnen haben.

Das Negerkind wird auch sinnlich künstlerisch von den Erscheinungen in der Natur beeinflußt; aber anders als das Kind des Europäers. Die Kinder des Nordens wachsen unter ganz andern sinnlichen Eindrücken auf wie jene in mittleren Breiten. Der Farbenreichtum des Südens bereitet von vornherein eine Geschmacksrichtung vor, die eigner Art ist.

Alle Verschiedenheiten in der Erscheinung und dem Aussehen der Natur bringen regionär verschiedene Geschmacksrichtungen in der Kunst hervor, und so wie Stimmung und Temperament der Menschen in verschiedenen Himmelsstrichen sehr verschieden sind, so auch die Grundbedingungen der Kunst, weil sie ursprünglich auf rein sinnlichen Eindrücken und Erfahrungen fußen.

Sie pflegen regionär um so verschiedener und eigenartiger sich zu gestalten, je abgeschlossener von den Nachbarn ein Volk oder eine Nation sich entwickelt und von dem künstlerischen Erziehungsgange der andern unbeeinflußt bleibt.

Man beachte zum Beispiel die Abweichungen der Malereien der orientalischen Völker von unsrer europäischen Geschmacksrichtung, und gar die extremen farbigen Gemälde der ostasiatischen Völker, der Japaner und Chinesen. Bei den genannten Völkern hat sich die Kunst nach andern Prinzipien der Darstellung und vor allem nach andern Kunsttraditionen entwickelt, wie bei uns. Generationen von Künstlern haben, der eine von dem andern lernend, gewissermaßen traditionell den Geschmack in der Darstellung der Form und der Farbe festgelegt und dadurch einen Begriff der Schönheit umgrenzt, der für die großen Massen des Volkes maßgebend geworden ist und alle Kunstbestrebungen völlig beherrscht.

Ganz so ist es auch bei uns. Auch unsre Künstler arbeiten im Geiste der Tradition vergangener Zeitepochen, und trotz der Abspaltung jüngerer Kräfte und trotz aller sezessionistischen Bestrebungen ist die Kunst bei uns in Bezug auf den Begriff der Schönheit in Form und Farbe europäisch konservativ geblieben. Das kommt daher, daß kein Künstler im engeren Sinne geboren, sondern durch die Produkte seiner Vorgänger und Genossen erzogen wird. Er muß als Kind genau dieselben Schritte ins Leben tun, um die Welt außer ihm sinnlich kennen zu lernen wie jeder andre Sterbliche — auch er muß die Darstellung der Natur, die ihn umgibt, mühsam erlernen.

Damit soll nicht gesagt sein, daß dieses Erlernen des künstlerischen Sehens und der Nachbildung bei jedem Menschenkinde gleich schwer, oder besser gesagt, gleich leicht vor sich geht. Im Gegenteile, — hier ist Befähigung, hier sind

Anlagen des Geistes, wie sie in ganzen Familien und Generationen vererbt vorkommen, für die Ausbildung sogenannter Talente maßgebend.

In einzelnen Fällen kann ein solches Talent ganz einseitig zur Entwicklung gelangen, während die übrige geistige Anlage nur kümmerlich ist und der Intellekt des Kindes sonst rudimentär bleibt.

Im Jahre 1872 war der Verfasser vorübergehend Assistenzarzt an der Irrenanstalt Nietleben bei Halle. In der Idiotenabteilung hatten wir unter unsern Pfleglingen einen taubstummen Menschen, der, fast völlig blödsinnig, zu keiner Arbeit zu benutzen war, bei dem jeder Unterricht versagt hatte. Aber er zeichnete jeden bildlichen Gegenstand ab, den man ihm vorlegte, und zwar, ohne daß er ein Verständnis für die Bedeutung seiner Zeichnung hatte. Man legte ihm z. B. das Bild eines Pferdes vor und zwar verkehrt, mit den Füßen nach oben, legte ein Papier vor ihn hin, gab ihm einen Bleistift in die Hand und zeichnete ihm einen kleinen Teil der Zeichnung, z. B. den Huf des einen Hinterfußes, in einem beliebigen Maßstabe der Vergrößerung oder der Verkleinerung vor. Dann zeigte ein blödsinniges Lachen des Idioten, daß er seine Aufgabe verstanden hatte. Er fing an zu zeichnen und zeichnete das Pferd fertig, und zwar genau in dem Größenverhältnisse, in dem man ihm den Huf vorgezeichnet hatte.

Dieses Beispiel zeigt uns deutlich, wie ein einseitiges Zeichentalent sich entwickeln kann.

Daß das Gegenteil ungleich häufiger ist, weiß jedermann, und es ist gerade in unsrer Zeit, wo künstlerischer Sinn in alle Kreise eingedrungen, eine alltägliche Erfahrung, daß trotz aller geistigen Begabung und trotz sorgfältigen Unterrichts viele Menschen in der Kunst des Zeichnens und Malens nichts leisten und Stümper bleiben.

Nichtsdestoweniger werden auch solche, für Zeichnen und Malen nicht begabte Kinder durch eine gewisse künstlerische Erziehung in Schule und Haus unendlich viel für ihr späteres Leben gewinnen können, indem ihnen im Schauen des künstlerischen Schaffens ihrer Zeit eine große Reihe idealer Genüsse, wenn auch rein ästhetischer Natur, erschlossen wird.

Die Kunsterziehung in der Schule wird aber vor allem den Vorteil haben, daß hervorragende Talente schon im Kindesalter erkannt werden, denn früh zeigt's sich, was ein Meister werden will.

Darum sind die neuen Bestrebungen, die die Kunst im Leben des Kindes fördern wollen, freudig zu begrüßen, und ihre Berücksichtigung im Lehrprogramm der Schule wird nicht nur der Kunst förderlich sein, sondern auch das geistige Niveau der Nation nur zu heben vermögen.

Sollen sie aber diesen Zweck erfüllen, müssen sie vor allem mit den sinnlichen Erfahrungen des Kindes in Konnex bleiben und nicht über diese hinausgehen wollen. Jede Kunsterziehung muß vor allem dem kindlichen Auffassungsvermögen angepaßt und daher für die verschiedenen Altersstufen verschieden gewählt werden.

Das Kind, das die Schule besucht, ist in seinem Intellekt schon so weit entwickelt, daß ihm einfache, nach künstlerischen Motiven gut entwickelte Gegenstände geboten werden können; und in dieser Beziehung ist das Material für Wandtafeln, Textillustrationen der Schulbücher schon leichter zu finden, obwohl auch hier eine Auswahl, mehr als es bisher geschieht, in kunstästhetischer Beziehung am Platze wäre.

Am wichtigsten ist aber jedenfalls die ästhetische Beeinflussung der ersten kindlichen Lebensjahre durch Vorbilder, die dem jungen Geiste die erste Anregung zu künstlerischer Auffassung und Betätigung bieten, und hier gerade, wo wir es am nötigsten brauchen, fehlt es an geeigneten Mitteln vollständig. Man kann dreist die Behauptung aussprechen, daß uns hier zwar viel geboten wird, aber doch so gut wie alles fehlt.

Es wurde schon hervorgehoben, daß die meisten Bilder und Bilderbücher vom Standpunkte des gereiften Alters gewählt sind und nach dem Prinzip hergestellt sind, daß für das Kind „das Beste und Schönste gerade gut genug ist", um seinen Schönheitssinn zu wecken.

Man legt damit einen Maßstab an die kindliche Seele, der den reifen, fertigen Kunstgesetzen der Erwachsenen entnommen ist und dem Kinde gewissermaßen aufgezwungen wird.

Wir wollen in den nachfolgenden Gedanken umgekehrt verfahren und die Gesetzmäßigkeiten aufsuchen, die die im Kinde schlummernden Anlagen selbst zu entwickeln vermögen.

(Schluß folgt.)



Der erste Bühnenerfolg Edmond Rostands.

Von

Georges Claretie (Paris).

Ueber die Aufnahme Edmond Rostands in die Académie Française ist noch so manches zu sagen. Es war, wie die Habitués dieser Versammlungen unter der Kuppel des Institut de France sagen, „eine schöne Sitzung". Sie ist jetzt historisch. Ein auserlesenes Publikum, eine bewunderungswürdige Rede, volltönend, poetisch, aus dem Herzen kommend und zu Herzen gehend — diese Feier war ein literarisches Ereignis und ein neuer Triumph für den jüngsten der Akademiker. Man riß sich um die Plätze für diese denkwürdige Sitzung; Boissier, der ständige Sekretär, war außer stande, allen aus Paris, aus Frankreich, aus dem Ausland kommenden Bitten zu entsprechen; vom Morgen an wurden die Türen zum Institut belagert, man stritt sich um das kleinste Eckchen,

das kleinste Tabouret — jene Tabourets, die Pingard an den großen Sitzungstagen unter der Kuppel aufstellen läßt — und am Abend, nach der Feier, rissen sich die Leute vor den Kiosken um die Beilagen der Blätter, die Rostands Rede wiedergaben.

Rostand wurde bei seinem Erscheinen im Saale von der Menge mit lautem Beifall begrüßt, ein, wie ich glaube, einzig dastehender Fall bei den großen Sitzungen der Akademie. Man war nun einmal gekommen, um zu applaudieren, um ihm zuzujauchzen, und man tat es. Die ganze Rede war eine Ovation. Man hatte übrigens mit dem Applaudieren nicht gewartet, bis der junge Akademiker selber kam, eingezwängt in seine grüne Uniform, etwas blaß und etwas aufgeregt; man hatte schon Frau Rostand, eine reizende, zartblonde Erscheinung, jubelnd begrüßt, als sie mit ihren beiden kleinen Söhnen lächelnd unter der Kuppel erschien. Rostand hörte diese Beifallsbezeigungen nicht; er ging in diesem Augenblick mit dem Degen an der Seite unter Trommelwirbel zwischen zwei präsentierenden Reihen Soldaten hindurch. Diese Bravorufe, mit denen Frau Rostand begrüßt wurde, galten nicht nur derjenigen, die des Dichters Gefährtin ist, sondern auch derjenigen, die, wie es heißt, bisweilen seine Mitarbeiterin ist; sie galten zunächst der Frau, dann der Schriftstellerin, der Dichterin eines köstlichen, heutzutage seltenen Buches, der „Pipeaux“ von Rosemonde Gérard, jener reizenden, vortrefflichen Gedichte, die Frau Rostand zum Verfasser haben. Und das Publikum, das jeden Satz der Rede Rostands im Fluge mit seinen Beifallsrufen begrüßte, jene Sätze, deren jeder ein Stück Beredsamkeit und Poesie ist, verwandte den Blick auch von Frau Rostand nicht, die, sehr ergriffen, die Augen fest auf ihren Gatten gerichtet, sich selber — man sah es an der leichten Bewegung ihrer Lippen — die Rede vorsprach, die sie auswendig wußte und die sie fern im Baskenlande gelernt hatte, wo der Dichter jetzt lebt, unter den hohen Bäumen von Cambo. An der Seite ihrer Mutter hörten, gleichfalls sehr ergriffen, seine kleinen Söhne zu, ihre großen Augen auf ihren Vater gerichtet, der dort oben inmitten der auf den Stufenbänken sitzenden Akademiker mit seiner warmen, vollklingenden Stimme seine Rede las. Sie waren blaß und ernst, und die Beifallsrufe, die ihren Vater begrüßten, riefen ein Lächeln auf ihren kleinen Kindergesichtern hervor. Auch ich bin als ganz junger Mensch an derselben Stelle von derselben Angst befallen worden, die einen erfaßt, wenn man mit einem Male die Stimme des Vaters in der allgemeinen Stille hört, von jenem leichten Angstschauder, der einen erstarren macht, und ich weiß, welche Freude, welche köstliche Erleichterung die ersten Bravos hervorrufen. Sie haben sich über diese Ovationen gewiß sehr gefreut, die Söhne Rostands, die zukünftigen Dramatiker, deren Dramen der Vater, wie erzählt wird, in dem kleinen Puppentheater aufführt, das er für sie in dem Landhaus zu Cambo hat errichten lassen.

Edmond Rostand ist ein Souverän, ein König der Poesie. Er hat mit 35 Jahren Erfolg und Ruhm erlangt; seine Stücke haben die ganze Welt durchzogen, sie sind in allen Sprachen, in allen Ländern des Erdballs gespielt worden. Sein erstes Bühnenwerk war ein Erfolg, und er war mit einem Schlage berühmt.

Sein erstes Werk — nein, ich irre mich, sein zweites. Das erste ging unbemerkt über die Bretter; es war ein Vaudeville, das Rostand gemeinsam mit Lée verfaßt hatte, und das in Cluny 1888 aufgeführt wurde, betitelt „Le Gant Rouge". Das Stück und sein Titel waren vergessen und unbekannt bis in unsre Tage. Erst durch die Aufnahme Edmond Rostands in die Akademie ist es wieder in Erinnerung gekommen. Seltsam — der Autor des „Aiglon" debütierte mit einem Vaudeville. Ein Vaudeville mit dem anmutigen Namen „Le Gant Rouge", ein reizender Band Verse, „Les Musarsines", fast unbekannt inmitten so vieler andrer Gedichtbände, die Tag für Tag erscheinen und, von der Menge verschmäht, wieder verschwinden — das war alles, was Edmond Rostand geschrieben hatte bis zu seinem ersten Erfolg, den er mit „Les Romanesques" errang.

Edmond Rostand war damals „ein Junger" — ein Junger in jeder Bedeutung des Wortes. Er hatte die Jugend der Jahre und noch eine andre Jugend, die bisweilen länger dauert als die andre — er hatte kaum angefangen zu schreiben — die Jugend des Debütanten. Die literarische Jugend endigt bei uns oft mit dem ersten Erfolg. Alles muß bezahlt werden, und man hört oft auf, ein Junger zu sein, wenn man Erfolg gehabt hat.

Vor den „Romanesques" führte Rostand, ein noch fast ungedruckter Dichter, ein friedliches, ruhiges, glückliches Leben. Er hatte jung geheiratet; seine Frau und er — Dichter und Liebende zugleich — schrieben Verse, lebten der Poesie und dem Theater und führten die Lustspiele Mussets auf, ehe sie auf einem wirklichen Theater — ich glaube, im Kasino von Luchon — die „Romanesques" gaben. Frau Rostand nahm bei Herrn de Férandy Unterricht im Vortragen, und dieser lehrte sie die Kunst des Vortrags, indem er „Les Musarsines" von Edmond Rostand oder die „Pipeaux" von Rosemonde Gérard las.

Es ist eine köstliche Sammlung, dieses 1880 erschienene Bändchen Gedichte, das erste, heutigestags selbst für Gold nicht aufzutreibende Werk des Dichters. Es ist ein entzückendes Buch, leicht, frisch, jung und anmutig wie sein Titel — bezaubernde, elegante, zierliche Verse, Jugend und Frühling atmend, Verse eines echten Dichters, der empfindet, der leidet, der träumt und umherschlendert, der „musarde", wie Rostand im Vorwort sagt. „Du wirst wissen, lieber Leser," schreibt Rostand, „daß nach manchen Etymologien ‚musarder' bedeutet: ‚avoir le museau en l'air' (die Nase in der Luft haben) — ganz wie es der Dichter macht, der, wie man weiß, so hoch schaut, daß er oft stolpert und in Löcher stürzt." „Musarder," setzt er als Motto über sein Büchlein, „perdre son temps à des riens."

Und diese „riens" sind köstlich. Rostand brauchte nur „Le Livre de l'Aimée" wieder aufzuschlagen, um die ganze Liebeserklärung, die Cyrano unter dem Balkon Roxanes macht, fertig vorzufinden; diese „riens", frisch, farbig, schillernd wie helle Seidenstoffe unter einem Sonnenstrahl, sind bisweilen auch, wenn sie die Eifersucht der in ihren Särgen von den Würmern verzehrten Toten schildern, schaudererregend wie die „Comédie de la Mort" Théophile Gautiers.

Es war mehr als ein Erstlingsbuch, es war ein Werk. Doch ich wieder-

hole es, es blieb unbeachtet. Das Buch, das nur in wenigen Exemplaren gedruckt wurde, ist heutigestages sehr selten und die Freude der Bibliophilen, die es besitzen. Ich kann es mir nicht versagen, hier die reizende Widmung anzuführen, die Rostand auf ein Exemplar der „Musarsines" gesetzt hat, das er meinem Vater gab:

„Il y en eut cinq cents; Lemerre en vendit trente.
Ensuite, j'en donnai. Plus tard on m'en vola.
S'il n'en restait que deux, j'en mettrais un en vente,
Mais il n'en reste qu'un; vous aurez celui-là." [1])

Herr de Férandy, den die „Musarsines" entzückt hatten, hatte Kenntnis von einem Stück in Versen erhalten, das von Edmond Rostand verfaßt war. Das war der Ursprung seines Debüts und seines Erfolges auf dem Theater. Die Geschichte verdient erzählt zu werden.

Gegen das Jahr 1891 kam Férandy zu meinem Vater und machte ihm Mitteilung von einer Entdeckung. Diese Entdeckung war ein Dichter. Ein Dichter, ein echter Dichter, ein junger, unbekannter, von dem niemand wußte, und der Talent hatte. Das Stück, das er geschrieben hatte, hieß „Pierrot qui pleure et Pierrot qui rit." Férandy kam eines Tages in die Comédie Française, in Begleitung eines schmächtigen, eleganten, etwas schüchternen jungen Mannes. Es war Edmond Rostand. Férandy nahm das Manuskript des jungen Dichters und las das Stück vor. Es war bezaubernd, heiter und in der Form vortrefflich. Es ist noch heute ungedruckt; einige Verse, einige Bruchstücke sind hier und dort in den Blättern erschienen, aber das Stück ist niemals veröffentlicht worden. Sie ist reizend, diese Geschichte von den beiden Pierrots. Eine Erzählung in Versen, der es auch an einer anmutigen Philosophie nicht fehlt. In einer traumhaften Umgebung, in einer Landschaft Watteaus oder eines Shakespeareschen Lustspiels, in einem „übertriebenen" Italien, wie Rostand sagt, streiten sich zwei Pierrots um die Hand Colombines. Beide weiß, beide gleich, lieben sie die weiße Colombine:

„Les deux Pierrots et la Colombe, fable blanche."

Sie sind einander völlig ähnlich, und Colombine hat

„Deux amoureux tous deux blancs, s'il vous plait,
Se ressemblant ainsi que deux gouttes de lait.
Leurs habits sont rivaux, leurs fraises sont émules;
Pareils leurs gros boutons faits en pompons de mule;
Leurs souliers sont taillés aux mêmes blanches peaux,
Et larges ou pointus, tour à tour leurs chapeaux
Enrubannés comme il convient dans les églogues,

[1]) „Fünfhundert waren vorhanden; Lemerre (bekannter Pariser Verleger) verkaufte davon dreißig. Dann verschenkte ich eine Anzahl. Später stahl man mir andre. Wenn nur noch zwei übrig wären, würde ich eines feilbieten; doch es ist nur noch eines übrig, und dieses sollen Sie haben."

Sont tantôt de meuniers et tantôt d'astrologues.
Frères physiques donc, mais pas frères moraux.“ [1])

Ja, und darin liegt das Interessante der Geschichte. Diese Pierrots, die einander so gleichen, daß sie Zwillingsbrüder zu sein scheinen, mit Bändern geschmückt, mit Mehl bestäubt, sind im Grunde einander sehr unähnlich. Beide weiß, haben sie miteinander nur die Weiße des Mehls gemein; der eine hat eine weiße Seele, der andre eine schwarze. Von diesen beiden Liebhabern ist der eine lustig, der andre traurig und ein Träumer. Es sind Heraklit und Demokrit, der ewige Gegensatz. Und beide bezaubern Colombine, die von einem zum andern schwankt, von der Liebe, die lachen macht, zu der Liebe, die Tränen hervorruft. Ein naives Kindergemüt, verliebt sich Colombine abwechselnd in den einen und in den andern. Der eine offenbart ihr das Leben, seine Lustigkeit, die Sonnenstrahlen, den Frühling und den Duft der Blumen; der andre seine Realität und seine Traurigkeit, seine unerfüllten Träume, seine Leiden und seine Tränen. Und Pierrot I und Pierrot II haben abwechselnd recht.

„Et pourquoi ne rirais-je pas, ma Colombine?
Il fait joyeux soleil; j'aime ma mie, ô gué,
Et ma mie est jolie à croquer. Je sais gai ...
Oui! Je fais un poème éclatant et sonore
De mon rire. Je ris très bien sans me vanter.
Je suis poète, et c'est ma façon de chanter.“ [2])

Da kommt der andre Pierrot weinend daher.

„Je crois qu'il pleure encore!
Et pourquoi, s'il vous plaît?“
— „Parceque je t'adore!“ [3])

Er liebt und er leidet, trotz dessen, was Colombine zu ihm sagt:

„Peut-on pleurer, voyons, quand la saison charmante
Permet de s'attabler aux terrasses sans mante,
Quand l'heure est violette et rose, quand le soir
Sur les ors du couchant passe son brunissoir?
... Écoute
Monter les voix de ceux qui passent sur la route

---

[1]) „Zwei Liebhaber, beide weiß, einander so ähnlich wie zwei Tropfen Milch. Ihre Kleider sind Rivalen, ihre Halskrausen sind Nebenbuhlerinnen; gleich sind ihre großen Knöpfe; ihre Schuhe sind aus demselben weißen Leder verfertigt, und ihre Hüte, breit oder spitz, mit Bändern besetzt, wie es in den Eklogen üblich ist, sind bald die von Müllern, bald die von Astrologen. Physisch also Brüder, aber nicht seelisch.“

[2]) „Und warum soll ich nicht lachen, meine Colombine? Die Sonne scheint lustig; ich liebe meine Freundin, juchhe! und meine Freundin ist zum Anbeißen hübsch. Ich bin guter Dinge ... Ja! Ich mache ein schmetterndes, laut tönendes Lied aus meinem Lachen. Ich lache famos, ohne mich zu rühmen. Ich bin ein Dichter, und das ist meine Art zu singen.“

[3]) „Ich glaube gar, er weint schon wieder! Und warum, wenn man fragen darf?“ — „Weil ich dich anbete!“

Et rentrent à la ville en portant du lilas!
Ces choses n'ont pour toi nul charme?"[1])

Nein, Pierrot II ist müde und enttäuscht. Dieser träumerische Hamlet, der liebt, hat über die Liebe abgeurteilt. Es genügt ihm nicht, fortwährend zu wiederholen: „Ich liebe dich."

„Ce n'est pas un souffleur que l'amour! Amour! Love!
Mais un affreux serpent qui dans nos cœurs se love,
Une vipère!"[2])

Und Pierrot II ist traurig, denn er liebt und er leidet. In diesem kleinen Akt zeigt sich schon der ganze Rostand. Es ist darin schon die heitere und lebendige Form der „Romanesques". Man verschmelze die beiden Pierrots in eine einzige Persönlichkeit, die die Fröhlichkeit des Lebens, die Freude, das Lachen, die Kraft, die üppige Gesundheit in sich vereinigt, vermischt mit der Bitterkeit des Lebens, den trüben Stimmungen eines Herzens, das liebt und leidet, eine Persönlichkeit, die über die andern lacht und über sich selbst weint: — es wird immer Cyrano de Bergerac sein, der lachende Cyrano, der Raufbold, der Reimkünstler, der Liebende und Schwermütige.

Das Stück war reizend, und mein Vater wollte es im Théâtre Français aufführen. Die Rollen waren vollständig verteilt. Der runde und muntere De Férandy sollte den lachenden Pierrot, und Coquelin der Jüngere den traurigen Pierrot spielen. Colombine, die zwischen Lachen und Weinen schwankt und das Lachen mit seiner Heiterkeit und seiner Poesie wählt, wäre Fräulein Ludwig gewesen, die kurze Zeit darauf einen so traurigen Tod fand. Die Annahme des Stückes schien keinen Zweifel zu unterliegen. Es war schon davon die Rede, „Pierrot qui pleure et Pierrot qui rit" mit Jules Lemaîtres „Le Pardon" zusammen zu geben.

Rostand reiste beglückt ab. Sein Traum — der Traum jedes jungen Schriftstellers — in der Comédie Française aufgeführt zu werden, sollte in Erfüllung gehen. Der Tag der Leseprobe vor dem Komitee kam heran. Das war — gegenwärtig gibt es kein Lesekomitee mehr — ein peinlicher Tag für einen Autor. Die Sozietäre, die Mitglieder des Komitees hören, im Kreise um einen grünen Teppich sitzend, die Vorlesung des Stückes an und geben ihr Votum ab, ein unwiderrufliches Votum, das für den Autor das Glück, den Ruhm oder die Verzweiflung bedeuten kann.

Es war übrigens ein Raum, der Eindruck machte, dieser Saal des Komitees, der durch den Brand im Jahre 1900 zerstört worden ist: sehr einfach, fast kalt

---

[1]) „Nun, kann man denn weinen, wenn die entzückende Jahreszeit es verstattet, sich auf den Terrassen ohne Mantel an den Tisch zu setzen, wenn die Stunde violett und rosa ist, wenn der Abend seinen Polierstahl über die Goldmassen der untergehenden Sonne führt? . . . Horch, wie die Stimmen jener sich erheben, die auf der Landstraße dahinziehen und Flieder tragend in die Stadt zurückkehren! Die Dinge haben für dich gar keinen Reiz . . ."

[2]) „Die Liebe ist kein Delphin! Liebe! Love! — sondern eine greuliche Schlange, die sich in unsern Herzen zusammenrollt, eine Viper!"

und nackt, aber voll so vieler Erinnerungen! Um diesen grünen Wollteppich waren so viele Größen, so viele berühmte Männer defiliert, alles, was die Stärke der Comédie Française ausgemacht hatte, war da vorübergekommen; die größten Schauspieler hatten sich hier niedergelassen, Talma war hier mit sich zu Rate gegangen, die bedeutendsten Schriftsteller hatten hier ihre Werke gelesen. Am Ende dieses Tisches hatte Balzac an einem Sommertag, in Schweiß gebadet, in Hemdärmeln den letzten Akt von „Mercadet“ gelesen — nein, nicht gelesen, sondern improvisiert vorgetragen, gemimt, gespielt, indem er ein Heft in der Hand hielt, in dem nicht eine Zeile dieses Aktes stand! Und nach ihm so viele andre, so viele berühmte Männer! Wie viele Meisterwerke hatten diese einfachen Mauern angehört! Das kleine Trinkglas — das merkwürdigerweise bei dem Brande gerettet wurde — Augier, Dumas hatten darin während des Vorlesens der „Effrontés“ und „Francillons“ ihre Lippen genetzt!

Als die Tür sich nach der Beratung des Komitees auftat, das soeben Rostands Stück angehört hatte, kam eine schlechte Kunde heraus. Das Stück war abgewiesen worden. Die „Pierrots“ hatten ihren Richtern nicht gefallen. De Férandy hatte das Stück vorgelesen und zwar sehr gut vorgelesen. Das Stück schien entzückt zu haben. Aber Got, der Doyen, hatte gegen die Pierrots geeifert. Solche Pierrots gab es viele auf der Bühne, es gab deren zu viele. Jeder junge Autor, der ein Stück in einem Akte und in Versen schreiben wollte, schrieb einen „Pierrot“. Die Pierrots nähmen überhand, alle Tage würde einer dahergebracht. Man hatte schon den „Pierrot“ von Banville und den von Théophile Gautier in Angriff genommen. Alle andern waren nur Nachahmungen. Es bestehe, sagte Got, durchaus keine Notwendigkeit, noch einen mehr aufzuführen. Im übrigen verkannte Got weder das Talent noch die Phantasie des Werkes, und seine Schlußfolgerung war klar und bündig: „Rostand ist jung, er möge ein andres Stück schreiben, und wir werden es geben!“ Umsonst verteidigte mein Vater das Stück, dessen Taufpate er gewissermaßen im Verein mit Férandy war, Gots Ausführungen gaben bei der Abstimmung den Ausschlag, und das Stück wurde zurückgewiesen.

Als Rostand die schlimme Nachricht erfuhr, war er außer sich, dieser Mißerfolg war unerwartet. Er ließ sich indessen nicht entmutigen; er verstand die Gründe des Komitees; er machte sich von neuem an die Arbeit und schrieb ein andres Stück, das er einige Monate später bei der „Comédie Française“ einreichte. Es hieß „Le mur“. Aus diesem Stück wurde „Les Romanesques“, das Werk, mit dem Rostand auf der Bühne debütierte und das ihn berühmt machte. „Le mur“ war ein Schwank in Versen, die Geschichte des Hasses zweier Nachbarn, die eine Mauer trennt, und die später, nachdem sie sich versöhnt haben, nur noch den einen Wunsch hegen, diese Mauer wieder aufgeführt zu sehen, die ihnen wie ein alter Freund von ehemals fehlt. Durch das Niederreißen der Mauer, die der Gegenstand des Zwistes ist, solange sie die beiden Gärten trennt, entsteht eine solche Leere, daß die alten Zänkereien wieder anfangen.

Die Idee ist hübsch, und Pierre Loti hat eine treffliche Novelle daraus gemacht, betitelt: „Le mur d'en face“, die Geschichte zweier alten Jungfern, die untröstlich darüber sind, daß eine Mauer ihr kleines, trauriges Zimmer verdüstert, die sie aber, nachdem sie sie haben niederreißen lassen, aufs schmerzlichste vermissen. „Le mur“ von Loti erinnert mich an „Le mur“ von Rostand. Es sind zwei Gedichte. Das Bild Pierre Lotis ist eine ergreifende, von tiefer Melancholie durchdrungene Novelle. „Le mur“ von Rostand ist weniger traurig. „Pierrot qui rit“, der zum „Strafforel“ geworden ist, hat seine Mauer aufgeführt; es ist eine Idylle, ein Liebesgedicht, das sich im Schatten seiner alten, mit Glycinien und Clematis gekrönten Mauer abspielt. Zwei junge Leute lieben sich, die von zwei Familien abstammen, die sie für Feinde halten wie die Montague und die Capulet. Die ganze romantische und Romanliteratur hat sie genährt. Sie glauben sich im geheimen zu lieben in dem Laubwerk der Mauer, vom Gesang der Nachtigall eingewiegt, von den Strahlen des Mondes beleuchtet, der Aufsicht der Eltern entzogen, von Häschern verfolgt, Räuber niederhauend, beim Klang der Mandolinen Degen und Dolch führend. Die Mauer, die sie trennt, vereinigt sie; aber — und hierin liegt der ganze Reiz und die ganze Ironie der Komödie Rostands — mit der niedergerissenen Mauer fallen alle ihre Illusionen, eine nach der andern. Der Haß der Eltern, die Strahlen des Mondes, die Häscher in den großen Mänteln von der Farbe des Gemäuers, die Serenaden, Entführungen, Degen, alles dies existiert nicht mehr, alles dies war eingebildet; die große Leere, die das Fehlen der Mauer verursacht, zeigt den beiden Liebenden die Wirklichkeit des Lebens — das einfache Leben, das leichte, das banale Leben. Aus ist's mit der Poesie, mit der Romantik — aus ist's mit der Liebe. Sie ist mit dem letzten Karren Steine von der alten Mauer verschwunden. Und damit die Liebe wieder erwache, muß die Mauer wieder aufgeführt werden mit ihrem Efeu, ihren Glycinien und ihrer Poesie.

Das Lustspiel ist köstlich; es ist modernisierter Musset. Dieses Stück, das Rostand von einem Tage zum andern berühmt machte, wurde jedoch von der Comédie Française nicht sofort angenommen. Als Edmond Rostand sich zum zweitenmal vor dem Lesekomitee des Théâtre Français zeigte, wurde sein Stück nur „à corrections“ angenommen. „A corrections“, das heißt: „Nehmen Sie Ihr Stück wieder mit; es gefällt uns. Es ist Gutes darin, aber so, wie es ist, läßt es sich nicht spielen. Sie müssen es noch umarbeiten.“ Und Rostand, immer geduldig, nahm sein Stück wieder mit. Er machte sich zum zweiten Male ans Werk, arbeitete um, korrigierte, modifizierte, und einige Monate später waren aus seinem ursprünglichen Stück „Le mur“ die „Romanesques“ geworden, die am Montag den 21. Mai 1894 gegeben wurden. Rostand hatte gearbeitet und brachte der Comédie Française sein Stück wieder, das er in das Kabinett Picards, des Pförtners der Comédie, legte, mit folgenden Worten, die er in der Eile auf einer Tischecke an meinen Vater schrieb (ich schreibe sie hier ungefähr aus dem Gedächtnis nieder): „Ich habe 950 Verse statt 1200, das bedeutet einen Akt weniger. Ich habe den Plan des zweiten Aktes geändert, eine Scene

gestrichen. Ich habe meine Form gefeilt ... So wie das Stück ist, wird es keine Stunde dauern."

Das Stück wurde angenommen. Es wurde jedoch nicht sogleich aufgeführt, und Rostand geriet in Verzweiflung. Er hatte es, wie jeder Autor, mit Recht sehr eilig, sein Stück so bald als möglich gespielt zu sehen. Und doch wollte er es noch immer nicht glauben, daß sein Traum sich verwirklichen solle: „So bald wie möglich aufgeführt zu werden," schrieb er, „und Ende August wiederholt zu werden! Träume ich?"

Die Comédie gab damals „Antigone" und war im Begriffe, Edouard Paillerons „Cabotins" aufzuführen. Rostand wünschte zwischen den beiden gespielt zu werden: „Die Comédie," schrieb er, „hat einen schönen Erfolg in der Hand. Sollte man nicht einen weniger sicheren wagen mit dem Stücke eines ‚Jungen', einem leichten Gericht? ... Es ist zwei Jahre her, daß ich mein Stück eingereicht habe, drei, daß ich es mit dem ‚Pierrot' versuchte ..."

Es war in der Tat drei Jahre her, daß Rostand das Stück „Pierrot qui pleure et Pierrot qui rit" eingereicht hatte, das vom Komitee zurückgewiesen worden war.

Der Erfolg der „Romanesques" entschädigte den Dichter für die Wartezeit. Und doch verlangten die Künstler, obwohl sie das Stück angenommen hatten, noch bei den Proben Aenderungen; der Verfasser fügte zum Beispiel die Couplets Sylvettes an das Publikum hinzu, die das Auditorium vollständig bezauberten.

„Der Erfolg war außerordentlich lebhaft," schrieb Francisque Sarcey. „Der erste Akt, der für sich allein ein ganzes Stück ist, fand glänzenden Beifall. Es ist eine entzückende Erinnerung an das reizende Lustspiel Alfred de Mussets ‚Wovon die jungen Mädchen träumen'. Der Autor redet eine freie und muntere Sprache, die an Scarron, Regnard und Banville anklingt. Die Reime darin klingen wie frische, lustige Fanfaren, es ist ein Entzücken."

Die Premiere der „Romanesques" war in der Tat entzückend. Ein Dichter war uns geboren, ein französischer Dichter mit einer echt gallischen Verve, mit einer munteren Sprache, die an die Don César de Bazans in „Ruy Blas" erinnert, jenes Don César, aus dem Rostand später Cyrano machte. Mit dem ersten Schlag hatte Edmond Rostand das Publikum erobert, und mit dem ersten Schlag hatte der Dichter auch seine Form gefunden. Es gab eine köstliche Ueberraschung am Abend der Premiere von „Les Romanesques", es war, als ob inmitten aller Nebel, aller Trübseligkeiten und Neurasthenien mit einem Male der helle Genius Frankreichs erwachte. Fröhlichkeit, Liebe, Poesie und Degenstöße, Heroismus — wäre es selbst zum Lachen — das ist's, was in unserm Frankreich gefällt, das nur deswegen trübsinnig und verstimmt ist, weil man ihm nicht oft genug die Lebensfreude, das Sonnenlicht und den Duft der Blumen vorführt. Rostand hat es verstanden, im richtigen Augenblick den rechten Ton zu finden. Dieser lyrische Dichter ist heroisch gewesen. Als ich ihn kürzlich die Lobrede auf de Bornier halten und die „Fille de Roland" rühmen, von Durandal und Joyeuse, den beiden Schwertern Rolands und Karls des Großen sprechen

und die Gemütsbewegungen schildern hörte, die das Theater im Herzen der Menge hervorrief, kam mir der Gedanke, daß der glänzende Erfolg Rostands darin seinen Ursprung hat, daß auch er ein heroischer Dichter, ein nationaler Dichter ist. In seiner schönen Antrittsrede in der Akademie spricht Rostand beredt von Henri de Bornier, dem kleinen „Pêcheur de lune“, der eines Tages, im Grase versteckt, Durandal, das große und schwere Schwert Rolands findet. Dieses Schwert hebt Bornier auf, schwingt es, läßt es über seinem Kopf wirbeln und schenkt uns „La fille de Roland“.

Auch Rostand führt in seinen Versen den Degen. Es ist nicht das schwere Schwert der mittelalterlichen Ritter, mit dem kreuzförmigen Griff, sondern es ist ein ebenso französischer Degen, es ist der elegante, schmale, geschmeidige Degen unsrer Musketiere — jener Degen mit der bebänderten Glocke, mit den kunstvollen, vergoldeten Querstäben, den man am hellichten Tage aus der Scheide zog, um sich ritterlich auf der Place Royale zu duellieren. Es ist der Degen d'Artagnans, den er in rascher Drehung blitzen läßt. Er hat nicht die fast religiöse Würde jener großen Schwerter der Paladine, die in ihrem Knauf Stücke von dem wahren Kreuz des Heilands enthielten, die Helme spalteten und Panzerhemden zerfetzten — er hat die feinere, gefällige Grazie jener Degen, die den Mantel so elegant in die Höhe heben und mit ihrer Scheide an die Lederstiefel schlagen, jener Degen, die Schmuckstücke und Kunstwerke sind, wie der, den Don Salluste dem Ruy Blas gibt:

„La poignée est de Gil, le fameux ciseleur,
Celui qui le mieux creuse, au gré des belles filles,
Dans un pommeau d'épée, une boîte à pastilles.“

Er ist auch eine Waffe, und zwar eine durchaus französische; sie fliegt für Ehrensachen aus der Scheide; der Degen Cyranos trifft mit seiner flachen Seite die Zudringlichen, die Anmaßenden, die Dummköpfe und die Feiglinge, mit seiner Spitze verteidigt er das Vaterland bei der Belagerung von Arras. Er ist lustig, er ist lebendig, er hat eine Seele.

„Ayez une âme, ayez de l'âme, on en réclame!
De mornes jeunes gens aux grimaces de vieux
Se sont, après un temps de veulerie infâme
Aperçus que n'avoir pas d'âme
C'est horriblement ennuyeux!“

sagte Rostand zu den Schülern des Collége Stanislas.

„Habt eine Seele und hegt einen Traum der Phantasie, einerlei welchen!“ — das ist die Moral der Stücke Edmond Rostands. Einen Traum wie Sylvette und Percinet in den „Romanesques“, wenn auch dieser Traum einstürzen mußte; einen Traum wie Joffroy Rudel, der sich aufmacht, die „ferne Prinzessin“ zu erringen, und der daran stirbt; einen Traum wie Cyrano, mochte er sich auch nie verwirklichen.

Rostand soll uns eine „Jeanne d'Arc“ geben, und er ist außerdem noch mit zwei andern Stücken beschäftigt, „Le Théâtre“, das er durch Coquelin auf-

führen lassen will, und „La maison des amants“, das er für die Comédie Française bestimmt hat.

„Le Théâtre“ — ein schöner Titel! Er hat mit großer Beredsamkeit über das Theater gesprochen in seiner Rede in der Akademie, an der schönen Stelle, die von den „Brettern“ handelt.

„Ich kenne die Bretter nicht,“ sagt Rostand. Was wirklich von einem Drama zurückbleibt, wenn das Licht ausgelöscht ist, das ist nicht der Ton der Stimme des Schauspielers, nicht die Kostüme der Figuranten — es ist die Stimme des Dichters, der die Rampe passiert hat, der Atem der Begeisterung, der von den Brettern in den Saal gedrungen ist, der Traum des Verfassers, der am nächsten Tage der der Menge sein wird. Das Theater ist das Phantasiegebilde, der Heldenmut, und für Rostand ist der Heldenmut das Leben.

So habe ich denn erzählt, wie der Dichter des „Cyrano“ in der Comédie Française debütierte. Es war der erste Flug des jungen Adlers.



Ueber Licht erzeugende Organismen.

Von

Prof. Karl B. Hofmann (Graz).

Wie die Farbenpracht, durch die sich die organische Welt auszeichnet, auf das empfängliche Gemüt des Menschen wirkt, so auch das Licht — nur in noch erhöhtem Maße —, wenn es von lebenden Wesen ausstrahlt, und zwar je nach seinem Bildungsgrade bald ästhetisch anregend, bald mit gespenstischem Bangen ihn erfüllend. Die erste Art von Lichterscheinung — die Farben, umgeben uns während unsers ganzen Lebens; wir sind an ihren Eindruck gewöhnt. Nur wo sie in besonderer Herrlichkeit sich uns darstellen, wecken sie unsre Aufmerksamkeit, oder wenn sie in toten Felsengebieten, in der pflanzenlosen Sandfläche oder bei manchen Tierformen zu gebrochenen grauen oder braunen Tönen herabgestimmt sind.

Unsre Binnenländer erfreuen sich nur eines sehr bescheidenen Anteils an diesem lebendigen Feuerwerk. Es beschränkt sich fast auf die in ihrem unstäten Fluge aufblitzenden Johanniskäferchen und ihre stärker leuchtenden, trägen Weibchen — die „Glühwürmer“. Nur wenigen dürfte sich wohl die Gelegenheit geboten haben, den milden Schein zu beobachten, den moderndes Holz bisweilen verbreitet.

Unvergleichlich bevorzugt sind hierin die Tropen. Wie dort, wo die Sonnenstrahlen ihre ganze lebenspendende Fülle und Macht entfalten, das Leben über-

haupt in reicheren, gewaltigeren, prächtigeren Formen sich darstellt, so übertreffen auch die Leuchtkäfer jener Breiten die unsern an Zahl und Glanz. Wenn A. v. Humboldt von seinem nächtlichen Besuche der Höhle von Atarnipe am Orinoko erzählt, steigert sich seine Schilderung zu dichterischem Ausdruck: „Zahllose Insekten," berichtet er, „gossen ihr rötliches Phosphorlicht über die krautbedeckte Erde. Von dem lebendigen Feuer erglühte der Boden, als habe die sternenvolle Himmelsdecke sich auf die Grasflur niedergesenkt."

In vollster Pracht äußert sich aber das Phänomen dieses „lebendigen Feuers" erst als Meeresleuchten, auf das man die Verse des Sirenengesanges im „Faust" beziehen möchte:

> „Welch leuchtendes Wunder verklärt die Wellen,
> Die gegeneinander sich funkelnd zerschellen,"

und dessen auch unsre nordischen Meere nicht ganz entbehren. In klassischer Darstellung schildert Musäus diese Erscheinung, die er am Gestade der Nordsee beobachtet hat: wie jedes Sandkorn, das man ins Wasser wirft, leuchtende Kreise erregt; wie die aufspritzenden Tropfen, wenn man einen Stein hineinschleudert, ein wahres Funkensprühen hervorrufen, „gleich glühendem Eisen, das der Schmied auf dem Ambos hämmert". Der feuchte Sand, den die ablaufende Welle eben verlassen hat, leuchtet hell auf unter den Füßen des nächtlichen Wanderers; der vorwärts strebende Kiel des Schiffes „zieht eine Milchstraße durch die dunkle See, und von seinen Rädern scheint feuerflüssiges Metall herab zu fließen", das den Körper des Schiffes bis tief hinab beleuchtet.

Aber auch das Leuchten des Meeres zeigt sich unter den Wendekreisen in gesteigerter Schönheit. A. v. Humboldt erwähnt in seinem großen Reisewerke und im „Kosmos" wiederholt mit begeisterten Worten den Zauber jener Lichterscheinung, die sich über viele tausende Quadratmeilen des Ozeans verbreitet, „wo leuchtende Punkte beim Zusammenschlagen der Wellen sich über der Oberfläche zu erheben scheinen und die ganze flüssige Ebene ein bewegtes Sternenmeer bildet." „Lichtschäumend kräuselt sich die überschlagende Welle, Funken sprühet die weite Fläche, und jeder Funke ist die Lebensregung einer unsichtbaren Tierwelt." — Ein österreichischer Schiffsarzt Dr. Weitlauer erzählt, sein Schiff habe eines Abends den Hafen von Colombo verlassen; als er nach einiger Zeit zum Salonfenster hinaussah, glaubte er, getäuscht durch das Meeresleuchten, daß sie wieder in den von zahlreichen Schiffslichtern beleuchteten Hafen zurückführen. Im Chusan-Archipel (in der chinesischen Ostsee) konnte er, wenn die Wellenzüge stärker aufleuchteten, auf der Kommandobrücke des Lloyddampfers stehend, größeren Druck lesen.

Das Leuchten ist bald gleichmäßig, bald kann es sich als Funkenstieben äußern, oder es tauchen feurige Kugeln und Sterne aus der Meerestiefe auf.

Befremden muß es, daß die Alten diese schöne Naturerscheinung nicht erwähnen. Weder in Homers Gesängen noch in der Aeneis, die sonst an ernsten und anmutigen Bildern von Seescenen nicht arm ist, noch sonst bei einem antiken Schriftsteller erinnere ich mich, einer Andeutung begegnet zu sein. Auch A. v. Hum-

boldt führt in seiner meisterhaften Analyse des Natursinns der alten Völker keine Stelle an, die das Meeresleuchten schildern würde. Er meint, daß der Name der Nereide „Maira“ (die Glänzende) sich vielleicht aus dieser Erscheinung deuten lasse. — Nur eine Stelle bei Hanno (Periplus. 13), der um 500 v. Chr. über die Säulen des Herkules hinausgesegelt war, um an der Westküste von Afrika karthagische Kolonien anzulegen, könnte vielleicht auf das Leuchten der See bezogen werden. Er berichtet: „Wir gelangten in einen unermeßlichen Meeresraum, an dessen andrer Seite auf dem Festlande eine Ebene war, woher wir des Nachts allenthalben Feuer aufsteigen sahen, bald in größeren, bald in kleineren Zwischenräumen.“ Vielleicht ist er in den Irrtum verfallen, die Meeresfläche für eine Ebene zu halten, auf der die Lichter auftauchten.

Das Vermögen, Licht auszusenden, gehört beiden Reichen der belebten Natur an. Es ist aber in der Pflanzenwelt, verglichen mit dem Tierreiche, sehr eingeschränkt, sowohl was die Zahl der Arten betrifft, die mit dieser Eigenschaft ausgestattet sind, als auch darin, daß sie nur Vertretern der niedrigst organisierten Klasse zukommt, während sie im Tierreich sich bis auf kaltblütige Vertebraten — die Fische — erstreckt.

Sei mir gestattet, aus beiden Gebieten der organischen Welt einige Beispiele vorzuführen.

Die kleinste leuchtende Pflanzenform gehört der mit Recht gefürchteten Sippe der Bakterien an. Vor fünfzehn Jahren ungefähr entdeckte B. Fischer in der Bucht von Kiel einen solchen „phosphoreszierenden“ Organismus (Bacterium phosphorescens), der dort verwesende Körper, vor allem tote Fische, mit seinem grünlichen Lichtschimmer überzieht, für die Gesundheit aber unschädlich ist. — Ein andrer mikroskopischer Pilz ist schon früher von Florian Heller in Wien beobachtet worden, nachdem seine Lichterscheinung wiederholt nicht geringen Schrecken verursacht hatte. Die Köchin eines Arztes in Bern hatte Schweinskotelette im Keller aufbewahrt; als sie diese abends holen wollte, leuchteten sie ihr wie Phosphor entgegen.

Diese Wahrnehmung ist seither wiederholt gemacht worden,[1]) und in jüngster Zeit ist es Prof. Molisch gelungen, die Bedingungen festzustellen, unter denen 89 Prozent aller Rindfleischproben leuchtend werden. Er veröffentlichte eine Reihe sehr interessanter Beobachtungen, die er an diesem Micrococcus phosphoreus, der mit Hellers Sarcina noctiluca identisch ist, gemacht hat; er züchtete ihn auf Salzpeptongelatine, mit der die Innenwand eines Glaskolbens überzogen war. Dieser leuchtete nach Entwicklung des Spaltpilzes durch zwei bis drei Wochen in bläulich-grünem Lichte, das stark genug war, daß man die Ziffern einer Taschenuhr, die Skala eines Thermometers ablesen, oder auf 2 Meter Entfernung das Gesicht einer Person erkennen konnte. Ja, es gelang ihm mit diesem

[1]) Nach Molisch ist der erste verläßliche Fall von leuchtendem Fleische von dem berühmten Anatomen Fabricius al Aquapendente, dessen Hörsaal in Padua noch gezeigt wird, im Jahre 1592 bekannt gemacht worden.

Lichte sogar, photographische Aufnahmen zu machen. Kein andrer mikroskopischer Pilz soll eine solche Leuchtkraft haben wie dieser Micrococcus. — Auch der milde stetige Schein, der manchmal von moderndem Holz ausgeht, gehört hierher. Es ist nämlich nicht das Holz selbst, was leuchtet, sondern das sogenannte Mycelium eines Pilzes, der Armillaria mellea, das mit äußerst feinen, wurzelartig verzweigten Fäden das morsche Holz allenthalben durchdringt und spinnewebartig überzieht. Sein Schimmer erinnert am meisten an das schwache Licht, das man wahrnimmt, wenn man im Dunkeln Zucker hackt oder zwei Stücke stark aneinander reibt. — Das Leuchten des Holzes kann auch im Altertum der Beobachtung nicht entgangen sein. Wie noch heute ängstliche Gemüter dadurch beunruhigt werden, so gab diese Erscheinung auch in jener Zeit Anlaß zu allerlei abergläubischen Erzählungen. So berichtet Cl. Aelianus, allerdings nicht als seine Erfahrung, sondern als Volksglauben, es gebe eine Pflanze, die „Kynospastos“, d. h. vom Hunde herausgezogen, oder „Aglaophôtis“ (etwa „Schönglanz“) heiße, die bei Tag nicht in die Augen falle, bei Nacht aber wie ein Stern hell leuchte. Um sie bei Tage wiederzuerkennen, steckte man ein Zeichen zur Wurzel, da sie im sonstigen Aussehen von den umstehenden sich durch nichts unterscheide. Wer sie aber berührte, soll bald darauf gestorben sein. Wollte man sie sammeln, so band man einen ausgehungerten Hund mit einer fest sitzenden Schlinge an den unteren Stamm der Aglaophôtis an und lockte ihn durch vorgehaltenes Fleisch. Von der Gier getrieben, zog er an und riß die Pflanze sammt der Wurzel aus. Der Hund verendete sogleich, und nachdem man einige geheimnisvolle Gebräuche über dessen Leiche verrichtet hatte, konnte man es wagen, die Wurzel anzufassen. Wie nicht anders zu erwarten, mußte eine solche Wurzel ein wahrer Ausbund von Wunderheilkraft sein. Sie war unter anderm auch gut gegen Epilepsie. Aehnliches fabelt Josephus Flavius in seiner Geschichte des jüdischen Krieges (VII. 23), nur nennt er die Pflanze „baaras“. Andres weiß darüber der Bischof Diodorus von Tarsus zu berichten: Es gelinge nicht, die in der Nacht leuchtende Pflanze zu pflücken, weil sie von Ort zu Ort fliehe. — Offenbar dürfte es sich in dieser Erzählung um die Verquickung zweier Erscheinungen: des leuchtenden Holzes und der Irrlichter handeln.

Eine mit dem Leuchten des Holzes verwandte Erscheinung beobachtete man wiederholt in feuchten Bergwerken. In den Kohlengruben bei Pilsen hingen einmal von den Holzpölzungen derben Strängen ähnliche Rhizomorphenfäden herab, deren Enden lebhaft leuchteten, so daß man meinte, der Grubenlampe nicht zu benötigen. Nur die jungen Mycelfäden, in denen sich noch energische Lebensprozesse vollziehen, entwickeln Licht.

Diese Leuchtpilze unsrer Gegenden bleiben aber weit zurück hinter ihren höher entwickelten Verwandten der tropischen Wälder — Hutpilzen, von denen etwa zwanzig verschiedene leuchtende Arten vor allem in Australien leben. Nur ein bescheidener Vertreter dieser Gruppe der Pleurotus Olearius kommt in Europa vor — ein in der Provence am Fuße der Olivenbäume schmarotzender rotgelber Pilz, dessen Stiel und fächerförmige, an der Unterseite des Hutes befindliche Fruchtlamellen

im Spätherbst leuchten. Weit stärkeren Schein sendet der in Australien auf vermodernden Stämmen von Banksien sitzende Lampenpilz (Agaricus Lampas) aus, dessen weißes Licht hell genug ist, um ziemlich kleinen Druck sichtbar zu machen. Noch lichtstärker ist der Agaricus Ignis auf Amboina; alle übertrifft indes durch seinen Glanz der in Brasilien heimische Agaricus Gardneri, der mit seinem grünlichen Licht durch die Nacht der Urwälder weithin erstrahlt. Die Eingeborenen nennen ihn „flor de coco" und tragen ihn auf Stöcken befestigt als Lampion.

Die Angaben über das Leuchten blühender Pflanzen müssen mit einiger Zurückhaltung aufgenommen werden, teils weil sie nur von vereinzelten Beobachtern gemacht werden und darum nicht recht kontrollierbar sind, teils weil es sich fast immer nur um weiße Blüten handelte. Bei diesen war aber eine Verwechslung des Selbstleuchtens mit reflektiertem Licht um so leichter möglich, als man immer nur einen sehr schwachen Schimmer will gesehen haben.[1])

Von den ungemein zahlreichen Licht bildenden Tieren, die vor allem der Meeresfauna angehören, können nur einige Repräsentanten angeführt werden.

Das gleichmäßige, diffuse Leuchten des Meeres, das A. v. Humboldt in der oben angeführten Stelle schildert, ist vor allem durch die Noctiluca miliaris — ein Tierchen von nicht ganz einem Millimeter Durchmesser — hervorgerufen, das in Myriaden die tropischen Meere bewohnt und in den Sommer- und Herbstmonaten sich auch in ungeheuren Mengen an den Küsten der Nord- und Ostsee aufhält. Unter dem Mikroskop kann man bemerken, daß hier, wie bei der Noctiluca sciatillans der Nordsee, nicht der ganze Körper leuchtet, sondern daß nur zahlreiche, winzige Funken plötzlich aufblitzen und wieder erlöschen. Es scheint, daß die im Protoplasma, d. h. in der festweichen Masse des Körpers verteilten feinen, gelblichen Körnchen das Licht aussenden.

Musäus erzählt in seiner Beschreibung des Meeresleuchtens, daß der angespülte Seetang, wenn er geschüttelt wird, aufleuchtet, als finge er an zu brennen. An ihm sitzen oft Hunderte von Würmern (z. B. die Polynoë fulgurans der Ostsee), die beim Rütteln bläuliches Licht ausstrahlen. Aehnliche Beobachtungen scheinen dem Berichte des Cl. Aelianus, des schon erwähnten Sophisten aus dem 3. Jahrhundert n. Chr., zu Grunde zu liegen, es wachse in den tiefen Sandbänken ein Seetang „phŷkos", den die Robben aufsuchen; daran befänden sich Knospen, die sich öffnen; in ihrer Umhüllung liege eine durchscheinende Blase von blauer Farbe, die des Nachts einen „feuerähnlichen Glanz, eine Art Lichtschimmer, aussendet". Natürlich ist diese Pflanze „sehr giftig". Ob es sich hier um daran hängende Actinien handelt, läßt sich nach der verworrenen Beschreibung nicht feststellen.

Wo aus dem gleichmäßigen Glanze der leuchtenden See einzelne Feuer-

[1]) Martius gibt an, daß unter bestimmten Umständen der Milchsaft der von ihm entdeckten Euphorbia phosphorea leuchte. So schwer man sich entschließt, bei einem so geübten Beobachter einen Irrtum anzunehmen, so darf nicht unerwähnt bleiben, daß er die Erscheinung nur einmal gesehen hat und nie wieder, obgleich er unter den verschiedensten Bedingungen die Beobachtung anstellte.

erscheinungen besonders hervortreten, da sind sie meist von größeren Tieren oder Kolonien erzeugt: von Feuerwalzen (Pyrosoma), die in der heißen Zone eine Länge von mehr als einem Meter erreichen können und die weißglühenden Stäben gleich leuchten sollen, so daß man in der Tiefe die das Schiff begleitenden Haifische unterscheiden kann; ferner von Quallen, Tintenfischen und Medusen. Dann wieder sind es zu Ketten vereinigte Salpen, die feurigen, viele Meter langen Schlangen gleich vorbeiziehen. Fliegende Fische, von denen zuzeiten der Golf von Bengalen wimmelt und die von Wellenkamm zu Wellenkamm springen, ziehen „wie eine Rakete einen Funkenregen glühender Tropfen mit sich" (Carus Sterne). Auch in Meerestiefen, in die selbst des Tauchers Blick niemals dringt, leben Formen, die sich ihr Jagdrevier selbst beleuchten, wie die von Chun studierten Leuchtkrebse (Euphasia).

Als Repräsentant leuchtender Muscheln mag die im Mittelmeer lebende Bohrmuschel (Pholas dactylus) dienen, die schon den Römern aufgefallen war. Plinius (IX. 87, 61) berichtet, daß sie in lebhaftem Glanze, „fulgore claro" leuchte, daß diese Erscheinung an einen Saft gebunden sei, denn die Tropfen, die aus der zerdrückten Muschel auf den Boden oder auf die Kleider fallen, leuchten auch.

Das bekannteste Beispiel eines lichtausstrahlenden Landtieres und zugleich das einzige in unsern Gegenden ist der Leuchtkäfer (Lampyris noctiluca). Seine viel glänzenderen Rivalen, die unter den Wendekreisen leben, gehören vor allem zu den Elateriden z. B. der Pyrophorus noctilucus, ein drei Centimeter langer Käfer, dessen Larve die Zuckerrohrpflanzungen auf Kuba wiederholt verwüstet hat. Diese Käfer führen den spanischen Namen „cucujos". Die Damen in Mexiko, so erzählt Humboldt, sollen auf ihren Abendpromenaden diese lebenden Brillanten in ihrem Haare tragen, worin sie durch ein feines Netz zurückgehalten werden. — Auch manche Arten der wegen ihres giftigen Bisses gefürchteten tropischen Tausendfüßler sollen leuchten.

Bis vor kurzem hielt man die Fische für die höchstorganisierte Klasse von Tieren, die mit Leuchtvermögen ausgestattet sind. Nun hat Prof. Chun auf der Naturforscherversammlung in Hamburg im Jahre 1901 die Mitteilung gemacht, daß der Hamburger Arzt Dr. Lewek bei den Jungen australischer Prachtfinken (Amandinen) beiderseits vom Schnabel (an den „Schnabelwülsten") je eine Warze im Dunkeln hell leuchten sah. Da diese Jungen in Nestern leben, die vor dem Eindringen des Lichtes geschützt sind, so wären diese Leuchtorgane Wegweiser, die es den Eltern ermöglichen, ihren Jungen das Futter beizubringen. Nach einer späteren gefälligen Mitteilung, die mir Prof. Chun gemacht hat, hält er es doch für möglich, daß es sich nicht um wirkliche Lichtbildung, sondern nur um Reflexion diffusen Tageslichtes, wie man es z. B. leicht am Katzenauge beobachten kann, handle. Es wäre also ein analoger Fall wie bei den angeblich selbstleuchtenden Blüten.

Bei den Vertretern des Pflanzenreiches ist es wahrscheinlich die ganze Zelle, die das Licht bildet; bei den Tieren trifft man dagegen die größte

Mannigfaltigkeit: von den einfachsten leuchtenden Kernchen der einzelligen Noctiluca bis zu sehr kompliziert gebauten Leuchtorganen. Ebenso verschieden ist die Zahl der letzteren: es sind ihrer nur wenige, wie bei unserm Leuchtkäfer; dagegen hat man an einem 37 Centimeter langen Exemplar einer Feuerwalze (Pyrosoma giganteum) nach ungefährer Schätzung 30000 beobachtet. — Die Bohrmuschel besitzt zwei dreieckige Leuchtflecke und ebensoviel leuchtende Streifen; diese sind mit mikroskopischen Flimmerzellen ausgestattet, die den leuchtenden Saft absondern sollen. — Bei einer kiemenlosen Nacktschnecke des Mittelmeeres, der Phyllirhoë bucephala ist dagegen die ganze Oberfläche mit unzähligen, mikroskopisch kleinen Leuchtzellen besetzt.

Von Chun untersuchte Tiefseekrebse, der Ordnung der „Leuchtkrebse“ angehörig, haben eigentümliche Leuchtorgane: je eines an den Augenstielen, an dem zweiten und siebenten Fuß des Rumpfes und an der Unterseite der ersten vier Segmente, aus denen der Schwanz gebaut ist. — Andre Krebse, aus der Ordnung der Schizopoden, haben außer dem Leuchtorgan selbst, das nach bestimmten Richtungen hin bewegt werden kann, noch eine linsenartige Vorrichtung, die zum Sammeln und Verstärken des Lichtes dient. — Von den etwa 100 Laternchen des Argyropelecus, eines Tiefseefisches, sind zwei unmittelbar vor den Augen angebracht; sie sind beweglich und können nach verschiedenen Richtungen hin leuchten. G. Brandes fand, daß bei diesen Tieren das Leuchtorgan wie eine Art unter der durchsichtigen Haut eingesenkter Tüte aussieht, in deren Spitze die Leuchtdrüsen liegen. Zwischen ihnen und dem umspülenden Wasser ist eine förmliche Collimatorlinse, die das Licht sammelt, eingeschaltet, und an der dem Leibe zugekehrten Seite ist dieser Leuchtapparat von einem parabolischen Reflektor umgeben, der das Licht nach außen wirft. Dadurch wird der seitlich vom Bauch des Fisches befindliche Bereich des Wassers, in dem er schwimmt, beleuchtet. — Mit ähnlich komplizierten Organen — mehrere Tausende an Zahl — ist auch der Raubfisch Chauliodus Sloani ausgestattet; besonders zahlreich sind sie am ersten Flossenstrahl angebracht, der nach vorn vor das Maul des Tieres gestellt werden kann, wodurch die Umgebung vor den Augen beleuchtet wird.

Die Art des ausgesendeten Lichtes ist bei den verschiedenen Organismen auch nicht gleich; die Pilze leuchteten in grünlichem Lichte; diese Farbe, mit einem Stich ins Bläuliche, wird auch für die meisten leuchtenden Tiere angegeben. Bei manchen, z. B. bei der Saphira fulgens, ist es blaßgrün, ähnlich dem Lichte der alten Auerbrenner. — Nach Dr. Weitlauers Schilderung erinnert die Farbe in andern Fällen an das metallische Grün mancher Käfer. Dann wird das Licht wieder mit dem des weißglühenden Metalls verglichen. Bisweilen sah Weitlauer auf der tiefdunkeln Meeresfläche mehrere hundert Meter sich hinziehende Streifen, die dort schimmerten wie verlöschende Glut.

Bringt man einen Glühwurm vor den Spalt des Spektralapparates, so sieht man ein kontinuierliches Spektrum, d. h. ein solches, in dem eine Farbe unvermerkt in die andre übergeht, so wie im Regenbogen; nur daß es am roten und violetten Ende eingeengt ist, und in dem grünen Anteil intensiver leuchtet.

Aehnliches gibt Secchi für die Feuerwalze an; voraussichtlich werden wohl alle leuchtenden Organismen kein diskontinuierliches Spektrum zeigen, es dürfte sich nur in seiner Ausdehnung und in der Intensität seiner Teile verschieden zeigen. Es wurde behauptet, daß das Licht der Leuchtbakterien Röntgenstrahlen enthalte, doch hat sich dies nach Molischs Untersuchungen als Irrtum herausgestellt.

Wenn man das Licht des Glühwurmes betrachtet, so scheint es gleichmäßig zu glimmen; bei genauerer Beobachtung nimmt man aber wahr, daß es an- und abschwillt, etwa wie das Licht einer schlechten Bogenlampe. Bei vielen leuchtenden Tieren ist es sogar intermittierend. Beim Johanniskäfer scheint es willkürlich unterbrochen zu werden, wenn das Tier sich verfolgt glaubt.

Mag die Ursache des Leuchtens welche immer sein, eines ist zweifellos, daß es wenigstens bei höher organisierten Tieren vom Nerveneinfluß abhängt. Erschütterung scheint bei den meisten das Leuchten zu verstärken. Die Bohrmuschel scheidet ihren leuchtenden Saft auf äußere Reize aus. Darwin gibt an, daß manche Glockenpolypen bei Berührung sehr schön grün aufleuchten, und daß das Licht von unten den Zweig entlang nach oben fortschreitet. Oft verbreitet sich der Lichtschein von einer berührten Stelle aus wellenartig über den ganzen Körper, z. B. bei Pelagica noctiluca, einer im Mittelmeer lebenden Qualle. Bei einer andern ebenda sich findenden Qualle, der Beroë ovata, blitzt, wenn sie stärker gereizt wird, das bläuliche Licht 40—50 mal in der Minute auf. Dann ist das Tier erschöpft; erst nachdem es etwa eine Viertelstunde ausgeruht hat, beginnt es wieder zu leuchten. Dieses Verhalten erinnert an die Ermüdung der elektrischen Organe der Gymnoten, die eine Anzahl von Schlägen ausgeteilt haben.

Die Erklärung des wundervollen Phänomens ist in verschiedener Weise versucht worden; eine befriedigende besitzen wir noch heute nicht; es ist auch nicht wahrscheinlich, daß ein und dieselbe für alle Fälle Geltung haben wird.

Nach Entdeckung des Phosphors verleitete der Charakter seiner leuchtenden Dämpfe zu der Annahme, daß er oder eine seiner Verbindungen es sei, die auch bei den Organismen das „Phosphorescieren" verursachen. Seit Liebig weiß man, daß diese Annahme irrig war. Gewiß ist aber auch in diesen Fällen die chemische Ursache des Leuchtens, wie beim Phosphor, ein langsamer Verbrennungsprozeß. Dies kann man schon ex juvantibus et nocentibus schließen. Das Leuchten des Meeres tritt vor allem dann ein, wenn es etwas bewegt ist; durch das lebhaftere Aufschäumen der Meeresfläche wird die Lichtentwicklung stärker; unter diesen Umständen wird aber auch das Wasser reichlicher mit Luft gemengt, und dementsprechend kommen die Tiere mit größeren Mengen von Luft beziehungsweise von Sauerstoff in Berührung, wodurch der Verbrennungsprozeß neue Nahrung erhält.

Der Atmungsvorgang und das Leuchten stehen oft in nächster Beziehung. Es ist gewiß nicht zufällig, daß bei manchen Tierformen die Leuchtzellen über die ganze Oberfläche des Leibes verteilt sind, wo sie mit dem lufthaltigen Wasser in Berührung kommen. So atmet z. B. eine kiemenlose Nacktschnecke des Mittel-

meeres, die Phyllirhoë bucephala, mit ihrer ganzen Leibesoberfläche, auf der auch die Leuchtzellen verbreitet sind. — Auch da, wo die Leuchtorgane einen komplizierteren Bau haben, ist ihre Lage oft für die Aufnahme des Luftsauerstoffs besonders günstig. So sind sie bei den Pyrosomen paarweise an der Seite der Mundöffnungen der einzelnen Individuen, aus denen die Walze zusammengesetzt ist, angereiht. Bei der schon wiederholt erwähnten Bohrmuschel sind zwei dreieckige Flecken von Leuchtdrüsen am vordern Rande des Mantels von dem Eingange in die Atemröhre, und zwei parallele leuchtende Streifen in dieser selbst angebracht.

Am genauesten ist der Bau der lichtbildenden Organe und des in ihnen sich abspielenden Vorganges an unserm Leuchtkäfer durch die sorgfältigen Untersuchungen von M. Schultze klar gemacht. Diese atmen, wie alle Insekten durch Röhren (Tracheen), die sich im Körper baumartig verzweigen. An den feinsten Verästigungen dieses Trachealbaumes der hintern Leibesringe sitzen beim Leuchtkäfer mikroskopisch kleine Zellen, wie „kleine Blüten an einem viel verzweigten Blütenstiel." Sie bilden das Leuchtorgan. Nun konnte Schultze beobachten, wie bei Luftzutritt in diesen Zellen vereinzelte Punkte aufblitzten, und dies entsprach gerade jenen Orten, wo die Zellen den feinen Trachealenden aufsitzen, so daß der eingeatmete Sauerstoff unmittelbar zu den Verbrennungsherden hingelangt. Wurde der Luftzutritt verhindert, so hörte alsbald das Leuchten auf. Auch die herausgeschnittenen Organe strahlten in Sauerstoff aufbewahrt noch 3—4 Tage, während in jedem andern Gase das Leuchten schon nach wenigen Minuten aufhörte.

Auch die Pilze benötigen nächst der Feuchtigkeit und angemessenen Wärme zum Leuchten des Sauerstoffs; in andern, indifferenten Gasen hört die Lichtemission auf. Versuche von Bischoff und Fabre, die sie mit den Rhizomorphen des modernden Holzes und mit dem Olivenschwamm (Agaricus olearius) angestellt haben, erbrachten den Beweis, daß von diesen Sauerstoff verbraucht, und Kohlensäure geliefert werde, und zwar zur Zeit des Leuchtens reichlicher als sonst. Ueberhaupt steht das Leuchtvermögen mit den übrigen Lebenstätigkeiten in Parallele; was die letzteren fördert oder schädigt, vermehrt oder vermindert auch die Lichtbildung.

Bei den Oxydationen (Verbrennungen), die mit Lichtbildung vor sich gehen, haben wir zwei Typen zu unterscheiden. Der eine ist dadurch charakterisiert, daß ein großer Teil der durch die Verbrennung freigewordenen chemischen Energie in Wärme, und sodann in Licht umgewandelt wird; wir sprechen dann von Rotglut oder Weißglut. Der andre Typus besteht in der direkten Umwandlung der chemischen Energie in Licht, ohne merkliche Bildung von Wärme. Panceri, der sich bei seinen Untersuchungen eines Thermomultiplikators bediente, konnte mit diesem feinen Apparate bei der starkleuchtenden Feuerwalze keine Wärmeentwicklung wahrnehmen. Zu diesem Typus gehören wohl sämtliche Fälle lichtausstrahlender Organismen, zu ihm gehört auch das Leuchten des Phosphordampfes. Leider ist der Mechanismus dieses Vorganges selbst nicht

ganz aufgeklärt. Man weiß, daß schon minime Sauerstoffmengen das Leuchten unterhalten, und daß anderseits schon eine sehr geringe Quantität von Phosphordampf ausreicht, eine im Dunkeln leuchtende Wolke zu bilden. Dabei wird immer Ozon erzeugt, und zwar wird genau die eine Hälfte des verbrauchten Sauerstoffs der umgebenden Luft zur Umwandlung in Ozon, die andre zur Oxydation des Phosphors verbraucht (Fall einer „gekoppelten Reaktion").

Merkwürdig ist dabei, daß in reinem Sauerstoff der Phosphordampf nicht etwa, wie man erwarten möchte, lebhafter leuchtet; im Gegenteil — der Sauerstoff muß dann so weit verdünnt werden, daß sein Druck ungefähr eine Fünftel-Atmosphäre beträgt. Auch in der Luft würde das Leuchten aufhören, wenn man ihren Druck durch Kompression steigern würde.

Aber selbst wenn der Vorgang der langsamen Verbrennung des Phosphors in allen Punkten klar wäre, und wenn man den Grund kennen würde, warum in diesem Falle die chemische Energie in Licht und nicht in andre Form, z. B. in Wärme umgewandelt wird, so möchte dies unsre Einsicht in den Vorgang der Lichtbildung bei lebenden Organismen kaum wesentlich fördern. Es handelt sich hier eben nicht um Phosphor, sondern um organische Stoffe, wo die Verhältnisse noch viel verwickelter sich gestalten müssen. Interessant ist die Angabe, daß die Pilze in reinem Sauerstoff auch nicht leuchten sollen. Die weitere Behauptung, daß bei lebhaftem Meeresleuchten die Luft Ozongeruch haben soll, kann darauf beruhen, daß die Zerstäubung von Wasser, wie sie ja bei bewegter See statt hat, zur Ozonbildung führt. Darum soll die Luft in der Nähe der Niagarafälle ozonhaltiger sein, als in einiger Entfernung von ihnen. Anderseits dürfte es nicht ganz leicht sein, den Geruch, den man immer am Gestade wahrnimmt, auch wenn das Meer nicht leuchtet, von dem des Ozons sicher zu unterscheiden.

Die Stoffe, die das Brennmaterial abgeben und das Leuchten bedingen, sind bisher nicht rein dargestellt. Eine sehr eingehende Arbeit von Radziszewski hat uns mit einer Reihe von organischen Stoffen bekannt gemacht, die bei der Oxydation auch ohne Erhöhung der Temperatur Licht aussenden. Es sind dies kohlenstoffreiche Alkohole der Fettreihe, und deren Aldehyde, fette, ätherische Oele, aromatische Kohlenwasserstoffe, Cholesterin und Lecithine, von denen die beiden letzteren in den Geweben der Tiere und Pflanzen häufig vorkommen. Diese Stoffe müssen mit Alkalien oder mit Cholin zusammengebracht werden, um zu leuchten. Aehnliche noch nicht bekannte Stoffe sollen es sein, die bei langsamer Oxydation die Quelle des organischen Lichtes bilden. Indes können manche Bedenken nicht unterdrückt werden. Ganz abgesehen davon, daß die ätherischen Oele und die aromatischen Kohlenwasserstoffe in den Tieren nicht vorhanden sind, so befanden sich die Stoffe, die Radziszewski untersucht hat, in Lösungsmitteln, die bei Organismen nicht in Frage kommen; es ist sogar zweifelhaft, ob die organischen Leuchtstoffe sie auch nur vertragen würden. Wenigstens beobachtete Weitlauer, daß die in lebhaftem Grün phosphoreszierende Kittsubstanz, die den Laich eines Flugfisches (wahrscheinlich Exocoetus volitans)

zusammenhält, in Wasser löslich zu sein scheint, daß aber die Leuchtkraft durch Alkohol, Aether, Chloroform und Alkalien vernichtet wird — also eben jene Flüssigkeiten, die Radziszewski als Lösungsmittel verwendet hat. Ferner gibt letzterer an, daß die mit aromatischen Kohlenwasserstoffen (z. B. Toluol) gemachten Lösungen erst dann leuchten, wenn sie dem Licht ausgesetzt waren. Auch bei den andern Lösungsmitteln scheint die Belichtung nicht gerade schädlich zu sein. Beroë ovata dagegen hört zu leuchten auf, wenn sie dem Licht, selbst nur dem matten Mondlicht, eine kurze Weile ausgesetzt war. Es braucht einige Zeit, bis sich das Tier im Dunkeln erholt und wieder leuchtet (v. Marenzeller). Wenn also auch Radziszewskis Erklärung für die Verhältnisse, die bei den leuchtenden Organismen walten, nicht ohne weiteres gelten mag, so hat er doch den Weg gezeigt, auf dem die Lösung der Aufgabe gelingen könnte. Die Forschung wird sich zunächst solchen Organismen zuwenden müssen, aus denen man jene Mengen von Leuchtstoffen gewinnen kann, ohne die eine so schwierige chemische Untersuchung aussichtslos wäre.

Manches deutet darauf hin, daß der Verbrennung selbst eine Zersetzung durch Enzyme (Fermente) vorausgeht. Darauf scheint mir die Tatsache hinzudeuten, daß die Lichtbildung unsrer Leuchtkäfer bei 40 Grad am stärksten ist, bei 50 Grad aber schon wieder aufhört. Nun sind gerade die Enzyme zum Teil gegen die Temperatur sehr empfindlich und entfalten nur bei bestimmten Wärmegraden, die zwischen sehr engen Grenzen liegen, ihre volle Wirksamkeit. Ferner gibt Dubois an, daß bei der Bohrmuschel und bei den Feuerwalzen zwei verschiedene Stoffe zusammenwirken müssen. Der eine — von ihm „Luciferin" genannt — leuchtet an sich nicht; erst wenn er mit dem Ferment, der „Luciferase" zusammentrifft, beginnt das Leuchten. Wenn man den Saft der gereizten Pholas sammelt und auf zwei Gläschen verteilt, so erlischt in dem einen das Leuchten allmählich, weil alles Luciferin nach und nach aufgebraucht wird. Das andre Gläschen wird gleich zum Kochen erhitzt; das Leuchten hört hier rasch auf, weil das Ferment (Luciferase) durch die Hitze zerstört wird, während das Luciferin unverändert sie aushält. Mischt man nun, nachdem das Leuchten in dem ersten Gläschen aufgehört hat, beide Flüssigkeiten zusammen, so tritt es von neuem auf, weil im ersten, nicht erhitzten, die Luciferase, im zweiten das durch Hitze unzerstörte Luciferin wirksam geblieben sind. Man kann in diesem Falle sich vorstellen, daß das Luciferin eine photogene Substanz ist, die durch die fermentativ wirkende Luciferase gespalten wird, und deren Spaltungsprodukt bei darauf folgender langsamer Oxydation erst leuchtet. Freilich ist nicht ausgeschlossen, daß in manchen Fällen die durch enzymatische Spaltung frei gewordene chemische Energie sich ohne Oxydation direkt in Licht umwandelt. Solche Organismen müssen dann auch ohne Zutritt von Luft leuchten. — Ueberhaupt scheint außer Dubois niemand ähnliche Beobachtungen gemacht zu haben, die deshalb einer Bestätigung durch neue Versuche bedürfen.

Und der Nutzen, den das Leuchtvermögen seinen Besitzern bringt? Er soll darin bestehen, daß es sie vor den Nachstellungen ihrer Feinde schützt. Wenn

man aber einmal beobachtet hat, wie sich die Spinne an ein Leuchtkäferchen, das in ihr Netz geraten ist, festgesogen hat, dann wird einem der Wert einer solchen Schutzvorrichtung sehr zweifelhaft. Auch dürften ebenso viele Tierarten durch das Licht angezogen wie verscheucht werden. Eher darf man annehmen, daß die zusammengesetzten Leuchtorgane der Tiefseebewohner ihnen dadurch von Nutzen sind, daß sie die Umgebung erhellen und das Aufsuchen der Nahrung ermöglichen. In sehr vielen Fällen aber wird die Lichtbildung ohne irgend einen Vorteil sein, wie es ja auch bei den Leuchtpilzen nicht anders ist.

*

In diesem und einem früheren Aufsatze[1]) habe ich versucht, den Vorgang der Verbrennung in den Organismen, die Umwandlung der dabei frei werdenden chemischen Energie in andre Formen, sowie deren biologische Bedeutung für die Lebewesen zu schildern. Die Möglichkeit, daß Umwandlungen in noch andre Formen, z. B. in Oberflächenenergie stattfinden, mußte unerörtert bleiben, da diese Gebiete nicht hinreichend durchforscht sind.

Sicher ist, daß aus der Umwandlung der chemischen Energie in Wärme und mechanische Arbeit, in Elektrizität und Licht die Entstehung und Entwicklung auch nur des kleinsten Organismus nicht möglich ist. Welche Beziehungen der chemischen Energie zu den organisierenden Kräften, die an dem Aufbau der lebenden Zelle tätig sind, bestehen, und daß solche bestehen, kann keinem Zweifel unterliegen — dies ist in tiefes Dunkel gehüllt, und wird es wohl noch für eine geraume Zeit bleiben.



Die Betriebssicherheit auf den Eisenbahnen.

Von

Wirkl. Geh. Oberbaurat **Blum**.

Wenn irgendwo, so muß man bei Behandlung der Zahlen der Unfallstatistik, die uns ein Bild der Betriebssicherheit geben sollen, vorsichtig sein und sich davor hüten, aus einer Reihe von Einzelerscheinungen oder aus dem Vergleiche einzelner kurzer Zeitabschnitte allgemeine Schlüsse zu ziehen. Denn die Schwankungen sind hier so große, daß man nur bei Betrachtung einer langen Reihe von Jahren ein Urteil darüber gewinnen kann, ob und in welchem Maße die Sicherheit auf der Eisenbahn zu- oder abgenommen hat. Aber wenn man auf diese Weise auch ein zuverlässiges Bild über den Stand der Sache auf den

[1]) Deutsche Revue. Januarheft 1903. S. 80 ff.

Eisenbahnen eines Landes erhalten kann, so ergeben sich alsbald neue Schwierigkeiten, wenn man Vergleiche zwischen den Eisenbahnen verschiedener Länder anstellen will, denn solche Vergleiche sind natürlich nur dann einwandfrei, wenn die Vergleichsgrundlagen übereinstimmen, d. h. wenn die statistischen Feststellungen über die Zahl und Ursachen der Unfälle, sowie über ihre Folgen nach genau gleichen Grundsätzen erfolgen. Leider weichen aber die Vergleichsgrundlagen in den verschiedenen Ländern zum Teil recht stark voneinander ab, so daß einwandfreie Vergleiche nur in beschränktem Umfange möglich sind. Immerhin wird die Unfallstatistik in dem weiten Gebiete der zum Vereine der deutschen Eisenbahnverwaltungen gehörenden Bahnen, das außer den deutschen, auch die Eisenbahnen Oesterreich-Ungarns, der Niederlande sowie einiger anschließender Länder umfaßt, im wesentlichen nach gleichen Grundsätzen geführt, so daß Vergleiche zwischen den Bahnen dieses Gebietes zulässig sind. Dagegen erfolgen die statistischen Erhebungen auf den französischen und englischen Bahnen nach mehr oder minder abweichenden Grundsätzen, so daß Vergleiche dieser Bahnen mit denen Deutschlands nicht ohne weiteres angängig sind.

Im nachstehenden soll versucht werden, gestützt auf die amtliche vom Reichseisenbahnamt, dem Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen sowie den Regierungen von England und Frankreich herausgegebene Statistik, ein Bild vom Stande der Betriebssicherheit in den genannten Ländern zu geben, wie sie sich im Laufe der letzten Jahrzehnte entwickelt hat.

Die Gefahren des Eisenbahnbetriebes nehmen mit der Dichtigkeit des Zugverkehres ganz erheblich zu und zwar in wesentlich höherem Maße als der Verkehr selbst; denn alle die aus der Bewegung der Züge im Fahr- und Rangierdienst entspringenden Betriebshandlungen, die zu Gefahren führen können, wie die Kreuzungen und Ueberholungen, sowie die sonst notwendigen Behandlungen der Züge auf den Stationen, wachsen in viel stärkerem Maße, als die Zugzahl selbst. Wenn z. B. zwischen zwei Punkten A und B in einer bestimmten Zeit in jeder Richtung ein Zug verkehrt, so kommt in dieser Zeit auf der Strecke nur eine Kreuzung vor, verkehren aber in der gleichen Zeit in jeder Richtung zwei oder drei Züge, so ergeben sich vier oder neun Kreuzungen. Dies ist natürlich besonders bei eingleisigen Bahnen von großer Bedeutung, aber auch bei zweigleisiger Bahn können durch Zugkreuzungen Gefahren entstehen, oder aus anderm Anlaß entstandene Gefahren verschärft werden. Aehnlich ist es mit der Ueberholung der langsamer fahrenden Züge durch schneller fahrende. Durch einen auf einer längeren Strecke einzulegenden neuen Schnell-, Personen- oder Güterzug werden in der Regel zahlreiche neue Ueberholungen notwendig, und die Zahl wird um so größer, je stärker die Strecke schon mit Zügen belegt ist. Auch der Rangierverkehr wird mit der zunehmenden Zugzahl immer schwieriger, die Zeit zur Ausführung der notwendigsten Bewegungen immer knapper, und dadurch wachsen die Gefahren in unverhältnismäßer Weise.

Dazu kommt, daß alle Schwierigkeiten, die Regelmäßigkeit und Pünktlichkeit des Betriebes aufrecht zu erhalten, mit der steigenden Zugzahl ganz erheblich

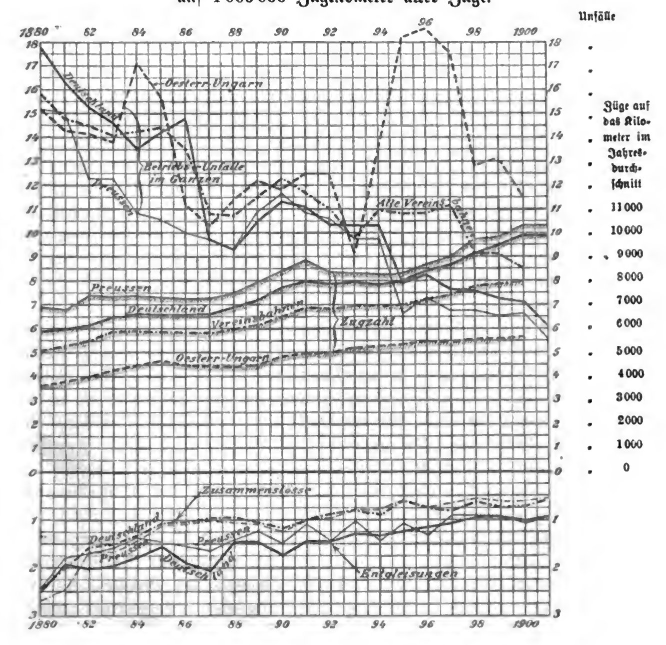
wachsen; eine Unregelmäßigkeit, die bei schwachem Zugverkehr ohne Einfluß auf andre Züge bleibt, wirkt bei dichter Zugfolge gleich auf zahlreiche andre Züge ein, und Betriebsunregelmäßigkeiten haben von jeher zu den schlimmsten Gefahrenquellen gehört.

Aus allen diesen Gründen würde man daher selbst aus einer Zunahme der auf die Betriebseinheit bezogenen Zahl der Unfälle bei steigendem Verkehr noch nicht auf eine Abnahme der Betriebssicherheit und eine Vernachlässigung der ihr dienenden Einrichtungen schließen können, man muß aber jedenfalls auf eine Zunahme der Betriebssicherheit schließen, wenn trotz des steigenden Verkehrs die Zahl der Unfälle auf die Betriebseinheit abnimmt.

Und das ist glücklicherweise bei unsern deutschen Eisenbahnen der Fall

Abb. 1.

Zahl der Unfälle in Deutschland, bei den Preuß. Staats-Eisenbahnen, den Oesterr.-Ungarischen- und allen Vereinsbahnen auf 1 000 000 Zugkilometer aller Züge.



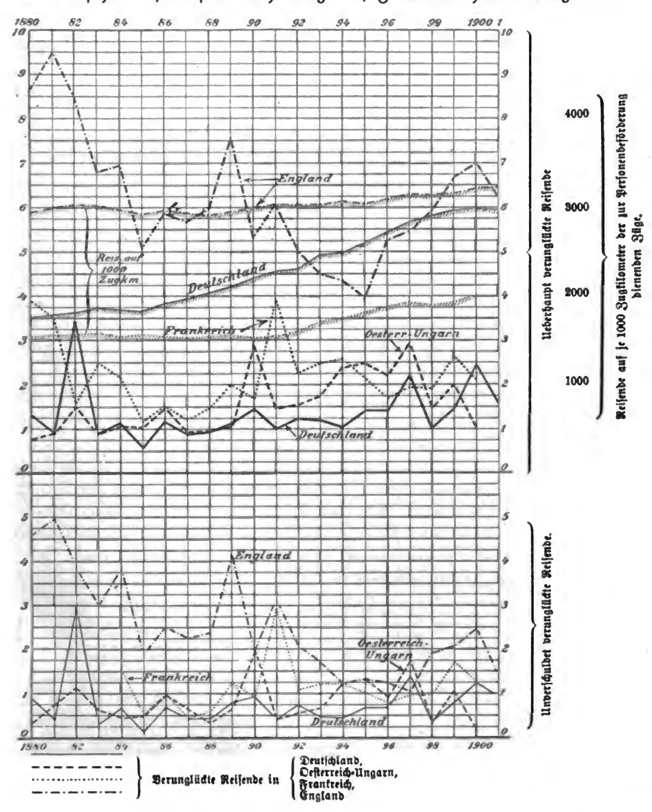
und, wenn auch in beschränkterem Maße, auch bei der Gesamtheit der zum Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen gehörenden Bahnen, wie aus Abbildung 1 zu ersehen ist, in der für die Zeit seit 1880, die auf je 1000000 der in allen Zügen geleisteten Zugkilometer kommenden Betriebsunfälle zeichnerisch dargestellt sind. In der Abbildung ist ferner die auf jedes Kilometer Bahn im Durchschnitt entfallende Zugzahl angegeben, und für die deutschen Eisenbahnen und die preußischen Staatsbahnen sind weiter die Entgleisungen und Zusammenstöße noch besonders dargestellt, und zwar in doppeltem Maßstab und von der Nulllinie nach unten aufgetragen; eine steigende Linie stellt also eine Abnahme dar.

Das Bild zeigt nun, daß trotz einer Zunahme der Züge in Preußen und Deutschland um rund 50% und 68% — bei den andern Bahnen ist die Zunahme nicht so beträchtlich, aber doch recht bemerkenswert —, die Unfälle allmählich bis auf $^2/_5$ und $^1/_3$ herabgegangen sind. Besonders erfreulich ist aber die Abnahme der Entgleisungen und Zusammenstöße, von denen die letzteren sich auf rund $^1/_4$ bis $^1/_5$ vermindert haben; denn die Entgleisungen entstehen, abgesehen von reinen Zufällen, aus Schäden am Gleis und an den Betriebsmitteln, und die Zusammenstöße aus mangelhafter Betriebsführung, ihre Abnahme ist also ein sicherer Beweis für den segensreichen Erfolg der im Interesse der Betriebssicherheit getroffenen Verbesserungen. Die Linienzüge der Unfallzahlen zeigen allerdings einige recht starke Schwankungen, und zwar fallen die einzelnen Höhenpunkte, z. B. besonders bei den preußischen Staatsbahnen, mit dem Beginne einer stärkeren Verkehrssteigerung zusammen. Die vorgemachten Bemerkungen über den Zusammenhang in der Zunahme der Unfallgefahr und des Verkehrs geben die Erklärung für diese Erscheinung. Ein unerwartet anschwellender Verkehr führt trotz aller Verbesserungen auf betriebssicherheitlichem Gebiete zu einer vorübergehenden Anschwellung der Unfälle, und erst wenn sich der ganze Betrieb auf die Verkehrssteigerung eingerichtet hat, setzt die Unfallabnahme wieder ein.

Es wäre nun gewiß von großem Interesse, auch einen Vergleich mit den englischen und französischen Bahnen anzustellen, allein augenscheinlich werden dort die Unfälle nach ganz andern Grundsätzen gezählt, als bei den Bahnen Deutschlands und der angrenzenden Länder. Denn während z. B. in der englischen Statistik die auf 1000000 Zugkilometer entfallende Unfallzahl nur mit etwa ein Drittel der Höhe angegeben wird, wie in Deutschland, ist jenseits des Kanals, wie noch näher dargelegt werden wird, die Zahl der auf den Eisenbahnen verunglückten Reisenden ganz erheblich höher als auf den deutschen Eisenbahnen, und dieser Widerspruch läßt sich nur dadurch erklären, daß vermutlich in England zahlreiche Unfälle im Güterzug- und Verschiebedienst, die in Deutschland gezählt werden, nicht zur Anschreibung kommen. Uebrigens zeigt sich auch in England eine bemerkenswerte Abnahme der Unfälle. Auf die genannte Einheit bezogen, haben die gemeldeten Unfälle seit Beginn der achtziger Jahre bis zum Jahr 1901 ziemlich stetig von rund 6 auf rund 2 abgenommen.

Anders dagegen in Frankreich, wo auf den Hauptbahnen — chemins de fer d'interêt géneral — in demselben Zeitraum die Unfallzahl keine Abnahme, sondern nur Schwankungen von 5,83 — 1888 — bis zu 9,56 — 1899 — zeigt. Dabei ist noch darauf hingewiesen, daß die Zunahme der Zugzahl auf einen

Abb. 2.
Verunglückte Reisende auf 1000000 Zugkilometer in den zur Personenbeförderung dienenden Zügen bei den Eisenbahnen in Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Frankreich und England.

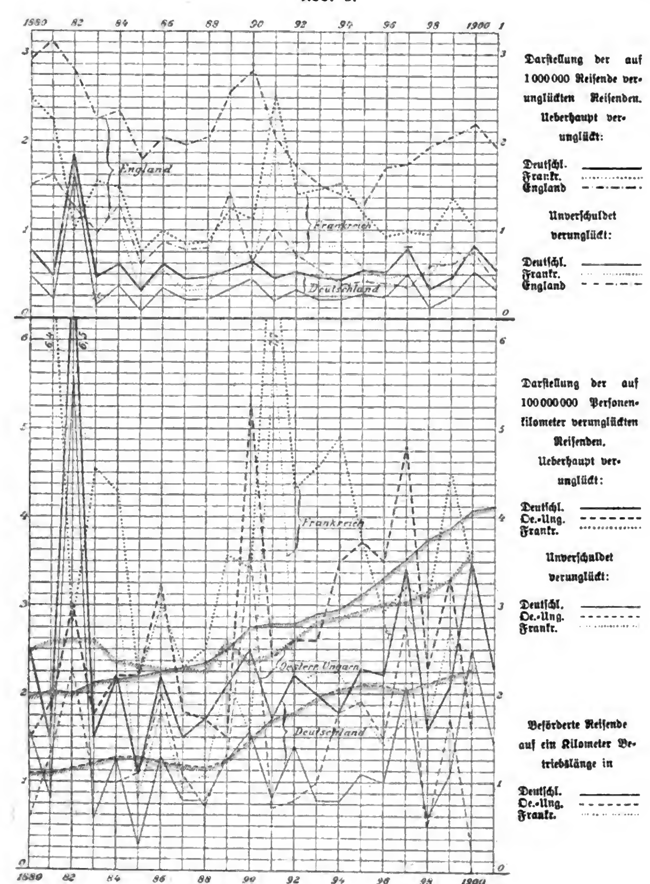


Kilometer Betriebslänge in England und Frankreich nicht so stark war wie in Deutschland. Die Zunahme betrug nämlich in England von 1880 bis 1901 nur 34 % und in Frankreich von 1882 bis 1900 sogar nur 11 % gegen 68 % in Deutschland.

Man kann nun als Maßstab für den Grad der Sicherheit auch die Zahl der verunglückten Reisenden wählen, und der Laie wird im allgemeinen leicht geneigt sein, das zu tun. Ein solches Verfahren hat aber zwei wesentliche Bedenken. Einmal hängt die Zahl der bei jedem einzelnen Unfalle etwa verunglückenden Reisenden in hohem Maße von Zufälligkeiten — wie die Stärke der Zugbesetzung, die Verteilung der Reisenden im Zuge u. s. w. — ab, die mit den betriebssicherheitlichen Einrichtungen entweder in gar keinem oder nur in einem sehr losen Zusammenhang stehen. Und zum zweiten ist beim Vergleich der Bahnen verschiedener Länder wieder zu berücksichtigen, daß bei Feststellung des eignen Verschuldens verschiedene Grundsätze befolgt werden können, und selbstverständlich können die durch eignes Verschulden zu Schaden gekommenen Reisenden nicht als Maßstab für die Beurteilung der Betriebssicherheit benutzt werden. Trotzdem sind in den Abbildungen 2 und 3 die verunglückten Reisenden, auf verschiedene Betriebs- und Verkehrseinheiten bezogen, und unterschieden nach den unverschuldet und überhaupt Verunglückten, dargestellt, wobei zur Beurteilung der Verkehrszunahme, mit der für den einzelnen Reisenden naturgemäß auch die Gefahr wächst, auch die durchschnittliche Besetzung der der Personenbeförderung dienenden Züge mit Reisenden zur Darstellung gebracht ist (Abbildung 2), und auch die auf 1 Kilometer Betriebslänge entfallende Zahl der beförderten Reisenden angegeben ist (Abbildung 3). Abbildung 2 zeigt die auf 1000 000 Zugkilometer der zur Personenbeförderung dienenden Züge entfallende Zahl von verunglückten Reisenden, und zwar oben die der überhaupt Verunglückten, unten die der unverschuldet Verunglückten für die Eisenbahnen Deutschlands, Oesterreich-Ungarns, Frankreichs und Englands. Die Darstellung läßt erkennen, daß die hieraus abzuleitende Sicherheit der Reisenden in Deutschland größer ist als in den in Vergleich gestellten Ländern, und zwar ist der Unterschied zum Teil sehr beträchtlich. Das gleiche Ergebnis liefert Abbildung 3, wo die Zahl der Verunglückten, bezogen auf je 1000 000 der beförderten Reisenden, oben und auf je 100 000 000 der geleisteten Personenkilometer unten nachgewiesen ist. Bei der oberen Darstellung konnten mangels der erforderlichen Unterlagen die Eisenbahnen Oesterreich-Ungarns, bei der unteren die Englands nicht berücksichtigt werden.

Die Tatsache, daß die Zahl der Verunglückten in England und Frankreich erheblich höher ist als in Deutschland, zeigt deutlich, wie berechtigt die oben gemachte Bemerkung über den Vergleich der Unfallzahlen war, denn wenn die Zahl der Unfälle in den genannten fremden Ländern wirklich um das in der Statistik angegebene Maß geringer wäre als in Deutschland, müßten im Durchschnitt z. B. in England bei einem Unfall zehn- bis zwölfmal mehr Reisende verunglücken als in Deutschland. Dazu liegt aber keinerlei innerer Grund vor; die Zahl der auf einen Unfall kommenden Verunglückten könnte höchstens nach

Abb. 3.



Maßgabe der Zugbesetzung mit Reisenden in England höher sein als in Deutschland. Die Zugbesetzung ist aber in Deutschland am Anfang des beobachteten Zeitraums immerhin schon etwas mehr wie halb so stark gewesen als in England,

und sie hat am Ende des Zeitraums letztere fast erreicht (Abbildung 2).[1]) Und in Frankreich, wo gleichfalls auf einen Unfall erheblich mehr Verunglückte kämen als in Deutschland, wenn die Zahl der Unfälle nach gleichen Grundsätzen ermittelt würde, ist die Zugbesetzung mit Reisenden sogar erheblich geringer als in Deutschland.

Wenn man weiter berücksichtigt, daß sich der Personenverkehr in Deutschland während des beobachteten 21jährigen Zeitraums ganz außerordentlich gehoben hat, während diese Zunahme in Frankreich und in England wesentlich geringer ist, so kann das Ergebnis für Deutschland gewiß nicht als ein ungünstiges bezeichnet werden. Diese Zunahme betrug nämlich bei den der Personenbeförderung dienenden Zügen, auf 1 Kilometer Betriebslänge berechnet, und bei der Besetzung dieser Züge mit Reisenden: in Deutschland 68 % und 65 %, in Frankreich 25 % und 29 % und in England 46 % und 8 %.

Die Darstellungen auf den Abbildungen 2 und 3 zeigen weiter aber noch, daß die Linienzüge der Verunglückten des stetigen Verlaufs entbehren, vielmehr noch stärkeren Schwankungen unterliegen als die Linienzüge der Unfallszahlen. Besonders auffallend tritt dies im unteren Teile der Abbildung 3 in die Erscheinung. Es hat dies darin seinen Grund, daß glücklicherweise die auf die Verkehrs- und Betriebseinheiten bezogenen Zahlen der Verunglückten so niedrige sind, daß unter Umständen schon ein Unfall mit besonders schweren Folgen genügt, um eine starke Anschwellung des Linienzuges herbeizuführen. So z. B. für die deutschen Bahnen in den Jahren 1882, 1897 und 1900, die in den Unfallzahlen, wie aus Abbildung 1 zu ersehen ist, nicht ungünstig sind, die Unfälle bei Hugstetten, Gerolstein und Offenbach. Diese starken Schwankungen in den Linienzügen zeigen aber auch, wie falsch es ist, aus dem Ergebnisse eines Jahres oder einiger weniger Jahre Schlüsse ziehen oder gar Vergleiche mit den Bahnen andrer Länder anstellen zu wollen. Ueberhaupt sind die Zahlen der verunglückten Reisenden für die Beurteilung des Grades der erreichten Betriebssicherheit weniger maßgebend als die Unfallzahlen selbst.

Man kann nun auch noch die Zahl der verunglückten Angestellten in Betracht ziehen, es soll das hier aber unterbleiben, da das dadurch gewonnene Bild nicht wesentlich von der Betrachtung der verunglückten Reisenden abweicht. Nur sind die Schwankungen nicht so stark, der Verlauf der Linien hält sich etwa in der Mitte zwischen den Linienzügen der Unfälle und der der verunglückten Reisenden. Es ist das auch ohne weiteres erklärlich, wenn man berücksichtigt, daß die Angestellten auch bei den Güterzügen und den zugehörigen Rangierbewegungen zu Schaden kommen können.

Es dürfte noch von Interesse sein, die erfreulicherweise festgestellte Abnahme der Unfälle mit den Verbesserungen in Vergleich zu stellen, die in betriebssicherheitlicher Hinsicht getroffen worden sind. Hier kommen namentlich die Ein-

---

[1]) Beiläufig bemerkt, hat die Zugbesetzung bei den preußischen Staatsbahnen die der englischen Eisenbahnen seit 1898 berschritten.

richtungen in Betracht, die auf der Strecke zur Sicherung des Raumabstandes der Züge und auf den Bahnhöfen zur Sicherung der Fahrten durch die Weichenstraßen getroffen werden, d. h. die Block- und Stellwerksanlagen. Da in der Art der statistischen Anschreibungen hier seit dem Jahre 1898 nach andern Grundsätzen verfahren wird als früher, muß auch der Zeitraum vor und nach diesem Jahre getrennt behandelt werden. Nun hat von 1886 bis 1897 die Zahl der Stellwerksanlagen bezogen auf je 100 Bahnhöfe und Haltestellen zugenommen bei den preußischen Staatsbahnen um 54 %, und bei den deutschen Bahnen um 74 %, und die Zahl der Blockwerke hat sich um 16 % und 25 % vermehrt. Allein in den vier Jahren von 1898 bis 1901 haben bei denselben Bahnen aber die mit Streckenblockung ausgerüsteten Strecken wieder um 30 % und 34 % zugenommen, und die Hebel der Stellwerke zeigen eine Zunahme von 45 % und 42 %. Wenn die Zunahme bei den preußischen Staatsbahnen gegenüber der auf allen deutschen Bahnen zum Teil zurückbleibt, so findet das darin seine Erklärung, daß im Jahre 1886 auf je 100 Stationen bei den ersteren Bahnen schon 119 Stellwerke und 54 Blockwerke vorhanden waren gegenüber nur 74 und 39 auf allen deutschen Bahnen.

Jedenfalls zeigen diese Zahlen, daß unsre deutschen Eisenbahnverwaltungen mit allem Eifer dafür sorgen, die zur Wahrung der Betriebssicherheit notwendigen Anlagen und Einrichtungen unausgesetzt zu vermehren und zu verbessern. Und der Erfolg ist nicht ausgeblieben, unsre Eisenbahnen brauchen in Hinsicht auf die Betriebssicherheit den Vergleich mit irgend einem Eisenbahnnetze der Welt nicht zu scheuen. Aber die Sicherheit hängt nicht nur von den betriebssicherheitlichen Einrichtungen ab, sondern in hohem Maße auch von der Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit der ausübenden Betriebsbeamten. Der tatsächlich erreichte Grad der Sicherheit legt daher auch rühmliches Zeugnis dafür ab, in wie hohem Maße unsre Eisenbahner sich ihrer schweren Pflichten bewußt sind, mit welchem Grade dienstwilliger, ja oft aufopfernder Hingabe sie ihres oft schweren Amtes walten und ihre ganze Kraft einsetzen zur Erreichung des gesteckten Zieles.

Möge es allezeit so bleiben, möge durch die sorgsamste Pflege aller Fortschritte auf dem Gebiete der Eisenbahntechnik und treuste Pflichterfüllung unsrer Betriebsbeamten unsern deutschen Eisenbahnen immerdar die führende Stelle erhalten bleiben.



Hat die Diplomatie Fortschritte oder Rückschritte seit Bismarck gemacht?

Von

M. v. Brandt.

Die Frage ist leichter zu stellen als zu beantworten, selbst wenn man sie nur auf die deutsche Diplomatie beschränken wollte. Zu allen Zeiten haben einzelne Persönlichkeiten auf die innere Entwicklung ihrer Geburtsländer wie auf deren Beziehungen zu den andern Nationen und damit auf die Geschicke und Geschichte des Staatenkomplexes, den man gemeinhin als die Welt zu bezeichnen pflegt, einen maßgebenden Einfluß ausgeübt. Wilhelm der Schweigsame von Oranien, Richelieu, Oxenstierna, Cromwell, Wilhelm III. von England, Friedrich der Große, die beiden Pitt und, last not least, Bismarck, ohne manchen andern nennen zu wollen, waren solche Persönlichkeiten, aber keine von ihnen hat auf dem Felde der praktischen Politik und Diplomatie solche Erfolge zu verzeichnen gehabt wie der erste Kanzler des neuen Deutschen Reichs, der sein Werk als der von seinem Volke bestgehaßte Mann begann und als der volkstümlichste endete. Wäre Fürst Bismarck in seinem Amte gestorben, so hätte sein Tod in der politischen Welt eine schwer auszufüllende Lücke hinterlassen, aber es war ein eignes, tief zu bedauerndes Schicksal, daß die Art, wie er aus seinem Amte schied, ihren Schatten auf seine Nachfolger werfen mußte, die trotz vielfacher, oft nicht genug anerkannter Verdienste, schwer unter ihrem Epigonentum zu leiden hatten. Von der diplomatischen Tätigkeit des zweiten Kanzlers des Reichs, des Grafen v. Caprivi, soll hier nicht die Rede sein, wohl aber soll die Ehrenhaftigkeit des Mannes gepriesen werden, der ein schweres, unverdientes Schicksal mit schweigender Würde trug und als das Muster eines im höchsten Sinne pflichttreuen Staatsdieners starb, wie er als solcher gelebt hatte. Auch dem Fürsten v. Hohenlohe ist von der Gegenwart wenig Dank geworden. Der alte Grandseigneur, dem das suaviter in modo der höfischen Diplomatie in Fleisch und Blut übergegangen war, ist seiner Aufgabe, die er oft selbst als „mäßigen“ bezeichnete, viel häufiger gerecht geworden, als die nach lärmenden Erfolgen dürstende Mitwelt dies zuzugestehen bereit war. Wo seine Kraft anscheinend versagte, lag die Schuld an Verhältnissen, denen gegenüber auch Größere oft machtlos gewesen waren. Was den jetzigen Inhaber der Stellung anbetrifft, für den der Schatten des Altreichskanzlers mehr ein Schild als ein Schreckbild zu sein scheint, so ist dessen Geschicklichkeit in der Behandlung diplomatischer Fragen voll anzuerkennen, in der Politik dürfte auf ihn das Wort anzuwenden sein, das Solon zum Krösus sprach, daß niemand vor seinem Ende glücklich zu preisen sei. Sein Weg ist ein dornenvoller, und ob es ihm gelingen wird, wie

weiland Neptun das empörte Meer, das sein Opfer verlangt, mit einem zürnenden „Quos ego“ zu beruhigen, mag manchem zweifelhaft erscheinen.

Wenn so der Altreichskanzler als ein nach wie vor unerreichtes Vorbild auf politischem wie auf diplomatischem Gebiet dasteht, kann glücklicherweise nicht in Abrede gestellt werden, daß das Auswärtige Amt des Reichs, den Ueberlieferungen seines früheren Chefs folgend, es verstanden hat, das Schiff des Staats sicher durch die seit 1890 oft recht bewegten Wellen der äußeren Politik zu steuern. Dabei darf nicht zu gering veranschlagt werden, daß der Sturm der öffentlichen Meinung mehr als einmal, so während des spanisch-amerikanischen Konflikts und des südafrikanischen Krieges, wie bei den Vorgängen in Samoa, das Innehalten des richtigen Kurses wesentlich erschwerte. Bei manchen Fragen der auswärtigen Politik, die Fürst Bismarck vergeblich zu lösen gesucht hatte, ist es seinen Nachfolgern, besonders dem jüngsten von ihnen, gelungen, sie zu einem befriedigenden Abschluß zu führen. Darin soll selbstverständlich keine Kritik des Altreichskanzlers liegen, den niemand mehr bewundert und verehrt als der Schreiber dieser Zeilen, aber die Gunst der Verhältnisse gestattete 1899 manches, was 1889 und vorher nicht möglich gewesen war. Man braucht nur an die Karolinen- und die Samoa-Frage zu denken. Am 14. Juni 1889 wurde die Samoa-Akte unterzeichnet, durch die die Unabhängigkeit der Inseln förmlich anerkannt und den drei Signatärmächten, Deutschland, England und den Vereinigten Staaten, nur gewisse gemeinschaftliche Rechte bei der Organisation des obersten Gerichtshofes und der Ernennung einzelner Beamten zugestanden wurden, während der Vertrag, durch den Upolu und Sawaii an Deutschland abgetreten wurden, vom November 1899 datiert. Und wenn Fürst Bismarck 1886 in betreff der damals versuchten Erwerbung der Karolinen einen Mißerfolg zu verzeichnen hatte, so erwarb Graf Bülow die Inseln 1898 dem Deutschen Reiche. Ich weiß, daß beide Transaktionen, vor allem die letzte, von verschiedenen Seiten scharf angegriffen worden sind, aber die Kritiker haben die Imponderabilien einzuschätzen vergessen, die auch in politischen Angelegenheiten eine große, oft die Hauptrolle spielen. Ich selbst gehöre nicht zu denen, die für den Erwerb der Samoa-Inseln geschwärmt haben; ich hätte es im Gegenteil für richtiger gehalten, wenn man sie als Tauschobjekt behandelt und für ihre Abtretung von England andre, wichtigere Zugeständnisse erlangt hätte, aber ich kann auf der andern Seite auch nicht verkennen, daß die deutsche öffentliche Meinung stark auf die Lösung hindrängte, die ihr eine direktere Genugtuung zu gewähren schien. Mit den Karolinen verhielt es sich umgekehrt, und es ist ihrer Erwerbung gegenüber von vielen Seiten auf die Rede hingewiesen worden, die Fürst Bismarck am 11. Januar 1887 im Reichstage gehalten und in der er das Thema variiert hatte, daß die Karolinen eine Lumperei seien, um deren willen man keinen Krieg mit Spanien habe herbeiführen dürfen. Man vergaß dabei wohl nur zu gern, daß Fürst Bismarck soeben in dieser Frage einen Nichterfolg zu verzeichnen gehabt hatte und man von keinem Staatsmann, auch nicht dem größten, erwarten darf, daß er das Objekt eines solchen ver-

größern werde, dann aber auch, daß die deutschen Ansprüche auf diese Inseln durch den Schiedsspruch Papst Leos XIII. als nur denen Spaniens nachstehend bezeichnet worden waren. Unter diesen Umständen würde der Erwerb der Karolinen durch eine dritte Macht, und an Bewerbern fehlte es bekanntlich nicht, wenn vielleicht auch vom Volke nicht als eine nationale Niederlage empfunden, jedenfalls in diplomatischen und politischen Kreisen als eine solche verwertet worden sein. Dies verhindert und zugleich die letzte Gelegenheit benutzt zu haben, einen Stützpunkt in dem Mittelmeer der Zukunft, dem Stillen Ozean, zu erwerben, war wohl eines Geldopfers wert.

Wenn Deutschlands Streben in den letzten zehn Jahren darauf gerichtet gewesen ist, eine Weltmacht zu werden und die erworbene Stellung würdig auszufüllen, so begegnen wir in den Vereinigten Staaten von Nordamerika denselben, dort als Imperialismus bezeichneten Tendenzen, während in England das Bedürfnis, die einzelnen Teile des großen Reichs enger aneinander zu schließen, immer schärfer hervortritt. Der energischste Vertreter des Imperialismus in Amerika ist Präsident Roosevelt, der des „greater Britain“ der englische Kolonialminister Chamberlain. Der Präsident der Vereinigten Staaten ist auch in Deutschland eine sympathische Persönlichkeit, während dem englischen Staatsmann bei uns vielfach kaum die Beachtung entgegengebracht wird, die er als Realpolitiker und als der bedeutendste englische Staatsmann der Gegenwart unzweifelhaft verdient. Er hat als solcher bereits seine Proben abgelegt, während Präsident Roosevelt vielleicht mehr durch das wirkt, was man von ihm, unklar, erwartet, als durch das, was er bereits geleistet hat. Wer sich über die Bedeutung der von Mr. Chamberlain eingeschlagenen Politik klar werden will, möge sich daran erinnern, daß Cecil Rhodes und kürzlich Carnegie England das Prognostikon gestellt haben, daß es über kurz oder lang von dem großen Bruderreiche absorbiert werden werde. Der Möglichkeit, daß der Schwerpunkt der angelsächsischen Welt von London nach Washington verlegt werde, durch eine Einigung des britischen Reichs entgegenzuarbeiten, ist ein Gedanke, der mehr als Spott und seichte Verurteilung verdient, besonders da auch Deutschland durch ein Ueberwiegen Amerikas vielleicht in wenig angenehme Mitleidenschaft gezogen werden könnte.

Der deutschen Politik ist manchmal der Vorwurf des „Nachlaufens“ gemacht worden. Er dürfte jedoch kaum ein verdienter sein. Daß gute persönliche Beziehungen zwischen Staatsoberhäuptern und leitenden Staatsmännern, wenn sie sich auch als zur Ausgleichung prinzipieller Gegensätze unzureichend erweisen müssen, nicht wenig dazu beitragen können, Verstimmungen zu verhindern und vorhandene zu beseitigen, liegt auf der Hand; über die Art und Weise, solche Beziehungen anzuknüpfen und zu verfolgen, kann man verschiedener Ansicht sein, ganz entschiedener Einspruch muß aber gegen die unqualifizierbare Art und Weise erhoben werden, in der solche Fragen in letzter Zeit von einzelnen Organen der Presse in Wort und Bild behandelt worden sind. Die Roheit, die sich während des südafrikanischen Krieges in manchen Blättern breitmachte, treibt

jetzt andre Blüten, die ebensowenig geeignet sein dürften, Deutschland die Sympathien oder die Achtung der Gebildeten andrer Nationen zu erwerben.

In Vorstehendem ist mehr als einmal der Gefahren gedacht worden, die die öffentliche Meinung für den Frieden zwischen den Völkern in ihrem Schoße trägt. Fürst Bismarck machte, nachdem er einmal die Zeit der Unpopularität überwunden hatte, seit 1866 die öffentliche Meinung in Deutschland, und er war nach seinem Sturz vielleicht noch mehr deren Vertreter als vorher. Diese Popularität war für seine Nachfolger im Amt eine stete Bedrohung und ein dauerndes Hindernis, und dieser oppositionellen Haltung der „Stimme des Volks" ist es unzweifelhaft zuzuschreiben, wenn der Regierung, wie sich das bei mehr als einer Gelegenheit und ganz besonders während des südafrikanischen Krieges gezeigt hat, die Zügel der öffentlichen Meinung vollständig aus den Händen glitten. Aber nicht allein in Deutschland ist dies der Fall. Während des Konflikts mit Venezuela hat die englische öffentliche Meinung nicht aufgehört, gegen das Zusammengehen mit Deutschland Sturm zu laufen, und die Absage der englischen Regierung an das deutsche Projekt der Bagdadbahn ist schließlich doch auch nur gleichen Einflüssen zuzuschreiben gewesen. Wir dürfen uns leider auch keinen Illusionen darüber hingeben, daß, wenn in den Vereinigten Staaten Präsident Roosevelt aufrichtig und energisch bemüht ist, ein gutes Verhältnis mit Deutschland herzustellen und zu unterhalten und die Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland, soweit die Regierungen in Betracht kommen, nichts zu wünschen übrig lassen, in beiden Ländern die Stimmung des weitaus größten Teils der Bevölkerung eine nichts weniger als deutschenfreundliche ist. In Rußland läßt sich dies mit Sicherheit auf die Rolle zurückführen, die der Deutsche bei der ethischen, politischen und industriellen Erziehung und Entwicklung des Landes gespielt hat; es sind eben nur besonders gut veranlagte Schüler, die ihren Lehrern ein dankbares Andenken zu bewahren pflegen; außerdem mag ein Teil der Lehrer auch nicht gerade dazu angetan gewesen sein, derartige Gefühle zu erwecken. In Amerika scheinen ähnliche Ursachen vorzuliegen und der Haß gegen die „damned dutchmen" zum Teil wenigstens auf die Tatsache zurückzuführen sein, daß in vielen der großen industriellen und andern Unternehmungen die technische Leitung in der Hand von Deutschen, eingewanderten oder im Lande geborenen, liegt. Daß industrielle und kommerzielle Konkurrenz und die darin vielfach betätigte Ueberlegenheit der Deutschen viel, vielleicht das meiste mit dem Deutschenhaß der Engländer zu tun hat, braucht kaum erwähnt zu werden. Alle diese Erscheinungen bestätigen aber ein Wort, das der Herzog von Broglie bei der von ihm bei Gelegenheit der vor einigen Jahren eröffneten „Société d'histoire diplomatique" gesprochen hat: „Tout est bien changé et le present qui passe sous nos yeux ressemble peu au passé que nous étudions. Pourtant ce qui change le moins ce sont les intérêts et les passions que ces intérêts font naître." Diese Interessen und Leidenschaften, die zu allen Zeiten bestanden haben und in immer wechselnden Formen auf der Bühne des Lebens wiederkehren, haben heute, wo die Politik aus der Stille

der Kabinette in den Lärm der Märkte gezogen worden ist, eine ganz andre Bedeutung als früher, und sie zu erkennen, zu würdigen und zu benutzen muß die Hauptaufgabe der modernen Diplomatie sein. Ob die deutsche sich dieser Aufgabe und ihrer Wichtigkeit immer ganz bewußt ist, kann manchmal zweifelhaft erscheinen; zu wünschen aber ist, daß sie ihr ihre volle Aufmerksamkeit zu teil werden lasse, denn von ihrer Behandlung dieser Frage dürfte im wesentlichen das Urteil abhängen, das die Nachwelt über sie zu fällen haben wird.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Bibliographie.

Die „internationale Bibliographie".

Es muß eine schöne Zeit gewesen sein, als der Naturforscher gleich dem alten Philosophen sprechen konnte: „Omnia mea mecum porto"; als die Ergebnisse der Wissenschaft in wenigen Büchern niedergelegt waren und der einzelne Gelehrte weite Wissensgebiete zu überschauen und mit dem Gedächtnis zu umfassen vermochte. Hat man es doch noch 1544 bei Gründung der Universität Königsberg für ausreichend gehalten, für die „oberen Fakultäten", nämlich Theologie, Jurisprudenz und Medizin, je einen Professor anzustellen. Und ähnliche Weite des von einem Einzelnen beherrschten Gebietes läßt die Geschichte des Ordensgeistlichen Kaspar Schott (geboren 1608 in Königshofen bei Würzburg) erkennen, der als Professor der Theologie und der Mathematik in Palermo wirkte und als Professor der Mathematik und Physik 1666 in Würzburg starb. Mit dem Umfang der seither gewonnenen Erkenntnis wuchs natürlich auch die Schwierigkeit des Ueberschauens fremder Arbeitsergebnisse. Indem einerseits durch beständig zunehmende Spezialisierung der Wissenschaft und Herausbildung immer neuer Sondergebiete die Bewältigung der vorhandenen geistigen Besitztümer für den Einzelnen eingeschränkt und erleichtert wurde, strebte man andrerseits nach abgekürzter Zusammenstellung des Hauptinhaltes der Literatur. Die wissenschaftlichen Zeitschriften pflegen ihre Leser mit den wichtigsten Erscheinungen der behandelten Gebiete bekannt zu machen, und besondere Jahresberichte der einzelnen Wissenschaften sorgen für regelmäßige Sammlung und Veröffentlichung von Uebersichten über die Fachliteratur. Hierbei haben sich aber zwei Uebelstände herausgestellt. Die wissenschaftlichen Jahresberichte erscheinen in den meisten Kulturländern, teilweise sogar im gleichen Lande und für gleiche Fächer in mehrfacher Herstellung, und hiermit sowie mit der außerdem von den Zeitschriften vielfach gelieferten Berichterstattung ist eine bedauerliche Verschwendung wissenschaftlicher Arbeitskraft verbunden, weil nahezu das Gleiche an vielen Stellen geliefert wird, während eine einzige Bearbeitung genügte. Und dennoch dürfte eine ganz vollständige Zusammenstellung aller für ein Fach in Betracht kommender Publikationen nirgends gelungen sein, weil es zweitens trotz redlicher Mühe der Beteiligten nicht möglich ist, außer den eigentlichen Fachschriften alle die Zeitschriften zu erlangen und zu durchforschen, in denen gelegentliche Mitteilungen aus dem bearbeiteten Sondergebiete enthalten sind.

Erwägungen dieser Art waren es, die zunächst in England zu dem Plan führten, den seitens der „Royal Society" herausgegebenen Catalogue of scientific papers sachlich und räumlich zu erweitern: Während darin bisher nur die Titel der in periodischen Schriften

enthaltenen Arbeiten nach alphabetischer Anordnung der Verfassernamen gegeben wurden, sollte ein neues Unternehmen die gesamte naturwissenschaftliche Literatur berücksichtigen, neben dem Autorenverzeichnis auch eine sachlich angeordnete Zusammenstellung bieten und durch gemeinsame Arbeit aller Kulturvölker hergestellt werden. Eine in solchem Sinne ergangene Rundfrage der „Royal Society" (Frühjahr 1894) fand zahlreiche Zustimmung, und so lud diese Körperschaft für Juli 1896 die Vertreter der verschiedenen Staaten nach London zu einer ersten Konferenz, auf der außer England und seinen Kolonien noch 15 verschiedene Länder vertreten waren, Deutschland durch die Herren Dyck, Dziatzko, Möbius, Schwalbe, van t'Hoff. Weitere Besprechungen in den Jahren 1898 und 1899 bereiteten das Unternehmen vor, das auf der am 12. und 13. Juni 1900 in London tagenden Konferenz endgültige Gestalt gewann. Von deutscher Seite nahmen diesmal teil die Herren F. Klein (Göttingen), Millau und Schwalbe (Berlin). Es wurde bestimmt, daß in allen beteiligten Ländern „Regionalbureaux" gegründet werden sollten, die die innerhalb der Landesgrenzen erscheinende naturwissenschaftliche Literatur sorgfältig zu verfolgen und die Titel aller in die unten genannten Gebiete gehörenden Arbeiten auszuziehen haben. Dies Material wird, nach Verfassern und außerdem nach Fächern und Unterabteilungen geordnet, an das Londoner Zentralbureau geliefert und dort zu gemeinsamer Bearbeitung vereinigt. Alljährlich erscheint mindestens ein Band für jede der 17 Disziplinen, nämlich Mathematik, Mechanik, Physik, Chemie, Astronomie, Meteorologie, Mineralogie (samt Petrographie und Krystallographie), Geologie, physikalische und mathematische Geographie, Paläontologie, allgemeine Biologie, Botanik, Zoologie, Anatomie des Menschen, physische Anthropologie, Physiologie (nebst Pharmakologie, experimenteller Pathologie und experimenteller Psychologie), Bakteriologie. Eine 18. Abteilung: Allgemeine Naturwissenschaft, war in Aussicht genommen, wurde aber einstweilen nicht eingerichtet. Die angewandten Wissenschaften (Technik, Medizin) wurden von der Aufnahme ausgeschlossen, soweit nicht einzelne Arbeiten wissenschaftliche Bedeutung haben. Jeder Band enthält in zwei Teilen die Titel der sämtlichen Arbeiten, die in der betreffenden Disziplin und im Berichtsjahre erschienen sind, einmal alphabetisch nach den Namen der Verfasser geordnet, und zweitens nach dem Inhalt unter Benutzung einer für alle Disziplinen vereinbarten, sorgfältig durchgearbeiteten Einteilung. Vielfach erweist es sich hierbei als notwendig, einzelne Arbeiten in verschiedenen Abteilungen zu nennen, für die sie inhaltlich in Betracht kommt. Die offizielle Sprache dieses „International Catalogue of scientific Litterature" ist für Ueberschriften u. dergl. englisch. Die in englischer, deutscher, französischer, italienischer oder lateinischer Sprache abgefaßten Titel werden unverändert wiedergegeben, alle andern im Autorenkatalog außerdem mit Uebersetzung in eine der vorgenannten Sprachen, im Sachkatalog nur übersetzt. Die Oberleitung dieses Unternehmens ruht bei einer „internationalen Konvention", die 1905, 1910 und dann alle zehn Jahre in London zusammentreten soll, bestehend aus Delegierten aller an der Arbeit teilnehmenden Staaten, wobei kein Staat mehr als drei Vertreter entsenden soll. Die dauernde Aufsicht über die laufende Arbeit, die Finanzen u. s. w. führt das „International Council", bestehend aus je einem Vertreter der beteiligten Staaten, das in der Regel alle drei Jahre in London zusammenkommen soll, nötigenfalls aber von seinem Vorsitzenden auch häufiger einberufen werden kann. Endlich wurde noch eine Executive Committee eingerichtet, bestehend aus vier Mitgliedern der „Royal Society" und je einem Vertreter der vier Hauptsubskribenten (Frankreich, Deutschland, Italien, Vereinigte Staaten) mit der Aufgabe, in etwa monatlichen Sitzungen dauernd den Gang der Arbeiten und den Stand der Finanzen zu kontrollieren. Den Mittelpunkt des ganzen Unternehmens bildet das von Herrn H. Forster Morley geleitete Londoner Zentralbureau.

In den einzelnen Ländern sind bisher 30 Regionalbureaux errichtet worden, nämlich in Oesterreich, Belgien, Dänemark, Aegypten, Frankreich, England, Deutschland, Griechenland, Holland, Ungarn, Italien, Indien und Ceylon, Japan, Kanada, Kapkolonie, Mexiko

Neu-Süd-Wales, Portugal, Norwegen, österreichisches und russisches Polen, Queensland, Rußland, Südaustralien, Schweden, Schweiz, Vereinigte Staaten, Viktoria, Westaustralien, Neu-Seeland, Finnland. Einen interessanten Vergleich gewähren die Zahlen der in den einzelnen Ländern berücksichtigten Zeitschriften und sonstigen periodischen Veröffentlichungen, über die folgende Angaben gemacht werden: Deutschland 1255, Frankreich 853, Vereinigte Staaten 502, England 435, Rußland 395, Italien 197, Belgien 170, Oesterreichisch- und Russisch-Polen 60, Schweden 59, Holland 55, Kanada 41, Japan 31, Norwegen 28, Indien und Ceylon 27, Dänemark 20, Portugal 19, Griechenland 11, Südaustralien 6, Kapkolonie 5.

Zum Schluß seien einige Angaben über das deutsche, zum Verwaltungsbereich des Kaiserlichen Reichsamtes des Innern gehörige Regionalbureau hinzugefügt. Dieses befindet sich in Berlin und wird von Herrn Oberbibliothekar Dr. Uhlworm geleitet, dem als wissenschaftliche Beamte die Herren Bibliothekar Dr. Brodmann, Privatdozent Dr. Bräm, Dr. Möller und Dr. Tautz, sowie drei Damen für Schreibarbeit, Expedition und Redaktionshilfe zur Seite stehen. Alle seit dem 1. Januar 1901 in Deutschland erschienenen Drucksachen, in denen irgend eine Mitteilung naturwissenschaftlichen Inhalts vermutet werden kann, werden einer genauen Durchsicht unterzogen, die in Betracht kommenden Titel ausgeschrieben und mit Angabe derjenigen Abteilungen des Katalogs, zu denen sie gehören, versehen. Vergleicht man diese Arbeit mit jener der einzelnen Jahresberichte, wie sie namentlich seitens mehrerer deutschen wissenschaftlichen Vereine für ihre Sondergebiete geliefert wird, so muß die Möglichkeit einer größeren Vollständigkeit zu Gunsten des internationalen Katalogs zugegeben werden. Zahlreiche, wenig verbreitete Gesellschaftsschriften und Veröffentlichungen bestimmter Forschungsrichtung enthalten gelegentlich Arbeiten aus Gebieten, die von ihnen nur ausnahmsweise berücksichtigt und deshalb an dieser Stelle nicht gesucht werden. Gerade solche Dinge werden für die internationale Bibliographie sicher benutzt, weil hier die Publikationen nicht nach einzelnen Sonderfächern, sondern nach Erzeugnissen aller Naturwissenschaften durchsucht werden. Freilich ist es nicht möglich, innerhalb der gegebenen Grenzen auch auf den Inhalt der Arbeiten einzugehen, wie dies seitens der Jahresberichte zu geschehen pflegt; aber dafür bietet die internationale Bibliographie eben eine sonst nicht erreichte Vollständigkeit und liefert durch die sachliche Anordnung des Materials immerhin einen gewissen bescheidenen Ersatz auch für die Inhaltsangabe. Um dieser Aufgabe gerecht zu werden, gibt man grundsätzlich die Titel nicht früher an, als bis die betreffende Schrift wirklich dem Bureau vorgelegen hat. Wie notwendig solche Vorsicht ist, lehrt ein kleines Erlebnis des deutschen Regionalbureaus. Man fand in einer bibliographischen Liste ein Werkchen mit dem Titel „Myosotis“ angekündigt und glaubte es für die Abteilung „Botanik“ notieren zu sollen. Als es aber einging, zeigte sich, daß dies „Vergißmeinnicht“ lyrische Gedichte enthielt!

Sehr wohlwollend erweist sich dem Unternehmen der deutsche Buchhandel mit wenigen Ausnahmen, die man alsbald auch noch zu gewinnen hofft. Beinahe vollständig gehen dem Bureau die Neuheiten des Büchermarktes zu, nötigenfalls auf Ersuchen entsprechend der sehr genau geführten Kontrolle aller buchhändlerischen Ankündigungen. Sämtliche einlaufenden Drucksachen werden nach geschehenem Gebrauch zurückgesendet, wobei für Hin- und Rückweg Portofreiheit besteht. Die von dem deutschen Regionalbureau zusammengestellten Titel erscheinen als „Bibliographie der deutschen naturwissenschaftlichen Literatur“ im Verlage von Gustav Fischer in Jena in wöchentlichen Heften. Seit im September 1901 die Arbeit begann, also in ungefähr fünf Vierteljahren, hat man die Titel von etwa 23000 verschiedenen deutschen Arbeiten abgedruckt und 79000 Autorennamen und Buchtitel nach London geliefert. In London sind bisher neun fertige Bände (Mathematik, Mechanik, Physik I und II, Chemie I, Astronomie, Meteorologie, Mineralogie, Geologie, Geographie, Botanik I, Physiologie I, Bakteriologie) erschienen.

Der Etat des deutschen Regionalbureaus betrug für 1902: 27000 Mark. Leider sind die Preise der Katalogbände recht hoch bemessen. Für das erste Jahr hat man in

London die Ausgabe von 21 (4 Doppel)-Bänden in Aussicht genommen, deren Preise zwischen 10 und 37 Schilling liegen, zusammen 360 Schilling betragen. Die vorerwähnte deutsche Bibliographie erscheint in drei einzeln käuflichen Abteilungen, die die exakten, die beschreibenden Naturwissenschaften und die medizinischen Fächer enthalten und jährlich für 9, 7, 9 Mark, zusammen für 20 Mark geliefert werden. Eine baldige Ermäßigung dieser Preise erscheint überaus wünschenswert, damit die Bibliographie recht weite Verbreitung und reichhaltige Benutzung finde. Das würde zugleich auch ein wohlverdienter Lohn für diejenigen Gelehrten sein, die in redlicher und mühevoller Arbeit das Werk vollenden und, auf eignen literarischen Ruhm verzichtend, selbstlos der Naturforschung dienen.

Prof. Dr. R. Börnstein, Berlin.



Medizin.

Erfahrungen mit der Aufhebung des Kurpfuschereiverbotes.

Ein Menschenalter ist dahingegangen, seit trotz des Widerspruches des Medizinalkollegiums und der Regierung die Aufhebung des Befähigungsnachweises für Ausübung der Heilkunde zum Gesetz wurde (1869). Eine Approbation ist seitdem nur mehr für den nötig, der sich den Titel Arzt beilegen will; die Tätigkeit eines solchen darf jeder ausüben.

Bis dahin wurde nach dem Strafgesetzbuch mit Geld- oder Gefängnisstrafe (bis zu drei Monaten) belegt, wer ohne vorschriftsmäßige Approbation ärztliche Tätigkeit ausübte. Dadurch wurde zwar nicht die Kurpfuscherei aus der Welt geschafft, so wenig Diebstahl durch Gesetze abgeschafft wird, aber sie war wenigstens in das richtige moralische Licht gerückt.

Nur mit Kopfschütteln kann man die Gründe lesen, die damals für diese Aufhebung ins Feld geführt wurden. Der Staat habe kein Recht, für die Gesundheit des Körpers seiner Bürger zu sorgen; das Verbot der Kurpfuscherei sei unsers Volkes unwürdig, denn es besitze Einsicht und Bildung genug, um Arzt und Pfuscher zu unterscheiden; wenn diese erst in voller Oeffentlichkeit ihr Treiben üben könnten, würde alsbald ihre Zahl abnehmen, da der Glorienschein des Märtyrertums wegfiele; Verbote hälfen nichts, besserer Schutz für die öffentliche Gesundheit werde durch Bestrafung der etwa angerichteten Schäden erzielt.

So ideal und liberal diese Gründe sich ausnehmen, ebenso trügerisch erwiesen sie sich, und die vom Minister Delbrück dagegen gemachten Bedenken haben sich in vollstem Maße erfüllt.

Nicht nur keine Einschränkung des Pfuschertums ist eingetreten, nein, ein unerhörtes Wachstum sowohl was Zahl, Art und namentlich Frechheit des Betriebes anbelangt. Das Volk weiß nicht nur nicht den Arzt dem Pfuscher gegenüber zu würdigen, es hat sich sogar teilweise durch die schamlose Selbstüberhebung und die systematisch betriebene Aerztehetze in seinem Vertrauen zu den Aerzten erschüttern lassen und stellt den Pfuscher über den Arzt. Gibt es doch Prozesse, in denen sich „Naturheilkundige“ es energisch verbaten, mit jenen „Giftmischern, Mordbuben und Schulgelehrten“ auf eine Stufe gestellt zu werden, eine Frechheit, die den gewünschten Eindruck auf die Menge nicht verfehlt hat. Wer Kranke behandelt, der ist eben in den Augen des Publikums ein „Doktor“, und während die Scheingelehrten sich besondern Zuspruches von seiten der niederen Klassen erfreuen, sind die Hokuspokus treibenden Magnetopathen und andre Mystiker bei den oberen Klassen besonders beliebt, wie das Eintreten einer Reihe hochadeliger Namen für einen vor Eintritt in seine Heilkunst und später wegen Schwindeleien bestraften Magnetiseur in Berlin beweisen mag. Daß sich Individuen der unsaubersten Art mit Vorliebe als Heilkünstler auftun, ist eine immer wieder gemachte Erfahrung. Bedarf es hierzu doch außer einer gehörigen Dosis Frechheit und Gewissenlosigkeit weiterer Vorbildung und Mittel nicht, während andrerseits

der Ertrag ein vorzüglicher ist — Pfuscher mit Einkommen bis in die 20000, 30000, 100000, selbst 200000 Mark und mehr pro Jahr gibt es genügend — und die Gefahr, mit dem Gesetz in Konflikt zu geraten, minimal ist, da der Nachweis direkter Schädigung sehr schwer gelingt, andrerseits die Unwissenheit, der Glaube an sich selbst und die Berufung auf andre Kurpfuscher als mildernde Umstände für den Pfuscher anerkannt werden.

Einige Zahlen mögen über Vorleben, Bildungsgrad, Charakter und Gefährlichkeit der Pfuscher ein Bild geben. Schon unmittelbar nach Aufhebung des Kurpfuschereiverbotes wurden Klagen über das Ueberhandnehmen und die erhöhte Frechheit der Kurpfuscher laut, Klagen, die von Jahr zu Jahr sich steigerten, entsprechend der immer rapider wachsenden Zahl. Im Jahre 1887 zählte man im Deutschen Reiche 1713, im Jahre 1898 3059, im Jahre 1901 5303 Kurpfuscher! Das sind natürlich Minimalzahlen. Das Verhältnis zwischen Pfuschern und Aerzten ist etwa 30:100. In Sachsen sogar 56:100, ja in sechs Bezirken gab es mehr Pfuscher als Aerzte. Weitaus der größte Teil der Pfuscher hat noch nicht einmal eine einigermaßen ausreichende Allgemeinbildung. Bei mindestens 79% beschränkt sich diese auf Volksschul- oder niedereren Bildung. Der „berühmte Naturarzt und Heillehrer" Bilz kann weder orthographisch noch stilistisch schreiben; dafür aber treibt er sein blühendes Geschäft — sein geradezu gesundheitsgefährliches, von Unsinn strotzendes „Heilbuch" hat allein ihm circa zehn Millionen getragen — in scham- und ehrloser und die Volksgesundheit gefährdender Weise, wie ihm gerichtlich nachgewiesen wurde.

Damit sind wir auf die Charaktereigenschaften der Pfuscher gekommen. Es läßt ja schon ein gehöriges Maß von Gewissenlosigkeit vermuten, wenn jemand einen so verantwortungsvollen Beruf ohne die nötigen Vorkenntnisse betreibt. Die Tatsachen bestätigen diese Vermutung. In Berlin waren 29%, in Hamburg 15%, (2½% mit Zuchthaus) von den männlichen, 15% bezw. 3% von den weiblichen Kurpfuschern vorbestraft. Betrug, Sittlichkeitsverbrechen, Diebstahl, Meineid, Unterschlagung, Desertion, Schwängerung junger Mädchen oder Geisteskranker, unlautere Geschäftspraktiken u. a., das sind die Leumunde; gab es doch einen begnadigten Mörder (Pohl in Görlitz), der als Kurpfuscher reges Geschäft betrieb, und eine Heilkünstlerin Schön machte Reklame mit den Worten: Zurück aus Koburgs Gefängnis, wo ich Muße gefunden, über die sichere Heilung der Schwindsucht und Rhachitis nachzudenken, übe ich wieder meine Praxis aus!

Daß solche Kreaturen die Kranken, die in ihrer gutgläubigen Hoffnungssucht sich ihnen anvertrauen, betrügen, ausbeuten und gesundheitlich schädigen werden, ist kaum anders zu erwarten. Zahllose, jeden Tag sich erneuernde Erfahrungen zeigen andrerseits, daß die blödesten Anpreisungen Glauben finden. Man besehe sich den diesbezüglichen Inseratenteil irgend einer Zeitung, eines Witzblattes, eines Volkskalenders ꝛc. Irgend ein Kraut (Weidemanns russischer Knöterich!) oder Stoff (Glandulen, Novozon, Lohinhalationen ꝛc.) wird ausposaunt als unfehlbares Mittel gegen Lungenschwindsucht; es findet enormen Absatz. Unter dem Titel: „Wie ich mein jahrelanges Lungen-, oder Krebs-, oder Zucker-, oder Geschlechtsleiden los wurde," schreibt irgend einer eine „Gratis"-Broschüre, in der er dann ein wertloses, wenn nicht gefährliches Mittel um unerhörten Preis empfiehlt, zum Beispiel Damp in Berlin einen das Herzgift Spartium enthaltenden Tee als „absolut harmlos und sicher wirkend gegen Schwindsucht", eine Pariser Firma „Olivers wunderbare Biskuits gegen alle Geschlechtsleiden", die durch ihren Quecksilbergehalt sehr gefährlich sind. Es nennt sich einer Spezialist für unheilbare Leiden, ein andrer garantiert bleibende und rasche Heilung, auswärts brieflich, ein dritter hat ein Pflaster, das Krebsschäden, Knochenfraß, Magenleiden, Gicht ꝛc. ꝛc., „anerkannt allein sicher" wegbringt, ein vierter gibt an, aus abgeschnittenen Haaren, getragenen Hosen oder deren Knöpfen, aus dem Anblick des Halses oder der Augen alle Krankheiten zu erkennen und verdient sich so ein Rittergut, ein fünfter heilt Zuckerkrankheit „ohne Diät" in kürzester Zeit mittels Zitronenkur, Djoeat, Antimellin oder Antineon, oder Schwindsucht mit Sanjana oder Entbakterin ꝛc. ꝛc. Sie alle finden Zulauf und machen gute Geschäfte. Das Publikum kommt allmählich dahinter, daß es geprellt ist, es wendet sich auch einmal der eine oder andre an

ärztliche Beamte oder Bezirksvereine oder den Staatsanwalt, um dann die Antwort zu erhalten, daß ihnen nachträglich nicht zu helfen ist. Um vorzubeugen, erlassen Behörden Warnungen gegen solche offenkundige Schwindeleien; der Erfolg ist gleich Null; die Pfuscher sind eben als Geschäftsleute keine Pfuscher und wissen, daß fortgesetzte Reklame ihnen mehr hilft, als eine Warnung schadet. Einige den Patienten bei momentanen Besserungen oder an Zahlungsstatt abverlangte, wenn nicht einfach gefälschte Dankesschreiben namentlich wiegen alle Warnungen auf. Bestrafungen wegen unlauteren Wettbewerbes werden zu den Geschäftskosten gerechnet, und in einer nicht faßbaren Weise die Reklame fortgesetzt (z. B. für den absolut wirkungslosen „Sauerstoffzuführungsapparat" Oxydonor Victory [Preis 210 Mark!] oder die angeblichen Magnesium-„Superoxyde" der Sauerstoffernährungsgesellschaft Vitafer, die Andiphones-Ohrbrillen rc.).

Stiften denn aber diese Treibereien wirklich Schaden? Dieser Frage begegnet man oft, weil man sich in unserm wohlgeordneten Deutschland gar nicht vorstellen kann, daß wirklich bedenkliche Verhältnisse nicht gesetzlich getroffen würden?

Nun in den letzten Jahren sind über 200 Gesundheitsschädigungen und 58 fahrlässige Tötungen im Deutschen Reich, außer Sachsen und Preußen, nachgewiesen worden. In Preußen erfolgten von 1890 bis 1897 wegen fahrlässiger Körperverletzung und Tötung in 177 Fällen Verurteilungen zu insgesamt circa 64 Jahren Gefängnis und 8000 Mark Geldstrafen. Eine Enquete in Pommern ergab 60, in Breslau 98, in dem kleinen Bezirk Oppeln 15 solcher Fälle! Wer möchte solchen Zahlen gegenüber noch an der Gefährlichkeit der Kurpfuscherei zweifeln? Und doch geben sie ein nur sehr unvollkommenes Bild; denn der Nachweis, daß die Schädigung nur durch die Behandlung erfolgte, ist sehr schwer zu erbringen; geringergradige, die ein verlängertes Siechtum, eine Verschleppung der Krankheit bis zu einem nicht mehr reparablen Zustand, eine erhöhte Gefahr bringen, sind nicht in Zahlen zu fassen. Ebensowenig die seelische Qual, in die Kranke durch das so beliebte Andichten nicht vorhandener oder schwererer Krankheiten versetzt werden, die Schäden, die das Nichterkennen, die Uebertragung und das Versäumen von vorbeugenden Maßregeln bei ansteckenden Krankheiten, die Ausstellung falscher oder gefälschter Impf- und Totenscheine, die Aufhetzung gegen die Medizinalgesetze (Melde-Impfpflicht), die Irreleitung des Publikums durch afterwissenschaftliche Heillehren (Naturheilmethode, Magnetismus, Gebetheilung rc.), Bücher, Vorträge rc. bedingen, die enormen Gefahren auf dem Gebiete der Geschlechtskrankheiten, die ganz besonders ein Tummelplatz und Beutefeld gewinnsüchtiger Kurpfuscher sind, die Erhöhung der Unsittlichkeit (Anpreisung von antikonzeptionellen Mitteln, Kindsabtreibung, Frauenuntersuchung durch Männer, Männerbehandlung durch Frauen, anstoßerregende Vorträge über geschlechtliche Dinge) u. a. m.

Gegenüber all dem treten die materiellen Schäden an Bedeutung für die Allgemeinheit zurück, obgleich ein allgemeines Interesse an solcher Geldverschwendung, wie für die Bücher eines Bilz (zehn Millionen), Platen (drei Millionen) rc., und namentlich ein ideelles an der Hintanhaltung des Betruges, der Beutelschneiderei und des entnervenden Anblicks solch ruchlosen und mühelosen Gewinnes nicht zu leugnen ist. Verführt dieser doch Aerzte, die gleichen Wege der schamlosen Reklame zu gehen, und ihre wissenschaftlichen Prinzipien aufzugeben, getreu dem Ausspruch eines Naturarztes K.-H.: wir müssen jetzt die Naturheilbewegung ausnutzen, in zehn Jahren geht uns niemand mehr auf den Leim! Wer will es da Individuen der geschilderten Sorte verdenken, wenn sie Kranke in der unverfrorensten und widerlichsten Weise ausbeuten? Wenn einer einem armen Dienstmädchen für Röntgenstrahlenbehandlung ihrer beginnenden Schwindsucht pro Sitzung 80 Mark abnimmt, ein andrer einer Witwe pro Besuch 20 Mark und, als sie schließlich nicht mehr zahlen kann, es ablehnt, weiter noch zu kommen, ihr aber empfiehlt, ihm ein Gebetbüchlein abzukaufen, in dem sie Trost finden könne; wenn zwei Pfuscher einer Frau versprechen, sie vor der Amputation des Beines zu retten, und ihr für Güsse, Wickel und Sonnenbäder 10000 Mark abnehmen, obgleich ihre Behandlung die Amputation erst recht nötig machte;

wenn ein Tischler armen Epileptischen seine mit großer Reklame angepriesenen Säckchen mit „exotischem Pflanzenpulver“, in Wirklichkeit Kohlepulver, um 15 Mark das Stück, aufhängt, oder ein andrer ein armes, seit 15 Jahren taubes Dienstmädchen für 100 Mark elektrohomöopathisch behandelt und ihm Heilung verspricht, aber natürlich nicht verschafft! Dabei ist charakteristisch, daß in den beiden letzten Fällen, wie in vielen ähnlichen, Freisprechung erfolgte, weil angenommen werden könnte, daß die Pfuscher an die Heilkraft ihrer Mittel geglaubt hätten.

Nun, sofern es sich um Aerzte handelt, die solch niederträchtige Praktiken treiben, bietet die schon in mehreren, leider nicht allen (Bayern z. B.), Staaten in Kraft getretene Ehrengerichtsordnung eine Handhabe. Gegen Nichtärzte sind wir machtlos. Zwar ist in jüngster Zeit in Preußen eine begrüßenswerte Verordnung erlassen worden, die die Meldepflicht der nicht approbierten Heilpersonen verfügt und öffentliche Anzeigen verbietet, sofern sie über Vorbildung, Befähigung oder Erfolge dieser Personen zu täuschen geeignet sind oder prahlerische Versprechungen enthalten. Indes ganz abgesehen davon, daß die Pfuscher durch die Eintragung eine „halbe Approbation“ erhalten und daß das Verbot der öffentlichen Ankündigung — gegen das ein Teil der Presse, der aus dieser Art Reklamen so reichen Gewinn zog, natürlich scharf zu Felde zieht, u. a. „weil es eine Rechtsunsicherheit geschaffen“, die doch nur in Betracht kommen kann, wenn man bis dicht an die Grenze des irgend Zulässigen gehen will, das noch immer weiter reicht, als ein anständiges Blatt gehen sollte, — nicht die z. B. von Bilz betriebene private Reklame zu hindern vermag, muß es so lange trotz guten Willens zu unzureichenden Abwehrmaßregeln kommen, als die Gesetze nicht für das ganze Reich gelten — in Bayern müßte z. B., um eine entsprechende Verordnung zu erlassen, erst ein Gesetz gemacht werden — und der Betätigung jener Personen nicht vorgebeugt wird. Sollen wirklich die Schäden der Kurpfuscherei nach Möglichkeit vermieden und ihre Zunahme eingeschränkt werden, eine Notwendigkeit, die auch der obige Erlaß anerkennt, so muß wieder ein Kurpfuschereiverbot eingeführt und mit der Ironie aufgeräumt werden, daß Pfandverleiher, Stellenvermittler, Trödler, Tanz-, Turn- und Schwimmlehrer, Theaterdirektoren, Kaminkehrer, Kutscher, demnächst vielleicht auch Gastwirte, Bauhandwerker, Dachdecker 2c. einen sittlichen und technischen Befähigungsnachweis erbringen müssen, während die so verantwortungsvolle ärztliche Tätigkeit jeder katilinarischen Existenz ohne solche Schranke zugänglich ist!

Dr. O. Neustätter, München.



Literarische Berichte.

Wahrheit. Der „vier Evangelien“ dritter Teil. Roman in 4 Büchern von Emile Zola. 6. Aufl. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. Zwei Bände 371 und 355 S.

Zolas Evangelien sollten unvollendet bleiben! Als drittes in der Reihe Fruchtbarkeit, Arbeit, Wahrheit, Gerechtigkeit, bildet das vorliegende Werk sein Testament. Es gilt als Vermächtnis in erster Linie seinem Vaterland. Frankreich, das er mit allen Fasern seiner Seele liebt, wahrhaft groß zu sehen, seine Schäden ausgemerzt, seine Schmach getilgt zu wissen, das ist der Ton der Sehnsucht in diesem Buch. Seine volkserzieherische Absicht aber, die sich in keinem der späteren Werke Zolas verbirgt, macht auch dieses bedeutungsvoll für die ganze Kulturwelt, und sie hält der künstlerischen Wirkung fast die Wage.

Die vielverschlungene Handlung zu skizzieren, ist auf knappem Raum unmöglich. Die Grundlage bildet ein wohl frei erfundenes Gegenstück zum Dreyfus-Prozeß (vgl. „Der Siegeszug der Wahrheit“ und des Dichters persönliche Bemühungen in dieser Affaire), nämlich die ungerechte Verurteilung des

Lehrers Simon von Maillebois, auf die die vergebliche Revision, dann die unerwartete Begnadigung, weiter der Rückschlag sittlicher Entrüstung und schließlich, dem Urbild prophetisch vorausgreifend, der volle Sieg der Wahrheit folgt. Diese muß sich wie ein Naturgesetz von selbst durchsetzen, wenn einmal Aufklärung vorhanden ist. All das wird aber nicht in papierener Zeitungssprache oder langweiligem Prozeßaktenton referiert, sondern wickelt sich in kampfbewegten Bildern Schlag auf Schlag vor unsern Augen ab. Wir bewundern dabei aufs neue Zolas Kunst der Schilderung großer Massen, der Strömungen und Leidenschaften ihrer einzelnen Gesellschaftsklassen. Beachtenswert ist seine Vorliebe für den Lehrstand, der die Fackel der Wahrheit zu tragen berufen ist; dadurch verschwindet aus der mehr und mehr erleuchteten Volksseele die knechtische Denkart früherer Geschlechter. So geschieht es, daß aus dem verlorenen Frankreich, das zu den toten Nationen gehört, in die sich der Katholizismus eingefressen hat wie Ungeziefer und Fäulnis (II, S. 67), eine Nation neugeschaffen wird, glücklich durch die vollkommene Belehrung aller Bürger und fähig der Wahrheit und Gerechtigkeit (Schluß des Buchs).

Wenn die Dichtung — so darf man das hochinteressante Werk füglich heißen — hier in utopistische Zukunftsbilder ausläuft, so wird es als Vorrecht des begabten Dichters eingeräumt werden müssen, das Ideal zu zeichnen, auch wenn seine Verwirklichung ausgeschlossen scheint. —ck.

Eduard Mörike. Sein Leben und Dichten, dargestellt von Harry Maync. Mit Mörikes Bildnis. Stuttgart 1902. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.

Es hat lange angestanden, bis Mörike eine gerechte Würdigung gefunden hat, und noch länger, bis ihm eine eingehende biographische Darstellung zu teil wurde. Dr. Maync — gleichzeitig mit seinem Werk erschien noch eine Mörike-Biographie von K. Fischer — hat alles vorhandene Quellenmaterial benutzt. Er hat umfassende Studien gemacht und keine Mühe gescheut, um Aufklärungen über Mörike zu erhalten. Sein Fleiß und seine Ausdauer blieben nicht unbelohnt. Seine Biographie ist eine vorzügliche wissenschaftliche Leistung, die sich von seiten der Kritik der besten Aufnahme erfreut. In 9 Kapiteln beschreibt er mit großer Sorgfalt und Gründlichkeit das Leben Mörikes. Mit der fortlaufenden Biographie hat er eine treffliche Würdigung der einzelnen Werke Mörikes verknüpft. Seine Darstellung ist gewandt. Die Quellennachweise und Anmerkungen sind als Anhang beigefügt. Möge das Werk die wohlverdiente Anerkennung aller Mörike-Freunde finden! E. M.

Zur Gründung einer Deutschen National-Schule. Denkschrift von A. Kreßmann, Major a. D. Karlsruhe i. B., G. Braun.

Mit hoher Begeisterung tritt der Verfasser für die Idee einer Deutschen Nationalschule ein, die in Wertheim a. M. verwirklicht werden soll. Er entwirft nach einem Nachweis des Bedürfnisses einer solchen Anstalt ein Programm für die künftige Erziehung der Zöglinge. Wer sich für diesen Plan interessiert, der von ganz aktueller Bedeutung ist, der lese diese sehr interessante Schrift, die zudem reich illustriert ist und nur eine Mark kostet. Mr.

Charakterbilder aus der heimischen Tierwelt von Dr. William Marshall, Professor an der Universität Leipzig. Leipzig, A. Twietmeyer.

Der Verfasser ist nicht nur ein hervorragender Zoologe, sondern er versteht es auch ganz vorzüglich, die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung und gewissenhafter Naturbeobachtung in anregender Darstellung dem Laien zugänglich zu machen. Unter dem Titel „Die Tiere der Erde“ läßt er gegenwärtig bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart ein großes, im besten Sinne volkstümlich gehaltenes und mit über 1000 Bildern nach lebenden Tieren geschmücktes Werk erscheinen, das die Fauna aller Weltteile in ungemein anregender Weise schildert. Dagegen werden in den Monographien, die wir in diesem stattlichen und mit zahlreichen Abbildungen geschmückten Bande vereinigt finden, ausschließlich Gestalten unsrer heimischen Tierwelt behandelt. Der Maulwurf, der veränderliche Alpen- und Schneehase, Grimbart, der Dachs, Hamster, Eichhorn, die Singmäuschen, Ratten, Rattenfänger und Rattenkönige, der immer seltener werdende Elch; ferner unsre Hausschwalbe, Amsel, Kiebitz und Gans, dann der Karpfen und der Wels oder Weller, endlich Schmarotzerfliegen, Marienkäferchen, die Schlammfliege und jene Schildlausart, die den jetzt meist durch die Cochenille verdrängten roten Farbstoff, das sogen. Johannisblut, liefert, werden in abgerundeten, anziehenden und ungemein viel Interessantes bietenden Schilderungen vorgeführt. Wir wünschen dem lehrreichen Buche recht zahlreiche Leser, auch unter der heranwachsenden Jugend. Fr. R.

Franz Liszts Briefe an Carl Gille. Mit einer biographischen Einleitung herausgegeben von Adolf Stern. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Die Briefsammlungen Wagners und Liszts gehören zum Interessantesten auf dem Gebiete moderner Briefstellerei. Liszt schrieb meist französisch. Hier haben wir zur Abwechslung wieder deutsche Briefe vor uns, in denen sich die Frische und der Humor des Adressaten

spiegeln, obwohl die Zeit von 1856 bis 1886 (Liszts Todesjahr) reicht. Der Jurist Gille (1813—1899) war seit 1838 von entscheidendem Einfluß auf Jenas Kunst- und Konzertleben, ein Mann von unerschrockener Tatkraft, von jugendlicher Begeisterungsfähigkeit und kluger Besonnenheit, ein Vorkämpfer für Beethoven, Wagner und namentlich für Liszt, mit dem ihn das freundschaftliche Du verband. Die Briefe sind außerordentlich fesselnd. Neben vielem andern, was uns Liszt als Künstler und Menschen näher bringt, bezeugen sie die innige Verehrung dieses Meisters für Bach, Händel, Schütz! Der Verfasser, der für Liszt 1870 die Beethoven-Kantate dichtete, hat verdienstlicherweise noch einige von Wagner und P. Cornelius an Gille gerichtete Briefe beigefügt, die allgemeinen Wert haben. Leider fehlt das Personen- und Sachregister, das La Mara ihren Briefpublikationen mitzugeben pflegt. Nächst dem Briefwechsel mit Wagner sind die vorliegenden Briefe dem, der an Liszt herantritt, am meisten zu empfehlen.

Dr. K. Gr.

Hans Huckebein, der Unglücksrabe, und **Die kühne Müllerstochter** von Wilhelm Busch. Oktavausgaben. Stuttgart 1903, Deutsche Verlags-Anstalt.

Auf Veranlassung Eduard Hallbergers, des Begründers der weitverbreiteten Familienzeitschrift „Ueber Land und Meer", schrieb und zeichnete Wilhelm Busch seinerzeit eine Reihe von Humoresken, die ungemeinen Beifall fanden und später auch in Buchform zahlreiche Auflagen erlebten. Diese bisher nur in großem Quartformat vorhandenen Humoresken, die zu den volkstümlichsten Schöpfungen des Künstler-Poeten gehören, sind nun in handlichem Oktavformat erschienen, so daß sie sich in Format und Ausstattung den übrigen Schriften von Wilhelm Busch anschließen. Den einen Band (kart. 3 M.) leitet „Hans Huckebein" ein, der vielleicht die ergötzlichste Gabe der Busch-Klassizität darstellt:

„Hier sieht man Fritz, den muntern Knaben,
Nebst Huckebein, dem jungen Raben."

Im Verein damit erhält der Leser zwei weitere drollige Geschichtchen: „Das Pusterohr" und „Das Bad am Samstag Abend". Der andre Band (kart. 2 M.) enthält „Die kühne Müllerstochter", eine nicht minder gelungene Schöpfung des in seiner Art unvergleichlichen Humoristen, sowie den munteren „Schreihals" und die drastische „Prise". In ihrem neuen, schmucken Gewande werden diese prächtigen Buschiaden nicht nur den Beifall der Jugend finden, sondern auch alle Erwachsenen ergötzen, die sich mit und an der Jugend zu erfreuen lieben.

Fr. R.

Was ist national? Von Prof. Dr. Kirchhoff. Halle 1902, G. Schwetschke.

Die vielfach paradoxen Ausführungen über den Begriff „Nation" gipfeln in den Sätzen: Das Merkmal der Zugehörigkeit zu einer Nation ist die Staatsbürgerschaft. Die Polen sind tatsächlich Deutsche und sind offiziell zu germanisieren; im privaten Verkehr mögen sie polnisch sprechen. Nicht Nationalität, nicht Bluts- und Sprachverwandtschaft macht die Nationen, sondern der Raum. Der ernste, zu Taten und Opfern bereite Wille, eine Nation zu bilden, ist das Geheimnis ihres Entstehens. Auch in Oesterreich-Ungarn wäre die Natur des Landes kein Hindernis für eine große nationale Entwicklung gewesen. Solange in Oesterreich-Ungarn als in einer deutschen Nation regiert wurde, war Oesterreich-Ungarn eine geschlossene Nation, wenn auch von verschiedenen Nationalitäten gebildet. — Der Widerspruch gegen die Ausführungen des bekannten Geographen kann hier nicht des weiteren begründet werden.

G. Schultheiß.

Erinnerungen einer Urgroßmutter. (Katharina Freifrau von Bechtolsheim geb. Gräfin Bueil) 1787—1825. Mit Originalbriefen von Goethe, Wieland, Herder, Kaiserin Katharina II. — und von andern. Herausgegeben von Carl Graf Oberndorff. Mit 12 Illustrationen und 6 Faksimilebeilagen. Berlin 1902, F. Fontane & Co.

Der Band enthält die Aufzeichnungen einer Urenkelin der Frau d'Epinay und Pflegetochter Friedrich Melchior von Grimms, die diese niedergeschrieben hatte, um ihren beiden Kindern, Alexander und Clotilde, ein anschauliches Bild jener Zeiten zu geben, die ihnen ihrer damals noch allzu großen Jugend oder ihrer zeitweiligen Abwesenheit vom Aufenthaltsorte der Mutter halber nicht bekannt oder erinnerlich sein konnten. Von 1825 an lebte sie wieder mit den Kindern zusammen, und so hörten die Niederschriften von selbst auf.

Ende 1790 verließ die Familie Bueil Frankreich und begab sich über Journay, Brüssel, Aachen und Düsseldorf nach Gotha, wo Grimm, der ebenfalls hatte aus Paris flüchten müssen, für sie und sich selbst ein Haus gemietet hatte. Hier wuchs Katharina unter sorgfältiger Leitung heran und heiratete 1807 Emil Freiherrn von Bechtolsheim, den Sohn Juliens von Bechtolsheim, der Freundin Wielands. 1810 wurde sie Witwe und widmete sich nun ausschließlich der Erziehung ihrer Kinder.

Das Buch entwirft eine fesselnde, zum Teil geschichtlich und kulturgeschichtlich recht wertvolle Schilderung des Lebens der höheren Gesellschaftskreise in Deutschland, namentlich an den kleinen Höfen, wie dem von Gotha, Braunschweig, Mecklenburg-Schwerin. Erwünschte Beigaben sind der Wiederabdruck des

Briefwechsels Grimms mit Katharina II. sowie die Veröffentlichung mehrerer Briefe der Frau von Staël, Goethe, Herder, Wieland, Karl Augusts, Dalbergs an die Schwiegermutter der Memoirenschreiberin, und einige Gedichte Juliens selbst. Von Goethe, Herder und Wieland ist je ein Brief in Faksimileabdruck mitgeteilt.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Gedanken und Meinungen des hochwohlgeborenen Herrn Spielberg, Freiherr von Natur, und von Gottes Gnaden sein eigner König. Stuttgart, Robert Lutz.

Das Buch ist ein temperamentvoller Protest gegen allerlei Unarten und Unsitten der modernen Kultur; man könnte auch sagen — da es in seiner schroffen Einseitigkeit fast überall angreift und verneint — gegen die moderne Kultur. In Staat und Gesellschaft finden kaum irgendwelche Erscheinungen Gnade vor den Augen des Verfassers. Das Strebertum in jeder Beziehung, der große Markt der Eitelkeit und Heuchelei, Staatsgeistlichkeit und Justiz, Akademiker und Offiziere, Parlamentarier und Kapitalisten, Presse und Großstadt — gegen alle und alles in der heutigen Kultur richtet sich das Verdammungsurteil. Die selbstgewordene Persönlichkeit allein hat wahre Existenzberechtigung. Sucht man nach literarischen Parallelen, so möchte ich weniger an Nietzsche denken, der im Vorwort genannt wird, als an Stirner und Nordau, vor allem aber an einen Großen, dessen Geist aus diesen Blättern spricht, an Rousseau. Rückkehr zur Natur! Damit ist im Grunde alles Positive in diesem Werke ausgesprochen und umfaßt. An diese Forderung schließt sich unmittelbar die andre, daß Grund und Boden Gemeinschaftsgut sei. Damit sind wir bei dem Programm der modernen Bodenreformer angelangt. Einseitig bis zur Ueberspanntheit und widerspruchsvoll — nicht nur gegen andre, sondern auch in sich selbst, verdient das meist aphoristisch geschriebene, halb individualistisch, halb kommunistisch anmutende Werk doch gelesen zu werden, da es manche wetterfeste Wahrheit in sich birgt. Br.



Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Ancey, Georges, Die Hochwürdigen. Komödie in sechs Akten. Uebersetzt von F. Gräfin zu Reventlow. München, Albert Langen. M. 2.—

Avadânas, Die. Indische Erzählungen und Fabeln. Aus dem Französischen übersetzt von Albert Schnell. Rostock, Stillersche Hof- und Universitätsbuchhandlung.

Beowulf, Im Schleier der Maya. Ein Entwurf arischer Welterfassung. Innsbruck-Leipzig-Wien, Deutschvölkischer Schererverlag.

Bergmann, Julius, System des objektiven Idealismus. Marburg (Hessen), N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. M. 4.80.

Björnson, Björnstjerne, Sigurd Slembe. Schauspiel. Uebersetzt von Cläre Greverus Mjöen. München, Albert Langen. M. 3.—

Brandt, M. v., Die Zukunft Ostasiens. Ein Beitrag zur Geschichte und zum Verständnis der ostasiatischen Frage. Dritte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Stuttgart, Strecker & Schröder. M. 2.50.

Brockhaus' Konversations-Lexikon. Vierzehnte vollständig neubearbeitete Auflage. Neue revidierte Jubiläumsausgabe. XII. Band. Mit 87 Tafeln, 28 Karten und Plänen und 215 Textabbildungen. Leipzig, F. A. Brockhaus. Gebunden M. 12.—

Cohn, Prof. Dr. Georg, Die Gesetze Hammurabis. Rektoratsrede gehalten am Stiftungsfeste der Hochschule Zürich. Zürich, Art. Institut Orell Füssli. M. 1.50.

Darwinistische Vorträge u. Abhandlungen. Herausgegeben von Dr. W. Breitenbach, Odenkirchen. Heft 7: Der Scheintod, als Schutzmittel des Lebens. Von Dr. Walther Schoenichen, Schoeneberg. Mit 8 Abbildungen. Odenkirchen, Dr. W. Breitenbach. M. 2.—

Deutsche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben von Prof. Dr. Otto Lyon. Heft 5, Wilh. Heinr. v. Riehl. Von Dr. Th. Matthias. Heft 6, Gustav Frenssen. Von Prof. Dr. K. Kinzel. Leipzig, B. G. Teubner. 50 Pf. pro Bändchen.

Düring, Dr. H., Die Praxis des Patent-, Muster- und Zeichenwesens. Hilfsbuch für den Verkehr mit den Patentbehörden des Reichs und des Auslandes. Erster Teil: Deutschland, Grossbritannien, Union. Berlin, Carl Heymanns Verlag. M. 2 —

Ferien-Bilderbuch von „Ueber Land und Meer". Mit 150 Abbildungen von L. Wain. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Kartonniert M. 1.50.

Fischer, Theodor, Stadterweiterungsfragen.

Mit besonderer Rücksicht auf Stuttgart. Ein Vortrag. Mit 32 Abbildungen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 1.20.

Fogazzaro, Antonio, Die Kleinwelt unsrer Väter. Roman. Aus dem Italienischen übersetzt von M. Gagliardi. Mit einer biographischen Einleitung und dem Bildnis Fogazzaros. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 4.50.

Goldfriedrich, Johann, Die Rechtfertigung durch die Erkenntnis. Leipzig, Friedrich Brandstetter. M. 4.50.

Gorki, Maxim, Zigeuner und andere Geschichten. Deutsch von Korfiz Holm. Kleine Bibliothek Langen, Band 61, München, Albert Langen. M. 1.—

Hartenstein, Anna, Die Freundin. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 3.—

Hedin, Sven, Meine letzte Reise durch Inner-Asien. Mit einer Einleitung von Prof. Dr. Dove, dem Bildnis des Verfassers und einer Karte. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. M. 1.50.

Kaufmann, Dr. Franz, Leopold Kaufmann, Oberbürgermeister von Bonn. Ein Zeit- und Lebensbild. Mit Bildnis Leop. Kaufmanns. Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft. Köln, J. P. Bachem. M. 4.—

Klein-Hattingen, Oskar, Bismarck und seine Welt. Grundlegung einer psychologischen Biographie. Zweiter Band, erster Teil: Von 1871—1888. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. M. 8.—

Lagerlöf, Selma, Eine Herrenhofsage. Erzählung. Aus dem Schwedischen übersetzt von Pauline Klaiber. München, Albert Langen. M. 1.50.

Maupassant, Guy de, Frau Pariſſe und andere Novellen. Kleine Bibliothek Langen, Band 63. München, Albert Langen. M. 1.—

Meyrink, Gustav, Der heiße Soldat und andere Geschichten. Kleine Bibliothek Langen, Band 62. München, Albert Langen. M. 1.—

Prévost, Marcel, Die kleine Venezolanerin und andere Novellen. Kleine Bibliothek Langen, Band 60. München, Albert Langen. M. 1.—

Queiroz, José Maria Eça de, Stadt und Gebirg. Aus dem Portugiesischen übersetzt von Luise Ey. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 3.—

Revue de Paris, La, 10e Année. Nr. 11. 1er Juin 1903. Paraît le 1er et le 15 de chaque mois. Paris. Prix de la livraison Frs. 2.50.

Ritter, Albert, Jones Very, der Dichter des Christentums. Linz a. d. D., Oesterreichische Verlagsanstalt.

Schlemihl, Peter, Neue Grobheiten. Simplicissimus-Gedichte. Kleine Bibliothek Langen, Band 65. München, Albert Langen. M. 1.—

Shaw-Caldecott, W., The linear measures of Babylonia. About B. C. 2500. From the „Journal of the Royal Asiatic Society“ April 1903.

Skram, Amalie, Professor Hieronymus. Roman. Aus dem Norwegischen übersetzt von M. Mann. Zweite Auflage. München, Albert Langen. M. 2.—

Spanische Unterrichtsbriefe nach der Originalmethode Toussaint-Langenscheidt. Brief 25 bis 27. Alle 14 Tage erscheint ein Brief à M. 1.—. Vollständig in zwei Kursen à 18 Briefe. Bei Vorausbezahlung des ganzen Werkes M. 27.—. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Staatslexikon. Zweite, neubearbeitete Auflage. Herausgegeben von Dr. Julius Bachem. 30. bis 33. Heft. Erscheint in 5 Bänden von je 9 bis 10 Heften. M. 1.50 pro Heft. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.

Steffen, G., Friedrich Nietzsches Weltanschauung und Lebensmaximen nach seinen Werken. 7 Essais. Göttingen, L. Horstmann. M. 1.50.

Süd- und Mittelamerika. Von Prof. Dr. Wilhelm Sievers. Mit 145 Abbildungen im Text, 10 Kartenbeilagen und 20 Tafeln, teilweise in Farbendruck. Zweite, neubearbeitete Auflage. Leipzig, Bibliographisches Institut. In Halbleder gebunden M. 16.— oder in 14 Lieferungen à M. 1.—

Taschenwörterbuch der spanischen und deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Zusammengestellt von A. Paz y Mélia. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung. Zwei Teile in einem Band M. 3.50.

Tetmajer, Kazimierz, Przerwa-, Aus der Tatra. Erzählungen. Band 2 von „Polnische Autoren“. München, Dr. J. Marchlewski & Co. M. 1.50.

Thürlings, Prof. Dr. Adolf, Die schweizerischen Tonmeister im Zeitalter der Reformation. Bern, A. Francke. 65 Pf.

Wallner, Just, Erzählungen. Linz a. d. D., Oesterreichische Verlagsanstalt.

Wedekind, Frank, Frühlings Erwachen. Eine Kindertragödie. Dritte Auflage. München, Albert Langen. M. 1.50.

Weininger, Dr. Otto, Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung. Wien, Wilhelm Braumüller. M. 8.—

Weise, Prof. Dr. O., Musterstücke deutscher Prosa zur Stilbildung und Belehrung. Leipzig, B. G. Teubner. In Leinwand geb. M. 1.40.

Woerl's Reisehandbücher. Mit Rundreisebillet durch Italien. Mit Stadtplänen, Eisenbahnkarte und zahlreichen Illustrationen. Leipzig, Woerl's Reisebücherverlag. M. 2.—

Zelle, Stabsarzt Dr. W., 1812. Das Völkerdrama in Rußland. Mit einer Karte. Braunschweig, Richard Sattler. M. 3.—

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue“ sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Einige weitere ungedruckte Briefe des Generalfeldmarschalls Grafen v. Roon.

III.

In Fortsetzung der Veröffentlichung der aus den Nachlaßpapieren des Generalfeldmarschalls Grafen v. Roon uns gütigst zur Verfügung gestellten, bisher ungedruckten Briefe lassen wir zunächst ein Schreiben folgen, das Roon unmittelbar nach seinem Eintreffen in Thorn und nach der Uebernahme des seiner Führung anvertrauten damaligen 33. Infanterie-(Reserve)-Regiments, des heutigen ostpreußischen Füsilier-Regiments Nr. 33 Graf Roon, unter dem 1. Februar 1851 an die Eltern seiner Gattin in Groß-Tinz gerichtet hat:

„Nachdem ich hier," so schreibt er, „ein wenig warm geworden, eile ich Euch, Ihr Lieben in Groß-Tinz, zu sagen, daß ich am 24. v. M. gesund hier angekommen und am folgenden Tage die Zügel meines Regiments mit Gottes Hülfe in die Hand genommen habe, daß es mir wohl geht und dem Anschein nach auch ferner wohl gehen wird. Ich befinde mich in der vortheilhaften Lage, daß man höheren Orts mein Regiment für etwas verwahrlost hält; wenn es nun künftig wieder in Gunst käme, wird man es auf mein Konto schreiben; geht es aber auch nicht gleich nach Wunsch, so wird man die bemerkten Mängel mir wenigstens nicht allein zur Last legen. Ihr seht, der Philosoph Panglos ist mein Vorbild oder auch Chamissos Hans im Glück. Von Thorn unterhalte ich Euch gar nicht; es würde mir ohne allen Zweifel hier recht sehr gefallen, wenn ich hier bliebe. Nun ist aber heute vom Generalkommando der Befehl eingegangen, mich zum baldigen Abmarsch nach Königsberg zu rüsten, was denn auch geschehen wird. Es geht also nicht nach Danzig, sondern vom Sauerkohl zur grauen Erbse, und vom Pfefferkuchen zum Marzipan. Ich werde meine geographischen Kenntnisse erweitern und meines neuen Laufes Pflichten unter den Augen des kommandierenden Generals lernen und üben. Hat auch sein Gutes! Wie mir Oberpräsident Eichmann gestern in einem sehr lieben und freundlichen Briefchen geschrieben, so ist Graf Dohna in den allergünstigsten Dispositionen für mich, ohne Zweifel infolge Eichmannscher und Hirschfeldscher Mittheilungen. Hat sein Bedenkliches und — Demüthigendes,

werde mir indeß Mühe geben, die günstigen Gönner bei Kredit zu erhalten. — Für meine armen Kadetten ist diese neue Garnisonsveränderung freilich äußerst bedenklich, werde ich sie nun in die Sommerferien kommen lassen können? Die Hin- und Herreise wird mir wieder über 100 Taler kosten. Es lebe der große von der Heydt![1] Indeß das muß sich historisch entwickeln; jeder Tag hat seine eigne Plage."

Nachdem dann Roon in betreff seiner beiden ältesten Söhne, die seit 1848 in dem unweit Groß-Tinz belegenen Kadettenhause zu Wahlstatt sich befanden, einige Anweisungen erteilt, fährt er fort:

„Meine Sorgen für meine hiesigen 2000 Kinder haben nun auch begonnen. Die fallen mir recht, recht schwer aufs Herz, je mehr ich sehe, in wie vielfacher Beziehung ihnen geholfen werden muß. Der verdammte Fusel thut auch hier unendlichen Schaden; ihm sind alle Exzesse und Vernachlässigungen zur Last zu legen. Aber wie ist dagegen anzukämpfen? Die ganze Provinz säuft, sagt man mir, und wer von Mäßigkeitsvereinen spricht, wird für einen offenbaren Narren gehalten. — Saufen, Stehlen, Unreinlichkeit, das sind die drei Teufeleien, deren ferneres Gedeihen ich zu hindern habe. Aber wie? Gott steh' mir bei, ich weiß es nicht! Aber bin ich nur erst aus dem hiesigen Kasernenschmutz heraus und habe ich nur erst einige Alliierte, so hoffe ich, wird es mit Gottes Hülfe allmählich besser werden. Die Verlegung des Regiments ist in vielfacher Beziehung sehr erwünscht. Verschleppte Wechselfieber und eine epidemische Augenkrankheit, die nicht selten mit tödtlicher Wassersucht und gänzlicher Erblindung endigen und ihren Entstehungsgrund in den schlechten dunkeln und feuchten Kasernenräumen finden, überfüllen das Lazarett, und eine fast gänzliche Entblößung von ärztlicher Pflege läßt es zweifelhaft, ob die Kranken nicht besser daran sind, wenn sie gar nicht ins Lazarett geschickt werden. Das ist aber nur eine Seite des Elends, das ich hier gefunden, aber mehr als wahrscheinlich, erst ganz geringen Teils gefunden habe. Aber ich bin guten Muths. Gott wird helfen! Verzeiht, Ihr Lieben, diese Ergießungen meines regimentsväterlichen Herzens; Ihr werdet es natürlich finden, daß ich von dem spreche, was mich am meisten beschäftigt. Wie weit liegen dagegen alle Coblenzer Amtssorgen, die ganz andrer und verschiedener Art waren, hinter mir."

Aus den „Denkwürdigkeiten" ist bekannt, daß Roon schon im Herbst 1851 von Königsberg nach Köln mit seinem Regiment übersiedelte und dort noch bis zum Jahre 1856 an dessen Spitze gestanden hat. Da er in diesen Jahren, abgesehen von kurzen Unterbrechungen, mit seiner Gattin andauernd vereinigt war, so war zu einem eingehenden Briefwechsel mit dieser nur selten Anlaß. Ergänzend sei hier eine Stelle aus einem von Köln aus an seine Schwiegermutter unter dem 17. Januar 1854 gerichteten Briefe eingeschaltet, in dem es nach einem ärztlichen Berichte über den Verlauf einer nicht unbedenklichen Erkrankung seiner Gattin unter anderm heißt:

[1] Damals Handelsminister und Verwalter des Eisenbahnressorts.

„Der Prinz von Preußen war vorgestern abend hier eingetroffen, um nach Berlin zu gehen, um die schon vor drei Jahren kirchlich benutzte Schloßkapelle einweihen und das Ordensfest mitfeiern zu helfen. Er erschien gestern auf der Wachparade und nach dieser am Offiziertisch meines Regiments, zu dem er sich mit dem Befehl, die gewöhnliche Kost zu reichen, eingeladen hatte. Natürlich wurde dieser Befehl nicht eben wörtlich befolgt, obwohl es immer noch frugal genug zuging. Es hatten ebenso natürlich sich alle übrigen Offiziere und die direkten Vorgesetzten des Regiments und des 30. mit eingeladen und unnatürlicherweise waren dann auch noch sämtliche Stabsoffiziere der Garnison zur Betheiligung aufgefordert worden, ganz gegen meinen Wunsch, weil gegen den des Prinzen der mit der Tischgesellschaft und nicht mit der Garnison zu essen begehrt hatte. Indeß setzte ich es durch, daß die erstere wirklich mit dem Prinzen an einem Tische saß, weshalb wegen der Beschränktheit des Raumes die Volontärs im andern Zimmer speisten. Abends war großer Ball beim Regierungspräsidenten, auf dem auch die gestern nachmittag eingetroffene Frau Prinzessin erschien. Diese Festlichkeit zu beschreiben, lohnt nicht der Mühe, denn sie glich allen ähnlichen. Heut früh sind die Herrschaften nach Berlin abgefahren, wo sie bis Ende Februar zu bleiben gedenken. Man war gegen mich gnädig wie sonst, ohne mich gerade hochmütig zu machen. Auch war von einer Veränderung meiner Stellung keine Rede. Merkwürdig ist mir danach das Gerücht, mit dem man Euch regaliert hat. Aus welcher Weltgegend hat Euch denn die Fama damit angeblasen? Darauf sind wir wirklich neugierig. Bläst der Wind vielleicht aus Mainz?"

*

In welchem innigen geistigen und religiösen Verkehr Roon mit seinem Schwiegervater gestanden hat, zugleich aber auch, wie ernst er es mit der Erziehung sowohl seiner eignen Kinder wie mit dem Einfluß auf die seiner Führung anvertrauten Untergebenen nahm, davon gibt folgendes unter dem 24. Mai 1854 an seinen Schwiegervater gerichtetes Schreiben Zeugnis:

„Mein theurer, lieber Vater," — so schreibt er in Erwiderung der Glückwünsche, mit denen ihn dieser zu seinem Geburtstage erfreut hatte — „Dein Geburtstagsbrief mit seinen herrlichen Glückwünschen, mit denen Du gerade das getroffen hast, was mich im Innersten meiner Seele am tiefsten bewegt, hätte längst mein lebhaftes Dankwort flüssig gemacht, wenn nicht allerlei dienstliche, häusliche und hausväterliche Sorgen mich in den letzten Wochen so vielfach zerstreut hätten, daß ich darum das Antworten immer verschob; denn ich wollte dabei ganz unbeunruhigt und gesammelt sein, um Deine herzinnige Ansprache und den dadurch in mir erzeugten Eindruck ganz und voll unter dem Schreiben wieder zu empfinden, wenn ich auch vorher wußte, daß ich nicht fähig sein würde, Dir diesen Eindruck durch meine Feder so deutlich zu bezeichnen, wie meine Dankbarkeit es wünscht und wünschte.

Du hast es getroffen; was mein Herz am innigsten bewegt, das ist der Wunsch, dessen Erfüllung Du mir von dem Herrn erflehst, daß meine Kinder

allesamt seine Kinder bleiben und immer mehr werden möchten und ich mit ihnen. Das ist der Inbegriff und höchste Ausdruck alles meines Wünschens und Strebens, wie matt und halb ungenügend letzteres auch oft sein mag. Schöneres ist freilich einem wohlmeinenden Vater, der nur zu oft die eigne Unzulänglichkeit und die Notwendigkeit der Hülfe einer höheren, mächtigeren Hand fühlt, nicht zu wünschen! Denn unter allen Gütern, die man nicht aus eigner Kraft erlangen und erringen kann, ist dies ohne Zweifel das köstlichste, ja das einzige, was wirklich noth thut. Was man sich selbst verschaffen und zu eigen machen kann, ist nicht Gegenstand unsers Sehnens und Bittens und Wünschens, sondern vielmehr dasjenige, was uns ohne höheren Beistand, ohne Gottes Gnade immer unerreichbar bleibt. Die Grenzen meiner Kraft, die Unzulänglichkeit aller pädagogischen Kunst und Sorge aber fühle und finde ich täglich, stündlich im Verkehr mit denen, die mir Gott zur Führung in und außer dem Hause anvertraut hat. Unsere Seufzer," so schreibt er mit Bezug auf eins seiner Kinder, dessen Erziehung ihm damals besondere Noth machte, „müssen noch viel herzlicher und häufiger werden; zugleich aber haben wir, besonders ich, inniger als bisher um Geduld und um die Langmüthigkeit und Gelassenheit zu bitten, die unser großer Vater und Erzieher an uns doch täglich bewährt. Ja, ich erkenne es demüthig an, daß ein Kind, das uns Noth macht, zum Erzieher für uns selbst bestimmt ist und wir uns dieser Zucht zu fügen haben. Leider muß ich ebenso bekennen, daß es nicht immer geschehen, und damit manches Unrecht an dem Knaben begangen ist, oder nicht vielmehr an diesem allein, sondern an allen, die mir anvertraut sind. Das wäre zum Verzagen, ohne die uns in Christo verheißene, verzeihende Liebe unsers himmlischen Vaters. Es ist ein armselig Ding um alle menschliche Kraft! In diesem Sinne ist das neulich gelegentlich angeführte Citat: ‚Stolz will ich meine Spanier' gewiß zu verwerfen; ich meinte es freilich anders und würde diesen andern Begriff von Stolz, wonach dieser eben nicht als Synonym von Hochmuth, also auch nicht als Gegensatz von Demuth zu denken ist, auch heute noch als berechtigt zu vertheidigen versuchen, wenn dies nicht als bloßer Wortstreit ganz müßig erschiene. Dieser Stolz, den ich als Gegensatz von niedriger Gesinnung, wie Niederträchtigkeit, Kriecherei und Menschenfurcht denke, war nicht bloß bei Luther und allen sogenannten großen Männern, sondern selbst bei Christo, unserm Vorbilde, der zwar mit Zöllnern und Sündern zu Tische saß und seinen Jüngern demüthig die Füße wusch, dennoch aber sich innerlich ferne hielt von der gemeinen Menge und sie äußerlich als Schlangen und Otterngezüchte bezeichnete."

Nachdem er so dem Schwiegervater über seine pädagogischen Sorgen sein Herz ausgeschüttet hat, gereicht es ihm um so mehr zur Freude, über seinen ältesten Sohn, wenn auch, wie er hinzufügt, „unter Furcht und Zittern", nur Erfreuliches melden zu können. „Du weißt," so schreibt er, „er ist Selektaner und Portepee-Unteroffizier (in der Hauptkadettenanstalt). Ganz neuerdings zeigt mir Oberst v. Schlegell, der neue Kadettenkommandeur, in einem sehr freundlichen Briefe unter Lobsprüchen an, daß Seine Majestät unsern Erstgeborenen zu seinem Leibpagen erwählt habe. Meine Freude darüber ist um so reiner, als ich annehmen muß, diese Wahl sei

auf W. lediglich seiner guten Conduite halber gefallen, denn die andern drei Leibpagen für beide Majestäten sind: der eine (St. Paul) der Sohn des vor Fridericia gefallenen Majors und einer Kammerfrau der Kaiserin von Rußland, der andre (Lindheim) der Sohn des kommandierenden Generals und einer ehemaligen Hofdame der Königin, und der dritte (Reitzenstein) der Sohn eines ehemaligen Flügeladjutanten Seiner Majestät. Es werden dem Könige aber immer zwölf der besten Kadetten vorgeschlagen, aus denen er vier auswählt. Abgesehen von dem Vorzuge, der damit an sich verbunden ist, pflegt auch der andre sich daran zu knüpfen, daß Seine Majestät einen Beitrag zur Offiziersequipierung (gewöhnlich 20 Friedrichsdor) gibt, und die Leibpagen meist beim 1. Garde-Regiment anstellt, welches letztere ohnehin lange mein Wunsch für W. ist, denn das Offizierkorps dieses Regiments ist nach meiner Ueberzeugung das solideste und sittlichste in der ganzen Armee, das ihr eine große Zahl der trefflichsten Offiziere erzogen hat. Prinz Friedrich Karl, mein ehemaliger Zögling, hatte mir bereits deshalb früher seine Befürwortung versprochen; es wird daher mit Gottes Hülfe wohl glücken, wenngleich die Konkurrenz nicht gering ist. Daß der junge Mensch übermüthig werde, möge Gott gnädig verhüten. Eine kleine Demütigung meldet er, da er schreibt, daß er in einer einzigen Reitstunde — dreimal in den Sand gefallen ist." — —

Ein besonders köstliches Zeugnis der tief innerlichen Frömmigkeit Roons und seines reichen Gemütslebens ist das nachfolgende, an die Eltern seiner Gattin in Groß-Tinz unter dem 10. Mai 1856 gerichtete Schreiben, mit dem er wieder deren ihm zum 30. April ausgesprochene Geburtstagswünsche erwidert. Es ist das letzte, das aus seinem Kölner Aufenthalt vorliegt, und das daher auch unter dem Eindruck der Ungewißheit steht in betreff der ihm damals nahe bevorstehenden Versetzung. Es lautet:

„Herzinnig geliebte Eltern! Diese Kollektivanrede sagt Euch sogleich, daß ich es vorziehe, Euch zugleich zu antworten auf die lieben, warmen Geburtstagsbriefe, die ich von Euch erhalten. Für diese und für die mir dadurch gewordene Freude gebührend jedem einzelnen zu danken, dünkt mich fast zu schwer; nicht daß ich zu träge dazu wäre, sondern weil ich mein Unvermögen fühle, Euch dasjenige genügend und mich selbst befriedigend auszudrücken, was ich beim Erblicken dieser neuen Zeichen Eurer alten Liebe für mich im Innersten meines Herzens empfand und empfinde, und weil man doch niemand zumuthen kann, den eignen Bankerott in einem Niedersitzen zweimal zu erklären. Nehmt also, Ihr lieben theuersten Freunde in der Ferne, meinen herzlichen, innigen Dank, daß Ihr mir's von neuem, und zwar so lieb und warm zu sagen wußtet, daß Ihr mich lieb habt, denn an dieser erfreulichen, mich beglückenden Thatsache selbst habe ich nie und hätte ich auch nimmer gezweifelt, selbst wenn kein Buchstabe und kein Loth Reinlichkeitsmittel für mich aus Groß-Tinz gekommen wäre. Der Mensch bedarf aber freilich der Liebeszeichen von seinen Geliebten, damit er warm und linde bleibe oder werde und nicht erkalte noch erstarre in selbstgenügsamer Isolierung, wozu die wachsenden Jahre ohnehin disponieren.

Um indeß, trotz des Simultaneums dieser Zeilen, doch einiges auf Euren lieben Brief zu erwidern, wende ich mich zuerst zu Dir, Herzvater! und sage Dir zunächst, daß mich der Eingang Deines Schreibens durch die kindliche Naturfreude, die er atmet, wohl an Jean Paul, noch mehr aber an Dich selbst und Deine eigenste Eigenthümlichkeit erinnerte. Wenn Du aber den lieblichen April ‚unsicher‘ und den kühlen und nassen Mai ‚wonnig‘ nennst, so folgst Du zwar darin der allgemein gangbaren Ansichts- oder Ausdrucksweise, aber nicht Deiner eignen Naturbeobachtung, da der Mai nur in Süddeutschland der ‚Wonnemond‘ ist; von dort her ist uns auch der banale Ausdruck oktroyiert worden; solange ich denken kann, war der April stets wonniger als der Mai. Wenn man aber, wie ich, in der Walpurgisnacht geboren ist, so kann man nicht bezichtigt werden, daß man parteiisch über den streitigen Punkt urtheile. — Nach dieser klimatologischen Bemerkung, die Du dem alten Schulmeister wohl gestattest, zu Ernsterem und Wichtigerem! Gedankt habe ich freilich meinem lieben Herrgott, an diesem letzten Geburtstage vielleicht herzlicher und inniger als je, weil ich ihm zu danken hatte, nicht bloß dafür, was er mir in den 53 Jahren meines Lebens bereits gegeben, sondern auch für das, was er mir zu geben verheißen hat, was denn doch noch viel edler und köstlicher als alle bisher geschenkten Freuden dieses Erdenlebens. Ja! ich bin — gewiß? — ach nein! aber ich freue mich der Hoffnung, der Hoffnung, die in glücklicheren Augenblicken fast zur Zuversicht werden will, daß er mich nicht verlassen, noch versäumen wird, weder im Leben noch im Sterben, daß er mich allmählich immer näher und enger an sich fesselt durch wachsendes Vertrauen und erstarkenden Glauben, wenn auch Fleisch und Blut, Ungeduld und Stolz mich noch mächtig zurückzuhalten streben. ‚Gib mir ein fröhlich Herz!‘ soll ich beten, aber ich bete ‚gib mir ein *stilles* Herz‘; ist *die* Bitte einmal erhört, wird sich die Fröhlichkeit wohl von selbst finden, aber, aber, mein lieber Vater! die Stille fehlt noch sehr; die Unruhe waltet noch sehr vor, und ich bitte Dich, lege ein gutes Wort für mich ein, daß Sturm und Wellen sich besänftigen mögen; daß ich lerne, alle irdischen Sorgen, die mich manchmal fast kleinmüthig machen, dem zu Füßen und ans Herz zu legen, der für uns zu sorgen verheißen hat, wenn wir ihn als Kinder darum anflehen. Es ist mir manchmal, als sehe ich in weiter, blasser Ferne einen Menschen demüthig, geduldig, still und fröhlich unter seinem Kreuz daherschreiten, und dieser Mensch wäre ich selbst, wiewohl älter und bleicher, aber festhalten kann ich dies Bild nicht einmal in meiner Vorstellung, viel weniger noch festbannen in meine Gegenwart hinein. Doch die Hoffnung lasse ich nicht, er und ich, wir sind, wir werden eins! Dann, wenn das Herz stille geworden und der Blick fester und unbeirrter haftet auf dem göttlichen Kreuzträger, der die Sorgen und die Sünden einer ganzen Welt auf sich genommen und dennoch still und geduldig seinen Schmerzensweg ging. — Indeß, wann, wann werde ich so gereift, so geläutert sein? Wird nicht der träge Baum vorher gefällt und ins Feuer geworfen werden?

Das, mein lieber Vater, sind Gedanken, die mir jetzt oft und öfter durch

die Seele ziehen, doch glaube ja nicht, daß sie schon heimisch darin sind; ach nein; es sind nur Zugvögel, die oft genug verscheucht werden durch schlimmere Gäste. Doch Du bist so gut und so unermüdlich für Deiner Kinder Heil besorgt, sollte ich Dir's verheimlichen, wenn Dein alter 53jähriger, ergrauender Junge anfängt, ein heißeres Herz für das Reich zu bekommen, dessen Ausbreitung die Sorge und die Freude Deines ganzen Amts- und Erdenlebens ist. Aber natürlich sind diese Herzensergießungen nur für Dich und meine liebe Mutter und Freundin, der ich nun auch noch einige Worte zu sagen habe.

Mein Wunsch, meinst Du, liebe Mutter, sei, am Rhein zu bleiben. Das kann ich nicht ohne weiteres bejahen. Erstens denke ich, man müsse die Zukunft Gott anheimstellen, und dies denke ich jetzt öfter als sonst. Sodann aber mache ich mir aus dem Wo überhaupt weniger, als Du wohl meinst. Wenn ich in dieser Provinz zu bleiben oder wohl gar nach Mainz zu kommen wünschte, so hatte ich dabei vorzugsweise den Geldpunkt im Auge, Verminderung der Umzugskosten und dergleichen ökonomische Bedenken. Hast Du, wie Du schreibst, ‚zuweilen so eine Ahnung, als werde es ganz anders kommen, wie wir hoffen und ersehnen:‘ so geht es mir ganz ebenso. Wer weiß, ob die Versetzung, die mir bevorsteht, nicht bloß in eine andre Provinz, sondern vielleicht in ein ganz andres Reich führt! Doch ich, ich weiß zu gut, daß dies nicht der Fall ist, und daß mir bei dem Gedanken daran, die Sorge um Irdisches, namentlich um meine unerzogenen, unversorgten Kinder, um mein trautes und jetzt leider sieches Weibchen, das Herz sehr, sehr bedrückt. Du siehst selbst, daß der liebe Gott mir daher in seiner Gnade noch einige Frist gönnen müßte, menschlich zu reden, allein — seine Wege nicht unsre Wege! —

Der Ernst meiner Stimmung wird Dich hoffentlich nicht beunruhigen. Er ist in meiner Lage und in meinen Jahren wohl natürlich. Weder körperliches noch geistiges Uebelbefinden liegt ihm zu Grunde, wenn freilich auch nicht geleugnet werden soll, daß die Stimmung zuweilen einen Mißton enthält und eben zur momentanen Verstimmung wird. Doch finde ich mich gottlob immer bald wieder zurechte. Die Geduldsprobe, auf die mich Gott jetzt setzt, ist wohl hart, denn die Ungewißheit meiner nächsten Zukunft ist wirklich in jeder Beziehung sehr störend. Außerdem wäre mir auch eine Gehaltsverbesserung dringend nöthig, denn ich möchte auf meine alten Tage nicht gern in Schulden gerathen. — Allein — ich will nicht klagen und nicht zagen, sondern vertrauen, fest vertrauen und meine vierte Bitte um so andächtiger beten; endlich hilft es doch! Jawohl sehne auch ich mich sehr herzlich nach einem stillen, gemüthlichen Beisammensein in dem lieben Groß-Tinz, vielleicht wird mir's noch einmal so gut; auch meinen alten Eduard Blanckenburg möchte ich noch einmal wiedersehen. Wer weiß, ob nicht eins und das andre glückt."

Der Brief schließt mit den „herzlichsten und wärmsten Grüßen" an die „liebe, gute Urgroßmutter" (Roons in dem Hause der Schwiegereltern lebende Tante, Frau Regierungsrätin Wolfram geb. v. Roon) und mit dem Wunsche, „daß Gott sie erhalten wolle, bis er auch sie nochmals gesehen habe."

Nur zwei Monate nach diesem Briefe erfolgte die erwartete Versetzung Roons, die ihn als Brigade-Kommandeur nach Posen führte.

Ueber die neuen, ihm bis dahin völlig unbekannten und ungewohnten Verhältnisse, in die er dort eintrat, hat er sich in mehrfachen, an seine Frau gerichteten Briefen ausgesprochen. So schreibt er aus Fraustadt, wohin ihn die Rekrutenaushebung geführt hat, unter dem 3. August 1856, daß er im Begriffe stehe, mit seinem Freunde v. Sommerfeld zur Kirche zu gehen, „wo ich unserm lieben, treuen und gnädigen Gott wiederholt danken will für alle Wohlthaten, die er mir auch hier in dem fernen fremden Lande zu spenden nicht müde wird, namentlich für meine Gesundheit, die trefflich ist, für den Beistand in meinem neuen Beruf, für die Begegnung mit vielen freundlichen Menschen, für die guten Nachrichten von allen meinen Lieben und für manche angenehme Hoffnung.“

Letztere Worte beziehen sich ersichtlich auf eine ihm durch seinen Freund, den General Fischer in Koblenz, zugegangene Nachricht, die ihm die Aussicht zu eröffnen schien, daß der Wunsch des Prinzen von Preußen, ihn wieder in seine Nähe und in die Rheinlande zurückversetzt zu sehen, sich in naher Zeit verwirklichen könne. „Ich erhielt vorgestern,“ so schreibt er, „einen sehr freundlichen Brief von Fischer, der mir verriet, General v. Hirschfeld habe von Oberst v. Manteuffel aus Marienbad eine Antwort erhalten, des Inhalts, daß er Hirschfelds Wünsche in betreff der Mainzer Brigade, sobald sie frei werde, zur Geltung zu bringen trachten wolle. Das klingt allerdings nicht übel, allein es wäre Thorheit, die Erfüllung als zweifellos zu betrachten, ja, ich möchte sie nicht einmal für *wahrscheinlich* gelten lassen. Diese Ansicht mußte mich in Posen um so mehr bestimmen, an die Notwendigkeit einer Wohnungsfrage zu denken, als ich jene Benachrichtigung von Fischer noch nicht erhalten hatte. Meine desfallsigen Bemühungen haben indeß noch kein günstiges Resultat gehabt. — Und so werde ich wohl Zeit gewinnen, bis die Entscheidung über Mainz getroffen ist.“ Bekanntlich sind denn auch die Bemühungen des Prinzen von Preußen und der Freunde Roons, ihn durch die Zurückversetzung nach Mainz wieder an den Rhein zurückzuholen, vergeblich geblieben, und er mußte sich mit dem Gedanken an einen längeren Aufenthalt in der Provinz Posen vertraut machen und danach seine Einrichtungen treffen. Schon einige Tage später schreibt er in dieser Beziehung an seine Gattin: „Hoffentlich hast Du doch zu niemand von den nun vereitelten Mainzer Hoffnungen gesprochen? Hier hat wohl niemand eine Ahnung davon; aber ich möchte auch nicht, daß die rheinischen Bekannten auf unsre Kosten lächelten. Die freundlichen Worte, die Dir der Prinz von Preußen gegönnt hat über diese Sache, sind mir als Zeichen seines Wohlwollens sehr schätzbar, aber sie schneiden jede weitere Einbildung ab; er hat die Sache ganz aufgegeben.“

Ueber die in seiner dienstlichen Stellung gemachten Erfahrungen schreibt Roon gelegentlich einer Schießübung, der er auf den Schießständen des Füsilierbataillons des in Rawitsch in Garnison stehenden 10. Infanterieregiments beiwohnte: „Das Schießen wurde mit gutem Erfolg betrieben. Ueberhaupt gefällt mir alles, was ich bisher von den mir Untergebenen gesehen habe. Mit Aus-

nahme einer gewissen servilen Art von Aufmerksamkeit und Unterthänigkeit, die ich nur gegen Frauen am Platze finde. Deine lieben Landsleute, namentlich die von Adel, haben einmal nun diese Manier; man muß sich also darin finden. Nur wenn ältere Leute darin excellieren, so ist es kaum erträglich."

In Posen selbst, auf der Suche nach einer passenden Wohnung begriffen, die ihn mehrfach auch mit polnischen „Damen" in Berührung brachte, schreibt er von dort: „Von der Genialität polnischer Damen hast Du in der That keinen Begriff; — Unsauberkeit in den Wohnungen und den Kleidern sowie bei den darin steckenden Menschen. Du siehst ein schönes Haus, darinnen eine große Wohnung zu haben sein soll; Du steigst in die Beletage, lässest öffnen und findest drinnen in den Salons denselben gemüthlichen Schmutz, der Dir schon auf Treppe und Hausgang Ekel einflößte. Von dem Grade der Verschlammung und Abnutzung, der in den elegantesten Räumen bemerkt wird, hast Du keinen Begriff. Die heute besehenen Quartiere, auch das, von dem ich eben heimkehre und das ich zu miethen geneigt bin, geben mir zu diesen Exklamationen Veranlassung. Die Beschreibung des letzteren verspare ich, bis ich gemiethet habe. Kommt es nicht dazu, so wäre Beschreibung Zeitverschwendung."

Nachdem Roon im Oktober 1856 zum General befördert worden war, hatte er sich in dieser Eigenschaft beim König zu melden. Darüber schreibt er aus Potsdam am 17. Oktober 1856: „Heute früh hat Seine Majestät mich nebst drei andern Generalen neuesten Gebäcks in Sanssouci empfangen. Was er sagte? Nun er sprach, zu mir gewandt, davon, daß man seine ältesten und besten Freunde in neuen Kleidern kaum wieder erkenne. ‚Sie,' z. B., sagte er zu mir, ‚haben in dem Generalsrock eine wunderbar schöne Taille, die Sie früher gar nicht hatten.' Ich hatte auf der Zunge, daß er sich das Vergnügen meiner Taillenverschönerung hätte früher machen können, aber ich ließ es bei einer stummen Verbeugung bewenden. Er erzählte noch eine Anekdote des Generals Hünerbein über General York, der seine Generale hunzt, wobei dem alten Horn seine große Nase wie ein ‚Puter-Schnabel' bis aufs Kinn hing, sprach dann vom Wetter und entließ uns. Der nacheilende Flügeladjutant lud uns zur Tafel.

„Ich fuhr nun nochmals nach dem Neuen Garten und nach Glienicke, fand aber wieder keinen der prinzlichen Herren. — Vielleicht sehe ich den Prinzen von Preußen heute bei Tafel."

(Fortsetzung folgt.)



Ein Feriendrama.

Von

Josef Oswald.

Wenn an einem Herbstmorgen der Nebel dick und schwer zu Boden sinkt und die grauen Schwaden bis in die nächste Nähe wehen — mit welchem Behagen raucht man da seine Zigarre! Weiß man doch, daß vielleicht schon auf Berghöhe die Luft klar ist und die Sonne warm und kräftig auf das Gewoge scheint. In einer Viertel-, in einer halben Stunde hat sie da und dort ein Loch hineingebrannt, und es entschleiert sich hier ein Stück Strom und da ein Stück Feld. Plötzlich ist der Nebel fort, und unter dem satten Blau lacht das Rheintal, sonnen sich auf den Schieferhöhen die Traubenstöcke, prangt der Wald, dessen Grün schon mit Bronze und Braun, mit Ocker und Zinnober gesprenkelt ist, und auf den Villenterrassen der wilde Wein, der wie Purpur flammt.

So ist es auch heute. Und wie ich da sitze und warte, fällt mir eine kleine Geschichte ein . . .

Auch ihr Held war nur ein kleiner Mann, der eben erst die Sexta glücklich hinter sich hatte. Er hieß Max, aber von den Leuten im Dorfe, wo er zu Besuch war, wurde er der „junge Här" genannt. Denn er war ein feines braunes Kerlchen mit einem breiten weißen Kragen und blauen Pumphosen, und sein Oheim oder vielmehr Großoheim war der „Herr Rat", der, so oft es sein Amt erlaubte, aus der Stadt kam, um das Landleben zu genießen und seiner blinden Schwester Gesellschaft zu leisten. Diese, unvermählt wie er, wohnte jahrein jahraus in dem alten, weitläufigen Hause am Ufer, das ihr und dem Bruder gemeinsam gehörte, ebenso wie ein Garten vor dem Ort und etliche „Wingerte", wie man dort zu Lande die Weinberge nennt. Es wächst da ein guter, bekömmlicher Rotwein, der den Charakter des benachbarten „Ahrbleichert" hat.

In diese freie und eigenartig reizvolle Umgebung aus der eng ummauerten Vaterstadt mit ihrem langweiligen Gymnasium auf fünf lange Ferienwochen verpflanzt zu werden, war kein kleines Vergnügen für unsern Max. Er brauchte nur durchs Fenster zu blicken und er sah den Rhein, leuchtend in der Septembersonne und belebt mit allen möglichen Schiffen, und gegenüber malerische Berge und eine anmutige Ortschaft, die er sogleich abzuzeichnen trachtete. Dabei war das Haus so ganz anders wie die gewohnten Mietskasernen. Eine Mischung von Wunderlichkeit, Feierlichkeit und Gemütlichkeit erfüllte es vom Keller bis zum Speicher und verkörperte sich gleichsam in seinen Besitzern, die am liebsten von vergangenen Tagen erzählten oder schweigsam auf und ab spazierten, indem bald der eine, bald der andre auf die silberne Dose klopfte und umständlich eine Prise nahm. Altfränkisch, wie sie waren, erschienen sie ihm so recht im Einklang

mit den Familienbildnissen an den Wänden, unter denen ein österreichischer General aus der Zeit der napoleonischen Kriege, sehr vornehm anzuschauen, den Ehrenplatz über der „Servante“ innehatte, während draußen im Flur noch weit ältere hingen: Herren mit riesigen Allongeperücken und hochfrisierte Damen mit Wespentaillen, fast durchweg brünette Physiognomien mit kräftig entwickelten Nasen, „Lombardennasen“, wie der Oheim erklärte, denn die Familie sei vor hundert und so viel Jahren aus Italien an den Rhein gekommen. Diesen südländischen Ursprung deutete eine der gemalten Schönen auf eine drollige Weise an: sie hielt nämlich eine Pomeranze in der Hand.

Allein den Mittelpunkt, von dem die Ferienwelt mit ihrer wundervollen Freiheit, mit all den neuartigen, warmen und traulichen Eindrücken einen wahrhaft poetischen Glanz empfing, bildete Stina, die Vertrauensperson der Familie, die den Haushalt führte, da die Tante dazu nicht imstande war, und der Blinden beim Ankleiden wie bei den Mahlzeiten half. Obwohl aus einem kleinen Dörfchen in der Nähe gebürtig, hatte sie in Sprache und Benehmen kaum etwas Bäuerisches, dazu war sie so hübsch, daß jeder Mann auf der Straße ihr nachsah oder mit ihr scherzte, indessen sie doch überall sich in Respekt zu halten wußte.

Auch dem Knaben hatte sie sogleich es angetan, ihre blonde, frauenhaft blühende Erscheinung, ihre Freundlichkeit und Fröhlichkeit wirkten wie ein Zauber auf seine Phantasie; in seinem kleinen Herzen erglänzte jener erste Liebestraum, jene holde und harmlose Schwärmerei, die an den Vorfrühling im Winter gemahnt, da über den kahlen Bäumen ein milder Himmel blaut, dessen Sonne noch nicht brennt, nur erst sanft wärmt. Das Mädchen plünderte ihm zum Spiel und Zeitvertreib Schränke und Speicherkisten, und indem sie auf mancherlei Weise sich mit ihm beschäftigte, erwiderte sie mit mütterlicher Sorglichkeit seine knabenhafte Zuneigung, die sich nicht in Worten ausdrückte, denn er war eine scheue, zurückhaltende Natur, die aber ihr weiblicher Instinkt unschwer erriet. Eine solche Liebe ist wie der Duft einer Waldblume; es liegt in ihrer Unschuld eine so feine Schmeichelei, daß ein Weib kein Weib sein müßte, wenn es nicht seine Freude daran hätte.

Eines Abends nach dem Essen fand er sie allein in der Küche. Das andre Mädchen, das die gröbere Arbeit zu verrichten hatte, stand unten am Tor bei seinem Schatz. Da drängte es ihn zu fragen, ob nicht auch sie einen habe. Im ersten Augenblick meinte er, es verdunkle sich ihr Antlitz wie von einem Schatten. Doch sogleich erhellte es sich wieder zu seiner lieblichen Freundlichkeit, und indes sie ihn am Arm faßte, sagte sie: „Max, was fällt dir ein? — Du bist ja mein Schatz!“ — Darauf küßte sie ihn so herzlich, daß er errötend sich wie im dritten Himmel fühlte.

Am andern Morgen zog er Arm in Arm mit ihr durchs Dorf, damit die Leute sähen, was zwischen ihm und dem großen, schönen Mädchen sich zugetragen hatte, und wirklich bildete er sich ein, daß alle ihn erstaunt betrachteten.

Es war ein gesegnetes Jahr, und in dem Obstgarten draußen vor dem Ort hingen Spaliere und Bäume schwer voll reifer Früchte. Der Ohm in seinem

alten, verregneten Panamahut, das rot und gelb geblümte Foulard lang aus der Tasche hängend, sah trotz der Morgenkühle schon erhitzt aus, so eifrig handhabte er das selbstverfertigte Werkzeug, womit er die Pfirsiche und Birnen herunterholte, die seine Hand nicht erreichen konnte. Hinten vor dem Gartenhäuschen saß die Tante und sonnte sich, und neben ihr lag der alte Rattenfänger, Fido mit Namen, der fast ebenso blind war. Vorn, unweit der Mauer, war Max auf einen Apfelbaum geklettert, während Stina am Fuße stand und mit ihrer blauen Schürze die roten Renetten auffing, die er ihr zuwarf.

Wie hübsch das war! Goldig glänzte ihr Haar in der Sonne, und aus dem lieben Gesichte, das zu ihm emporsah, blickte bald ängstliche Sorge, wenn er wie eine Eichkatze von Ast zu Ast schlüpfte, bald in Lachen ausbrechende Lust über seine Narretei. Aber mitten in die Fröhlichkeit klang auf einmal aus nächster Nähe ein Pfiff, wie ein Raubvogel pfeift. Erschrocken gewahrte er, wie über die hohe Mauer ein Mann guckte, der, die Ellbogen fest auf den Rand stützend, den Kopf vorschob und eifrig nach der Stina spähte. Es war ein richtiges Spitzbubengesicht, verwildert und verbrannt, schnauzbärtig und schwarzstoppelig, unter einem löcherigen Filz, von dem eine Hahnenfeder keck emporstand.

„He, Stina!“ wisperte mit frechem Grinsen der Kerl — „da bin ich wieder, jetzt können wir Hochzeit machen. Hurrje! da kriegst du was andres in den Schoß als Aeppelcher.“

Max, der ängstlich durch das grüne Gezweige lauerte, warf einen raschen Blick nach dem Mädchen. Sie war blaß wie der Tod, und ihre Hände waren schlaff herabgesunken, so daß die roten Bälle am Boden lagen, die sie in der Schürze gehalten hatte. Regungslos stand sie da und starrte auf die Mauer.

Sogleich hatte der alte Fido angeschlagen. Nun wiesen ihm die stumpfen Sinne die rechte Richtung, und mit bösem Gekläff und gesträubtem Fell kam er heran, so rasch seine alten Beine es erlaubten.

Ein wilder Blick, eine helle Lache und — ratsch! — fort war der Bursche. Man hörte jenseits der Mauer einen Plumps und einen Fluch.

„Tausend noch mal!“ — wetterte der Ohm, der nur so viel wahrgenommen hatte, daß er einen Obstdieb vermutete, „jetzt steigt mir das Gesindel schon am lichten Tage auf die Mauer.“ Eilig ging er auf die Gasse, um womöglich festzustellen, wer es gewesen war. Allein da die Stelle, wo der Vorfall sich ereignet hatte, nach dem Felde zu lag, hatte jener längst das Weite gefunden, bevor der alte Herr um die Ecke bog.

Das Mädchen ließ ihn gewähren. Sie fertigte auch den Knaben in seiner aufgeregten Neugier kurz ab, indem sie sagte, daß er sich nicht zu ängstigen und nichts zu reden brauche. Es sei ein Landstreicher, ein nichtsnutziger Mensch aus ihrem Dorf. „Der soll mir noch einmal kommen!“ — fügte sie in einem so rauhen Tone hinzu, wie er ihn niemals aus ihrem Munde gehört hatte, während in ihren bleichen Zügen ein Trotz und in ihrer ganzen Haltung eine leidenschaftliche Entschlossenheit sich ausprägten, daß sie wie umgewandelt erschien. Max betrachtete sie mit Scheu und Bewunderung. Natürlich merkte er, daß sie

ihm etwas verhehlte, aber unfähig es ihr zu entlocken, begann seine Einbildungskraft des Ereignisses sich zu bemächtigen und es mit allem Schrecklichen fortzuspinnen, das sie zu erfinden vermochte, wobei er jederzeit gewärtig war, das Erträumte möchte plötzlich Wirklichkeit werden.

Allein so ängstlich auch in den nächsten Tagen seine Blicke allenthalben, wo er ging und stand, forschten, der Bursche war und blieb verschwunden, gerade als ob hinter der Mauer, von der er herabgerutscht war, der Erdboden sich aufgetan und ihn verschlungen hätte. Da geriet er denn sachte in Vergessenheit. Etwas Neues rückte heran, das Schönste von allem Schönen, was die Ferien boten.

Mit welcher Erwartung hatte Max von Anfang an der Weinlese entgegengesehen! Jetzt wurde in Hof und Keller alles dazu instand gesetzt, Kelter, Bütten, Fässer und was sonst noch erforderlich war. Von Zeit zu Zeit kam Stina, und jedesmal ging es wie ein Sonnenstrahl durch die dämmerigen Räume: so angenehm stach sie, die wieder ganz die alte war, den werktätigen Männern ins Auge, sogar der Ohm machte in dieser Beziehung keine Ausnahme. Als er eines Tages mit dem Küfermeister die älteren Jahrgänge versuchte, indessen plötzlich ihre helle Stimme unter der Wölbung schallte, tauchte er noch einmal den Stechheber ins Faß und ließ das klare Rot in ein Kelchglas fließen. „So, Stina," sagte er, „nun kosten Sie auch einmal. Sie sind ja eine Kennerin."

Sie stemmte die Linke bedächtig in die Seite und trank in kleinen, prüfenden Schlucken, ohne den Kelch vom Munde zu nehmen. Der Küfer hatte die Kerze ergriffen und leuchtete ihr, wobei in seinem kupferigen Gesichte die schwarzen Aeuglein begehrlich funkelten und die Nase wie ein Karfunkelstein glänzte. Dem Ohm saß das Mützchen etwas schief auf dem Kopfe. Behaglich zog er aus der Tasche seines Schlafrockes die Schnupftabaksdose hervor, verwandte jedoch kein Auge von der Schlürfenden, der der Wein wie Rubin im geneigten Glase flammte und ein warmer Goldton Kinn und Hals überhauchte, während rings geheimnisvolles Dunkel wob.

Als sie ausgetrunken hatte, streichelte der Herr Rat ihr den Rücken und den runden Arm, und das Schmunzeln in seinem altväterisch gutmütigen Antlitz wies ein ganz klein wenig Leichtsinn auf. Hatte der Küfermeister eine derbere Zärtlichkeit im Sinne, daß er so eilig das Talglicht aufs Brett stellte? Jedenfalls entwischte sie ihm unter Lachen die Treppe hinan.

Es war der letzte Ferientag, an dem die Traubenlese gehalten wurde. In den Weinbergen war der Boden noch naß, und die Blätter glänzten von Feuchtigkeit, denn in der Frühe hatte dicker Nebel gelegen, wo nun die Sonne schien. Mit aufgeschürzten Kleidern, zugleich mit Kopftüchern vor der Glut sich schützend, standen Frauen und Mädchen bei den Stöcken, schnitten und schwatzten dazu, ließen hin und wieder auch eine Traube statt in den Korb in den Schnabel spazieren. Merkte das der Ohm — und er hatte ein wachsames Auge —, so ermahnte er: „Leute, singt doch, singt! Eine Weinlese ohne Gesang ist ja wie eine Kirmes ohne Fiedel und Baßgeige."

Am Mittag hatte die Sonne das Felsgestein so schön getrocknet und gewärmt, daß es eine Lust war, sich niederzulassen. Hoch oben, auf einem über den Boden gebreiteten Tischtuch, hatte Stina das Mahl gerüstet, Ohm und Neffe lagerten sich, während die unter dem weißen Kopftuch doppelt reizende Schaffnerin sie bediente. Das Ungewohnte, so zu tafeln, bereitete fröhliche Kurzweil, der Blick auf den heimatlichen Strom und die sonnenbeschienenen Berge weckte eine erhöhte Stimmung, worin man mit den Gläsern anstieß und der alte Herr die Wohltat rühmte, auf eignem Grunde zu sitzen und zu genießen, was man selbst gezogen hat.

Bald ging es von neuem an die Arbeit, die jetzt ungeheißen vielstimmiger Gesang begleitete, wie ihn diese Wärme und Frische, die Klarheit der Luft und die Buntheit der Farben samt dem wohligen Duft herbstlicher Reife den Kehlen entlockten. Als die Sängerinnen eine Pause machten, drohte der Herr Rat, aufgeräumt, wie er war, mit erhobenem Finger: „Daß mir keiner eine Traube hängen läßt! Wer eine hängen läßt, wird gepritscht!"

„Gepritscht?" fragte Max, der mit den Winzerinnen um die Wette schaffte, aber richtig ein paar unter Blättern verborgene Trauben übersehen hatte; — „gepritscht? Was ist denn das?"

„Das will ich dir zeigen," sagte Stina, und indem sie ihm die Vergessenen wies, schlang sie den Arm um seinen Rücken, strich das Pumphöschen glatt und fing in aller Seelenruhe auf jenen Körperteil zu klatschen an, der dazu wie geschaffen ist.

Rings erhoben die Weiber ein Gelächter, das durch den Weinberg hallte: „Ha — ha — ha! Der junge Här wird gepritscht!"

Der Ohm gab der Stina ein Zeichen, es sei jetzt genug. Indessen war Max so beschämt, daß er, sobald nur das Lachen aufhörte und niemand mehr sich um ihn kümmerte, talwärts schlich, bis er am Wege die Karre mit den Bottichen traf, worin die vollen Körbe und Kiepen geleert wurden. Einen Augenblick sah er dem alten Franzpeter zu, der die Stampfe auf die Trauben preßte und in dem trüben Safte rührte. Doch alsbald trieb es ihn fort — in den Wald — in die Einsamkeit.

Wie wenn weithin schattend dunkles Gewölk vor die Sonne gezogen wäre, so war sein junges Herz auf einmal voll Traurigkeit. Hatte der Vorfall ihm plötzlich zum Bewußtsein gebracht, daß er morgen nicht mehr der „junge Här" war und alle die Freuden entbehren mußte, worin Herz und Phantasie so königlich geschwelgt, daß er übermorgen wieder zwischen kahlen, nüchternen Wänden im Gymnasium saß, wo man nicht viel Federlesens machte? Ja, schon im voraus war seine Brust von Heimweh erfüllt nach den guten Tagen, die nun zu Ende gingen, Tropfen traten in die Augen, und um die Mundwinkel zuckte klägliche Kümmernis.

So gelangte er in den „Busch", der sich hinter den Weinbergen hinzog. Nach wenigen Schritten auf dem breiten Fahrwege sprang er über den Graben und drang, umraschelt von welkem Laub, durch Gesträuch und Gestrüpp, bis er

an eine Lichtung kam. Hier warf er sich nieder und, den Kopf auf die Hände stützend, ließ er seinen Tränen freien Lauf. Rings war es still und einsam, niemand sah und hörte ihn. Allein wie er so bitterlich vor sich hin weinte, ward ihm jener Trost, der aller Kindertrauer zuteil wird: die feuchten Lider wurden ihm schwer, und wie ein Wiegenprinz — ob es auch die Milch der Alten war, die es bewirkte — sank er gemach in Schlummer.

Als er erwachte, flammte es hinter den Bäumen, die untergehende Sonne warf ihre feurige Glut über den Himmel; im Walde hauchte es kalt von der Feuchtigkeit, die im entschwindenden Lichte wieder aus dem Boden quoll. Steif und starr vom Schlafe, sprang er fröstelnd auf die Füße, und indem er sich besann, was geschehen war, ergriffen ihn Scheu und Unruhe, sowie das Verlangen, so rasch als möglich in den Weinberg oder nach Hause zu kommen. Doch nachdem er glücklich durch das Gehölz sich so weit zurückgearbeitet hatte, daß es nur noch das letzte Gesträuch hart am Straßengraben zu durchbrechen galt, hielt er erschrocken an, die Augen unverwandt auf den Kreuzungspunkt der Wege gerichtet. Eine zerlumpte Gestalt stand da und spähte in der Richtung nach den Weinbergen. Sofort erkannte er jenen Mann, der damals über die Mauer geguckt, und wie damals befiel ihn ein jäher Schrecken, nur noch erhöht durch die schauerliche Einsamkeit des Waldes in dieser Dämmerstunde. Im Nu duckte er sich hinter dichtes Strauchwerk und lauerte aufgeregt durchs Gezweige.

Alsbald vernahm er das Geräusch unsicherer Schritte, und zu seinem Entsetzen gewahrte er den Landstreicher, wilder und verkommener noch, als er ihm seinerzeit erschienen war, geradeswegs auf das schützende Gebüsch steuern. Mit weit geöffneten Augen wie eine Katze, die sich bedroht sieht, erwartete er sprungbereit den Augenblick, der entscheiden mußte, wohin er die Flucht zu lenken habe. Aber jener sah ihn gar nicht hinter den Sträuchern, er warf sich davor in den Graben, so daß nichts mehr von ihm zu sehen war als die langen Beine und der durchlöcherte Filz mit der Hahnenfeder. Verhaltenen Atems und klopfenden Herzens horchte Max und hörte, wie eine Flasche entkorkt wurde, dann ein Schlürfen und Schnaufen und abermals ein Schlürfen und Schnaufen, indes ein scharfer, widerlicher Branntweingeruch zu ihm emporstieg. Da faßte er neuen Mut. Einem Betrunkenen zu entrinnen, konnte nicht schwer fallen, er durfte freilich nicht ins Gehölz zurück, wo er in Gefahr war, zu straucheln oder sich zu verirren. Er mußte vielmehr wie der Wind durch Gebüsch und Graben, um in raschen Sätzen den Weg nach den „Wingerten“ zu erreichen.

Jedoch wie behutsam er auch seinen Plan ins Werk zu setzen suchte, er konnte nicht verhindern, daß es in den Zweigen knackte und in den Blättern raschelte. Der Kerl hob den Kopf und wandte ihn, um zu sehen, was es hinter ihm gebe. Aber in demselben Augenblicke ereignete sich etwas, das ihn von seinem Vorhaben abbrachte, wie es auch den Knaben unwillkürlich zwang, still zu stehen. Von den „Wingerten“ her erschallte nämlich ein Ruf, der sich fort und fort wiederholte. „Max! Max!“ — klang es näher und näher in einem

Tone, der die Angst und Sorge verriet, womit er ausgestoßen wurde. Es war Stina, die so rief.

Mit welchem Frohlocken hörte er seinen Namen aus ihrem Munde! Es wurde ihm wohl und warm, aber er hütete sich, Antwort zu geben. Gebückt schlich er seitwärts, um an einer bequemen Stelle hervorzubrechen und der Rufenden, die nicht mehr fern sein konnte, entgegenzueilen. Allein der Bursche kam ihm zuvor. Auch er hatte offenbar des Mädchens Stimme erkannt und sich sogleich erhoben. Schwankenden Schrittes ging er dahin, wo der Weg, den sie kommen mußte, mündete.

Noch einmal tönte es, schon ganz nahe, obwohl noch nichts von ihr zu sehen war: „Max! Max!"

„Hi — ier —" gab mit verstellter Stimme der Landstreicher zurück, während er stehen blieb.

Da tauchte sie auf.

Das Abendrot war erloschen. Im Walde dunkelte es bereits. Doch über der Wegmündung wob noch das lichte Grau der Dämmerung, so daß die Umrisse ihrer großen, kräftigen Gestalt klar hervortraten.

„Du hier!" — sagte sie angesichts des Burschen, indes sie betroffen einen Schritt zurücktrat. Doch faßte sie sich sogleich und fragte, ob er das Kind nicht gesehen habe, und beschrieb es ihm.

„Ich hab nix gesehn —" begann er kopfschüttelnd mit schwerer Zunge. — „Weißt du was, Stina? — Wir wollen zusammen suchen — komm! Vier Augen sehn besser als zwei. Ja — sei froh, daß du mich hast, wo es schon so dunkel im Wald ist! Allein wärst du ja doch zu bang. Was, Stina? — He?"

Dabei rückte er ihr so nahe, daß sie mit einer Gebärde des Ekels zurückwich.

Noch immer hockte Max in seinem Versteck und rührte und regte sich nicht. Es war nicht mehr Furcht, was ihn festhielt, im Gegenteil empfand er seit des Mädchens Erscheinen ein frohes Gefühl der Sicherheit, und mit einer Art Genugtuung genoß er, wie sie sich um ihn sorgte. In dem Bewußtsein, daß es jeden Augenblick in seiner Macht liege, sie von ihrer Angst zu befreien, zögerte und zögerte er, zumal eine gewaltige Neugier ihn zu beherrschen begann.

Der Kerl hatte ein wüstes Gelächter erhoben. Nun höhnte er: „Tust ja wie eine Prinzessin! Früher warst du doch nicht so — da war ich dir lang gut. Weiß du noch — wie ich Soldat war, wie ich auf Urlaub kam — weißt du noch, he?" —

Sie stemmte die Fäuste auf die Hüften und maß ihn von oben bis unten. Was sie hergetrieben, Unruhe und Sorge, alles hatte sie augenscheinlich vergessen, so ganz erfüllt schien sie wieder von jener leidenschaftlichen Willenskraft, die ihr Wesen völlig veränderte.

So brach sie los: „Ja, das kannst du! dich groß machen, daß man mal so 'm Lump wie du gut war — groß machen — ja, das verstehst du wie Saufen und dem Herrgott die Tag' Stehlen! Wo warst du denn den Sommer? Hast wieder gesessen, gelt? — Hätten sie dich doch gleich da behalten, daß man

endlich Ruh hätt' vor dir! Aber das sag' ich dir — von mir kriegst du nichts. Geh zu den andern, die auch so dumm und noch dümmer waren als ich. Es sind ja genug den Rhein 'rauf und 'runter. Laß dich von denen bezahlen, daß du sie angeschmiert hast. Wir beide sind fertig. Nicht so viel geb' ich dir mehr."

Der Kerl, kleiner als sie, warf den Kopf in den Nacken und lachte heraus. „Ha — brauch' dein Geld nicht — hab' mehr wie du —" Und mit einem Griff in die Tasche: „Willst sehen? — da — hier —"

Eine Sekunde starrte sie auf die Hand voll Geld und starrte den Burschen an. Dann faßte sie ihn mit einem so raschen und festen Griff beim Handgelenk, daß die Münzen auf die Erde fielen, und schrie: „Du also bist der Dieb, du der Schuft, der heut mittag bei dem Fräulein sich eingeschlichen und der armen blinden Person so lang zugesetzt, bis sie halb tot vor Schrecken hergegeben — du — du —"

Er wollte sich losreißen, doch hielt sie seine Rechte wie mit einer eisernen Klammer umspannt. Da griff er mit der Linken ihr unter wütendem Geschimpfe an die Kehle, und ob sie auch alle Kraft in dem sich entspinnenden Kampfe aufbot, er wußte ihr ein Bein zu stellen, so daß sie taumelte und mit einem Aufschrei hinstürzte. Frohlockend, mit wilden, unverständlichen Worten, warf er sich über sie und hielt ihr den Mund zu.

War Max bisher in wachsender Angst und schließlich wie gelähmt von Schrecken den Vorgängen gefolgt, so kam ihm angesichts der zu Boden Gesunkenen der Mut der Verzweiflung. Wie ein Blitz zuckte in seinem Hirn der Gedanke auf, nur er, der in seinem Zögern das Furchtbare heraufbeschworen, vermöchte es zu hindern, und noch ehe diese Erwägung klar in sein Bewußtsein geleuchtet, hatte er hurtig wie ein Reh, dem die Hunde auf den Fersen sind, über den Graben gesetzt, und sprang und tanzte um die auf der Erde Ringenden, indes er fort und fort Hilferufe ausstieß, schrille Laute, die, mit der Macht eines Wahnsinnigen herausgeschrieen, entsetzlich durch die nächtliche Stille gellten.

Im Nu ließ der Kerl das Mädchen los. Aber welche Wut packte ihn, als er bemerkte, daß es nur ein kleiner Junge war, der den gefährlichen Lärm vollführte! Er wollte sich wie rasend auf ihn stürzen, doch der war flinker als er. Es wäre für Max ein leichtes gewesen, sich alsbald in Sicherheit zu bringen, denn der Weg nach den Weinbergen lag offen vor ihm, und dahin wäre ihm der Unhold gewiß nicht gefolgt. Allein von dem dunkeln Triebe geleitet, den Erbosten so lange als möglich zu beschäftigen und von dem Mädchen fernzuhalten, ließ er sich von ihm im Kreise herumjagen, und indem er dabei mit der Sicherheit und Behendigkeit, wie sie auf dem Spielplatze erworben werden, bald nach rechts, bald nach links ausbog, nun hierhin entwischte, nun dorthin entschlüpfte, schrie er immer von neuem, so oft er nur Atem genug hatte, aus Leibeskräften um Hilfe.

Solcher jugendlichen Geschicklichkeit war der Trunkenbold nicht gewachsen, während der Lärm ihm verhängnisvoll zu werden drohte. Plötzlich stand er still, raffte einige Taler- und Goldstücke, die ihm gerade entgegenblinkten, auf, und entfloh ins Gebüsch. Eine Weile vernahm man das Geräusch seiner Tritte im Gehölz, aber es klang ferner und ferner, und nachdem es sich verloren hatte und weit und breit wieder Stille und Schweigen war, wandte sich Max und sagte: „Komm, Stina, rasch, er ist fort!“

Die gab keinen Laut von sich.

Scheu und beklommen trat er dicht an sie heran und betrachtete sie, wie sie regungslos dalag — die Flechte gelöst und der Rock bis zum Knie hinauf gerissen. In einem Ton, darin Bitten und Bangen sich vereinten, flüsterte er: „Stina, Stina!“

Doch auch jetzt blieben ihre Lippen stumm und ihre Glieder unbeweglich. Darauf beugte er sich, sie zaghaft berührend, mit großen, angsterfüllten Blicken über sie. Ihr Gesicht, vom geisterhaften Glanz des Mondes beschienen, war totenbleich, und ihre Lider waren geschlossen. Es wurde ihm dunkel vor den Augen, und ein Zittern durchlief seinen Körper. Hatte der Mensch sie ermordet? sie erwürgt? — Noch einmal wagte er sie zu betasten. Leise strich er ihr über die Stirn. Sie war eiskalt. Da ergriffen ihn Grauen und Weh, und eine namenlose Furcht scheuchte ihn empor und trieb ihn, in jähem Laufe hinwegzustürmen und abermals die Luft mit seinem Geschrei zu erfüllen.

Und diesmal wurde sogleich darauf geantwortet. Wohl war es schon vorher vernommen worden, mehrere Männer hatten sich in der Richtung, woher es ertönte, auf den Weg gemacht, sie waren indessen, da es eine ganze Weile still blieb, zweifelhaft geworden, wohin sie sich zu wenden hätten. Jetzt bei den erneuten und sich nähernden Rufen setzten sie sich in Trab, auch Max rannte, so schnell er konnte, ihnen entgegen. Schon von weitem rief er: „Die Stina ist ermordet! Der Landstreicher hat sie erwürgt!“

„Die Stina — die Stina erwürgt?!“

„Ums Himmels willen! — Max!“ — Es war der alte Franzpeter, und mit ihm waren noch einige Winzer.

Eilends scharten sie sich um den Knaben und liefen mit ihm der Unglücksstätte zu, indes dieser erzählte. Doch er war so aufgeregt, daß sie aus seinen Worten nicht klug wurden, sie hörten nur immer, daß der Landstreicher sie umgebracht habe.

„Ha!“ — begann da einer, — „das ist der Matthes! Mit dem war sie mal versprochen, sie hat ihm aber den Laufpaß gegeben, weil er ein Lump war, allen Weibsleuten nachlief, nichts gearbeitet hat und ans Saufen und Stehlen gekommen ist. Ja, ich weiß, der hat ihr immer schon aufgelauert —“

„Maria Joseph!“ rief der Alte, indem er die Mütze abnahm und verzweifelt durch seine grauen Borsten fuhr.

Nun schwenkten sie in den Wald, und nach wenigen Schritten streckte Max die Hand aus und flüsterte bebend und blaß vor Bewegung: „Hier!“

Einen Augenblick standen sie mit vorgeneigten Köpfen und starren Augen, doch sofort atmeten sie erleichtert auf, und unwillkürlich kam es wie aus einem Munde: „Stina, lebst du noch?“

Bleich von der Ohnmacht, die sie befallen hatte, die Hand an der Kehle, wo der Mensch sie gepackt, saß sie aufgerichtet da und blickte furchtsam von einem zum andern. Auf alle Fragen hatte sie nur die eine Gegenfrage: „Ist er fort?“

Als man sie beruhigte, löste sich das Krampfhafte in ihrem Ausdruck. „Gelobt sei Jesus!“ — murmelte sie, und dankbar sah sie zum Himmel empor, der hellgestirnt im Lichte des Neumonds erglänzte. Dann fing sie an, sich zu erheben; es kostete Mühe, denn die Glieder schmerzten sie von dem jähen Fall, und die Männer mußten ihr behilflich sein. Auf ihre forschenden Mienen und die fragenden Blicke, die sie untereinander tauschten, achtete sie nicht. Schon spielte ein Lächeln um ihre Lippen, und ihre Wangen füllten sich von neuem mit Blut. Und während sie so gleich einer welken Blume, von warmer Wolke betaut, sichtlich wieder aufblühte, hielt sich die Neugier nicht länger mehr zurück.

Ob der Matthes ihr nachgestellt habe? — forschte der, der vorhin schon den Verdacht geäußert hatte.

Sie nickte und erzählte, daß er auch den Diebstahl bei dem Fräulein begangen habe. „Ich hab's ihm gesagt. Da ist er wie ein wildes Tier über mich hergefallen und hätt' mir Gewalt angetan, wenn nicht das Kind —“

Sie sah sich suchend um, da gewahrte sie den Knaben, der scheu hinter den andern stand.

„Max! Max!“ rief sie in leidenschaftlicher Freude und breitete die Arme aus; und indes sie ihn fest an sich preßte, bedeckte sie seinen Mund mit stürmischen Küssen und seine Wangen mit heißen Tränen.

Die Männer waren voll Zorn auf den Uebeltäter, sie ließen sich zeigen, wohin er die Flucht gelenkt hatte, und machten sich auf die Suche. Inzwischen traten die beiden langsam den Heimweg an. Vor ihnen her streute der Mond seinen reinen Silberglanz, und ihnen zu Häupten glühte es wie aus klaren Geisteraugen. Sie hatte den Arm um seine Schulter gelegt, und er schmiegte sich an sie, stolz und selig. Hatte er nicht Mut bewiesen wie ein Mann? — Doch wovor er sie bewahrt hatte, ahnte er in seiner Kindlichkeit nicht. Lange gingen sie träumerisch und schweigsam durch die helle Nacht, hingegeben den köstlichen Empfindungen, die nach den Schrecknissen frühlingsgleich sie durchwogten. Dann erzählte sie ihm, wie die Tante in Abwesenheit der Magd, die man zu ihrer Gesellschaft zurückgelassen hatte, beraubt worden: wie auf die Kunde davon der Oheim und sie zu der Aermsten geeilt seien und sie vor Schrecken so krank gefunden hätten, daß sie zu Bett gebracht und der Arzt gerufen werden mußte; wie es darüber Abend geworden, und nun sei er — Max — nicht zu finden gewesen, im Hause nicht, aber auch im Weinberge nicht... Dabei vergegenwärtigte sie sich, daß man wegen ihres langen Ausbleibens daheim gewiß in

großer Sorge schwebe, und wie recht sie darin hatte, zeigte sich sogleich, als sie das Dorf betraten.

Lichter, hin und her schwankend wie Irrwische, kamen ihnen entgegen. Sie erwiesen sich als Laternen, hinter deren Trägern der halbe Ort zog, während an der Spitze der Ohm schritt, der in seiner Angst um den Knaben die Leute aufgeboten hatte, damit sie mit ihm den Verlorenen suchen gingen.



Die Aera Manteuffel.

Federzeichnungen aus Elsaß-Lothringen.

Von

Alberta v. Puttkamer,

unter Mitwirkung von Staatssekretär a. D. **Max v. Puttkamer.**

III.

Von Gestalten alteingesessener Elsässer trat als besonders markant die des älteren Barons Zorn v. Bulach hervor. Zur Zeit, da diese Blätter geschrieben werden, stehen seine beiden Söhne auf hervorragenden Posten in der weltlichen und kirchlichen Verwaltung ihrer Heimat; der ältere, Baron Hugo, ist Unterstaatssekretär im Ministerium in Straßburg und soeben von Seiner Majestät dem Kaiser zum Wirklichen Geheimen Rat, mit dem Titel „Exzellenz" ernannt worden, — der jüngere, Baron Franz, ist Weihbischof ebendaselbst. „Mr. de Bulach père", wie er allgemein genannt wurde, ist nicht mehr unter den Lebenden; er starb 1890. Er war durchaus das Bild eines Grandseigneurs, der Typus einer Herrennatur. Heiß und kräftig von Temperament, etwas hastig in seinen Bewegungen, eine energische, eigenwillige Natur.

Bulach, der übrigens im Landesausschuß lange Zeit Vizepräsident neben dem Präsidenten Schlumberger war, hatte eine durchaus französische Erziehung und Bildung genossen; außerdem hatte er, abwechselnd mit dem Aufenthalt im Elsaß, viel in Paris gelebt, da er Député im Corps législatif war und die Stellung eines Kammerherrn des Kaisers Napoleon bekleidete. Es war daher nur natürlich, daß seine Neigungen stark nach Frankreich gravitierten.

Bulach war ein echter, stolzer Edelmann und sehr angesehen im Lande. Es besaß eine imponierende Erscheinung mit kühn geschnittenen Zügen und befehlend blitzenden Augen. In seinem Wesen lagen gewisse feudale Züge so stark ausgeprägt, daß er sie auch seinem Heim und seiner ganzen Lebensführung mitzuteilen verstand. Wenn man in Osthausen, dem Schloß seiner Väter, über die

Zugbrücke des Schloßgrabens einfuhr und am Haustor von dem ritterlichen alten Herrn empfangen wurde, der den Glanz eines sicheren Reichtums und stolze Besitzeswürde in seiner ganzen Umgebung zum Ausdruck brachte, so hatte man den Eindruck: dieser alte Herren- und Rittersitz ist in all seiner prachtvollen Eigentümlichkeit bewahrt geblieben durch die Jahrhunderte.

Eine ganz anders geartete, besonders durch schöne Züge von Humanität anmutende Persönlichkeit war der Altelsässer Jean Schlumberger, einer der bedeutendsten Industriellen Elsaß-Lothringens und Präsident des Landesausschusses von dessen ersten Tagen an bis heute. Schlumberger wirkt wie eine Verkörperung der Ehrenhaftigkeit, des Altruismus und der bürgerlichen Tugend in Staat und Familie.

Er hat von Anbeginn der deutschen Regierung im wiedergewonnenen Reichsland an zu den wenigen Bekennern der Politik gehört, die den neuen Boden der geschichtlich vollzogenen Tatsachen anerkannten und den Mut besaßen, dieses Anerkennen auch zu einem Bekennen zu machen. Er stellte sich, obgleich damals schon bejahrt (er ist jetzt im 84. Jahr), fest und jugendlich tapfer in die Reihen derer, die ihre Kraft mit der neuen Regierung gemeinsam der Verwaltung ihres engeren Vaterlands widmeten. Seine Großherzigkeit gegenüber „Enterbten" der Menschheit, sein streng rechtlicher Sinn, seine arbeitsfreudige Rührigkeit und sein vermittelnd-herzliches Wesen haben ihm die Freundschaft aller Kreise erobert.

Auch der Feldmarschall Manteuffel, der ihn oft in seine Tafelrunde bat, hatte ein tiefgründiges Vertrauen zu ihm und war ihm persönlich befreundet. Der alte Präsident Schlumberger (er hat später den erblichen Adel erhalten, wurde Ehrendoktor der Universität Straßburg, und neuerdings zum Wirklichen Geheimen Rat und Exzellenz ernannt) hat dem ersten Statthalter, auch über dessen Grab hinaus, innige Anhänglichkeit und Treue bewiesen.

Von altelsässischen Herren, die im öffentlichen Leben des Landes eine angesehene und teils recht einflußreiche Rolle spielten, waren im Salon des Statthalters unter andern öfter zu sehen: Baron Reinach-Hirtzbach, Schwager des älteren Baron Bulach, Präsident des oberelsässischen Bezirkstages; Mieg-Koechlin, der verdiente damalige Bürgermeister von Mülhausen, eine feine, freundliche Erscheinung; dann der in jener Zeit als Landgerichtsdirektor in Straßburg tätige, später politisch besonders hervortretende Dr. Gunzert, und Eduard Koechlin, das Finanzgenie des Landesausschusses. Ihnen gesellte sich aus Lothringen der bedeutende Großindustrielle Ed. Jaunez zu, den man als den geistigen Führer der Lothringer Deputierten bezeichnen kann, und der auch beim Statthalter in sehr hoher Schätzung stand. — Eine bemerkenswerte Persönlichkeit, die nur kurze Zeit während der ersten Statthalterschaft in Straßburg wirkte, aber im politischen Leben des Landes sehr hervortrat, und deren Einfluß und Tätigkeit so nach Deutschland wie nach Frankreich spielte, soll hier etwas eingehender behandelt werden.

Es ist Karl August Schneegans, ein Straßburger Kind. 1836 dort geboren, hatte er später das protestantische Gymnasium besucht, und dann in der

„Académie des lettres“ in Straßburg klassische Philologie studiert. Er war eine reich veranlagte Natur; geistreich, von gediegener, humanistischer Bildung, ein klarer Dialektiker als Journalist und politischer Redner, mit großem Blick für die geistigen Strömungen in der Geschichte, dabei mit dichterischem Schwung und Talent [1]) und von sensitivem Gefühl. Eine Natur, in der alle Anregungen und Eindrücke des Lebens einen starken, und dabei fein vibrierenden Widerhall fanden.

Nachdem er kurze Zeit in seinem ersten Beruf (Philologie) als Lehrer in Paris tätig gewesen war, und auch dort schon einzelne Artikel für den „Temps“ geschrieben hatte, wandte er sich bald ganz der Journalistik zu. Er trat 1861 in Straßburg als Redakteur in den „Courrier du Bas-Rhin“ ein, blieb dabei Mitarbeiter des „Temps“, und schrieb zugleich Korrespondenzen für deutsche Zeitungen. Während des Krieges Beigeordneter des Gemeinderats seiner Vaterstadt, ging er nach der Belagerung von Straßburg (Ende 1870) nach Bern, wo er die Zeitung „Helvétie“ gründete. Er hatte damals die Absicht, Schweizer zu werden, — wohl um sich auf eine Insel zu retten, die unberührt von dem Sturm der politischen Dinge war, die, das Schicksal seiner engeren Heimat umwälzend, auch in seine eindrucksfähige Seele hocherregte Wogen warf.

Im Winter 1871 wurde Schneegans zum Abgeordneten für den Niederrhein in die Nationalversammlung gewählt und nahm an den Verhandlungen in Bordeaux [2]) teil. Hier begann sich nun offenbar die seelische Wandlung in Schneegans vorzubereiten, die nach schweren inneren Kämpfen den Mann, der seinem Vaterland Frankreich treu und warm anhing, dahin drängte, sich von diesem loszusagen, um seiner engeren Heimat, dem Elsaß, all seine Kraft und Liebe zuzuwenden; denn in Bordeaux teilte sich ihm und fast allen elsässischen Abgeordneten das bittere Gefühl mit, daß Frankreich in jener ernsten Zeit nur von dem trägen Wunsch erfüllt war, Ruhe und Frieden wieder zu erlangen, — selbst um den Preis Elsaß-Lothringens, für dessen Geschick es keine innere Anteilnahme zeigte.

Die Elsässer kehrten nach ihrer Protesterklärung am 17. Februar 1871 tief erbittert und enttäuscht in ihre Heimat zurück; Schneegans nach Bern, wo er in seiner Zeitung „Helvétie“ eine beredte Schilderung der Vorgänge von Bordeaux gab, die zuerst die Gemüter sehr erbitterte, später aber Männer wie Kablé doch nicht verhinderte, ihre Liebe für Frankreich und ihre Sehnsucht nach Zusammengehörigkeit des Elsaß mit dem alten Vaterlande leidenschaftlich in Wort und Tat zu bekunden.

---

[1]) Schneegans hat sich mit Grazie und Geist auf den Gebieten der Lyrik und Epik (Roman und Novelle) in französischer, und mehr noch in deutscher Sprache hervorgetan.

[2]) Ueber diese geschichtspsychologisch interessanten Vorgänge in Bordeaux und deren Wirkung auf Schneegans und seine elsässischen Freunde geben die im Märzheft der „Deutschen Rundschau“ teilweise veröffentlichten Memoiren von Schneegans bemerkenswerte Aufschlüsse. Uebrigens wird die Herausgabe seiner gesamten Memoiren vorbereitet von seinem Sohn Heinrich, der zur Zeit als Professor in Würzburg wirkt.

Doch zu Schneegans zurück. Er hatte zunächst für Frankreich optiert und ging im Mai 1871 nach Lyon, wo er die Leitung einer neugegründeten, liberalen Zeitung, „Journal de Lyon", übernahm. Doch die allzu klerikale Richtung im Verwaltungsrat und die Tatsache, daß Schneegans von seinen liberalen Freunden in Lyon nicht genügend unterstützt, ja sogar im Stiche gelassen wurde, führte einen Konflikt herbei, der mit einer endgültigen Scheidung endete. Schneegans mochte wohl immer tiefer empfinden, daß Frankreich, das er sich als innerlich tieftrauernd über den Verlust des Elsaß vorgestellt hatte, in Wahrheit dessen Schicksal ziemlich kühl gegenüber stand. Da zog ihn denn seine heißeste Heimatliebe zurück nach dem Geburtsland, er machte 1874 seine Option rückgängig und ging auf die Bitten seiner Freunde nach Straßburg, die gleich ihm den echtesten Patriotismus darin zu erkennen meinten: auch unter den neuen politischen Verhältnissen ihre Kraft einzusetzen für eine glückliche Entwicklung und Verwaltung des Landes. Des verehrten, toten Freundes Küß Worte in seinem letzten Brief mochten ihm wohl auch leitend wie ein Gebot und eine Verheißung vorgeschwebt haben: „Frankreich ist für uns verloren! Denken wir daran, uns das Elsaß zu retten!"

Für sein Ideal der Autonomie trat er von nun an in freiem Bekenntnis und mit der Tat ein. 1874 wurde Schneegans Mitredakteur des „Elsässer Journals", und 1876 ward er in den Reichstag gewählt. So waren ihm zwei Gebiete offen, Journalistik und Parlament, auf denen er erfolgreich für seine Sache wirken konnte. Er hat dann im Reichstag, den Intentionen des Reichskanzlers entgegenkommend, den der Autonomistenpartei sympathischen Antrag auf Verlegung der Regierung nach Straßburg (Einsetzung der Statthalterschaft) gestellt, der nach starker Befürwortung durch eine längere Rede des Fürsten Bismarck vom Reichstag angenommen wurde.

Nach der Einführung der Neuorganisation wurde Schneegans als Ministerialrat in die Abteilung des Innern berufen; aber sei es nun, daß er nicht seinen, mehr auf das allgemein politische Gebiet weisenden, besonderen Fähigkeiten entsprechend beschäftigt wurde, oder daß die Verhältnisse im Lande noch nicht reif dazu waren, ein ersprießliches, gemeinsames Wirken von eingewanderten Beamten mit elsässischen Politikern in der Landesregierung möglich zu machen: kurz. Schneegans fühlte, daß die Stelle eines Ministerialrats in Straßburg nicht der fruchtbare Boden für sein Wirken sein würde, und trat daher schon im Frühjahr 1880 in das Auswärtige Amt in Berlin, auf Bismarcks Veranlassung, der ihn besonders schätzte, und wurde im selben Jahre zum Konsul in Messina ernannt. 1888 ward er dann Generalkonsul in Genua, und starb dort im März 1898.

Schneegans war ein bedeutender Sohn des Landes, auf den das Elsaß mit begründetem Stolz schauen kann. In dem für das Reichsland so bedeutsamen und bewegten ersten Jahrzehnt nach dem Kriege und speziell in der Entwicklungsgeschichte des Autonomismus, der für die Regierung die ansehnlichste Stütze aus einheimischen Kreisen war, hat Schneegans eine führende Rolle ge-

spielt, wie überhaupt das geistige Wesen dieses hervorragenden Elsässers mit tiefen Wurzeln aus dem Boden einer großen Zeit aufwuchs und deren Lebenselemente enthält.

Die Universität war in Manteuffels Salon mit sehr bedeutenden Erscheinungen vertreten. Die jüngste deutsche Hochschule fand ganz naturgemäß ein besonderes Interesse und eine gewisse mütterliche Zärtlichkeit beim Reich; die hervorragendsten Kräfte wirkten in den verschiedenen Fakultäten. So z. B. in der juristischen Professor Dr. Laband (noch heute Staatsrechtslehrer an der Straßburger Universität), Sohm, Schulze, Merkel, Knapp, Geffcken.[1] In der philosophischen: Nöldeke (noch heute in Straßburg), Michaelis (desgleichen), Erich Schmidt, Baumgarten neben andern. In der medizinischen: Leyden, v. Recklinghausen, Kußmaul, Laqueur, Hoppe-Seiler, Freund, Jolly, Waldeyer. Bei den Theologen: Holtzmann, Reuß (ein Altelsässer). Als Nationalökonom leuchtete Schmoller, und unter den Naturwissenschaftern: de Bary und Kundt (der spätere Nachfolger von Helmholtz in Berlin) hervor.

Diese hervorragenden Intelligenzen brachten ein sehr vielseitiges, geistiges Leben in die Gesellschaft. Wenn es auch natürlich ist, daß ein tiefes Studium und die fortwährende Konzentration in strenge Wissenschaften die Geister im besten Sinne einsam macht, so war den meisten der genannten Herren doch auch ein frischer, geselliger Zug eigen, — und das dünkelhafte Beharren in seinem gelehrten Element, das man dem deutschen Professor nachsagt, war bei ihnen wenig zu finden.

Professor Laband, von den Tagen der Universitätsgründung bis heute in Straßburg tätig, ist wohl allezeit die in der Gesellschaft bekannteste und durch mannigfache Beziehungen mit dem öffentlichen wie sozialen Leben am meisten mit Straßburg verbundene Persönlichkeit gewesen. Er ist auch Mitglied des Staatsrats von Elsaß-Lothringen. Seine Bedeutung als Staatsrechtslehrer ist weltbekannt; er gilt als ausschlaggebende Autorität in allen Fragen, die seine Wissenschaft berühren. Labands Unterhaltungsgabe hat, trotz ihrer scharfpointierten Art, der Tiefe seiner Gründe, der überlegenen Sicherheit seines Wissens, nie etwas Lehrhaftes oder gar aufdringlich Selbstbewußtes. Er versteht die große Kunst, liebenswürdig zuzuhören, und die Personen, mit denen er sich unterhält, durch feine Anregung zur vollen Betätigung ihrer geistigen Eigenschaften zu bringen. Der berühmte Professor hat auch viel Verständnis für die Künste, insbesondere für Musik und Literatur, und mancher Künstler kennt ihn als Mäcenas. Er ist eine von den vielseitigen Naturen, die auf allen Gebieten ihres Wirkens, den strengen wie den heiteren, ihres Erfolges sicher sind.

Ein andrer Mann von Bedeutung, der von der ersten Zeit seiner Anwesenheit in Elsaß-Lothringen an (er war noch während des Krieges dem Zivilkom-

[1]) Geffcken, der mit der Tochter des berühmten Dichters Immermann verheiratet war, einer geistig und äußerlich vornehmen Erscheinung, hat später viel von sich reden gemacht durch die Veröffentlichung der Tagebücher des Kronprinzen (nachmaligen Kaisers Friedrich). Geffcken war, ehe er nach Straßburg kam, in der hanseatischen Diplomatie tätig.

missar Grafen, jetzt Fürsten, Guido Henckel von Donnersmark beigegeben) bis heute einen heilsam fühlbaren Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten hatte, war der derzeitige Bürgermeister von Straßburg, Otto Back, eine intelligente und charaktervolle Persönlichkeit. Rheinländer von Geburt, stellt er das Sonnig-behagliche und dabei Arbeitsregsame seines Heimatlandes dar. Er war Verwaltungsbeamter und zwar: Landrat in der Rheinprovinz, ehe er 1870 ins Reichsland kam. Unter Möller, Polizeidirektor in Straßburg, wurde er bei Auflösung des Gemeinderats zum Bürgermeistereiverwalter von Straßburg bestellt. Da trat nun seine eigentlichste Begabung glänzend zutage: Verwaltung kommunaler Angelegenheiten.

Von großen Gesichtspunkten aus erfaßte er seine Pflichten gegenüber der alten Reichsstadt Straßburg. Eine neue Blüte wollte er der ehemals herrlichen und mächtigen geben, deren Entfaltung besonders durch zwei Hemmnisse in Schranken gehalten wurde, erstens durch die Zerstörung infolge der Belagerung im Kriege 1870—1871, und zweitens dadurch, daß die Stadt in alte Festungsmauern eingeengt war. Backs erstes Ziel war daher die Stadterweiterung. Dazu ist ihm der erste Statthalter, Edwin Manteuffel, ein mächtiger Helfer gewesen, und die Stadt darf es dem Feldmarschall nie vergessen, daß er so tatkräftig eintrat für die Verwirklichung eines kühnen und großen Planes. Es waren zwar schon Verhandlungen mit dem Kriegsministerium in Berlin im Gange gewesen, — aber die Verzögerung der Vertragsratifikation bedrohte ihren Fortgang. Auf Manteuffels direkte Intervention kam dann telegraphisch die Zustimmung des Kriegsministeriums, und — die Bauarbeiten begannen. Der würgende Ring der Mauern fiel; in die engsten Stadtteile, die unter gesundheitsbedrohlichem Mangel an allen möglichen Wohlfahrtseinrichtungen litten, wurde die neue Wasserleitung geführt, und draußen vor den Wällen breiteten sich bald neue, stolze Stadtteile aus.

Back wurde dann freilich von dem Posten als Bürgermeistereiverwalter zu staatlichen Verwaltungsstellen berufen, die ihn (er war Bezirkspräsident und später kurze Zeit Unterstaatssekretär) jahrelang von dem Einfluß auf das städtische Verwaltungswesen fernhielten. Doch als unter dem späteren Statthalter Fürsten Hohenlohe-Schillingsfürst der Gemeinderat wieder gewählt wurde, ward auch ein Bürgermeister fest ernannt, und nun trat Back wieder in den Wirkungskreis, der seinem eigentlichsten Elemente entsprach. Unter seiner tätigen Mitwirkung ist dann viel geschehen zur Verbesserung der Wasserläufe behufs Sicherung der durch Ueberschwemmungen bedrohten Gebiete. Ferner hat Back unter anderm das Riesenwerk der Kanalisation in Szene gesetzt und den Schmuck der ehemals recht grauen, baumleeren Straßen mit herrlichen Anlagen und Plätzen bewirkt. Er hat auch den Rheinhafen gebaut und namhafte Wohlfahrtseinrichtungen geschaffen. Die Umrisse dieses Bildes reicher Tätigkeit zeigen zugleich die kräftige und regsame Eigenart dieses Mannes. Back ist auch auf sozialem Gebiet von milder und vermittelnder Wirkung, was bei den besonderen Entwicklungsbedingungen des Reichslandes ebenfalls von politischer Bedeutsamkeit ist.

Wir haben nur einige charakteristische Typen der damaligen Gesellschaft gezeichnet, die teils ihrer Stellung wegen, teils um ihrer geistigen Bedeutung oder ihrer sozialen Wirkung willen hervortretend waren. Es würde zu weit führen, wenn wir noch nähere Schilderungen der reichbewegten Geselligkeit von damals geben wollten. Eine vornehme Gruppe von Studierenden der jungen, ausgezeichneten Hochschule, die in jener Zeit von den deutschen Höfen besonders kultiviert wurde, soll aber doch hier nicht unerwähnt bleiben. Der jetzige Kronprinz von Sachsen, Prinz Aribert von Anhalt, Prinz Ernst von Meiningen, Herzog Georg von Mecklenburg, Prinz Thurn und Taxis, der jetzige Erbprinz von Hohenzollern, Prinz Max Hohenlohe-Oehringen, Fürst von der Leyen, Graf Schönborn, Prinz Leopold Isenburg-Birstein, ein besonders flotter und liebenswürdiger Kavalier, Graf Castell-Castell, Graf Castell-Rüdenhausen u. s. w., u. s. w. studierten in der Zeit der ersten Statthalterschaft in Straßburg; sie gaben dem „kleinen Hofe“ einen gewissen feudalen Glanz, und dazu waren einige unter ihnen auch geistig von eigenartiger und vornehmer Prägung.

* * *

Die Dinge und Verhältnisse im Reichsland waren in neuer, fester Bahn, und überall machte sich die starke Wechselwirkung geltend zwischen dem edlen Willen und lebendigen Geist dessen, der an Landesherren Statt waltete, und den Bewohnern des Reichslandes. Manteuffel tat durch seine fortdauernden Fahrten ins Land, auch in kleine Städte und entferntere Gebiete, kund, daß er sich organisch verbunden fühlte mit dessen reich entfaltetem Leben und der gesamten geistigen und materiellen Kultur. Und weil dem Lande dies stets lebendig ins Bewußtsein geführt ward, wuchsen ihm naturgemäß auch Vertrauen und Sympathie.

Während sich so die Beziehungen zwischen Statthalter und Land enger und klarer gestalteten, zogen in der inneren Verwaltung, das heißt zwischen dem Statthalter und dem Leiter des Ministeriums, Trübungen und Wolken auf, die rasch anwuchsen zu einem Wetter, das bald mit Blitz und Schlag sein stark explosives Wesen zeigte. Es ist schon oben darauf hingewiesen worden, wie ausgeprägt autokratisch die beiden Persönlichkeiten der höchsten Regierungsverweser im Reichsland waren. Die Kreise ihrer Machtbefugnisse grenzten, wenn auch die des Statthalters naturgemäß größer waren, eng aneinander und gingen teils ineinander über. Kollisionen und Konflikte konnten leicht eintreten, wenn der Wille des Höheren nicht entgegenkommend und der des ihm Untergeordneten nicht schmiegsam genug war. Und solche Konflikte entstanden zwischen Manteuffel und Herzog. Es ist nicht bekannt geworden, in welchen Prinzipienfragen etwa sich der Gegensatz so zum Scheiden schroff bemerkbar machte und ob der Konfliktsgrund überhaupt in solcher Gegensätzlichkeit lag. Wir sind geneigt zu glauben, daß er sich aus der grundverschiedenen geistigen Eigenart der beiden Herren ergab und aus der daraus resultierenden Welt- und Menschenauffassung. Manteuffel, die

energische, tatfreudige Soldatennatur, ein Staatsmann, dessen Verwaltungskenntnisse empirischen Wesens waren und dessen Taten und Entschlüsse mehr dem impulsiv lebendigen Gefühl, als der besonnen erwägenden Verständigkeit entsprangen; und daneben Herzog, der kühle, gemessene Bureaukrat, der korrekte Theoretiker, der Denker vom grünen Tisch! Und der einzige, ihrem geistigen Wesen gemeinsame Zug, der autokratische, mußte diese so verschiedenen Männer nur noch mehr voneinander entfernen.

Bei Herzogs im Frühjahr 1902 erfolgten Tod, als sich die Presse eingehender mit den Verdiensten des bedeutenden Beamten beschäftigte, ist mehrfach die Ansicht laut geworden, daß Herzog bei seinem kurzen Zusammenwirken mit Manteuffel (neun Monate war ersterer Staatssekretär in Elsaß-Lothringen) sich absolut nicht einverstanden erklären konnte mit der sogenannten „Notabelnpolitik" des Statthalters, — daß er im Gegenteil das große Entgegenkommen Manteuffels als eine sentimentale Schwäche gemißbilligt habe, und daß dies der eigentliche Grund des Konfliktes und Bruches zwischen den beiden Herren und der Demission Herzogs gewesen sei. Doch erscheint diese Auffassung nicht recht wahrscheinlich und zutreffend, weil jene Richtung in Manteuffels Politik in der ersten Zeit seiner Statthalterschaft noch gar nicht besonders scharf hervortrat. Viel eher ist anzunehmen, daß gewisse Maßregeln des Statthalters, wie z. B. die Wiederherstellung des kleinen Seminars in Zillisheim und die Behandlung der Optantenfrage, einen so großen Gegensatz der prinzipiellen Auffassung mit der des Staatssekretärs bekundeten, daß ein weiteres Zusammenwirken der Herren unmöglich und Herzogs Abschied nötig gemacht wurde. Indessen gehört auch dies nur ins Reich der Vermutungen, und wir kommen auf unsre erste Ansicht zurück, daß die Gegensätzlichkeit zwischen Statthalter und Staatssekretär sich ganz naturgemäß aus ihrem fundamental verschiedenen geistigen Wesen ergab. Jeder sah in dem andern seinen geborenen Antipoden, und zugleich eine gewisse feindliche Macht, die die Grenzen der Wirksamkeit des andern beschränken wollte.

Die Bestätigung dieser Auffassung wurde der Verfasserin in direkten persönlichen Unterhaltungen, die sie (ein interessantes Zusammentreffen!) an demselben Nachmittag, am 10. Juli 1880, mit dem Statthalter und mit dem Staatssekretär, anläßlich von Besuchen der beiden Herren bei ihr, hatte. Manteuffel war am 8. Juli von seiner alljährlichen Karlsbader Frühlingskur, mit Nachkur auf dem Dotationsgut Topper, nach Straßburg zurückgekehrt. Die Dinge hatten sich so rasch entwickelt, daß eine eigentliche Staatssekretärkrisis gar nicht bemerkbar wurde, sondern fast mit dem Auftreten der Rücktrittsgerüchte auch schon die Lösung der Frage in negativem Sinne erfolgte. Am 10. Juli wurde die Verabschiedung Herzogs offiziell bekannt gemacht; am gleichen Tage empfing er eine Deputation der Universität, und tags vorher die Herren vom Ministerium, die ihm Lebewohl zu sagen kamen. In der Ansprache, die er den letzteren hielt, lag eine herbe Kritik des ihm unfreiwillig gekommenen Abschiedes. Am 11. Juli verließ Herzog bereits Straßburg und das Elsaß.

Die Verfasserin dieser Aufzeichnungen, die zu Manteuffel wie zu Herzog

in besonders freundlichen Beziehungen stand, empfing also am 10. Juli nachmittags erst den Besuch des Staatssekretärs, seinen Abschiedsbesuch; und als Herzog kaum eine halbe Stunde fort war, fuhr der Marschall Manteuffel vor, wohl zur Begrüßung nach monatelanger Abwesenheit. Beide Herren kannten das verständnisvolle Interesse der Verfasserin an allen Fragen elsaß-lothringischen Lebens, und beide konnten auch auf ihre warm-persönliche Anteilnahme zählen. So kam es denn, daß jeder der Herren mit ihr die „aktuelle Frage“ in höchst individueller Beleuchtung behandelte, und es hat wohl keiner der Zeitgenossen jeden der beiden Beteiligten der Landesregierung unter dem frischen Eindruck des Geschehenen mit solcher Unmittelbarkeit und in so vertraulichem Ton über diese Fragen reden hören.

Herzog war aus der gemessenen, etwas kühl wirkenden Art, die ihn sonst kennzeichnete, gedrängt von einer Erregung, die alle seine inneren Kräfte gewissermaßen aus den Grenzen rückte, die seine Selbstdisziplin sonst als fest gegeben hinzeichnete. Sein Selbstbewußtsein war tief verletzt. Er sprach es in bitteren Worten aus, daß man ihm, der Kenntnis und Verständnis für die reichsländischen Fragen in deren jahrelanger Behandlung, als Direktor im Reichskanzleramt für Elsaß-Lothringen bewiesen habe, in Straßburg keine Mitberaterschaft gönne; man habe ihn zur ausführenden Hand eines selbstherrlichen Willens herabdrücken wollen, — eines Willens, der weder Widerspruch noch Einmischung dulde. Und doch fühle er sich nicht nur als Berater des an Stelle des Landesherren Regierenden, sondern es liege in seinen Amtsbefugnissen, auch Mitwirkender im Rat zu sein.

Offenbar war es auch Edleres, als nur ein verletztes, starkes Selbstgefühl, das den Staatssekretär bei seinem Abschied bewegte, und das er der ihm freundschaftlich gesonnenen Frau in bewegter Rede aussprach. Es war das Gefühl, jäh unterbrochen zu sein in einem Lebenswerk durch einen ihm überlegenen Willen; denn allgemach hatte sich vom grünen Tisch in Berlin her, von wo er die reichsländischen Angelegenheiten, von 1870 bis Oktober 1879, also volle neun Jahre, geleitet hatte, in ihm ein väterliches, oder doch vormundschaftliches Gefühl der Verantwortung für Elsaß-Lothringen entwickelt. Herzog fühlte sich verwachsen mit dem Reichsland, und dies Empfinden war noch lebendiger in ihm geworden, seitdem er in unmittelbarer Wirksamkeit im Lande lebte.

„Es tut mir weh, dies Land so früh verlassen zu müssen.“ — „Es bleibt ein Stück von meiner Seele hier ...“ Aus solchen Worten sprachen Empfindungen, die vielleicht seine verschlossene kühle Natur nie zum Ausdruck gebracht hätte (und wohl auch gegen andre nie zum Ausdruck gebracht hat), wenn die Stunde und die ganze Konstellation der augenblicklich gegebenen Bedingungen nicht mächtig in ihm gewirkt hätten.

Es war eine jener seltenen Stunden, wo eine sonst stolz geschlossene Seele unter dem elementaren Naturgebot des Sturms, der von außen und innen an ihr rüttelt, fast unbewußt ihre geheimen Tiefen öffnet ... Bei einem Mann, wie Herzog, wirkte das sehr ergreifend.

Die Verfasserin hat für des ersten reichsländischen Staatssekretärs Charakter und Geistesart immer eine hohe Schätzung gehabt und dem feingebildeten klugen Mann auch Sympathien geschenkt, — aber der Feldmarschall Manteuffel war ihr allezeit in seiner vielseitigen Geistigkeit und seinem reicheren und feinen Gefühlsleben eine ungleich anziehendere Natur, mit der sie sich auch in einigen Zügen wahlverwandt fühlte, und deren komplizierte, interessante Eigenart sie mächtig fesselte.

Am Nachmittag des 10. Juli hat sie, wie nie vorher und nachher, die tiefe Gegensätzlichkeit jener beiden Naturen empfunden, und wenn auch die Unterredung mit Herzog ihr den kühl gemessenen Mann in wärmerem Lichte erscheinen ließ: die Ansicht ist doch nicht in ihr gewandelt worden, daß Herzog wie eine Abstraktion wirkte gegenüber der starken Lebendigkeit des alten Feldherrn, dem frische Tatkraft, gleichsam wie eine unsterbliche Jugend, Körper und Geist belebte ... Schon das äußere Bild, wie er in den Saal trat, sich gewandt verneigte, die Hand küßte und angeregt plauderte, war nicht das eines Mannes von 70 Jahren, in dessen Vergangenheit so viele Taten im Felde, wie mit der Feder, so viele Kämpfe wie Siege lagen, dessen Geist und Körper sich also in rastloser Uebung der Kräfte geregt hatten! Keine Müdigkeit, keine Erschlaffung war sichtbar in seinem Wesen; straff gespannt waren alle Sehnen des Leibes, alle Fäden des Geistes. In ihm war alles Wille und Schwung, Tatkraft und Gedankenleben. Und an jenem Tag besonders! Es war ja auch ein Kampf, wenn auch ein still geführter, zu seinem Ende gekommen, und — er war Sieger ...

Dennoch hatte die Verfasserin vom ersten Augenblick seines Eintritts in ihren Salon an das unabweisliche Gefühl, als empfände Manteuffel jenen Sieg als keine reine Freude, und als suche er ihn vor sich und andern zu rechtfertigen. Und das trat dann nach einem kurzen Hin und Her der Unterhaltung auch klar hervor; es drängte alles wie ein Präludium auf ein Hauptthema hin. Manteuffel, der nichts von dem vorhergegangenen Besuch Herzogs wußte, und wohl auch nicht ahnte, daß der verschlossene Mann zu jemand so rückhaltlos und mit einer fast leidenschaftlichen Bitterkeit von seinem stark verletzten Selbstgefühl gesprochen habe, begann nun seinerseits die Verabschiedung des Staatssekretärs zu besprechen.

Das liegt jetzt 23 Jahre zurück, und das Leben hat an der Frau, zu der Manteuffel damals sprach, eine ganz seltene Fülle interessanter Ereignisse vorüber geführt, aber die Leuchtkraft der Erinnerung an den 10. Juli ist noch so stark, daß sich jene Stunden hell und wie gegenwärtig in ihr erhalten haben.

Manteuffel kannte das tiefe Interesse der Verfasserin für alles, was Politik, Kunst, Wissenschaft, überhaupt geistiges Leben heißt, und er sprach zu ihr so vertraulich, daß sie unwillkürlich ein Gefühl hohen Stolzes empfand; denn um Manteuffels Gestalt lag es wie ein weltgeschichtlicher Hauch, und alles, was er redete und tat, war wie von historischem Geist getragen. Wir haben es später

oft erfahren und erkannt, daß sogar seine Irrtümer nie aus kleinlichen Regungen hervorgingen, sondern daß sein geistiges Wesen immer große Züge behielt...

Und der Feldmarschall hub nun an, von dem Unfehlbarkeitsdogma der Berliner Geheimräte zu sprechen, das viel starrer sei als das von Rom. Er faßte den Geheimrat als den Typus bureaukratisch begrenzter Engherzigkeit auf und meinte, Herzog sei trotz seiner hohen Staatsstellung doch immer „Geheimrat“ geblieben.

Am Ende ist er wenigstens ein „Wirklicher Geheimer Rat“ geworden, meinte der Marschall lächelnd. (Herzog wurde bei seiner Verabschiedung zum „Wirklichen Geheimen Rat, mit dem Prädikat ‚Exzellenz‘“ ernannt).

Der Staatssekretär, führte Manteuffel aus, habe den Statthalter zu einer Art Repräsentationsfigur entwerten und die eigentlich politische Leitung der Geschäfte langsam und fest in seine Hände spielen wollen. „Das aber,“ sagte der alte Feldherr mit einem eigentümlich stolzen und starken Ton, „weist meine ganze Natur ab, — und es widerspricht nicht nur meiner Vergangenheit und dem Geist, in dem ich jede mir gestellte Aufgabe zu lösen suchte, sondern auch dem innersten Wesen dieser Aufgabe selbst. Herzog wollte mich nach dem alten Satz behandeln, den Thiers gern und glänzend verfocht: „Le roi règne, mais ne gouverne pas.“ Dieses rex regnat, sed non gubernat der Lateiner, das schon im 17. Jahrhundert im polnischen Reichstag gesprochen wurde, ist ja die Basis konstitutioneller Monarchien, aber hier, in diese ganz besonderen Verhältnisse und speziell für meine Sendung paßt es nicht! Ich mußte da schnell eine ganz klare Lage schaffen. Zwei Strömungen nebeneinander, die jede einen eignen Gang mit besonderem Ziel gehen, das hätte eine unheilsame Zersplitterung der Kraft gegeben, eine Art Nebenregierung, die die eigentliche Regierung geschädigt hätte. Einheitlich muß hier das politische Wirken sein. Der Statthalter muß, meiner Auffassung nach, der führende Geist sein, dem seine Minister und Räte wohl Berater sind, die sich ihm aber in Fällen verschiedener Auffassung unterordnen müssen. Das konnte Herzog nicht. Da wurde eben das Zusammenwirken unmöglich und — er mußte weichen.“

Das alles war wohl recht sicher und stolz gesagt, aber es klang dennoch ein Ton mit an, als ob Manteuffel sich gewissermaßen rechtfertigen, oder doch die volle Zustimmung andrer haben wolle, die er für urteilsfähig und verständnisvoll in diesen Fragen achtete. Er hat später gerade den Satz: „Le roi règne, mais ne gouverne pas“ in Verbindung mit dem Herzogschen Konflikt öfters, auch andern gegenüber, ausgesprochen; so z. B. auch dem Gemahl der Verfasserin gegenüber, der zur Zeit von Herzogs Abschied zufällig abwesend von Straßburg war.

Als die Verfasserin an jenem Sommernachmittag wieder allein war und im Geist die Eindrücke der inhaltvollen Stunden rekapitulierte, trat ihr eines als der unabweislich wahre Grund entgegen, der eine Einheitlichkeit und ein fruchtbares Zusammenwirken dieser beiden bedeutenden Naturen unmöglich machte: es war kein Vertrauen zwischen beiden. Sie beargwöhnten sich als gegeneinander

agierende Kräfte. Mißtrauen und Zweifel waren latent in allen Gedanken und Handlungen, die ihr berufliches Verhältnis zu einander betrafen. Und Mißtrauen ist wie ein Gift für jedes einheitliche Verhältnis, sei es nun eine Ehe, eine staatliche, politische, amtliche oder wirtschaftliche Verbindung; es nagt an den Wurzeln, so daß solches Verhältnis, solange das Gift wirkt, keine Frucht tragen kann. Diese alte Wahrheit war auch hier lebendig geworden, und das Gift konnte nicht anders unwirksam gemacht werden, als durch — Scheidung..

* * *

Die Zeit, die nun folgte (Manteuffel pflegte nach seiner Frühjahrskur in Karlsbad im Herbst noch nach Gastein zu gehen), wurde vom Marschall hauptsächlich zu Fahrten ins Land benutzt. Teils hatten diese Reisen einen vorwiegend militärischen Charakter, teils aber waren es Ausflüge in kleinere und größere Städte, mit dem Zweck, in regem Kontakt mit der Bevölkerung zu bleiben und sich direkt persönlich Kenntnisse und dadurch Verständnis für die Kultur des Landes zu verschaffen.

Es verdient dabei als kennzeichnende Einzelheit erwähnt zu werden, daß z. B. anläßlich einer rein militärischen Reise nach Metz des Marschalls erster Besuch dort dem Bischof galt. — Andrerseits war als erfreulicher, politischer Fortschritt zu verzeichnen, daß der protestlerische Gemeinderat, der bei Manteuffels erster Anwesenheit in der lothringischen Hauptstadt durch Abwesenheit demonstriert hatte, unter des Protestlers Bézanson Führung den Statthalter in besonderer Deputation begrüßte. Das überall fast mit Leidenschaft dokumentierte, politische Programm des Feldmarschalls: „Wunden zu heilen und nicht neue zu schlagen" hatte die sehr negativen Herren doch wohl zu einer Begegnung mit Manteuffel veranlaßt, die, wenigstens in der Form, von gewissem Entgegenkommen zeugte.

Indem sich nun Manteuffel einerseits, wie er in allen Reden betont hatte, auf das fest umrissene Gebiet des historisch Neugewordenen stellte, an das keine Milde und keine Gefühlswärme rühren dürfe, und das er als unerbittlicher Kriegs- und Staatsmann hütete, und indem er andrerseits überall wundenheilende Milde auszuüben versprach, inaugurierte er eine Politik, die man am besten die der widerspruchsvollen Hände nennen könnte. Die eine Hand wollte eine eiserne Faust sein, festhalten, aufgereckt zum Griff bleiben und streng das Eroberte hüten, — und die andre wollte mild sein, Wunden heilen, einladen, entgegenwinken, Freiheiten als Geschenke verteilen. Da machte denn eben oft die eine Hand das schlecht, was die andre gut gemacht hatte, — und die eine vernichtete, was von der andern geschaffen worden war. Denn die weiche Hand fuhr mit impulsivem, heißem Drang manchmal mit vorzeitigen und halben Maßregeln in den stillen, festen Gang der Dinge und warf diesen Gang dann zurück, statt ihn zu fördern. Manteuffel ist vielfach in seinen zweifellos idealen Bestrebungen mißverstanden und deshalb auch von Organen der altdeutschen Presse und von einer theoretisierenden Partei in Berlin heftig angegriffen worden;

wir werden weiterhin den scharf entbrannten Preßkampf, der im August bis September 1880 gegen ihn losbrach, näher besprechen.

Aber es lag ein großer Irrtum in all diesen Kritiken: man schloß von dem Konzilianten in der Form auf ein sachliches Nachgeben. Das war es aber nicht eigentlich, oder wenigstens ganz selten. Manteuffel wollte vielmehr nur die Fülle seiner wohlwollenden, ja liebreichen Absichten und Gefühle für Elsaß-Lothringen in Einklang bringen mit den festen Normen, die ihm Staatsklugheit und geschichtliche Notwendigkeit für sein Handeln vorschrieben, und das mußte manchmal Dissonanzen, Verschiebungen, Halbheiten zeitigen. Dazu kam, daß Manteuffel, teils aus dem Empfinden heraus, zu göttlicher Sendung auserkoren zu sein, und teils aus dem Gefühl eines starken Selbstbewußtseins, fest an die Macht seiner Persönlichkeit glaubte, der er fast mystische Wirkungen zuschrieb.

Das, gerade das, hat man ihm als „Pose“, als „Schauspielerei“ ausgelegt; aber es stieg aus viel besserem Boden auf: aus dem Glauben eines Gottesgnadentums für seine Person.

Das ist uns aus vielen Gesprächen mit dem Marschall unwiderleglich klar geworden, — und zwar in einer Zeit, die schon deshalb als ernst und geläutert bezeichnet zu werden verdient, weil sie gegen das Ende seines Lebens zu lag, und kurz nach dem Tode des von ihm am meisten geliebten und geschätzten Wesens, seiner Frau. Es wäre ein Frevel, anzunehmen, daß Manteuffels Natur sich angesichts solchen Lebensernstes absichtlich mit Masken verdeckt hätte ...

Man konnte seine etwas unruhige, oft sprunghafte und experimentierende Politik vielleicht überspannt nennen, oder phantastisch, weil allzusehr mit Idealen wirkend, aber man durfte ihr nicht häßliche Beweggründe unterschieben.

*

Ende Juli dieses Jahres fiel die erste Sitzung des Staatsrats, und der Feldmarschall betonte in seiner Eröffnungsrede am 29. Juli, daß mit dem Inkrafttreten des Staatsrats auch die Verfassung Elsaß-Lothringens erst vollständig ins Leben träte. Am 11. August kam die Ernennung des neuen Staatssekretärs. Es war der bisherige preußische Staatsminister für Handel und Gewerbe und Staatssekretär im Reichsamt des Innern, Exzellenz Hofmann. Er kam auf Bismarcks Vorschlag und Wunsch ins Reichsland.

Manteuffel hatte dieser Ernennung zwar zugestimmt, stand ihr aber im übrigen ganz fern, und es ist durch den eignen Ausspruch des Statthalters bekräftigt, daß er Hofmann gar nicht kannte und nicht mehr von ihm wußte, als daß er eben Staatssekretär in Berlin gewesen war. —

In Hofmann trat dem Statthalter eine vom ersten Staatssekretär Herzog absolut verschiedene Natur entgegen; wohl ein ebenso fleißiger, ernster und kenntnisreicher Beamter, — aber keine Persönlichkeit von der eigenwilligen Starrheit seines Vorgängers, sondern ein Mann von einer milden Schmiegsamkeit und einem willigen Anerkennen der Vorherrschaftsstellung des Statthalters.

Am 11. September fuhr Manteuffel nach Gastein, und die Dinge schienen

in sommerliche Ruhe und in ein sanft hinführendes Geleis zu kommen. Da, auf einmal durchbrachen laute Kampfrufe die Stille; — und zwar nicht etwa aus dem Innern des neudeutschen Landes, sondern aus Altdeutschland, speziell aus Preußen. Die Presse, und zwar einige recht hervorragende Organe, so vor allem die „Kölnische Zeitung" und die „Weserzeitung", griffen die Regierungspolitik Manteuffels scharf an. Sie warfen ihm vor, er habe für das Deutschtum in Elsaß-Lothringen alles verdorben, was in den acht Jahren vorher erreicht worden wäre. Er habe nicht nur sein Ohr, sondern auch oft seinen Arm ganz und gar den Protestlern und der katholischen Geistlichkeit geliehen, deren offener Kultus hier der Napoleonismus und dort die französische Republik sei; die Beamten, deren Interessen ihm hinter denen der bevorzugten Notabeln ständen, sehnten sich nach der Heimat zurück.

Diese schweren, teils ungeheuerlichen Anklagen, die von vielen andern altdeutschen Zeitungen übernommen wurden, fanden in der reichsländischen Presse in Hugo Jacobi, dem damaligen Leiter der „Elsaß-Lothringischen Zeitung", einen ebenso gewandten als scharfen und schlagfertigen Bekämpfer. Jacobi, der überhaupt ein ungewöhnlich geschickter Journalist war, frisch im Erfassen der Kernpunkte einer Sache, geistreich in seinen Gründen und Auffassungen, und von hohem sittlichen Ernst, griff jene Anklagen hart an. Er forderte die „Kölnische Zeitung" auf, wirklich Tatsächliches zu bringen; Behauptungen, die nur allgemeine Sätze ohne jede Begründung aussprächen, fielen haltlos in sich zusammen. Die Antwort der „Kölnischen Zeitung" aber brachte keine Begründung, sondern nur neue Behauptungen. So wollte sie in der Neuordnung der Verfassung des Reichslandes (an der Manteuffel absolut keinen Anteil hatte) eine Verdrängung des Reichskanzlers erblicken. Sie übersah aber dabei die Tatsache (die sehr wesentliche!), daß die Neugestaltung der reichsländischen Verfassung aus eigenster Initiative des Reichskanzlers hervorgegangen war und von diesem als eine Entlastung seines überbürdeten Arbeitsgebiets angesehen wurde.

Von bedeutenderen Zeitungen, die als Kämpen für Manteuffel und seine Verwaltungspolitik eintraten, ist besonders zu erwähnen die sehr bedeutende „Augsburger (jetzt Münchener) Allgemeine Zeitung", die in einem von großer historischer Auffassung getragenen Artikel des Marschalls geniale Seiten so bedeutend erfaßte und darstellte, daß seine kleinen Schwächen dagegen in Schatten traten. Und das erscheint uns als die einzig ihm gebührende Beleuchtung.

*

Am 1. Oktober kehrte der Statthalter von Gastein zurück, und Hofmann trat in seine neue Stellung. Wenige Tage darauf versammelte sich der Landesausschuß zu neuer Session.

Am 8. Oktober gab Manteuffel den Herren zu Ehren ein großes Gastmahl, — und bei dieser Gelegenheit hielt er eine Ansprache, die nochmals ganz scharf umrissen die Ziele, die der Feldmarschall sich selbst für die Regierung des

Landes gestellt hatte, und seinen tiefsittlichen und historischen Sinn zeigte, und zugleich in würdiger Weise die Angriffe der altdeutschen Presse zurückwies. Manteuffel besaß eine große Kunst darin, seine Reden zur Widerspiegelung seines gesamten inneren Lebens zu machen. Er umfaßte mit durchaus unabhängigem Geist die Dinge in ihren großen Zügen, in ihrem Zusammenhang mit dem Weltganzen, und stellte sich dann warm und energisch in ein ganz persönliches Verhältnis zu ihnen. Die wesentlichen Grundzüge dieser eben berührten Rede, die die politische Lage und Manteuffels Stellungnahme zu ihr besonders klar zeichnen, geben wir hier:

„Ich bin nun schon über Jahr und Tag im Lande, — und ist mein Urteil richtig, so ist die weitere Entwicklung seiner Verfassung sein Wunsch, und ist Bedürfnis für seinen Frieden. Aber Zeit gehört zum Reifen solcher Frucht; erstürmen läßt sie sich nicht; voreiliges Fordern einzelner Prärogative führt vom Ziele ab. Die mehr oder minder schnelle Entwicklung unsers Verfassungslebens liegt vorzugsweise in der Hand der Herren, die im Landesausschuß tagen. Darf ich meine Ansicht aussprechen, so ist erforderlich: Festhalten an der bisherigen, rein sachlichen Erledigung der Fragen, bei selbständigster Vertretung des Landes; Festhalten an der bisher bewährten Mäßigung, aber auch offen furchtlose Anerkennung der Zusammengehörigkeit von Elsaß-Lothringen mit Deutschland. — Mißverstehen Sie mich nicht, meine Herren: ich verlange heute noch keine Sympathien für diese Zusammengehörigkeit; mein Rat ist nur, daß das Land es sich klar macht, daß sie definitiv ist.

Ich muß Ihre Aufmerksamkeit noch einige Minuten in einer mich persönlich betreffenden Angelegenheit in Anspruch nehmen. Sie wissen sämtlich, meine Herren, daß ich seit dem Sommer dieses Jahres vielfach Angriffe in der Presse erfahren habe. Zu meiner Genugtuung haben diese in den elsaß-lothringischen Blättern keinen Widerhall gefunden. Die Angriffe jener Blätter hätten dahin führen können, mich den Beamten im Reichsland zu entfremden. Das ist nicht gelungen. Ich weiß mich heut mit den Beamten, die mit mir in Elsaß-Lothringen dienen, einiger als je. Verschiedene Artikel waren wieder angetan, Mißtrauen zwischen dem Herrn Reichskanzler und mir zu säen.

Wie liegt diese Frage? Ich bin so durchdrungen von der moralischen Verantwortlichkeit, die der Reichskanzler dem Kaiser und dem Reiche gegenüber trägt, und so überzeugt davon, daß die Entwicklung der Verhältnisse in Elsaß-Lothringen mit den Interessen des Reiches zusammenhängt, daß ich es für Pflichtwidrigkeit erachten würde, wollte ich, vielleicht auf Buchstabenauslegung mich stützend, mich nicht über die Grundsätze mit dem Herrn Reichskanzler einigen, nach denen ich die Verwaltung leite. Nach diesen beiden Richtungen sind die Artikel spurlos vorübergegangen. Ein drittes kann eintreten: sie können Veranlassung werden, daß meine Verwaltung im Reichstag zur Sprache kommt. Dem sehe ich ruhig entgegen. Ich kenne den Grundton der deutschen Nation zu gut, um nicht zu wissen, daß ihre Vertreter eine diktatorische Behandlung von Elsaß-Lothringen nicht wollen, und die Möglichkeit herbeiwünschen, Elsaß-Lothringen auch in Bezug

auf seine Verfassung gleichberechtigt neben den andern deutschen Ländern zu sehen. Den Weg, der hierher führt, habe ich angedeutet.

Aber selbst irregeleitete Presse hat ihr Gutes. Sie veranlaßt den gewissenhaften Mann, Prüfung mit sich zu halten über das, was in der Presse über ihn ausgesprochen wird. Die Blätter beschuldigen mich, daß ich die unter mir dienenden Beamten nicht vertrete. Dreist werfe ich hier eine mehr als fünfzigjährige Vergangenheit in die Wagschale. Handlungen blind vertreten aus dem Grunde, weil es Handlungen von Beamten sind, das will das deutsche Beamtentum nicht, und das steht auch nicht in meinem Dienstkatechismus. — Die Blätter klagen ferner, daß ich vollständig unter dem Einfluß der hochwürdigsten Bischöfe von Straßburg und Metz stände. Beide Herren Bischöfe sind mit noch höherem Alter gesegnet, als ich es bin. Daß ich gegen diese höflich, zuvorkommend, rücksichtsvoll verfahre, beruht in meiner ganzen Erziehung; daß ich die Stellung und Gerechtsame der Kirche anerkenne, beruht in den Landesgesetzen und in meiner Ueberzeugung. Daß ich aber, wenn Anforderungen der Kirche über das Gesetz hinausgehen und mit den Rechten des Staates in Kollision geraten sollten, die Rechte des Staates aufrecht halte, beruht auf meinem Eide, und somit auf meiner Pflicht gegen Gott.

Auch hier sind die Befürchtungen jener Blätter grundlos. Diese klagen mich ferner an, daß ich das Deutschtum gefährde und Schwäche übe gegen französische Sympathien. Ich glaube nicht, daß der stolzeste Römer je stolzer auf Rom gewesen ist, als ich es auf mein Vaterland bin; und daß die Landeseinwohner, die mit dem Ausland paktieren sollten, das Tischtuch zwischen sich und mir zerrissen, habe ich bei dem Betreten des Landes schon ausgesprochen.

Seine Majestät der Kaiser hat mich in dieses Land gesandt, Wunden zu heilen, nicht: solche zu schlagen. Ich soll Gefühle schonen, die in der Natur liegen bei der Trennung des Landes von einem Staat, wie Frankreich es ist, nach zweihundertjährigem Zusammenhang mit diesem. Ich soll durch gerechte, die geistigen und materiellen Interessen fördernde Verwaltung den Elsaß-Lothringern diesen Uebergang erleichtern; das ist die Instruktion, die mein Kaiser mir gegeben hat. Das Resultat meiner Selbstprüfung ist: daß die Angriffe jener Blätter unbegründet sind, und daß ich bleibe, wie ich bin . . .!"

Die an dem Mahle teilnahmen, wissen noch heute, daß es wie ein Fluidum, wie eine starke Lebensessenz ausging von des Marschalls aus tiefer Seele dringenden Worten. In dem, was er sagte, klang es wie eine heilige Empörung, wie eine stolze Auflehnung gegen Anklagen, die die Reinheit und unbeirrte Kraft seines Willens und seiner Taten anzweifelten. Die Sicherheit überkam alle wie eine warme Ueberzeugung, daß er ohne Wanken treu in seinen Zielen sei, und in der Art, wie er zu ihnen gelange, geleitet würde von einem großen Zuge edler Menschlichkeit.

Diese warm- unmittelbar wirkende Humanität in Manteuffel hatte etwas Hinreißendes und eroberte ihm persönlich die kühlsten und widerstrebendsten Geister.

Des Statthalters Rede, die zugleich den Charakter von Beichte, Plaidoyer und Glaubensbekenntnis hatte, wirkte weit ins Land und nach Altdeutschland hin mächtig, — wie der Marschall überhaupt überall, wo er mit der Bevölkerung und mit einzelnen in Berührung kam, durch den Zauber seiner Persönlichkeit so unmittelbar wirkte, daß er abgeneigte Empfindungen für den Augenblick bezwang oder in den Hintergrund drängte; das aber gerade konnte ihn leicht über den wahren Stand der Gefühle täuschen.

Mit der größeren Freiheit, die er der Presse gab, kamen nun aber Stimmen aus allen Gebieten des politischen Lebens und Empfindens zu Gehör. Das gab für das Jahr 1881, das eben begann, ein sehr dramatisches Wogen und Ringen der Kräfte, und die Ergebnisse solcher Bewegung zeigten denn oft recht feindliche Gestaltungen; diese wieder veranlaßten den Statthalter zu energischer Gegenbewegung, und er sah sich jetzt öfter genötigt, wo sein Idealismus über die Grenzen des ruhigen Maßes gegangen war, seine Ziele zurückzustecken.

Es war nicht zu leugnen, daß in der Presse sich ein drängendes, mächtiges Leben entwickelte; eine Stimmung, die man am besten etwa mit Huttens kampfslustigem Wort bezeichnen könnte: „Die Geister sind wach, es ist eine Lust zu leben!“ Und wenn auch in solchen Preßfehden viel Irriges und Feindseliges neben Gerechtem und Maßvollem sich zeigte, so trugen sie doch zur Klärung bei und zur Entschleierung der Wahrheit; freilich, diese war oft herbe Enttäuschung. Manteuffel hatte dem Lande nicht nur in Worten, sondern auch in Aktionen seiner Verwaltung Entgegenkommen gezeigt. Die Gewährung größerer Preßfreiheit, die freiere Bewegung im Landesausschuß, die Anbahnung und Regelung der Optantenfrage, die Aufhebung des Kriegsgerichts u. s. w. waren Gaben des Vertrauens an das Land. Er erwartete nun auch, daß die Bevölkerung ehrlich und vertrauensvoll an der friedlichen Weiterentwicklung der Verhältnisse mitarbeite. In welcher Art die Antwort auf des Marschalls Handlungsweise ihm zuteil wurde, werden wir später aus den Kundgebungen der Presse und dem Ergebnis der Reichstagswahl Ende Oktober darlegen.

Indessen ergriff der Statthalter am 11. Februar auf dem Gastmahl, das der Landesausschuß ihm gab, nochmals die Gelegenheit, dem Lande zu sagen, was er ihm biete, aber auch, was er von ihm erwarte, und in welchem Sinne er hoffe, daß die Wahlen zum Reichstag ihre Lösung finden möchten. Wir geben aus der Rede, die sehr kennzeichnend war für das Ungeklärte und Gärende der Lage, einige charakteristische Stellen wieder:

„Erst vor kurzem habe ich gehört, daß uns im Sommer Reichstagswahlen bevorstehen. Ich wünschte, der Termin wäre ein Jahr später, — aber ihn zu ändern vermag ich nicht, und vielleicht ist es gut, wenn die Entscheidung früher eintritt. In meinem ganzen Leben habe ich noch nichts mit Wahlen zu tun gehabt, und denke auch, mich von jeder amtlichen Wahlbeeinflussung freizuhalten. Einmal verlange ich selbst zu sehr die Respektierung meiner Selbständigkeit, um nicht die Wähler zu respektieren, — und dann lehrt mich die Geschichte, daß das Durchsetzen sogenannter offizieller Kandidaturen nichts nutzt. Mir hat es immer

großen Eindruck gemacht, daß Cromwell wiederholt Wahlreglements oktroyierte, zuletzt die ihm ergebensten Offiziere ins Parlament ernannte, und doch genötigt wurde, auch dieses Parlament aufzulösen. Je abhängiger ein Abgeordneter von der Regierung, je verpflichteter er dieser ist, je mehr fühlt er sich gedrungen, Selbständigkeit und Unabhängigkeit in der Versammlung zu zeigen. Das liegt in der menschlichen Natur und ist wahrhaftig nicht die böseste Seite derselben. Das Interesse von Elsaß-Lothringen fordert seine volle Selbständigkeit und die verfassungsmäßige Gleichberechtigung mit den andern deutschen Staaten. Durch Gefühls- und Rechtsdeklarationen läßt sich dies Ziel nicht erreichen. Der einzige Weg, der dahin führt, ist die offene und loyale Anerkennung der Zusammengehörigkeit von Elsaß-Lothringen mit Deutschland. Das Interesse des Reichslandes erfordert daher, daß achtbare, unabhängige Männer in den Reichstag gewählt werden, die sich offen zu dieser Zusammengehörigkeit bekennen."

Manteuffel ging danach näher auf die Bedeutung der Reichstagswahlen ein, indem er betonte, daß die weitere Entwicklung der Verfassung von der wohlwollenden Zustimmung des Kaisers, der Fürsten und freien Städte und des Reichstags abhinge, und daß sie nicht zu erwarten sei, wenn Abgeordnete gewählt würden, die dem Anschluß Elsaß-Lothringens an das Deutsche Reich nicht offen und ehrlich beistimmten und in diesem Sinne wirkten zur friedlich-fortschrittlichen Ausgestaltung der Zukunft des Reichslandes. Dabei kam der Marschall auf den Gedanken zurück, den er schon mehrfach und auch in seiner ersten Rede an den Landesausschuß hervorgehoben hatte: Elsaß-Lothringen habe durch seine vorübergehende Zusammengehörigkeit mit Frankreich, die ihm aufgedrungen worden sei, seine Stellung im Deutschen Reiche nicht verwirkt und könne folglich den Anspruch erheben, den andern deutschen Staaten völlig gleichgestellt zu werden.

Auch in Privatgesprächen kam der Marschall oft auf diese Auffassung zurück (es war offenbar ein Lieblingsgedanke von ihm), daß die Weiterentwicklung Elsaß-Lothringens zum Deutschtum sich zu Recht anschließen müsse an die Zeit, wo das Land zum deutschen Reich gehört habe, und daß Ludwigs XIV. Eroberung als eine erzwungene Unterbrechung in des Elsaß deutscher Verfassungsentwicklung zu erachten sei.

Wir haben dabei einen erkennbaren Ideenzusammenhang zwischen Manteuffel und Ranke in dieser besonderen geschichtlichen Auffassung entdeckt. Bei einer Begegnung mit Thiers im November 1870 in Wien sprach der berühmte deutsche Geschichtsschreiber mit dem französischen Historiker und Staatsmann über den deutsch-französischen Krieg (der damals ja noch nicht abgeschlossen war) und das eventuelle Schicksal von Elsaß-Lothringen. Ranke meinte, daß der Krieg nicht mehr gegen Napoleon gerichtet sei, der sich ja in Gefangenschaft befinde, noch auch gegen Frankreich an und für sich, das wir in einer gewissen Größe zu sehen wünschten, sondern vielmehr gegen die Politik Ludwigs XIV., der einst einen Zeitmoment der Schwäche des deutschen Reichs benutzte, um nicht allein ohne Recht, sondern selbst ohne Anspruch Straßburg unsern Händen zu entwinden.

Man erwiderte Ranke: Wenn man auf Ansprüche dieser Art zurückkomme, was werde übrig bleiben? — worauf Ranke antwortete: „Der Moment ist dringend. Ihr müßt wissen, daß dieses Unrecht nie vergessen worden ist, — daß es die deutsche Nation noch heute, wenn nicht zur Rache, denn das liegt uns fern, doch zu einer Gegenwirkung entflammt. Laßt uns das alte Unrecht gut machen, und dann Freunde bleiben ..." Ranke konstatiert in seinen Tagebuchblättern, daß diese neue Auffassung auf Thiers und die anwesenden Diplomaten ersichtlich einen Eindruck gemacht habe.

Der Gedanke, daß die Entwicklung des Elsaß zu völlig deutschem Verfassungsleben eigentlich nur eine Regermanisierung bedeute, war, wie so viele andre politische und geschichtliche Auffassungen, den beiden Herren, Ranke und Manteuffel, gemeinsam. Das läßt darauf schließen, wie innig ihr Geistesleben verbunden war, und wie gewöhnt sie waren, ihre Meinungen über die wichtigsten Fragen im Staatsleben auszutauschen. Eine wechselseitige Beeinflussung ist stets von beiden Herren anerkannt worden, — aber nie und nirgend ist, wie von Gegnern des Feldmarschalls behauptet wurde, ein Beweis gegeben, daß Manteuffel von Ranke Anleitungen oder geschichtliche Direktiven erhalten hätte, nach denen jener dann sein Handeln modelte. Im Gegenteil finden sich in Rankes Tagebuchblättern anläßlich Manteuffels Tod am 17. Juni 1885 Sätze, die beweisen, daß der Berliner Historiker den gestorbenen Freund nicht nur für einen seiner verständnisvollsten Leser, sondern für einen geistig Mitwirkenden an seinen Arbeiten betrachtete.

Ranke schreibt nämlich: „Manteuffel hatte mehr Verständnis für meine Schriften, eine größere geistige Sympathie, als mir sonst in der Welt zuteil geworden ist. Bei meinem weltgeschichtlichen Unternehmen glaubte ich, wenn es mir gelänge, es so weit zu führen, für den letzten Teil auf seine Teilnahme rechnen zu können, — denn er hatte in den schwierigsten Verwicklungen mitgearbeitet, und war mit einem vortrefflichen, sehr präzisen Gedächtnis begabt. Er hätte mir da unendlich nützlich werden können. Aber Gottes Wille war das auch nicht. Wie weit bin ich noch selbst von diesen Regionen entfernt. Schwerlich werde ich sie erreichen. Aber auch für den bisher zurückgelegten Weg war mir seine Teilnahme und sein Beifall von unschätzbarem Wert."

Nach dieser, wie wir glauben, nicht uninteressanten Abschweifung auf das allgemein Geschichtliche und Rankes gleiche Auffassung mit Manteuffel, kommen wir auf des letzteren Rede zurück und bringen wörtlich den Schlußsatz; er lautet in scharfen, richtungdeutenden Worten: „Sprechen die Wahlen für den Anschluß an Deutschland, so ist der Schritt zur Fortentwicklung unsers Verfassungslebens getan. Sprechen sie dagegen, so liegen die Folgen auf der Hand."

Die Reden aus der ersten Zeit von Manteuffels Verwaltung waren wie ein rastloses Hervorströmen aus geheimen Quellen seiner Seele; als könne er sich nicht genug tun darin, seine Sympathien hinzugeben. Wie ein leidenschaftliches

Bemühen war es, die Elsaß-Lothringer gleichsam hinüber zu reißen in den Hochstrom der eignen Gedanken und Gefühle; wohl ein „Zuviel“, dem in naturgemäßer Reaktion ein Rückstrom folgen mußte, aber in seiner heißen Unmittelbarkeit lag etwas Herzbewegendes.

Die reichsländische Presse erwies sich damals als ein besonders starker und dabei sensibler Resonanzboden für alle politischen Kundgebungen, natürlich am meisten für speziell elsässische. Die bedeutendsten Blätter, die, jedes in seinem Sinne, ihren Standpunkt feurig und energisch vertraten, waren die „Elsaß-Lothringische Zeitung“, das „Elsässer Journal“, die „Presse von Elsaß und Lothringen“ und „Die Union“. Die „Elsaß-Lothringische Zeitung“ war das anerkannte Regierungsblatt. Ein Zug von frischer Kampflust war ihr eigen. Die überzeugten Verteidigungen der Manteuffelschen Politik und die kräftigen Kämpfe gegen deren Widersacher gaben den Artikeln von Jacobi eine schöne Leidenschaftlichkeit. Nicht der versteckteste Hieb, nicht die leiseste, murrende Feindseligkeit entging ihm ...

Das „Elsässer Journal“ (es gehörte dem intelligenten und kunstsinnigen Elsässer Gustav Fischbach, der neben dem mehrfach erwähnten Politiker J. Klein eine geistige Einwirkung auf das Blatt übte) war das Organ der Autonomisten. Diese gravitierten zwar nicht nur in ihren Sympathien, sondern auch in Bildung und Erziehung nach Frankreich, ihr gesunder Sinn anerkannte aber offen das Ergebnis der Geschichte und trat auf solcher Basis ehrlich-fest ein für die Mitarbeit an der Verwaltung des Landes. Die „Presse von Elsaß und Lothringen“ war das Organ der Protestparteien, mit ausgesprochen demokratischen Tendenzen, — besonders inspiriert und unter dem Protektorat des bekannten protestlerischen Abgeordneten Kablé. Die „Union“, das Organ der klerikalen Partei, betonte zwar in Worten ausdrücklich und friedlich stets ihre Anerkennung des Frankfurter Friedens und der daraus resultierenden Einverleibung Elsaß-Lothringens ins Deutsche Reich, aber die Betätigung dieser Wortbekenntnisse blieb aus. Tatsächlich sind alle Aktionen der „Union“ im protestlerischen Sinne ausgefallen, so daß man die Zeitung nach ihren Manifestationen der Tat als ein klerikales Protestblatt bezeichnen mußte. Trotz des verschiedenen politischen Programms war sie in ihrer Gegnerschaft gegen Deutschland eine Gesinnungsgenossin der „Presse“.

Das kam nun zunächst in der Kritik, die sie Manteuffels Rede vom 1. Februar angedeihen ließen, zum Ausdruck, — und gleich darauf am 6. Februar bei der Brumather Wahl zum unterelsässischen Bezirkstag. Wenn auch eine Bezirktagswahl an sich gewiß kein bedeutendes politisches Ereignis ist, so war doch diese Wahl, angesichts der besonderen Verhältnisse, immerhin bedeutsam.

Skizzieren wir zuerst die Urteile über die Statthalterrede! Die „Presse“ sprach mit überscharfen Worten aus, daß, wenn Manteuffel die Selbständigkeit und verfassungsmäßige Gleichberechtigung Elsaß-Lothringens mit andern deutschen Staaten abhängig mache davon, daß in den Reichstag Männer gewählt würden, die unbedingt für die Zusammengehörigkeit mit dem Deutschen Reich einträten,

dieser Preis zu hoch sei. Sie sagte das in Worten, die fast wie eine Kriegserklärung lauteten: „La grande majorité de nos compatriotes trouverait le prix du marché trop élevé, et préférerait se replier sur le statu quo —"

Die „Union", die für sich von der Freiheit der Meinungsäußerung den weitesten Gebrauch machte, sprach sich entrüstet darüber aus, daß der Statthalter dies Recht für sich in Anspruch nehme. Einerseits mit geschicktem Hervorheben, andrerseits durch geschicktes Verschweigen einzelner Punkte gab sie das Bild, das Manteuffel von der politischen Lage gegeben hatte, völlig verzeichnet wieder, — und veröffentlichte, direkt an diese sehr subjektive und feindselige Darstellung anschließend, die Liste ihrer Kandidaten für die Bezirkstagswahl, die der Pariser „Univers" als von der „Union" erwünscht bezeichnete: ein Beweis für die fortdauernde Verbindung und Identifizierung mit den französischen Preßorganen. Die klerikale „Union" begab sich somit wieder, trotz ihres freundlich scheinenden Programms der „loyalen Anerkennung des Frankfurter Friedens" in direkte Gefolgschaft der demokratischen „Presse", weil beide im Parteigeist sonst so gegensätzlichen Zeitungen sich in der Opposition gegen das Deutschtum immer als leidenschaftliche Freunde begegneten.

Das „Elsässer Journal" hingegen dokumentierte eine durchaus von größeren, historischen Anschauungen bestimmte Auffassung. Es wies der Rede des Statthalters eine bedeutende Stelle in der Geschichte Elsaß-Lothringens zu und tadelte die engherzige, unpatriotische Stellungnahme der beiden Protestblätter. Wenn je ein Augenblick im Leben eines eroberten Landes entscheidend wäre, so sei es der gegenwärtige. Die einzig praktische und patriotische Politik, die dem Land einen Fortschritt zu selbständigem Verfassungsleben geben könne, sei: persönliche Gefühle zurückzudrängen und nur für das allgemeine Interesse und das Wohl des Landes seine Tatkraft einzusetzen.

Die Autonomistenpartei war denn auch von den elsässischen Gruppen die einzige konstruktive und bejahende, während die andern Parteien als offen oder versteckt destruktive bezeichnet werden müssen. Bei der Brumather Wahl kam das zu noch lebendigerem Ausdruck. Dr. Adam wurde am 6. Februar mit großer Mehrheit von den Protestparteien in den Bezirkstag gewählt. Das scharf feindselige Vorgehen der „Union", die auch damit bewies, ein wie viel leidenschaftlicheres und bestimmenderes Gefühl die Gegnerschaft zum Deutschtum in ihr war, als die politische und religiöse zur Demokratie, erschien nicht nur unpatriotisch, sondern auch unpolitisch, — denn ihre Stellungnahme gegen Manteuffel war zugleich mittelbar eine Agitation gegen dessen Versöhnungspolitik gegenüber der katholischen Kirche.

Die „Presse", die immer kühner wurde in der Ausnutzung der Redefreiheit, proklamierte nun, daß sie bis an die äußerste Grenze gehen wolle, um die Idee des Protestes aufrecht zu erhalten. Desgleichen veröffentlichte sie und die „Union" ein Schreiben von Dr. Adam, das wegen seiner Kühnheit und seines feindseligen Tones frappierend wirkte; es lautete so: „Votre vote est une protestation, en faveur de la candidature indépendante. Vous avez pensé comme moi, que

tout en étant forcés, de subir la situation qui nous est faite, nous ne pouvons pas renoncer à la défense de nos intérêts. Si j'ai eu l'honneur d'être soutenu par deux feuilles de tendances différentes; cela montre, qu'il existe un terrain commun, où se rencontrent les Alsaciens soucieux du bien de leur pays."

Diese fortwährende Auflehnung gegen eine staats- und völkerrechtlich feststehende Tatsache hatte etwas Unreifes und Widersinniges. Nur solche, die in politischer Kindschaft oder Blindheit lebten, konnten das Ergebnis eines von zwei Völkern loyal und mit ungeheuren Opfern geführten Krieges, das von deren Staatsoberhäuptern und Volksvertretungen in einem Frieden anerkannt war, anfechten wollen. Außerdem war ja allen Elementen, die unabweisbar nach Frankreich zurückdrängten, ein breites Tor von der deutschen Reichspolitik geöffnet durch die Möglichkeit der Option für Frankreich. Die „Presse" proklamierte dazu fortwährend, daß es eigentlich nur zwei Parteien in Elsaß-Lothringen gäbe, nämlich Deutsche und Franzosen; und da sie sich und ihre Parteigänger jedenfalls nicht für Deutsche hielt, so war damit konstatiert, daß sie auf deutschem Boden für französische Interessen wirken wollte.

So stand also die einheimische Presse als Vertreterin der freundlich gemäßigten und oppositionellen Parteien der Landesverwaltung gegenüber, als am 26. Februar der Landesausschuß geschlossen wurde. — Manteuffel hatte nun wohl einen allzu großen Trumpf gesetzt auf die Reichstagswahlen, und von ihrem Ausfall viel zu sehr die Politik der Zukunft abhängig gemacht. Seine optimistischen Erwartungen hatten ihn schon in der Preßfrage zu weitestgehenden Konzessionen getrieben, die, wie wir bereits gesehen haben und weiterhin noch mehr erkennen werden, von den Protestparteien gemißbraucht wurden. Die politischen Leidenschaften, denen er allzu freien Raum zum Auflodern gegeben hatte, mußten ja Verwirrung und Irrtum in die Bevölkerung tragen, die zu ihrem größten Teil nicht selbst urteilsfähig war, und sich deshalb gern und leicht leiten ließ.

Da nun die klerikale „Union" sich schon in der Wahl Adams identisch gemacht hatte mit der „Presse von Elsaß und Lothringen", so war ein Zusammengehen anläßlich der Reichstagswahl vorauszusehen, — und da weiter in einem überwiegend katholischen Land, wie Elsaß-Lothringen, die katholische Geistlichkeit einen breiten Einfluß auf die Bevölkerung hat, so waren Gefahren für die Reichstagswahl im altdeutschen Sinne fast sicher zu erwarten. Dem gegenüber war die Zuspitzung der Wahlfrage als Lebensbedingung für den weiteren Ausbau der reichsländischen Verfassung sehr gewagt... Indessen erschien am 5. März in dem Fastenhirtenbrief des Bischofs von Straßburg eine päpstliche Verordnung, die von friedlich-versöhnlichem Sinne diktiert war und auch in solchem Geiste weithin wirkte. Von einer besonderen Zuschrift Leos XIII. ermächtigt, die vom 12. Januar datiert war, veröffentlichte Bischof Raesz, daß von nun an dem bestehenden Gebrauch der katholischen Bistümer des deutschen Reiches beigetreten werde: Seine Majestät den Kaiser und sein Haus in das

kirchliche Gebet einzuschließen. Die gleiche Anordnung erfolgte für die Diözese Metz. Das war seit dem Krieg trotz wiederholter Anregungen des Oberpräsidenten unterblieben, nachdem die bischöfliche Antwort immer in dem Sinne ausgefallen war: daß es einer besonderen Entscheidung der päpstlichen Kurie dazu bedürfe.

Nach den Bestimmungen des Konkordats (Art. 8) sollten die katholischen Pfarrer an den Sonn- und Festtagen bei öffentlichen Gottesdiensten für die Wohlfahrt der französischen Republik, später für den Kaiser Napoleon beten. Seit der Vereinigung Elsaß-Lothringens mit dem Deutschen Reich war das Kirchengebet unterblieben, während in den protestantischen Kirchen und im israelitischen Kultus diese Frage schon längst geregelt war. Unter solchen Umständen erhielt die päpstliche Entscheidung eine besondere Bedeutung, — denn sie war als ein direkter Erfolg der vom Statthalter beobachteten Kirchenpolitik zu erachten. Der Marschall hatte von den ersten Tagen seiner Landesverwaltung an es als ein wesentliches, zu erstrebendes Ziel ins Auge gefaßt, diese Frage des „Kirchengebets“ zu regeln.

In das trübe Flackern gehässiger Leidenschaften der Oppositionsparteien fiel diese von dem friedlichen Geist der Verständigung zwischen der Kirche und der Politik des Statthalters zeugende Entscheidung, wie ein großes, ruhiges Licht ... Es war eine eigentümliche und auffallende Erscheinung, die auf den ersten Blick etwas Widerspruchsvolles zeigt, daß sich im kirchenpolitischen Leben des Elsaß öfters ein Zwiespalt, richtiger eine Gegensätzlichkeit, zwischen den Aktionen des höheren Klerus und des niederen akzentuierte. Eine selbständige Gegenströmung, die mehr aus den leicht erregten Leidenschaften des Tages hervorging, machte sich hier geltend. Während die Politik der Bischöfe, von geklärterer geistiger Anschauung und von höheren geschichtlichen Gesichtspunkten geleitet, sich versöhnlich zeigte und auch der milden Politik des Statthalters entgegenkam, erwiesen sich die Gedanken und Aktionen des niederen Klerus, der ja auch in direkter Berührung mit dem von kleinen Leidenschaften erregten Volksleben stand, als unruhig, kampflustig, sogar auflehnend. Diese selbständigen Unterströmungen hatten wohl den Grund, daß der sehr betagte Bischof Raesz durchaus keine scharfe und kräftige Disziplin über die ihm untergeordnete Geistlichkeit ausübte.

Nur so wird es erklärlich und verständlich, daß zur gleichen Zeit (nämlich in der Wahl Adams und den späteren Reichstagswahlen Kablés) ein feindlicher Protest gegen die zu Recht bestehenden staatlichen Verhältnisse im Reichsland sich in Taten aussprach, und daneben der Geist verständnisvoller Einheit und Versöhnlichkeit zum Ausdruck kam. Denn des Statthalters Bestrebungen und seine Verhandlungen mit den Bischöfen hatten eine Krönung gefunden dadurch, daß die Kirche in dem öffentlichen Gebet für den Deutschen Kaiser gleichsam die geschichtliche Wendung im politischen Leben des Reichslands sanktionierte.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei kranke Dichter.

Von

Rudolf v. Gottschall. [1])

Wenn wir die Lyrik unsrer nachklassischen Zeit ins Auge fassen, so werden uns als ihre maßgebenden Vertreter Heinrich Heine und Emanuel Geibel erscheinen. Die Töne, die diese beiden Dichter angeschlagen, hören wir aus den Gesängen und Liedern ihrer Nachfolger heraus. Und zwar sind es zwei verschiedene, ja entgegengesetzte Richtungen, die ihren Ausgang von ihnen nehmen: Heine ist der Vater der modernen, zerklüfteten Lyrik mit ihrer träumerischen Romantik und ihren böswilligen Pointen, er ist in jeder Hinsicht ein Jünger der romantischen Schule, und in den Gedichten von Clemens Brentano kann man einigen Wurzeln seiner Lyrik nachgraben; Geibel dagegen ist ein Nachfolger unsrer klassischen Dichtung und ihrer vollaus tönenden harmonischen Dichtweise. An Heine wiederum schließt sich die Lyrik der Modernen an, mag sie gespornt und gestiefelt, mit kavaliermäßigem Leichtsinn auftreten, wie bei Detlev v. Liliencron, oder mit einem bisweilen hyperbolischen Odenschwung wie bei Richard Dehmel; an Geibel aber schließen sich die formenschönen Dichter an, wie Paul Heyse und Graf v. Schack, die sogenannten klassischen Epigonen, gegen die die Jüngsten ins Zeug gehen, weil jene die Traditionen des guten Geschmacks in der beispiellosen Verwilderung des modernen Sturms und Drangs aufrecht halten.

Beiden Dichtern, Heine und Geibel, war kein freundlicher Lebensabend zuteil geworden; ihre letzten Jahre waren, wenn auch nicht in gleichem Maße, durch schwere Leiden verkümmert. Heine, der 1856 in Paris starb, hatte ein Alter von 59 Jahren erreicht; Geibel starb 1884 in Lübeck, 69 Jahre alt. Beide Dichter habe ich persönlich kennen gelernt und zwar zu einer Zeit, wo sie sich bereits im Banne einer Krankheit befanden, die sie nicht wieder freigab; bei Heine waren es freilich schon die letzten Stadien des Leidens, das ihn an seine Matratzengruft fesselte.

Es war im Jahre 1851, als ich nach Paris kam; über der schönsten der europäischen Hauptstädte brüteten trübe Novembertage, noch trüber als der politische Himmel; da sah man Wetterwolken, die sich bald genug entladen sollten. Unheimliche Gerüchte durchschwirrten die Luft, außerordentliche Ereignisse be-

[1]) Am 30. September begeht der Verfasser dieses Aufsatzes seinen achtzigsten Geburtstag, und aus Anlaß dieser seltenen Feier veröffentlichen wir diese anziehenden Erinnerungen aus seinem Leben in dem vorliegenden Hefte unsrer Zeitschrift. Wir verbinden damit den Wunsch und die Hoffnung, daß unserm berühmten Mitarbeiter Rudolf v. Gottschall, dem schwungvollen und formbeherrschenden Dichter, dem ausgezeichneten Literarhistoriker und geistvollen Kritiker, noch viele Jahre rüstiger Arbeit in bester Gesundheit beschieden sein mögen! Die Redaktion.

reiteten sich vor; wer näher hinsah, glaubte schon den Adler von Boulogne mit ausgebreiteten Schwingen über den Türmen von Notre-Dame und der Kuppel des Pantheons schweben zu sehen. Die Republik hatte den Bock zum Gärtner und den Prinzen Louis Bonaparte zu ihrem Präsidenten gemacht. Der Konflikt zwischen ihm und der Volksvertretung steigerte sich von Tag zu Tag. An der Spitze der Regierung stand ein waghalsiger Abenteurer, der mit den idées Napoléoniennes jonglierte und vor keiner Gewalttat zurückschreckte, ein Abenteurer, der zugleich ein Fanatiker und ein Schicksalsgläubiger war und eine Sendung zu erfüllen wähnte, wenn er in die Fußstapfen seines großen Onkels trat. Das wußte man. Vorboten des nahenden Sturms liefen durch alle Blätter; unkontrollierbare Gerüchte tauchten hier und dort auf, ein Gefühl allgemeiner Unsicherheit und Spannung hatte sich der Gemüter bemächtigt; man empörte sich schon jetzt gegen eine Zukunft, die man im ahnungsvollen Geiste herannahen sah. Ich selbst sah auf der Brücke von Jena von dem Marsfeld herüber eine Kavalkade reiten, schnaubende und wiehernde Rosse, an der Spitze den Präsidenten mit dem ewig nachdenklichen Gesicht, ein waffenklirrendes Gefolge voll wilder Unternehmungslust, den St. Arnauld, den Persigny, den Morny — der Staatsstreich zu Pferde. Und kaum hatte ich Paris verlassen, erfuhr ich in Brüssel die Kunde, daß der Würfel gefallen sei, daß der neue Cäsar den Rubikon überschritten habe und die Boulevards zum Schauplatz eines Blutbades geworden seien, zu dem Eugenie von Montijo im Elysee das telegraphische Klavier gespielt hatte.

In diese Zeit fällt mein Besuch bei Heinrich Heine; in das stille Hinterhaus der Rue d'Amsterdam, wo sich damals seine Märtyrerstation befand, drang der Zeitungslärm nur sehr gedämpft herein; auch war Heine durch seinen persönlichen Jammer so in Anspruch genommen, daß ihm die Tagespolitik ferner lag. Er war in seiner Jugend ein begeisterter Anhänger des großen Napoleon gewesen; die Trommelwirbel seines Buchs Le Grand tönten noch immer der deutschen Lesewelt in den Ohren, und seine „beiden Grenadiere" wurden an allen patriotischen Klavieren gesungen. Für den Neffen hatte er aber keine Sympathie. Es kam hinzu, daß er in der Zwischenzeit ein Anhänger des Bürgerkönigtums geworden war und für Ludwig Philipp, den König mit dem Regenschirm, in der „Allgemeinen Zeitung" manche Lanze brach. Das hatte man ihm verdacht, um so mehr, als man wußte, daß er eine Pension von den Ministern dieses Königs bezog. Er mochte noch so sehr beteuern, daß ihm durch diese Pension keine Verpflichtung auferlegt wurde, daß sie ihm wie vielen andern zuteil geworden, die, wegen politischer Bestrebungen aus ihrer Heimat verbannt, in Paris ein Asyl gefunden hatten. Daß keine Bedingung an die Erteilung der Pension geknüpft war, gab man ihm ja bereitwillig zu, doch es wäre eine schnöde Verletzung der Dankbarkeit gewesen, wenn ein Schriftsteller, der sich im Besitze einer solchen Pension befand, die Regierung des guten Königs in auswärtigen Blättern getadelt oder scharf angegriffen hätte. Auch war Heine ein eifriger Lobredner Ludwig Philipps und er überwand alle Antipathien, die man bei ihm voraussetzen mußte;

denn wenn er sogar den langweiligen Guizot lobte, so mußte ihm das doch sehr gegen den Strich gehen. Die Februarrevolution machte dem Bürgerkönigtum ein Ende. Heine konnte ihr natürlich keine Sympathien zuwenden, mochte auch ein Bruder in Apoll, wie Lamartine, anfangs den Friedensapostel spielen, und als gar der Gefangene von Ham, der zweimal gegen Louis Philipp die Fahne des Aufruhrs erhoben, aus dieser Volksbewegung als Sieger auftauchte, da war die politische Mission Heines für Frankreich zu Ende; der große Napoleon stellte Napoléon le petit zu tief in den Schatten.

Ich war davon überzeugt, daß in dem Krankenzimmer des Dichters keine politischen Gespräche von Interesse zu erwarten waren; es gab ja Stoffe genug, über die er sich äußern konnte. Ich kam nicht als ein ganz gleichgültiger Besucher zu Heine; ich war ihm angemeldet worden durch Julius Campe in Hamburg, seinen Verleger — und eine bessere Empfehlung gab es nicht: der schneehaarige Campe, aller Verleger Blüte, den man hinter dem großen Ladenfenster der Schauenburger Straße in Hamburg stets in Lebensgröße erblicken konnte, wenn er, die Schnupftabaksdose in der Hand, seinen Freunden ergötzliche Anekdoten erzählte oder die eingelaufenen Bestellzettel prüfte, war für Heine wohl die wichtigste Person auf dem Erdenrund: er zahlte ihm nicht bloß die ansehnlichen Honorare für seine neuen Gedichte und Schriften, er zahlte ihm auch eine Lebensrente für eine spätere Gesamtausgabe und gehörte überdies zu den wärmsten Bewunderern des Heineschen Genius. Diese Bewunderung war nicht bloß von dem Absatz seiner Werke abhängig — hatte doch das Buch der Lieder zehn Jahre gebraucht, ehe es eine neue Auflage erlebte.

Ich kam auch nicht mit leeren Händen; ich brachte dem Dichter Exemplare seiner soeben erschienenen Gedichtsammlung „Romanzero" mit, und es ist für einen Dichter ja stets eine Freude, wenn er ein solches vom Buchhändler equipiertes Geisteskind das erste Mal in seinen Händen hält. Und diese Freude konnte ich dem kranken Dichter bereiten, der allerdings die Augenlider mit den Fingern in die Höhe heben mußte, um den geschmackvollen Umschlag zu sehen, mit dem die Hamburger Firma sein Schmerzenskind ausgestattet hatte. Es war ein trauriger Anblick — überhaupt lag der Dichter wie ein Häufchen Elend auf seiner Matratze, soweit man in dem durch eine spanische Wand hervorgerufenen Halbdunkel sehen konnte, das dies Jammerbild mitleidsvoll umfing. Er war aufs äußerste abgemagert, nur Haut und Knochen — seinen satten Hellenismus hatte er einst gegen Börnes abgemagerte Askese so siegesgewiß ausgespielt — und jetzt war er selbst von der grausamsten Askese entstellt, ein urchristlicher Säulenheiliger oder indischer Derwisch, der allmählich verhungernd auf seinem Postament steht, bis die Vögel auf ihm ihr Nest bauen. Man kannte ja die früheren Bilder von Heinrich Heine — wie viel Lebenslust, wie viel Schalkhaftigkeit lag in seinen Zügen! Und jetzt dies totenbleiche Märtyrergesicht, das, wenn es nicht von Schmerz durchzuckt war, etwas Sanftes, eine stille Ergebung in ein trauriges Schicksal ausdrückte. Wir trösteten ihn über seine trostlosen Nächte, über seine furchtbaren Rückenschmerzen! Man hat jetzt die Krankengeschichte des

Dichters geschrieben und vom medizinischen Standpunkte aus dargetan, daß seine Krankheit nicht die Folge von Ausschweifungen war, sondern mit seinem Kopfleiden zusammenhing, das ihn von Jugend auf geplagt hatte. Doch was auch immer die Ursachen seiner Erkrankung gewesen sein mögen — das Krankheitsbild selbst war eins der traurigsten, und es vergingen noch fünf Jahre, bis der Tod den Dichter erlöste.

Wir sprachen zunächst vom „Romanzero“, den ich fast auswendig konnte. Ich war nach Paris zusammen mit dem Hamburger Operndirektor Cornet gereist, ebenfalls einem großen Verehrer Heines, und wir hatten bei der Fahrt durch die langweiligen Ebenen des Welfenlandes viele Gedichte der Sammlung zum Waggonfenster hinausdeklamiert, namentlich das Lied von den zwei Polen, dessen köstliche Satire uns immer von neuem ergötzte. Campe freilich hatte noch früher als wir sich an dem stark duftenden Aroma dieser späten Krankenbettblüten erfreut. Aus dem Manuskript mit dem großen Format und den großen Schriftzügen hatten ihm zwei junge Hamburger Advokaten, Dr. Gallois und Dr. Trittau, die Ergüsse seines Lieblingsdichters unten in der Buchhandlung vorgelesen. Wie schmunzelte da der Alte, wie nahm er eine Prise nach der andern! Einen solchen Dichter verlegen zu können, das war ja eine Ehre und Auszeichnung, um die ihn die stolze Klassikerfirma in Stuttgart beneiden mußte. Während Heine sein Schmerzenskind in der Hand hielt, sprachen wir wohl von einzelnen Gedichten, aber nicht von der Vorrede, die großes Aufsehen erregen sollte, weil der Dichter darin dem hohen Klerus des Atheismus in Deutschland den Krieg erklärte. Er hatte vor einiger Zeit den Besuch des jüngeren Fichte erhalten, und dieser schien ihn zu seinem Theismus bekehrt zu haben; der prometheische Trotz mußte einem so Schwerleidenden abhanden gekommen sein, wenngleich der alte Prometheus, dem die Geier die Leber zerhackten, ein gottloser Rebell blieb. Man wußte nicht recht, ob es dem Dichter mit seiner Bekehrung ernst war; wenn er von der Unsterblichkeit der grönländischen Seehunde sprach, so klang das ketzerisch genug und paßte nicht recht in die Kollegienhefte des jüngeren Fichte, in seine Anthropologie, Psychologie und seine Lehre von der Seelenfortdauer. Und doch war es dem Dichter ernst damit; die kleinen Teufeleien des Esprit, die ihm immer wieder in die Feder kamen, vermochten darüber nicht zu täuschen; das waren nur die üblen Angewohnheiten seiner früheren gottlosen Zeit, die er nicht so leicht ablegen konnte. Ich selbst vermied es, das Gespräch auf dies Thema zu bringen. Es hätte zu ernsten Auseinandersetzungen geführt, die ich dem Schwerkranken nicht zumuten wollte.

Ich wiederholte meinen Besuch bei Heine öfters während meines Pariser Aufenthalts; niemals bin ich seiner dicken Mathilde begegnet; das Dorfkind aus der Normandie hatte einen Abscheu vor den deutschen Besuchern und ging ihnen aus dem Wege. Einer nur war ausgenommen, Alfred Meißner, von dem sie behauptete, er sei der einzige Deutsche, der menschlich aussehe. Wir andern freilich konnten uns dadurch nicht getroffen fühlen, denn uns hatte sie nie gesehen. Gern hätte ich die naive Ladenmamsell, die einen so wankelmütigen Dichter

dauernd zu fesseln wußte, persönlich kennen gelernt; doch fand sich keine Gelegenheit dazu, und den Wunsch selbst wollte ich nicht aussprechen; es blieb mir also nur ein Phantasiebild übrig als Illustration zu dem Gedicht im „Romanzero", wo ihr Besuch beim Grabe des Dichters geschildert wird und wie sie dann beim Barrieregitter sich in den Fiaker setzt. In ahnungsvollem Geist sah schon der Dichter, wie seine dicke Mathilde durch den Spaziergang am Kirchhof ermüdet war, und sorgte in Trochäen für ihre posthume Bequemlichkeit.

Bei meinen häufigen Besuchen fand ich Heines Befinden nur wenig verändert; anfangs die Klagen über schlaflose, jammervolle Nächte, dann im Laufe des Gesprächs lustig aufsprühende Witzfunken. Ich las ihm manches vor, was ich selbst verfaßt, Kritisches und Dichterisches, und fand später in einem gedruckten Briefe seines Nachlasses eine für mich schmeichelhafte Anerkennung meiner schriftstellerischen Befähigung. Unsre Gespräche berührten oft die neueste Literatur: mit den politischen Lyrikern hatte sich Heine ja oft genug beschäftigt, und seine lyrischen Ergüsse, die er an Herwegh und Dingelstedt gerichtet, gehören zu seinen witzigsten und schlaghaftesten Gedichten. Von seinen jungdeutschen Nachfolgern, mit denen ihn ein Bundestagsbeschluß zusammengesperrt hatte, war ihm nur Laube sympathisch; nach seinen „Reisenovellen" nannte man diesen ja Heinrich den Zweiten, und in der Tat war das Vorbild, dem er nachgeahmt, unverkennbar. Auch seine persönlichen Beziehungen zu dem Pariser Aristophanes waren stets die freundlichsten. Dagegen hegte dieser gegen Karl Gutzkow einen leicht begreiflichen Haß. Hatte dieser ihm doch in seiner Schrift über Ludwig Börne übel mitgespielt! Nach seinen erfolgreichen Dramen, besonders dem „Uriel Acosta", war inzwischen Gutzkow zu großem Ansehen in Deutschland gelangt, und es war für Heine sehr empfindlich, einen offenkundigen Gegner so gefeiert zu sehen. Mit französischen Schriftstellern von Ruf stand Heine in freundlichster Beziehung; hier fand er unbeschränkte Anerkennung. Wie oft habe ich mit René-Saint-Taillandier, der damals der beste Kenner der neuen deutschen Literatur war und in der „Revue des Deux Mondes" den deutschen Unsterblichen für Frankreich das Patent erteilte, über Heine gesprochen, er war voll des Lobes für ihn; war doch Heine selbst Mitarbeiter der Revue und die Franzosen rechneten ihn so halb und halb zu ihren eignen Größen.

Aus meinen damaligen Gesprächen mit Heine Aufzeichnungen zu machen, dazu fehlte mir das Talent und der Fleiß eines Eckermann; auch schienen mir solche Plaudereien nicht wichtig genug, um verewigt zu werden. Freilich war Heine auch kein Goethe, kein unantastbarer Klassiker, sondern eine sehr umstrittene Persönlichkeit, und noch jüngst, als es sich um sein Denkmal handelte, trat dieser Streit lebhaft zutage. Die rheinischen Städte wehrten sich gegen die monumentale Verherrlichung ihres Landsmanns, während in der Hauptstadt der nordamerikanischen Union ihm ein Denkmal errichtet wurde und die edle Kaiserin von Oesterreich ihm ein solches in ihrem Buen-Retiro auf Korfu setzen ließ.

Vieles von dem, was Heine bei meinen Besuchen über Zeit- und Literaturfragen, über namhafte Zeitgenossen äußerte, ist meiner Erinnerung entfallen;

aber daß alle seine Aeußerungen von einem behenden und schlaghaften Witz zeugten, der in der engen Matratzengruft nicht erloschen war, das war der Eindruck, den ich erhielt, und am lebhaftesten war dieser Witz, wenn der Dichter mit kleinen Bosheiten mißliebige Persönlichkeiten verfolgte oder auch solchen, die ihm gleichgültig, vielleicht befreundet waren, einen satirischen Denkzettel anheftete. Einige dieser Epigramme, die noch in meinem Gedächtnis haften blieben, will ich hier mitteilen.

Heine hatte bekanntlich seine bêtes-noires; zu diesen gehörte nicht nur der Turner Maßmann, nicht nur Döllinger, der katholische Kirchenmann, sondern auch sein Stammesgenosse Meyerbeer, allerdings erst in späterer Zeit, denn früher hatte sich der Komponist seiner aufs wärmste angenommen und bei Heines Onkel, dem reichen Salomon, durchgesetzt, daß dieser ihm eine jährliche Pension aussetzte. Auch als Richard Wagner nach Paris kam, hat ihn Meyerbeer an Heine empfohlen; vielen Dank hat er freilich dafür nicht geerntet, weder von Wagner, noch von Heine, die beide später zu seinen unerbittlichsten Gegnern gehörten. Wodurch Heine eigentlich in das feindliche Lager gedrängt wurde, ist mir nicht ersichtlich geworden. Man sagt, Meyerbeer habe anfangs Heines Volkslieder komponieren wollen, sei aber nie dazu gekommen, und dies lucrum cessans habe den Dichter sehr verstimmt; auch habe der Komponist nicht durchgesetzt, daß Onkel Salomon seinem Neffen eine lebenslängliche Pension zusicherte. Das schrieb Heine einer Lässigkeit in seinen freundschaftlichen Empfehlungen zu. Viele andre kleine Gründe mögen noch dazu gekommmen sein, Tatsache ist, daß Meyerbeer in Vers und Prosa von dem Dichter mit satirischer Lauge übergossen wurde. Richard Wagners Stern war damals, als ich Heine in Paris besuchte, noch nicht aufgegangen; Meyerbeer war, wie jetzt Richard Wagner, der Opernkomponist, auf den die ganze Theaterwelt schwor, und auch mein Reisebegleiter, Direktor Cornet, gehörte zu seinen eifrigsten Anhängern. Das Gespräch kam auf ihn, als wir eines Tages zusammen in der Rue d'Amsterdam waren, und mit Ungeduld hörte der Dichter die Lobsprüche, die Cornet dem erfolgreichen, in allen Weltteilen gefeierten Maestro zollte. Cornet meinte, es sei doch nicht zu leugnen, daß Meyerbeer zwei „Stile“ habe, den deutschen und den italienischen. Darauf versetzte Heine, „ja, er hat zwei Stühle, aber er kann auf keinem sitzen.“

Zu den deutschen Flüchtlingen, die sich in Paris aufhielten, gehörte damals auch Moritz Hartmann, der böhmische Dioskure von Alfred Meißner, doch während Heine mit dem letzteren intim war, hatte er mit Hartmann nur oberflächliche Berührungen. Dieser war in Paris heimisch und sprach das Französische so geläufig wie ein Franzose. Seine Lyrik sagte indes Heine wenig zu und selbst die Satire, mit welcher der Pfaffe Mauritius die Größen des Frankfurter Parlaments geißelte, schien auf den Dichter des Wintermärchens wenig Eindruck gemacht zu haben. Hartmann galt für einen sehr schönen Mann; Heine gab dies zwar zu, konnte aber nicht umhin, diesem anerkennenden Urteil eine boshafte Pointe anzuhängen: „Alle weiblichen Wesen sind in ihn verliebt, nur die neun Musen nicht.“

Die berühmten französischen Schriftstellerinnen kannte Heine persönlich. Die George Sand, die nicht gerade zu den lachlustigen Damen gehörte, hatte er oft genug mit seinem funkensprühenden Esprit erheitert. Sie nannte ihn „cher cousin“ und „Wildfang“, während er sie selbst später einmal die Emanzipatrice des Weibes nannte. Doch er schätzte sie als den größten Dichter in Prosa, den die Franzosen besitzen. Weniger günstig dachte er über eine andre, damals vielgenannte Schriftstellerin, die nicht nur Romane, sondern auch zeitgeschichtliche Schriften und moralphilosophische Abhandlungen verfaßt hatte, die Gräfin d'Agoult. Hatte die Sand ihren Chopin, so hatte die Gräfin d'Agoult ihren Liszt. Virtuosen waren diesen geistreichen Damen besonders angenehm, das erklärte Heine einmal damit, die Musik sei ja so allgemein; sie fordere keinen Widerspruch heraus; sie sei niemals dumm, weil sie nicht klug zu sein brauche, sie sei alles, was man eben will und kann. Von der Gräfin d'Agoult, der Geliebten von Liszt und der Mutter von Bayreuth, sagte er einmal, sie sei so süß wie ein in den Schmutz gefallenes Bonbon.

Heines Gespräche bildeten eine Kette von Epigrammen; über diesem Feuerwerk des Esprit konnte er selbst für Augenblicke das Trostlose seiner Matratzengruft und seine Schmerzen vergessen. Für uns andre hatte dieser Kontrast etwas Wehmütiges. „Funken aus der Asche!“ — das war der Eindruck, den wir mit hinweg nahmen. Und auch in seinem „Romanzero“ war der Cynismus der Krankenstube unverkennbar; einzelne Gedichte sind gleichsam von dem Qualm verlöschender Nachtlichter durchduftet. Wie eine Motte um das verlöschende Licht einer Dichterseele ist später noch „die Mouche“ geflattert: Camilla Selden, jene zweifelhafte Dame, deren Personalakten nie recht zutage kamen, die unter verschiedenen Namen in der Welt herumschwärmte und einmal auch die Geliebte Alfred Meißners gewesen war. Diese späte Dichterliebe würde eine bedeutungslose Episode sein und die dicke Elise neben der dicken Mathilde nur als die Pflegeschwester eines dem Tod geweihten Dichters erscheinen, wenn nicht das schönste Gedicht, das aus Heines Krankenstube hervorgegangen, diese Camilla als die mit dem Toten kosende Marterblume in Versen von seltener Schönheit gefeiert hätte.

*

Wie ganz anders war meine Begegnung mit dem Sänger der Liebe, von der nur Gott im Himmel weiß, mit dem Dichter der Heroldsstimmen, als mit dem Verfasser des Buches der Lieder! Welche andre Scenerie, welch ein andrer städtischer, landschaftlicher Hintergrund! Dort das Seine-Babel mit seinen Blutbädern und Orgien, hier die deutsche Hansestadt mit den Erinnerungen an ihre geschichtliche Bedeutung, mit ihren hochgiebligen Patrizierhäusern; dort der internationale Verkehr, der die Ideen durcheinanderwürfelt, hier das fest im Boden wurzelnde heimische Gefühl, dort die Dithyrambik eines meist kranken Lebens, hier die Idyllik einer beschaulichen Ruhe. Und in diesem Rahmen ein kranker Dichter, den alle diejenigen liebten, die den Pariser Aristophanes haßten, die Stillen im Lande, die Patrioten, die Anhänger klassischer Bildung.

Als ich 1872 Emanuel Geibel in Lübeck besuchte, da litt er bereits an einer andauernden Krankheit, die ihn aber nicht im mindesten an eine Matratzengruft fesselte. Zwei bis drei Stunden gegen Abend trat regelmäßig eine Pause in seinem Martyrium ein; die Krankheit gönnte ihm gleichsam einen Urlaub, den er meistens zu Spaziergängen benutzte; die Nacht aber und die übrige Zeit des Tages wurde er von Schmerzen heimgesucht, die sein Leben verdüsterten. So schilderte er mir wenigstens damals seinen Zustand.

Ich hatte zu den Münchner Dichtern wenig Beziehungen. Als Dingelstedt noch Intendant in München war, da korrespondierte ich mehrfach mit ihm. Er hatte mein Lustspiel „Pitt und Fox", über das er sich sehr günstig aussprach, zur Aufführung gebracht; doch Dingelstedt war schon lange nicht mehr an der Isar; er hatte inzwischen an der Ilm und an der Donau theatralische Lorbeeren geerntet. An Emanuel Geibel hatte ich mich nur einmal gegen Ende der siebziger Jahre gewendet, als ich in meinen Neuen Gedichten den Versuch gemacht, antike Odenstrophen zu reimen; ich bat ihn, mir seine Ansichten hierüber mitzuteilen; wie ich darüber dachte, hatte ich in meinem Briefe auseinandergesetzt. Ich erhielt eine längere und sehr eingehende Antwort von ihm; er konnte sich indes nur mit dem Reim in der sapphischen Strophe einverstanden erklären; bei der alkäischen hob er hervor, daß die letzte Silbe der ersten zwei Zeilen eine kurze sei, die als solche den Reim nicht vertrage. Wenn er hierin auch recht hatte, so konnte ich wohl dagegen einwenden, daß es ja im Deutschen nicht auf eine so genaue Nachbildung des antiken Schemas ankomme, daß hier sehr gut die Kürze in eine Länge verwandelt werden kann, indem es sich ja nur darum handelte, die deutsche Lyrik mit schöngegliederten Strophen zu bereichern, in denen jede Zeile eine regelmäßige rhythmische Bewegung enthalte und dabei in den Vollklang des Reims auslaufe. Einen Widerspruch zwischen dem Reim und einer sorgfältig durchgebildeten Metrik wollte ich nicht anerkennen und bin auch heute derselben Ansicht, da ja sonst nur die Knüttelverse berechtigt und auch das korrekte jambische und trochäische Versmaß ganz überflüssig wären.

Auch sonst war ich Geibel nicht unbekannt, er war gerade mit der Lektüre meines Schauspiels „Herzog Bernhard von Weimar" beschäftigt. Seine Persönlichkeit deckte sich vollständig mit dem Bilde, das man sich von einem deutschen Dichter zu machen pflegte, wenigstens von einem Dichter der alten Schule, von einem Lyriker; ausdrucksvolle Züge und Augen, langes welliges Haar; ja die Schönen, deren aufkeimende erste Liebe er so oft besungen, hätten in ihm leicht einen Troubadour und Minnesänger sehen können, dem nur die Zither am blauen Bande fehlte. Doch hatten seine Züge nichts Weiches und Verschwommenes, sondern etwas Energisches, und der Sänger, der einst in feurigen Versen einen Herwegh zum Kampfe herausgefordert und die politischen Heroldsrufe gedichtet hatte, prägte sich schärfer darin aus, als der Backfischlyriker, den einige von ersten Eindrücken allzu abhängige Kritiker in ihm sehen wollten. Die Krankheit, die ihm so arg zusetzte, mochte ihm wohl etwas von der Frische seines Wesens genommen haben; aber einen Schmerzenszug hatte sie ihm nicht aufgeprägt, und

wenn ich an den Märtyrer Heinrich Heine dachte, so mußte ich mir sagen, daß dem Dichter der zarten Minne von einem bösen Geschick bei weitem nicht so mitgespielt worden war, wie dem Poeten der kecken Liebeslust. Geibel hatte ein sonores, auch durch die fortwährenden Leiden nicht gebrochenes Organ. Heines Stimme klang zwar nicht wie eine Grabesstimme aus der Matratzengruft heraus; doch sie hatte etwas Schwächliches, Krankhaftes, und die böswilligen Pointen in seinen Gesprächen machten den Eindruck kleiner Nadelstiche.

Geibel lebte seit 1868 ganz in Lübeck, während er bis dahin alljährlich einige Monate auch in München zubrachte; er bekleidete ja dort eine Ehrenprofessur an der Universität und erhielt eine Pension, die ihm aus der königlichen Kasse gezahlt wurde. König Ludwig II. hatte ihm diese Pension entzogen und zwar wegen eines Gedichts, das er zum festlichen Empfange des Königs Wilhelm in Lübeck gedichtet hatte. Da trat dieser König selbst für ihn ein und bewilligte ihm eine Jahrespension von eintausend Talern. Alle Beziehungen des Dichters zu Bayern und seiner Hauptstadt waren jetzt abgebrochen, und er konnte in seiner Vaterstadt Lübeck seinen dauernden Aufenthalt nehmen. Er bewohnte in der Breitenstraße von St. Jakobi eine Etage, die überall eine freundliche Aussicht bot; hinten aus seinem Studierzimmer sah man auf die hohen Wipfel der Bäume, die den Wall beschatteten. Hier saß er oft im Lehnstuhl am offenen Fenster; in diesem Studierzimmer traf ich ihn — wie himmelweit verschieden war dies von dem engen, düsteren Hinterhofzimmer, in dem Heine seine Passionszeit verbrachte! Hier war Luft und Licht, und wenn Geibel von seiner Krankheit sprach, so wollte man kaum an die Leiden glauben, die ihn heimsuchten; es fehlte ja ganz die düstere Beleuchtung des Krankenzimmers.

Mir waren die ersten Gedichte von Geibel wenig sympathisch gewesen; seine Liebeslieder erschienen mir als ein Liederbuch für Konfirmandinnen. Da ich mich in meiner Jugend in der Gefolgschaft Georg Herweghs befand, so traf der Fehdebrief, den Geibel gegen den „Lebendigen" gerichtet hatte, auch mich, wie alle gleichgesinnten dichterischen Genossen. In den ersten Auflagen meiner Nationalliteratur hatte ich daher die Liebeslyrik Geibels nicht allzu glimpflich behandelt; in den späteren aber seiner gedankenvollen und durchaus männlichen Dichtung, die in den Bahnen Schillers wandelte, die gebührende Anerkennung zuteil werden lassen. Immerhin stand er auf einem andern geistigen Boden als ich. Er war in einem Pfarrhause geboren, und etwas wie theologisches Parfüm dufteten viele seiner Gedichte; ich war als ein Tornisterkind, Sohn eines preußischen Offiziers, der von Schlesien nach dem Rhein versetzt worden und nach seiner Pensionierung in sein Heimatland gezogen war, in der Welt herumgewandert, ohne alle patriarchalischen Erinnerungen, und meine Jugendzeit fiel in die Epoche der politischen Bewegung und der junghegelschen Freigeisterei. In unsern Gesprächen trat aber dieser Gegensatz durchaus nicht zutage; wir hatten viele gemeinsame Interessen auf dem Gebiete der Dichtkunst, des Theaters; wir hatten beide inzwischen die Heldentaten der Deutschen in dem großen Kriege von 1870 poetisch verherrlicht; die früheren Unterschiede waren ausgelöscht.

Ich hielt mich in Travemünde auf, um das Seebad und das Strandidyll zu genießen, das damals noch nicht durch eine Sturmflut verwüstet worden war; ich hatte bei der Table d'hote und den Spaziergängen am Strand und in den Anlagen viele Bekanntschaften gemacht und konnte mir sogar den pikanten Luxus gestatten, einmal ein ziemlich zahlreiches Damencafé zu arrangieren, bei dem die überwachenden Matronen nicht fehlten. Die angenehmste Ueberraschung in einer Badesaison war aber ein Besuch des kranken Dichters, der mit dem Dampfer von Lübeck herüberkam; es war gegen Abend, die Zeit, wo er von Schmerzen frei war — und er hatte überdies gerade einen besonders guten Tag. So saßen wir beim schäumenden Champagner zusammen in lebhafter und heiterer Unterhaltung. Geibel war sehr gesprächig und gedachte seiner Münchner Erlebnisse; mit besonderer Liebe verweilte er bei dem Klub der Krokodile und bei Paul Heyse, dessen Talent er aufs wärmste anerkannte. Für eine der barocksten Novellen des Dichters, die damals gerade erschienen war, hatte er ein begeistertes Lob. Als ich ihn durch die schönen Anlagen des Seebades zurück zu seinem Dampfer begleitete, kam er nun auf Heinrich Heine zu sprechen, und hier begab sich das Wunderbare, daß der Sohn des Pfarrhauses, der Dichter der keuschen Minne, weit entfernt, eine ablehnende Haltung anzunehmen, dem gottlosen Pariser Poeten die wärmste Teilnahme entgegenbrachte. War doch Geibel auch mit Freiligrath trotz aller abweichenden politischen Ansichten, ja trotz seiner extremen revolutionären Gedichte, die ihm doch als eine Verirrung erscheinen mußten, zeitlebens in freundschaftlichen Beziehungen geblieben. Die zusammen verlebten schönen Sommertage von St. Goar waren unvergessen, ebenso daß sie einst der schwäbische Dichter, zur Zeit als seine begeisterte Lyrik sich schon zu epigrammatischen Pointen zusammengekrümmt, als ein Zweigespann mit seiner satirischen Geißel gezüchtigt hatte, als die beiden „Kamele", die der König bezahlte, „dreihundert Taler die Seele", denn so hoch belaufen sich die Pensionen, die Geibel sowohl als auch Freiligrath damals von dem Könige von Preußen erhielten. Im September 1846 hatte Geibel an Freiligrath geschrieben: „Wer von uns den rechten Weg geht, das mag Gott entscheiden, aber ebenso gewiß, wie ich weiß, daß Du Deinen Schritt aus ehrlicher Ueberzeugung getan hast, ebenso gewiß mußt Du wissen, daß es meine ehrliche Gesinnung ist, wenn ich ihn nicht mitmache. Möge Dir der frische Hauch vom Züricher See schöne Lieder in die Seele wehen, an denen ich mich freuen werde, auch wenn ich sie nicht unterschreiben kann. Du sagst ja selbst: ‚Hau', wie dich's drängt, dir deinen Weg zu Gott!' Und so wirst Du denn auch meinen in seiner Weise gelten lassen." An diesen Brief und an diese Beziehungen zu Freiligrath mochte ich mich wohl erinnern, als Geibel mir seine Bewunderung für Heinrich Heine, mit dem er freilich nie persönlich zusammengekommen und befreundet gewesen war, aussprach. Doch unser Gespräch verwandelte sich auf einmal in eine Anthologie aus Heines Gedichten; Geibel fing an, eins oder das andre aus dem Gedächtnis herzudeklamieren; ich folgte seinem Beispiel, und so ging es eine Viertelstunde lang fort, ohne Souffleur, ohne Gedächtnisfehler. Hätten die hohen Wipfel in den

Anlagen, die uns zu Häupten rauschten, etwas von Literatur verstanden, sie würden mit Spannung zugehört und es dem deutschen Dichterwald weiter verkündet haben, daß Emanuel Geibel seinen Heinrich Heine auswendig kennt. Denn ob die Poeten auf der rechten oder linken Seite des Parnasses sitzen, sie sind doch alle Brüder in Apoll, und einer versteht den andern, in welcher Sprache er auch sprechen mag.



Der Friede von Villafranca.

Von

Germain Bapst (Paris).

Die Nachricht von der Unterzeichnung der Friedenspräliminarien zu Villafranca überraschte die ganze Welt. Man konnte sich nicht vorstellen, daß der Erbe Napoleons I., von dem man dachte, daß er in den Krieg gezogen sei, um Europa niederzuwerfen, plötzlich mitten in seinen Erfolgen Halt machte. Besonders die Staatsmänner waren fassungslos, und bei mehreren von ihnen mischte sich Aerger in das Erstaunen: sie hatten darauf gerechnet, daß der Krieg noch lange dauern und daß sie irgend einen Vorteil aus ihm ziehen würden — und nun war er mit einem Male zu Ende. Was sie besonders ärgerte, war, daß die Kriegführenden, indem sie unmittelbar miteinander verhandelten, ohne die guten Dienste ausgekommen waren, die die neutralen Mächte gern geleistet hätten und die sie jenen sogar in einem gegebenen Augenblick aufnötigen zu wollen sich rühmten.

So wurde denn auch das Abkommen, kaum daß es geschlossen war, für hinfällig und unausführbar erklärt: es war nur das Ergebnis eines Mißverständnisses gewesen, und bald bezeugten mehrere Großmächte ihre Unzufriedenheit, indem sie sich gegenseitig des Betruges beschuldigten.

„Wer wird betrogen?“ — das war die Frage, die in allen Staatskanzleien wiederholt wurde und die die Presse zahlreichen Artikeln als Titel gab.

Obwohl fast ein halbes Jahrhundert seit diesen Ereignissen verflossen ist, so ist die Frage doch noch nicht gelöst, und noch immer schwebt das Geheimnis über den Gründen, die die Kaiser von Oesterreich und von Frankreich veranlaßt haben, so plötzlich Halt zu machen. Noch mehr, es scheint sogar, als ob die zur Lösung dieses historischen Problems befähigten Persönlichkeiten sehr darauf gehalten haben, das vollkommenste Schweigen zu bewahren.

Nicht nur die englischen Blaubücher sind über die Verhandlungen von Villafranca stumm geblieben, sondern auch die Biographen Lord Palmerstons und Lord John Russells, Ashley und Walpole, die die politische Tätigkeit ihrer Helden auf Grund eines so reichen urkundlichen Materials und mit einer solchen Ueber-

fülle von Details schildern, haben das, was die uns interessierenden Verhandlungen aus der Nähe oder aus der Ferne berührt, vollständig mit Stillschweigen übergangen. In Italien sind Gott weiß wie viele Memoiren, Briefe und Sammlungen über das Risorgimento erschienen; man lese sie nach — man wird bemerken, daß nicht ein einziges diplomatisches Schriftstück aus der Periode des Krieges in Italien (Mai, Juni und Juli) darin Platz gefunden hat.

Die Geschichtschreiber, die die Frage am vollständigsten behandelt haben, und zwar in Werken, die man nicht erst zu rühmen braucht, sind H. v. Sybel und H. Friedjung.

Ohne die Ursache dieses augenscheinlich interessierten Stillschweigens zu erörtern, wollen wir hier durch neue Dokumente, unter Beiziehung der bereits erschienenen, und vermittelst der Zeugnisse der noch lebenden Persönlichkeiten, die an jenen Ereignissen beteiligt waren, etwas Licht in diese Finsternis zu bringen versuchen.

Wir werden zu erklären bestrebt sein, wie es möglich war, daß Mächte einander des Betrugs beschuldigten; warum der siegreiche Kaiser Napoleon III. plötzlich innehielt, um Frieden zu schließen, und warum er sich überdies dem Anschluß der Staaten Mittelitaliens an Piemont offiziell widersetzte.

Die italienische Frage hatte die Wirkung gehabt, daß sie die meisten europäischen Regierungen spaltete, derart, daß jede von ihnen wie Frankreich zwei italienische Politiken hatte, die natürlich einander entgegengesetzt waren; die Folge davon war, daß die Akten einer politischen Partei, die geheim geblieben waren, von der andern Partei, die sie nicht kannte, abgeleugnet werden konnten. Das ist die allgemeine Ursache der Vorwürfe, die im Juli 1859 zwischen verschiedenen europäischen Staaten ausgetauscht wurden.

Daß alle europäischen Staaten damals gespalten gewesen sind, ist eine erwiesene, jetzt unbestreitbare Tatsache.

In England waren die Königin und der Prinz-Gemahl österreichisch, das Tory-Ministerium wollte sich einen neutralen Anschein geben, suchte aber dabei unter der Hand Oesterreich zu unterstützen. Das Ministerium Palmerston, das am 11. Juni darauf folgte, war geteilt: sein Chef und Lord John Russell waren Anhänger der italienischen Unabhängigkeit, aber mit der Einschränkung, daß England irgend einen Vorteil daraus ziehen müsse; die andern Minister wollten nicht aus der Neutralität heraustreten. Ueber einen Punkt waren alle Minister, die Königin, der Prinz-Gemahl, das Volk und die Presse einig: das war, zu verhindern, daß Italien ein Staat unter französischem Einfluß würde, weil ihnen sonst das Mittelmeer aus der Hand gleiten mußte. Wir sehen denn auch Minister und Zeitungen unablässig alles mögliche ins Werk setzen, um dieser Gefahr zu begegnen und die Italiener mit den Franzosen zu veruneinigen, und zwar mit um so größerer Dreistigkeit, als sie befürchteten, daß zwischen Frankreich und Rußland mit Bezug auf die Orientfragen ein Bündnis geschlossen worden sei.

In den deutschen Staaten mit Ausnahme Preußens stand man einmütig auf seiten Oesterreichs.

Preußen war damals in einer anormalen Situation: der kranke König lebte, und sein Bruder, der künftige Kaiser Wilhelm I., war mit der Regentschaft bekleidet; er hatte ein Ministerium an seine Seite gerufen, dem der mit ihm verwandte Fürst von Hohenzollern präsidierte, und dessen hervorragendste Mitglieder der Kriegsminister v. Bonin, der Minister des Auswärtigen Baron v. Schleinitz und der Staatsminister v. Auerswald waren.

Der Prinz-Regent, den der Prinz-Gemahl und mehrere Diplomaten als unentschieden und schwankend hingestellt haben, scheint im Gegenteil ein Mann von festem Entschluß gewesen zu sein. Gleich bei den ersten Gerüchten von dem Kriege in Italien dachte er daran, Frankreich anzugreifen, hielt seitdem diese unlöslich in seinem Geist sitzende Idee fest und sicherte sorgsam, methodisch und ohne Ueberstürzung ihren Erfolg. Die Militärpartei, der Prinz Friedrich Karl, der Fürst Radziwill und der General v. Moltke, die des Prinzen Ideen teilten, leisteten ihm dabei vorzügliche Dienste. Im Gegensatz dazu fand er bei seinem Ministerium wenig Unterstützung; der General v. Bonin war der einzige, der ihm unermüdlich zur Seite stand. Was den Ministerpräsidenten, den Fürsten von Hohenzollern, betrifft, so änderte er seine Meinung oft; bald sprach er warm für einen Krieg mit Frankreich, bald fürchtete er sich vor dessen Folgen, und nach der Schlacht bei Solferino gelangte er im Gegenteil zu der Ansicht, daß man sich mit Frankreich verständigen (andre sagen sogar, ein Bündnis mit ihm anstreben) müsse. Die andern Minister, besonders der Baron v. Schleinitz, wünschten den Frieden zu erhalten und handelten stets dementsprechend. Der bedeutendste Staatsmann Preußens, Herr v. Bismarck, der damals auf dem Posten des preußischen Gesandten in St. Petersburg kaltgestellt war, strebte, wie immer bis zum Jahre 1866, ein Bündnis mit Frankreich an, um sich auf Oesterreich zu werfen und ihm im ehrlichen Kampfe das Uebergewicht in Deutschland zu entreißen: aber seine Ratschläge in dieser Richtung hatten, wiewohl sie wiederholt in jener ihm eignen brutal präzisen und klaren Form gegeben wurden, wenig Erfolg.

In Rußland war natürlich die Politik des Kaisers allein vorhanden; sie äußerte sich in zwei entgegengesetzten Bestrebungen: sich für die „schwarze Undankbarkeit" Oesterreichs zu rächen und zugleich die Ausbreitung des revolutionären Geistes zu hindern.

In Spanien war der damalige Premierminister Marschall O'Donnell geneigt, ein Bündnis mit Frankreich zu schließen, um zu versuchen, seinem Lande seine alte Stellung als Großmacht wieder zu verschaffen, und auf sein Verlangen genehmigten die Cortes ein Kontingent von 100 000 Mann; aber der Marschall setzte dem französischen Gesandten in Madrid, Adolphe Barrot, auseinander, daß der Neutralitätsvertrag, der kurz vorher zwischen Spanien und Portugal geschlossen worden war, für Frankreich, im Falle England ihm den Krieg erkläre, viel vorteilhafter sein würde, als die Entsendung einer spanischen Heeresabteilung nach Italien, weil die Neutralität England seiner Hauptstütze in Europa, die Portugal ist, berauben würde.

Welche Absichten Belgien und Holland hatten, weiß man nicht; indessen

läßt eine Bemerkung in der Korrespondenz des Feldmarschalls v. Moltke vielleicht annehmen, daß diese beiden Länder unter Außerachtlassung ihrer garantierten Neutralität daran dachten, sich bei der Aussicht auf einen Krieg gegen Frankreich mit Preußen zu verbünden, daß sie aber, als der Augenblick gekommen war, wo sie sich erklären sollten, schwankten. Auf jeden Fall blieben ihre Regierungen neutral; die offiziellen oder geheimen Agenten Belgiens begnügten sich, im Verborgenen ein sehr geschäftiges Treiben zu entfalten, wobei sie als Vermittler bei noch wenig klargestellten und natürlich nicht offiziellen Verhandlungen zu dienen suchten, deren wichtigste vom Prinz-Gemahl geführt wurden.

In der Lage, die der Krieg zwischen Piemont und Frankreich auf der einen und Oesterreich auf der andern Seite schuf, war Preußen die einzige und unbestrittene Herrin der Ereignisse, und Napoleon III. suchte denn auch vor allem Preußens Neutralität durchzusetzen. Um dieses Ziel zu erreichen, bediente er sich besonders der Vermittlung Rußlands, dessen Zar der ergebene und wohlgeneigte Neffe des Prinzregenten von Preußen war. So hatte jede der Entschließungen, die Napoleon III. faßte, keine andern Gründe, als die Winke des Zaren oder seines Ministers in bezug auf die Pläne Preußens.

*

Mit Ausnahme des Kabinetts von St. Petersburg, das mit Frankreich am 3. März 1859 einen geheimen Vertrag geschlossen hatte, und das über die Verhandlungen zwischen Frankreich und Sardinien auf dem laufenden gehalten worden war, hatten sich alle andern Staaten gesträubt, an die Aufrichtigkeit Napoleons III. zu glauben, und alle hatten ihn der Lüge geziehen, als er versichert hatte, daß er den Krieg nicht erklären wolle und entschlossen sei, Sardinien daran zu hindern, ihn seinerseits zu erklären. Europa hatte sich indessen überzeugen lassen müssen, als Oesterreich Piemont den Krieg erklärt hatte gerade in dem Augenblicke, wo dieses Land, dem Drängen Europas nachgebend, sich bereit erklärte, die Waffen niederzulegen. Zuerst herrschte große Bestürzung; alle Verwünschungen, die man auf das Haupt Napoleons herabgerufen hatte, wandten sich gegen Oesterreich, und bis zur Abreise Napoleons III. von Paris (am 10. Mai 1859) richteten die seiner Politik feindlich gegenüberstehenden Regierungen, das heißt England, Preußen und die zahlreichen Staaten des Deutschen Bundes, keine unangenehme Mitteilung an ihn. Zur Entschädigung für die Drohungen seitens seiner Feinde sah Napoleon in den ersten Tagen des Mai einige der Illusionen verfliegen, die er sich über die Wirksamkeit der Beihilfe Rußlands gemacht hatte.

Der französische Gesandte in Rußland war der Sohn des Marschalls Lannes, ein sehr ruhiger Diplomat von altem Schrot und Korn und ein sehr feiner Kopf, ein Mann von großer Vornehmheit, der sehr hoch in der Achtung und im Vertrauen des Zaren Alexander II. stand und wegen der Lauterkeit seines Charakters von ihm geschätzt wurde.

Dieser Gesandte sah die Dinge in ihrem wahren Lichte und erklärte in seiner

Depesche vom 20. April, die gegen den 1. Mai in Paris eintraf, daß Rußland in der schwierigen Lage, in der der Krimkrieg es gelassen hatte, sich nicht einmengen könne, und daß es so viel wie möglich mit den Mitteln der Ueberredung einwirken werde, um Deutschland zurückzuhalten, daß aber sein Eingreifen nicht weiter gehen und daß weder seine Politik noch seine militärischen Maßregeln dazu angetan sein würden, Oesterreich und Deutschland zu schrecken. Zur Unterstützung seiner Meinung berichtete der Herzog von Montebello ein merkwürdiges Gespräch, das er mit Herrn v. Bismarck gehabt hatte.

Nach einem ausgezeichneten Diner in der französischen Gesandtschaft, bei dem der preußische Gesandte es sich trefflich hatte schmecken lassen, hatte Herr v. Bismarck, eine riesige Zigarre rauchend und ein Gläschen „Fine Champagne“ von 1811 schlürfend, zu seinem französischen Kollegen gesagt:

„Machen Sie sich keine Illusion über den Beistand, den Ihnen Rußland gewähren kann: wenn Sie glauben, daß schon die Anwesenheit eines Observationskorps an den westlichen Grenzen eine Diversion schaffen wird, so täuschen Sie sich. Oesterreich ist von vornherein sicher, daß Rußland es nicht angreifen wird. Natürlich wird es die Russen nicht hindern können, in Rumänien einzurücken, wenn ihnen dies gefällt, aber Oesterreich wird sich das Verdienst schaffen, der Besetzung dieser Gegenden zuzustimmen, und wird das nach Vorteilen und Verlusten buchen.“

Da der Herzog von Montebello bei diesen Worten einige Ueberraschung hatte merken lassen, fügte Herr v. Bismarck noch hinzu: „Ich weiß bestimmt, was ich Ihnen sage, denn ich bin ein wenig bei dieser Angelegenheit beteiligt gewesen.“

In seiner Depesche fügte der Herzog von Montebello hinzu, daß er auf die vertrauliche Mitteilung des Herrn v. Bismarck hin den Fürsten Gortschakoff um Erklärungen gebeten, und daß dieser trotz einer Flut von gutgemeinten Worten im Grunde die Behauptung des Herrn v. Bismarck bestätigt und ihm vor allem angedeutet habe, um welchen Preis Frankreich, wie jeder andre Staat, die wirkliche und tatsächliche Bundesgenossenschaft Rußlands erhalten könne.

„Oesterreich,“ hatte er ihm gesagt, „hat alles getan, um sein altes Bündnis mit uns zu erneuern; aber ich habe seine Vorschläge immer zurückgewiesen: ich werde nie im Orient etwas mit Oesterreich unternehmen. Was kann es uns übrigens geben? Provinzen? Wir wollen keine. Was wir wollen, ist, von dem Vertrage von 1856 entbunden zu werden; die Neutralität des Schwarzen Meeres soll aus dem europäischen Staatsrecht gestrichen werden. Wir werden es erreichen, weil wir immer darauf hinarbeiten, und ich hoffe sehr, diesen Tag zu sehen, ehe ich sterbe. Weder Oesterreich noch Sie selbst können uns, wenigstens in diesem Augenblick, den Gegenstand unsrer Wünsche geben.“

Fürst Gortschakoff beteuerte umsonst, daß er in Wien nicht dieselbe Sprache führe, es ergab sich daraus doch, daß man in Wien und in Berlin über seinen Willen, neutral zu bleiben, vertraulich unterrichtet war, und daß man in den beiden Hauptstädten sich über die Absichten Rußlands sehr beruhigt zeigte.

So sagte Ende April Graf Buol zu Lord Loftus, daß der Kaiser von Oesterreich, der irgendeine Demonstration von seiten Rußlands gefürchtet hatte, nun ohne Sorge sei, und daß er die Truppen von Galizien nach Italien kommen lasse, so daß in Galizien fast keine mehr zurückblieben.

Diese bestimmten Auskünfte erschütterten das Vertrauen Napoleons wohl, zerstörten es jedoch nicht ganz, und am 3. Mai schrieb er einen persönlichen Brief an den Zaren, in dem er auf rasche Formation einer Observationsarmee drang zum Zweck einer militärischen Diversion, für den Fall, daß Deutschland sich in den gegenwärtigen Kampf einmischen werde.

Dieser durch einen Spezialkurier bestellte Brief wurde dem Zaren am 17. Mai vom Herzog von Montebello in einer Privataudienz übergeben, die höchst interessant und, wie wir sehen werden, entscheidend war. Am 3. Mai, demselben Tage, an dem Napoleon an den Zaren schrieb, ließ er die Proklamation anschlagen, in der er den Plan verkündete, „Italien von den Alpen bis zum Adriatischen Meere frei“ zu machen. Bis zum letzten Augenblick hatte Graf Walewski alles aufgeboten, um den Kaiser abzuhalten, dieses unzeitige und den andern Mächten gegenüber verletzende Versprechen hinausgehen zu lassen. Wie klug handelte Walewski mit den Ratschlägen, die er seinem Herrscher gab — wollte Gott, dieser hätte auf ihn gehört!

Gleich bei der Kriegserklärung hatte Preußen beschlossen, seine Armee auf den Kriegsfuß zu setzen, aber seine Regierung hatte erklärt, daß man darin durchaus keine aggressive Maßregel erblicken dürfe, und, was wichtiger war, der russische Gesandte Graf Kisseleff hatte diese Erklärung vertraulich bestätigt. In dem Augenblick jedoch, in dem Napoleon III. Paris verließ, erhielt er eine Depesche von seinem Gesandten in Berlin, dem Marquis de Moustiers, die, ohne beunruhigend zu sein, ihm mitteilte, der Prinz-Regent habe das Mißfallen kundgegeben, das ihm die Proklamation verursacht habe, die er arrogant finde.

Gleichwohl schien die Gefahr von dieser Seite nicht drohend; Preußen schien im Gegenteil bemüht zu sein, die Gärung Süddeutschlands zu besänftigen. Die besorgten Blicke Napoleons III. richteten sich auf England.

Die Königin Viktoria hat Frankreich immer geliebt, ebenso wie sie stets, besonders in den Tagen seines Unglücks, ein aufrichtiges Wohlwollen für Napoleon III. bekundet hat; aber ihr Gemahl, der ein geborener Deutscher und von eifersüchtigem Charakter war, tat alles in der Welt, um den Prinzregenten von Preußen und den König Leopold von Belgien gegen Frankreich aufzuhetzen. Seine Stellung als Gemahl der Königin erlaubte ihm nicht, offen zu handeln, und so bediente er sich aller Arten von Agenten, besonders belgischer oder deutscher Diplomaten, und Napoleon III. hatte den Beweis erhalten, daß er im geheimen gegen ihn agitierte. Der Prinz-Gemahl besaß durch seine Geheimagenten einen tatsächlichen Einfluß in Deutschland, und in England konnte er in einem Nu die Königin mit sich reißen, und diese würde selbst ihre Minister, die in diesem Augenblick nur allzu geneigt waren, Frankreich Verlegenheiten zu bereiten, vorwärts gedrängt haben.

Die „Times“ und die „Kölnische Zeitung“ hatten gerade das Vorhandensein eines geheimen Vertrages zwischen Frankreich und Rußland behauptet, und die sich erhitzende englische Einbildungskraft sah bereits den Orient in Flammen, die Russen als Herren Konstantinopels und des Bosporus nach allen Meeren Flotten entsenden und Indien umklammern, während die Franzosen die Verkehrswege dorthin durch die Landenge von Suez bewachen würden. Napoleon III. wußte durch die Artikel der Presse, bis zu welchem Punkte die Erregung in England gestiegen war, und wenn er auch keine sofortige Kriegserklärung befürchtete, so erwartete er doch irgend eine für ihn unangenehme Maßregel, wie die Neutralerklärung des Adriatischen Meeres, und um gar keinen Anlaß zur Ueberreizung jenseits des Kanals zu geben, entschloß er sich, den lange gehegten Plan eines Angriffs auf Venedig aufzugeben. Er fürchtete, daß ein Seesieg oder allein schon das Erscheinen einer zahlreichen Flotte im Adriatischen Meer eine jener Erregungen hervorrufe, wie sie die Niederlage bei Sinope im Jahre 1854 zur Folge gehabt hatte, und er gab deshalb der Flotte den Befehl, in Toulon zu bleiben.

Napoleon III. hoffte, daß in kurzer Zeit ein Whig-Ministerium unter dem Präsidium Lord Palmerstons an Stelle des Ministeriums Derby treten werde, und er rechnete darauf, diesen entscheidenden Tag dank allen möglichen Vorsichtsmaßnahmen ohne Hindernisse erreichen zu können.

So landete er denn in Genua ohne besondere Besorgnis und konnte sich achtundvierzig Stunden lang ausschließlich den militärischen Fragen widmen. Unglücklicherweise dauerte seine Ruhe nicht lange.

Während der ersten Tage des Monats Mai war Lord Cowley, der Gesandte der Königin in Paris, abwesend: er kommt am 12. zurück, und da er den Kaiser schon abgereist findet, begibt er sich zu Walewski und hat mit diesem eine wichtige Unterredung, von der Walewski den Kaiser durch einen Brief benachrichtigt, der am 15. Mai in Alessandria eintrifft.

Wenn man diesen Brief mit demjenigen vergleicht, den Lord Cowley seinerseits am Abend an Lord Malmesbury schrieb, so muß man zugeben, daß Walewski, statt die Dinge nach der schlimmen Seite zu drehen, sich bemühte, seinen Souverän nicht zu erschrecken.

Vor allem drückte Walewski dem englischen Gesandten das Bedauern aus, das der Kaiser darüber empfunden habe, daß er nicht noch vor seiner Abreise mit ihm hatte zusammentreffen können; er hatte einen langen Brief geschrieben, um es ihm zu sagen und um ihm alle Hoffnungen zu machen, die geeignet wären, die britische Regierung zu beruhigen; er würde den Krieg zu lokalisieren suchen, er würde an die Neutralität Deutschlands nicht rühren und nirgends die Revolution unterstützen, am allerwenigsten in der Türkei, deren sämtliche Besitzungen im Adriatischen Meere peinlichst respektiert werden sollten; mit einem Worte, alle Operationen würden sich auf die Vertreibung der Oesterreicher aus Italien beschränken, und er sei zu Friedensunterhandlungen bereit, sobald ihm ehrenvolle Bedingungen vorgeschlagen würden.

Lord Cowley antwortete, er bezweifle sehr, daß der Kaiser Sardinien auf dem revolutionären Wege werde aufhalten können, den es eingeschlagen habe, indem es auf der ganzen Halbinsel Empörungen angezettelt habe, und er hob sodann die Notwendigkeit hervor, Sardinien und Rußland daran zu hindern, Unruhen in den Balkanstaaten zu nähren.

„Niemand wird glauben," sagte Lord Cowley, „daß Sardinien auf eigne Faust versuchen kann, zugleich in Italien und in der Türkei Aufstände hervorzurufen; Sardinien kann es nur tun, wenn es dabei von Frankreich ermutigt und unterstützt wird; es ist also Sache Frankreichs, seines mächtigen Verbündeten, es auf diesem Wege zurückzuhalten, der, wenn er weiter verfolgt wird, für beide Mächte verhängnisvoll sein wird."

Lord Cowley ließ den Grafen Walewski auch wissen, in wie hohem Grade die Ersetzung des Marschalls Pélissier als Gesandten durch Herrn von Persigny die Königin und die Minister verletzt habe. Sie hätten in dieser Ernennung eine Absicht des Kaisers erblickt, ihnen einen persönlichen Verdruß zu bereiten, und einer der Minister habe zu Lord Cowley gesagt: „Um die Antwort auf diese Wahl zu geben, sollte man Sie von Paris abberufen und Sie durch den ärgsten Gallophoben unter den Engländern, Lord Strafford de Redcliffe, ersetzen", dessen Extravaganzen und Unhöflichkeiten in Konstantinopel während des Krimkrieges legendär geblieben waren.

Die Königin hatte in einem Privatgespräch zu Lord Cowley gesagt, daß, wenn der Kaiser sich nicht zu mäßigen vermöge, der Krieg sich nicht lokalisieren lasse, und sie hatte ihn beauftragt, dem Kaiser dringend zu raten, er möge die Gelegenheit des ersten Erfolges ergreifen, um Frieden zu machen, „sonst würde Europa sicherlich dazwischentreten".

Uebrigens hatten das Einverständnis mit Rußland und die Bewegungen in den Balkanstaaten die öffentliche Meinung der Engländer aller Parteien im höchsten Grade gegen Frankreich erregt. Alle waren willens, in der italienischen Frage vollständige Neutralität zu beobachten. Dagegen waren alle entschlossen, es zum Krieg kommen zu lassen, um Rußland und Frankreich zu hindern, im Orient alles umzustoßen; Lord Derby hatte Lord Cowley beauftragt, dies dem Kaiser zu sagen. Als Lord Cowley noch auf die Machenschaften gewisser im Solde Frankreichs stehender diplomatischer Agenten oder Abenteurer auf der Balkanhalbinsel hinwies, stellte Walewski die Machenschaften der offiziellen Agenten der französischen Regierung in Abrede und erklärte, daß alle ministeriellen Instruktionen die Verhütung jedes Aufstands und jeder Veränderung zur Vorschrift machten.

„Indessen," bemerkte Walewski, als er dem Kaiser von der Unterredung Mitteilung machte, „zeigte mir die eisige Haltung Lord Cowleys, daß er kein Wort meiner Behauptungen glaubte", und Walewski scheint an dieser Stelle seines Briefes zu dem Kaiser zu sagen: „Und Sie, Sire, würden Sie daran geglaubt haben?"

Zum Schlusse erklärte Lord Cowley: wenn die Instruktionen Walewskis an

seine Agenten dahin lauteten, daß sie sich jeder revolutionären Maßnahme zu enthalten hätten, „so beachteten diese sie jedenfalls nicht, und ihr Verhalten und ihre Worte hätten zur Folge, daß die britische Regierung dahinkäme, den Versicherungen der Regierung des Kaisers keinen Wert mehr beimessen zu können.“

Napoleon III. hatte jetzt die Gewißheit, daß seine Besorgnisse nicht übertrieben waren, und daß er in allem, was die maritimen und revolutionären Fragen betraf, mit der größten Vorsicht handeln mußte.

In den folgenden Tagen erhält der Kaiser durch den Kurier und durch den Auditeur im Staatsrate, Quentin-Bauchart, verschiedene auf die Haltung Rußlands bezügliche Depeschen. Die eine enthält ein von Walewski verfaßtes Resümee über eine Unterredung, die er mit dem Grafen Kisseleff gehabt hat; die andre ist eine Depesche des Herzogs von Montebello. Es geht daraus hervor, daß die vom Herzog von Montebello schon geäußerten Vermutungen sich immer mehr bewahrheiten. Der Zar will Oesterreich nichts versprechen, aber seine Vertreter geben unter der Hand — oder vielleicht auf ihre eigne Faust — dieser Macht zu verstehen, daß sie nichts Ernstes zu befürchten habe, kurz, Rußland dringt noch immer darauf, daß Napoleon III. mit den Revolutionären und ihren Agitationen breche, und gestützt auf seine Empfehlungen, übergibt Graf Kisseleff dem Grafen Walewski ein Promemoria mit der Forderung, „daß der Kaiser nirgends an die Revolution appelliere, daß er das Wort ‚Nationalität‘ in seinen Proklamationen auf den Index setze, und vor allem, daß er Ungarn nicht aufwiegle.“ Graf Kisseleff erneuert sodann die Beteuerungen der Freundschaft des Zaren für den Kaiser und läßt als Beweis seiner Gefühle den Grafen Walewski in die zwischen dem Kaiser von Oesterreich und dem Zaren gewechselten eigenhändigen Briefe Einsicht nehmen.

„In diesen Briefen,“ schreibt Walewski an Napoleon III., „duzen sich die beiden Herrscher; Kaiser Franz Josef sagt dem Zaren, daß er sich gegen die Revolution wehre und daß er sich in Italien zugleich zum Verfechter der Interessen und der Ideen des Zaren mache; er schließt mit den Worten: ‚Ich werde mein Vertrauen auf Gott und auf Deine Freundschaft setzen.‘ Der Zar antwortet ihm: ‚Mein Vater und ich, wir haben Dir den unwiderlegbaren Beweis unsrer Gesinnung gegeben‘, und der Rest des Briefes spricht unter höflichen, aber reservierten Wendungen in unverblümter Weise einen Vorwurf über die Undankbarkeit aus, die der Kaiser von Oesterreich dem Zaren Nikolaus zur Zeit des Krimkrieges erzeigt hat.“

Zum Schluß vertraut Graf Kisseleff dem Grafen Walewski an, daß der Prinz-Regent von Preußen an den Zaren geschrieben und ihm von „dem ganzen Zorn“ berichtet habe, von dem die englische Regierung ergriffen worden war, als sie erfuhr, daß ein Vertrag zwischen Rußland und Frankreich unterzeichnet worden war. Der Zar hatte Wert darauf gelegt, den Kaiser davon zu unterrichten.

So liebenswürdig die Mitteilungen des Grafen Kisseleff auch sind, so hat Walewski doch erfahren, daß der russische Gesandte in Wien, Balabin, einige

für Oesterreich beruhigende Boutaden losgelassen hat. Balabin ist übrigens ein Diplomat von schwülstigem Wesen.

Als der französische Geschäftsträger de Banneville bei der Eröffnung der Feindseligkeiten Wien verließ, war Balabine mit dem ganzen Personal der russischen Gesandtschaft in mehreren Wagen zum Palais der französischen Gesandtschaft gekommen und hatte sodann aus denselben Wagen einen Zug formiert, um die französischen Diplomaten bis zum Bahnhof zu geleiten; auf dem Bahnsteig hatte er vor dem Abgang des Zuges Herrn de Banneville und seine Begleiter vor der Menge umarmt, mit einer Geziertheit, die diese Herren sehr unangenehm berührte. Nun, da Balabin keinen Franzosen mehr zur Seite hatte, scheute er sich nicht vor ungebundenen Reden, und in einem Augenblick des Sichgehenlassens hatte er zu einem seiner Kollegen gesagt: „Wenn Oesterreich den Preis dafür zahlt, so ist eine Verständigung mit ihm möglich, nur muß man jetzt Rußland behandeln, wie man die Engländer behandelt: mit greifbaren Angeboten;“ und er wiederholt einen Napoleon III. zugeschriebenen Ausspruch: „Die Politik ist ein Handelsgeschäft.“

Nach dem langen Brief Walewskis kommt der des Herzogs von Montebello; dieser berichtet darin über seine Unterredungen mit dem Fürsten Gortschakoff, der nicht müde wird, ihm schöne Redensarten zu sagen, denen er wenig Glauben schenkt.

Zuerst hatte der Kanzler in seinem scherzhaften Tone die Bemerkung hingeworfen: „Ich habe Preußen eine Kaltwasserdusche appliziert, ich habe Herrn v. Schleinitz durch Budberg eine Note übermitteln lassen, durch die er seine Kaltblütigkeit wieder gewinnen wird.“

Hierauf war der Kanzler zu den Beziehungen Rußlands zu Oesterreich übergegangen und hatte in triumphierendem Tone verkündet, daß er den Grafen Karolyi endgültig habe abfallen lassen, indem er ihm gesagt habe, Oesterreich mißbrauche die großen Worte Revolution und konservative Interessen zu sehr, als daß diese Münze in Petersburg noch gangbar wäre; die Zeit der Gefühlspolitik sei vorüber; was den Bruch des Bündnisses betreffe, so habe Oesterreich allein die Verantwortung dafür; und dann habe er zu verstehen gegeben, daß, wenn auch die Zeit der Gefühlspolitik (politique de sentiment) vorüber sei, die der Politik der Empfindlichkeit (politique de ressentiment) es nicht sei. „Keine Macht,“ schloß er, „kann Rußland so viel geben, wie ihm Oesterreich bietet. Wir brauchen nur einen Finger zu rühren, nur mit dem Auge zu zwinkern, damit Oesterreich sich uns auf Gnade oder Ungnade ergibt.“

Fürst Gortschakoff sprach wahr, und niemand wußte es besser, als Graf Karolyi, der aus Rußland mit der Gewißheit zurückkam, daß „der Zar und der Petersburger Hof der Ueberzeugung blieben, Oesterreich allein habe die Schicksalsschläge des Krimkrieges und den Tod des Kaisers Nikolaus verursacht, und vor allem, daß dem Fürsten Gortschakoff ein persönlicher Haß gegen Oesterreich geblieben war, den er weit entfernt war zu verbergen.“

Der Herzog von Montebello blieb indessen trotz aller Beteuerungen des

russischen Kanzlers und trotz seiner scharfen Aeußerungen gegenüber dem Grafen Karolyi skeptisch. „Obwohl er die ersten Eröffnungen des Grafen Karolyi nicht angenommen hat,“ schrieb er noch, „wiederholt dieser nichtsdestoweniger Tag für Tag den Angriff mit denselben Worten von ‚Revolution und Nationalitäten‘, und seine Beharrlichkeit verfehlt schließlich doch nicht, einigen Eindruck auf den Geist des Zaren zu machen.“ — „Das Manifest des Kaisers mit seiner Wendung ‚von den Alpen bis zum Adriatischen Meere‘ hat dem Grafen Karolyi eine Gelegenheit verschafft, diese immer empfindliche Saite anzuschlagen, indem er uns als die Apostel des Nationalitätenprinzips hinstellte, und ich kann nicht sagen, wie rege die Empfindlichkeit in diesem Punkte ist, und wie sehr wir darauf bedacht sein müssen, alles zu vermeiden, was sie wecken kann.“

„Alle schönen Worte des Fürsten Gortschakoff,“ so schloß der Herzog, „würden mich nur halb beruhigt haben, wenn ich es nicht durch die Loyalität Seiner Majestät und durch seine Gefühle aufrichtiger Dankbarkeit gegen den Kaiser wäre.“

Der Herzog von Montebello hatte richtig gesehen. Fürst Gortschakoff hatte nur ein Ziel: an Oesterreich Rache zu nehmen; die anzuwendenden Mittel kümmerten ihn wenig. Der Zar hingegen war, wie er ihn beurteilte, vor allem ein Ehrenmann in der Politik wie im Privatleben, und entschlossen, Napoleon III., soweit seine Mittel es erlaubten, zu Diensten zu sein.

Es ist Ende Mai. Der Kaiser denkt nun daran, den Flankenmarsch auf Novara und Magenta auszuführen. Er erfährt, daß die Lage in Deutschland sich verschlimmert. Die Aufregung steigert sich: die österreichischen Truppen sind auf ihrem Durchmarsch überall mit Ovationen begrüßt worden, in München hat Prinz Karl von Bayern den Bahnhof dekorieren lassen, bei einem den österreichischen Offizieren gegebenen Bankett den Vorsitz geführt und auf den Erfolg der österreichischen Heere getrunken. Die Presse läßt es nicht mehr bei Leidenschaftsausbrüchen bewenden, sondern ergeht sich in Schmähungen: „Es ist lange her, daß die Französinnen jede Scham verloren haben.“ — „Die letzte Tugend, die den Franzosen geblieben ist, der Soldatenmut, läßt sie jetzt völlig im Stich: Napoleon III. ist ein Satrap, der dem Volke ‚panem et circenses‘ gibt, und der jetzt mit seinen wilden Tieren (die Zuaven und die Turkos) sich Metzeleien hingibt, um sich am Blutvergießen zu weiden.“ Noch bedenklicher sind die Nachrichten, die der Marquis de Moustiers schickt: „Es scheint ein Einverständnis zwischen dem englischen Ministerium und der preußischen Regierung zu bestehen; der preußische Gesandte Graf Bernstorff soll nach Berlin haben sagen lassen, die Regierung der Königin widersetze sich dem nicht, daß der Prinzregent eine bestimmtere Initiative ergreife.“ Walewski kann keinen einzigen Artikel mehr in die deutschen Zeitungen bringen und hat sich entschlossen, Bourée in geheimer Mission zu entsenden, um sich Rechenschaft von der Lage zu geben. Der Graf Salignac-Fénelon teilt von Frankfurt aus, wo er Gesandter ist, mit, daß man sich anschickt, eine Armee von 250 000 Mann aufzustellen. Walewski beruft die in Bayern, Sachsen, Württemberg und Hannover akkreditierten bevollmächtigten Minister nach Paris, um sie zu befragen.

Die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ bringt alle Tage einen Artikel, um darzutun, „daß der Krieg in Italien nichts als eine Fiktion ist, und daß Napoleon III. über Deutschland herfallen will.“ Es herrscht jetzt die absolute, undiskutierbare Ueberzeugung, daß Napoleon Deutschland angreifen will, und der Freiherr von Bunsen bemerkt: „Wenn ein aufgeklärter Mann Zweifel über diese Aussicht ausspricht, so wird er insultiert.“ Diese Exaltation nimmt je nach den Lebenskreisen verschiedene Formen an; in Berlin wollen die Damen der Gesellschaft keine Modeartikel französischen Ursprungs mehr kaufen; die Landwehrleute tun groß damit, vor der französischen Gesandtschaft auf und ab zu gehen und dabei ihr Käsemesser zu ziehen und die Klinge und die geschliffene Spitze sehen zu lassen. Weil Napoleon Deutschland angreifen will, werden die beurlaubten Leute zurückgerufen. Er allein ist schuld, daß man die Familienväter ihrem Hausstand entreißt; wenn er verschwunden ist, wird die Ruhe wiederhergestellt werden und jeder an seinen Herd zurückkehren; so denkt ein Reservist aus Paderborn, Vater von sechs Kindern; beim Einrücken bittet er um 14 Tage Urlaub, und als man ihn nach seinen Gründen fragt, erwidert er: „Um nach Paris zu gehen und dem Halunken, der jetzt den deutschen Familien den Frieden stört, den Hals umzudrehen.“

Die Redner, die Minister der Kleinstaaten predigen im Einklang mit den Zeitungen in den Parlamenten den heiligen Krieg gegen den Räuber. Der Herzog von Nassau, der seine Hauptstadt verläßt, um zur österreichischen Armee zu stoßen, erläßt eine Proklamation, worin er sagt: „Ich werde für das deutsche Vaterland kämpfen; es kommt wenig darauf an, wo man es verteidigt, am Mincio, an der Weichsel oder am Rhein, wenn es angegriffen wird;“ und die Kammern sprechen ihre Zustimmung aus.

Alle befestigten Städte werden in Belagerungszustand erklärt, und die Bürgermeister veröffentlichen Bekanntmachungen, worin die Einwohner, die am Platze bleiben wollen, aufgefordert werden, sich für vier Monate mit Lebensmitteln zu versehen. Man benötigt in Preußen noch 47 000 Pferde: die Remontekommission hat bei Privatleuten und Grundbesitzern eine gewisse Anzahl ausgesucht, die die Eigentümer nicht verkaufen dürfen und bei Vermeidung einer Geld- und Gefängnisstrafe bei der ersten Requisition bereit halten und ausliefern müssen; die Aerzte der Landwehr halten sich zum Aufbruch bereit und übergeben ihre Patienten andern. In allen Staaten werden Anleihen aufgenommen, um die Kriegskosten zu decken. Die Regierungen müssen wirklich zum Kriege entschlossen sein, um solche Ausgaben zu machen. Davon beginnt sich Napoleon III. zu überzeugen. So weit ist er in seinen Betrachtungen gekommen, als sich das Gefecht bei Montebello ereignet, infolgedessen ihm zwei oder drei Tage später sehr unerwartet ein Waffenstillstand vorgeschlagen wird.

Lord Malmesbury fragt auf die Bitte der Königin am 22. Mai den Grafen Walewski, ob der Kaiser sich dazu verstehen würde, einen Waffenstillstand zu schließen und Friedensverhandlungen zu eröffnen auf der Basis der Gründung eines unabhängigen Lombardisch-Venezianischen Königreiches. Er macht diese

Eröffnungen, wie er sagt, „aus Furcht, Preußen am Krieg teilnehmen zu sehen".

Man kann einem Vorschlag, Frieden zu machen, nicht gut Beachtung schenken, wenn die zwei Kriegführenden noch keine Schläge geführt haben. Dahin lautet übrigens auch die Antwort, die die Kabinette von Berlin und Petersburg dem Lord Malmesbury geben, der ihnen seinen Plan mitgeteilt hat. Hätte Europa diese Vorschläge angenommen, wie würde das noch unbesiegte Oesterreich sich dazu verstanden haben, seine zwei reichsten Provinzen aufzugeben?

Bis zu diesem Augenblick hatte Napoleon III. dem Anliegen Rußlands und Englands, die von ihm verlangten, daß er „die Revolution" nicht unterstützen solle, keinerlei Rechnung getragen. Am 19. Mai hatte er den Herzog von Gramont, seinen Gesandten beim Papst, empfangen, ihm von den Versprechungen Kenntnis gegeben, die er Cavour gemacht hatte, die Vereinigung der Marken und der Romagna mit Piemont geschehen zu lassen, und hatte ihm gesagt, er solle bei der aufständischen Bewegung mithelfen, die in diesen Ländern augenblicklich zu stande kommen würde, sobald die Oesterreicher sie räumen müßten. In diesem Augenblick erfuhr man die Ankunft des Prinzen Napoleon in Toskana, wo er den vom Großherzog leer gelassenen Platz einnehmen zu wollen schien, und dieses Ereignis machte auf die Kabinette von London und von Petersburg denselben Eindruck wie ein rotes Tuch auf einen Stier. Man hätte meinen können, daß die Regierungen trotz ihrer gegenseitigen Feindschaft sich verabredet hätten, zur selben Stunde und in derselben Form gleichlautende Vorstellungen zu machen. Lord Cowley und Graf Kisseleff kamen tatsächlich gleichzeitig zum Grafen Walewski, um ihn um Aufklärungen zu bitten. „Man hat sich verpflichtet, keinen revolutionären Krieg zu führen," sagten sie, „und man schickt in ein Land, das eben seinen legitimen Herrscher gewechselt hat, einen Prinzen, der überall, wo er ist, den Eindruck einer ‚phrygischen Mütze' macht."

Daß der Vertreter Preußens sich den Gesandten nicht angeschlossen hatte, hatte nur darin seinen Grund, daß er abwesend war; denn am andern Morgen übermittelte der Marquis de Moustiers die Bemerkungen nach Paris, die ihm Schleinitz über denselben Gegenstand gemacht hatte.

Die drei Regierungen ließen den Worten die Taten folgen und schärften ihren Agenten in Florenz ein, keine Beziehungen zu den sardinischen Kommissaren zu pflegen, Rußland und Preußen ließen das Wappenschild ihrer Gesandtschaft abnehmen, und die drei Staaten ließen zu gleicher Zeit in Paris und Turin die Notifikation ihres Entschlusses überreichen, worin sie erklärten, daß sie den Großherzog immer als einzigen Herrscher von Toskana ansehen würden.

Die Abreise der Herzogin von Parma, die kurz darauf erfolgte, gab Gelegenheit zu neuen Rekriminationen, besonders von seiten der englischen Regierung: „Ich hoffe sehr, daß die sardinische Regierung die Besetzung des Herzogtums Parma nicht fortsetzen wird," schrieb Lord Malmesbury an Sir James Hudson.

Bei einem Vergleich der Briefe, die Lord Malmesbury nach Paris schickte, mit denen des Fürsten Gortschakoff hätte man glauben können, daß die zwei

Diplomaten sich das Wort gegeben hätten, „die französische Regierung für die Entthronung der italienischen Herrscher verantwortlich zu machen und sie zu ihrer Wiedereinsetzung aufzufordern.“

Im Augenblick des Gefechts von Montebello (20. Mai) erhält der Kaiser, der bis dahin auf Beistand durch die Revolution gerechnet hat, Schlag auf Schlag die von allen Hauptstädten Europas ausgehende Verweise, und zum Ueberfluß wirft Cavour ihm vor, daß er ein Königreich Etrurien für seinen Vetter, den Prinzen Napoleon, wiederherstellen wolle.

Ohne seine Umgebung etwas von seiner Gereiztheit merken zu lassen, und immer gleich sanft in Worten gegen diejenigen, die ihm nahekommen, läßt er mit der Feder in der Hand auf dem Papier seinen in ihm selbst zusammengedrängten Grimm überfließen und schreibt an Walewski:

„Wenn Europa gegen mich gemeinsame Sache machen will, um meinen Plänen entgegenzuarbeiten, und wenn niemand an meine Uneigennützigkeit glauben will, so bleibt mir nichts übrig, als die revolutionäre Sache in die Hand zu nehmen.“

Auf diesen Brief erwidert Walewski mit ebensoviel hoher Gesinnung wie gesundem Menschenverstand: „Der Brand, den Sie entfachen werden, wird Sie zuerst versengen, denn die Regierungen werden nicht verfehlen zu sagen, daß, wenn der Kaiser die revolutionäre Sache in die Hand nimmt, es für sie zu ihrer Verteidigung eine absolute Notwendigkeit sein wird, sich gegen ihn zu vereinigen und ihn unfähig zu machen, sie zu stürzen.“

Dieser Brief und die Berichte der französischen Konsuln in England, die bedeutende Rüstungen signalisierten, dämpften den revolutionären Eifer Napoleons III.; alle Garnisonen der Küsten, der normannischen Inseln, die von Gibraltar, Malta und den jonischen Inseln werden verdreifacht; auf Malta stehen jetzt 12000 Mann, auf den jonischen Inseln 5000; Botta, der Konsul von Tripolis, meldet, daß an den Küsten Afrikas englische Agenten und Offiziere anwesend sind, die angeblich gekommen sind, um Vieh zu kaufen, vielleicht aber, um zu studieren, wie sich unsre Niederlassungen in Algier von Süden her angreifen ließen. In England wird die Herstellung von Patronen und Armstrongkanonen mit Eifer betrieben, in allen Arsenalen werden Arbeiter eingestellt und durch Anschläge die Marinemannschaften einberufen; überall werden Milizen und Freiwilligenkorps organisiert; das War Office hat in Lüttich 397000 Gewehre oder Karabiner und eine Reserve von 100 Millionen Patronen bestellt.

Ganz besonders wichtig ist es, daß die englische Mittelmeerflotte verdoppelt worden ist: sie zählt 40 große Kriegsschiffe mit 3400 Kanonen, die im Kanal La Manche 28 Kriegsschiffe mit 1148 Kanonen.

Wozu diese Rüstungen? — welches Ziel verfolgt England? Napoleon III. wird immer unruhiger. Wenn er die Absicht Englands noch nicht kennt, so wird sie ihm bald klar: es will sich Aegyptens bemächtigen und Frankreich verhindern, die Landenge von Suez zu durchstechen. Nach kurzer Zeit enthüllt es seinen Plan und verfolgt seine Durchführung bis zu dem Tage, an dem der Friede

von Villafranca ihm plötzlich Einhalt gebietet. Jetzt will Napoleon III. weniger als je den Engländern einen Vorwand zum Handeln liefern, und am 26. Mai schreibt er an den Admiral Romain-Desfossés: „Seitdem ich Ihnen geschrieben, habe ich nachgedacht . . ., ich meine, man müßte sich darauf beschränken, aus dem Angriff auf Venedig eine rein maritime Frage zu machen, indem man die Befestigungswerke zerstört, ohne weiteres zu versuchen."

Er beschränkt sich nicht darauf. Am 24. Mai ist der Geburtstag der Königin Viktoria; er läßt diese Gelegenheit wohlweislich nicht vorübergehen und empfiehlt der Kaiserin, es nicht zu versäumen, ihre Glückwünsche nach London zu senden.

Die Kaiserin schreibt einen herzlichen Brief, indem sie erklärt, daß der Kaiser wünsche, den Krieg zu lokalisieren, derart, daß „ein allgemeiner Brand vermieden werde, der ein unberechenbares Unglück für die ganze Welt sein würde", und sie schließt mit der Hoffnung, daß die Königin sich für den Frieden verwenden werde, den der Kaiser ebenso wie sie wünsche, und daß Prinz Albert, „dessen Einfluß in Deutschland so groß ist, das gleiche tun wird".

Die Königin, die gewöhnlich so herzlich gegen Napoleon III. und gegen die Kaiserin war, der sie bis zu ihrem Tode die liebevollste Zuneigung bewiesen hat, antwortet trocken:

„Sie nehmen mit Recht an, daß ich von den gleichen Gefühlen für die Aufrechterhaltung der Ruhe und des Friedens der Welt beseelt bin, und ich versichere Ihnen, daß niemand mehr wünschen kann, der Welt das zu ersparen, was Sie so richtig ein unberechenbares Unglück nennen. Leider ist meine Machtvollkommenheit in dieser Hinsicht sehr beschränkt. Nicht ich, sondern der Kaiser vermag alles zur Erreichung dieses Zieles. Wenn er, wie Sie sagen, den Krieg zu lokalisieren wünscht, so kann er dieses Ziel mit Sicherheit erreichen, indem er ihn nicht über das Gebiet Sardiniens hinausträgt, dem er geholfen haben wird, sobald er seine Aufgabe, seine Verbündeten von der österreichischen Invasion zu befreien, vollendet hat. Wenn er die österreichischen Staaten angreift, so ist es natürlich, daß Deutschland, erschreckt, das bedeutendste Glied des Deutschen Bundes angegriffen und in Gefahr zu sehen, sich veranlaßt finden wird, ihm zu Hilfe zu kommen, und daß ganz Europa in Bestürzung gerät, wenn es die Verträge, auf denen der Friede und seine Existenz ruhen, in Frage gezogen sieht."

Zur selben Zeit, wo die Königin diesen Brief nach Paris schickte, ließen die „Times" die Ursache der Rüstungen Englands durchblicken: „Die Türkei wird von französischen Agenten bearbeitet, ebenso wie Saïd-Pascha, der Khedive, der sich endgültig von der Pforte losmachen will und damit den Wünschen Frankreichs, ‚aus Aegypten ein Protektorat zu machen', behilflich ist."

Der Kaiser hat jetzt seine große Flankenbewegung auf Magenta begonnen. Am 29. Mai erhält er eine lange Depesche vom Herzog von Montebello, worin im Detail über die Audienz berichtet wird, die der Zar ihm am 17. Mai gewährt hat — eine sehr merkwürdige Audienz, denn der Zar setzt darin mit

staunenswerter Genauigkeit alle Schwierigkeiten auseinander, die der Kaiser zu überwinden haben wird.

Der Zar hatte zuerst den eigenhändigen Brief, den Napoleon III. ihm vor seiner Abreise von Paris (3. Mai) geschrieben hatte, laut vorgelesen; dann hatte der Herzog von Montebello das Wort ergriffen und mit folgenden Worten die Forderungen seines Herrschers vorgebracht: „Der Kaiser Napoleon setzt sein ganzes Vertrauen auf die Loyalität Eurer Majestät und fragt, ob nicht der Augenblick gekommen sei, Ihre Politik etwas deutlicher kund zu geben.

„Könnten Eure Majestät nicht Ihrer Neutralität Oesterreich und Deutschland gegenüber denselben Charakter geben, den Deutschland der seinigen uns gegenüber gibt?

„Wir verstehen, welche Rücksichten im Hinblick auf den deutschen Bund und besonders auf Preußen beobachtet werden müssen. Aber Rußland kann, ohne drohend aufzutreten, Deutschland eine heilsame Furcht einflößen.

„Die russische Neutralität kann nur dann wirksam sein, wenn sie unsre Feinde besorgt macht und wenn sie fühlen, daß ihr ein tatkräftiges Handeln folgen kann."

Hierauf nahm der Zar seinerseits das Wort und erklärte ohne jedes Verschweigen, welches Verhalten er zu beobachten entschlossen sei:

„Ich wünsche, meine Verpflichtungen zu erfüllen und zu Ihren Gunsten die kräftigste Diversion, die möglich ist, auszuführen. Aber ich wüßte nicht, was ich im Augenblicke mehr tun könnte, als ich schon getan habe. Ich habe nicht auf das Ultimatum Oesterreichs an Piemont gewartet, um die Kriegsbereitschaft der drei Korps der Armee des Fürsten Gortschakoff (des ehemaligen Verteidigers von Sebastopol) anzuordnen, und ich habe seither dem 5. Korps den Befehl erteilt, sich an die Grenze zu begeben ... In kurzem wird Fürst Gortschakoff 160 000 Mann unter seinem Befehl haben ... Ich gebe meinen militärischen Dispositionen Nachdruck durch meine politische Haltung und durch die Sprache, die ich selbst führe. Gestern habe ich dem Grafen Karolyi seine Abschiedsaudienz erteilt. Er bat mich um Sicherheit für Oesterreich, er hatte eine Neutralitätsversprechen von mir gewünscht, ich bin unerschütterlich gewesen. Er hat an meine Gefühle appelliert; ich habe ihm erwidert, der Kaiser Franz Josef müßte besser als ein andrer verstehen, daß man seine Gefühle dem opfern müsse, was man für das Interesse seines Reiches hält. Man hat von einer Mission des Fürsten Windischgrätz gesprochen; wer auch immer der Gesandte sein möge, den mir der Kaiser von Oesterreich schickt, er wird nichts von mir erlangen. Ich wiederhole es Ihnen, ich werde unerschütterlich sein.

„Ich glaube, noch weiter zu gehen, wäre weder in Ihrem Interesse, noch in dem meinigen, noch in dem Europas. Was die ganze Welt wünscht, ist, daß der Krieg in Italien lokalisiert werde, und das hängt von Deutschland ab. Die Erregung der Geister, die dort immer mehr zunimmt, flößt mir sehr viele Besorgnis ein; ein allzu entschiedenes Vorgehen meinerseits würde dort den Funken ins Pulverfaß schleudern. E n g l a n d w ü r d e s o f o r t i n d i e S c h r a n k e n

treten, und niemand kann sagen, was aus diesem Chaos hervorgehen würde. Bis jetzt bin ich mit Preußen zufrieden: ich werde nichts versäumen, den Prinzregenten zur Standhaftigkeit zu bewegen, aber ich fürchte seinen schwankenden Geist. Uebrigens kann er überflügelt werden. Seine Lage erfordert Rücksichtnahme, und Sie kompromittieren ihn manchmal durch die Lobreden, die Sie auf ihn halten.

„Empfehlen Sie dem Kaiser Napoleon diesen heiklen Punkt. Ich wirke auf alle meine Verwandten in Deutschland ein, ich stelle ihnen vor, daß diejenigen, die zum Kriege treiben, Revolutionäre sind. Ihre Rechnung ist einfach: wenn der Bund besiegt wird, wird die Unzufriedenheit zu ihrem Vorteil ausschlagen. Wenn Frankreich unterliegt, werden Erschütterungen daraus entstehen, die die schönen Tage von 1848 wiederbringen werden. Meine Haltung ist der einzige Zügel, der Deutschland zurückhält, und wenn dieses eine zu drohende Haltung annähme, so würde es über das Ziel hinausgehen.

„Sagen Sie dem Kaiser, daß ich alles tun werde, was von mir abhängt, um ihm den wirksamsten Beistand zu gewähren. Wir werden später sehen, was die Ereignisse zu tun erlauben.“

Die Lektüre dieses Briefes nahm Napoleon jede Hoffnung darauf, von Rußland militärische Hilfe zu bekommen. So hatte er denn gegen die ganze Streitmacht Oesterreichs zu kämpfen, und wenn Preußen sich entschloß, Frankreich anzugreifen, so würde es nicht durch die Furcht vor einer Diversion in seinen östlichen Provinzen davon abgehalten werden. Aber er hatte auch die Gewißheit, daß der Zar alle Mittel der Ueberredung anwenden würde, um seinen Oheim, den Prinzen von Preußen, zurückzuhalten. Es fragte sich nur, ob es ihm gelingen würde? Die Frage war zweifelhaft. Jedenfalls würde er durch Rußland über die Pläne Preußens auf dem laufenden gehalten werden, und bis jetzt war noch nichts zu befürchten.

Man sprach wohl von einer Mission des Generals v. Willisen nach Wien, wo dieser General seit der Schlacht bei Novara wegen seiner österreichischen Sympathien bekannt war; aber Napoleon III. bezweifelte das Bündnis der beiden deutschen Mächte, deren Interessen und Bestrebungen beinahe in allen Punkten im Gegensatz zu einander standen. Er wurde übrigens sehr bald zugleich durch den Grafen Kisseleff und durch den Marquis de Moustiers beruhigt, die ihm über diese Mission recht interessante — besonders für ihn, Napoleon III., interessante — Details mitteilten.

Der General v. Willisen, der vom Major v. Kameke begleitet wurde, war beauftragt worden, der österreichischen Regierung die Fassung des Vermittlungsvorschlags, den Preußen den Kriegführenden vorlegen will, zu unterbreiten; — denn Preußen war seit der Kriegserklärung entschlossen, die Rolle des Vermittlers zu spielen. General v. Willisen sollte die Grundlagen dieses Vermittlungsvorschlages darlegen: dem österreichischen Staat werden seine italienischen Besitzungen garantiert, die geheimen Verträge mit den in Mittelitalien regierenden Erzherzogen werden aufgehoben; wenn Frankreich diese Vorschläge ablehnt,

so wird Preußen eine kombinierte Aktion am Rhein vorschlagen. Oesterreich solle sich verpflichten, den Niederrhein mit genügenden Streitkräften zu decken, und würde in diesem Falle die süddeutschen, Preußen die norddeutschen Bundestruppen unter seinem Kommando haben. Wenn Oesterreich keine disponiblen Streitkräfte hätte, dann sollte das Kommando über die deutschen Armeen an Preußen fallen.

Darauf antwortete Graf Rechberg, daß ein Vermittlungsanerbieten nicht genügend sei, daß nicht nur der Territorialbesitz garantiert werden müsse, sondern auch die Geheimverträge, die allein Sicherheit für die Besitzungen gewährten, und daß man sich außerdem verpflichten müsse, das parlamentarische Regime in Piemont zu beseitigen, Napoleon III. zu stürzen und den Grafen von Chambord auf den Thron von Frankreich zu setzen. General v. Willisen erwiderte noch, daß er keine Verpflichtungen in bezug auf innere Angelegenheiten fremder Länder übernehmen könne. Die österreichischen Staatsmänner hielten stand und schlugen wenigstens einen Notenwechsel über die Erhaltung des italienischen Territorialbesitzes vor, damit ein Zeugnis für die gegenseitigen Versprechungen vorhanden bleibe. Einen Augenblick glaubte man in den diplomatischen Kreisen, daß der Prinzregent von Preußen geneigt sei, diese Verpflichtung als Gegenleistung für den vollständigen und absoluten Oberbefehl über die deutschen Armeen zu übernehmen; es hieß, daß der Fürst von Hohenzollern darauf dringe, und daß der Minister v. Schleinitz sich dem widersetze, und man legte dem Fürsten von Hohenzollern das Wort in den Mund: „Die Unentschlossenheit ist der Fluch Preußens“.

Was war an diesen Geschichten Wahres? Ich glaube, daß man es noch jetzt nicht weiß.

Gewiß ist, daß General Willisen zurückkam, ohne mit der österreichischen Regierung etwas Bestimmtes ausgemacht zu haben, und daß man seit Ende Mai den Stoß, den das preußisch-österreichische Einvernehmen erlitten hatte, ahnte.

(Fortsetzung folgt.)



Aufzeichnungen des Freiherrn v. Cramm-Burgdorf.

II.

Acht Tage in Rom. 1878.

Rom, 9. März.

Was werdet Ihr sagen, wenn Ihr einen Brief aus Rom erhaltet, während Ihr einen aus Montreux erwartet, wo ich mich für diese Zeit bei Frau v. Campe und meiner Freundin Agathe Witzleben angesagt hatte. Mich packte aber in Mentone so die Sehnsucht nach Rom, daß ich mich rasch entschloß, über

Genua nach der ewigen Stadt zu fahren. Sind es von dort über Spezia und Civita vecchia nach Rom doch nur dreizehn Stunden Eisenbahnfahrt. Ich telegraphierte nach Montreux, meldete mich auf zehn Tage später an und fuhr mit glückseligen Gefühlen Rom entgegen.

Ich glaube, es war Gregor XVI., der bei den Audienzen die ihm vorgestellten Fremden fragte, einen wie langen Aufenthalt sie in Rom zu nehmen gedächten. Antwortete man ihm „drei Wochen", dann wünschte er einfach eine gute Reise. Hieß es aber „drei Monate", dann nickte er befriedigt und sagte in herzlichster Weise: Also auf Wiedersehen. Er kannte eben den ganzen Zauber der ewigen Stadt, der in der ersten Zeit kaum empfunden, von Woche zu Woche mehr das Herz gefangen nimmt und der, wenn man fern von Rom ist — den brennenden Wunsch zurückläßt, so bald als möglich wieder nach dort zurückzukehren.

Ich fuhr, nachdem ich mich bei Frau v. Maaßen am Abend vorher verabschiedet hatte, am 6. morgens von Mentone ab und hatte eine herrliche Fahrt der Riviera entlang. Für ein paar Franken, die ich dem Kondukteur in die Hand drückte, hatte ich fast den ganzen Weg ein Coupé allein und konnte nach beiden Seiten die Schönheiten des Weges bewundern. Bald nach 6 Uhr war ich in Genua, von wo der Expreßzug um Mitternacht nach Rom abgeht.

Mit mir im Coupé waren ein Senator und ein Mitglied der Deputiertenkammer, die zur Eröffnung des Parlaments nach Rom reisten, und diesem Umstande verdankte ich, daß unser Wagen nicht in Pisa blieb, wie die Bahnbeamten wollten, sondern direkt nach Rom durchfuhr.

Die Nacht war rasch vergangen, und durch einen herrlichen Morgen frisch und klar fuhr ich Rom entgegen. Mir schlug das Herz höher, als ich meinem Reiseziele mich näherte, es war mir, als ob ich mich nach langer Abwesenheit der Heimat wieder näherte. Mit Entzücken begrüßte ich die ersten Mauern, die zu Rom gehören, wie bekannt grüßte mich San Paolo, die Pyramide des Cestius, wie herrlich entfaltete sich bald die ganze gewaltige Stadt mit ihren Türmen, Palästen und Ruinen. Ganz stolz war ich, auf dem Bahnhofe nicht von einer Schar Fremdenführer, Kommissionäre und Gepäckträger angehalten zu werden. Man mußte es mir ansehen, daß ich nicht als Fremder kam, sondern als „alter Römer", der sich selbst zu helfen weiß.

In dem vortrefflichen Hotel Costanzi fand ich gutes Unterkommen und wurde von alten Freunden begrüßt, die auch dort wohnten.

Seit ich Rom im Mai vorigen Jahres verlassen, was hat sich nicht alles verändert! Viktor Emanuel, den ich blühend von Gesundheit im kräftigsten Mannesalter gesehen, der mir noch vor Augen steht in seiner einfachen Equipage, neben sich den Oberstallmeister Grafen Castellengo, er ruht im Pantheon, Pius IX., der wunderbare Greis, schlummert nach langem wechselvollen Leben im Marmorsarkophage des St. Peter.

König Humbert hat keine leichte Erbschaft angetreten, aber alles, was er bisher getan und gesprochen hat, erweckte ihm weit über Italien hinaus die all-

gemeinsten Sympathien. Man sieht voll Hoffnung auf ihn, und der König hat schon bewiesen, daß er gewillt ist, in den Bahnen seines Vaters als wahrhaft konstitutioneller Monarch weiter zu schreiten.

Einem fremden Diplomaten gegenüber hat er sich vor kurzem sehr offen und bescheiden ausgesprochen. Er hat gemeint, es sei ihm allerdings eine gar schwere Aufgabe zugefallen. Wie solle er immer das Rechte treffen, wenn bei Differenzen innerhalb des Ministeriums (und deren sind viele gewesen und werden noch viele kommen) es an ihm sei, eine Entscheidung zu treffen. Sein Vater habe es leicht gehabt! Wenn sich die Minister lange genug hin und her gestritten, ohne zu einem Entschlusse zu kommen, dann habe er in seiner einfachen Weise gesagt: nach meinen Erfahrungen halte ich das und das für richtig, und nie sei es vorgekommen, daß sich die Minister nicht dem Ausspruche des Königs gefügt hätten! So groß sei dessen Autorität gewesen. Was solle er aber sagen? Seine Meinung sei eben auch nur eine Meinung, und wenn er von Erfahrungen sprechen wolle, so würden die Minister ihn nur auslachen.

Die Königin Margarete wird von den Italienern vergöttert. Man sieht in ihr den guten Engel, den Schutzgeist des Vaterlandes.

Ueber die Ministerkrisis, in die ich gerade hineingekommen, brauche ich Euch nichts zu sagen. Dies Thema wird von den Zeitungen täglich in breitester Weise behandelt. Außerdem ist sie ja zurzeit erledigt, aber auf wie lange! Die Einigung des herrlichen Landes ist ja äußerlich und ohne Zweifel wohl für immer vollzogen, ist aber doch noch nicht vollkommen zur inneren Wahrheit geworden. Es stehen sich die Parteien und nicht nur die politischen, sondern innerhalb der politischen die lokalen zum Teil noch schroff und unvermittelt gegenüber. Italien braucht noch wieder einen Cavour, eine allen imponierende Persönlichkeit, einen Staatsmann, dem sich unterzuordnen jedem eine patriotische Pflicht erscheint, auch wenn man nicht imstande, seine Meinung zu teilen. Indes trotz allem Zwist und allem Hader hat man überall den Eindruck, daß Italien gewaltige Fortschritte macht, und daß es mit Ehren seinen Platz als Großmacht aufrecht erhalten wird.

Alle unsre Militärs, die die Entwicklung der italienischen Armee seit Jahren genau beobachtet haben, sind darüber einig, daß enorm gearbeitet und Großes geleistet wurde. In den verschiedensten Zweigen der Industrie zeigt sich ein unverkennbarer Aufschwung. Der Landwirtschaft und dem Weinbau wird seit Jahren eine ganz besondere Sorgfalt zugewandt.

In Rom selbst wird viel gebaut und sehr schön gebaut. Die Via Nazionale ist eine prachtvolle, breite Straße geworden, vielleicht aber gerade deshalb nicht ganz für die klimatischen Verhältnisse Roms geeignet.

Das Riesengebäude des Finanzministeriums ist schon seit längerer Zeit bezogen. Ueber 1200 Beamte sind in demselben tätig. Möchten die italienischen Finanzen bald ebenso glänzend sein wie dieser Palast.

Ringsher am Macao sind elegante Villen entstanden, Straße an Straße, und es wird nicht lange dauern, bis dort ein ganz neuer Stadtteil emporgewachsen.

In den Straßen der inneren Stadt wird das alte Pflaster aufgerissen und neues gelegt, das für die Fußgänger weniger qualbringend zu werden verspricht. Die Straßenreinigung ist eine vortreffliche geworden, allerdings zum Mißvergnügen vieler Leute, die behaupten, Rom sei viel pittoresker und schöner gewesen, als noch Kohlstrünke, Apfelsinenschalen, Kehricht und was sonst noch frischweg auf die Straßen geworfen worden seien.

Auch die Straßenbettelei hat bedeutend nachgelassen. Mir fehlen beinah meine bekannten Bettler, besonders der povero ceco, der sich in der Gegend der Piazza di Spagna umhertrieb und dessen Führer, ein blondlockiger hübscher Knabe, der, nachdem er seine due soldi erhalten, stets streng über seinen Schulbesuch und den Fortgang seiner Studien examiniert wurde. Ich bin nicht einmal durch die Via della Croce und die Babuino gegangen, ohne im stillen zu hoffen, meinen alten bettelnden Freunden zu begegnen, aber immer vergeblich.

Am Tage meiner Ankunft machte ich gleich meinen Besuch auf der Botschaft, wo ich Herrn v. Keudell unverändert fand. Auch Frau v. Keudell geht es in diesem Jahre viel besser als im vorigen. Mein alter Universitätsfreund Derenthall ist auch noch in seiner Stellung. Sehr freute ich mich, auch den Botschaftsprediger Pastor Jeep, einen Landsmann, zu begrüßen, der mich, ebenso wie seine liebenswürdige Gattin, mit größter Herzlichkeit empfing. Fontaines luden mich ein, bei ihnen zu speisen, und so waren wir ganz en famille, da außer mir nur noch Monseigneur de Lichnowsky als Gast da war. Fontaines haben aber ihre Wohnung gewechselt. Sie wohnen nicht mehr in der Via Sistina, sondern haben den ersten Stock des alten Palazzo Costaguti an der Piazza della Tartaruga inne mit dem Blicke auf die herrliche Fontaine, deren Entwurf Raffael zugeschrieben wird und die für mich die schönste in Rom ist. Es ist ein wahrhaft fürstliches Appartement, das meine Freunde inne haben. Die Reihe von Salons durch Höhe, schöne Verhältnisse, prachtvolle Deckengemälde, kostbare Bilder ausgezeichnet, würde bei uns jedem königlichen Schlosse zur Zierde gereichen. Da der Eigentümer des Palastes Marchese Costaguti zu der schwarzen Gesellschaft Roms gehört und mit Fontaines freundliche Beziehungen angeknüpft hat, ist der Salon der Frau v. Fontaine der einzige deutsche, in dem man neben der weißen Gesellschaft auch viele Mitglieder der päpstlichen vornehmen römischen Gesellschaft trifft. Es ist jetzt leicht, schon gleich die weiße von der schwarzen Gesellschaft zu unterscheiden, da die Weißen sämtlich schwarz gehen, die Schwarzen aber möglichst bunt. Man sprach noch allgemein von dem großen Feste, das Frau v. Fontaine wenige Tage vor meiner Ankunft gegeben, als dem glänzendsten, was seit langen Jahren in Rom stattgefunden habe.

Nach dem Diner hatten wir etwas sehr gute Musik. Frau v. Fontaine ist selbst eine vortreffliche Sängerin und gab uns einige moderne italienische Lieder zu hören. Es waren noch der junge Violoncellspieler Ludwig Prehn mit Frau und der türkisch-italienische Geigenspieler Consolo gekommen. Herr Prehn, durch Frau v. Fontaine eingeführt, hat den ganzen Winter in Rom zugebracht und oft in den Salons und in Konzerten durch sein seelenvolles Spiel entzückt.

Seine Frau ist eine tüchtige Klavierspielerin und begleitet ihn. Das Ehepaar beabsichtigt nächstens nach London zu gehen und versprach mir, mich in Paris zu besuchen.

Consolo zeichnet sich durch einen besonders großen und breiten Strich aus. Er will nächstens nach Deutschland gehen und ich bezweifle nicht, daß er gefallen wird, obgleich man nicht immer mit seiner Auffassung deutscher Musik, die er vorzugsweise spielt, einverstanden sein wird: Er übersetzt, wie man sagen könnte, die deutsche Musik oft ins Italienische, was ja in Rom gefiel, was aber in Deutschland die meisten Kenner nur schwer vertragen werden.

Schließlich kam noch ganz spät Tosti, der berühmte Gesanglehrer, Komponist und Sänger, und sang meisterhaft einige seiner kleinen Lieder.

11. März.

Gestern zum Sonntag war ich in der Kapelle des Palazzo Caffarelli und hörte eine geistvolle Predigt des Pastor Jeep. Die deutsche Kolonie war ziemlich vollständig vertreten, und ich begegnete einer Menge von Bekannten. Ich frühstückte bei Platners: Ich fand den Baron Platner besser aussehend wie im vergangenen Jahre, dank der rührenden Pflege seiner Gemahlin. Leider hat er seiner Kunst entsagen müssen. Im Salon seiner Frau hängen seine letzten Bilder, ein herrlicher aber wehmütig stimmender Schmuck. Ihr wißt doch, daß Baronin Platner identisch ist mit der schönen Frau v. Metzradt, geborenen Nostitz, die früher in Dresden die beliebteste Erscheinung war, alle Welt durch ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit bezaubernd. Wer das Glück hat, sie kennen zu lernen, wird das Urteil jenes Franzosen über Dresden nicht befremdlich finden, der sagte: in Dresden sei dreierlei Bemerkenswertes: die Galerie, die Brühlsche Terrasse und Frau v. Metzradt. Ich war in den früheren Jahren viel bei Platners und fand die alte Herzlichkeit wieder, mit der ich immer aufgenommen war. Wir plauderten viel von der Vergangenheit und unsern gemeinsamen Erlebnissen. Nachmittags traf ich auf dem Pincio eine Menge Bekannte, Baron und Baronin Ahlefeld, Herrn v. Philippsborn, Generalkonsul Gerson aus Frankfurt mit Frau und der liebenswürdigen, gescheiten Tochter Bertha, Mr. und Mrs. Putnam. Und wie früher von jedem die Frage: kommen Sie heute abend zu Dachroedens, und wie früher immer dieselbe Antwort: natürlich komme ich zu Dachroedens. Der Salon Dachroeden ist seit vielen Jahren Sonntag abend Versammlungsort aller Deutschen in Rom, die zur guten Gesellschaft gehören. Man findet Künstler, Schriftsteller, Staatsmänner bunt durcheinander gemischt, auch jetzt viele Italiener, denen der ungenierte Ton im gastlichen Hause sehr gefällt. Herr v. Dachroeden ist bekanntlich Schloßhauptmann von Quedlinburg, ist aber glücklicherweise durch diese Würde nicht verpflichtet dort seinen Wohnsitz zu nehmen. Seine Frau, eine geborene v. Prillwitz, und ihre reizende Tochter Severa lieben Rom wie ihre Heimat, und so wird hoffentlich zum Wohle und Heil der Deutschen in Rom der Salon Dachroeden dauernd erhalten bleiben. Ich erinnere mich sehr genau, wie ich im Winter 1876 zum ersten Male in den

Salon Dachroeden kam und, durch die gütige Wirtin rechts und links vorgestellt, eine Menge Beziehungen fand, die mich gleich heimisch werden ließen. Etwas hat sich die Physiognomie seit der Zeit geändert. Es ist italienischer geworden, was mir aber nur vorteilhaft erscheint, da man in Italien doch gern Italiener sieht. Fontaines, Monseigneur Lichnowsky, Ahlefelds, die regelmäßige Sonntagsgäste bei Dachroedens sind, traf ich, wie viele andre Bekannte.

Heute früh war ich zu einer großen Audienz beim heiligen Vater. Da ich Pius IX. öfter gesehen, interessierte es mich besonders, seinen Nachfolger kennen zu lernen, und durch die Güte des bayrischen Gesandten beim Vatikan, Grafen Paumgarten, erhielt ich ohne die sonst nötigen Förmlichkeiten einen Audienzbrief. Ich fuhr mit einigen befreundeten Damen zum Vatikan, und da wir den diensttuenden Kämmerer gut kannten, bekamen wir in der langen Galerie sehr gute Plätze. Der Papst ließ ziemlich lange auf sich warten, was bei Pius IX. auch der Fall war. Auf eine Stunde des Wartens mußte man immer gegefaßt sein.

Endlich aber wurde es hinter den Vorhängen unruhig. Vier Palastgardisten traten ein, und hinter ihnen erscheint Leo XIII. in weißem Gewande mit rotem Hute und Mantel, der ihm sofort abgenommen wurde. Im Gefolge waren nur vier geistliche Herren, neben dem Papste ging der Zeremonienmeister, der die Anwesenden Seiner Heiligkeit vorzustellen hat. Ich war sehr gespannt, ob Leo XIII. wirklich, wie verschiedene Zeitungen behauptet hatten, verlangen werde, daß man ihm den Fuß küsse. Er begnügte sich aber, wie sein Vorgänger mit dem Handkuß. Er reicht ebenso wie Pius IX. jedem der Vorgestellten, nachdem er einige Worte gesprochen, die Hand zum Kusse.

Nachdem alle Vorstellungen vorgenommen, erteilte der Papst der Versammlung den Segen und zog sich zurück.

Die Bilder Leos XIII., die wohl in Millionen von Exemplaren auf der ganzen Erde verbreitet sein mögen, sind sehr ähnlich. Der Papst hat eine breite schöne Stirn, kluge durchdringende Augen, und trotz des ziemlich stereotypen Lächelns, das seinen Mund umspielt, ist der Ausdruck des Gesichts fast streng. Er sieht aus wie jemand, der seine eignen Wege zu gehen gewohnt ist und sich nicht leicht beeinflussen läßt. Die Gestalt ist mittlerer Größe, eher schmächtig als korpulent, die Haltung ein wenig vorgebeugt, der Gang wie von jemand, der gewohnt ist, sehr schnell zu gehen. Seine Armbewegungen haben etwas Eckiges und Gezwungenes, und der ganzen äußeren Erscheinung fehlt noch die innerliche Weihe und Würde, die Pius IX. auszeichnete. Indes so etwas will gelernt sein, und ich bin überzeugt, daß sich Leo XIII. binnen Jahresfrist in seinem äußeren Auftreten wesentlich verändert haben wird, wenn er anders Wert darauf legt, wie ich hoffe. Bei den Großen der Welt kommt es doch sehr viel auf diese Aeußerlichkeiten an, mag man ihnen an und für sich noch so wenig Bedeutung zuschreiben. Ich finde es geradezu eine Pflicht, daß bei der Erziehung fürstlicher Personen, namentlich solcher, die zum Throne berufen sind, ganz streng darauf gehalten werden muß, daß sie lernen, ihre Würde und ihren Stand

auch durch Haltung, Bewegung und Redeweise in ungezwungener Weise zu repräsentieren.

Leo XIII., der vor wenigen Tagen 68 Jahre alt geworden ist, hat durch alles, was er bis jetzt getan, bewiesen, daß er ein sehr kluger Mann ist, der es verstehen wird, das Schiff der Kirche durch die vielen Klippen, die bedrohend entgegenstehen, zu steuern und Mittel und Wege zu finden, die brennenden Fragen auf eine befriedigende Weise zu lösen.

Daß er nicht, wie einige sanguinische Leute gehofft haben, seine Regierung damit beginnen konnte, gegen das Unfehlbarkeitsdogma und gegen die Regierungspolitik seines Vorgängers zu protestieren, ist ja so klar, daß eine große Naivität dazu gehört, ihm so etwas zuzumuten.

Sein Staatssekretär Kardinal Franchi gilt für einen bedeutenden Mann liberaler Gesinnung, natürlich von einem Liberalismus, wie es bei einem Kardinal überhaupt möglich ist. Er hat sich lange geweigert, die ihm zugedachte Stellung anzunehmen, hat aber dem wiederholten Bitten des Papstes nachzugeben für seine Pflicht gehalten, soll aber besonders betont haben, daß er volles Vertrauen erwarten müsse. Bei der kleinen Revolution der Schweizer Garde soll Franchi mit einer außerordentlichen Umsicht und Energie gehandelt haben. Man ist hier geteilter Meinung, ob Leo XIII. den Vatikan verlassen wird, um nach Castel Gandolfo zu gehen, oder ob auch er sich dauernd als Gefangener betrachten wird. Ein italienischer Freund sagte mir in bezug auf die Gefangenschafts-Theorie: Glauben Sie mir, wenn es nicht für den heiligen Stuhl sehr lukrativ wäre, den Papst der katholischen Welt gegenüber für einen Gefangenen auszugeben, würde er sich durchaus nicht an den Vatikan für gefesselt erachten. Aber die große Menge des Volkes ist viel bereiter, für das in der Gefangenschaft schmachtende Oberhaupt der Kirche Opfer zu bringen, als für das im Glanze thronende, und so lange man auf das reiche Einkommen aus dem Peterspfennige rechnen muß, wird man nur ungern von der Fiktion der Gefangenschaft abgehen.

Wer übrigens je im Vatikan war, wird nicht vor dem Gefängnisse des Papstes zurückschaudern, und seit Günther von Freiberg vor kurzem in „Ueber Land und Meer" erzählt hat, daß die Matratzen Seiner Heiligkeit mit dickem, rot und weiß gestreiftem Seidenstoffe überzogen sind und vier mächtige Troddeln haben, wird man kaum noch vom Strohlager des armen Gefangenen reden dürfen.

13. März.

Der gestrige Tag war wieder reich besetzt. Morgens besuchte ich Ada Pinelli, geborene v. Tresckow, die geistvolle, liebenswürdige Freundin des Prinzen Georg von Preußen, als Schriftstellerin unter dem Namen Günther von Freiberg bekannt, Lindemann-Frommel, die Marchesa Buffalo della Valle, geborene Schmidt aus Hamburg, deren Gedichte mich oft erheitert haben, Frau v. Dallwitz, die mit zwei Töchtern in Rom ist und mir ihren Besuch für Paris ankündigte.

Zum Diner hatte Monseigneur Lichnowsky eingeladen und ich fand eine kleine auserlesene Gesellschaft, in der die Freunde Fontaine nicht fehlten. Graf Robert Lichnowsky, der Bruder des Fürsten, bewohnt noch wie früher dasselbe behagliche Entresol in der Via Mario dei Fiori, in wohltuendster Harmonie eingerichtet, durch einige hervorragende Kunstwerke geziert. Graf Lichnowsky gehört ohne Zweifel zu den interessantesten Erscheinungen in der deutschen Gesellschaft. Er ist nicht nur einer der feinsten Kunstkenner, sondern auch infolge seines häufigen und langdauernden Aufenthalts in Rom der beste Kenner römischer Verhältnisse in allen Kreisen der Gesellschaft. Unsrer Landsmänninnen höchster Ehrgeiz ist in Rom mit diesem hervorragenden Prälaten, er ist Dompropst von Olmütz, bekannt zu werden und jede ist des liebenswürdigsten, freundlichsten Empfanges gewiß. Man spricht davon, daß der heilige Vater die Absicht habe, Lichnowsky zum Kardinal zu machen, doch lehnte Lichnowsky, als ich diskret darauf anspielte, die Sache weit ab.

Nach dem Diner fuhr die ganze Gesellschaft zu einem Konzerte, das Ludwig Prehn gab, den ich bei Frau v. Fontaine kennen lernte. Er hatte ein zahlreiches Auditorium aus der römischen und deutschen Gesellschaft und gab uns sehr erfreuliche Proben seiner Kunst.

Ich beschloß meinen Tag im Salon Ehrhardt. Das Ehrhardtsche Haus ist für Kranke und Gesunde seit langer Zeit eins der gastfreiesten und bekanntesten in Rom. Dr. Ehrhardt ist Arzt der deutschen Botschaft und gehört zu den beliebtesten und gesuchtesten Aerzten Roms. Frau Ehrhardt eröffnet in liebenswürdigster Weise den deutschen Landsleuten ihren Salon. Ein sehr oft dort gesehener Gast ist Ferdinand Gregorovius, wenn er zur Freude seiner Verehrer in Rom ist, und viele Leute kommen zu Frau Ehrhardt, wenn sie ausgekundschaftet haben, daß sie Gregorovius finden werden. Da der Gelehrte nicht immer in der Laune ist, liebenswürdig zu sein, ist manche glühende Verehrerin bitter enttäuscht über die Bekanntschaft, und es wird manche drollige Geschichte über die Präsentationen erzählt. Ich fand Gregorovius nicht, obgleich er in Rom anwesend ist. Er war einer der ersten Bekannten, denen ich auf der Straße begegnete. Er erzählte mir, daß er sofort nach der Nachricht vom Tode Viktor Emanuels von München abgereist sei und war ganz erfüllt davon, wie sich in Rom bei diesem Ereignisse die tiefste Trauer gezeigt hatte.

Die Unterhaltung drehte sich viel um die Gesundheitszustände in Rom, da der Tod in diesem Jahre viele schmerzliche Opfer gefordert hat. Man tut aber, wie ich meine und wie Dr. Ehrhardt mir bestätigte, dem römischen Klima unrecht, wenn man seinem Einflusse allein die häufigen Erkrankungen der Fremden zuschreibt. Geht man bei Erkrankungen auf den Grund, so findet man gewöhnlich, daß der Kranke durch Unvorsichtigkeit oder Ueberanstrengung gefehlt hat, und daß er unter ähnlichen Verhältnissen an jedem Orte erkrankt sein würde. Ich selbst bin bei meiner ersten Anwesenheit in Rom schwer krank gewesen, aber ich wußte nur zu gut, wo und wie ich mir den Keim meiner Krankheit geholt hatte. Von einer stundenlangen Promenade verspätet heimgekehrt, mußte ich,

noch ganz erhitzt, mich in dem sehr kühlen Zimmer zu einem Diner umkleiden, zu dem ich unter keiner Bedingung zu spät kommen durfte. Am nächsten Tage hatte ich starkes Fieber, und es hat lange gedauert, bis ich mich wieder erholte. Das ist mir aber für alle Zeit eine gute Lehre gewesen und habe ich mich dann später nirgends frischer und wohler gefühlt als in Rom. Mein Freund Mr. J. Smith, der seit 30 Jahren Rom bewohnt und eingehende Studien über die hygienischen Verhälnisse gemacht hat, behauptet, Rom habe das beste Klima der Welt, und nur Unverstand und Neid könnten das Gegenteil behaupten.

Große Teilnahme hat in allen Kreisen der Tod von Hans Hopfens junger Gemahlin erregt, ebenso wie der des jungen dänischen Malers Harald Jerichau, ein Sohn des Künstlerpaares Jerichau und Jerichau-Baumann, der im vorigen Jahre nach dem Tode seiner Frau und seines Kindes nach Rom gekommen war, um mit Mutter und Schwester, die er zärtlich liebte, zusammen zu leben. Mutter und Sohn malten in demselben Atelier. Wie oft bin ich im vorigen Jahre zu ihnen gekommen und habe sie bei ihrer Arbeit überrascht, wie oft mich an ihren schönen Bildern erfreut. In beiden war eine Energie und Schaffenslust, die wahrhaft erfrischend wirkte. Gleich am Tage meiner Ankunft erfuhr ich, daß Harald Jerichau abends vorher die Augen geschlossen zum ewigen Schlummer.

Das war der einzige Schatten, der auf meinen diesmaligen Aufenthalt in Rom fiel. Frau Jerichau war in ihrem Kummer wunderbar gefaßt und fand Trost und Vergessen ihres Schmerzes in rüstiger Arbeit. Sie erzählte mir, als ich sie besuchte, daß zwei Tage nach dem Tode ihres Sohnes die Nachricht gekommen sei, daß man in Kopenhagen ihm das große Stipendium verliehen habe. Mehrere unvollendete Bilder von Harald Jerichau standen noch auf der Staffelei. Ein großes Bild aus dem Orient, dessen Beginn ich im vorigen Jahre beobachtet, seit Wochen beendet, war vor kurzem nach Kopenhagen abgesandt, soll aber nach dem Wunsche Harald Jerichaus auch in Paris ausgestellt werden. Alle, die das Bild gesehen, sprachen davon mit größter Bewunderung. Frau Jerichau erzählte mir, daß ihr Sohn ihrer Meinung nach sich nach der Wiedervereinigung mit Frau und Kind gesehnt und deshalb von vornherein der Krankheit keinen Widerstand entgegengestellt habe. So schwer für sie auch der Verlust, so habe sie doch das Gefühl, daß ihr Sohn nie wieder wirklich glücklich im Leben geworden sein würde.

15. März.

Heute abend verlasse ich Rom nach genußreichen Tagen. Gestern hatten Fontaines, bei denen ich speiste, mir zu Ehren noch eine kleine Soiree veranstaltet, während der ich von meinen Freunden Abschied nehmen konnte. Es wurde musiziert und ließen sich Consolo und Ludwig Prehn hören. Eine interessante Bekanntschaft machte ich an Fanny Stahr-Lewald, der ich früher nie begegnet war. Sie gefiel mir sehr gut und hatte ich eine sehr anregende Unterhaltung mit ihr. Auch Emmy Dincklage, die Schriftstellerin und intime Freundin der Frau v. Fontaine, war anwesend, ebenso Ada Pinelli, so daß an geistreichen

Damen kein Mangel war. Dachroedens mit ihrer reizenden Tochter Severa kamen spät, wollten mir aber noch einmal Lebewohl sagen, obgleich ich mich bei ihnen schon verabschiedet hatte.

Der Geburtstag des Königs Humbert war natürlich gestern wegen der tiefen Trauer ganz still vorübergegangen, aber allerorten hatte sich große Teilnahme und Sympathie für den König, der 34 Jahre alt geworden, gezeigt. Man erwartet viel von ihm. Ich bin ihm im Jahre 1876 auf einem Hofballe vorgestellt und war auf das angenehmste überrascht durch die einfach natürlich menschliche Art seiner Unterhaltung.

Meine Koffer sind gepackt und heute abend 10½ Uhr fahre ich über Florenz, Bologna, Padua, Turin und Genf nach Montreux, wo ich mich zum 20. angemeldet habe.



Ueber die Entwicklung der Kunst im Leben des Kindes.

Von

Prof. Dr. E. Raehlmann (zurzeit in Weimar).

(Schluß.)

Ueber den Inhalt der ersten kindlichen Kunstbegriffe.

Wenn wir die ersten Aeußerungen des Kindes in künstlerischer Beziehung, seine Freude an Formen, an Farben, seine ersten Zeichnungen, u. s. w. genau beobachten, werden wir auf ein bestimmtes Kunstbedürfnis der Kinder zurückschließen können und auch dessen Umfang für die verschiedenen Altersperioden zu ermitteln vermögen.

Dabei wird uns das Studium der psychologischen Entwicklung, wie oben näher erörtert, zum Verständnisse dieses Umfanges besonders förderlich sein.

Wir sehen, daß die erste Vorstellung vom Aussehen der Dinge um uns herum, von ihrer Größe und Entfernung das Produkt einer verhältnismäßig ungeheuren Geistesarbeit ist, und zuerst erfolgt durch Kombination der Erfahrung, die die verschiedenen Sinne, insbesondere Gehör, Gesicht, Gefühl von den Gegenständen vermittelt haben.

Wir finden, daß der erste körperliche Gegenstand, den das Kind erkennt, in den meisten Fällen die Mutter ist. Wenn sie ins Zimmer tritt, lächelt es, streckt ihr die Hände verlangend entgegen, aber immer sind dabei die Augen auf das Gesicht der Mutter gerichtet. Das Mienenspiel, die Augen sind es, die die Hauptmerkmale bei diesem Erkennen des Mutterbildes abgeben.

Diese Merkmale werden überhaupt für die Unterscheidung von Personen beim Kinde in den ersten Lebensjahren maßgebend und bleiben es lange Zeit

ausschließlich. Später kommen andre Kennzeichen, Größe, Haltung, Bewegung hinzu. Anfänglich, das läßt sich durch Versuche mit Verkleidungen u. s. w. beweisen, ist nur das Gesicht für die Unterscheidung maßgebend.

Jedermann weiß aus Erfahrung, welchen bedeutenden Eindruck jedes neue Gesicht bei dem Kinde hervorbringt, namentlich ein bärtiges! Wie das Kind plötzlich starr hinblickt, seine gesamte Aufmerksamkeit ihm zuwendet, wie es für dieses neue Gesicht „ganz Auge“ wird.

Ein solches neues Gesicht alteriert das ganze geistige Verhalten des Kindes mehr, als irgend ein andrer ihm bisher unbekannter Gegenstand, der plötzlich seine Aufmerksamkeit erregt.

Wenn die dem Kinde schon bekannten Personen in andrer Kleidung, oder vermummt, aber mit dem eignen nicht entstellten Gesicht sich dem Kinde nähern, ist die Verwunderung und Befremdung, die sich im Mienenspiel des Kindes ausdrückt, deutlich zu erkennen, aber mit der Wirkung gar nicht zu vergleichen, die das Erscheinen einer ganz fremden Person hervorbringt.

Es ist hier das Individuelle des Kopfes und des Gesichtes der neuen Person, das das Kind beschäftigt, seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, um die persönlichen Eigenschaften, die dem neuen Gesichte sein Gepräge geben, zu erkennen und dadurch den neuen optischen Eindruck von den ihm schon bekannten zu sondern.

Es ist nun gewiß kein Zufall, sondern eine notwendige Konsequenz dieser Eigentümlichkeit des Sehenlernens, daß auch bei den ersten Versuchen der kindlichen Darstellung des Menschen *fast ausnahmslos der Kopf und das Gesicht als einziges Charakteristikum betrachtet wird.* Zeichnet ein drei- bis vierjähriges Kind das Bild der Mutter oder des Vaters (spontan oder auf Verlangen), so wird sehr häufig einzig und allein ein Kopf, d. h. ein Kreis mit Punkten, den Augen, im besten Falle auch mit zwei Strichen Nase, und Mund, hingemalt; gewöhnlich nicht! (Fig. 1) Vom Körper, d. h. dem Rumpf, den Armen, den Beinen ist nicht die Rede. Wird dann das Kind darauf aufmerksam gemacht, oder lernt es mit zunehmendem Alter von selbst begreifen, daß zur Darstellung der menschlichen Figur auch der Körper gehört, so wird in eigentümlicher, bei allen Kindern wiederkehrender Weise verfahren. Das Kind macht seitlich vom dargestellten Kopfe zwei Striche, die die Arme vorstellen sollen, und da die Finger in der kindlichen Vorstellung notwendig zum Arme gehören, werden am äußersten Ende der seitlich vom Kopfe abgehenden Striche mehrere Querstriche angebracht, die die Finger darstellen sollen (Fig 2).

Fig. 1.

Fig. 2.

Bei dieser Darstellung ist als psychisches Motiv sicherlich die Vorstellung vom Greifen und Fassen eines Gegenstandes, bei dem die Finger die Hauptrolle spielen, maßgebend. Ganz wie die Arme in horinzontaler Richtung an den Kopf angeschlossen werden, so werden in senkrechter Richtung nach unten zwei Striche an den Kopf angesetzt, die die

Beine bedeuten. Diese erhalten häufig durch Umbiegung der unteren Enden Füße und durch Querstriche an letzteren Zehen (Fig. 2).

Man könnte nun meinen, daß man in diesen ersten bildlichen Darstellungen der Kinder — wie jeder sie an eignen und fremden Kindern beobachten kann — etwas rein Zufälliges vor sich habe, daß die Zeichnung einer kindlichen Auffassung oder einer Laune des Kindes ihre Entstehung verdanke, oder, daß sie nur eine Kritzelei vorstelle, die nichts bedeute, wenigstens in der subjektiven Auffassung des Kindes nichts Künstlerisches an sich habe. —

Dem ist aber nicht so! — Daß es sich hier bei den ersten zeichnerischen Darstellungen um einen Versuch des Kindes handelt, die in ihm vorhandenen Vorstellungen von der Form und Gestalt der Dinge bildlich wiederzugeben, dafür läßt sich ein Beweis vorbringen, den wir der neuen Bewegung, die Kunst im Leben des Kindes zu fördern, verdanken.

Diese Bewegung, die vor etwa 15 Jahren von Amerika ausgegangen und seit etwa 5 Jahren auch bei uns, von Hamburg aus, Eingang gefunden, hat zunächst, wie ich finde, den Erfolg zu verzeichnen, daß wir die künstlerischen Erzeugnisse von Kindern aller Rassen und Völker mit einander vergleichen können.

Und da zeigen nun diese primitiven Erstlingsversuche kindlicher Kunstleistungen eine ganz auffällige Uebereinstimmung; einerlei, ob sie von den Sprößlingen gebildeter oder ungebildeter Eltern, ob sie von europäischen, amerikanischen oder Negerkindern herrühren.

Die Darstellungsweise der menschlichen Figur ist immer die gleiche; sie ist eben die Darstellungsweise des Kindes! Und diese Darstellungsweise entwickelt sich bei allen Kindern mit zunehmendem Alter in der gleichen Reihenfolge, von den geschilderten ersten Umrissen, die den Kopf vorstellen, zu den schon komplizierteren Figuren, die die bekleidete menschliche Gestalt wiedergeben sollen.

Es ist psychologisch sehr interessant, daß diese erste primitive Art der Darstellung bei allen Kindern, ohne jede Beeinflussung immer wiederkehrt, und wir werden nicht fehl gehen, wenn wir diese Darstellung als die erste Aeußerung und Reproduktion des Inhaltes der geistigen Vorstellung von der menschlichen Figur ansehen.

So zeichnet das Kind durchschnittlich im dritten Jahre, bei besonders gut entwickelten Kindern eventuell schon Ende des zweiten Lebensjahres.

Gegen das vierte Lebensjahr kommt dann zur Zeichnung einiges Detail hinzu, zunächst schaltet sich zwischen Kopf und Beinen der Rumpf ein; gewöhnlich in Form eines runden Segmentes; gleichzeitig erhält das Gesicht außer den Augen noch Mund und Nase, eventuell auch Haare, die als Striche angedeutet werden (Fig. 3) — hier ist also die Vorstellung der langen Form des einzelnen Haares für die Darstellung maßgebend —, und vor allem Zähne!

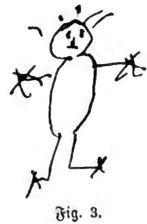
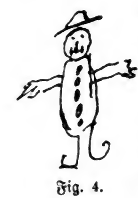


Fig. 3.

Auch bei dieser Detaildarstellung ist offenbar ein psychologisches Motiv erkennbar. Es ist die Rolle, die die Zähne


Fig. 4.

bei der Nahrungsaufnahme spielen und die dem Kinde bei Befriedigung der rein vegetativen Ernährungsbedürfnisse, bei Hunger und Sättigung frühzeitig zum Bewußtsein kommt.

Später erhält dann der Körper noch mehr Detailzeichnung.

Um das fünfte Lebensjahr haben die Arme doppelte Konturen. Der Rumpf erhält Ornamente (Knöpfe u. s. w.), der Kopf einen Hut! (Fig. 4.) Beim Zeichnen einer weiblichen Figur wird noch mehr Detail in die Kleider gebracht durch Striche, Borten u. s. w. (Fig. 5.)


Fig. 5.

Alle Zeichnungen, die das Kind in diesem Alter ausführt, sind Frontalansichten der ganzen Figur! Im Profil wird nicht gezeichnet, das kommt viel später. Eigentliche, d. h. selbständig entworfene Zeichnungen menschlicher Figuren im Profil habe ich von Kindern erst nach dem fünften Jahre, und dann auch nur ausnahmsweise, gesehen. Wenn jede Beeinflussung seitens seiner Umgebung, jede Aufforderung zu einer solchen Darstellung fortfällt, dürfte die Profilzeichnung erst in einer viel späteren Lebensperiode zur Ausübung kommen.

Bei den ersten Versuchen, menschliche Figuren im Profil zu zeichnen, wird gewöhnlich auf eine mehr weniger gelungene Profilansicht des Körpers das Gesicht in voller Frontfläche dargestellt. Das richtige Profil des Gesichtes stellt demnach in der Zeichnung des Kindes schon eine gewisse Kunstleistung vor, und ist erst nach dem fünften bis sechsten Jahre anzutreffen. Die richtige Profilzeichnung entsteht beim Kinde in der Form der Schattenrisse ohne jede Andeutung heller und dunklerer Teile. Schattierung der weniger beleuchteten Teile, also Unterschiede von Licht und Schatten, kommt wieder viel später zur Darstellung. So viel ich beobachten konnte, scheint Licht und Schatten überhaupt nur dann zur Darstellung zu kommen, wenn das Kind schattierte Zeichnungen gesehen hat, resp. entsprechend angeleitet wurde.

Nächst der Darstellung menschlicher Figuren ist das Kind zur Zeichnung der Tiere geneigter, wenigstens aus sich mehr angeregt, als zur Darstellung von leblosen Gegenständen.

Sind mehrere Gegenstände zur Darstellung gewählt, oder kommt ihre Umgebung mit auf die Zeichnung, so werden sie ohne jede perspektivische Verkürzung und in durchaus unproportionalen Größenverhältnissen hingezeichnet.

In den Zeichnungen der Kinder werden zunächst die Vorstellungen von der Form der Dinge wiedergegeben, also gewissermaßen die Netzhautbilder reproduziert, ohne das Verhältnis der verschiedenen Bilder zu einander zu berücksichtigen; will ein Kind einen Apfelbaum und einen Mann darstellen, so werden beide Gegenstände in der primitiven kindlichen Auffassung nebeneinander gesetzt; der Mann neben dem Baum, und womöglich noch größer

als der Baum (Fig. 6). Eine Symmetrie in der Zeichnung ist erst sehr spät, nach dem sechsten bis siebenten Jahre zu erkennen.


Fig. 6.

Das Kind achtet bei seinen Darstellungen anfangs also viel mehr auf die Umrisse und die Form, als auf Richtung, Abstand und Größe. Gewissermaßen kommt also beim Zeichnen der Kinder dieselbe Reihenfolge in der Darstellung der Dinge zur Geltung, wie sie maßgebend gewesen ist bei der Ausbildung der seelischen Vorstellung über das Reale, das Körperliche der Welt, die das Kind umgibt.

Das Kind zeichnet die Dinge so, wie es selbst die Dinge zu sehen gelernt hat, d. h. wie es selbst beim Sehenlernen die ersten Vorstellungen von dem Wesen der Dinge erworben hat; es zeichnet die vornehmsten Eigenschaften der Dinge, die für es selbst zu ihrem Erkennen zuerst maßgebend waren. Daher ist jede Zeichnung des Kindes nicht Symbol, sondern Darstellung, wenn sie auch für uns Erwachsene keine solche zu sein scheint.

Welche Rolle spielt nun bei der Entwicklung der ersten Zeichnungen resp. Darstellungen des Kindes die Farbe?

Zur Zeit, wenn das Kind zu zeichnen beginnt, also durchschnittlich von Beginn des dritten Jahres ab, zeichnet es auch farbig, sobald es Farben zur Verfügung hat.

Und zwar lehrt die Erfahrung, daß es lieber mit Farbstift als mit Blei oder Griffel zeichnet.

Sobald das Kind Flächen zu zeichnen gelernt und Farben zur Verfügung hat, füllt es die Flächen farbig aus, und zwar so stark und grell wie eben möglich.

Auch bei der Darstellung von menschlichen und tierischen Gestalten wird, sobald Gewänder dargestellt werden, Farbe verwandt. Namentlich zu der Zeit, wo im Profil gezeichnet wird, ist regelmäßig das Bedürfnis nach Farbe, mit der die Gewandflächen u. s. w. ausgefüllt werden, vorhanden. In der Regel handelt es sich bei menschlichen und bei Tierfiguren nur um eine einzige Fläche für jede Zeichnung, sie wird also mit einer einzigen Farbe, so leuchtend wie nur möglich bemalt. Es handelt sich also dann um eine Art Schattenriß von Figuren mit monochromer Malerei.

Das ist die urwüchsige, primitive Kunst des kindlichen Lebensalters.

Wem kommt dabei nicht die Erinnerung an die primitiven Zeichnungen und farbigen Darstellungen bei wenig kultivierten Völkern oder an die Anfangszustände der Malerei bei den Assyrern und Aegyptern?

Nicht mit Unrecht, und nicht nur sinnbildlich, sondern real vergleichend, sprechen wir da von einer kindlichen Periode der Kunstentwicklung.

Man beachte die monochromen Schattenrisse der assyrischen und altägyptischen Kunst und man wird dafür deutliche Beispiele haben.

Die psychologische Wirkung bildlicher Darstellung auf das Vorstellungsvermögen des Kindes.

Nachdem wir die Bedingungen kennen gelernt haben, unter denen das Kind sich die ersten Vorstellungen von den Dingen der Außenwelt erwirbt, nachdem wir die ersten Versuche des Kindes verfolgten, diese Außenwelt bildlich darzustellen, gehen wir zu der Frage über, durch welche Vorbilder wir imstande sind, die natürliche Entwicklung der Kunst im Leben des Kindes zu fördern.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß diese Vorbilder nur solche sein dürfen, die dem Vorstellungs- und Begriffsvermögen der Kinder, wie wir es für die ersten fünf Lebensjahre umgrenzen konnten, entsprechen.

Gegen diesen psychologisch entwickelten Grundsatz der kunstästhetischen Erziehung des Kindes wird aber gegenwärtig, und zwar gerade von pädagogischer Seite, viel gefehlt. Was man dem Kinde unter sechs Jahren an Bilderbüchern alles bietet, ist erstaunlich. Man sieht in den Händen der Kleinen Darstellungen verwickelter Szenerien und Landschaften nach allen Regeln der Perspektive.

Das Kind blättert die Bücher mechanisch und achtlos durch; man sieht dem Ausdrucke seines Gesichtes dabei die Gleichgültigkeit und bisweilen die Enttäuschung an, weil es in dem Buche mit den „schönen Bildern“ nicht das findet, was sein kindlicher Geist verlangt.

Wir Erwachsene haben für diesen kindlichen Geist künstlerischer Auffassung gar keinen Maßstab mehr, und sind nicht imstande, uns so ohne weiteres in die geistige Welt des Kindes zurückzuversetzen, um zu begreifen, welche kolossale Arbeit wir von dem jungen Verstande des Kindes fordern, wenn wir ihm das erste Bilderbuch vorlegen.

Wir denken, das Kind muß die Gegenstände, die es so und so oft gesehen hat, nun auch im Bilde wiedererkennen; das ist aber durchaus nicht der Fall, und selbst die Bilder einfacher Gegenstände, mit denen das Kind sich täglich beschäftigt, werden in den ersten Lebensjahren nicht verstanden.

Das Kind muß die ihm vorgelegten Bilder begreifen lernen und wird das um so schwerer können, je komplizierter die Darstellung auf dem Bilde geartet ist. Aber auch das Erkennen des Bildes eines einfachen Gegenstandes, z. B. eines Hundes, wird eine nicht geringe Verstandesarbeit vom Kinde verlangen, die nicht so ohne weiteres gegeben ist, weil das Kind einen Hund, so wie er aussieht, wie er sich anfühlt, wie er bellt, u. s. w. genau kennt. Um das Bild des Hundes zu verstehen, werden von ihm eine Reihe geistiger Abstraktionen gefordert, auf die wir näher eingehen müssen, wenn wir den Geschmack des Kindes für bildliche Darstellung begreifen wollen.

Präsentiert man dem Kinde das Bild eines Hundes innerhalb der deutlichen Sehweite, in der das Kind also das Bild mit beiden Händen gefaßt hält, etwa in 1 Fuß Entfernung, so ist das Bild natürlich bedeutend unter lebensgroß, nehmen wir an, es sei $^1/_{10}$ lebensgroß.

Das Netzhautbild im Auge des Kindes entspricht jetzt seiner Größe nach

dem natürlichen Netzhautbilde des lebenden Hundes (den das Bild darstellt), wenn er sich in zehnmal größerer Entfernung befindet.

Das Gemälde des Hundes ist aber dicht vor den Augen des Kindes im Bereich seiner Hände, daraus entsteht eine Verwirrung des Urteils, die eine ganz bedeutende Abstraktion der neuen Vorstellung von der bisherigen Lebenserfahrung zu ihrer Ueberwindung erfordert.

Aber nicht allein das Mißverhältnis in der Größe des Netzhautbildes ist der alleinige Grund zu einer Verwirrung des Urteils, sondern es kommen noch andre psychologische Momente hinzu, die diese Verwirrung notwendigerweise erhöhen müssen.

Wenn der lebende Hund aus der Entfernung von 10 Fuß gesehen wird — (und sein Netzhautbild im Auge des Kindes also dem Netzhautbilde des zehnmal kleineren Gemäldes vor dem Kinde entspricht) —, ist die Umgebung des Hundes im Raume auch auf der Netzhaut des Kindes abgebildet, d. h. es sind zahlreiche Netzhautbilder andrer Gegenstände des Raumes, neben dem Bilde des Hundes, auf der Netzhaut des Kindes gleichzeitig vorhanden, die in ihrer Größe zu dem Hundebild ein bestimmtes, durch Erfahrung bekanntes Verhältnis haben.

Zwischen dem Hunde und dem Auge befinden sich im Raume häufig Gegenstände vor oder seitlich gelegen, die das Bild des Hundes oder seine Umgebung teilweise verdecken oder überschneiden.

Das Netzhautbild befindet sich also gewissermaßen in einem breiten Rahmen natürlicher Dinge, die nach der Erfahrung des Kindes die Größe und Entfernung des Gegenstandes mitbestimmen.

Ganz anders beim Gemälde. — Hier fällt die neue Vorstellung ganz aus dem Rahmen der Erfahrung heraus. Das Gemälde befindet sich in den Händen des Kindes, nahe vor seinen Augen, die Umgebung, der Rahmen ist ganz anders, als wie sich sonst ein Hund räumlich und relativ zu dem Kinde befunden hat und befinden kann.

In solcher Nähe, in der das Kind das Gemälde hält, konnte es seither den Hund greifen, das Netzhautbild war dann viel größer, das Relief, das Körperliche trat hervor, u. s. w., kurz, mit dem Bilde weiß das Kind zunächst nichts anzufangen; es ist ihm etwas Unbegreifliches, verlangt von ihm eine Verstandestätigkeit, zu der jede Voraussetzung fehlt.

Wenn der lebende Hund in der Entfernung von etwa 10 Fuß gesehen wird, sind neben dem Hunde auch alle andern fernen Gegenstände neben und hinter dem Hunde scharf abgebildet. Der Hund ist also bestimmt durch seinen Ort im Gesichtsfelde, im Rahmen, wie ich mich ausgedrückt habe. In diesem Falle sind aber die Augenachsen zu einander parallel in die Ferne gerichtet.

Das Bild des Hundes aber, d. h. das Gemälde, mit beiden Händen gehalten und betrachtet, erfordert eine Einwärtsdrehung der Augen, eine Konvergenzbewegung. Auch ist eine Akkommodation, ein Konvexerwerden der Augenlinse erforderlich, um das Bild deutlich zu sehen — kurz es werden, um das Bild, das

den Hund vorstellen soll, zu sehen, vom Auge Anstrengungen, resp. Arbeiten seiner Muskeln verlangt, die vollständig fehlten, wenn das Kind einen wirklichen Hund gesehen hat.

Man kann sich so ein Urteil bilden über die hochgradige Verwirrung, die das Bild des Hundes, das wir dem Kinde in die Hände geben, zunächst in seiner Ideenassoziation anrichten muß.

Wenn das schon bei einem Bilde der Fall ist, das einen einzelnen körperlichen Gegenstand, einen Hund, darstellen soll, wie viel größer muß die Verwirrung der Vorstellungsbegriffe werden, wenn ein Bild präsentiert wird, auf dem verschieden entfernte Teile zugleich dargestellt sind; ein Bild also, das in Vordergrund, Mittel- und Hintergrund die verschiedensten Dinge auf einer Fläche enthält.

Ein solches Bild ist jedem Kinde unter sechs Jahren absolut unverständlich; d. h. jedem sechsjährigen Kinde, dem das Bild nicht vorher erklärt worden ist.

Es ist für ein Kind in so frühem Lebensalter eine kolossale Aufgabe, von der Fläche eines Bildes das abzulesen, resp. abzusehen, was die Augen bisher im Raume geschaut haben.

Es wird dabei vom Kinde verlangt, gewissermaßen eine Rückwärtskonzentration des Denkens zu machen, von der mühsam erlernten Verwertung der dritten Dimension bei der Taxation der Entfernung zu abstrahieren; denn das Bild verlangt, die optisch gewonnenen Raumvorstellungen auf eine Fläche zu projizieren, und das im Widerspruche mit allen Erfahrungen, die ihm die übrigen Sinne, Tastsinn und die Eigenbewegung des Körpers geliefert haben.

Auch im späteren Leben sind wir nicht so ohne weiteres imstande, uns von den gesetzmäßigen Erfahrungen des Sehens zu emanzipieren, wenn wir ein Bild, z. B. das Bild einer ausgedehnten Landschaft betrachten. Wir müssen uns, wie man zu sagen pflegt, in die dargestellte Gegend hineindenken, oder in den Gegenstand der Darstellung, wie Kunstkritiker mit Vorliebe zu sagen pflegen, „vertiefen“, um den richtigen Eindruck von dem Bilde zu erhalten. In Wirklichkeit heißt das nichts andres, als auf die physiologischen Gesetze des Sehens der Wirklichkeit zugunsten einer mehr oder weniger schwierigen Illusion zu verzichten.

Diese Illusion wird aber um so leichter gelingen, je mehr wir die Faktoren beseitigen, die die psychologisch einfache Wahrnehmung des Bildes beeinträchtigen. Hier ist die Umgebung des Bildes von besonderer Bedeutung, der Rahmen natürlicher Dinge, von dem die Rede gewesen ist, das Vor- und Nebeneinander von körperlichen Gegenständen, die nicht zum Bilde gehören, auf unsrer Netzhaut aber mit abgebildet werden, und den einheitlichen Eindruck des Bildes stören.'

Am wirksamsten ist daher ein Bild, wenn es das Gesichtsfeld ganz ausfüllt. Deshalb ist die Illusion so sehr vollständig bei dem sogen. Panorama; namentlich, wenn der Vordergrund reliefartig und körperlich ausgearbeitet ist. Hier werden alle Bedingungen des gesetzmäßigen Binokularsehens erfüllt, und die optische Täuschung ist eine vollkommene.

Bei größeren Gemälden mittlerer räumlicher Ausdehnung läßt sich etwas Aehnliches erreichen, wenn man den seitlichen Abschluß durch einfarbige Wände herstellt, die senkrecht zur Fläche des Bildes angebracht sind. Wir erhalten dann, namentlich wenn die Beleuchtung so eingerichtet ist, daß das Bild seitlich hell beleuchtet wird, während der Beobachter im Dunkeln sich befindet, einen panoramaartigen Effekt, indem man durch einen viereckig begrenzten (langen) Gang auf den dargestellten Gegenstand blickt.

Auch in diesem Falle ist der Effekt durch Abblendung resp. Ausschaltung aller fremden Netzhauteindrücke erreicht, so daß das Bild allein die Netzhaut und das Auge beschäftigt.

Auf gleiche Weise ist auch der Effekt zu erklären, den man erzielt, wenn man durch eine enge Röhre mit einem Auge, oder noch besser durch zwei solcher Röhren vor beiden Augen auf ein kleineres Bild sieht.

Das Körperliche der Darstellung, insbesondere ihre Tiefe, tritt sofort deutlicher hervor.

Aehnlich wirkt schon die Hand, wenn man sie zur Röhre gestaltet und die seitlich vom Bilde gelegenen Gegenstände mit ihr abblendet.

Durch solche Hilfsmittel erleichtert man sich die Entstehung der Illusion, die von der künstlerischen Darstellung zur Vorstellung der Wirklichkeit hinüberleitet. Aber um sie ästhetisch voll zu genießen, muß zur Kunst erzogen und das Auge von frühauf geübt werden.

Ein Landmann, der ohne jede Kunstbeeinflussung aufgewachsen ist, der Hinterwäldler, wird sich vor jedem Bilde langweilen und seinen Inhalt nicht verstehen.

Für den Hinterwäldler ist der Tempel der Kunst nicht verschlossen, aber schwerer zugänglich. Ihm fehlt die Erziehung der kunstästhetischen Empfindung, die als Vorbedingung zu den höheren Kunstgenüssen notwendig ist! Er verhält sich in vieler Beziehung den Kunsterzeugnissen gegenüber wie ein Kind, das noch nicht sehen gelernt hat. In diesem Sinne möge der verbreitete, aber viel angefochtene Satz „l'art pour l'art" seine Geltung haben, aber nur mit Bezug auf die Schulung des künstlerischen Sehens. Im übrigen bleibt die Kunst ein Gemeingut der Nation, auf deren Genuß jedermann Anspruch und über deren Wert jeder ein Urteil hat.

Der erzieherische Wert bildlicher Darstellung.

Der Genuß an allem Schönen, was die Kunst bietet, wird um so größer sein und um so mehr Befriedigung gewähren, je mehr das Verständnis für die Gesetzmäßigkeiten des Sehens das Urteil über Kunstleistung geschärft hat.

Wir kommen damit wieder auf die große Bedeutung zurück, die ein frühzeitiger Unterricht in der Jugend auf die Ausbildung eines geläuterten Geschmackes für Kunst und Kunsterzeugnisse besitzen muß.

Der Unterricht in der Anschauungslehre, die Natur richtig zu sehen, ist als allgemeines Bildungsmittel im Schulprogramm nicht zu unterschätzen. Der psychologische Erziehungsgang, den ich zu beschreiben versuchte, hat einen eminenten Wert für die Schärfe der sinnlichen Beobachtung, die man überall im Leben braucht; für die praktische Beurteilung der natürlichen Dinge in der Welt; für schnelle und genaue Beobachtung ihrer Formen und körperlichen Eigenschaften, und sollte als Vorbereitung für jeden praktischen Beruf, namentlich aber als Vorbereitung für die naturwissenschaftlichen Disziplinen, mehr als es bei uns geschieht, gepflegt werden.

Was sollen wir also unserm Kinde in den ersten Lebensjahren an Bildern vorlegen, um ihm das zu bieten, was sein Geist innerhalb des Umfanges seiner sinnlichen Erfahrungen an künstlerischer Anregung verlangt?

Die Antwort darauf ist nach dem, was vorstehend ausgeführt ist, leicht zu erteilen.

Man wähle möglichst einfache Darstellungen einzelner Gegenstände, zunächst die einfache Darstellung der menschlichen Figur und dann die der Tiere in ein-

fachen Umrissen und in satten Farben ausgeführt. Man vermeide zunächst jede symbolische Darstellung, überhaupt jede tendenziöse Zugabe und betone einzig und allein das, was dem Kinde verständlich ist, Form und Farbe des Gegenstandes.

Wenn sich der Erwachsene erinnert, was ihm in frühester Jugend unter allen bildlichen Darstellungen am meisten Freude gemacht hat, so wird jeder ohne Zweifel auf die allereinfachsten Darstellungen der menschlichen und der tierischen Figur zurückkommen.

Wer kennt nicht aus seiner ersten Jugendzeit noch den Struwwelpeter? Ein Bilderbuch, das wohl von allen Büchern überhaupt die größte Verbreitung gefunden hat und in den Kinderstuben aller Völker gefunden wird. Wie ist ein solcher Erfolg zu erklären? Sicherlich nicht, weil dieses Bilderbuch einen künstlerischen Wert hat, der vorbildlich sein könnte für Erziehungszwecke, sondern nur, weil dieses Buch mit seinen unkünstlerischen Figuren dem Kinde dasjenige bot, was es in seiner frühesten Kindheit zuerst verstehen konnte: menschliche Figuren und einfache Gegenstände in Umrissen und einfarbig bemalt. Aber solche einfachen Objekte lassen sich doch nach allen möglichen Richtungen künstlerisch gestalten, und dem Kinde kann so auch in ästhetischer Beziehung viel Anregendes geboten werden.

Auch die köstlichen Humoresken von Wilhelm Busch haben in den Kinderstuben einen schlagenden Erfolg gehabt; denn in diesem Sinne versteht auch das Kind die Karikatur, weil ihm das menschliche Antlitz und sein vielseitiges Mienenspiel zuerst und am allerleichtesten verständlich ist. Das ist Kunst von seiner Kunst, die es begreift, und die es auch, freilich in seiner Weise, zuerst betätigt.

Weil aber die ersten bildlichen Darstellungen das kindliche Gemüt so ungemein beschäftigen, so sehr, daß sie häufig für das ganze Leben dauernde Erinnerungen hinterlassen, sollte auf Stoff und Inhalt der den Kindern gebotenen Bilder, auch wenn sie den besprochenen Bedingungen in psychologischer Beziehung entsprechen, sorgfältig geachtet werden, und ich will nicht sagen, daß aus diesem Grunde Darstellungen wie Max und Moritz oder Die fromme Helene mehr Empfehlung verdienten als der Struwwelpeter.

Es ist aber nicht meine Absicht, Bilderbücher resp. bildliche Darstellungen für das erste Kindesalter zu empfehlen, ich habe vielmehr nur die Gesichtspunkte erörtern wollen, die uns bei ihrer Auswahl leiten müssen. Dieselben Gesichtspunkte gelten auch für die Beschäftigungen der Kinder, insofern sie eine Betätigung künstlerischer Aufgaben vom Kinde verlangen; also speziell für das Zeichnen und Malen der Kinder.

Soll der Unterricht, der diesen Zwecken dient, für die künstlerische Entwicklung und Erziehung des Kindes fruchtbringend sein, so muß er so eingerichtet werden, daß er dem Alter und den individuellen Anlagen des Kindes angepaßt wird.

Man beginne mit dem Zeichnen nicht zu früh und in jedem Falle mit dem Nachzeichnen resp. Kopieren von Flächendarstellungen in einfachen Umrissen.

Die meisten Kinder im ersten schulpflichtigen Alter, also etwa mit sechs bis sieben Jahren, besitzen für solche einfachen Aufgaben der Nachbildung das nötige Verständnis, um nicht rein mechanisch den Stift resp. die Feder zu gebrauchen, aber man kann sich dennoch leicht überzeugen, daß es für die meisten noch ungemein schwierig ist, eine gerade Linie zu ziehen, z. B. auf einer horizontalen eine senkrechte zu ziehen u. s. w. Hier wird eine Belehrung durch Modellanschauung erforderlich sein, um den Kindern die ersten Darstellungen von Körpern beizubringen. Man übe Vergrößerungen resp. Verkleinerungen nach möglichst einfachen Proportionen. Man lasse z. B. ein Viereck doppelt so groß, oder halb so groß zeichnen u. s. w.

Bei diesem ersten Zeichnen der Kinder vermeide man vor allem das Einzeichnen in Linien resp. Punktnetze, wie es nach Stuhlmannschen Mustern Anfang der achtziger Jahre gebräuchlich war, überhaupt in Schablonen, und verlange in allen Fällen selbständiges Vorgehen beim Kopieren.

Wo Schwierigkeiten auftreten, bei weniger beanlagten Kindern, wähle man die Vorlagen einfacher. Modellierung durch Licht und Schatten ist beim ersten Unterrichte zu vermeiden. Ebenso ist das Nachzeichnen geometrischer Figuren und überhaupt die Betonung der Perspektive im ersten Jahre des Unterrichtes fortzulassen. Trotzdem können einfache Gegenstände, Bäume u. s. w. sehr wohl modelliert werden.

Beim weiteren Unterrichte lasse man ausschließlich nach Modellen resp. nach der Natur zeichnen, und so früh als möglich mit Farbe.

Der Unterricht über die Gesetzmäßigkeiten der perspektivischen Verkleinerung, der Linienperspektive, der Parallaxe, der Ueberschneidung u. s. w. müssen sich aus den praktischen Erfahrungen beim Zeichnen entwickeln, d. h. die Modellvorlagen müssen so gewählt werden, daß sie in einer bestimmten Reihenfolge die Schwierigkeiten allmählich vorführen und überwinden lehren.

Dabei ist die Bedeutung des Gesichtswinkels für die Taxation der Größenproportionen so anschaulich als möglich zu illustrieren.

Am besten im Dunkelzimmer unter Zuhilfenahme eines einfachen physikalischen Experimentes, das auch beim Zustandekommen der optischen Bilder in unserm Auge maßgebend ist. Hierzu ist nichts weiter notwendig als eine größere Konvexlinse (von kurzer Brennweite und etwa 20—30 Centimetern Durchmesser) und ein weißer, auf einem beweglichen Stativ befestigter Papierschirm.

Je nach dem weiteren oder näheren Abstande der Linse vom Schirm lassen sich die optischen Bilder naher und entfernter Gegenstände (wie auf der Mattscheibe eines photographischen Apparates) auf eine Fläche projiziert demonstrieren. An einem solchen Apparate, der überall in jedem Schullokale leicht aufzustellen und ebenso leicht zu entfernen ist, sind die linearen Veränderungen und perspektivischen Verkürzungen der optischen Bilder sehr leicht anschaulich zu machen.

Der Apparat ist aber nur als Demonstrationsmittel beim Unterricht zu benutzen, nicht jedoch als Vorbild zum Nachzeichnen. Denn die perspektivische Verkleinerung wird durch diesen Apparat (wie auch durch die Photographie) bedeutend übertrieben.

Der Unterricht hat dann ferner die Bestimmung, das Verständnis für die Aufgaben der Kunst zu leiten und auf die Gesetzmäßigkeiten aufmerksam zu

machen, wie sich die Dinge dem Auge verschieden präsentieren bei Front- und Seitenansicht, bei verschiedener Entfernung, Beleuchtung u. s. w.

Bei diesem durch zweckmäßigen Unterricht geleiteten „Sehenlernen“ wird ganz von selbst sich ergeben, daß das „künstlerische“ Sehen auch der Ausdruck der unbefangensten sinnlichen Tätigkeit ist, daß der unbefangene sinnliche Eindruck überall in der Kunst für den Genuß und auch für die Darstellung des Schönen maßgebend ist und bleiben muß.

Der künstlerische Unterricht, der dem zunehmenden Alter und den individuellen Anlagen des Kindes entsprechend sich weiter entwickelt, wird dann das Auge erziehen — nicht so, daß dessen Tätigkeit sich erweitert, sondern daß die psychologische Verarbeitung der optischen Eindrücke sich einheitlicher gestaltet, wie es für bildliche Darstellung am nutzbarsten sich erweist.

Dabei werden die für Größe, Gestalt und Farbe der Gegenstände, für ihre relativen Lichtwerte zu einander maßgebenden optischen Eigenschaften präziser aus den vielseitigen Erscheinungsformen herausgewählt.

Es wird psychologisch also der Umfang des optischen Wertes der Dinge in der Natur vereinfacht und entsprechend den Darstellungsmitteln in die präzisesten Formen der Nachbildung übertragen.

Bei solcher natürlicher Kunsterziehung wird die Kunst von selbst vor Auswüchsen verschont bleiben, die auf Grund spekulativer, künstlerisch unreifer und darum unnatürlicher Motive entstehen.

Die sinnliche Anschauung wird also beim Kinde die Unterlage für jeden Kunstunterricht bilden müssen, und zwar nicht allein zum Zwecke des Genusses und der Beurteilung künstlerischer Leistung, sondern auch vor allem beim praktischen Unterricht im Zeichnen und Malen.

Die Gesetzmäßigkeit des Sehens der realen Welt wird also vom Kinde eine gesetzmäßige Art der Darstellung der Dinge beim Malen verlangen.

Und wenn beim Zeichnen und Malen die im weiten Raume befindlichen Körper auf der ebenen Fläche der Zeichnung oder des Malgrundes bildlich angebracht werden, und den Eindruck, „die Illusion“ des Körperlichen und Ausgedehnten machen sollen, so müssen ähnliche Gesetzmäßigkeiten für die Darstellung maßgebend sein, wie sie beim Sehenlernen des Kindes zum Begreifen der Außenwelt in frühester Jugend maßgebend gewesen sind.



Die Meister der Tonkunst in ihrem Verhältnis zur Kinderwelt.

Von

Carl Reinecke.

Das Kindergemüt ist weich und eindrucksfähig und kann daher ebensowohl für das Edle wie für das Triviale erzogen werden. Das wußten gar manche Meister, die für die Besten ihrer Zeit und somit für alle Zeit gelebt haben: sie ließen die Kindlein zu sich kommen und wehreten ihnen nicht. Das Kind vermag nicht einen Moses von Michelangelo, eine Missa solemnis von Beethoven, einen Faust von Goethe, eine Disputa von Raffael zu würdigen, aber es soll und muß dazu erzogen werden. Wird es aber zum Verständnis großartiger Kunstwerke erzogen, wenn man ihm die Fabrikware solcher vorsetzt, die da glauben, daß das Platte und Triviale, was etwa dem Geschmacke der großen Masse behagt, auch für das Kind gerade gut genug sei? Dem Kinde soll der schaffende Künstler, ob Dichter, ob Musiker, ob Maler, einfache, aber gesunde und poesieerfüllte Gaben spenden, die durch edlen Inhalt und schöne Form den Geschmack des Kindes auf die rechte Bahn weisen. Daß neben dem Sinnigen auch das Heitere und Drollige dem Kinde gegenüber seine volle Berechtigung hat, wird wohl niemand bestreiten; selbst die possierlichen Verse und die derb-komischen Bilder, die der gute Frankfurter Doktor Hofmann zur Erheiterung für seine kleinen Patienten dichtete und malte, und aus denen dann allgemach das Buch vom weltbekannten, aber mannigfach angefeindeten Struwwelpeter entstand, dürfen, um ihres gesunden Humors willen, gewiß nicht ohne weiteres verworfen werden; nichtsdestoweniger wäre es sehr zu bedauern, wenn nicht auch Dichter wie Robert Reinick, Hofmann von Fallersleben, Friedrich Rückert, Adolf Schults u. a. Lieder und Märchen für die Kleinen gedichtet, wenn nicht Maler wie Ludwig Richter, Moritz von Schwind, Thumann, Oskar Pletsch u. a. ihren Griffel in den Dienst der Kinderwelt gestellt hätten! Inwieweit auch die großen Meister der Tonkunst die Kindlein zu sich kommen ließen, oder auch sich fern von ihnen hielten, das nachzuweisen ist der Zweck dieser Blätter.

Wenn der gewaltige Leipziger Thomaskantor ein „Klavierbüchlein vor Wilhelm Friedemann Bach“, seinen damals neunjährigen Sohn, „verfertigte“, wenn wir in den Notenbüchern von Anna Magdalena Bach, seiner zweiten Frau (die eine gute Sängerin und schwache Spielerin war), acht zweistimmige Menuetten leichtester Gattung, Polonaisen, Märsche u. a. ähnlicher Art finden, so greifen wir gewiß nicht fehl in der Voraussetzung, daß Bach all diese Sachen speziell für seine eignen Kinder und Schüler schrieb. Ebensowenig wird man irren, wenn man in seinen Präludien, zwei- und dreistimmigen Inventionen, in den sechs französischen Suiten und in der amüsanten leichten Passacaglia in D-Moll

eine planmäßige Fortsetzung jener ersten Uebungsstücke erblickt, erdacht mit dem feinsten Verständnis für das, was die Jugend bedarf, um zu immer tieferem Kunstverständnis erzogen zu werden. Sein großer Zeitgenosse Georg Friedrich Händel war nicht ein seßhafter Mann wie Bach; er, der Sohn des Hallischen Chirurgus — vulgo Barbiers —, besuchte schon als Knabe Berlin, machte seine Studien zunächst in Hamburg (der zu jener Zeit bedeutendsten Musikstadt Deutschlands), dann in Italien (Florenz, Rom, Venedig und Neapel), und lebte erst von 1710 an einigermaßen ständig in London, von wo aus er dennoch häufige Reisen nach Dublin, Hannover, Dresden, Aachen u. s. w. unternahm. Erst in seinem 68. Jahr heiratete er, und da er lange Jahre hindurch ausschließlich für die Bühne schrieb, dann aber in den letzten zehn Jahren seines ruhmreichen Lebens sich fast nur mit der Komposition von Oratorien befaßte, so ist es begreiflich, daß er keine Beziehungen zur Jugend gewann, die ihm daher nur mittelbar etwas verdankt, wenn sie etwa in der Schule seine fast zum Volksliede gewordene Melodie aus Judas Makkabäus „See the conquering hero comes“ mit untergelegten geistlichen Worten singt. Auch Gluck, derFörsterssohn aus Weidenwang und nachmalige große Reformator der Oper, war sehr beweglich; wir begegnen ihm in Prag, Wien, Mailand, London, Paris, Kopenhagen, bis er endlich seine letzten Lebensjahre wieder in Wien ruhig verbrachte, woselbst er, soviel bekannt, unbeweibt starb. Auch er war infolge seiner Laufbahn als Opernkomponist und als einsamer Mann der Jugend nie näher getreten, sein Genius hat direkt nichts für sie getan, und sie würde Gluck kaum kennen, wenn nicht der Chor: „Welch ein Reiz, welche Majestät“ aus Iphigenie in Aulis in manchen Schulliederbüchern Aufnahme gefunden hätte. Anders Mozart, der allerdings auch Vielgereiste, der sich aber früh einen eignen Herd gründete, der oft seine Leier für das Verständnis des Kindergemütes gestimmt hat und dessen Name wohl kaum in irgend einem Kinderliederbuch fehlt, und wäre er auch nur durch das zum Volksliede gewordene frisch-fröhliche „Komm, lieber Mai, und mache die Bäume wieder grün“ vertreten. Und wie gar viel hat er für die beginnenden Klavierspieler geschrieben! Damit sind aber nicht etwa seine zweihändigen Sonaten gemeint, die zumeist über die Fassungskraft des Kindes hinausgehen und sehr mit Unrecht als Unterrichtsstoff für solche benutzt werden, sondern vielmehr seine allerliebsten vierhändigen Sonaten mit ihren teils sonnig-heiteren, teils herzinnigen Sätzen, viele seiner Variationen und niedlichen Kleinigkeiten, die er — selber noch ein Kind — mit wunderbar feinem Formgefühl schrieb. Haydn, als Mann der Vorgänger und als Greis der Nachfolger Mozarts, den dieser als Vorbild und väterlichen Freund verehrte, während jener in seinen späteren Jahren dem jüngeren Meister nacheiferte, Haydn, der ehrwürdige Schöpfer der heutigen Symphonie, schrieb auch eine Kindersymphonie, in der statt Flöten und Oboen Nachtigall, Wachtel und Kuckuck ihr Wesen treiben, in der anstatt der Pauke die Trommel und die Schnarre das nötige Fortissimo besorgen helfen. Er schrieb auch die vierhändigen Variationen „Il maestro e lo Scolare“, in dem er den allerliebsten Einfall durchführt, den Lehrer stets dasjenige vorausspielen zu lassen,

was alsdann auch der Schüler einige Oktaven höher zu spielen hat. Außerdem aber hat er viele Klaviersonaten und Trios geschaffen, die fraglos den Zweck verfolgen, fürs Kind zu sorgen. Wir sehen, daß sowohl der Schöpfer des „Don Juan“ und des Requiem wie auch der herrliche Meister, der die Welt mit seiner „Schöpfung“ beschenkte, die Kindlein zu sich kommen ließen. Aber auch der einsame Beethoven hat der Worte des Heilands gedacht. Er, den man jetzt in Wort und Bild mit Vorliebe als den Weltentrückten, den Grüblerischen darstellt, der doch aber viel mehr des Anmutigen und Lieblichen, des Heiteren, Glänzenden und Erhabenen geschaffen hat, als des unergründlich Tiefsinnigen, er hat ein entzückendes kleines Trio in einem Satze: „An meine kleine Freundin M. B.“ (Maximiliane Brentano) geschrieben, ferner das liebliche Klavierstück „An Elise“, die beiden Charakterstückchen „Lustig-Traurig“, eine vierhändige Sonate und mehrere Variationenhefte und Sonaten für zwei Hände und andres, das zweifellos für die Jugend geschrieben ward; die Kinderliedchen „Marmotte“ und „Das Blümchen Wunderhold“ nicht zu vergessen. Auch Weber spendete der Jugend manche liebliche Gabe, gleichwie Mendelssohn unter dem Namen „Kinderstücke“ leicht spielbare Lieder ohne Worte schrieb; beide aber haben sich wohl mehr durch ihre, zwar nicht für die Jugend gedachten, aber zu Volksliedern gewordenen, gemütvollen Weisen in die Kinderherzen hineingesungen, als durch das, was sie ausdrücklich für diese erdachten. Von allen großen Meistern der neueren Zeit aber hat keiner mit solcher Vorliebe und so vieles für die Kinder ersonnen wie Robert Schumann. Seine hochpoetischen „Kinderszenen“, von denen er selber sagt, daß sie „Rückspiegelungen eines Aelteren für Aeltere“ sind, gehören freilich nicht hierher, wohl aber das weltbekannte „Album für die Jugend“. Von diesen Stücken schreibt er: „Freilich liebt man die jüngsten Kinder immer am meisten; aber diese sind mir besonders ans Herz gewachsen — und eigentlich recht aus dem Familienleben heraus. Die ersten der Stücke im Album schrieb ich nämlich für unser ältestes Kind zu ihrem Geburtstage, und so kam eines nach dem andern hinzu. Es war mir, als finge ich noch einmal von vorn an zu komponieren. Und auch vom alten Humor werden Sie hie und da spüren.“ Waren die Kinderszenen Rückspiegelungen, so enthält das Weihnachtsalbum mehr „Vorspiegelungen, Ahnungen zukünftiger Zustände für Jüngere“. Kann man sich auch nicht verhehlen, daß Schumann hie und da zu große Ansprüche an das Kindergemüt macht, sowohl was die Fähigkeit anlangt „zukünftige Zustände zu ahnen“, als auch hinsichtlich des Verständnisses für kompliziertere Harmonik und Polyphonie, so muß man doch bewundern, wie prächtig er mit dem „Fröhlichen Landmann“ und vielen, vielen andern Nummern den Kinderton getroffen hat. Ebenso hat der Meister in seinem „Liederalbum für die Jugend“ neben den herzigsten, wirklichen Kinderliedern auch solche Lieder geschaffen, die zu hohe Ansprüche an den Stimmumfang sowohl wie auch an die Gesangskunst eines Kindes stellen; in dem vierhändigen Album findet sich neben dem possierlichen „Bärentanz“ und andern lieblichen Nummern auch manches, was Kindern nicht frommt. Aber freilich heißt's auf dem Titelblatte auch: „Für kleine und

große Kinder." War auch Schumann mit dem „Kinderball" weniger glücklich, und muß man sogar eingestehen, daß die „drei Klaviersonaten für die Jugend" gänzlich verfehlt sind, so hat doch die Kinderwelt Ursache, dem Meister für viele köstliche Gaben von Herzen dankbar zu sein. — Wenn Chopin, der verwöhnte Liebling von Fürstinnen, Gräfinnen und geistvollen Dichterinnen, der den größten Teil seines Lebens in Paris zubrachte, der als Mann wohl kaum noch ein Familienleben kennen lernte und mit dem Kinderherzen keine Fühlung gewann, wenn Chopin die Blüten seiner reichen Phantasie wohl mit vollen Händen über die schöne Welt von Paris und — Warschau ausstreut, für das Lockenköpfchen des Kindes aber kein Blümchen übrig hat, so können wir das zwar bedauern, aber wir verstehen es. Ebenso begreiflich ist dies bei Liszt, der, gleichwie Chopin, freiwillig das Zölibat auf sich nahm, bis zu seinem 38. Jahre ganz Europa im Triumphe als gefeierter, man möchte sagen: vergötterter Virtuose durchzog und alsdann wohl mehr an Höfen als in Familien verkehrte; auch unter dessen zahlreichen Kompositionen sucht man vergebens nach einem Blättchen, das er der Jugend gewidmet hätte.

Je näher wir der Jetztzeit rücken, je mehr gewahren wir, daß allmählich die großen Meister der Tonkunst das Interesse für die Hausmusik verlieren, geschweige denn ein Herz für die Kinderwelt haben. Weder Berlioz noch Richard Wagner haben für Haus und Familie irgend etwas geschaffen, und nur noch Brahms ist als derjenige zu nennen, der immerhin für die Kinder Robert und Klara Schumanns eine Liebesgabe bereit hatte in Gestalt einer Sammlung deutscher Volkslieder, die er mit leichter Klavierbegleitung versehen hatte. Und später sang er den Kinder noch sein herziges „Guten Abend, gut' Nacht". Ob von den neuesten Meistern, deren Ruhm jetzt die Welt erfüllt, noch etwas für die Jugend zu erwarten ist, das ruht im Schoße der Zukunft. Gewiß erfüllt derjenige eine schönere und größere Aufgabe, der große historische Bilder, der Tragödien oder Symphonien und Oratorien schafft, als derjenige, der Kindermärchen illustriert, der Reime oder Melodien für das kleine Volk erfindet, aber eins schließt, wie wir sahen, das andre nicht aus, und undankbar ist's wahrlich nicht, sich auch einmal in den Dienst der Kinderwelt zu stellen! Das hat Schreiber dieses auch, wie man drastisch zu sagen pflegt, an eigner Haut erfahren. Allein trotzdem — der geneigte Leser möge verzeihen, wenn ich ein kurzes Wort pro domo rede — bin ich zuweilen meinen „Kinderliedern" und andern Werken für die Jugend gram gewesen, weil ich mir nicht verhehlen konnte, daß sie in gewisser Beziehung meinen größeren Werken im Wege standen. Und gewiß ist es verzeihlich, wenn ein Komponist seine bedeutenderen Werke nicht gerne um jener willen vernachlässigt sehen will. Doch, wie dem auch sei — einen Vorzug besitzt das Schaffen für die Kinderwelt dennoch für sich allein: während die Erfahrung lehrt, daß sich die Anschauung, der Kunstgeschmack, ja selbst das Empfinden der Menschheit im Laufe der Jahre wunderbar wandelt, so daß manches, was unsre Väter etwa zu Tränen gerührt hat, uns heute kalt läßt, vielleicht gar albern erscheint, gewahren wir, daß das unverdorbene Kind von

heute gerade so empfindet wie das Kind vor hundert Jahren empfand: es lauscht dem Märchen vom Schneewittchen mit derselben Andacht wie dereinst die Urahne, es spielt dieselben Spiele wie jene und singt mit gleicher Freude deren Lieblingslieder; und in aberhundert Jahren wird das, was sich heute als echte Kindermusik erwiesen hat, noch ebenso fröhlich vom Kindermund gesungen werden wie jetzt, während vielleicht manches von dem, was heute die Herzen der großen Menschen bewegt, dann längst verklungen sein mag. — Edle Saat, in des Kindes Herz gestreut, geht hundertfältig auf, und herrlich lohnend ist die Ernte für den Sämann.



Ueber die Entdeckung des Sauerstoffs und die Verabschiedung des Phlogistons.

Von

F. Fittica.

Es ist eine eigentümliche Tatsache, die sich namentlich in der Entwicklungsgeschichte der Chemie offenbart, daß die Fortschritte in Wissenschaft und Kunst nicht vom Einfachen zum Verwickelten, sondern umgekehrt vom Verwickelten oder Zusammengesetzten zum Einfachen sich gestalten. Die Annahme von dunklen Kräften, die die Goldmacher und Iatrochemiker einerseits für die Ursachen der Metallverwandlung, andrerseits für die medizinisch-chemische Heilung von Krankheiten machten, und die in der Idee vom Stein der Weisen sowie dem Lebenselixier ihren Ausdruck fanden, mußten allmählich einfacheren Lehren weichen. Derart war es auch mit den Verbrennungserscheinungen, die einem Stoffe (Phlogiston) zugeschrieben wurden, der imstande sei, die Körper zu veranlassen, zur Entzündung zu kommen, während er zu gleicher Zeit aus ihnen entweiche. Man hätte denken sollen, es wäre auch den Vorfahren widersinnig gewesen, sich vorzustellen, daß ein Stoff in dem Augenblick Entzündung hervorrufen könne, in dem er die Körper verlasse, statt dies im Gegenteil bei seinem Eintritt in diese zu tun, zumal man, ausgehend von einem bestimmten Gewichtsteil Substanz, gefunden haben würde, daß sie nach dem Verbrennen mehr wiege als vorher. Allein in jenen Jahren (von der Mitte des 17. bis Ende des 18. Jahrhunderts) legte man eben auf die Gewichtsverhältnisse, in denen Körper miteinander in Verbindung oder Zersetzung traten, wenig Wert. Zudem spielten damals dunkle Phantasien in der Chemie noch eine Hauptrolle, verbunden mit der Sucht, durch klingende Namen einer Theorie Reiz und Anerkennung zu verschaffen.

Phlogiston sollte nach dem deutschen Chemiker Stahl (1660—1734), der die wissenschaftliche Lehre hierüber begründete, allerdings nichts andres als der griechische Ausdruck für brennbar sein; ein Ausdruck, der vor ihm bereits von dem englischen Chemiker Boyle (1627—1691) hierfür gebraucht wurde. Alles, was brennbar sei, enthalte dieses Phlogiston. Nach der Verbrennung sei es entwichen, daraus ersichtlich, daß die nunmehr verbliebenen Substanzen nicht mehr brennbar seien. Er identifizierte dies mit dem idealen Stoff Schwefel, der nach Ansicht der medizinisch-chemischen Lehren einer der Grundbestandteile der gesamten chemischen Körperwelt sein sollte. Auch den Ausdruck: Fettigkeit der Erden gebrauchte er hierfür, weil er, resp. weil die damaligen Chemiker glaubten, die Brennbarkeit hafte an einer fettartigen Masse und werde durch sie bedingt. Indes nicht nur diese, hieß es, sondern auch die sogenannte Verkalkung, d. h. die Ueberführung von Metallen in eine, wie man heute sagt, oxydierte Substanz, in ein Oxyd, z. B. Eisen in Eisenoxyd (Rost), werde ebenfalls durch einen Gehalt der Metalle an Phlogiston ermöglicht. Infolgedessen sollten nicht nur brennbare Substanzen, wie Holz, Kohle u. s. w., sondern auch die Metalle: Zink, Eisen, Blei u. s. w. phlogistonhaltig sein. Genug, die gesamte Körperwelt wurde damals in brennbar oder oxydierbar und unverbrennlich eingeteilt; zu jenen zählten außer Pflanzen- und Tierkörper vor allem die Metalle.

Diese Phlogistonidee blieb nun bestehen, bis die wichtige Entdeckung des Sauerstoffs ins Leben trat, und eigentümlicherweise wich sie auch dann nicht sogleich; denn der Entdecker dieses Gases suchte und fand in dessen Existenz durchaus keinen Grund zum Verlassen jener falschen Lehre, da er sämtliche Eigenschaften des Gases völlig mit letzterer in Uebereinstimmung zu bringen vermochte. Dieser, J. Priestley, der 1733 in Fieldheat, einem Dorfe in der Nähe der Stadt Leeds in England, geboren wurde, war von seinem Vater zum Kaufmann bestimmt und erhielt dementsprechend eine hierfür dienende Erziehung, die ihn aber nicht hindern konnte, in seinem 19. Jahre seiner Neigung zum Gelehrten zu folgen und auf der Akademie zu Daventry Theologie zu studieren. Als Theologe ward er nunmehr Prediger einer dissentierenden Gemeinde in Needham (Grafschaft Norfolk), sodann in Nentwich (Cheshire), woselbst zuerst Neigung zur Naturwissenschaft in ihm erwachte. Dies war offenbar zugleich Veranlassung zur Niederlegung seines Predigeramtes, da er die Stelle eines Sprachlehrers an der Akademie zu Warrington übernahm (1761), die er sechs Jahre lang bekleidete und in der er sein erstes naturwissenschaftliches Werk: „Geschichte der Elektrizitätslehre“ schrieb (1767). Als Anerkennung hierfür erhielt er u. a. von Edinburg aus das Diplom eines Doktors der Rechte, offenbar, weil ein Doktor der Naturwissenschaft oder Philosophie damals nicht existierte. Indes scheint sein etwas unverträglicher Charakter daran schuld gewesen zu sein, daß er auch diese Sprachlehrerstelle nach Ablauf von sechs Jahren wieder niederlegte und von neuem als Prediger auftrat, nämlich in Leeds. Auch hier blieb er nur sechs Jahre. Er hatte inzwischen die Bekanntschaft eines reichen Engländers, des Grafen Shelburne, gemacht, mit dem er nunmehr als Gesellschafter durch

Holland, Frankreich und einen Teil Deutschlands umherzog, mit dem er aber ebenfalls in ein Zerwürfnis über philosophische Ansichten geriet, wodurch das anfänglich traute Freundschaftsverhältnis zerstört wurde. Der Bruch war zwar im allgemeinen friedlich, so daß der Graf den Gelehrten nach seiner Trennung von ihm dennoch unterstützte, allein Priestleys Streitsucht, begründet durch seinen Eigensinn, steigerte sich zusehends, so daß, nachdem er zunächst wieder die Stellung des Predigers einer dissentierenden Gemeinde (in Birmingham) erhalten, er sich hier dermaßen in theologische und politische Streitigkeiten verwickelte, daß er in den Ruf eines Anhängers der französischen Revolution kam. Das Volk erhob sich gegen ihn 1791 (dem Jahrestage der Zerstörung der Bastille), wodurch sein Haus, die Kirche seiner Gemeinde, sowie die Wohnungen seiner Freunde zerstört, bezw. verbrannt wurden. Er flüchtete aus Birmingham wie auch aus andern Orten Englands, wo er zunächst sich wieder ansiedelte, da sein Name im Heimatslande nunmehr überall verhaßt geworden war. Dies war der Grund, 1795 nach Nordamerika auszuwandern, und obwohl man ihm in Philadelphia eine Professur anbot, ließ er sich als Privatmann an den Quellen des Susquehannah in Northumberland nieder, woselbst er 1804 im Alter von 71 Jahren starb.

Das bewegte Leben dieses Mannes sagt uns zunächst, daß er ein ruheloser, aber zugleich geistig reger Mann gewesen ist. Er hat sich mit einer Anzahl verschiedenartiger Zweige des Wissens beschäftigt, vor allem neben Chemie mit Theologie, sodann Metaphysik und Politik. In bezug auf Chemie darf man ihn als „self made man" bezeichnen, da er in Liverpool 1768 nur einmal Vorlesungen über Elementarchemie gehört hatte. Seine Genialität begründete er damit, daß er neue Gebiete der Chemie ausforschte, sowie hierzu Apparate konstruierte, die zudem seine technische Geschicklichkeit bekundeten. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts war es der brabantische Edelmann van Helmont, der zuerst zwei Gase voneinander unterschied, während in früheren Zeiten jeder luftförmige Stoff entweder als Luft schlechthin oder als eine verunreinigte Luft gekennzeichnet ward. Van Helmont unterschied das gas sylvestre vom gas pingue; ersteres (wesentlich Kohlensäure) war eine nicht entzündliche, sowie Flamme und Atem nicht unterhaltende, letzteres dagegen eine entzündliche Luftart, wesentlich Wasserstoff und Kohlenwasserstoffe, z. B. Sumpfgas, eine aus Morästen sich bildende Gasart. Aber von der überaus großen Zahl der heute nachgewiesenen Gase hatte man damals keine Ahnung. Priestley war der erste, der dieses Gebiet durch zahlreiche Untersuchungen bereicherte, so daß er zunächst die Eigenschaften des damals schon bekannten, aber als gas sylvestre mit Kohlensäure identifizierten Stickoxyds zum Unterschiede von jener feststellte, wesentlich, indem er erkannte, daß dieses an sich farblose Gas, wenn es mit Luft in Berührung kommt, rote Dämpfe bildet; eine Eigenschaft, die Kohlensäure nicht besitzt. Durch Erhitzen sogenannter Metallkalke (Metalloxyde) versuchte er sodann, Gase zu entbinden, und als er eine derartige Untersuchung mit rotem Quecksilberoxyd ausführte, erhielt er das Sauerstoffgas, indem sich das Oxyd hiebei in Sauerstoff und Quecksilber zerlegte.

Diese wichtige Entdeckung machte er im Jahre 1774. Er erkannte sogleich die Eigenschaft seines Gases, nicht nur die Verbrennung, sondern auch das Atmen lebhafter zu unterhalten, als die atmosphärische Luft es vermag. Anstatt nun aber hieraus die einfache Schlußfolgerung zu ziehen, daß bei einer solchen Verbrennung das Sauerstoffgas in Vereinigung mit dem betreffenden Stoff trete (zumal er fand, daß jenes hierbei verschwinde), zog er hieraus die komplizierte Folgerung, daß Phlogiston (das der Theorie gemäß beim Verbrennen entweichen sollte) in dem Gase eine Substanz besitze, mit der es sich leicht vereinigen könne. Demnach war Sauerstoff für ihn dephlogistierte Luft, und bei der Verbrennung sollte wiederum Luft zurückgebildet werden, indem das Phlogiston der verbrannten Körper zu ersterem hinzutrete (Luft war für ihn gleichfalls ein phlogistonhaltiger Körper). Diese komplizierte Vorstellung behielt er selbst noch zu einer Zeit, als die Phlogistonidee längst zu Grabe getragen war; sogar 1800, kurz vor seinem Tode, suchte er sie noch zu verteidigen.

Nichtsdestoweniger gelang es ihm andrerseits, die wichtigsten Eigenschaften seines Gases festzustellen; demnach neben derjenigen, die Verbrennung zu unterhalten, in Berührung mit Salpetergas (dem heutigen Stickoxyd, das bei der Auflösung einer Reihe von Metallen in Salpetersäure entsteht) rote Dämpfe zu bilden. Sodann auch diejenige, die später Liebig durch umfangreiche Untersuchungen erhärtete und bestätigte, daß Menschen und Tiere es zur Atmung bedürfen, während die Pflanzen es aus der ausgeatmeten Luft (Kohlensäure) wieder herstellen.

Obschon man Priestley wesentlich als Entdecker des Sauerstoffgases bezeichnen kann, weil er es sorgfältig studierte, darf nicht vergessen werden, daß auch Scheele, ein schwedischer Chemiker, es unabhängig von jenem und fast zu gleicher Zeit mit ihm, 1774, entdeckte. Scheele war der Sohn eines Kaufmanns aus Stralsund, woselbst er 1742 geboren wurde. Gegenüber Priestley wurde er nicht zum Theologen, sondern zum Pharmazeuten erzogen. Nicht minder war sein Charakter gegenüber Priestley anstatt unduldsam sanft und gefällig. Treue und Hingebung gegen seine Freunde, Wohlwollen für jedermann zeichneten ihn aus, und seiner Braut bewies er noch auf dem Sterbebette (1786) seine Fürsorge. Diese war die Witwe seines Vorgängers in Köping, wo er Apothekenbesitzer wurde, mit der er aber die Heirat deshalb längere Zeit verschoben hatte, um ihr ein sorgenfreies Leben durch erworbenes Vermögen zu sichern. Letzteres konnte aber erst auf seinem Sterbebette ihr derart übergeben werden, daß er sich hier noch mit ihr trauen ließ.

Anregung hat dieser bedeutende Mann allerdings gehabt, und zwar eine wissenschaftliche im hervorragenden Sinne durch Bergmann (1735—1784), der als Professor zu Upsala wirkte. Die Untersuchung indes, durch die er das Sauerstoffgas entdeckte, war durchaus selbständig; er bereitete es analog Priestley aus Quecksilberoxyd, sodann aber auch aus Braunstein (bei welcher Gelegenheit er gleichzeitig das Chlor entdeckte), sowie andern Metalloxyden. Scheele nannte Sauerstoff Feuerluft, hatte demnach hierfür keine Beziehung

zur Phlogistonlehre gefunden. Indes war er Anhänger dieser Lehre, blieb es auch bis zu seinem Tode, obschon, falls er länger würde gelebt haben, es wahrscheinlich gewesen wäre, daß er sie in Anerkennung der von französischer Seite kommenden neuen Wahrheiten würde verlassen haben.

Diese neuen Einsichten verdanken wir Antoine Laurent Lavoisier, der wie Scheele Sohn eines Kaufmanns war, und der 1743 in Paris geboren wurde. Der Vater war ein sehr vermögender Mann, sowie für Naturwissenschaften sehr interessiert, wodurch der Sohn hierfür schon früh Neigung erhielt. Neben Chemie trieb er mit Vorliebe Mathematik, sodann aber auch Astronomie, Botanik, Mineralogie und Geognosie. Eine rein technische Arbeit über „Straßenbeleuchtung einer großen Stadt“ machte ihn 1766 in seiner Heimatstadt zuerst weiteren Kreisen bekannt, indem er sie als Preisaufgabe löste und dafür in der französischen Akademie durch Ueberreichung einer goldenen, vom Könige gestifteten Denkmünze öffentlich ausgezeichnet wurde. Nicht nur diese Auszeichnung und technische Leistung, sondern auch die Großmut, mit der er den ausgesetzten Preis von 2000 Livres ausschlug und an drei seiner Mitbewerber verteilte, brachte es mit sich, daß er bereits 1768, mithin im jugendlichen Alter von 25 Jahren, Mitglied der französischen Akademie wurde. Trotzdem ist er niemals Professor, weder im Heimatlande noch Auslande, gewesen. Lediglich technische Stellen hat er bekleidet; 1771 erhielt er die staatliche Stelle eines Generalpächters, 1776 wurde er an die Spitze der Verwaltung für Salpeter- und Pulverfabrikation berufen, und in der Folge übertrug man ihm noch eine Reihe andrer technischer Aemter. Als indes die Schreckensherrschaft unter Robespierre hereinbrach, wurde er auf eine nichtige Beschuldigung hin, daß er sich als Generalpächter Erpressungen erlaubt habe, 1794 in den Anklagezustand versetzt und starb sodann im gleichen Jahre unter dem Henkerbeil.

Lavoisier war es also, der zuerst die richtige Erklärung für die Verbrennungserscheinungen gab, indem er nachwies, daß diese nicht in der Ausstoßung einer hypothetischen Substanz (Phlogiston), sondern im Gegenteil in der Aufnahme eines Luftbestandteils, des etwas später von Priestley entdeckten Sauerstoffs, bestehen. Allerdings ist richtig, daß hiermit eine neue Epoche der Chemie beginnt, aber nicht derart, daß der Franzose Wurtz 1870 in seiner „Geschichte der chemischen Theorien“ auszurufen berechtigt war: la chimie est une science française! da an der Entwicklung unsrer Wissenschaft eine Reihe andrer Völker, nicht zum mindesten die Deutschen, erheblich Anteil haben.

Freilich hat man seit Lavoisier in der Chemie erst regelrecht mit Wage und wissenschaftlicher Theorie angefangen zu arbeiten, und zwar nachdem diese Vernunftmethode allmählich sich durchgekämpft hatte. Hiervon hat er, ihr Begründer, einen erheblichen Teil erhalten; sogar nach seinem Tode wurde (leider von deutscher Seite) versucht, unsern Reformator ebensowenig als Begründer einer neuen chemischen Epoche wie überhaupt als Chemiker gelten zu lassen. Im Jahre 1870 sprach der damalige Münchener Hochschullehrer Volhard ein derartiges abfälliges Urteil über Lavoisier aus, das ihm freilich in der wissenschaft-

lichen, auch deutschen Welt ein Bedauern zuzog, das aber doch über die längst anerkannte Reform Lavoisiers neue Streitigkeiten hervorrief.

Der Pariser Professor Dumas behauptete z. B. in seinen „Leçons“ über Lavoisier, daß dieser mit dem vollen Bewußtsein eines Reformators von vorne an an sein Werk gegangen sei. Allein man weiß aus einzelnen chemischen Abhandlungen, die er im Alter von 22 und 29 Jahren schrieb, daß er anfangs genau auf demjenigen Standpunkt stand, auf dem sämtliche Chemiker seiner Zeit standen: demjenigen der Phlogistiker. Er hat sich wie jeder Reformator mit seinen neuen Anschauungen durch den Widerspruch des Zeitgeistes hindurchkämpfen müssen, in dem er selbst befangen war. Analog geschah dies, wenn auch in viel kleinerem Umfange, wie bei Luther, der anfangs tief in den Lehren des Mönchtums saß, ehe er sich über seine geistlichen Brüder emporheben konnte. Erst im Alter von 33 Jahren war Lavoisier klar über seine Anschauungen; erst später konnte er sie eifrig und energisch seinen Gegnern gegenüber verteidigen, bis ihn im kräftigen Mannesalter von 51 Jahren der Tod unter Robespierre ereilte.



Der Stand der klassischen Studien in der Gegenwart.

Von

Prof. Dr. Blaß in Halle a. S.

In einem sehr bekannten Buche, in Gustav Freytags Bildern aus der deutschen Vergangenheit (IV, 317 ff.) las ich unlängst eine Stelle, die mich als berufsmäßigen Lehrer der klassischen Philologie aufs lebhafteste interessieren und ansprechen mußte, und die ich hier, da sie zu lang ist, im Auszuge gebe. Der Schriftsteller behandelt die etwas über hundert Jahre zurückliegende Zeit, um 1790, in der das gebildete Bürgertum Deutschlands erstand, zusammengehalten durch nichts andres als durch die gemeinsame Bildung in der lateinischen Schule. Der Kaufmann und Industrielle, der sich von unten heraufgearbeitet hatte und in den Kreis dieser Bildung trat, erkannte bereitwillig an, was er mit Verwunderung sah, daß seine Söhne unter der Beschäftigung mit griechischer und lateinischer Grammatik eine Schärfe und Präzision im Denken und Sprechen erhielten, die selten andre Tätigkeit dem heranwachsenden Manne gewährt. Noch mehr aber belebte der Inhalt jener entfernten Welt. Noch immer stammte ein sehr großer Teil unsrer geistigen Habe aus dem Altertum, und wer recht verstehen wollte, was in ihm und um ihn lebendig wirkte, der mußte bis zu dem

Quell hinabsteigen. Und die Bekanntschaft mit einem großen abgeschlossenen nationalen Leben verlieh eine Freiheit im Urteil über Zustände der Gegenwart, die durch nichts andres ersetzt werden konnte. Wem die Seele durch die Dialoge des Plato erwärmt worden war, der mußte mit Verachtung auf den Zelotismus der Mönche herabsehen, und wer mit Entzücken die Antigone in der Ursprache gelesen hatte, der durfte mit berechtigter Nichtachtung die Sonnenjungfrau Kotzebues beiseite legen. Freytag fährt noch fort — wir können nachher auf einzelnes zurückkommen —, und sagt dann abschließend, daß in diesem unendlichen Segen der gelehrten Bildung das Geheimnis der unsichtbaren Herrschaft liege, die das gebildete Bürgertum seit dieser Zeit über das nationale Leben ausgeübt habe, Fürsten und Volk umbildend, sich nachziehend.

So war es vor hundert Jahren und blieb es auch noch lange ins 19. Jahrhundert hinein; dann erfolgte der Rückgang. Die gelehrte Schule vermochte nicht mehr, ihren Zöglingen solche dauernden Eindrücke für das ganze Leben mitzugeben; so wurde sie geringer als vordem geschätzt, und schließlich wollen viele ihre Abschaffung, während andre sie nur lau verteidigen. Kommt vollends von oben ein Anstoß, dann geschieht, was auch auf andern Gebieten geschieht: man läßt sich leicht schieben und läßt sich überhaupt gern regieren. Doch nicht nur bei uns, auch in andern Ländern ist das Streben das gleiche. Als der amerikanische Millionär Carnegie für die Universitäten seiner alten Heimat Schottland unlängst große Summen stiftete, verteilte er die Stiftung auf alle Fächer, mit Ausnahme der klassischen Philologie und der Philosophie, die er für gänzlich unnütz, ja schädlich erklärte. Es ist auch klar, daß man dadurch nicht Millionär werden kann, obwohl die gelehrte Bildung in der Jugend immerhin auch für dieses Ziel kein Hindernis sein möchte. Freytag wenigstens gibt als Erfahrung von damals, was man auch heutzutage von einsichtigen Kaufleuten und Industriellen hören kann, daß Lehrlinge von der gelehrten Schule zwar beim Eintritt ins Comptoir vieles nicht wissen, was anders vorgebildeten Lehrlingen geläufig ist, daß sie aber in der Regel mit spielender Leichtigkeit das Fehlende nachholen.

Worin liegt nun die Ursache für die gegenwärtige geringe Schätzung der gelehrten Bildung? Die Menschen von jetzt wollen auf die olympischen Musen nicht mehr so hören wie ehedem; reden und singen die Musen anders, oder interpretieren ihre Interpreten anders? Denn der Interpret ist nötig, wie er es vor hundert Jahren war; der also könnte sich geändert haben. Interpreten sind die Lehrer an den Schulen und die Professoren an den Universitäten; aus dem Unterrichte der Professoren gehen die Lehrer hervor; sehen wir also zuerst auf die Professoren. Deren Wissenschaft ist in der Tat seit hundert Jahren mächtig groß geworden, und der Unterschied zum Vorteil der Gegenwart läßt sich an nichts besser zeigen, als an dem Verhältnis zu Friedrich August Wolfs berühmten homerischen Prolegomena. Damals, d. h. 1795, konnte der erste damalige Philologe, was Wolf zweifellos war, behaupten, daß zu Homers Zeit die Schreibkunst den Griechen überhaupt noch unbekannt gewesen sei, und daß also

die epischen Gedichte lange Zeit nur mündlich fortgepflanzt seien, wie auch die Tradition besage, bis auf die Zeit des athenischen Tyrannen Pisistratus, unter dem erst aufgeschrieben und zu Einheiten verbunden sei, was seitdem Ilias und Odyssee heiße. Heutzutage steht von dem ganzen Bau der Prolegomena kein Stein mehr. Die Schreibkunst war in Griechenland so alt und älter wie Homer; das hat die fortgeschrittene Inschriftenkunde unwidersprechlich gezeigt. Was eine recht spät auftretende Tradition dem Pisistratus beilegt, legt eine bessere dem Solon bei, und eine von Aristoteles vertretene dem Lykurg; es ist auch nicht das, was Wolf meinte, sondern eine Bekanntmachung der Gedichte in ihrer vorhandenen und nicht erst herzustellenden Totalität. Also eine Unmenge Dinge, die Wolf nicht wissen konnte, sind seitdem zu Tage getreten, und andre, die bereits in seinem Bereiche lagen, sind besser durchforscht und gewürdigt worden; wir haben ferner auch an Einsicht und Nüchternheit mächtig zugenommen, so daß der größte Teil des Gebietes der klassischen Philologie — um mich des Ausdrucks eines Kollegen zu bedienen — aufgehört hat ein Sumpf zu sein, auf dem die Irrlichter flackerten. Mit Ausnahme der Mythologie, einiger Teile der Geschichte und — leider! — des Homer ist überall der Sumpf trockengelegt und gangbar gemacht, und die allgemeine Meinung gestattet weder in den Schriftstellertexten willkürliche Veränderungen, noch in bezug auf die ganzen Schriftwerke leichtfertige Verwerfung des überlieferten Verfassernamens. Bei solchen Fortschritten, sollte man meinen, müßte doch auch die Geltung der Wissenschaft eine noch höhere sein als vordem, und dabei ist das Gegenteil der Fall.

Unzweifelhaft nun liegt an uns, den Vertretern, ein guter Teil der Schuld. Erstlich haftet an dem Betriebe jeder philologischen Wissenschaft eine gewisse Pedanterie, die Außenstehende abstößt. Da der wissenschaftliche Forscher auch das Kleine und Kleinste zu würdigen und zu untersuchen, dessen eine Vernachlässigung sogar ein schwerer Fehler sein und sich rächen würde, so verliert er leicht den Maßstab für Großes und Kleines, und indem er vorwiegend mit dem letzteren sich abgibt, wird er pedantisch und bringt sein ganzes Studium in Mißkredit. Ferner gibt es etwas, was einer unsrer bedeutendsten Philologen kürzlich *ματαιοπονία* genannt hat, wirklich „unnütze Mühe“, an einen Gegenstand verschwendet, der sie nicht lohnt. An einen gänzlich unbedeutenden und schlechten Schriftsteller, der auch sachlich kein Interesse bietet, die Mühe zu verwenden, die auf einen besseren verwendet werden könnte, das zeigt eben den Mangel an Unterscheidung für Großes und Kleines, die von Rechts wegen nicht verloren gehen soll. Mein Lehrer F. Ritschl sagte mir einmal, als ich ihn in Leipzig besuchte und ihm erzählte, daß der und der mir geraten habe, den und den — verhältnismäßig späten und unbedeutenden — Schriftsteller neu herauszugeben: „Das ist kein guter Rat. Sehen Sie, ich habe von dem die Ausgabe hier; sie ist alt und nicht gut, und Sie werden gewiß eine bessere machen. Aber kaufen würde ich mir Ihre Ausgabe nicht; denn für den Schriftsteller ist diese schlechte noch lange gut genug.“ Ein andrer meiner Lehrer, O. Jahn in Bonn, sagte im Kolleg bei der Nennung eines byzantinischen Literaten und Vielschreibers:

„Tzetzes, von dem glücklicherweise noch vieles ungedruckt ist." Das hieß „und ungedruckt bleiben möge"; aber kein alter Schund entgeht dem jetzt. Nun ist noch ein weiterer Fehler sehr ernster Art in dem Betriebe der klassischen Philologie. Sie ist, kurz gesagt, dazu da, um die Meisterwerke der klassischen Literatur zu erhalten, zu reinigen und, vor allem, der Gegenwart zu deuten. Das heißt, sie hat zu dienen, und hat ihren Zweck außer sich. Die Theologie steht zu ihrem nächsten Objekte, der Bibel, nicht anders. Diese nun beträgt sich großenteils so wenig danach, daß man sie verwünschen und (nach Paulus) ausrufen möchte: „Die Theologie aber ist nebeneingekommen, auf daß die Lüge mächtiger würde." Sie hat es verstanden, in den Augen vieler sich selbst an die Stelle ihres Objektes zu schieben, als wäre sie etwas ohne dies, und als wären ihre Erzeugnisse, so bändereich sie sein mögen, anders als federleicht im Vergleich zu diesem. Mit der Philologie aber steht es zum Teil auch nicht anders: an die Stelle Homers hat sie die homerische Frage geschoben, und da diese langweilig zu werden beginnt, so sagen Philologen selber, daß Homer eine Macht sei, aber eine überwundene; selbst die Philologen kennten ihn meist so schlecht, wie die Frommen (sollte heißen „wie die Theologen") die Bibel. Das heißt doch, den Beruf der Philologie in sein Gegenteil verkehren, wenn sie dies geleistet haben soll, die beinahe drei Jahrtausende hindurch wirksame Macht Homers zu überwinden; aber sie kann das ja auch gar nicht, wenn sie sich auch noch so verkehrt anstellt. Eine Gegenwirkung kann sie indes sein, wie die Theologie gegen die Bibel, nur daß dies seine Zeit hat und das Objekt über den Zeiten steht. Ich erwähnte schon, daß die sonst in der Philologie eingekehrte Nüchternheit und Objektivität in der sogenannten homerischen Frage immer noch vermißt wird; es sind wenige, die, wie der unlängst verstorbene E. Rohde in Heidelberg, sich davon freigehalten haben, den Wald vor Bäumen, oder besser den Baum vor Rissen in der Rinde nicht zu sehen. In Süddeutschland besinnt man sich überhaupt wieder mehr auf den Beruf der Philologie gerade dem Homer gegenüber, der doch neben Platon im ganzen Altertum der bedeutendste Genius ist, und Platon ist nicht für alle.

Ich habe länger bei dem verweilt, von dem ich auch selber etwas verstehe, und es ist ja klar, daß die erste Ursache an den Universitäten und in der Wissenschaft zu suchen ist, nicht beim Gymnasium und dem Unterricht. Was man immer dem Gymnasium und seinen Lehrern mit Grund vorwerfen kann: auf der Universität ist es diesen vorgemacht worden. Auf das Publikum aber zu schelten ist vollends zwecklos, obwohl ein Teil der Ursachen sicher bei diesem und nicht bei den Philologen zu suchen ist, vielleicht sogar der größte, da doch auch die Erscheinung so allgemein ist und nicht im mindesten auf Deutschland beschränkt. Der wunderbare Aufschwung der Naturwissenschaften und der Technik ist da im Spiele; gerade auch zu Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts war etwas wie ein allgemeiner Rausch, der bei uns die preußische Schulreform hervorrief. Von der scheint man jetzt, in einer Hinsicht wenigstens, was das Gymnasium betrifft, langsam zurückzukommen, während man in andrer jetzt viel

weiter gegangen ist, als man damals wagte. Das Ziel liegt offen vor Augen: moderne Bildung mit Beseitigung der klassischen, wie bereits in Skandinavien, euphemistisch nationale Bildung genannt, obwohl Französisch als Grundlage des höheren Unterrichts alles eher als national ist. Ein besonders treibendes Motiv ist auch die Scheu vor sehr schwerer und anstrengender Arbeit; denn das alte Gymnasium stellte ganz gehörige Anforderungen, und man fand, daß die Jugend mit dem Uebel der Arbeit möglichst wenig geplagt werden müsse; daher Erleichterungen auf allen Seiten. Die Jugend selber war damit sehr einverstanden. Solange nun der besagte Rausch dauert, wird auch dies Streben dauern; im übrigen bescheide ich mich, nicht in die Zukunft blicken zu können. So viel indes muß konstatiert werden, daß gegenwärtig etwas wie eine Reaktion in der Luft liegt: die Hörsäle der Professoren der klassischen Philologie sind neuerdings nicht leerer, sondern voller geworden, und auch der Geist unter den Studierenden wird besser und reger. Ganz hinten in Amerika aber ist in den letzten Jahren etwas vor sich gegangen, was die Aufmerksamkeit verdient. Im Staate Mississippi gibt es eine Staatsuniversität, bei der bis vor wenigen Jahren für die Zulassung kein Griechisch gefordert wurde. Ein jüngerer Professor an der Universität, Paul Hill Saunders, stellte den Antrag, es möge dies geschehen, erhielt indes den Bescheid, daß man es gar nicht fordern könne, da doch an fast keiner der höheren Lehranstalten des Staates auch nur die Möglichkeit sei, Griechisch zu lernen. Prof. Saunders indessen zog daraus lediglich die Folgerung, daß also dies zuerst geändert werden müsse und geändert werden *solle*. Er schrieb an die Vorstände der sämtlichen höheren Lehranstalten seines Staates: sie möchten ihm in den nächsten großen Sommerferien Lehrer nach dem Universitätsorte schicken, die geneigt wären, Griechisch zu lernen; er wolle es ihnen ohne Entgelt beizubringen suchen. Die kamen also, und der Unterricht begann und nahm seinen Fortgang, solange wie die Ferien dauerten; sehr weit kam er in dem Vierteljahr natürlich nicht. Aber nun trat der schriftliche Verkehr ein: Aufgaben zum Uebersetzen wurden zugesendet und Uebersetzungen eingeschickt und mit der Korrektur zurückgeschickt. Dann, als wieder Ferien waren, wieder mündlicher Unterricht, und darauf schriftlicher, und darauf wieder mündlicher. Und nun waren die Zöglinge so weit, daß sie selber wieder die Elemente lehren konnten. Schüler fanden sich, und damit war das Griechische als Lehrgegenstand an der betreffenden Anstalt eingeführt, jetzt schon an einigen dreißig. Nicht als obligatorischer natürlich; aber jetzt nahm doch die Universität unter ihre Aufnahmebedingungen auch etwas Griechisch auf. Es wird nicht viel sein, und die gesamten Leistungen können noch nicht hoch sein. Aber Professor Saunders glaubt sich auch nicht am Ziele, sondern arbeitet in derselben Richtung weiter. Was *ein* Mann kann, wenn er will, kann man hier deutlich sehen. Das heißt, er konnte es auch nur, weil das Objekt das ist, was es ist, geeignet, auch die modernsten Amerikaner anzuziehen, wofern sie nur arbeitsfreudig sind und nicht die Arbeit für ein Uebel ansehen, das man nur um der Folge willen, des Geldverdienens, auf sich zu nehmen, ohne diese Folge aber zu meiden habe. Auch in dem Lande des Goldes und

der Goldsucher, in Kalifornien, nimmt nach Aussage dortiger Professoren das Studium der klassischen Philologie beständig zu, so daß die dortige Universität 250 — oder wenn man abzieht, was ungefähr unsern beiden obersten Gymnasialkursen entspricht — an 60 Studenten des Griechischen zählt. Also die Musen sind noch, sie sind aber, als Göttinnen, zu geben und nicht zu empfangen gewohnt, und wo man nichts von ihnen haben will, sind sie selbst noch sehr viel mehr in der Lage, von diesen Leuten nichts zu brauchen.

Auf eins ist unter den guten Zeichen noch hinzuweisen, nämlich auf die unerhörte Begünstigung, die den klassischen Musen gerade seit den neunziger Jahren vom guten Glücke zuteil geworden ist, und die noch durchaus weiter anzudauern scheint. Manch einer dachte, zur wissenschaftlichen Untersuchung sei wenigstens mit den klassischen Autoren nichts mehr zu machen, sondern höchstens noch mit den Inschriften und natürlich mit der Archäologie. Diese Rechnung war indes ohne Aegypten gemacht. In diesem Lande, anders als in Griechenland oder Italien, hält sich das dem Boden anvertraute Schriftstück durch Jahrtausende hindurch unversehrt, und nun kam namentlich seit 1891 ein überraschendes Ding nach dem andern aus diesem Boden zutage. Zunächst, was die schon bis dahin vorhandenen Schriften anbetrifft: nicht gerade die Originalmanuskripte, aber, was ebensowenig jemand für möglich gehalten hätte, Reste von Handschriften des Plato, die vielleicht hundert Jahre oder noch weniger jünger sind als die Originale selbst; jetzt erst kann man in die Textesgeschichte ordentlich hineinsehen und einigermaßen beurteilen, wie viel der Text in der beinahe zweitausendjährigen handschriftlichen Ueberlieferung denn gelitten hat. Ganz viel also nicht, aber etwas doch. Das waren also Handschriftenreste, die zu Karton gebraucht waren, und dieser zur Einhüllung von Mumien im dritten vorchristlichen Jahrhundert; andres lieferten die Haufen von Makulatur, die man jahrhundertelang an bestimmten Ablagerungsstätten vor den Städten aufgehäuft hatte, natürlich auch nur Bruchstücke. Aber in Aegypten gab man gelegentlich den Toten auch ganze Handschriften zur Lektüre mit, wohlverschlossen in Töpfen, und so sind auch vollständige oder fast vollständige, bisher verloren geglaubte Werke wieder erstanden. Die Liste nun von unsern Desiderata ist sehr lang, und das Glück richtet sich nicht nach der Liste; sonst wäre der realistische Mimendichter Herondas, aus dem 3. Jahrhundert v. Chr., nicht unter den Erstandenen. Anders aber ist es mit dem Lyriker Bacchylides, einem Zeitgenossen des Pindar, und einer wirklichen Nachtigall der Musen, wie er sich nennt, und mit dem Redner Hypereides, Demosthenes' Zeitgenossen, und besonders mit Aristoteles' Schrift von der Verfassung der Athener. Aber auch die bloßen Handschriftenreste, wie der 1902 in Berlin herausgegebene der Sappho und schon ziemlich zahlreiche der Komödien des Menander, sind keineswegs von geringem Belang. Wie mag wohl, sagte einmal ein englischer Freund zu mir, nach 50 Jahren der Bestand der klassischen Literatur aussehen? Vielleicht nicht wenig vermehrt und auch verschoben, indem dies und das Vorhandene von neuem verdeckt und überstrahlt ist, z. B. die lateinischen Komödien von ihren griechischen Originalen. Homer

freilich und Plato werden bleiben, was sie sind: von ihnen besaß man niemals mehr. Aber in Hinsicht auf Entdeckungen können wir der Zukunft freudig entgegensehen, und wenn das Glück so günstig ist, demselben Glücke auch in andrer Hinsicht vertrauen.



Villa Malta und die Deutschen in Rom.

Von

Dr. Fried. Noack.

Wer heute in Rom vom Korso zu dem als vornehmes Fremdenviertel sich entwickelnden Quartier Ludovisi hinansteigt, der wird, bevor er an der Ecke des Edenhotels den Höhepunkt des antiken Mons Pincius erreicht, durch den Anblick einer Rosenhecke von märchenhafter Pracht gefesselt. Sie gemahnt mit ihren zahllosen Blüten, die in dichtem Grün über eine hohe Mauer herabhängen, an Dornröschens Schloß; und unzugänglich wie jenes ist auch diese Villa, deren stattlicher Turm sich hinter mächtigen Baumkronen verbirgt. Der in kühlem Schatten am Gittertor hinträumende Pförtner schüttelt auf die Bitte um Einlaß den grauen Kopf, und enttäuscht zieht der Fremde weiter, der gern aus diesem poetischen Winkel den herrlichen Ausblick über die ewige Stadt und die Campagna genossen hätte. Ist er gar ein Deutscher und liest auf dem Torpfosten die efeuumsponnene Inschrift Villa Malta, dann schmerzt ihn die Weigerung doppelt, denn er weiß, daß diese Stätte durch deutsche Erinnerungen geweiht ist. Hat hier doch die Herzogin Amalie von Weimar Hof gehalten und König Ludwig I. von Bayern seinerzeit einen Mittelpunkt für deutsch-römisches Künstlerleben geschaffen!

Gregorovius erzählt davon fesselnd in seinen Kleinen Schriften; aber mit dem, was er über Villa Malta liebevoll zusammengetragen hat, ist ihre deutsche Geschichte nicht erschöpft. Ein seltsames Spiel des Zufalls hat es gefügt, daß durch ein Jahrhundert die für die deutsche Kolonie Roms bedeutsamsten Ereignisse sich an diese Stätte knüpften.

Die Villa Malta, heute Eigentum des Grafen Bobrinski, war ehedem Besitz der Mönche von S. Trinità dei Monti, die zu der Zeit, als der Pincio wieder als Lustsitz in Aufnahme kam, was er im Altertum gewesen, die Gebäulichkeiten erneuerten, den Garten anlegten und das ganze Anwesen an vornehme Herren vermieteten. Den im 17. Jahrhundert nach einer mächtigen Pinie, die dort emporragte, Giardino della Pigna genannten Garten haben Monsignori und Kardinäle als Mieter bewohnt; 1701 zog dort ein fürstlicher Gast ein, die Witwe des Polenkönigs Johann Sobiesky, die den Palazzo Zuccari mit den

gegenüberliegenden Häusern der Via Sistina bis zum Jahre 1714 inne hatte und über diese Straße weg einen Bogenübergang bauen ließ, der von ihrem Palast durch die Wohnungen ihres Hofstaats nach dem hochgelegenen aussichtsreichen Garten eine direkte Verbindung herstellte.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts fing die Gegend um Trinità dei Monti an, von fremden Künstlern besiedelt zu werden. Das an den Giardino della Pigna (nun meist Vignola, Weingärtchen, genannt) angrenzende, etwas tiefer gelegene Haus mit Garten an Via Sistina wurde sechs Jahre lang von dem französischen Maler Subleyras bewohnt, und nach ihm zog 1752 für fünf Jahre Raphael Mengs dort ein, bei dem der große Archäologe Winckelmann für die erste Zeit seines römischen Aufenthalts gastliche Aufnahme fand. Auch in der Vignola hauste um diese Zeit ein Freund von Mengs, der Erbauer der Dresdener Hofkirche, Gaetano Chiaveri. Auf andre zahlreiche Künstlerinsassen, die dort Wohnung und Werkstätte fanden, folgte 1774 die kurze Epoche, die der Vignola für alle Zeiten den Namen Villa Malta gab; der Botschafter des souveränen Ordens von Malta, Bailly de Breteuil, der in Via Condotti seinen Stadtpalast hatte, mietete das Kasino mit Garten als Sommersitz. Während dieser Zeit hat zum erstenmal ein deutscher Fürst die Stätte betreten; am 23. Juli 1775 gab der Botschafter dem jungen Erzherzog Maximilian von Oesterreich dort ein festliches Mahl, an dem auch jener Kardinal Bernis teilnahm, der später zur Herzogin Amalie in freundschaftliche Beziehungen trat.

Bevor die Weimarer in Villa Malta einzogen, war sie 1781 bis 1788 vom Kardinal Acquaviva bewohnt, dessen Nachbarin 1782 in dem tiefer gelegenen Besitztum, wo einst Mengs gehaust hatte, die Freundin Goethes, Angelika Kauffmann, wurde. Als sie ihr vornehm gastliches Künstlerheim bei Trinità dei Monti einrichtete, bestand noch eine aus der Zeit der polnischen Königin stammende Treppenverbindung aus ihrem Hausgärtchen zur Villa Malta hinauf, und mit der damals bei Kirchenfürsten üblichen Liberalität gestattete Acquaviva ihr, seine Villa gelegentlich zu besuchen. So fügte es sich auch, da Goethe während seines römischen Aufenthalts ein regelmäßiger Gast bei Angelika und ihrem Gatten war, daß der Fuß unsers größten Dichters das herrliche Fleckchen dem Deutschtum weihte. Die Erinnerung an seinen Besuch in Villa Malta ist in Goethe lebendig geblieben; als er im Januar 1789 in Weimar erfuhr, daß die Herzogin Amalie die Villa gemietet hatte, beglückwünschte er sie dazu mit den Worten: „Die Villa ist herrlich gelegen, bewohnen Sie das Paradies gesund und denken mein!“

Und so geschah es. Das Andenken an Goethe belebte den deutschen Kreis, der sich in den Winter- und Frühlingsmonaten 1789 da oben um die Herzoginmutter von Weimar sammelte. Außer Angelika, die diesen Wohnsitz hatte aussuchen helfen, wurden ihr alter Hausfreund Rat Reiffenstein, der Archäologe Hirt, die jungen Künstler Schütz und Bury, Meyer und Lips u. a. dort gern gesehen. In der Begleitung der Herzogin waren der Kammerherr v. Einsiedel, das Fräulein v. Göchhausen und der „Bischof“ Herder; mit diesem Titel führt die römische Bevölkerungsliste den Generalsuperintendenten auf. Von dem frohen

Eifer, mit dem die Weimarer Gesellschaft auf Villa Malta sich den geschichtlichen und künstlerischen Anregungen der ewigen Stadt hingab, legen die in die Heimat gesandten Briefe ebenso Zeugnis ab wie von dem jugendlichen Uebermut, der manchmal durchbrach, wie bei dem Wettspringen über die Fontäne des Gartens, wobei der junge Bury siegte und Herr v. Einsiedel ein kaltes Bad nahm. In diese deutschen Tage der Villa Malta fällt auch die Verpflanzung jener Palme, die Goethe in Rom aus einem Dattelkern gezogen hatte, von deren günstigem Wachstum Jahrzehnte später König Ludwig von Bayern dem Dichter berichtete, und die heute noch als ehrwürdiger Baum die Villa schmückt, ein Sinnbild dessen, was Goethes Aufenthalt in Rom an geistigem Wachstum gepflanzt hat.

Des Dichters Verweilen in Rom hat zum erstenmal seit Mengs und Winckelmann der kleinen deutschen Künstlergemeinde einen festen Mittelpunkt, einen moralischen Zusammenhang gegeben, dem der Besuch der Herzogin Amalie Fortdauer und Befestigung lieh. Mit treuherziger Schlichtheit gab der Maler Schütz in einem Brief an Goethe im April 1789 dieser Empfindung Ausdruck, wenn er von dem Kreis der Herzogin schrieb: „Ueberhaupt ist es eine Gesellschaft, die der ganzen deutschen Nation ihre Ehre wieder in Rom auf festen Fuß setzt, und ich nun aufs neue stolz darauf bin, ein Deutscher zu sein." Wohl war es nur ein Bruchteil der deutschen Kunstgemeinde Roms, der dem deutschen Musenhof auf Villa Malta angehören durfte; aber Goethes Palme wuchs heran, und bald versammelte sich eine größere Schar auf dem Boden, in dem sie grünte und gedieh.

Am Anfang November 1794 zog der Prinz Friedrich August von Hannover-England für zwei Jahre in Villa Malta ein. Sein persönliches Interesse für die Deutschen Roms war nur gering, aber sein Leibarzt Domeier kam bald in die Lage, ihnen einen wesentlichen Dienst zu leisten. Es war die Zeit, als der Schleswiger Carstens die römische Kunstwelt mit der Ausstellung seiner Kartons überraschte, in denen der Geist des klassischen Altertums zu neuem Leben erwacht schien, und als sein Freund Fernow theoretisch und literarisch sein Streben unterstützte. Der Geist, der Goethes Iphigenie in Rom zur Vollendung brachte, regte sich auch in der bildenden Kunst. Fernow wollte der belehrungsbedürftigen deutschen Künstlerkolonie Anregung zum Nachdenken über das Wesen der Kunst geben und richtete Vorlesungen über Aesthetik nach Kantschen Grundsätzen ein. Da man den Belästigungen durch die päpstliche Polizei entgehen wollte, die überall Jakobiner witterte, so wählte man als Hörsaal die Wohnung Dr. Domeiers in Villa Malta, wohin aus Achtung vor dem englischen Prinzen die Sbirren ihre Hand nicht zu strecken wagten. So kam seit Oktober 1795, den Winter über wöchentlich zweimal, fast die ganze deutsche Landsmannschaft, Gelehrte und Künstler, 36 an der Zahl, in Domeiers Zimmer auf Villa Malta zusammen, um sich kunsttheoretisch von Fernow unterrichten zu lassen. Wenn schon der Vortragende sich von den Zuhörern für seine Mühewaltung bescheiden entschädigen ließ, so war es ihm doch vor allem um den idealen Zweck seines Unternehmens zu tun. Er ließ es auch nicht beim Reden bewenden und stiftete

dazu einen Leseverein unter den deutschen Künstlern, der die Allgemeine Zeitung, die Horen und den Merkur aus Deutschland kommen ließ. Es ist ein anmutender Gedanke, daß dieser erste Versuch, ein gemeinsames geistiges Leben der Deutschen in Rom zu schaffen, auf der Stätte gemacht wurde, wo die von Goethe gepflanzte Palme grünte. Doch war die nationale Gemeinsamkeit unter Fernows rühriger Leitung nicht von langer Dauer, die weitere Entwicklung der französischen Revolution sprengte die in Rom weilenden Deutschen auseinander.

Nur wenige von ihnen hielten über die Stürme der Jahre 1798 und 1799 am Tiberstrand aus und retteten die deutsche Tradition ins neue Jahrhundert hinüber; und diese wenigen fanden wieder auf Villa Malta im Winter 1802/1803 einen festen geselligen Mittelpunkt. Die geistvolle Italienschwärmerin Friederike Brun bezog mit ihrer Tochter und ihrem Freund Bonstetten die Villa über Angelika Kauffmanns Garten. Sie hat in ihren römischen Aufzeichnungen reizvolle Schilderungen des Landsitzes hinterlassen; auch erfahren wir daraus von dem geselligen Leben, das sich in ihren Räumen entwickelte, von der dort begangenen Weihnachtsfeier, von dem Fest, das die Hausherrin dem jungen Thorwaldsen gab, als er sein erstes großes Werk, den Jason, vollendet hatte, und von der kurzen Hausgenossenschaft mit Wilhelm v. Humboldt, der, als preußischer Gesandter gegen Ende November 1802 nach Rom gekommen, in Villa Malta ein vorläufiges Notquartier fand, bevor er den Palazzo Tomati in Via Gregoriana bezog. Zu den regelmäßigen Gästen des Brunschen Hauses gehörten außer den eben Genannten der Erbprinz Georg Friedrich von Mecklenburg-Strelitz, Bruder der Königin Luise, der preußische Geheime Rat und ehemalige Geschäftsträger beim päpstlichen Stuhl v. Uhden, der Berliner Akademieprofessor und Maler Rehberg, der Landschaftsmaler J. Chr. Reinhart, der Kupferstecher Gmelin, die Maler Hetsch aus Württemberg und Graß aus Livland, der Schweizer Bildhauer Heinrich Keller, der Kunstschriftsteller Fernow, und endlich von Nichtdeutschen der dänische Altertumsforscher Zoëga, sein Landsmann Maler Lund, der „italienische Phidias“ Canova und der französische Kunstforscher d'Agincourt.

Gesellige Mittelpunkte in der römischen Fremdenkolonie waren naturgemäß immer raschen Veränderungen unterworfen; aber trotz dem ewigen Wechsel der Personen blieb doch gerade Villa Malta für geraume Zeit die bevorzugte Stätte deutscher Zirkel, da sie wegen ihrer herrlichen Lage und poetischen Abgeschiedenheit besonders gerne von unabhängigen, feinsinnigen Fremden aufgesucht wurde. Nur ein Jahr später als Friederike Brun wurde die schöne Gattin des bayrischen Gesandtschaftssekretärs v. Widder in ähnlichem Sinne die bezaubernde Fee von Villa Malta. Das geniale Treiben unter ihrer Führung hat Joh. Phil. v. Rehfues, der 1804 und 1805 ihrem Kreis angehörte, lebhaft geschildert und ihr in der Heldin seines Romans Scipio Cicala ein literarisches Denkmal gesetzt. An den manchmal etwas ausgelassenen Gelagen mit Orvietowein, deren Festkönigin Agnes v. Widder auf Villa Malta war, nahmen unter andern jungen Künstlern Josef Anton Koch und Joh. Martin Wagner teil, beide durch humorvolle Derbheit

ausgezeichnet, zeitweise auch, bis er sich durch unliebenswürdige Charaktereigenschaften unmöglich machte, der alternde, aber von unverwüstlicher Jugendlaune beseelte „Maler Müller“, der schon vor Goethes Reise nach Rom gekommen war. Wagner hatte schon 1804 gleich andern sächsischen und bayrischen Künstlern seine Werkstatt in einem Raum der Villa Malta, auch Rehfues hat zweimal dort gewohnt. Die Villa fing an, eine Domäne des Deutschtums in Rom zu werden, und bald machte Kronprinz Ludwig von Bayern sie zur Akropolis der deutschen Künstlergemeinde, die die Nachbargegend von Via Babuino über den Spanischen Platz bis zur Piazza Barberini hinauf bevölkerte.

Es war in der Zeit des Wiedererwachens der deutschen Kunst, als der bayrische Mäcen, nachdem er im Frühjahr 1804 zum erstenmal römischen Boden betreten hatte, im Januar 1818 zu mehrmonatigem Aufenthalt die ewige Stadt besuchte. Lieber als die Erfüllung höfischer Repräsentationspflichten war ihm der zwanglose Verkehr mit Künstlern, und nicht nur mit den Sternen erster Größe; er betrachtete es als Genuß und Pflicht zugleich, mit allen Künstlern „teutscher Nation“ bekannt zu werden, und gar mancher, dessen Name nie in einer Kunstgeschichte genannt worden ist, wurde in seiner bescheidenen römischen Werkstatt durch den überraschenden Besuch des bayrischen Kronprinzen beehrt. Der Erbe eines Thrones verkehrte mit ihnen allen wie ein guter Kamerad, gab Aufträge, ermunterte die Anfänger, schwärmte freundschaftlich für die Meister, saß mit allen beim Wein zusammen in den Osterien und lud viele von ihnen an seine allzeit offene Tafel im Saale der Villa Malta, wo fünfzehn Jahre zuvor der junge Thorwaldsen als Lohn für sein erstes großes Werk von Friederike Brun den prophetischen Lorbeerkranz erhalten hatte. Von Ende Januar bis zum 30. April 1818 hat Kronprinz Ludwig als Mieter den weithinschauenden Landsitz bewohnt, in dessen Garten Goethes Palme wuchs; er konnte dem Dichter die freudige Versicherung geben, daß sie gut gediehen war.

Als Kronprinz Ludwig Rom wieder verlassen hatte, kaufte der schwedische Bildhauer Nikolaus Byström die Villa Malta, richtete dort sein Atelier ein und vermietete die übrigen Räume an Künstler und vornehme Fremde. So hatten die Brüder Riepenhausen dort ihre Werkstatt; ihr vielgerühmtes Gemälde „Barbarossa von Heinrich dem Löwen auf dem Petersplatz gegen das römische Volk beschützt“ entstand hier und wurde im November 1825 ausgestellt. Von 1819 bis 1825 war ein Teil der Villa von dem hannoverischen Gesandten v. Reden bewohnt, und ihm folgte dort für ein Jahr Lottes Sohn, August Kestner, der sich als Vertreter Hannovers in Rom durch warmherzige Förderung der deutschen Künstlerschaft einen ehrenvollen Platz neben König Ludwig erworben hat. In dieses hannoverische Intermezzo auf Villa Malta fällt die für die romantische Kunstschwärmerei jener Zeit so ungemein bezeichnende Geschichte der schönen Vittoria von Albano. Kestner entdeckte 1820 in der Villeggiatur zu Albano diese vielgepriesene Idealschönheit, die kaum dem Kindesalter entwachsene Tochter einfacher Bauern.

Da man bei den strengen Anschauungen der Eltern das Mädchen nicht dem

gewöhnlichen Modellberuf zuführen konnte, der Entdecker und seine Freunde aber es wie eine Unterlassungssünde ansahen, diese einzigartige Musterschönheit nicht irgendwie in den Dienst der deutschen Kunstbestrebungen zu stellen, so nahm Frau v. Reden die Blume der Albanerberge wie ein Familienmitglied unter ihre Obhut, brachte sie nach Rom und gestattete auserwählten Freunden, nach diesem wie ein Kleinod behüteten Modell auf Villa Malta zu arbeiten. Wie sich die deutsch-römische Gesellschaft danach drängte, die kleine Vittoria von Albano zu bewundern, wie sich ein halbes Hundert von Malern und Bildhauern vergeblich abquälte, ein befriedigendes Abbild dieses göttergleichen Mädchenkopfes zustande zu bringen, wie über die Linien des von der Natur in verschwenderischer Gebelaune gebildeten Antlitzes gegrübelt und gestritten wurde, das haben uns außer Kestner noch andre Glieder der damaligen Künstlerkolonie Roms in fesselnden Aufzeichnungen erzählt. Es war wie ein heiliger Rausch über alle gekommen.

Im Oktober 1827 schrieb der obengenannte Bildhauer Heinrich Keller aus Zürich, der bereits über ein Menschenalter in Rom lebte, als Neuigkeit aus der gemeinsamen zweiten Heimat an Friederike Brun die Nachricht, daß der König von Bayern die Villa Malta gekauft habe. Sie war damals an Umfang und Gestalt ungefähr im gleichen Zustand wie um die vergangene Jahrhundertwende, doch hatte Byström einzelne Verbesserungen am Garten und den Bauten vornehmen und vor allem den Treppenaufgang von Via Sistina her, Thorwaldsens Wohnung gerade gegenüber, erbauen lassen, dagegen war die Verbindung mit dem ehemals von Angelika Kauffmann besessenen Nachbargarten im Lauf der Jahre ebenso beseitigt worden wie der aus den Zeiten der Königin von Polen stammende Brückenbogen über Via Sistina hinüber. Die Einfahrt befand sich unverändert wie auch heute noch in der Via di Porta Pinciana nahe dem hinteren Eingangstor der Villa Medici. König Ludwig ließ das Besitztum so, wie er es übernahm; kaum daß er die notdürftigsten Unterhaltungsarbeiten vornahm. Er wollte sich in Rom keinen Fürstensitz, nur ein stilles Absteigequartier für seine Person und die allernächste Umgebung schaffen; und auch für diesen Zweck blieben ihm nicht viel Räume übrig, solange er einen Teil der Besitzung, dem alten Herkommen folgend, als Ateliers und Wohnung an Künstler überließ, von denen ihm mancher während seiner Abwesenheit von Rom als Hausverwalter diente. Ausreichende Repräsentationsräume waren jedenfalls nicht vorhanden; zwar erhielt König Ludwig in seiner Villa Malta manchen freundschaftlichen Gegenbesuch von Päpsten, aber wenn er das diplomatische Corps in corpore, die Kardinäle und Spitzen der römischen Gesellschaft empfangen wollte, mußte er immer bei seinem eignen Gesandten zu Gaste gehen, der einen alten Patrizierpalast unten in der Stadt bewohnte. Desto mehr bewahrte aber die lauschige Villa auf der Höhe des Pincio den Charakter der Intimität, wo der König frei von Regierungs- und Hofsorgen mit Landsleuten und Künstlern in ungezwungenem Verkehr nur Mensch sein konnte. Und gerade darum haben die deutsch-römischen Künstler mehrerer Generationen an Villa Malta gehangen wie an einem Nationalheiligtum, an dem jeder eine Art Heimatsrecht hatte, wo er in guten und trüben

Tagen Teilnahme und Freundschaft, Ehren und Aufmunterung, Rat und Schutz finden konnte.

Ueber das Leben des königlichen Kunstfreundes auf seiner Villa Malta und den dortigen Verkehr mit der deutschen Kolonie Roms ist so viel in Künstlerdenkwürdigkeiten und italienischen Reiseschriften erzählt worden, daß man das Wesentliche als bekannt voraussetzen darf. Darum hier nur einige kurze Erinnerungen. Den ersten Besuch in seiner am 14. April 1827 für 110000 Franken erworbenen Villa machte der König im Mai desselben Jahres, ohne jedoch darin zu wohnen. Er nahm vielmehr ein paar Tage Aufenthalt im Albergo di Londra am spanischen Platz und empfing dort auch einen Huldigungsfackelzug der deutschen Künstlerschaft. Später wiederholte sich diese Form der Huldigung immer im Garten der Villa, wenn der König nach Rom kam. In den dreißiger Jahren arbeitete in den dortigen Werkstätten des Königs vertrauter Freund Joh. Martin Wagner, unterstützt von Ferdinand Pettrich und Peter Schöpf, an dem großen Fries für das Innere der Regensburger Walhalla, der die Geschichte der deutschen Völker von ihrem Wander- und Jägerleben an durch die Kämpfe mit dem römischen Reich hindurch bis zur Bekehrung zum Christentum schildert. Die vierziger Jahre sahen in König Ludwigs römischer Villa die kriegerischen Basreliefs und die Viktoria mit dem Löwengespann, für das Münchener Siegestor bestimmt, unter Wagners und Schöpfs kunstreichen Händen entstehen. Von dem Fortschreiten dieser Werke konnte Ludwig sich überzeugen, als er im Mai 1842 Villa Malta besuchte. Ein Sekretär, der ihn damals begleitete, hat interessante Mitteilungen über das immer noch, wie in der Jugendzeit, herzliche Verhältnis des Königs zu der großen deutschen Künstlerschar zu Rom hinterlassen; er beschreibt uns nicht nur die herkömmliche Serenade bei Fackelschein, die damit zu endigen pflegte, daß Ludwig herunter in den Garten kam und mit jedem Teilnehmer ein freundliches Wort wechselte, sondern auch die fröhlichen Gelage mit Purpursaft von Velletri in Wagners Atelier, zu denen der König gerne auf eine Stunde erschien, dem Chorgesang zu lauschen und mit den Zechgenossen anzustoßen.

Aber auch zu ernsten Zwecken kamen die deutschen Kunstgenossen auf Villa Malta zusammen; es war dort unter Wagners und Schöpfs Verwahrung die vom König selbst werktätig unterstützte Bibliothek der deutschen Künstler entstanden, aus der jeden Sonntagvormittag Bücher ausgeliehen wurden. Was Fernow 1795 auf Villa Malta angestrebt hatte, fand einige Jahrzehnte später ebenda seine Verwirklichung. Diese Bibliothek von künstlerischen Schriften und Klassikern enthielt auch einen wertvollen Schatz eigner Art, das 1832 begründete Album von Bildnissen deutscher Künstler, von Kunstgenossen in Rom selbst gezeichnet oder gemalt. [1])

Die nächste Romreise des Königs im Mai und Juni 1844 enthielt ein für sein Verhältnis zur deutschen Künstlerkolonie charakteristisches Ereignis. Da er

[1]) Heute im Besitz des deutschen Künstlervereins zu Rom.

gelegentlich den Wunsch geäußert hatte, einen Uebergang über Ponte Molle zu sehen, das heißt eine jener feierlich-komischen Aufnahmen neuer Ankömmlinge in den deutsch-römischen Künstlerkreis, so wurde für ihn eine vierfache „Ponte Molle“ in der Villa Poniatowsky vor Porta del Popolo auf den 22. Juni anberaumt. An den hierbei üblichen grotesken Gesängen und dem Umzug mit Lichtern nach erfolgter Aufnahme beteiligte sich der König mit gutem Humor, und man darf wohl annehmen, daß er an dieses harmlos-lustige Künstlerfest eine mindest ebenso angenehme Erinnerung bewahrt hat, wie an die festliche Enthüllung eines modernen Obelisken, zu der ihn damals der Herzog Torlonia in seine Villa vor Porta Pia einlud.

Als Ludwig sieben Jahre später, im Frühling 1851, als abgedankter Fürst wieder in seiner Villa Malta abstieg, fand er in der Künstlerwelt Roms eine erhebliche Neugestaltung vor. Das Drängen nach nationaler Einigung hatte auch die auf römischem Boden weilenden Söhne Deutschlands ergriffen, und sie hatten an Stelle der zu einer internationalen Vereinigung gewordenen Ponte Molle-Gesellschaft im Herbst 1845 den heute noch bestehenden Deutschen Künstlerverein gegründet. Seine Wiege stand im eigentlichsten Sinne in Villa Malta, denn hier versammelte sich beim alten Hausverwalter J. M. Wagner in den Sommermonaten 1845 der Künstlerausschuß, der die Satzungen des neuen Bundes zu entwerfen hatte. So hat auch diesen bedeutsamsten Vorgang in der deutschen Kolonie Roms die von Goethe gepflanzte Palme beschattet, und der Verein wurde endgültig konstituiert im November 1845, genau ein halbes Jahrhundert, nachdem Karl Ludwig Fernow zum erstenmal auf Villa Malta die deutschen Künstler Roms zu gemeinsamem geistigem Streben um sich versammelt hatte. Von den Männern, die damals seiner Kunstweisheit nach Kantschen Grundsätzen gelauscht hatten, saß noch einer mit an der Festtafel, als der neue Verein am 8. November 1845 seine Eröffnung mit einem frohen Mahl im Saal des Palazzo Fiano beging: der Landschaftsmaler Joh. Chr. Reinhart. Zwei Jahre später wurde er an der Cestiuspyramide zur Ruhe bestattet.

Es ist begreiflich, daß mit der Errichtung einer Organisation und gefestigten geselligen Gemeinschaft der Deutschen in Rom die Bedeutung der Villa Malta als Anziehungspunkt für landsmännische Bestrebungen um so eher dahinschwand, als ihr königlicher Herr mit zunehmendem Alter nicht mehr die belebende Wirkung wie ehemals auf die „teutschen Künstler“ ausübte. Im Jahre 1868 schloß König Ludwig in Nizza die Augen. Seine Erben verloren das Interesse an dem römischen Besitz desto rascher, da zwei Jahre später die politische Lage Roms von Grund aus verändert wurde und die Beziehungen der deutschen Kunst zu der ewigen Stadt sich stark verschoben und minderten. Am 19. Juni 1873 wurde Villa Malta an den Grafen Bobrinski verkauft, der die Gebäude mit moderner Eleganz umgestaltete und den Garten mit der herrlichen Rosenkultur schmückte. Heute noch ist Villa Malta das Kleinod von „idyllischer Heimlichkeit“, wie Gregorovius es sah, und man kann verstehen, daß Königin Margherita

mit dem Gedanken umgegangen war, sie zu ihrem Witwensitz zu machen. Für das deutsche Gemüt bleibt die Villa immer eine Stätte nationaler Erinnerung, als deren Sinnbild hinter der dichten blühenden Dornröschenhecke Goethes Palme ihre schlanken Zweige in die klare römische Luft hebt.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Botanik.

Die Bewegungserscheinungen im Pflanzenreich mit besonderer Berücksichtigung des Pflanzenschlafes.

In jedem lebenden Organismus finden durch den Stoffwechsel jederzeit lebhafte Bewegungen und Verschiebungen von Substanz statt, die sich jedoch zum größten Teil unserm Auge entziehen, da diese Stoffe ihre Wanderung meist nur in molekularer Verteilung ausführen. Nur aus den Resultaten dieser Bewegung, aus örtlichen Stoffanhäufungen oder Verminderungen, die unsern Wägungen und chemischen Untersuchungen zugänglich sind, geht mit aller Bestimmtheit hervor, daß solche Bewegungen überhaupt stattfinden. Außerdem bleibt unsern Blicken noch eine weitere Art von Bewegung verborgen, wie die Wärmebewegung und andre durch Licht, Elektrizität u. s. w. hervorgerufene Schwingungszustände, die große Einwirkung auf die Lebenszustände ausüben können.

Abgesehen von diesen Bewegungen, die sich im Innern eines scheinbar ruhenden Körpers abspielen, treten bei den Pflanzen noch andre, äußerlich sichtbare, bald langsam, bald plötzlich und rasch verlaufende Ortsveränderungen auf, die entweder von der ganzen Pflanze oder einzelnen Organen ausgeführt werden, die sogenannten aktiven Bewegungen der Pflanze.

Die meisten Bewegungen der Pflanzen geschehen durch Krümmungen oder Drehungen, wodurch die verschiedenen Pflanzenteile in Stellungen gebracht werden, die für die Funktionen, die sie auszuüben haben, vorteilhaft oder notwendig sind. So werden die Stengel nach oben, die Wurzeln nach unten gerichtet, die Blätter richten sich mit der Oberseite dem Lichte zu, Schlingpflanzen oder Ranken umschlingen ihre Stütze, reizbare Pflanzen antworten auf Erschütterung durch Bewegung u. s. w.

Die Krümmungsbewegungen kommen dadurch zustande, daß an einem der Biegung fähigen, geraden Organ die gegenüberliegende Flanke ungleich lang wird und sich infolgedessen das Organ krümmen muß und zwar nach der kürzeren Seite hin. Am meisten treten diese Krümmungen auf infolge ungleichen Wachstums, seltener werden sie hervorgerufen durch Schwankungen infolge der Dehnung des Turgor (Innendruck), die das Längenverhältnis ändern. Eine dritte Art der Krümmungen ist die, die durch ungleiche Wasseraufnahme hervorgerufen wird, die Imbibitionskrümmung. Es führen hierbei Organe mit verschieden stark oder schwach aufquellenden Seiten bei jeder positiven oder negativen Feuchtigkeitsänderung entsprechende Krümmungen aus, Bewegungen, denen oft wichtige Funktionen zufallen, wie das Oeffnen der Früchte, das Fortschleudern der Samen. Die durch ungleichmäßiges Wachstum hervorgerufenen Krümmungen erfolgen zum Teil aus inneren, uns unbekannten Veranlassungen (autonome Krümmungen), wie z. B. die Entfaltung der meisten Laub- und Blütenknospen, die durch stärkeres Wachstum der

Innenseite der jungen Blätter erfolgt, — oder infolge von äußeren, genau nachweisbaren Einwirkungen (paratonische oder Reizbewegungen). Letztere werden dann je nach dem wirksamen Reize als Heliotropismus, Geotropismus, Hydrotropismus u. s. w. bezeichnet und zwar als positiver, wenn sich die Pflanzen der Reizquelle zuwenden, als negativer, wenn sie sich abwenden.

Der Heliotropismus ist die Eigenschaft der Pflanzen, ihre Organe in eine bestimmte Lage zur Richtung des Lichtes zu bringen. Im alltäglichen Leben können wir diese Eigenschaft der Pflanzen an unsern Blumentischen und Zimmerpflanzen beobachten. Die Stengel aller Pflanzen richten sich nicht wie im Freien senkrecht in die Höhe, sondern sie neigen sich alle dem Fenster, also der Lichtquelle zu. Die Blattstiele und Stengel sind also positiv heliotropisch, während man den negativen Heliotropismus z. B. bei den Luftwurzeln des bekannten Chlorophytum beobachten kann, die sich alle gegen das Zimmer zuwenden. Die Blätter zeigen den sogenannten transversalen Heliotropismus, d. h. sie stellen sich senkrecht zu den einfallenden Lichtstrahlen, um möglichst viel Licht mit ihren Flächen aufzufangen. All diese Bewegungen werden, wie man bei näherer Untersuchung findet, dadurch hervorgebracht, daß die dem Lichte zugekehrte Seite langsamer, die abgewendete Seite rascher wächst als bei allseitiger Beleuchtung und so die Krümmung hervorgerufen wird.

Der Geotropismus der Pflanzen kommt dadurch zum Ausdruck, daß sie sich in eine bestimmte Lage zur Richtung der Schwerkraft stellen. Sein Einfluß zeigt sich hauptsächlich darin, daß die Stämme der Bäume und Stengel der Pflanzen aufrecht wachsen, während die Wurzel senkrecht in den Boden dringt. Die andern Organe, Seitenwurzeln oder -Sprossen stellen sich schräg oder quer zur Richtung der Schwerkraft. Daß wirklich die Schwerkraft diese Richtung hervorruft, läßt sich durch einen einfachen Versuch darstellen. Sät man nämlich leichtkeimenden Kressesamen auf eine mit feuchtem Fließpapier belegte Walze, die durch ein Uhrwerk in drehender Bewegung erhalten wird (Klinostat), so ist, da die Schwerkraft jeden Moment in andrer Richtung einwirkt, ihre Wirkung aufgehoben, und die Keimlinge wachsen je nach der Lage des Samens wirr durcheinander. — Wird ein Sproß aus seiner Richtung gebracht, so sucht er durch Krümmung also seine früher senkrechte Richtung wieder zu erreichen.

Der Hydrotropismus besteht darin, daß Pflanzenteile, in deren Umgebung die Feuchtigkeit ungleichmäßig verteilt ist, sich von trockenen Stellen zu feuchten hinkrümmen oder umgekehrt. Außer diesen hauptsächlichsten Tropismen kennt man noch Beeinflussung der Wachstumsrichtung durch ungleiche Erwärmung, ferner durch ungleiche Verteilung der Nährstoffe und sonstiger chemischer Substanzen in der Umgebung wachsender Organe — Thermo- und Chemotropismus — beide von untergeordneter Bedeutung.

Eine ganz eigenartige, erst vor nicht langer Zeit neu erkannte geotropische Bewegung ist die rotierende Bewegung der Schlingpflanzen. Sie kommt dadurch zustande, daß in den jungen Stengelgliedern die rechte oder linke Seite im Wachstum gefördert wird, so daß eine Bewegung nach der andern Seite hin erfolgt. Diese Bewegung führt dann notwendig zu einer Drehung des Gipfels um seine Längsachse, mittels deren er dann die ihm gebotene Stütze umschlingt. Durch dieses Drehen kommen dann immer neue Seitenkanten in die reizempfängliche Kantenstellung, und es setzt sich damit die einmal begonnene Bewegung immer fort. Diese erfolgt bei den meisten Pflanzen im entgegengesetzten Sinne des Uhrzeigers; viel seltener sind Rechtswinder wie Hopfen oder Geißblatt.

Endlich ist auch die Einkrümmung der Ranken als Folge ungleichseitigen Wachstums zu erwähnen. Sobald eine wachsende Ranke mit der rauhen Oberfläche irgend einer Stütze in Berührung kommt, vermindert sich der Turgor in der Zellen der berührten Seite, die dann im Wachstum hinter der entgegengesetzten zurückbleibt und so eine scharfe Krümmung hervorruft, durch die die Stütze umschlungen wird. Diese Krümmung pflanzt sich dann auch in solche Regionen fort, die keine Berührung erfuhren, so daß auch der noch freie Teil der Ranke eine Krümmung erfährt und sich, da er zwischen zwei festen Punkten liegt, spiralförmig

aufrollt. Dadurch wird wieder der Stengel der Pflanze näher an die Stütze gezogen und, da er dadurch elastisch aufgehängt ist, vor dem Abreißen durch plötzliche Erschütterung geschützt.

Auf mechanische Einwirkung antworten nur wenige Pflanzen mit ausgesprochenen Bewegungen. Ein allbekanntes Beispiel für derartige Reizbarkeit bietet die Mimosa pudica, die Sinnpflanze. Die doppelt gefiederten Blättchen besitzen sowohl an der Basis des Hauptstieles, wie auch an den Stielen der einzelnen Fiedern und der an diesen stehenden Fiederblättchen Gelenkpolster, so daß sich alle Teile des Blattes auf ihrer Unterlage bewegen können. In ungereizter Stellung ist der Blattstiel schräg nach oben gerichtet, die sekundären Stiele sind gespreizt, die Fiederblättchen so ziemlich in eine Ebene ausgebreitet. Tritt nun ein Reiz ein, so werden die Fiederblättchen nach oben zusammengeklappt, die sekundären Stiele legen sich seitlich aneinander an, und der Hauptstiel senkt sich scharf nach unten. Diese Bewegung setzt sich dann von Blatt zu Blatt fort, so daß mehr oder minder die ganze Pflanze daran teilnimmt. Doch werden diese Bewegungen nur bei bestimmter Temperatur (35 bis 45 Grad) ausgeführt. Unter dieser Temperatur tritt überhaupt keine Bewegung mehr ein — die Pflanze ist in Kältestarre verfallen. Ebenso tritt über 40 Grad Wärmestarre, bei Wassermangel Trockenstarre, bei langem Aufenthalt im Finstern Dunkelstarre ein. Bei kurzer Einwirkung dieser nachteiligen Verhältnisse kann der frühere Zustand der Reizbarkeit wiedergewonnen werden, bei längerer Einwirkung kann jedoch diese Starre zum Tod der Pflanze führen.

Und nun zur interessantesten und poetischen Bewegung der Pflanzen, die im Wechsel von Licht und Schatten ihre Ursache hat, zum sogenannten Schlaf der Pflanzen, den schon viele Dichter besungen haben. So z. B. Hoffmann v. Fallersleben in den schönen Versen:

> Es schweigt der Wald, es schweigt das Tal,
> Die Vöglein schweigen allzumal;
> Sogar die Blume nicket ein
> Und schlummert bis zum Tag hinein.

Wollen wir also einmal einige Pflanzen im Schlafe belauschen, um zu sehen, wie sich dieser bei den verschiedenen Arten äußert, und treten wir zu dem Zwecke eine kleine, nächtliche Exkursion an. Gleich hier am Rande des Waldes kommen wir an einem Kleefeld vorbei und staunen über das veränderte Aussehen, das es uns zeigt. Nicht wie am Tage stehen die Blätter ab und sind horizontal ausgebreitet, sie sind vielmehr dicht aneinandergeschmiegt, scheinen sich gegenseitig zu schützen und bergen noch das Blütenköpfchen zwischen sich. Wenige Schritte weiter im Walde drin sehen wir eine andre schlafende Pflanze, deren Aussehen noch eigenartiger ist, nämlich den gemeinen Sauerklee (Oxalis). Auch hier senken sich die drei an einem Stiel befindlichen Blättchen abwärts, doch klappen sie die einzelnen Blättchen noch zusammen, so daß es einen ganz eigenartigen Anblick gewährt. Wir gehen weiter und treffen überall auf ruhende Pflanzen. Die Bohne läßt ihre Blätter träumend hängen, die Kapuzinerkresse hat ihre Blätter alle senkrecht gestellt, so daß sie ihre Kante gegen den Himmel kehren. Und was ist das für eine Pflanze, deren Blätter mit lauter Diamanten besetzt scheinen, die im Mondlicht glitzern und funkeln? Sehen wir doch sonst nirgends Tautropfen! Das ist das allbekannte Springkraut (Noli me tangere), dessen ebenfalls in Schlafstellung befindliche Blätter aus an ihrem Rande befindlichen Drüsen eine Flüssigkeit absondern. — Doch wenden wir nun einmal unsre Aufmerksamkeit auf die Blüten. Wo sind sie hingekommen, all die leuchtenden Kinder Floras, wo sind z. B. die roten Blütenköpfe des Mohns? Zusammengefaltet und geschlossen bewegen sie sich wie im Traume am Stiele im leisen Nachtwind hin und her, bis sie der erste Kuß der Morgensonne zu neuer Pracht erweckt. Oder wo sind die herrlichen Sterne der blauen Enziane? Schlafen gegangen gleich den vielen andern Blüten, die zum Teil fein säuberlich ihre Blätter zusammenlegen und die Blütenorgane umschließen, während andre ihre Blätter wirr und kraus zusammenrollen. Und ganz wie bei uns Menschen gibt es auch im Pflanzenreiche Blüten,

die das Sprichwort von der Morgenstunde beherzigen und ihre Blüten mit den ersten Strahlen der Sonne öffnen, während andre Siebenschläfer erst spät ihr Köpfchen der Sonne zuwenden. Linné hat sogar nach den verschiedenen Zeiten, zu denen die Pflanzen ihre Blüten öffnen, eine Pflanzenuhr zusammengestellt: „Schon zwischen drei und vier Uhr entfaltet der Riesenbocksbart seine gelben Blüten, zwischen vier und fünf Uhr folgen die blauen Sterne der Zichorie, zwischen fünf und sechs Uhr die Winde und der Löwenzahn" u. s. w. Manche Blumen erwachen, wie erwähnt, aus ihrem Schlafe erst gegen Mittag, andre halten ein Mittagsschläfchen und schließen ihre Blüten während der Mittagszeit, während z. B. der Flachs von diesem Mittagsschläfchen überhaupt nimmer erwacht und gleich bis zum andern Morgen schläft. Wieder andre, wie die berühmte Königin der Nacht, öffnen ihre Blüten nur wenige Stunden während der Nacht, um sie dann für immer zu schließen, und auch die sagenumwobene Lotosblume erhebt nur zur Nachtzeit ihre herrlichen Blüten über die Wogen des Nil. Andre solche Nachtschwärmer sind auch der Jasmin und das Geißblatt. Diese nächtliche Blütezeit mancher Pflanzen läßt sich wohl daraus erklären, daß sie die Nachtschmetterlinge zu ihrer Fortpflanzung, also zur Uebertragung des Blütenstaubes von der männlichen zur weiblichen Blüte notwendig haben.

Aber fragen wir uns nun, was die Ursache für den „Schlaf" der Pflanzen ist, und wie diese Erscheinung zustande kommt. Schon Plinius wies auf diese Eigentümlichkeit hin, und auch im Mittelalter wird ihrer ab und zu Erwähnung getan, z. B. bei Albertus Magnus. Jedoch erst Linné hat in seinem Werke „Somnus plantarum" diesen Stoff ausführlich behandelt und Darwin durch praktische Versuche den biologischen Zweck dieser Bewegungen bewiesen.

Die Mechanik, durch die diese Bewegung zustande kommt, ist dieselbe wie die bei den verschiedenen Tropismen beschriebene. Entweder ist die Ursache vermehrtes Wachstum auf den entgegengesetzten Seiten oder sie wird mittels eines Polsters oder eines Haufens kleiner Zellen erreicht, die abwechselnd auf den entgegengesetzten Seiten anschwellen. Nach Darwins Untersuchungen werden nun diese Bewegungen nicht durch die Nachtkälte verursacht, sondern der Wechsel von Licht und Schatten ist der eigentliche Reiz, der diese Bewegung auslöst. Doch dürfen diese Schlafbewegungen nicht mit den heliotropischen oder thermotropischen verwechselt werden. Bei letzteren ist ja die *Richtung* zu Licht- oder Wärmequelle maßgebend, während die Schlafbewegung unabhängig von der Richtung der Lichtstrahlen vor sich geht und nur bei *Schwankungen* in der Beleuchtung oder Temperatur eintritt. Es sind ja manche Pflanzen so empfindlich, daß sie schon auf die Bedeckungen der Sonne durch eine Wolke mit der Schlafstellung reagieren. Der Zweck dieser oft komplizierten Bewegung ist der, die Blüten und Blätter vor Kälte zu schützen. Indem sich nämlich die Blätter senkrecht stellen oder gegenseitig decken, werden sie in kalten, hellen Nächten weniger unter der Temperatur der umgebenden Luft abgekühlt. Zum Beweis hierfür dient ein Experiment Darwins, der mit Nadeln Blätter gewaltsam in der Tagesstellung festhielt, die dann von der Kälte viel mehr beschädigt wurden als die in Schlafstellung befindlichen.

Man sieht also aus obigem, welch große biologische Bedeutung oft kleine, kaum beachtete Vorgänge und Vorrichtungen im Bau der Pflanze haben und wie die Natur als gütige Mutter ihre Kinder mit vielerlei Hilfsmitteln ausgestattet hat, damit sie den harten Kampf um Licht und Leben aufnehmen und siegreich bestehen können zum Nutzen und zur Freude der Menschheit.

München. Dr. *Walther v. Sicherer.*



Kriegswissenschaft.

Zum Sieg der deutschen Industrie bei der schweizerischen Feldartillerie.

Die schweizerische Kommission für Neubewaffnung der Feldartillerie hat sich nach sechsjähriger gründlichster Erprobung von Geschützmodellen bekanntlich dahin ausgesprochen — und zwar in Uebereinstimmung aller 13 Mitglieder ohne jeden Vorbehalt —, daß das von der Firma Friedrich Krupp in Essen gelieferte Modell eines 7,5 Zentimeter-Rohrrücklaufgeschützes als das vollendetste und feldtüchtigste der erprobten Modelle zu erachten sei. Die Kommission ist auch der Ueberzeugung, daß mit Einführung des Kruppschen 7,5 Zentimeter-Geschützes an Stelle des jetzigen 8,4 Zentimeter-Geschützes die schweizerische Feldartillerie besser bewaffnet sein wird, als diejenige andrer Armeen, die bereits ihre Neubewaffnung durchgeführt haben. Da Deutschland mit der Umbewaffnung noch nicht begonnen hat, so dürfte dieser schweizerische Hinweis auf uns keinen Bezug haben, wohl aber geht daraus hervor, daß wir recht taten, wenn wir uns in der durch das Vorgehen Frankreichs so brennend heiß erschienenen Frage nicht übereilten. Zweifellos werden bei den jetzt in Deutschland stattfindenden Proben und Erwägungen die Studien und die Versuche, die in der Schweiz stattgefunden haben, Beachtung finden, — decken sich doch die Ansichten über das Kruppsche Rohrrücklaufgeschütz in beiden Staaten vollständig, und sind doch die schweizerischen Anschauungen über eine eventuelle Anbringung von 3 bis 4¾ Millimetern starken Schutzschilden im allgemeinen übereinstimmend mit denjenigen, die bei uns über die grundsätzlichen Schildgegner die Oberhand gewonnen haben. Doch von der Bewaffnungsfrage wollen wir ja heute nicht allein reden, mehr von dem Siege Krupps.

In Konkurrenz traten außer der Fabrik in Essen: Schneider & Comp. in Creusot, Rheinische Metallwaren- und Maschinenfabrik in Düsseldorf (Ehrhardt), Compagnie des Forges et Aciéries in St. Chamond, Société anonyme Cockerill in Seraing, Vickers Sons & Maxim in London und Skoda-Werke in Pilsen. Den Konkurrenten war vollste Freiheit belassen, um jeden Vorwurf zu vermeiden, daß sie bezüglich ihrer Vorlagen durch ein Konkurrenzprogramm oder besondere Wünsche der Kommission beeinflußt worden seien.

Schon im Herbst 1901 ging aus den Vergleichsschießen das Kruppsche Rohrrücklaufgeschütz als Sieger hervor, so daß eine Batterie bestellt und den Versuchen unterworfen wurde. Das Verhalten der Geschütze bei den nunmehrigen rücksichtslos durchgeführten Versuchen und die Untersuchung des Materials nach deren Schluß haben erwiesen, daß alle jene Schwächen und Mängel des Rohrrücklaufsystems überwunden waren, die früher unüberwindbar erschienen und so die Kommission seinerzeit veranlaßten, sich dem Rohrrücklauf gegenüber ablehnend zu verhalten, wie dies auch die Firma Krupp abhielt, ihre eignen Rohrrücklaufkonstruktionen damals zu empfehlen.

Es ist ein Irrtum zu glauben, die Firma Krupp habe nicht gleichzeitig schon wie alle andern Geschützfabriken Rohrrücklaufgeschütze konstruiert. In der Entwicklung der Konstruktionen wurde aber ein überaus rasches Tempo innegehalten, und als schließlich nur noch die Ehrhardtsche Fabrik in Düsseldorf in Konkurrenz mit ihrer kleinkalibrigen Granatkanone trat und die Vergleichsschießen sehr zu Ungunsten dieser letzteren ausfielen, da war man in der Schweiz, wo die Versuche so ausgedehnt angestellt wurden, wie in wenigen andern Staaten, nicht mehr zweifelhaft, daß Krupp allein die Siegespalme gebühre.

Man gedenkt in der Schweiz in 3½ Jahren nach der Beschlußfassung das neue Feldartilleriematerial 1903, wie es offiziell heißt, eingeführt und die Neuorganisation durchgeführt zu haben. Der Gesamtbedarf für die Neubewaffnung der 56 bestehenden und von 16 neu aufzustellenden Batterien à 4 Geschützen, für Ersatz- und für Schulmaterial beträgt 339 Geschütze. Bezüglich der Haubitzen und Gebirgsgeschütze sind von der Kommission noch keine bestimmten Vorschläge gemacht worden, wenn auch hier nur noch Kruppsche Konstruktionen in Betracht kommen.

Während sich in Hinsicht auf den in gewissen Richtungen sehr zweifelhaften Vorteil der Schutzschilde zwei Mitglieder der schweizerischen Kommission entschieden gegen diese ausgesprochen haben, entschloß sich weitaus die Mehrheit für Einführung solcher, doch in der Meinung, daß die genaue Form solcher Schilde erst in absehbarer Zeit vor Fertigstellung der ersten Geschütze festgestellt werde, im Sinne möglichster Beschränkung in den Dimensionen und im Verzicht auf Seitendeckung. Die Konstruktion der neuen Schweizer-Geschütze und besonders die Art der Befestigung der Schilde erlaubt es, Aenderungen in der Form der letzteren zu folgen, oder ihre Weglassung beziehungsweise Entfernung ohne jede Aenderung am Material. Bei der Verschiedenartigkeit der Ansichten in dieser noch keineswegs abgeklärten Frage ist dies von großer Bedeutung.

Den Munitionswagen in mäßiger Ausdehnung zu panzern, ist in Aussicht genommen; sein Gewicht, wie das des mit Munition ausgerüsteten gepanzerten Geschützes wird das überraschend geringe Gewicht von 1800 Kilogramm (die jetzige deutsche Feldkanone C 96 wiegt 1720 Kilogramm, der Munitionswagen 1780 Kilogramm) nicht übersteigen.

Es scheint, daß allen den Staaten, die sich noch im Stadium der Suche nach der besten Feldkanone befinden, zu ihrer Entschlußfassung in der Schweiz wesentlich die Wege geebnet worden sind.
Metzler, Generalleutnant z. D.



Literarische Berichte.

„Märkische Romane". Von Fedor v. Zobeltitz. I. Band: Der gemordete Wald. II. Band: Aus tiefem Schacht. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. — Jeder Band elegant gebunden M. 3.—

Als genauer Kenner von Land und Leuten führt uns der Verfasser in diesen beiden Romanen, die weit über die gewöhnliche Unterhaltungsliteratur hervorragen, in die ländlichen Verhältnisse der Mark Brandenburg ein. In dem ersten Roman gewinnt die Gemeinde Nieder-Garaunen einen alten Prozeß gegen die Krone und wird dadurch Eigentümerin eines 600 000 Mark werten Waldes. Die Bauern haben nichts Eiligeres zu tun, als den Forst abholzen zu lassen; die Habgierigen und Gewissenlosen unter ihnen betrügen die minder Schlauen um den von Rechts wegen ihnen zukommenden Anteil, und keinem gereicht jene Veränderung in den Besitzverhältnissen zum Segen. In enger Verbindung mit dem Dorfe steht das Pfarrhaus, und das Geschick des waderen Pfarrers Hömssen und seiner lieblichen Schwester Else interessiert ebenso lebhaft, wie das des königlichen Domänenpächters, des wadern Herrn v. Bühnen, der, vom Mißgeschick verfolgt, am Schluß über das große Wasser zieht. In dem zweiten Roman bringt die Entdeckung einer Mineralquelle eine ähnliche Umwälzung in den Verhältnissen einer Gemeinde hervor, wie dort der Gewinn des Waldes. In ungemein fesselnder Art bringt Fedor v. Zobeltitz den Realismus des ländlichen Lebens unverfälscht zur Darstellung. Seine farbig lebendige Art des Erzählens weiß auch für das auf den ersten Blick nüchtern und alltäglich Scheinende Teilnahme im Leser zu wecken. Es ist echte „Heimatkunst", die er bietet.
Fr. R.

Die Slawen in Deutschland. Beitrag zur Volkskunde von Dr. Franz Tetzner. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn.

In einer Reihe von Veröffentlichungen hat der Verfasser bereits Proben seiner Studien über die auf dem Boden des Deutschen Reiches ansässigen slawischen Stämme gegeben; das vorliegende stattliche Buch bietet die Zusammenfassung seiner Forschungen, nicht nur in der Literatur, sondern auch — was besonders hervorzuheben ist — an Ort und Stelle. Es behandelt die (ausgestorbenen) Preußen, die Litauer und Letten, die Kuren, die Masuren, die Philipponen, die Tschechen (in Schlesien), die Mähren (ebenda), die Sorben, die Polaben, die Slowinzen, die Kaschuben und endlich die Polen; durchaus mit eingehender Berücksichtigung der volkskundlichen Gesichtspunkte, Hausbau, Sitten und Gebräuche, Volkslieder u. s. w., mit Beigabe von 215 Abbildungen, Karten und Plänen und 15 Melodien. G. Schultheiß.

Franz Grillparzers Werke. Mit einer Skizze seines Lebens und seiner Persönlichkeit von J. Minor und dem Bildnis des Dichters. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.

Die vorliegende Grillparzer-Ausgabe reiht sich würdig den übrigen in demselben Verlage bereits erschienenen, sehr wohlfeilen, einbändigen Klassikerausgaben an und ist gleich diesen von einem bedeutenden Literarhistoriker besorgt worden. Der elegant gebundene, 856 doppeltgespaltene Seiten in Lexikonoktav umfassende Band enthält sämtliche Werke des österreichischen Dichters mit Einschluß der Fragmente, der Selbstbiographie und der Reisetagebücher. Erst aus einer solchen Gesamtausgabe gewinnt man einen vollen Ueberblick über das reiche poetische Schaffen Grillparzers, dessen vollendete Werke nur einen kleinen Bruchteil dessen ausmachen, was er geplant und an dessen Ausführung ihn die Ungunst der Verhältnisse gehindert hat. Von der „Misere, die ein geistig hochbegabtes Wiener Kind im vormärzlichen Oesterreich durchzumachen hatte“, geht denn auch Minor in der knappen, doch gehaltvollen Einleitung aus, die er den Werken des Dichters vorausgeschickt hat, um daran zunächst einen Ueberblick über das äußere Leben Grillparzers zu knüpfen, das in bezug auf seine Dichtertätigkeit eine beinah ununterbrochene Kette von Widerwärtigkeiten bildete, und dann daran eine kurze, treffende Charakteristik des Menschen und Dichters anzuschließen, die in den Worten gipfelt: „Er hat seine Kunst stets hoch und heilig gehalten und nie mit unreinen Händen geopfert. Was ihn im Leben beugte und niederdrückte, das hatte er die Kraft abzuschütteln, ehe er vor ihren Altar trat.“

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Der neue Nauticus. Nauticus-Schriften: Band VIII. Nauticus 1903, Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen. Berlin 1903, E. S. Mittler & Sohn.

Der treue Freund der Bestrebungen des Flottenvereins, der „Nauticus“, ist soeben als fünfter Jahrgang des „Jahrbuchs für Deutschlands Seeinteressen“ erschienen. Der Fachmann sowohl wie der Laie findet in ihm eine Fundgrube für Vervollständigung seines Wissens; hier sei nur das erwähnt, was er über Weltpolitik und Seemacht sagt. Nach „Mahan“ soll jeder Staat so viel Kriegsschiffe bauen, wie er kann. „Und so ist es eine Tatsache von allergrößter Bedeutung,“ sagt Nauticus u. a., „daß diese Rüstungen in Großbritannien, Frankreich und den Vereinigten Staaten — in Rußland herrscht der souveräne Wille des Zaren — im Volke selbst und in den Parlamenten nicht nur die unbedingte Unterstützung finden, sondern noch von weitergehenden nationalen Forderungen überboten werden. In Großbritannien ist kein Schlagwort populärer als der Ruf nach weiterer Verstärkung der Seewehr; sollte die politische Weltlage sich derart gestalten, daß der two power standard nicht mehr ausreiche, so müsse man eben zum three power standard übergehen. Nirgends aber werden die maritimen Rüstungen mit größerem Enthusiasmus aufgenommen als in den Vereinigten Staaten. In Amerika wie in England und Frankreich hat eben das ganze Volk die ausschlaggebende Bedeutung der Seemacht für die Weltpolitik und den Welthandel mit dem natürlichen Instinkt für große nationale Aufgaben voll erfaßt, während in Deutschland diese Erkenntnis noch breiten Schichten verschlossen bleibt.“

So kann man sich denn der Wahrnehmung nicht länger verschließen, daß im besten Falle bis Ende des Jahres 1906 das im zweiten deutschen Flottengesetz von 1900 zu Grunde gelegte Stärkeverhältnis zwischen der deutschen und den Marinen der Hauptseemächte aufrecht erhalten bleibt, — daß aber dann vornehmlich in England und Nordamerika mit wachsender Geschwindigkeit Fortschritte der Seemacht eintreten werden, die unsre eignen, durch den Rahmen des Gesetzes begrenzten Rüstungen stark in den Hintergrund bringen. Es drängt sich daher mit elementarer Gewalt jedem Patrioten das Bedürfnis nach einem schnelleren Tempo im Ausbau unsrer Flotte innerhalb des Rahmens des Flottengesetzes auf. Gen. Mr.

Die Bildungsfrage als soziales Problem. Von Prof. Dr. Mannheimer. Jena, Gustav Fischer.

In einer Zeit, wo die Frage höherer Volksbildung in allen Kulturländern theoretisch erörtert und ihre praktische Lösung versucht wird, darf das vom Verfasser gewählte Thema auf erhöhtes Interesse rechnen. Auf breiter philosophischer Grundlage — mit besonderer Beziehung auf Kant, Schopenhauer, Lotze, Spencer und Nietzsche — erörtert Mannheimer den Zusammenhang der Bildung mit den Problemen des sozialen Fortschritts. Es handelt sich dabei ebensowohl um philosophisch prinzipielle Begründung, als um die historische Entwicklung der fortschreitenden Geisteskultur im Volksleben. Das nach dem Englischen gebildete, schon vielen geläufig gewordene Wort: „Universitätsausdehnung“ faßt die Ideen und Forderungen zusammen, denen dieses Buch Ausdruck gibt. Mag auch zuweilen darin ein allzu starker Optimismus walten, so wird es doch als eine schätzenswerte Kundgebung gegen die gelten dürfen, die noch immer der Volksbildung — wie vielmehr einer Volkshochschulbildung — sozialethische Bedenken entgegenhalten. Br.

Leonid Andrejew: Erzählungen. Aus dem Russischen übersetzt von Elissawetinskaja und Yorik Georg. Mit dem Bildnis des Verfassers. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.

Die Stärke dieser Erzählungen liegt nicht im äußeren Gefüge einer spannenden Handlung, sondern in der Plastik lebensvoller Stimmungsbilder und in der scharfen Charakteristik, die jeder Person das Gepräge greifbarer Wirklichkeit gibt. Und alles Rührende und Schreckliche, Seltsame und Unheimliche, das uns hier enthüllt wird, weiß der Verfasser mit jener epischen Ruhe und schlichten Selbstverständlichkeit zu berichten, die wir gerade an den großen Erzählern Rußlands als besondere, auszeichnende Eigenart seit Dostojewski bewundern gelernt haben. Andrejews Kunst erinnert an Tschechow, aber seine Gedankenwelt ist reicher, und sein Grübeln und Schauen sucht tiefere Gründe und Abgründe. Br.

Historische Briefe von Peter Lawrow. Aus dem Russischen übersetzt von S. Dawidow. Mit einer Einleitung von Dr. Ch. Rappoport und zwei Porträts von Lawrow. Berlin. Dr. John Edelheim.

Peter Lawrow gilt als der größte sozialistische Denker, den Rußland hervorgebracht hat. Das vorliegende Werk besagt im Titel eigentlich zu wenig; die hier vorliegenden Abhandlungen sind mehr als „historische Briefe", sie sind die auf geschichtsphilosophische Betrachtungen aufgebaute Darlegung einer großen, radikalen, einseitigen, aber Achtung einflößenden Weltanschauung. Den Gegenstand des Buches bilden im wesentlichen die Beziehungen zwischen dem Individuum und der Gesellschaft. In der ausführlichen Einleitung wird insbesondere das Verhältnis Lawrows zu Karl Marx behandelt, dem gegenüber der russische Sozialist, obwohl er sich als Schüler des deutschen bekennt, eine durchweg selbständige Stellung einnimmt. Trotz aller sozialistischen Ideen ist der Grundzug seines Denkens ein starker Individualismus. Br.

Der Mecklenburger Volksmund in Fritz Reuters Schriften. Von Prof. Dr. Carl Friedrich Müller. Sammlung und Erklärung volkstümlicher Wendungen und sprichwörtlicher Redensarten im mecklenburgischen Platt. Leipzig, Max Hesse.

Einen doppelten Zweck verfolgt und erreicht diese Arbeit: sie dient der Erklärung von Fritz Reuters Werken und ist zugleich ein wichtiger Beitrag zur niederdeutschen Sprachforschung. Ein künftiges „Mecklenburgisches Idiotikon" wird hier eine ergiebige Fundgrube haben. Die Anordnung ist alphabetisch. An das Stichwort reichen sich hochdeutsche Uebersetzung und Erklärung. Vielfach wird auf parallele Ausdrucksweise auf andern Sprachgebieten hingewiesen. Ausführungen aus früheren sprachgeschichtlichen Werken werden umsichtig zu Rate gezogen. Die ganze Arbeit hat praktischen und wissenschaftlichen Wert. Uebrigens scheint hier manches zu den volkstümlichen Wendungen und sprichwörtlichen Redensarten gerechnet zu sein, was doch wohl individuell Reutersche Schöpfung ist, dann allerdings oft allgemeiner Anwendung gefunden hat. Br.

Geschichte des deutschen Zeitungswesens von den ersten Anfängen bis zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches. Von Ludwig Salomon. Zweiter Band. Die deutschen Zeitungen während der Fremdherrschaft. (1792—1814.) (Napoleon I. und die deutsche Presse.) Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung (A. Schwartz).

Dem ersten Bande der Geschichte des deutschen Zeitungswesens, der von der Reformation bis zum Ende des 18. Jahrhunderts führte, schließt sich diese Darstellung mit den gleichen Vorzügen an, die jenem Werke eigen waren. Beherrschung des weitschichtigen Materials verbindet sich mit fesselnder Form. Auch für sich genommen, bietet das vorliegende Buch höchst anregenden, in sich geschlossenen Inhalt. Es ist ein wichtiger Beitrag zur allgemeinen politischen und kulturellen Geschichte Deutschlands in der Zeit Napoleons, dessen unerhörte Herrschermacht und grenzenlose Willkür aus diesen Blättern klarer erhellen als aus mancher Kriegs- und Diplomatengeschichte. Den Zeitschriften hätte ein größerer Abschnitt gewidmet werden können. Br.

Aus Jac. Berzelius' und Gustav Magnus' Briefwechsel in den Jahren 1828 bis 1847. Herausgegeben von Edvard Hjelt. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn.

Es ist ein dankenswertes Unternehmen, die Schöpfer der modernen Chemie durch Veröffentlichung ihrer Briefe als Menschen und als Forscher uns näher zu bringen. Naturgemäß steht für die erste Hälfte des zu Ende gegangenen Jahrhunderts der Altmeister Berzelius im Mittelpunkte der nordeuropäischen Chemie. In seinem Briefwechsel mit Magnus tritt er uns in seiner offenen Menschlichkeit entgegen, wie wir ihn aus seinen Briefen an Liebig und Mitscherlich schon kennen. Die veröffentlichten Briefe enthalten wertvolles Material zur Beurteilung von Zeitgenossen und Universitätsverhältnissen; namentlich sind die Mitscherlich, Dumas und Liebig betreffenden Abschnitte in ihrer subjektiven Färbung von hohem Interesse. M. D.

Zur Geschichte des sittlichen Denkens und Lebens. Vorträge von A. Dorner. Hamburg, Leopold Voß.

Die großen Lebensfragen der Gegenwart erfordern eine philosophische, der persönlichen Ergriffenheit entstammende und aufs Ganze gerichtete Behandlung. So werden auch die ethischen Aufgaben von Dorner erfaßt. Ihre geschichtliche Entwicklung und gegenwärtige Lage schildert er ohne Pedanterie, aber auch glücklicherweise ohne Oberflächlichkeit. Dem Fachphilosophen wird manches breit und selbstverständlich erscheinen, zumal der Gedankeninhalt nur selten durch feinere stilistische Reize schmackhaft gemacht wird; aber der Kreis gebildeter Männer und Frauen, für den diese Vorträge bestimmt waren, hat sicherlich an der Tüchtigkeit und Klarheit der Mitteilung seine Freude gehabt. Am besten gelungen scheinen uns die Partien, in denen das jetzt bestehende Verhältnis der Ethik zur Religion und zu den Kulturgebieten abgehandelt wird. M. D.

Der deutsche Nationalverein, seine Entstehung und sein Wirken. Von Dr. Rudolf Schwab. Berlin 1902. Georg Reimer.

Der Nationalverein, eine der wichtigsten Etappen auf dem Wege zur Einigung Deutschlands, wird hier in seiner geschichtlichen Entwicklung und politischen Bedeutung objektiv und anschaulich dargestellt. Die wichtigsten Geschichtswerke, Briefe und Memoiren sind mit großer Sachkenntnis verwertet, außerdem als besonders ergiebige und für die Wahrheit bürgende Quellen: die Protokolle der Generalversammlungen des Nationalvereins, sowie Berichte der Augsburger Allgemeinen Zeitung aus den Jahren 1859 bis 1867. Br.

Das freie Reingöttliche im Menschen als das Grundelement aller echten Moral. Von Hermann Geist. Weimar 1902. Herm. Böhlaus Nachf.

Der Verfasser fordert als Grundlage der Moral die wahre Religiosität, d. h. die freie geistige Einheit mit dem lebendigen Göttlichen. Trotz Kant glaubt er: das reale Wesen in uns erweise (durch einfache logische Schlußfolgerung) auch die Realität der obersten Ursache, aus der es stammt. Aller Pessimismus und Egoismus wird von ihm bekämpft. Er vertraut darauf, daß der Mensch durch Erkenntnis des in ihm lebenden Gottes die jetzigen ungesunden Geisteszustände überwinde und hofft vor allem auf den Genius des deutschen Volkes. — Bei den zahlreichen, manchmal recht ausgedehnten Zitaten hätten die Quellen angegeben werden sollen, denn gelegentlich entsteht doch der Wunsch, noch weitere Belehrung aus ihnen zu schöpfen. M. D.

Unter deutscher Flagge quer durch Afrika von West nach Ost. Von 1880 bis 1883 ausgeführt von Paul Pogge und Hermann v. Wißmann. Von Hermann v. Wißmann. 8. Auflage. Berlin. Hermann Walther.

Vor annähernd zehn Jahren habe ich in dieser Revue meine Meinung dahin ausgesprochen, daß die Bücher von Hermann Wißmann und Bartholomäus v. Werner die besten deutschen Reisebeschreibungen sind. In der Zwischenzeit ist eine große Reihe von Büchern ähnlicher Art durch meine Hände gegangen, aber soweit Reisen unter wilden Völkern in betracht kommen, hat sich mein Urteil nur in soweit geändert, als das Werk von Karl von den Steinen (Naturvölker Zentralbrasiliens) hinzugekommen ist, das wissenschaftlich weit höher steht als die beiden genannten, aber so ganz andre Zwecke und Aufgaben verfolgt, daß es zum Vergleiche schwer herangezogen werden kann. Insbesondere ist Karl von den Steinen der Verkehr mit den Eingeborenen so leicht gemacht worden, daß als schwarzer Knigge, als Lehrbuch der Kunst, auch unter schwierigen Verhältnissen mit den Wilden ohne Blutvergießen fertig zu werden, das Wißmannsche Buch als unübertroffenes Muster dasteht. Es kann daher nur mit Freuden begrüßt werden, daß das vortreffliche Werk auch vom Publikum anerkannt und nunmehr schon zum achten Male aufgelegt wird.

Ein Bild des jetzigen Doktors, Majors und Edelmannes, geschmückt mit vielen Orden, ziert das Titelblatt der neuen Auflage.

Karl Friedrichs.

Griechische Erinnerungen eines Reisenden. Herausgegeben von Theodor Birt. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung.

Große begeisterte Wärme der Empfindung ist verschwistert mit einer nüchternen Kritik, die selbst vor schlechten Witzen nicht zurückscheut. Dem scharfen Auge des Verfassers gelingt es, dem vielbeschriebenen und vielbesungenen Lande manche neue Eindrücke abzugewinnen, die seinen Vorgängern entgangen sind. Nicht nur durch seinen Stil, sondern auch durch den Inhalt beweist die Schrift ihr Recht auf Existenz und Veröffentlichung. K. F.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Albert I. Fürst von Monaco. Eine Seemanns-Laufbahn. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Alfred H. Fried. Berlin, Boll & Pickardt.

Angewandte Geographie. Hefte zur Verbreitung geographischer Kenntnisse in ihrer Beziehung zum Kultur- und Wirtschaftsleben. Herausgegeben von Prof. Dr. Carl Dove. I. Serie. 6. Heft: Die Niederländer als Nation. Von Dr. Karl Menne. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. M. 2.40.

Aufhäuser, Dr. David, Lucindens Fluch. Ein Goethespiel in drei Aufzügen. Frei nach „Dichtung und Wahrheit". Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 1.50.

Baudelaire, Charles, Gedichte in Vers und Prosa. Uebersetzt von Camill Hoffmann und Stefan Zweig. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.

Benz, Fried., Präludium zur Tragödie vom Mann und Weib. Gedichte. München, Lyrik-Verlag.

Berenson, Bernhard, Italienische Kunst. Studien und Betrachtungen. Aus dem Englischen von Julius Zeitler. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.

Berg, Leo, Litteraturmacher. Berlin, Johannes Räde. M. 1.—

Björnson, Björnstjerne, Ueber unsre Kraft. Schauspiel in zwei Teilen. Wohlfeile Volksausgabe. München, Albert Langen. M. 2.—

Björnson, Björnstjerne, Laboremus. Drama. Wohlfeile Volksausgabe. München, Albert Langen. M. 2.—

Bousset, Prof. Dr. Wilhelm, Das Wesen der Religion, dargestellt an ihrer Geschichte. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. M. 4.—

Brieger-Wasservogel, Lothar, Max Klinger. Mit Porträt. Band XII von „Männer der Zeit". Leipzig, Hermann Seemann Nachf.

Burger, Fritz, Gedanken über die Darmstädter Kunst. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.

Cardella, G. Palumbo, Crispi e „I tempi nuovi". Dalla Rivista d'Italia, Agosto 1902. Rom.

Dahn's, Felix Sämtliche Werke poetischen Inhalts; neue Folge. Band I und II. Erscheint in 15 Lieferungen à M. 1.— oder in 4 Bänden zu je 3 bis 5 Lieferungen. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Dornblüth, Dr. med. Otto, Gesunde Nerven. Aerztliche Belehrungen für Nervenkranke und Nervenschwache. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Wilh. Werther's Verlag.

Dorner, D. Dr. A., Grundriss der Religionsphilosophie. Leipzig, Dürr'sche Buchandlung. M. 7.—

Dyckerhoff, Traugott Wilhelm, Gesammelte Schriften. Essen, G. D. Baedeker. Gebunden M. 6.—

Ernst, Prof. Dr. Paul, Wege und Wanderungen der Krankheitsstoffe. Akademische Antrittsrede. Zürich, Zürcher & Furrer.

Fernandes, Georg, Die große Krippe. Eine Komödie in 5 Akten. München, Carl Haushalter.

Fischer, Emil, Synthesen in der Purin- und Zuckergruppe. Vortrag vor der schwedischen Akademie der Wissenschaften zu Stockholm. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 80 Pf.

Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Band XXII, Heft 8. Dr. Paul Schanz, Die moderne Apologetik. Heft 9. Anton Schumm, Frankreichs letzter Ritter. Heft 10. Nik. Scheid, Edmond Rostands Entwicklungsgang und seine Beziehung zur deutschen Literatur. Preis des Bandes (12 Hefte) M. 3.60. Einzelhefte 50 Pf. Hamm i. W., Verlag von Breer & Thiemann.

Funck-Brentano, Frantz, Die Giftmord-Tragödie nach den Archiven der Bastille. Mit einem Vorwort von Albert Sorel. Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Französischen von Nina Knoblich. Mit 8 Illustrationen. München, Albert Langen. M. 4.—

Goethes Sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in vierzig Bänden. Herausgegeben von Eduard von der Hellen. Band 23. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. Preis des Bandes geheftet M. 1.20, in Leinwand gebunden M. 2.—, in Halbfranz M. 3.—

Greppi, Conte Giuseppe, Le rivoluzione francese nel carteggio di un osservatore italiano (Paolo Greppi), Volume secondo. Milano, Ulrico Hoepli. Lire 5.50.

Guthmann, Johannes, Ueber Otto Greiner. Mit 3 Lichtdrucktafeln und 14 Illustrationen. Leipzig, Karl W. Hiersemann. M. 2.—

Haan, Otto, Parnaßblüten. Lyrische Fiktionen. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2.—

Hallström, Per, Florentinischer Abendtraum. Erzählungen und Novellen. Aus dem Schwedischen von Francis Maro. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.

Hartwich, Otto, Richard Wagner und das Christentum. Leipzig, Georg Wigand. M. 2.—

Hebentanz-Kaempfer, Lucy v., Taubenflug. Roman. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft. M. 4.—

Heberlin, Dr. med., Der habituelle Schwachsinn des Mannes. Zoologisch-sociale Studie. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2.—

Heijermans, Herm. Jr., Ghetto. Ein Trauerspiel in drei Aufzügen. Autorisierte Uebersetzung von Franziska de Graaf. Leipzig, R. F. Koehler. M. 2.—

Heine, Thomas Theod. und Ludwig Thoma, Die bösen Buben. Mit zahlreichen bunten Illustrationen. München, Albert Langen. Kartoniert M. 2.—

Hensel, Prof. Dr. Paul, Hauptprobleme der Ethik. Sieben Vorträge. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.60.

Herr, Dr. jur. E., Neue Bahnen der Polenpolitik. Skizze einer zu schaffenden Polengesetzgebung. Berlin, Otto Liebmann. M. 1.50.

Illustrierte Geschichte der deutschen Litera-

tur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. Anselm Salzer. Mit 110 farbigen und schwarzen Beilagen, sowie über 300 Textabbildungen. Heft 8. Vollständig in 20 Lfg. à M. 1.—. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft.

Jähns, Max, Geschichtliche Aufsätze. Ausgewählt und herausgegeben, sowie mit einer biographischen Einleitung versehen von Karl Koetschau. Nebst einem Anhang: „Max Jähns als militärischer Schriftsteller" von Alfred Meyer. Mit Bildnis Jähns. Berlin, Gebrüder Paetel. M. 10.—

Janitschek, Maria, Aus Aphroditens Garten. Band I: Maiblumen. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.

Korolenko, W., Ein gewöhnlicher Fall und andere Erzählungen. Deutsch von G. Polonskij. Band 8 der Internationalen Novellen-Bibliothek. München, Dr. J. Marchlewski & Co. M. 1.50.

Kretzer, Lic. Dr. Eugen, Joseph Arthur Graf v. Gobineau. Sein Leben und sein Werk. Mit Bildnis. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. Gebunden M. 4.—

Kublin, Siegmund, Weltraum, Erdplanet und Lebewesen. Eine dualistisch-kausale Welterklärung. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 3.—

Külpe, Frances, Wera Minajew. Kämpfe einer Mädchenseele. Leipzig, Hermann Nachf.

Kulturprobleme der Gegenwart. Herausgegeben von Leo Berg. Band VI: Die Trusts und die Zukunft der Kulturmenschheit. Von Theod. Duimchen. Berlin, Joh. Räde. Abonnementspreis auf 6 bis 8 Bände pro Jahr M. 2.— pro Band; Einzelpreis M. 2.50.

Kunz, Otto, Mama. Drama in drei Akten. Wien und Leipzig, Carl Fromme.

Kurz, Isolde, Die Stadt des Lebens. Schilderungen aus der Florentinischen Renaissance. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.

Lauterer, Ernst, Taunusstimmen. Ein Buch für Deutsche. Frankfurt a. M., Mahlau & Waldschmidt. Gebunden M. 4.—

Litzmann, Prof. Berthold, Das deutsche Drama in den litterarischen Bewegungen der Gegenwart. Vorlesungen, gehalten an der Universität Bonn. Vierte Auflage. Hamburg, Leop. Voß. M. 4.—

Loewenberg, Dr. J., Gustav Frenssen (von der Sandgräfin bis zum Jörn Uhl). Mit Bildnis Gustav Frenssens. Hamburg, M. Glogau. 50 Pf.

Lollée, Frédéric, Histoire des Littératures comparées. Des Origines au XXe Siècle. Préface de O. Gréard, de l'Académie Française. Paris, Librairie Ch. Delagrave. Fr. 3.50.

Luzifer. Zeitschrift für Seelenleben und Geisteskultur, Theosophie. Herausgegeben von Dr. Rudolf Steiner. Nr. 1, Juni 1903. Jährlich 12 Nummern M. 6.—. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn.

Marey, M., Fonctions et Organes. Paris, Editions de la Revue Bleue et de la Revue Scientifique.

Mendonça d'Oliveira, Goivos (Versos). Lisboa, Antiga Casa Bertrand.

Meyer, Ernst Teja, Sigrid, ein Frühlingstraum. Eine Liebesgeschichte. Rostock, C. J. E. Volckmann.

Meyer-Förster, Wilhelm, Die Fahrt um die Erde. Roman. Neue illustrierte Ausgabe mit 25 Bildern von Adolf Wald. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 3.—

Modern Philology. A Quarterly Journal devoted to research in Modern Languages and Literatures. Vol. I. Nr. 1. June 1903. Chicago, The University of Chicago Press. (Leipzig, Otto Harrassowitz) Subscription per year, foreign $ 3.50.

Nietzsche, Friedrich. Nachgelassene Werke. Band XIII. Unveröffentlichtes aus der Umwertungszeit (1882/83 bis 1888). Leipzig, C. G. Naumann.

Pierret, Emile, L'Esprit Moderne. Paris, Perrin & Cie. Fr. 3.50.

Preyer, Dr. Axel, Indo-Malayische Streifzüge. Beobachtungen und Bilder aus Natur und Wirtschaftsleben im tropischen Süd-Asien. Mit 50 Abbildungen. Leipzig, Th. Grieben's Verlag. M. 5.50.

Russland und Finnland. Vom russischen Standpunkte aus betrachtet. Von Sarmatus. Berlin, Franz Siemenroth.

Scapinelli, Carl Conte, Bezirkshauptmann von Lerchberg. Roman. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft. M. 3.—

Schmarsow, Prof. Dr. August, Unser Verhältnis zu den bildenden Künsten. Sechs Vorträge über Kunst und Erziehung. Leipzig, B. G. Teubner. M. 2.—

Scholé, J. C., Der Ritter. Eine Dichtung. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 1.50.

Schur, Ernst, Paraphrasen über das Werk Melchior Lechters. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.

Thode, Henri, Wie ist Richard Wagner vom deutschen Volke zu feiern? Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 60 Pf.

Thode, Henri, Schauen und Glauben. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 40 Pf.

Vrchlicky, Jaroslav, Vittoria Colonna. Gedicht. Aus dem Böhmischen von Johann Spácil. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 1.—

Zapolska, Gräfin Gabriele, Käthe, die Karyatide. Roman eines Dienstmädchens. Deutsche autorisierte Bearbeitung von Albert Weiß. Zwei Bände. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Achtundzwanzigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

1. Juli 1903

Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis — Seite

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1903

Preis des Jahrgangs 24 Mark

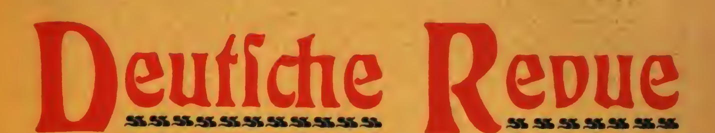


Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. – Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Achtundzwanzigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

1. August 1903

Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld



Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

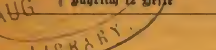
Inhalts-Verzeichnis Seite

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig

1903

Preis des Jahrgangs 24 Mark

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. – Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstr. 121



Achtundzwanzigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

1. August 1903

Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis Seite

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig

1903

Preis des Jahrgangs 24 Mark

Anzeigen.

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 40 Pfennig. — Bei Wiederholungen einer Anzeige angemessener Rabatt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncen-Expeditionen und bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Abteilung für Anzeigen, in Stuttgart, Neckarstr. 121/123.

Jahres-Abonnement für ganze Seiten, in 12 aufeinanderfolgenden Heften, nach Uebereinkunft.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. – Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart Neckarstr.

Achtundzwanzigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte
1. September 1903
Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

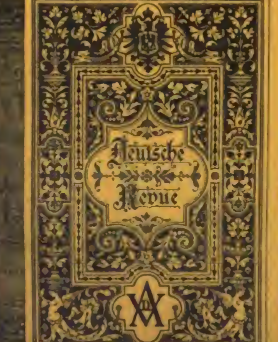
Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig
1903
Preis des Jahrganges 24 Mark

Anzeigen.

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 40 Pfennig. — Bei Wiederholungen einer Anzeige angemessener Rabatt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncen-Expeditionen und bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Abteilung für Anzeigen, in Stuttgart, Neckarstr. 121 ...

Jahres-Abonnement für ganze Seiten, in 12 aufeinanderfolgenden Heften, nach Uebereinkunft.



Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstr. 121-23.

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von * * * * *

Richard Fleischer

Achtundzwanzigster Jahrgang. Vierter Band

Oktober- bis Dezember 1903



Stuttgart und Leipzig 1903 Deutsche Verlags-Anstalt

Inhalt

des

Vierten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXVIII

(Oktober bis Dezember 1903)

Berichte aus allen Wissenschaften

Kleine Revuen

Rechberg und Bismarck 1863 bis 1864.

Von

Friedrich Graf Revertera.

Die Erinnerungen eines Diplomaten in St. Petersburg haben in den Monatheften der „Deutschen Revue" vom März und April 1903 freundliche Aufnahme gefunden. Dem Wunsche ihrer Redaktion entsprechend, fahre ich in meiner Erzählung fort, muß aber des Zusammenhanges wegen mit einer Episode aus meinem Privatleben den Anfang machen, die für die wenigsten der Leser von Interesse sein kann. Ich will mich dabei so kurz als möglich aufhalten.

Das Jahr 1863 war das glücklichste meines Lebens. Ich gewann Herz und Hand einer Tochter des Hauses Buturlin, die ich am 20. April zum Traualtare führte. Um Glück und Liebe in vollen Zügen zu genießen, trat ich in Disponibilität, verließ die St. Petersburger Gesandtschaft, der ich als Legationsrat angehörte, und eilte mit meiner jungen Frau der Heimat zu, wo wir von meinen Anverwandten mit Ungeduld erwartet wurden.

Durch das verwüstete Polen, wo die Spuren der letzten Kämpfe noch überall zu erkennen, alle Bahnhöfe militärisch besetzt waren, gelangten wir bei Wirballen an die preußische Grenze und hatten bald darauf in Königsberg ein unliebsames Abenteuer zu bestehen. Ich versäumte, während ich nach Berlin telegraphierte, um Wohnung zu bestellen, den Abgang des Zuges, in dem sich meine Frau bereits befand. Ein dienstfertiger Beamter versicherte auf mein Befragen, die junge Dame habe sehr aufgeregt geschienen, als sich der Zug ohne mich in Bewegung setzte; das trug nun, wie begreiflich, zu meiner Beruhigung wenig bei, hätte mich aber noch lebhafter beunruhigt, wenn ich ahnen konnte, daß die Aermste aus Schreck von einem heftigen Nasenbluten befallen wurde, das erst nach langer Zeit und mit vieler Mühe gestillt werden konnte. Es wurden nun zwischen uns auf der ganzen Strecke bis Berlin häufig Depeschen gewechselt, und als ich am Abend des folgenden Tages nach dreißigstündiger Trennung daselbst eintraf, empfing mich die junge Strohwitwe am Bahnhofe und brachte mich triumphierend zum Gasthofe, wo schon viele Neugierige darauf warteten, ob der treulose Gatte doch wieder zur Stelle geschafft wurde. Die Teilnahme aller der Fremden wirkte

mehr erheiternd als rührend, aber wir fühlten uns glücklich, wieder vereinigt zu sein.

Nach kurzem Aufenthalte in Berlin fuhren wir nach Wien und Linz, fanden in Familien- und Freundeskreisen die herzlichste Aufnahme, zogen aber bald weiter, über Brüssel nach England und Schottland, in dessen malerischem Hochlande wir schöne Tage verlebten. So genußreich das Reisen eines jungen und liebenden Ehepaares auch ist, wäre es doch besser gewesen, diese zweckwidrige Sitte nicht mitzutun. Mehr Ruhe hätte uns eine schmerzliche Erfahrung erspart, die unter gleichen Umständen schon viele vor uns gemacht haben und viele andre wieder machen werden, wenn nicht die Mode der Hochzeitsreisen einer vernünftigeren Gepflogenheit weicht.

Einige Wochen der Erholung im Elternhause waren bald vorüber, und wie die Zugvögel nahmen wir unsern Flug abermals nach Rußland, besuchten die Güter meiner Frau im Rjäsanschen Gouvernement, genossen durch einige Zeit die Ruhe auf dem schönen Landsitze meiner Schwiegermutter bei Moskau und dachten daran, uns für den folgenden Winter in Wien niederzulassen. Eine Wohnung war bald gefunden und wurde wie für einen längeren Aufenthalt entsprechend eingerichtet. Die Aufmerksamkeiten, deren sich meine Frau von seiten des Hofes und der Gesellschaft zu erfreuen hatte, befriedigten ihr empfängliches Gemüt. Sie fühlte sich bald heimisch in den neuen Verhältnissen, als plötzlich ein Wechsel eintrat, auf den wir beide durchaus nicht gefaßt waren.

In Berlin war am 16. Januar 1864 ein Protokoll unterschrieben worden, das folgendermaßen lautete:

1. Protokoll, aufgenommen in Berlin 16. I. 64.

Da den Regierungen von Oesterreich und Preußen daran gelegen ist, die deutsch-dänische Angelegenheit zu einem dem Wohle und den Interessen Deutschlands und der Herzogtümer entsprechenden Ziele zu führen und zu diesem Behufe einen durchaus gemeinsamen Gang einzuhalten, so sind zu diesem Zwecke die Unterzeichneten, nämlich:

Der Kaiserlich österreichische außerordentliche Gesandte und bevollmächtigte Minister bei Seiner Majestät dem Könige von Preußen, Graf Károlyi 2c.

und

der Königlich preußische Ministerpräsident und Minister der Aeußeren Angelegenheiten v. Bismarck-Schönhausen 2c.

zu einer Konferenz zusammengetreten.

Es wurde die nachstehende Punktation vorgelegt.

1.

Oesterreich und Preußen werden in Frankfurt wiederholt auf die Annahme ihres Antrages vom 28. Dezember dringen, und falls die Bundesversammlung diesen Antrag genehmigt, die Königlich dänische

Regierung im Namen des Bundes auffordern, die Verfassung vom 18. November 1863 in Ansehung des Herzogtums Schleswig definitiv zurückzunehmen.

Erfolgt diese Zurücknahme nicht binnen 48 Stunden, so werden die Gesandten von Oesterreich und Preußen Kopenhagen verlassen, und das Herzogtum Schleswig wird von den schon in Bereitschaft gehaltenen österreichischen und preußischen Truppen, sowie von den etwa nach Maßgabe der desfalls in Frankfurt zu treffenden Anordnungen weiter heranzuziehenden Bundestruppen besetzt werden.

2.

In dem Falle, wenn der erwähnte Antrag vom 28. Dezember vom Bunde nicht die Mehrheit der Stimmen erhielte, oder wenn statt desselben ein andrer Antrag angenommen würde, wonach die Besetzung Schleswigs aus Anlaß der streitigen Erbfolgefrage, also aus einem Motive stattzufinden hätte, welches nach den Grundgesetzen des Bundes ein offensives Vorgehen jenseits des Bundesgebietes nicht rechtfertigen könnte, vielmehr den Beschluß als unvereinbar mit der Verfassung des Bundes und dessen Kompetenz überschreitend erscheinen lassen würde, so würden Oesterreich und Preußen in Frankfurt erklären lassen, daß sie sich nunmehr zur Geltendmachung der Rechte Deutschlands auf ihr eignes selbständiges Handeln angewiesen fänden, und sie würden demgemäß die Führung der Angelegenheiten in ihre eignen Hände nehmen.

In diesem Falle würden Oesterreich und Preußen nur im eignen Namen die Königlich dänische Regierung zur Zurücknahme der Verfassung vom 18. November auffordern, und im Weigerungsfalle würden nur österreichische und preußische Truppen nach Holstein vorrücken.

3.

Oesterreich und Preußen werden ungesäumt alle militärischen Vorkehrungen treffen, um in dem Falle des Art. 2 mit ihren eignen Streitkräften und ohne Mitwirkung der in Holstein stationierten Bundestruppen die Eider in der Stärke zu überschreiten, welche einen Angriff oder eine Umgehung der festen Stellung des Dannvirken möglich macht. Ein kaiserlich österreichischer höherer Offizier wird sich nach Berlin begeben, um mit der Königlich preußischen Regierung die in dieser Beziehung erforderlichen, aus dem Bereiche der Frankfurter militärischen Punktation vom 1. Dezember 1863 heraustretenden Verabredungen zu treffen.

4.

Im Falle der Besetzung Schleswigs durch Bundestruppen oder durch österreichische und preußische Truppen werden die beiden Mächte nicht zugeben, daß durch Demonstrationen der Entscheidung der Sukzessionsfrage

tatsächlich irgendwie vorgegriffen werde. Die oberste Autorität in Schleswig wird durch den Oberbefehlshaber der Truppen ausgeübt werden, welchem für die Zivilverwaltung Kommissäre beigegeben werden sollen.

Die Autorität des Königs von Dänemark wird suspendiert werden, und Einwirkung dänischer Behörden oder Demonstrationen eines Teiles der Bevölkerung in dänischem Sinne werden ebenso wenig geduldet werden, als Versuche der Augustenburgischen oder der demokratischen Partei, von außen her, oder im Lande selbst, politische Kundgebungen hervorzurufen.

5.

Auf einen Vorschlag der nicht-deutschen Mächte, unter vorläufiger Aufrechthaltung des status quo in den Herzogtümern Konferenzen über die deutsch-dänische Angelegenheit abzuhalten, werden die Höfe von Oesterreich und Preußen nur unter der Voraussetzung eingehen, daß entweder die Zurücknahme der Verfassung vom 18. November 1863 oder die Besetzung Schleswigs durch Bundestruppen oder durch österreichische und preußische Truppen erfolgt sein wird.

Für den Fall, daß es zu Feindseligkeiten in Schleswig käme und also die zwischen den deutschen Mächten und Dänemark bestehenden Vertragsverhältnisse hinfällig würden, behalten die Höfe von Oesterreich und Preußen sich vor, die künftigen Verhältnisse der Herzogtümer nur im gegenseitigen Einverständnisse festzustellen. Zur Erzielung dieses Einverständnisses würden sie eintretenden Falles die sachgemäßen weiteren Abreden treffen. Sie werden jedenfalls die Frage über die Erbfolge in den Herzogtümern nicht anders als im gemeinsamen Einverständnisse entscheiden.

6.

Für den Fall tatsächlicher Einmischung andrer Mächte in den Streit zwischen Deutschland und Dänemark bleiben weitere Vereinbarungen vorbehalten.

Die in den vorstehenden sechs Punkten enthaltenen Verabredungen werden hiermit durch Unterschrift und Insiegel der Unterzeichneten beurkundet und sollen dieselben Kraft und Geltung haben, als ob sie den Inhalt eines förmlichen Vertrags-Instrumentes bildeten.

Nachdem erkannt worden, daß die in § 1 und 2 enthaltenen Voraussetzungen wegen eventueller Teilnahme des Deutschen Bundes durch den Bundesbeschluß vom 14. Januar d. J. erledigt worden, die übrigen Bestimmungen aber den Absichten ihrer bez. Regierungen entsprechen, wurde die Punktation in allen diesen Bestimmungen aufrecht erhalten und definitiv abgeschlossen und das gegenwärtige Protokoll in doppelter Ausfertigung darüber unterzeichnet.

So geschehen, Berlin 26. Januar 1864.

A. Károlyi. Bismarck-Schönhausen.

Demgemäß hatten die österreichischen und preußischen Truppen am 1. Februar unter dem Oberbefehle des Feldmarschalls Wrangel die Eider überschritten, um in Güte oder mit Gewalt das Herzogtum Schleswig in Pfand zu nehmen. Die Verwaltung sollte für die Dauer der Suspendierung der Autorität des Königs von Dänemark durch zwei Zivilkommissäre geführt werden, von denen Oesterreich den einen und Preußen den andern zu ernennen hätte. Graf Rechberg überraschte mich mit der Anfrage, ob ich geneigt wäre, in dieser Eigenschaft nach Schleswig zu gehen, indem er hinzufügte, daß Seine Majestät der Kaiser Wert darauf legten, daß ich mich zur Verfügung stelle.

Ich verlangte Bedenkzeit, wurde aber gebeten, nachdem der preußische Kommissär schon ernannt und die Inpfandnahme des Herzogtums in vollem Zuge war, mich möglichst schnell zu entscheiden. Das war nun für mich keine leichte Sache. Vor allem mußte ich meinen kaum organisierten Hausstand eiligst wieder auflösen, den ich bei der unabsehbaren Dauer meiner Abwesenheit nicht fortbestehen lassen konnte. Wichtiger als dieses war ein andres Bedenken, das ich trotz aller gewohnten Bereitwilligkeit, den Willen des Kaisers zu tun, doch glaubte, ernstlich erwägen zu müssen. War ich, ohne genügende Vorkenntnis, der Aufgabe gewachsen, die so unvermutet an mich herantrat?

Worin dieselbe bestand, das sollte ich aus einer noch unfertigen Instruktion erfahren, die mir erst in letzter Stunde zugefertigt wurde, auch dann aber alle meine Zweifel nicht zu lösen vermochte. „Die Zivilkommissäre," hieß es darin, „haben die Verwaltung des Herzogtums, soweit immer tunlich, nach den dort bestehenden Landesgesetzen zu leiten."

„Sämtliche Behörden und Beamte sind, sofern sie sich der Autorität des Oberbefehlshabers und der Zivilkommissäre fügen, in ihren Aemtern zu belassen."

„In politischer Beziehung wird es die wesentliche Aufgabe der Kommissäre sein, alle und jede Demonstration zu verhindern und nötigenfalls zu reprimieren, die der künftigen Regelung der Verhältnisse in irgend einer Richtung präjudizieren könnten."

„Namentlich ist unter keiner Bedingung die Proklamierung des Prinzen von Augustenburg als Landesherrn zu gestatten, und es ist gegen die sogenannten Schleswig-Holstein-Vereine mit aller nötigen Strenge einzuschreiten. Es versteht sich, daß das persönliche Erscheinen des Prinzen Friedrich auf Schleswigschem Gebiete unter allen Umständen verhindert werden müsse."

„Gegenüber den beiden Nationalitäten im Herzogtum werden Ew.... sich eine vollkommen unparteiische Gerechtigkeit zur Richtschnur Ihres Wirkens zu machen haben."

„Mit der in Holstein vom Deutschen Bunde eingesetzten Verwaltung wird gute Nachbarschaft zu pflegen sein, wobei jedoch nicht aus dem Auge zu verlieren sein wird, daß die Bundeskommissäre in Holstein den Bestrebungen der Augustenburgschen Partei eine viel zu weit gehende Konnivenz haben angedeihen lassen."

„Es bedarf endlich nicht erst der Bemerkung, daß Ew.... sich das ver-

trauensvollste Einvernehmen mit Ihrem preußischen Herrn Kollegen wollen angelegen sein lassen."

„Zunächst also," sagte mir Graf Rechberg bei Ueberweisung dieser Instruktion, „wird Ihre Tätigkeit eine administrative sein, unter Umständen aber auch einen diplomatischen Charakter annehmen."

Ich hatte zwar in vormärzlicher Zeit einige Monate bei der niederösterreichischen Landesregierung praktiziert, war aber im Kriegsjahre 1848 in die Armee eingetreten und nach geschlossenem Frieden in den diplomatischen Dienst übernommen worden. In einer bewegten Zeit und einem mir fremden Lande an die Spitze der Verwaltung zu treten, schien mir ein gewagter Entschluß, selbst wenn ich darauf zählen konnte, daß mein preußischer Kollege ein Mann von Erfahrung und praktischer Schulung sein würde.

Diese nachdrücklich begründeten Einwendungen fanden, ich muß es sagen, wenig Gehör. Ich bat, mir zu sagen, was in dem nicht unmöglichen Falle zu geschehen hätte, wenn der Prinz von Augustenburg, der unter bundesrätlichem Schutze in Kiel residierte, das Verbot, das Herzogtum Schleswig zu betreten, durchbrechen und versuchen würde, sich dort von seinen Anhängern huldigen zu lassen?

„Dann hängen Sie ihn auf," erwiderte mir scherzhaft der Minister, der doch zugeben mußte, daß bei der in ganz Deutschland herrschenden Stimmung die bloße Gefangennahme des Prinzen einen Sturm der Entrüstung gegen die verbündeten Kabinette von Wien und Berlin erregt und den Konflikt mit der Majorität der Frankfurter Bundesversammlung, von der sich Graf Rechberg doch nur widerwillig getrennt hatte, auf die Spitze getrieben haben würde.

Und ferner: Wenn der dänische Verwaltungsapparat im Herzogtume versagen, die Renitenz der Beamten alles Regieren unmöglich machen würde, mit welchen Mitteln sollten die Kommissäre das Land weiter verwalten? Darauf erhielt ich keine bestimmte Antwort, wurde aber angewiesen, mich auf der Durchreise in Berlin aufzuhalten und mit Herrn v. Bismarck zu besprechen. Es war unschwer herauszufühlen, daß in der Schleswig-Holsteinschen Frage Graf Rechberg den engen Anschluß an Preußen jeder andern Rücksicht voranstellte, mit der Absicht, das daraus resultierende freundschaftliche Verhältnis zur Verständigung über andre seit Jahren ungelöste Streitfragen zu benutzen — mit welchem Erfolge? Das sollte er bald erfahren.

Nachdem meine Bedenklichkeiten unbeachtet blieben und ich dringend gebeten wurde, sie zu überwinden, hielt ich dafür, jeden längeren Widerstand aufzugeben, und machte mich anheischig, binnen fünf Tagen reisefertig zu sein.

Da kam unerwartet schnell die Nachricht von dem am 3. Februar vorgefallenen Gefechte bei Oberselk und der Erstürmung des Königsberges durch die Brigade Gondrecourt, nachderhand die Eiserne Brigade benannt, worauf am 5. das Danewerk von der dänischen Armee geräumt wurde. Diese rasch aufeinander folgenden Berichte bildeten den Gegenstand lebhafter Besprechungen auf einem am Abende des 5. Februar abgehaltenen Hofballe, wo namentlich

meine Frau durch die Leichtigkeit, womit sie allen Freuden des Wiener Faschings entsagte, um mir in das entfernte Feldlager zu folgen, die allgemeine Aufmerksamkeit und sympathische Teilnahme erregte.

Wir blieben noch bis zum 9., waren am 10. in Berlin, am 11. in Hamburg und erreichten, nicht ohne Beschwerde, auf schlechten Straßen und bei elendem Wetter am 12. das von Truppen überfüllte Städtchen Schleswig, das uns kaum die notdürftigste Unterkunft zu bieten vermochte. Hier ließ ich meine Frau unter der Obhut des mir zugeteilten Legationssekretärs Grafen Zaluski und eilte voraus nach Flensburg, wohin sie mir am 14. nachfolgte.

Das Armee-Oberkommando war bereits dort, ich fand aber zu meiner Ueberraschung in militärischen Kreisen nicht die frohe Stimmung des Hauptquartiers einer siegreichen Armee. Mit Ausnahme des von Selbstlob und Eitelkeit erfüllten Feldmarschalls sah und hörte ich von nichts als Unzufriedenheit. Die bis dahin erzielten Erfolge befriedigten weder die Führer, noch ihre Truppenkörper. Der ursprüngliche Operationsplan war nicht zur Ausführung gekommen, nachdem der beschleunigte Rückzug der Dänen aus ihren starken Stellungen in dem Danewerk die beabsichtigte Umgehung, bei der dem Armeekorps des Prinzen Friedrich Karl die glänzendste Rolle zugedacht war, vereitelt hatte. Anstatt daß dieses nach Forcierung des Ueberganges über die Schlei zwischen Eckernförde und Missunde die Verteidiger des Danewerks im Rücken gefaßt und zur Kapitulation genötigt oder zum mindesten von der Rückzugslinie nach Düppel abgeschnitten hätte, stieß es auf Hindernisse, die es an der Schlei so lange festhielten, daß das dänische Heer Zeit fand, mit Preisgabe aller Verschanzungen einen geordneten Rückzug anzutreten. Die Enttäuschung, wie es so häufig geschieht, verleitete zu ungerechten Urteilen, von denen namentlich die Oesterreicher betroffen wurden, denen vorgeworfen wurde, durch ihr tolles Drauflosgehen die Dänen, anstatt sie in dem Danewerk festzuhalten, zum vorschnellen Rückzuge veranlaßt zu haben. Wäre das der Fall gewesen, so traf die Schuld jedenfalls nur das Oberkommando, denn nicht nur hatte Wrangel den Angriff befohlen und ihm mit den in seinem Gefolge befindlichen preußischen Prinzen als Zuseher beigewohnt, sondern auch gegen den Widerspruch der Unterbefehlshaber, denen das Anrennen gegen das Danewerk als ein aussichtsloses Wagnis erschien, dazu bereits die Anordnung getroffen, als die Nachricht eintraf, die Positionen seien vom Feinde über Nacht geräumt worden. Abermals entsendete nun Wrangel das Armeekorps des Feldmarschalleutnants Gablenz zur Verfolgung des Feindes, der ihm bei Oeversee ein blutiges Rückzugsgefecht lieferte, infolgedessen die österreichischen Truppen in Flensburg eingezogen wären, wenn ihnen nicht Halt geboten worden wäre, um es dem Prinzen Friedrich Karl zu ermöglichen, daß er nach dem nunmehr vollzogenen Uebergange über die Schlei als erster die Stadt besetzte.

Die Verstimmung darüber war eine allgemeine. Unbefriedigter Ehrgeiz auf preußischer Seite, das Gefühl unverdienter Zurücksetzung im Lager der Oesterreicher, erzeugten ein gewisses Mißbehagen, das zu dämpfen die Befehls-

haber zuweilen große Mühe hatten. Es war gut, daß der Vormarsch des V. Armeekorps gegen Düppel, des Gablenzschen Korps nach Hadersleben an die jütische Grenze, und die Verlegung des Armee-Oberkommandos nach Christiansfeld diesem unerquicklichen Zustande ein Ende machte. Ein Nachspiel dazu lieferte jedoch einige Tage später noch ein Tagesbefehl des Prinzen Friedrich Karl, der dazu bestimmt war, dem von ihm befehligten Korps eine Genugtuung zu verschaffen, und die Okkupation des Herzogtums Schleswig als eine Folge des Ueberganges über die Schlei darstellte, ohne von den Gefechten bei Oberselk und Oeversee die geringste Notiz zu nehmen. Darüber berichtete Feldmarschalleutnant Gablenz am 18.: „Der bekannte in den Zeitungen veröffentlichte Korpsbefehl des Prinzen Friedrich Karl fängt an, namentlich unter den jüngeren Offizieren des mir unterstehenden Korps böses Blut zu machen, so wenig auch die ruhmredigen Behauptungen desselben imstande sein mögen, die bereits feststehende öffentliche Meinung irre zu führen, da nunmehr durch die Zeitungen bekannt wird, daß der Beschluß zur Räumung der Danewerke schon am 4. gefaßt wurde, also noch lange ehe der Uebergang der Schlei bei Arnis erfolgte, und hiezu wohl eher das energische Vorgehen der Brigade Gondrecourt den maßgebenden Ausschlag gegeben haben mag."

„General Falkenstein" (Vogel v. Falkenstein, Generalstabschef des Feldmarschalls), schreibt Gablenz am 19.: „hat übrigens mir sein Bedauern über den so viel Aufsehen erregenden Korpsbefehl Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Friedrich Karl an den Tag gelegt, und war gerade darüber, wie er mir bedeutete, einen Aufsatz zu machen, ob für die Oeffentlichkeit oder als Rapport an Seine Majestät den König, bin ich nicht in der Lage zu sagen. Ich erwiderte, daß meinerseits ich so oft Gelegenheit gehabt habe, die loyalen Gesinnungen von seinen Landsleuten kennen zu lernen, daß dieser Befehl durchaus keinen Eindruck auf mich gemacht habe und, wenn auch einige jüngere Offiziere des 6. Korps eine vermeintliche Verletzung gesehen hätten, so wäre dies eine vorübergehende Sache und werde, wie ich zuversichtlich hoffe, der so schönen bisher beobachteten entente cordiale keinen Abbruch tun." Gablenz wußte mit dem Schwerte besser umzugehen als mit der Feder.[1])

Offenbar um den Eindruck seines Korpsbefehles zu verwischen, schrieb Prinz Friedrich Karl an Gablenz ein verbindliches Dankschreiben für die zum Uebergange über die Schlei nach Missunde und Arnis entsendete Brigade und beglückwünschte ihn zum Siege von Oeversee. Dazu schrieb Gablenz am 24. Februar:

„Bei der unmittelbar nach dem Gefechte bei Oberselk stattgefundenen Besprechung und auf die Aeußerung des Prinzen, daß er sich für Forcierung des Ueberganges bei Arnis zu schwach fühle, falls er sich gleichzeitig gegen Missunde

---

[1]) Das 6. Oesterreichische Korps unter Gablenz erhielt im Verbande der alliierten Armee die Bezeichnung II. Armeekorps, während die preußischen Gardetruppen ein 3. Korps bildeten.

decken müsse, bemerkte ich, ich wäre, um dieses meiner Ansicht nach entscheidende Unternehmen zu unterstützen, bereit, eine Brigade zu dem letztgenannten Zwecke unter der Voraussetzung zur Disposition zu stellen, daß mittlerweile von einem ernstlichen Frontalangriffe auf die Danewerke, der fortwährend in der Absicht des Feldmarschalls lag, und mit den damaligen Mitteln gar keinen Erfolg versprach, abgesehen würde."

Die freimütigen Aeußerungen des Generalleutnants Vogel v. Falkenstein in seinen Unterredungen mit Gablenz bestätigten vollauf die von mir gemachten Wahrnehmungen über die allgemeine Unbeliebtheit des Feldmarschalls. Die Prinzen des Hauptquartieres sprachen sich darüber ebenso unbefangen aus und entschuldigten seine Handlungsweise mit der Unzurechnungsfähigkeit des hohen Alters. Generalleutnant v. Moltke, von König Wilhelm entsendet, um die Sachlage zu prüfen, erstattete darüber einen Bericht, der zur Folge hatte, daß dem Feldmarschall durch Königliches Handschreiben zur Pflicht gemacht wurde, in allen wichtigen Fällen den Rat der drei Korpskommandanten, Prinz Friedrich Karl, Feldmarschalleutnant Gablenz und General Milbe einzuholen. Das war der Anfang zu dem sich allmählich vorbereitenden Wechsel im Oberkommando.

Das Verhältnis der Zivilkommissäre zu Wrangel litt an denselben Gebrechen, wie seine Beziehungen zu den Unterbefehlshabern der Armee. Ich berichtete darüber an den Grafen Rechberg aus Flensburg in den Tagen vor der Verlegung des Hauptquartiers nach Norden: „Würde das Hauptquartier längere Zeit hier bleiben, so wäre es notwendig, die Zivilgewalt des Feldmarschalls einzuschränken, denn seine Eigentümlichkeiten, wie man das zu nennen beliebt, schaffen täglich neue Verlegenheiten. Einen Tag bestätigt er alle Beamte in ihren Funktionen, den folgenden Tag empfängt er eine Deputation und verspricht zahlreiche Absetzungen ohne vorhergegangene Untersuchung u. dgl." ... „Der preußische Zivilkommissär, Freiherr v. Zedlitz, der mir mit kollegialer Höflichkeit entgegenkam, geleitete mich sogleich nach meiner Ankunft zu Wrangel, den ich aus meiner Berliner Zeit schon gut kannte, dessen Empfang aber doch danach beschaffen war, mir das Verhältnis der Unterordnung in einer mehr den militärischen als gesellschaftlichen Formen entsprechenden Weise einzuschärfen. Freiherr v. Zedlitz glaubte, mir darüber eine Entschuldigung machen zu müssen, die aber durch die bekannte, schnurrige Originalität Wrangels von selbst gegeben war. Er gefiel sich darin, Zedlitz und mich täglich zur Berichterstattung vor sich zu laden und erteilte Befehle, deren Befolgung den Zivilkommissären unnütze Schwierigkeiten bereitet hätte. Eine regelmäßige Verwaltung wäre durch sein taktloses Eingreifen nahezu unmöglich gemacht worden."

Es war in dieser Beziehung eine wahre Erleichterung, daß das Armeehauptquartier am 17. Februar nach Christiansfeld an die jütische Grenze verlegt wurde. Daraus aber ergab sich eine neue Verwicklung. Die Inpfandnahme des Herzogtums war nämlich noch keine Kriegserklärung, und eine solche unterblieb auch, trotz des von seiten Dänemarks geleisteten bewaffneten Wider-

standes. Um nun die Dänen zur Räumung der Düppeler Position zu veranlassen, beschloß Wrangel eigenmächtig einen Einbruch in Jütland. Von zweifelhaftem militärischem Werte, denn kompetente Autoritäten hätten einem forcierten Uebergange nach Alsen der Diversion nach Jütland den Vorzug gegeben, war eine derartige Ausdehnung der Operationen über die Grenzen des Herzogtums hinaus im Berliner Protokolle vom 16. Januar nicht vorausgesehen, und unvereinbar mit den von den verbündeten Mächten den Signataren des Londoner Protokolls von 1852 abgegebenen Erklärungen.

Darauf machte ich den Feldmarschall aufmerksam, denn es war zu besorgen, daß England und Frankreich zu ernstem Widerspruche gereizt und eine Parteinahme der neutralen Mächte für Dänemark hervorgerufen werden könnte, die, wie ich wußte, Graf Rechberg zu verhüten ängstlich besorgt war. Das gleiche Bedenken teilte mit mir der dem Armeehauptquartier beigegebene preußische Legationsrat Wagen, dessen sich aber Wrangel bald entledigte. Uns beiden wurde barsch ablehnend der Bescheid, politische Rücksichten dürften auf die Kriegsführung keinen Einfluß üben. Es blieb mir nur übrig, an den Grafen Rechberg zu berichten, und das gleiche tat Feldmarschalleutnant Gablenz mit folgenden Worten:

„Wie mir Generalleutnant v. Falkenstein vertraulich mitteilte, soll nun die Gardedivision in mäßigen Märschen bis Kolding vorgehen, das 6. österreichische Korps (Gablenz) in Abstand eines Truppenmarsches folgen, und sodann nach Jütland eingerückt werden. Man scheint jedoch im Hauptquartiere des Armee-Oberkommandos über die politische Sachlage in Kopenhagen, die für die Operationen nunmehr vor allem maßgebend sein dürften, nur geringe Kenntnis zu haben ...“

„Nach vertraulichen Mitteilungen des Generalleutnants v. Falkenstein scheint im Hauptquartiere eine ziemlich große Zerfahrenheit, und unter den Unterbefehlshabern kein rechtes Einvernehmen zu herrschen. Der Generalstabschef klagte nämlich über die an allen Ecken erwachsenden Schwierigkeiten mit dem Beisatze, daß nur von seiten des k. k. Armeekorps keine Anstände und unbedingte Willfährigkeit obwalten!“

Zugleich bat Gablenz um Weisung, wie er sich zu verhalten habe, wenn ihm befohlen würde, in Jütland einzurücken, und erhielt die Antwort, es sei jedem Befehle des Armee-Oberkommandos unweigerlich Folge zu leisten. Die preußische Garde besetzte nun, nach Ueberschreitung der jütischen Grenze, vorläufig Kolding. Hier aber trat ein Stillstand ein, auf den ich durch eine telegraphische Mitteilung des k. k. Gesandten Grafen Károlyi in Berlin bereits vorbereitet war. Sie lautete: „Feldmarschalleutnant Wrangel ist angewiesen worden, bis auf weiteres die Grenze Jütlands nicht zu überschreiten.“ Dem mußte sich Wrangel wohl fügen, doch gelang es ihm, in Berlin zur Geltung zu bringen, daß ein Zurückweichen aus den bereits eingenommenen Stellungen der Armee zum Nachteile gereichen würde, und so blieb Kolding von der Garde besetzt.

Mittlerweile erschien in Wien, von König Wilhelm geschickt, Generalleutnant v. Manteuffel mit dem Auftrage, die Zustimmung des k. k. Kabinetts zur Okkupation von Jütland zu erwirken, nachdem Dänemark einen englischen Konferenzvorschlag abgelehnt hatte, der von den verbündeten Mächten angenommen worden war. Der im Berliner Protokolle vom 16. Januar vorgesehene Fall tatsächlicher Einmischung andrer Mächte in den Streit zwischen Deutschland und Dänemark war zwar nicht eingetreten, und Herr v. Bismarck hielt ihn für so wenig wahrscheinlich, daß er in seinen Erinnerungen sagen konnte: „Sobald Oesterreich mit uns war, schwand die Wahrscheinlichkeit einer Koalition der andern Mächte gegen uns."

Graf Rechberg aber teilte diese Zuversicht nicht, er gab zögernd, endlich aber doch, um Preußen entgegenzukommen, die Einwilligung zu einem zweiten Protokolle, das am 6. März in Berlin unterschrieben, den folgenden Wortlaut hatte:

2. Protokoll 6. III. 1864.

Im Verfolge der Verabredung vom 16. Januar haben die Regierungen von Oesterreich und Preußen die Frage, die durch den Ausbruch der Feindseligkeiten in Schleswig, sowie durch die maritimen Kriegsmaßregeln Dänemarks entstanden ist, in gemeinsame Erwägung gezogen und bekunden durch das gegenwärtige Protokoll ihr Einverständnis über die nachstehenden Punkte:

1.

Da die vollständige Besetzung des Herzogtums Schleswig den nächsten Zweck der gegen Dänemark ergriffenen Offensive bildet, so wird die Einnahme der Stellungen, die die dänische Armee gegenwärtig noch bei Düppel und auf der Insel Alsen behauptet, das Hauptobjekt bleiben, auf das die Operationen der verbündeten Armee für Schleswig-Holstein gerichtet sein werden.

Nachdem es aber diesen Operationen zum Nachteile gereichen würde, wenn die verbündete Armee an der Grenze Jütlands Halt machte, während der Gegner die Wahl behielte, entweder seine ganze Kraft bei Düppel konzentriert zu behalten, oder die verbündete Armee von Fridericia aus in der Flanke zu beunruhigen; nachdem ferner die von dänischer Seite begonnenen Feindseligkeiten zur See nicht nur die Anwendung von Repressalien, sondern auch die Ausdehnung des Krieges auf das Gebiet des eigentlichen Königreiches Dänemark rechtfertigen; andrerseits militärische Rücksichten einer übermäßigen Verlängerung der Operationslinie entgegenstehen; sind die beiden Regierungen übereingekommen, daß Seine Majestät der König von Preußen dem Armee-Oberkommandanten Feldmarschall Wrangel die Ermächtigung erteilen werde, seine Truppen in Jütland so weit vorzuschieben, als er dies für

erforderlich halten wird, um sich gegen Unternehmungen des Feindes, dem die Festung Fridericia zum Stützpunkt dienen könnte, zu sichern.

2.

Festhaltend an der wiederholt ausgesprochenen Absicht, ihrem Kampfe gegen Dänemark den Charakter eines lokalen Krieges zu erhalten und der Intervention dritter Mächte vorzubeugen, werden die Regierungen von Oesterreich und Preußen, gleichzeitig mit dem eventuellen Vorrücken ihrer Truppen in Jütland, den Kabinetten von Paris, London, St. Petersburg und Stockholm erklären lassen, daß die Einbeziehung Jütlands in die Operationen durch militärische Rücksichten, sowie durch die dänische Kaperei motiviert sei, daher an den früheren Erklärungen der beiden Mächte nichts ändere, und daß sie nicht besser beweisen könnten, wie aufrichtig sie an ihren versöhnlichen Absichten festhielten, als indem sie sich bereit erklärten, einen Waffenstillstand, sei es auf der Basis der Räumung Düppels und Alsens durch die dänischen, und Jütlands durch die österreichisch-preußischen Streitkräfte, sei es auf der Basis des militärischen Uti possidetis, in beiden Fällen unter der gleichzeitigen Bedingung der Einstellung aller Feindseligkeiten zur See, Rückgabe der gekaperten Schiffe und Aufhebung des Embargo anzunehmen, und in eine behufs der Pacifikation abzuhaltende Konferenz der beteiligten Mächte einzutreten.

3.

Da der in Artikel 5 des Protokolls vom 16. Januar vorgesehene Fall des Ausbruches der Feindseligkeiten sich verwirklicht hat, die zwischen den deutschen Mächten und Dänemark früher bestandenen Vertragsverhältnisse sonach hinfällig geworden sind, so ist es der gemeinsame Entschluß der Kabinette von Wien und Berlin, die künftigen Friedensbedingungen unabhängig von den Stipulationen von 1851 bis 1852, die ihre bindende Kraft verloren haben, aufzustellen, und sowohl in bezug auf die Zusammengehörigkeit der Herzogtümer Holstein und Schleswig, als in bezug auf deren verfassungsmäßige, durch die nötigen Garantien zu sichernde Stellung in der dänischen Gesamtmonarchie anderweite, die Rechte und Interessen Deutschlands wahrende Grundlagen auf den Konferenzen in Vorschlag zu bringen. Die beiden Kabinette werden es sich zur Aufgabe stellen, vor ihrem Eintritte in die Konferenzen sich über die desfalls in Betracht zu ziehenden Modalitäten in allen Einzelheiten näher zu verständigen.

Die in den vorstehenden drei Punkten enthaltenen Verabredungen werden hiermit durch Unterschrift und Insiegel der Unterzeichneten, namens ihrer Allerhöchsten Regierungen beurkundet.

So geschehen: Berlin, 6. März 1864.

Károlyi. Bismarck-Schönhausen.

Darüber erhielt ich vom Grafen Rechberg die folgende vom 15. März datierte Mitteilung:

„Unsre Zustimmung zu dem Vorrücken der Armee nach Jütland und die gleichzeitigen identischen Depeschen Oesterreichs und Preußens (an die Signatarmächte des Londoner Protokolles) waren das Ergebnis der zu Wien mit dem königlich preußischen Generalleutnant v. Manteuffel gepflogenen Verhandlungen. Man ist hier über die sehr gewichtigen, sowohl politischen, als militärischen Bedenken, die man gegen die Ausdehnung der Operationen auf Jütland hegte, nur aus Rücksicht auf den dringenden Wunsch Preußens, und nur unter der Bedingung hinweggegangen, daß gleichzeitig mit der Ueberschreitung der jütischen Grenze eine Erklärung von so entschieden gemäßigtem und friedliebendem Charakter abgegeben werde, wie sie in den hier beigefügten identischen Depeschen vom 7. ds. enthalten ist."

„Indem das kaiserliche Kabinett die Einwilligung Preußens für das Anerbieten, einen Waffenstillstand entweder auf der Basis der gegenseitigen Räumung Alsens und Jütlands, oder auf der Basis des einfachen militärischen status quo anzunehmen, erlangte, blieb es seinem Bestreben treu, rechtzeitig, d. h. ehe eine größere europäische Konflagration unausweichlich geworden wäre, eine friedliche Wendung der Dinge herbeizuführen. Daß die nichtdeutschen Mächte den Dänen die freiwillige Räumung der Düppeler Stellung zumuten würden, war nicht zu erwarten. Andrerseits würde die Erwerbung Düppels und Alsens, wenn mit großen Opfern an Menschenleben verbunden, die Pacifizierung auf Basis der seitherigen Territorialverhältnisse erschweren, und das kaiserliche Kabinett trachtete daher, einen neuen Weg zum Frieden dadurch zu eröffnen, daß es einen Waffenstillstand empfiehlt, der den deutschen Mächten die Notwendigkeit der Forcierung der festen Stellungen der Dänen erspart."

Graf Rechberg betrachtete das neuerliche Abkommen als einen diplomatischen Erfolg seiner auf Lokalisierung des Krieges abzielenden Politik. Daß aber zugleich Herr v. Bismarck allen Grund hatte, sich den Haupterfolg zuzuschreiben, entnehmen wir seinen eignen Aufzeichnungen.

„Sobald es gelungen war," schreibt er in seinen Gedanken und Erinnerungen mit Bezug auf das Jahr 1863, „Oesterreich und Rechberg (!) für eine mit Preußen übereinstimmende Aktion zu gewinnen, wurde das Schwergewicht der beiden deutschen Großmächte stark genug, um die Einmischungsgelüste, die andre Mächte haben konnten, zurückzuhalten ...

Sobald aber die preußisch-österreichische Freundschaft gesprengt worden wäre, würde auch damals das Eingreifen des europäischen Seniorenkonvents in der dänischen Frage unter englischer Führung erfolgt sein. Es war deshalb, wenn unsre Politik nicht wiederum entgleisen sollte, von höchster Wichtigkeit, das Einverständnis mit Wien festzuhalten. In ihm lag die Deckung gegen englisch-europäisches Eingreifen."

Die nämliche Erwägung bestimmte ohne Zweifel Herrn v. Bismarck im März 1864 zur Annahme der Bedingung, unter der die Mitwirkung Oesterreichs

zur Okkupation von Jütland zu erlangen war. Denken wir uns einen Rollenwechsel. Bismarck wäre österreichischer Minister gewesen und hätte durch sein Zutun die preußische Politik vor Entgleisung bewahrt, welch andre Assekuranzprämie hätte er sich wohl dafür ausbedungen, als die Annahme eines platonischen Waffenstillstandes, dessen Ablehnung von dänischer Seite fast mit Gewißheit vorauszusehen war! Kam er dennoch zustande, so war das für Oesterreich jedenfalls nur ein negativer Erfolg, insoweit der bewaffneten Parteinahme neutraler Mächte für Dänemark vorgebeugt wurde. Einen andern Vorteil durfte Graf Rechberg davon nicht erwarten, indem er nach wie vor der zielbewußten, kräftig geführten Politik des Herrn v. Bismarck wieder nichts andres entgegenzustellen vermochte, als die bei jeder früheren und auch späteren Gelegenheit wiederholt abgelehnten Anträge auf Bundesreform und Eintritt Oesterreichs in den deutschen Zollverein.

In einer und der andern Frage war Bismarck, wie er selbst erzählt, fest entschlossen, dem österreichischen Verlangen nicht nachzugeben. An seinem Widerstande war der letzte Anwurf zur Bundesreform gescheitert, nachdem es ihm gelungen war, König Wilhelm vom Erscheinen beim deutschen Fürstentage in Frankfurt abzuhalten. Die Freude, die er darüber empfand, äußert er in einem Briefe vom 24. Dezember 1863 an den damaligen Botschafter in Paris, Grafen von der Goltz, mit den Worten: „Ist es denn nicht der vollständigste Sieg, den wir erringen konnten, daß Oesterreich zwei Monate nach dem Reformversuche froh ist, wenn von demselben nicht mehr gesprochen wird und mit uns identische Noten an seine früheren Freunde schreibt, mit uns seinem Schoßkinde, der Bundestagsmajorität, drohend erklärt, es werde sich nicht majorisieren lassen ... Es ist noch nicht dagewesen, daß die Wiener Politik in diesem Maße, en gros und en détail, von Berlin aus geleitet wurde."

So eine kategorische Abfertigung wie die Bundesreform hatte die Zulassung Oesterreichs zum deutschen Zollvereine noch nicht erfahren. Die Verhandlung darüber wurde noch einige Zeit — von preußischer Seite dilatorisch — weitergeführt. Es wurden in den Tagen vom 18. zum 20. März in Prag Zollkonferenzen abgehalten, die den vertrauensvollen Grafen Rechberg nicht vermuten ließen, daß Herr v. Bismarck, nach seinem späteren Bekenntnisse, die Zolleinigung niemals wollte, ein Entgegenkommen in dieser Frage aber nur simulierte, um Graf Rechberg, dessen Verbleiben im Amte ihm als nützlich erschien, in seiner Stellung zu befestigen. Zu diesem Zwecke ließ er sich auch im August 1864 herbei, die Wiederaufnahme der abgebrochenen Verhandlungen mit bestimmter Frist in Aussicht zu stellen. „Ich hatte," erzählt er, „gegen ein solches Pactum de contrahendo keine Bedenken, weil ich überzeugt war, daß es mir keine über die Grenzen des mir möglich Scheinenden hinausgehenden Zugeständnisse abringen könne, und weil die politische Seite der Frage im Vordergrunde stand."

Möglich schien ihm aber die Zolleinigung mit Oesterreich überhaupt niemals. Schon in seinen Erinnerungen aus 1852 äußert er sich darüber folgendermaßen:

„Oesterreich hatte schon damals die Zolleinigung mit uns im Auge, und ich hielt es weder damals noch seither für ratsam, diesem Streben entgegenzukommen.“ Die Konsequenz war also auf Bismarcks Seite größer als seine Aufrichtigkeit.

(Fortsetzung folgt.)



„Wehrkraft.“

Von

General der Artillerie z. D. **Rothe.**

Kaum jemals ist das Friedensbedürfnis der Kulturvölker so allgemein empfunden worden, wie in unsrer Zeit. Einmütig ist man bemüht, jeden Funken zu ersticken, der einen Kriegsbrand erzeugen könnte, und allerwärts zeigt sich der gute Wille, im internationalen Verkehr freundliche Beziehungen zu erhalten, die dem Ausgleich auftauchender Gegensätze wenigstens einen günstigen Boden bereiten. Und doch haben die Staaten zu keiner Zeit einen höheren Wert auf die Stärkung ihrer Kriegsmacht gelegt und sich eifriger um die Sicherung ihrer ferneren Ausgestaltung bemüht, als heute.

Aber hierin liegt kein Widerspruch und auch kein besorgniserregendes Zeichen. Es handelt sich dabei nicht um einen beklagenswerten Aufwand großer Mittel für unfruchtbare Zwecke oder um Emporblühen von Militarismus; die Tatsache ist vielmehr eine natürliche Folge des richtigen Erkennens der heutigen Lebensbedingungen der Völker und ihrer Aufgaben.

Wie die Vorsehung einem jeden Geschöpf Feinde geschaffen, um es durch Kampf lebensstark zu erhalten, so heißt auch das Leben der Völker: Wettstreit und Kampf. Und wie in der Erziehung des einzelnen jungen Mannes gefehlt worden, wenn er nicht auch körperlich und geistig im besten Sinne wehrfähig gemacht ist, um seine Ehre und seine Familie, seinen Besitz und sein Schaffen erfolgreich zu verteidigen, so würde auch der Staat seine Pflicht versäumen, der nicht die Gesamtheit des Volkes in vollkommenster Weise für eine siegreiche Durchführung der Kämpfe vorbereiten wollte, die ihm das Schicksal auferlegen kann.

Ueber diese Pflicht des Staates besteht wohl kein Zweifel, nur über das Maß ihrer Erfüllung — über die Schwere der Rüstung wie die Eile ihrer Verstärkung — wird gestritten.

*

Wer wollte die erfreuliche Tatsache in Abrede stellen, daß wir stetig mehr zu schützen haben? Mehr Wissen und Können, mehr Arbeit und Streben, mehr

materiellen Besitz und reichere Schätze der Kultur. Dabei sind unserm rasch wachsenden Volke, wie für die Gegenwart, auch für die Zukunft die Lebensbedingungen zu sichern. Neben der Pflege der Landwirtschaft gilt es Industrie und Handel zu fördern, gewähren letztere heute doch einem großen Teile unsers Volks lohnenden Verdienst.

Mit dem Fortschritt aller Wissenschaften und ihrer Verwertung hat sich die deutsche Industrie in unerwarteter Weise entwickelt. Arbeit vermag sie aber nur zu bieten, solange ihr Gewinn in Aussicht steht. Güte der Ware und Geschick des Kaufmanns erwerben Abnehmer, zur Blüte aber bringt den Handel Unternehmungsgeist, und dieser wird sich um so stärker entwickeln, je fester der Kaufmann damit rechnen kann, daß die von ihm durch unverdrossene Arbeit errungenen Absatzgebiete sich dank des Ansehens, das seines Vaterlandes Macht genießt, dank des Schutzes, den dessen Wehrkraft bietet, auch dauernd festhalten lassen. Und jedes berechtigte Schaffen vaterländischer Kraft fordert diesen Schutz im Ausland wie daheim.

So ist die Wehrkraft ein untrennbarer Faktor des Erfolgs von Industrie und Handel und der letzteren Umfang naturgemäß auch von hohem Einfluß auf die Entwicklung des Heeres und namentlich der Flotte, die unsre Interessen jenseits der Meere schützt. Ihre Panzer tragen ein Stück Deutschland auf ihrem Deck; sie sind in der Fremde ein sichtbares Zeichen seiner Macht und der Stärke des deutschen Volkes. Und so ist es auch nicht gleichgültig, wie häufig und in welcher Zahl, in welchem Maße technischer Vollkommenheit des Materials wie vollendeter Ausbildung des Personals sich diese Panzer draußen zeigen können.

Zu spät wäre es, wenn der Bedeutung des Handels die Wehrkraft erst angepaßt werden sollte, während dieser bereits um die Behauptung seines Besitzes ringt; ihre Entwicklung muß mit der seinigen gleichen Schritt halten, um stets bereit zu sein, ihm auf dem Fuß zu folgen. Mit der Ernährung der wachsenden Bevölkerung eines großen Landes kann sicher heute nur gerechnet werden, wenn sein Handel auch über sichere Absatzgebiete verfügt.

Blühender Welthandel vermag aber nicht nur die Lage breiter Schichten der Bevölkerung zu verbessern, er läßt auch den Staat über reichere Mittel verfügen, die es ihm ermöglichen, in stets vollkommenerer Weise für das Wohl des Volkes zu sorgen, dessen geistige und sittliche Weiterbildung zu fördern und seine idealen Güter zu mehren. Nie wird der Gewinn, den bei uns die Wehrkraft sichern soll, zur Verweichlichung und Selbstsucht führen. Solange das deutsche Volk daran glaubt, daß ihm die Vorsehung eine hohe Aufgabe zugedacht, weiß es auch, daß eine solche nur unter Mühe und harter Arbeit gelöst werden kann und der Gewinn einer Veredelung seines Schaffens dienen muß.

*

Nicht anders liegen die Verhältnisse bei allen vorwärtsstrebenden Völkern; alle ringen nach Verbesserung ihrer Lebensbedingungen. Aber so erfreulich diese Anspannung der Kräfte an sich auch ist, so sehr hat sie den wirtschaftlichen

Wettbewerb verschärft und damit die Gefahr von Reibungen gemehrt. Und diese Verschärfung kann nur zunehmen. Denn technisches Wissen und Können stehen noch in den Anfängen weiterer großer Entwicklung, die Leistungen der Industrie schreiten mächtig vorwärts, die Mittel des Weltverkehrs werden von Tag zu Tag vollkommener, kürzen Zeit und Raum und erleichtern den Verkehr in ungeahnter Weise.

Ein dauerhafter Friede, das fühlen alle Völker, dient ihrem Streben in bestem Sinne. Weise Politik sucht ihn zu erhalten, aber sie wird nur dann Erfolg erzielen, solange eine wirklich starke und von der Welt anerkannte Kriegsmacht ihr als Rückhalt dient. Nie freilich wird auch die stärkste Kriegsmacht *ewigen Frieden verbürgen*; dies zu hoffen, hieße an die Vollkommenheit des menschlichen Geschlechtes glauben. Krieg läßt sich nicht aus der Welt schaffen; aber er kann seltener werden, und wenn es hierfür ein Mittel gibt, so ist es Achtung vor den Stärken des andern. Wer nicht verteidigen kann, was er besitzt und leistet, der wird im Wettstreit der Völker beiseite geschoben.

Die Verantwortung für die Entwicklung einer wirklich starken Kriegsmacht ist aber um so gewichtiger, als es bei dem Ausbruch eines Krieges heute zum mindesten sehr viel schwieriger sein wird wie ehedem, ihn auf seinen Herd zu beschränken. Der erleichterte Weltverkehr hat die Völker einander näher gebracht, er hat sie in ihren Lebensbedingungen und Bedürfnissen aber auch voneinander abhängiger gemacht. Mannigfach greifen ihre Interessen ineinander über, und die oft zwingende Notwendigkeit ihrer Wahrung erhöht für die Völker auch die Gefahr, mit hineingerissen zu werden in einen Krieg, der dann nur allzuleicht ein Weltbrand wird. Bei den gigantischen Kräften aber, die heute in einem Kampfe zwischen Kulturvölkern in Szene treten, bei der heutigen hohen Anspannung ihres ganzen Könnens, werden auch die Folgen eines unglücklichen Krieges sich nicht mehr wie ehedem im Laufe der Jahre wieder ausgleichen lassen. Es kann sich um Verblutung und Verarmung des unterlegenen Volkes und zugleich um schwere Schädigung des Siegers handeln. Und auch die zuschauenden Völker werden von dem Sturze eines niederbrechenden mächtigen Kämpfers mehr oder minder mit erschüttert werden, wenn nicht gar Zwist um den Gewinn erneuten Krieg gebiert und sie vielleicht bereuen lassen muß, zu schwach gewesen zu sein, den Brand im Keime zu ersticken.

*

Die deutsche Wehrkraft hat sich in ernster Prüfung bewährt, und es ist seitdem nichts unterlassen worden, um sie auf ihrer Höhe zu erhalten. Sie hat den Frieden lange sichern helfen, aber die Forderungen, die an sie gestellt werden, wachsen unausgesetzt, und doch darf die Zeit nie kommen, da sie nicht mehr ausreicht.

Die Bedingungen der Stärke einer Kriegsmacht sind an sich die alten geblieben. Den Sieg erringen auch heute noch ihre lebendigen Kräfte, aber jeder Schritt vorwärts in der Technik der Kriegsmittel verlangt eine Steigerung jener

Kräfte. Der Fortschritt der Technik war es, der das mächtige Anwachsen der Heere zuließ, wie deren gegenwärtiges gewaltiges Rüstzeug schuf, und daran wird die Zeit nichts ändern. Setzt doch die Technik heute auch für die Befriedigung der Bedürfnisse des menschlichen Alltagslebens die größten Mittel und die stärksten Kräfte in Bewegung. Nicht erleichtert und vereinfacht — wie sich dies vielleicht denken ließe — haben die vollendeteren Kriegsmittel und die vernichtendere Waffenwirkung die Kriegsführung wie die Ausbildung für sie, sondern überaus erschwert. Die Kunst, die Verluste durch das Verhalten der Kämpfer wie die Art der Gefechtsführung herabzumindern, ihren zersetzenden Einfluß auszugleichen, fordert vom Führer wie vom gemeinen Mann immer höhere körperliche, geistige und sittliche Eigenschaften, und vor allem stärkere Willenskraft und eine eiserne Disziplin. — Aber auch die Vielseitigkeit der Kriegsmittel ist mit den Fortschritten der Technik gewachsen. Sie lebt mit der vornehmsten Forderung des Krieges, der Einfachheit, in ständigem Kampf und wird nur da ertragen werden können und im einzelnen Falle Nutzen gewähren, wo die militärische Ausbildung auf höchster Stufe steht.

An unsrer bewährten Art, die Volkskraft in Wehrkraft umzusetzen, den starken Arm mit Erfolg die Waffe führen zu lehren, ist nichts zu ändern, es handelt sich nur darum, unausgesetzt weiter auszubauen. Andrerseits wird aber bei allen Kriegsmächten der innere Wert immer abhängiger von der Intelligenz und den Stärken des Volkes, von den Ergebnissen der Erziehung und Bildung durch Familie, Schule und Leben. Eine Kriegsmacht wird immer weniger eine Institution, die, unabhängig von der Erfüllung jener Vorbedingung, für sich allein geschaffen werden könnte.

*

Vertrauen wir unsrer Wehrkraft, so verdient doch die Entwicklung der Kriegsmächte aller Staaten aufmerksame Beachtung, denn auf verschiedene Art läßt sich die Waffe schmieden, die Erfolg verbürgt. Und je mehr für die Kriegsmächte allgemein die Volkskräfte Bedeutung gewonnen, um so wichtiger ist es auch, das Wollen und Können andrer Völker richtig zu beurteilen. Hemmen läßt sich die Entwicklung eines Volkes und seiner Kriegsmacht nicht, nur durch die Steigerung der eignen Leistung und bei dem festen Willen, das Errungene zu schützen, wie die Mittel hierfür aufzubringen, wird man den Wettstreit bestehen. Völker, die sich ein hohes Ziel gesetzt und ihm beharrlich zustreben, müssen die Aufmerksamkeit stets besonders fesseln. Nicht dann nur gewinnen sie erhöhtes militärisches Interesse, wenn ihre Kriegsmacht zu achtunggebietender Stärke wächst, sondern auch, wenn sie an Eigenschaften reicher werden, die ihrer Wehrkraft einen festeren Boden schaffen.

Es liegt im Wesen unsrer Zeit, daß Gedanken und Leistungen sich rascher übertragen und so in mancher Hinsicht rascher Früchte reifen können. Auch wird je nach der treibenden Kraft günstiger Umstände — wie beherrschender Ideen — vorübergehend wenigstens, der Baum der Wehrkraft in dem einen Boden

rascheres Gedeihen finden wie in dem andern. Daß aber gerade unsre Zeit der hohen Spannung aller Kräfte der Völker solcher Umstände nicht ganz entbehrt und Lagen schaffen kann, die günstige Bedingungen zu außergewöhnlicher Steigerung der Kriegsmacht eines Volkes bieten, ist wohl gewiß. Und auch dies darf bei der weiteren Entwicklung der eignen Wehrkraft nicht vergessen werden.

Die Japaner haben aus der brennenden Liebe zu ihrem Vaterlande, für das sie das Höchste erreichen wollen, die Kraft gewonnen, um knapp in einem Menschenalter nicht nur die abendländische Kultur, sondern mit ihr auch deren Schutz- und Trutzwaffen in einer Vollständigkeit zu übernehmen, die mit Recht Staunen erregt hat. Sie haben den ganzen Baum abendländischer Wehrkraft in ihr Land und Volk verpflanzt, und er gedieh. Er gedieh, weil er dort einen fruchtbaren Boden fand für seine Entwicklung, wertvolle Eigenschaften, die bei uns von alters her mit Fleiß gepflegt und erhalten wurden. Neben Vaterlandsliebe: Treue, hohes Gefühl für Pflicht und Ehre, Mut, Gehorsam, Disziplin. Und daß diese Heeresverfassung in ihrem ganzen Umfange von den Japanern übernommen werden mußte, um zu gedeihen, und übernommen werden konnte, ist ebensowohl ein beredtes Zeugnis für den vollkommenen Aufbau dieser Institution wie für die grundlegende Bedeutung der vorgenannten Tugenden.

Gewiß lagen in Japan besondere Verhältnisse vor, die sich kaum wieder zusammenfinden werden. Anderwärts könnten dagegen vielleicht unterstützende Umstände und Eigenschaften eines Volkes mitwirken, wenigstens eine außergewöhnliche Weiterentwicklung seiner Kriegsmacht zu fördern. Wenn sich beispielsweise Verständnis für die Bedeutung einer auch innerlich starken Kriegsmacht zur Erreichung eines Zieles, Willenskraft und Zähigkeit in der Ueberwindung von Schwierigkeiten und Organisationsgeschick mit Reichtum an personellen Kräften wie an materiellen Hilfsmitteln, namentlich an Geld, verbänden, so würden dies jedenfalls Umstände sein, die dem vorgenannten Zweck zu statten kommen könnten.

Kennt man wesentliche Eigenschaften eines Volkes als stark und zählt zu ihnen fester Wille, hat sein Streben ein klares Ziel, so sind auch seine Schwächen minder ernst zu nehmen. Gewiß können sie aufhalten und hemmen, es ab und zu in seinem Lauf auch straucheln lassen, aber zum Ziele wird es meist doch kommen. Und mehr werden dann die Mittel zu beachten sein, die es noch zu dessen Erreichung nötig hat, wie die Zeit, in der es sie beschaffen kann. Sie sollte man stets als kurze Frist in Rechnung bringen, denn bei ihr spielt Glück und Zufall eine Rolle, Glück aber kann auch freiere Bahn bereiten und es fügen, daß ein Ziel doch rascher noch erreicht wird, wie dies im allgemeinen zutrifft.

*

Ein Umblick zeigt bei allen Völkern Fortschritt der Rüstungen, bei Alten und Jungen wachsendes Verständnis für die Unentbehrlichkeit starker Wehrkräfte zu einer friedlichen Durchführung des wirtschaftlichen Wettstreites; doch alle müssen auch die Möglichkeit des blutigen Kampfes im Auge behalten. Welche

Völker wir dann in einem solchen Kampfe uns gegenüber, welche an der Seite sehen würden, auf diese Frage wird sich bei dem heutigen vielfachen Ineinandergreifen der Interessen und bei den wechselnden Lagen wie den Ueberraschungen, die der Weltverkehr mit sich bringt, wohl kaum eine andre Antwort eignen, wie daß es weise ist, mit der Möglichkeit einer gegnerischen Ueberlegenheit der Zahl in jedem Fall zu rechnen und hierauf sich zu wappnen.

Je stärker die Rüstungen aller Kulturvölker sind, um so bedeutungsvoller ist es ja gewiß, wenn schon im Frieden zu dessen Erhaltung Staaten sich zusammenschließen. Aber Bündnisse lassen sich doch nur für bestimmte Fälle schließen, und es lassen sich weder alle Fälle voraussehen, noch können sich mächtige Staaten für alle binden. Andrerseits hat jedes tatkräftige Volk, das vorwärts strebt und hierdurch vielleicht Interessen andrer zu bedrohen scheint, erfahrungsgemäß eher Feinde wie Freunde und wird — mögen seine Absichten auch noch so rein und friedlich sein — wohl geachtet, aber selten ohne Mißgunst angesehen. Und auch diese Tatsache muß auffordern, wenigstens mit der Möglichkeit zu rechnen, in entscheidender Stunde allein zu stehen gegen Ueberlegenheit.

Das Alleinstehen darf aber nicht gefürchtet werden und braucht dies auch gar nicht — wenn man stark ist. Wer seine Interessen selbst zu wahren vermag, der wahrt sich damit jedenfalls auch das wertvolle Gut der Unabhängigkeit. Wenn aber in letzter Stunde noch Völker geneigt sein sollten zum Zusammenschluß, und ihr Interesse dies nicht ausschließt, so möchte doch wohl ein starkes Volk mit einer wirklich starken Kriegsmacht auch am ehesten anziehen. Wird Stärke auch schon im Frieden erkannt von allen, die zu sehen vermögen, voll bewertet wird sie doch erst, wenn der Ernst der Lage den Blick geschärft, wenn Nichtiges schwindet, der Kern der großen Fragen sich herausschält und die Hände an den Griff der Schwerter fahren. Wie im Leben der Menschen oft kurze, aber ernste Augenblicke mit einem Male klar werden lassen über Haß und Liebe, so mag wohl auch im Leben der Völker sie der Druck verantwortungsvoller Entschlüsse mitunter rascher und fester zusammenschließen, wie ein selbst langer friedlicher Verkehr. Denn Zusammengehen fordert nicht selten einen Verzicht auf die Erfüllung gehegter Wünsche oder Hoffnungen, zu dem man sich lieber und leichter erst unter dem Zwang der Umstände, wie schon in ruhiger Friedenszeit entschließt. Bundesgenossen, die dann Achtung vor ihrer Kraft zusammenführt, sind sich sicherlich auch wertvoll, denn die Stärke des einen fordert zum mindesten das Streben nach Ebenbürtigkeit beim andern heraus. Mit der Anziehungskraft der Stärke kann indes im Frieden nie als bestimmtem Faktor gerechnet werden, sie mehrt nur die Gründe, die auffordern müssen, allezeit stark zu sein. Als stark wird aber nur der gelten, von dem jedermann weiß, daß seiner ruhig erwogenen und berechtigten Forderung im Falle der Nichtbefriedigung auch die Tat, der wuchtige Hieb eines scharfen Schwertes folgen kann und folgen wird.

Das Achtunggebietende einer solchen Stärke wird im Verkehr der Völker stets einen heilsamen Einfluß ausüben und einer gesunden, ruhigen Entwicklung

der Dinge am besten frommen. Der Schwäche dagegen folgt, wie im Leben des einzelnen Menschen auch in dem der Völker, nur Unheil. Zu allen Zeiten hat ein für seine Aufgaben nicht ausreichend gerüsteter Staat eine Gefahr für den Frieden bedeutet, denn er verleitet andre, die sich bereichern wollen — in welcher Art es auch sei —, zu Uebergriffen, deren Folgen nur zu leicht zu einem Kriegsbrand führen.

Dagegen wäre es ein Wahn, zu glauben, daß eine wahrhaft starke, auf die gesamte Volkskraft sich gründende Kriegsmacht, neben allen ihren Vorzügen, die Gefahr bergen könnte, zum Kriege zu verleiten. Ein hochstehendes Staatswesen wird mit seiner Wehrkraft niemals Mißbrauch treiben, sondern bei aller Entschlossenheit seine Geschütze doch nur als letztes Auskunftsmittel reden lassen.

Wer unausgesetzt durch fleißige, stille Friedensarbeit sich bemüht, dem Zufalle im Krieg das Feld einzuengen und das Glück an sich zu fesseln, der kennt das große Maß an Kräften und an Opfern, die heute den Erfolg im Krieg bedingen. Vertieftes, ehrliches Schaffen führt zur Erkenntnis der eignen Schwächen und Stärken, aber auch zur richtigen Würdigung des Wertes andrer, und hierin liegt ein gesundes Gegengewicht für Drängen zum Krieg. Ist er aber nicht abzuwenden, so wird ihm mit um so größerer Ruhe entgegengegangen werden, je stärker an Zahl und innerem Gehalt die Kriegsmacht ist, und Ruhe bildet in allen Dingen einen gewichtigen Faktor des Erfolgs. Wahre Stärke führt auch stets zum Gleichgewicht und zu richtiger Beschränkung; die Welt hat von ihr keinen Uebergriff zu erwarten. Friedensliebe ohne starke Rüstung war aber zu allen Zeiten unfruchtbar und ohnmächtig.

*

Stark sein, heißt die Kopfzahl und die Kriegsmittel jeder Art steigern, soweit unsre Kräfte es irgend erlauben, und ebenbürtig sein den andern an innerem Werte unbedingt. Denn wer mit feindlicher Ueberlegenheit zu rechnen hat, der wird die äußerste Sparsamkeit der Kräfte zu üben haben. Mit einem Mindestmaß an Kräften wie an Verlusten noch Erfolg erringen, ist aber nur mit einer Kriegsmacht von vollendetem inneren Werte denkbar. Andrerseits stelle man den Gehalt nicht auf zu schwere Probe, denn auch ein minderwertiger Gegner kann durch Uebermacht erdrücken. Muß auch das Streben bestehen, wo immer es an der Zahl fehlt, sie durch inneren Wert und geschickte Führung zu ersetzen, so können doch diese ihre Bedeutung nie herabdrücken.

Im übrigen handelt es sich in einem großen Kriege nicht nur darum, bei seinem Ausbruch stark zu sein, sondern auch in seinem Verlaufe es zu bleiben, nachhaltig stark zu bleiben bis zum Friedensschluß, denn die gerechten Forderungen werden nur dann sicher erfüllt werden, das siegreich Gewonnene wird nur dann festgehalten werden können, wenn man auch einem neuen Kriege, den so oft der scheinbar abgeschlossene Kampf gebiert, in starker Rüstung mit voller Ruhe entgegenzusehen vermag. Hierfür genügt aber nicht ein Ausfüllen der Lücken mit minderwertigen, ungeschulten Kräften. Nur wer nach einem großen

Krieg noch über die meisten geschulten Kräfte verfügt, spricht das entscheidende Wort beim Friedensschluß und ist befähigt, weiteres Unheil abzuwenden.

Für diese Nachhaltigkeit und Unversiegbarkeit der Kräfte aber müssen im Frieden die Bedingungen geschaffen sein, und sie beruhen in der Steigerung der Zahl wehrfähiger Männer des Volks, wie in ihrer gründlichen und dafür lange haftenden Ausbildung. So kommen auch die dankenswerten humanitären Bestrebungen, die den Gesundheitszustand eines Volkes zu heben, die Menschen kräftiger, widerstandsfähiger zu machen, die Sterblichkeit zu mindern, die Zunahme der Bevölkerung zu steigern, ihr Sorgen abzunehmen und ihre Lage zu verbessern suchen, in höchstem Maße der Wehrkraft des Landes zugute und müssen auch in deren Interesse dringend gefördert werden. Und ebenso wichtig ist es für uns, die Auswanderung in die eignen Kolonien zu lenken, wo der Deutsche auch Deutscher und zur Verfügung seines Vaterlandes bleibt.

Durch die allgemeine Wehrpflicht wird eine Kriegsmacht, neben der Steigerung der Zahl, auch aller Fortschritte teilhaftig, die ein Volk in der Erwerbung geistiger und sittlicher Bildung gemacht hat, und in der Erhaltung wie weiteren Förderung dieser Kräfte dürfen wir uns ebensowenig von irgend einem Volk der Welt übertreffen lassen, wie in der vollkommensten Ausnutzung der kurzen Militärdienstzeit zur Vertiefung der Ausbildung. Die Möglichkeit einer weiteren Steigerung der letzteren bleibt aber stets abhängig von den Aufwendungen, die für sie, für die Bewaffnung und Ausrüstung, sowie für Kriegsmittel jeder Art gemacht werden und die mit den Fortschritten der Technik, mit der Größe der Kriegsmächte und mit der Verkürzung der Dienstzeit naturgemäß wachsen müssen.

Ein Ueberspannen des Bogens kann nicht in Frage kommen, es wäre auf die Dauer auch nicht möglich. Wohl aber muß unser ganzes Bemühen dahin gehen, gegebenenfalls unsre Kräfte bis zum äußersten anspannen zu können, und dies ist nur denkbar, wenn die körperlichen, geistigen und sittlichen Eigenschaften unsers Volkes alle in dem Sinne ausgebildet sind, daß sie auch dem kriegerischen Zweck zu dienen vermögen, in kriegerische Kraft sich umsetzen lassen. Auch der letzte wehrfähige Mann unsers Volkes muß durch Heer oder Flotte gegangen und für den Kriegsdienst ausgebildet sein. —

Muß ein Volk bedacht sein, alle seine Stärken zu fördern und zusammenzufassen, wenn es große Krisen überstehen will, so ist es auch verpflichtet, seiner Schwächen zu gedenken und noch im Frieden aus dem Weg zu räumen, was etwa im Kriegsfall seine Kraft beschränken könnte. Gegensätze schließt ja das Leben eines jeden strebenden und sich entwickelnden Volkes ein, und wenn sie auch naturgemäß zu einem um so tiefer gehenden Widerstreite führen, je tiefer das Empfinden eines Volkes ist, so dürfen sie doch nicht die Wurzeln seiner Kraft bedrohen. Denn ein großer Krieg ist heute mit Erfolg nur dann zu führen, wenn ein mächtiges Gefühl der Zusammengehörigkeit einmütige Begeisterung erweckt, die fortreißt, Opfer bringen und die letzte Kraft einsetzen läßt zur Gewinnung des erstrebten Ziels. Erreichen diese seelischen Kräfte eines Volkes nicht schon beim Ausbruch des Krieges einen hohen Punkt, bleiben sie auch nur

zunächst zum Teil gebunden, so würde dies bei seiner Kriegsmacht einen Ausfall an Mitteln des Erfolgs bedeuten, mit dem im Frieden wohl gerechnet werden müßte, um vor Enttäuschungen in ernster Zeit bewahrt zu bleiben.

*

Kein Versäumnis rächt sich schwerer wie ein solches in der Entwicklung einer Kriegsmacht, denn die Brauchbarkeit keiner andern Einrichtung hat so viele Vorbedingungen. Einfachheit und Einheitlichkeit werden in allen ihren Beziehungen erstrebt, aber dennoch bleibt eine jede Kriegsmacht ein künstliches Werkzeug, dessen zuverlässiges Arbeiten von der gesunden und vollendeten Entwicklung aller seiner zahlreichen Teile abhängig ist.

Keine notwendig erachtete Verbesserung und Ergänzung darf bis zum Krieg hinausgeschoben werden, will man nicht bittere Erfahrungen erleben. Stillstand bedeutet bei einer Kriegsmacht ganz besonders Rückschritt, und wir müssen uns vor einem solchen um so mehr hüten, als Deutschland nur schwer über die reichen Mittel verfügen würde, um Unterlassenes im Großen mit einem Male auszugleichen zu können, selbst wenn dies an sich immer möglich wäre. So erübrigt nur, in der alten bewährten Weise fortzufahren, durch stetige Arbeit unausgesetzt einen Baustein dem andern zuzufügen. Bei Feststellung der Kriegsmittel aber, die wir zur Erfüllung unsrer Aufgaben nötig haben werden, müssen wir vorwärts blickend stets einen weiten Zeitraum ins Auge fassen, nur dann ist gewährleistet, daß wir mit dem ferneren Ausbau unsrer Wehrkraft nie zu spät kommen.

Und wenn er bei unsrer Kriegsmacht zur See in rascherem Fortgange erfolgt, so liegt darin kein für die Welt bedrohlicher Gedanke. Es wird nur etwas nachgeholt, dessen sich andre Völker bereits erfreuen, indem wir einen der Größe unsrer ausgebreiteten wirtschaftlichen Interessen entsprechenden Schutz schaffen.

Mehr wie je gilt es heute, sofort bei Ausbruch eines Krieges das Höchstmaß an Zahl und Kraft einzusetzen, nur dann wird wenigstens die Aussicht bestehen, ihn in möglichst kurzer Zeit zu Ende zu führen und dadurch seine Folgen zu mildern. Wer einen Brand im Entstehen löschen will, der muß sein Gerät unausgesetzt im Stande halten. Oft unerwartet stellt die Vorsehung die Völker auf die Probe; bereit sein ist vor allem wichtig.

*

Mit den Kosten der scheinbar schweren Rüstung wird der gegenwärtige Friede bezahlt und zugleich das Vertrauen auf glückliches Bestehen auch späterer ernster Zeiten begründet. Aber je vollendeter eine Kriegsmacht ausgestaltet ist, desto mehr dürfen diese Kosten auch betrachtet werden als aufgewendet für eine Schule unsers Volkes, deren nutzbringende Ergebnisse jeder anerkennen muß, der sie durchlaufen hat. Die für allgemeine Schul- und allgemeine Wehrpflicht wie für die Vertiefung und Vervollständigung ihrer Betätigung und Durchführung

aufgewandten Mittel machen nicht arm, sie steigern vielmehr mittelbar den Wohlstand und dadurch auch die Erträgnisse der Steuerpflicht.

Was unsre wehrfähige Jugend an guten Eigenschaften von Natur besitzt und was sie im Haus wie in der Schule, im Berufsleben wie im allgemeinen Verkehr sich angeeignet und entwickelt hat, das findet in der Kriegsmacht Gelegenheit der Betätigung; die ganze militärische Erziehung zielt darauf ab, alles nützliche Wissen in Tat, in selbständiges Handeln umzusetzen, und auch alle Ideale unsers Volkes finden bei ihr Pflege und Verwertung. Keine Schule läßt die Kräfte des Menschen besser kennen lernen, und in keiner werden sie so von Grund aus zur Ausübung gebracht, wie in der des Heeres und der Flotte, denn in ihr wird vor allem die Willenskraft entwickelt und gestählt, und die Willenskraft ist es, die die im Menschen ruhenden Schätze hebt. Mit ihrem Wachsen erfahren die meisten erst, was sie zu leisten vermögen.

Des Vorgesetzten Einfluß in der Kriegsmacht ist ein stärkerer wie der des Lehrers in der Schule; er verfügt über wirksamere Mittel der Erziehung, und dies muß auch sein. Denn wenn die Gemeinsamkeit einer Truppe noch Ausreichendes leisten soll, so darf keiner in seiner Ausbildung zurückbleiben, sie müssen alle vorwärts gebracht werden, und wo es nicht gelingt, gereicht es den Führern zum Schaden. Aber nicht nur durch die Vorgesetzten allein werden die Kräfte entwickelt. Wie der Baum im Walde im Kampf um Luft und Licht emporstrebt und sich reckt, so gelangt auch der Rekrut oft erst im Wettstreit mit den Fähigkeiten und Fertigkeiten des Kameraden zum Bewußtsein und zur Betätigung seiner eignen guten Kräfte, während zur Verhütung der Uebertragung des Schlechten die scharfen Augen der Führer wachen.

In der Kriegsmacht lernt unsre männliche Jugend alle ihre Kräfte, die geistigen wie die körperlichen, zur Erreichung eines gemeinsamen Zieles dem Willen andrer unterzuordnen, sie erkennt, wie diese Kräfte durch ihr Zusammenfassen und Ineinanderarbeiten zur höheren Entwicklung gelangen und wie hierbei das gegenseitige Stützen und Fortreißen dem Ganzen dient. Und diese Lehre, daß festes Zusammenhalten, daß vereinigte Kräfte zu höheren Leistungen befähigen, wird ihr gerade in der heutigen Zeit auch fürs wirtschaftliche Leben von besonderem Nutzen sein. — Der Geist der Kameradschaft aber, der unser Heer und unsre Flotte durchweht und die Zeit der Dienstpflicht lange überdauert, zeigt unsrer Jugend endlich, wie so mancher Streit, der die Kräfte zersplittert, sehr wohl ruhen kann und wie viel mehr erreicht wird, wenn er ruht.

*

In einer Zeit, in der so vieles kocht und gärt wie in der unsrigen, kann ein Ueberbrodeln der Kessel nur durch ein starkes Staatswesen verhütet werden; ein solches ist aber nicht zu denken ohne eine starke Rüstung. Ihr Vorhandensein gewährleistet die Ruhe im Innern wie den Frieden nach außen, und ermöglicht es dadurch, allen sich regenden und emporwachsenden gesunden Kräften auch den nötigen Raum der Entwicklung zu bieten.

Die hohen Kulturaufgaben, die unsre Zeit zu lösen haben wird, bedürfen einer ungestörten, friedlichen Vorarbeit, um den Boden empfänglich machen und ihm einen Samen anvertrauen zu können, der auch verspricht, dauerndes Leben zu entwickeln. Gelingen wird diese Arbeit aber um so eher, je gesünder in jeglicher Beziehung ein Volk, je höher alle seine Kräfte, je stärker vor allem seine Willenskraft, ein berechtigtes Selbstvertrauen und seine Ideale bei ihm ausgebildet sind. — Der Einigung der deutschen Stämme war unmittelbar eine Zeit des wirtschaftlichen Aufschwunges gefolgt, der die höchste Anspannung aller Kräfte forderte, während gleichzeitig die hochentwickelten Mittel des Verkehres jeder Art unser Volk dem fremden Einfluß — zu Haus und draußen — weit umfassender ausgesetzt hat, wie dies früher je der Fall gewesen ist. Der Verkehr aber ist eine Lebensbedingung unsrer Zeit. So erübrigt nur, der Empfänglichkeit für das Fremde, wo es das eigne Gute unsers jung geeinten Volkes schädigen könnte, durch um so mächtigere Vaterlandsliebe, aber auch zugleich — was ihr erst Wert verleiht — durch das Verständnis für die Pflicht einmütigen Zusammenhaltens in großen Lebensfragen entgegenzuarbeiten. Je fester ein Volk in seinem Vaterlande wurzelt, je mehr es sich seiner eignen Kräfte und ihres Wertes bewußt geworden ist, um so mehr wird auch die Kultur, die es fördert, eine vaterländische sein und seine Art zum Ausdruck bringen. Wer aber wollte bestreiten, daß eine starke Kriegsmacht den so nötigen Frieden am besten bewahrt, daß — neben Familie und Schule — sie und der Dienst in ihr mithelfen, die Gesundheit unsers Volks im besten Sinn zu stärken, seine Willenskraft, sein Selbstvertrauen zu heben, seine sittlichen Kräfte, seine Ideale lebendig zu erhalten? Und dadurch hilft die Kriegsmacht auch die Kulturarbeit unsers Volkes fördern und seiner Entwicklung Hindernisse aus dem Wege räumen.

Kulturarbeit wird für die Menschheit geleistet. Dies Bewußtsein legt aber dem für sie schaffenden Volk auch die Pflicht auf, mit allen seinen Kräften für den Schutz dieser Kultur zu sorgen, der eine Vorbedingung ihrer reicheren Entwicklung ist. Kann ein Volk stolz sein, wenn seine Kulturarbeit von andern geschätzt wird, so muß es um so mehr zeigen, daß Land und Volk, deren Boden und Seele sie entsprungen, allezeit mächtig und stark genug sind, sie lebendig zu erhalten und sie auch im Sturm der Zeiten durch ihre Wehrkraft vor Schädigung zu bewahren.

Haben wir Deutsche ein Recht darauf, zu glauben, daß uns eine große Aufgabe zugewiesen ist, so wird starke Wehrkraft es uns ersparen, sie erst nach schwerem Gange durch die Schule des Leidens zu erfüllen. Die Wehrkraft stärken heißt der Vorsehung entgegenkommen. Ohne ihrer Hilfe den Weg zu bahnen, haben wir auch kein Recht, auf sie zu bauen. Bleiben aber der Einzelne und die Gesamtheit des Volkes im besten Sinne wehrfähig, so wird auch unsern Nachkommen das Erbe nicht geschmälert werden; sie werden dann mit noch höherem Einsatz wie das gegenwärtige Geschlecht an Wissen und Können wie an sittlichen Gütern in den Kampf des Lebens treten und damit vorwärts schreiten. Die Veredelung des Bestehenden ist aber zu erstreben; der Wunsch

nach hohem Alter beschränkt den Wagemut, und ohne diesen ist auch keine Entwicklung irgendwelcher Kräfte denkbar. Aber ein vorwärts strebendes, starkes Volk mit wirklich starker Wehrkraft und klarem Ziel, das eine mächtige Liebe zum Vaterland des Friedens Widerstreit und Hader abschütteln läßt in der Stunde der Gefahr und fest zusammenschließt, das wird auch in den schwersten Kämpfen, die ihm das Leben auferlegen mag, „allen Gewalten zum Trotz sich erhalten.“

*

Bewußt und unbewußt schafft sich ein jegliches Geschöpf in dieser Welt seine Schutz- und Trutzwaffen für den Kampf ums Leben. Und wenn heute trotz ihrer Friedensliebe alle Kulturvölker nach Verstärkung ihrer Rüstung streben, so bedeutet dies auch ein Wappnen für den Kampf ums Leben. Denn diese Rüstungen sind allein imstande, die Möglichkeit zu schaffen, im friedlichen, aber scharfen Wettstreit jeglicher Arbeit alle die guten Kräfte zu wecken und zu stählen, um dem Streben der Menschheit nach glücklicher Lösung der sie bewegenden Lebensfragen den Erfolg zu leihen.

Je mehr aber in den Kriegsmächten die ganze Kraft und das ganze Können der Völker zur Betätigung kommt, um so wahrscheinlicher wird ein Erfolg in deren Wettstreit und Kampf auch nicht vorübergehend andern wie den tüchtigsten, den lebensfähigsten Völkern zufallen, und damit wird der Lauf ihrer notwendigen Geschichte auch einen geraderen Weg finden. —

Rasch wie ein reißender Bergstrom stürzt das Leben der Gegenwart an uns vorüber; das Auge vermag seinem Lauf kaum zu folgen. Wenn aber unsre Zeit einmal abgeklärt wie ein ruhiger See vor dem Rückwärtsschauenden liegt, so wird gewiß in noch höherem Maße als heute die Bedeutung gewürdigt werden, die die stetig nach Stärkung strebende deutsche Wehrkraft, wie für die politische und wirtschaftliche, so auch für die kulturelle Entwicklung unsers Vaterlandes gehabt hat.



Der Ursprung der italienischen dramatischen Kunst im Laufe des 16. Jahrhunderts.

Von

Tommaso Salvini.

Der Lehrer des heiligen Hieronymus, der römische Grammatiker und Rhetor Aelius Donatus, läßt die Tragödie aus den Opferfeierlichkeiten hervorgehen, die die Alten dem Gotte Bacchus oder Liber für das Gedeihen der Feldfrüchte veranstalteten. Bei diesen Opfern wurde dem flammenden Opferherde

ein Bock entgegengetrieben, während der Chor Lieder sang, und diesen Gesang nannte man Tragödie nach dem griechischen Wort tragos, das Bock bedeutet. Thespis war nach Horaz der erste, der eine Tragödie verfaßte, und Aeschylos der erste, der das eigentliche Theater einrichtete. An Stelle des Wanderkarrens des Thespis setzte er ein stehendes Theatergebäude; er führte die Dekorationen, das Kostüm und die Musik ein und vervollkommnete schließlich die Kunst des dramatischen Vortrags.

Nach ihm regelte Sophokles, der Homer der Tragödie, wie ein Philosoph des Altertums ihn nennt, die Führung und den Stil und verlieh den Gegenständen und den Persönlichkeiten des Dramas etwas mehr Menschliches. Sophokles verfaßte seine erste Tragödie im Alter von 25 Jahren, und der alte Aeschylos wußte sich vor Mißbehagen kaum zu fassen, als er dem jungen Poeten den Beifall der Menge sich zuwenden sah. Euripides, der den Größten zugerechnet werden muß, hatte einen eleganteren und pathetischeren Stil und stattete seine Helden mit philosophischen und hohen Gedanken aus, allein es fehlte ihm das Hinreißende der großen Leidenschaft, über das seine Nebenbuhler im höchsten Grade verfügten.

Dieses glückliche Gedeihen der Poesie wurde von Plato als verderblich für den Staat angesehen, und bei Plutarch standen die Tragödie und die Komödie ganz und gar in Mißachtung. So gut diese beiden hervorragenden Männer es meinten, waren sie doch die einzigen, die diese Kunst geringschätzten, denn von den Griechen selbst wurde sie für das vortrefflichste, erfreulichste und bedeutsamste Werk gehalten, dem unter den nachahmenden Künsten der menschliche Geist sich zuwenden könne. Glücklicherweise pflegten auch die Römer diese Kunst, und es folgten den griechischen bedeutende Schriftsteller aus ihrer Mitte, wie Lucius Varius, Attius, Pacuvius und Seneca in der Tragödie, und nach den griechischen Lustspieldichtern Menandros, Alexis und Aristophanes erhoben sich in Rom Plautus, Terenz, Lucius Afranius und Cäcilius; allein in der einen wie in der andern Gattung wanderten die römischen Dramatiker lediglich in den Fußspuren der griechischen. Die Tragödie ist ein nationales Werk, und die Römer konnten eine selbständige nicht haben, nachdem die Nation von der Aristokratie unterjocht worden war, die der Volksmenge nur Brot und Spiele im Zirkus gewährte, in dem anstatt einer erdichteten Handlung das wirkliche und blutige Schauspiel der Kämpfe der Gladiatoren und christlichen Märtyrer dargeboten wurde.

In Griechenland folgte die Lustspieldichtung sehr bald der tragischen, aber die Athener, die ihre Urheber waren, übten sie lange Zeit nur in den Vorstädten, in den Dörfern und an den Schneidepunkten der großen Landstraßen aus, indem sie festliche Lieder zum Vortrag brachten.

Cicero und Titus Livius berichten, die antiken Histrionen, mit welchem Namen irrtümlich alle berufsmäßigen Bühnendarsteller belegt werden, seien nicht besonders angesehen gewesen und häufig aus Rom ausgewiesen worden, auch habe man ihnen die Rechte des Bürger- und Soldatenstandes verweigert; nichts-

destoweniger wurde einzelnen besonders hervorragenden und wegen ihres Spiels berühmten Schauspielern öffentlich die Ehre erwiesen, die sie wegen der in ihrem Berufe an den Tag gelegten Tüchtigkeit und Bedeutsamkeit verdienten. Nur einige Beispiele: der Schauspieler Polos, ein Zeitgenosse des Perikles, ergriff eines Tages, als er die Rolle der Elektra in der bekannten Tragödie des Sophokles zu spielen hatte, die Aschenurne seines Sohnes und richtete an sie die Worte, die Elektra an die vermeintliche Aschenurne des Orestes zu richten hat. Er brachte dadurch die Lage, um die es sich handelte, so ergreifend zum Ausdruck, daß er sämtliche Zuschauer bis zu Tränen rührte, und ihm ein ganz besonderer Triumph bereitet wurde! Marcus Tullius machte es dem römischen Volk zum Vorwurfe, daß es sich unruhig verhalten habe, während der Schauspieler Roscius aufgetreten sei, was den Schauspieler derartig ermutigte, daß er es wagte, eine Schrift zu veröffentlichen, in der er einen Vergleich zwischen seiner Kunst und der Beredsamkeit anstellte; er war vor allem aber bei Lucius Sulla so beliebt, daß er, als dieser Diktator war, einen prachtvollen goldenen Ring von ihm zum Geschenk erhielt; außerdem bekam er vom Publikum jeden Tag ein Honorar von 1000 Denaren, abgesehen von den vielen Geschenken, die ihm zur Anerkennung seines Talentes gemacht wurden. Aesop, ein Nebenbuhler des Roscius, aber nicht so bedeutend wie dieser, wurde durch die Ausübung seines Berufes so reich, daß er seinem Sohne zweitausend Sesterzien hinterließ; dieser wurde übrigens ein derartiger Verschwender, daß er Perlen in Essig auflösen ließ, um seinen Tischgenossen ein ganz besonderes Gericht darzubieten. Der Schauspieler Pitades stand in höchster Gunst bei M. Coccejus Nerva und durfte sogar der Gegenwart des Augustus sich erfreuen, und dem Publius Syrus wurden nach einer Komödie von Cäsar ein kostbarer Ring und 500 Sesterzien als Lohn für seine Vortrefflichkeit verliehen. Ich habe diese Beispiele zum Beweise dafür angeführt, daß es in der Kunst Melpomenes und Thalias damals wie heute als Ziel betrachtet wurde, einen gewissen Grad der Vollkommenheit zu erreichen, um dadurch die allgemeine Wertschätzung zu gewinnen.

Der Name Histrionen, mit dem in früheren Zeiten wie auch jetzt noch in der Regel etwas Verächtliches für alle Bühnenkunst verknüpft war, wurde im Altertum nicht insgemein allen auf der Bühne Auftretenden beigelegt. Die Alten kannten zwei Gattungen von theatralischen Vorstellungen; mit der einen von ihnen wandte man sich an das Gehör, mit der andern an die Augen. Für das Gehör wurden die Komödien, die Tragödien, sowie die Atellanen und die diesen verwandten Mimen (eine Art von Scherz- oder Possenspielen) vorgetragen; für das Gesicht waren die Aufführungen berechnet, die ganz oder zum Teil Gebärden, Stellungen, nachahmende Tänze, von Gesang oder Musik begleitet, als Darstellungsmittel verwandten und Pantomimen und Histrionen genannt wurden (letztere nach dem Worte hister, das ursprünglich einen etruskischen Tänzer bedeutete). Das Verächtliche und Ehrenrührige haftete aber nur der zweiten Gattung an, nicht der ersten. Der Beweis hierfür liegt zunächst in einer ganzen Reihe von Stellen aus Cicero, Apulejus, Ausonius und andern römischen Schriftstellern

vor, aus denen wir erfahren, daß ein Unterschied zwischen komischer Kunst und mimischer gemacht wurde, und es erhellt sodann aus alten Dokumenten und Autoren, daß die mimischen Darstellungen von Obszönitäten und Unflätereien erfüllt waren, während die Tragödien so rein und keusch waren, daß sie in dieser Hinsicht viele modernen Bühnenschriftsteller hätten beschämen können.

Was die Gesetze anlangt, so genügt die Bemerkung, daß unter allen denjenigen, in denen von der die Theaterangehörigen bedrohenden Infamie die Rede ist, sowohl in den Digesten wie in dem Kodex Theodosianus und dem Kodex Justinians kein einziges sich findet, in dem die tragischen und komischen Darsteller oder die der Atellanen genannt werden.

Noch entscheidender äußert sich über diesen Punkt Valerius Maximus im zweiten Buch seiner Memorabilien, wo er von den Darstellern der Atellanen spricht: „Diese sind von dem Makel der Unehrlichkeit ausgenommen, auch wird ihnen das Stimmrecht nicht versagt und werden sie nicht vom Heeresdienst zurückgewiesen.“ [1]) Wenn das aber bei der niedrigsten Klasse der Fall war, die sich auf Possen- und Scherzspiele beschränkte, um wie viel mehr muß es dann von den andern beiden gelten, die Dichter zur Geltung brachten, die als Meister der Lebensdarstellung betrachtet werden können. Cicero, ein Mann von strenger Rechtlichkeit und hochangesehener Lebensstellung, würde sich nicht öffentlich zur Freundschaft und zum vertrauten Umgange mit Roscius und Aesop bekannt haben, wenn die Kunst, die diese ausübten, etwas Ehrenrühriges und Verächtliches an sich gehabt hätte. Auch würde er sich selbst nicht der Unterweisung des ersteren in der Kunst des wirksamen rednerischen Vortrags bedient haben. Das Zweideutige des Ausdruckes, das sich aus dem Lesen der Profanschriftsteller und der Gesetze ergeben hat, würde vermieden worden sein, wenn man sich an die christlichen Schriftsteller und die kirchlichen Bestimmungen gehalten hätte. Das, was von den Mimen und den verwerflichen Künsten gesagt worden ist, ist so aufgefaßt worden, als wenn es auch von den Tragikern und Komikern gesagt worden wäre, und die Ausdrücke, die so oft von der einen wie von der andern Gattung gebraucht wurden, sind in dem schlimmeren Sinne gedeutet worden. Wenn man den Namen der Histrionen allen denjenigen beilegen müßte, die die Kunst des öffentlichen Vortrags studieren und ausüben, dann, wird man mir zugeben, müßten die Bezeichnung von Histrionen sich auch die höchsten Würdenträger der Kirche und des Staates, die Gerichtsbeamten und Deputierten, die Advokaten, die Professoren, die berühmtesten Conferenciers und die eindrucksvollsten Kanzelredner gefallen lassen. Daraus erhellt so deutlich wie möglich, daß das Eifern der Kirchenväter sich gegen die Mimen, Tänzer und Sänger, nicht aber gegen die tragischen und komischen Darsteller richtet, denen man niemals den Vortrag anständiger Werke und vor allem der Tragödien wird

[1]) Hier dürfte die einschränkende Bemerkung angebracht sein, daß die Darsteller der Atellanen keine berufsmäßigen Schauspieler, sondern Dilettanten, freie römische Jünglinge waren. Näheres hierüber bei Mommsen, Römische Geschichte, 2. Band. Anm. der Redaktion.

untersagen können, einer Dichtart, die nach Horaz an ernster Würde alle übrigen übertrifft und so erhaben ist, daß sie sich den Beifall zweier großer römischer Herrscher erwarb, da Cäsar einen Oedipus verfaßt und August einen Ajax begonnen hatte.

Nach den Griechen und Römern ging es mit der Bühnendichtung abwärts, und sie verstummte für mehrere Jahrhunderte wegen der feindlichen Einfälle, Vertreibungen und Eroberungen, die das arme Italien über sich ergehen lassen mußte.

Ich will damit nicht sagen, daß Vorträge in Gesprächsform und gewisse regellose Vorstellungen nicht jederzeit stattgefunden hätten, formlose, des künstlerischen Charakters und des künstlerischen Wertes entbehrende Darbietungen, die aber auch in der Kirche vorkamen; Mönche und Priester verfaßten dazu die selbstverständlich religiösen Texte, und sie ließen sie zu verschiedenen Zeiten zur Aufführung bringen, bis Innozenz III. sie zuletzt verbot, vielleicht aus übertriebener Strenge. Aber diese Aufführungen, die gewöhnlich geistlichen Inhalts waren und die man „Theaterspiele“ nannte, waren etwas Unvollkommenes.

Mussato aus Padua, der im 14. Jahrhundert lateinisch, und Trissino aus Vicenza, der im 16. Jahrhundert in einheimischer Sprache schrieb, betrachteten sich als die ersten, die dem Theater zu neuem Ruhme verholfen und die Bühne durch regelrechte und vollkommene Tragödien mit neuem Leben erfüllt hätten. Albertino Mussato verfaßte zu Anfang des Jahres 1300 und vielleicht schon früher die Belagerung von Padua in heroischen Versen und dann die Tragödien Ezzelino und Achilles; ließ man seinen Werken auch zu seinen Lebzeiten wenig Gerechtigkeit widerfahren, weil er zu spät damit hervortrat, so wurde ihm doch von dem Sänger der Laura der Ruhm zuerkannt, daß er die Eleganz der lateinischen Literatur, besonders in der Poesie, habe wieder aufleben lassen.

Als im 15. Jahrhundert das Studium der griechischen Sprache, das in Italien so eifrig betrieben wurde, den Geschmack an allen Arten der Literatur wieder wachgerufen hatte, begannen auch die Tragödie und die Komödie wieder Gestalt anzunehmen. In höchst elegantem Latein verfaßte Gregorio Cornaro, der 1464 als Patriarch von Venedig starb, die Prokne. Angelo Decembrio erwähnt eines Ugolin von Parma, der zu seiner Zeit Komponist gewesen sei und Komödien vorgetragen habe, allein diese und andre Werke waren nur ein Vorspiel und wenig glückliche Versuche. Es überwogen die geistlichen Spiele in guter volksmäßiger poetischer Fassung, nach deren Muster Angelo Polizano seinen Orpheus schuf.

Im Cinquecento, das sich nach allen Richtungen hin durch die glänzende Entfaltung des italienischen Geistes auszeichnete, erneuerten hervorragende Schriftsteller die Tragödie nach griechischem Vorbild und die Komödie nach altem römischen Zuschnitt. Die Sophonisbe Trissinos nahm die erste Stelle unter allen diesen Dichtungen tragischer Art ein, die in einheimischer Sprache während des Wiederauflebens der schönen Künste erschienen. Varchi schreibt über ihn: „Der erste, der in dieser ihres Namens würdigen Sprache Tragödien schrieb,

war meines Wissens Messer Trissino aus Vicenza," und ebenso schreibt Cintio Geraldi in dem Commiato dell' Orbecche:

„Der artige Trissino, der als erster
In seinem Sang vom Tiber und Ilissus
Zum Arnostrande die Tragödie brachte."

Palla Rucellai, ein Bruder des Johannes, ein hervorragender Literat und Verfasser vielgelobter Tragödien, schrieb an Trissino einen Brief, mit dem er ihm die Oper seines Bruders Johannes Le Api (Die Bienen) übersandte, und in dem er sich so ausdrückte: „Ihr wart der erste, der diese Schreibart in mütterlichen reimlosen Versen zutage fördertet; diese Art wurde später dann von meinem Bruder in der Rosamunde, in den Bienen und im Orestes aufgenommen und weiter ausgebildet; darum schicken wir sie Euch denn mit Recht als die ersten Früchte Eurer Erfindung!" Man sieht, daß auch damals das wahre Verdienst nicht verkannt wurde; es wurde sogar, was ein noch größeres Wunder, von den eignen literarischen Kollegen anerkannt. Wenn ich alle die Vorzüge, die sich in den Dichtungen Trissinos vereinigt finden, aufzählen sollte, müßte ich auf ihn allein mehr Zeit verwenden, als mir zur Verfügung steht, und viele andre übergehen, die mindestens doch erwähnt sein wollen.

Von dem satirischen, bissigen und käuflichen Pietro Aretino, dessen geniale Geistesbeanlagung sich in der Welt so geltend machte, daß die Spitze seiner Feder mehr gefürchtet wurde als ein scharf geschliffenes Schwert, haben wir eine Tragödie, betitelt Horatius, die für eine der besten erklärt wurde, die bis dahin geschrieben worden seien. Nach dem Gutachten der gelehrten Kritiker ist sie, was ihren poetischen und literarischen Wert anlangt, erträglich, aber ich glaube nicht zu irren, wenn ich erkläre, daß diese Tragödie in Wirklichkeit der szenischen Wirksamkeit entbehrt und für das große Publikum von einer verworrenen und dunkeln Sprache ist. Seine Komödien sodann sind ein getreues Abbild der Gesellschaft, in der er sich bewegte, und zeigen Persönlichkeiten, die allerdings bestimmt, aber roh gezeichnet sind. Ein Mann, der im höchsten Grade mit Einbildungskraft ausgestattet war, bediente er sich seiner natürlichen Begabung nicht immer in löblicher Weise und lebte tatsächlich, wie er sagt, „vom Schweiße der Tinte"; er benutzte sie aber, wie ich glaube, lediglich dazu, um damit seine Seele zu beflecken.

Der hochangesehene Schriftsteller Adolf Gaspary geht unbarmherzig mit dem Florentiner Giovanni Rucellai um (er war der zweite, der regelmäßige Tragödien schrieb), indem er seine Tragödie Orestes kritisiert, von der er sagt, sie bestehe aus schlechten Versen und einer sententiösen und rhetorischen Diktion, in der falsche Sentimentalität und falsches Heldentum die Stelle echter Leidenschaft verträten. Ich wage es nicht, einem derartigen Beurteiler zu widersprechen, wenn ich auch meine, wenigstens das Verdienst eines starken und wirksamen Schilderungsvermögens hätte von dem strengen Kritiker zugegeben werden können. Das, worin mir diese Schriftsteller zu fehlen scheinen, war die geringe Sorgfalt, die sie im ganzen auf das szenisch Wirksame verwandten. Sie ergehen sich allzusehr

in hochtönenden Redensarten, rhetorischen Reflexionen und philosophischen Gedanken, und je weniger sie davon hatten, desto mehr stellten sie zur Schau, sich wenig oder gar nicht um die szenische Anordnung, die Verwicklung der Intrige, die Zeichnung der Charaktere und das Unvorhergesehene in der Stoffanordnung kümmernd, das so notwendig zur Erzielung eines stärkeren Eindrucks bei der Katastrophe ist.

Lassen wir nun den Kothurn und wenden wir uns dem Soccus zu.

Ariost war der erste, der regelmäßige Komödien verfaßte, aber sie haben meiner Ansicht nach keine sonderliche Originalität an sich. Er selbst gibt zu, er habe die Alten nachgeahmt und sich ein Muster an den Komödien des Plautus und Terenz genommen.

Die empfehlenswerteren Komödien des 16. Jahrhunderts geben unfraglich für unsre Zeit wenig anständige Sitten und eine gewagte und wenig schickliche Sprache zu erkennen. Sieht man von gewissen satirischen Anspielungen auf öffentliche Zustände ab, so wurde das Pikante hauptsächlich in unziemlichen Zweideutigkeiten gesucht. Das gestattete die Freiheit der Umgangssprache der damaligen Zeit, und vielleicht tadeln wir mit Unrecht heutzutage das, was man damals hinnahm, ohne dabei an etwas Schlimmes zu denken oder darin einen Verstoß gegen die guten Sitten zu erblicken.

Alle jene Machwerke, die wir heute unanständig nennen und die es wirklich auch sind, wurden größtenteils den Päpsten und den Fürsten gewidmet, die sie mit großer Prachtentfaltung zur Aufführung bringen ließen und so viel Gefallen daran fanden, daß sie von ganzem Herzen darüber lachten. War es da zu verwundern, wenn die Damen keinen Anstoß daran nahmen? Wer konnte behaupten, daß im Grunde genommen die damalige Gesellschaft mit ihren schlüpfrigen Redensarten verdorbener gewesen sei als die unsrige mit ihrer ehrbaren und züchtigen Außenseite? Das Obszöne wurde als ein notwendiger Bestandteil der komischen Kunst empfunden und findet sich in der ganzen dramatischen Kunst des 16. Jahrhunderts verbreitet. Die Komödie Calandria des Kardinals Bibiena ist schlüpfrig von Anfang bis zu Ende, und die Einzelheiten, die bestimmt sind, das Lachen zu erregen, sind unausstehlich, und doch machte Leo X. ihren Urheber zum Kardinal. Eine Komödie, die einen bestrickenden Reiz ausübt wegen der Tiefe und Wahrheit der Sitten- und Charakterschilderung ihrer Zeit, ist die Mandragola Macchiavellis. Sie ist jedenfalls die bedeutendste und originellste Komödie jenes Jahrhunderts. Von ihrer Unsittlichkeit hatte man kein Bewußtsein, alle waren daran beteiligt — auch der Autor. Die Leidenschaft aus Rücksicht auf die Moral zu unterdrücken, das war ein Gebot, gut zum Lesen, aber nicht, um sich danach zu richten; den Trieben der Liebe zu folgen, die ohne weiteres nach dem Naturrecht auf ihr sinnliches Ziel losgeht, das war ein erhabener und mit den Grundsätzen Aretinos im Einklange stehender Gedanke, der von der damaligen Gesellschaft akzeptiert war. Selten ist die schrankenlose Leidenschaft lebhafter geschildert worden als in dieser Komödie Macchiavellis. Vielleicht scheint die Handlung etwas künstlich konstruiert, allein

die Personen sind vollständig modern, und der Dialog ist von einer solchen Frische und von derartigen aufblitzenden Lichtern über intime Verhältnisse belebt, daß man glauben sollte, das Stück sei erst gestern geschrieben worden. Viele andre Schriftsteller folgten den Spuren Machiavellis, Bibienas und Aretinos, aber keiner erreichte ihre Eleganz. Von Florentinern, die den Vorzug der Sprache für sich geltend machen können, dürften namentlich Gelli, Varchi, Firenzuela, Lorenzo de Medici, Giannotto und Nardi, vor allem aber Lasca und Cecchi zu erwähnen sein.

Die regelrechte literarische Komödie hatte stets mit Vorliebe ihren Sitz an den Höfen, in den Häusern der Reichen und an den Akademien. Bei dem Volk herrschte die bescheidenere, vielleicht moralischere, aber auch rohere Art vor. Die Schwänke, gewöhnlich cavajole genannt, ein altes, aber wenig feines Genre, waren beim Volk außerordentlich beliebt, weil sie sich hauptsächlich auf die Lebhaftigkeit der Scherze, den beißenden Wortwitz und das Naheliegende der Stoffe stützten, und wie die Liedervorträge und die Vorstellungen unterschiedlichen Inhalts und noch unterschiedlicheren Wertes das Vergnügen des Landmanns ausmachten, so ergötzte das Volk sich an den geistlichen Aufführungen und an diesen Schwänken. Erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts erschienen Frauen auf der Bühne, als die Stegreifkomödie, die sogenannte Commedia dell' Arte, aufkam, die darin bestand, daß ein Stoff ausgewählt, das Szenarium ausgearbeitet und die Personen festgestellt, die Gedanken und Worte dagegen ganz frei der Improvisation überlassen wurden. Als man mit der Handhabung dieses meiner Ansicht nach verwerflichen Systems begann, verschwand die gute regelmäßige Komödie und vor allem die Tragödie von der Bühne, zum Schaden der dadurch in ihrem Werte beeinträchtigten Kunst! Darum bleibt uns aber dennoch der Ruhm, daß wir die ersten gewesen sind, die regelmäßige szenische Werke verfaßt haben, und wir sie schon nach Hunderten zählten, als sechzig Jahre nach dem Erscheinen unsers ersten Jodelle eines unter Heinrich III. auf die französische Bühne brachte. Zwei weitere Gründe trugen dazu bei, daß in Italien die Tragödie sich immer mehr von der Bühne zurückzog. Der erste war die aufgekommene Sitte des musikalischen Vortrags auf der Bühne und die für das musikalische Drama erwachende Vorliebe und der zweite die Einführung der verschiedenen Dialekte und der Masken. Bis zum 16. Jahrhundert waren Masken nicht in Gebrauch, außer bei Festlichkeiten und um sich das Gesicht zu bedecken, wenn man an Glücksspielen teilnehmen wollte; später trugen die Damen zur Schonung ihrer Haut eine Sammetmaske, die man lupo nannte. Als die Schminke und die Schönheitspflästerchen Mode geworden waren, trugen die Damen keine lupi (natürlich vor dem Gesichte!) mehr, und so erhielten sich die Masken nur noch bei den Karnevalsverkleidungen und auf der Bühne.

Nachdem ich über die Autoren gehandelt, möchte ich auch etwas über die Schauspieler sagen, da sie ein notwendiges, ja ich möchte sagen, ein untrennbares Zubehör zu den ersteren bilden. Eine sich reich entwickelnde und mit Blüten geschmückte Pflanze kann man bewundern, aber eine, die Früchte trägt, kann man

nicht nur bewundern, man kann auch von ihr kosten. Die Pflanze ist der Dichter, die Frucht der Künstler.

Unter den berühmtesten italienischen Bühnenkünstlern des 16. Jahrhunderts stellt sich uns ein Sebastiano Clarignano dar, den Giraldi den Roscius und den Aesop seiner Zeit nennt. Dann gibt es einen Angelo Beolco, der als Schauspieler wie als dramatischer Autor sehr geschätzt war. Ein weiterer angesehener Künstler war Nicolo Cagnani, il strascino (der mit sich Fortreißende) genannt, der verschiedene Schwänke verfaßte. Eine fernere Berühmtheit tritt uns in Andrea Cattino entgegen, der ebenfalls Darsteller und Verfasser komischer Stücke war. Ein hervorragender Künstler war Valerini Adriano, der Gedichte und Tragödien verfaßte. Erwähnt zu werden verdient auch G. B. Verati, der nach seinem Tode durch eine von Tasso verfaßte Grabschrift geehrt wurde; ferner Ponzoni und Flaminio, sowie schließlich Ganessa, der sowohl in Frankreich wie in Deutschland, und vor allem in Spanien nicht nur Beifall und Auszeichnung durch regierende Häupter, sondern auch klingenden Lohn erntete. Und nun zu dem schönen Geschlechte! Es wird eine Flaminia erwähnt, eine Römerin, die stark in der Tragödie und eine sehr schöne Dame war! Sodann Andreini Isabella, die die Zierde der Bühne war: eine bewundernswerte Erscheinung, nicht minder ihrer Tugend wie ihrer Schönheit wegen, ebenso eine Virginia Rotari, Lidia genannt, lieblich und voller Anmut. Hohes Lob erwarb sich Vittoria Pissoni, eine schöne Zauberin der Liebe, von harmonischen und wohlgefälligen Bewegungen, wie Garzoni sagt, von majestätischen und anmutigen Stellungen, von einschmeichelnden, lieben Worten, von spitzbübischen, verführerischen Tränen, von einem süßen, gewinnenden Lächeln und von hoher, vornehmer Haltung. Sie war die Nebenbuhlerin einer noch berühmteren Schauspielerin, der Vincenza Armoni, deren Ruhm gegenüber der Ruf der Sarah Bernhardt gar nichts besagen will.

Von wem aber wurden die großen Schauspieler der damaligen Zeit hauptsächlich geleitet? Durch welche Mittel und durch welche Vorzüge wurden sie groß? In welcher Gestalt, von welchen Gedanken und von welchen Inspirationen angetrieben, interpretierten und reproduzierten sie die verschiedenen Charaktere und die so mannigfaltigen Leidenschaften? Es ist unbekannt! Ein Geheimnis! Was wissen wir von der ganzen von mir angeführten, mit Roscius beginnenden Schar hervorragender Künstler? Daß sie vortreffliche Schauspieler waren, weiter nichts!

Sollte es nicht scheinen, als sei der darstellenden Kunst, der von ihrer Geburt an Bücher der Erinnerung versagt worden sind, nach dem Gesetze der Wiedervergeltung das Recht auf begeistertere und überschwenglichere Beifallsbekundungen eingeräumt worden, als sie ihren Schwesterkünsten zuteil werden, die dafür den außerordentlichen Vorzug einer beständigen Beurteilung und einer unvergänglichen Bewunderung genießen? Wir dürfen uns daher nicht darüber wundern, wenn den Jüngern Melpomenes und Thalias übertriebene Beifallskundgebungen bereitet werden, deren Schicksal es ist, mit denen begraben zu werden, von denen sie ausgegangen sind.

Schlußfolgerungen mißtrauend, die trügerisch sein können, trage ich gleichwohl kein Bedenken, meine Meinung über die künstlerischen Bestrebungen und Befähigungen jenes Jahrhunderts auszusprechen, und zu sagen, daß die erwähnten Künstler vor allem bestrebt gewesen sind, das Schöne in der Kunst zu suchen und ebenso das Schöne in der Natur, mehr der Aesthetik des Wortes als derjenigen der Charaktere und der Handlungen gerecht zu werden, wobei ich aber durchaus den Gedanken von mir abweise, als wolle ich mit meiner Ansicht die hohe geistige Bedeutung derer verkleinern, die in ihrer Darstellung für die höchsten erklärt worden sind. Wenn es eine schöne Kunst gibt, ist diese auch die wahre Kunst.

Ueber die schöne Kunst spricht und urteilt man nach einer Ueberzeugung, die man durch den Unterricht, die Bildung und die Sitten des Jahrhunderts, in dem man lebt, in sich aufgenommen und sich zu eigen gemacht hat. Die wahre Kunst war, ist und wird nur eine sein, die Tochter der Natur, und, wie Dante sie genannt hat, gewissermaßen die Enkelin Gottes! Sehen wir von dem Grade der Vornehmheit ab, den sie behauptet, so ist meiner Ansicht nach die dramatische die vollkommenste von allen Künsten! Die Bildhauerei und die Malerei reproduzieren gleichfalls die Natur, allein ihre Gestalten bleiben, da sie keine Gedanken ausdrücken, unbeweglich; sie sprechen nicht, sie regen sich nicht, sie atmen nicht. Betrachten wir sie hundertmal, so enthüllen sie uns stets nur eine einzige Idee ... starr in Schweigen verharrend. Ich glaube daher recht gern an die Fabel von Pygmalion, wenn der Meißel Michelangelos nicht die Macht hatte, seinen Moses zum Sprechen zu bringen.

Wenn man diese Gestalten anblickt, können sie eine moralische Wirkung nur mit Hilfe unsrer Einbildungskraft auf uns ausüben. So ist auch die dramatische Dichtung unfruchtbar und leblos, wenn sie nicht den belebenden Hauch der Aufführung empfängt.

Die Kunst der Bühne besitzt die Macht, den Geist der Zuschauer mit den Empfindungen, den Leidenschaften und der Begeisterung zu durchdringen, die, von dem Künstler schon erfaßt, sich dem Hörer mitteilen, nicht durch die äußerlichen und erborgten Mittel, zu denen alle übrigen Künste ihre Zuflucht nehmen müssen, sondern durch die des Blicks, des Gesichtsausdrucks, des Gefühls und des beredten Wortes, die eigentlichen Ausdrucksmittel des menschlichen Geschlechtes. Diese Kunst ist so überzeugend, überredend und einschmeichelnd, daß sie stets, ganz besonders aber im 16. Jahrhundert, von dem weitblickenden und schlauen Klerus und den autokratischen Regierungen anfangs gefürchtet und dann befehdet wurde, nicht als ein Beispiel der Sittenverderbnis, sondern als das mächtige Beförderungsmittel der Bildung, der patriotischen Gesinnung und der hohen Tugenden und löblichen Bestrebungen, mit denen und durch die die großen und tapfern Nationen sich bilden.



Einige weitere ungedruckte Briefe des Generalfeldmarschalls Grafen v. Roon.

IV.

Wir lassen hier zunächst einige Briefe folgen, die der Zeit angehören, in der sich infolge der Verhandlungen der für die Militärreorganisation eingesetzten Kommission und der Haltung, die der Kriegsminister v. Bonin zu der Frage der Reorganisation einnahm, im Herbst 1859 Roons Ernennung zum Kriegsminister vorbereitete. Wie aus den Denkwürdigkeiten bekannt ist, war Roon inzwischen vom Brigadekommandeur in Posen zum Kommandeur der 14. Division in Düsseldorf befördert worden. Aus Anlaß der Denkschrift, die Roon dem damaligen Prinzregenten auf dessen Anregung in betreff der in Aussicht genommenen Reorganisation eingereicht hatte, war er zum Mitgliede der erwähnten Kommission ernannt worden und dadurch im September und Oktober 1859 zu längerem Aufenthalte in Berlin genötigt. Aus der Zeit dieses Aufenthaltes rührt zunächst das nachfolgende, rein persönliche Schreiben her, das er am 15. September 1859 in der Erinnerung an seine vor 24 Jahren an diesem Tage stattgefundene Verlobung an seine Gattin gerichtet hat, und das von dem Ernste, mit dem er die gegenseitigen Aufgaben der ehelichen Gemeinschaft erfaßte, ein köstliches Zeugnis ablegt. Wir lassen es darum hier in seinem Wortlaut folgen.

„Heute an unserm Verlobungstage," so schreibt er, „muß ich Dich doch herzlich und auch sichtbar begrüßen und Dir wie mir aus ganzer Seele den Frieden Gottes wünschen, den Frieden und die Genüge, die wir vergebens von dieser Welt zu erlangen versuchen möchten, den allein des Herrn Gnade zu spenden vermag. Möchtest Du nicht mit Bedauern auf den Tag zurückblicken, an dem Du Dich mir vor 24 Jahren verlobtest; daß er und die ihm folgenden Dich nicht immer so glücklich gesehen haben, als Du wohl einst hofftest, ach! das weiß ich wohl und habe mich für manche bittere Stunde, für manche Thräne anzuklagen. Wohl weiß ich, Du verziehest mir die schwachen Momente, in denen ich anders war, als ich hätte sein sollen, in denen ich den wahren, rechten Einigungs- und Mittelpunkt aus den Augen verloren hatte, und mein eignes selbstsüchtiges Wesen, an Stelle eines heiligen gottgefälligen Willens zum Gesetz zu machen suchte. Meine geliebte Anna! Nicht wahr, wir wollen frommer, besser, innerlich einiger, in Gott inniger werden, auf daß solcher trüben Stunden, wo wir thun, was wir nicht wollen und lassen, was wir wollen, immer seltener werden mögen. Klage Dich nicht zu hart an; wohl hast Du auch gefehlt; allein ich, ich muß mich doch zu allem bekennen, denn hätte ich Dir niemals üble Beispiele gegeben, so würdest Du auch weniger gestrauchelt haben. Wir haben

daher beide immer fleißiger zu beten und immer eifriger zu ringen, damit wir mehr und mehr von der Welt und der Eigensucht loskommen."

Aus einem weiteren derselben Zeit des Aufenthaltes in Berlin angehörigen Schreiben vom 5. November 1859 an Roons Gattin ist zu ersehen, daß an diesem Tage Roons Ernennung zum Kriegsminister bereits in nahe Aussicht gerückt war, obwohl er selbst noch immer hoffte, daß es nicht dazu kommen würde. Seinem teilweisen Inhalte nach ist dieses Schreiben in den Denkwürdigkeiten Band I. Seite 367 bereits erwähnt. Aber es wird sich lohnen, es, soweit das dort nicht geschehen ist, in seinem Wortlaut anzuführen.

„Der Brief," so schreibt Roon an dem gedachten Tage, „den Du morgen früh empfangen wirst, ist kaum einige Stunden weg, und es drängt mich schon wieder zu Dir, um so mehr, da ich eben Deine der Lampe mitgegebenen Zeilen erhalte. Als ich vorhin so eilig schloß, waren Alvensleben und der Kreuzzeitungs-Wagener bei mir; sonst hätte ich Dir wohl mehr gesagt. Als der Prinz das Verzeichnis der Offiziere, die sich bei ihm melden wollten, heute früh erhalten, soll er zu dem Adjutanten vom Dienst, der es gebracht, gesagt haben: ‚Nein, das geht nicht! Schreiben Sie dem General Roon, er möchte seine Abreise noch verschieben, und sich heute nicht melden.' Was das bedeutet? Nun, ich denke, er will mit mir nochmals über die Organisationsangelegenheit sprechen. Der Fürst (Hohenzollern), den ich heute früh besuchte, konnte mir keinen Aufschluß geben. Ebensowenig Alvensleben. Uebrigens aber würde ich, falls der Regent wirklich an mich als Bonins Nachfolger denken sollte, mich entschieden weigern, in das gegenwärtige Ministerium pure einzutreten. Wenn der Prinzregent befiehlt, so will und darf ich mich nicht weigern, die Geschäfte zu übernehmen; aber ich kann mich nicht mit den gegenwärtigen Ministern ohne Unterschied in einen Topf werfen lassen ... Doch das alles, alles ist ja eitel! Es wird nicht dazu kommen. Auch glaube ich gar nicht, daß der Befehl zum Bleiben mit derartigen Gedanken zusammenhängt. — Was Wagener bei mir wollte? Nun, ich habe ihm aufgetragen, die Artikel der Düsseldorfer u. a. Zeitungen, die Dich geärgert haben, zu berichtigen. Es kann mir nicht gleichgültig sein, daß meine Untergebenen in der Division dadurch verleitet werden, zu glauben, ihr Divisionskommandeur sei ein Fabrikant elender Projekte, die man in den Müllkasten geworfen, sobald sie der Kriegsminister nur geprüft habe. Die sollen vielmehr erfahren, daß ich gar kein Projekt eingereicht habe, sondern auf Befehl nur Gedanken und Bemerkungen über die nöthige Reorganisation, daß man deshalb meinen Beirath bei der Feststellung der amtlich bearbeiteten Projekte verlangt, und daß diese mit dessen Hilfe zu stande gekommen seien. Dies ist die Wahrheit! Wer etwas andres sagt, lügt wie der Kriegsminister ‚Tendenz'. Er hat seine Tendenzlügen durch das Zentral-Preßbureau den Zeitungen insinuiert, die ihm zu Gebote stehen, wie die Kölnische etc., und andre haben es nachgedruckt. Außerdem lügt er es hier allen Leuten vor, die ihm in den Wurf kommen, selbst denen, die es besser wissen. — Wagener wird den Auftrag gewiß mit Geschicklichkeit ausführen; auf seine Diskretion kann ich rechnen.

Wann ich nun heimkehren werde? Ich muß einige Tage ruhig abwarten, ob mich der Prinzregent rufen läßt. Ist es bis dahin nicht geschehen, so werde ich mich ihm am Dienstag ins Gedächtnis zurückrufen lassen. Vor Dienstag Abend oder Mittwoch kann ich daher nicht im Coupé sitzen. Ach, säße ich erst darin! Bis dahin will ich mich fein ruhig halten und beten, daß die beunruhigenden Gedanken weichen."

Es folgt dann noch eine scherzhafte Bemerkung über die Verleihung des russischen Annenordens, den Roon aus Anlaß der Begleitung des Prinzregenten nach Breslau zu einer Zusammenkunft, die dort zwischen ihm und dem Kaiser von Rußland im Oktober 1859 stattfand, von dem letzteren erhalten und über die er seiner Gattin von Breslau aus Mitteilung gemacht hatte.

„Wüßte ich nicht," so schreibt er der letzteren, „aus anderem, daß Du meinen Brief aus Breslau erhalten, so könnte mich Deine Frage wegen der russischen Anna daran zweifeln lassen; ich kann daher jetzt mit mehr Rechtsanschein als Du früher, behaupten, Du läsest meine Briefe nicht immer. Es steht darin, daß ich jetzt zwei Annen habe, aber die neue werde schwerlich so gut Farbe halten, als meine alte."

Nachdem Roons Ernennung zum Kriegsminister am 5. Dezember 1859 wirklich erfolgt war, trat in dem Briefwechsel zwischen ihm und seiner Gattin eine längere Unterbrechung ein, die schon dadurch erklärlich ist, daß für die Gatten von nun an nur selten eine Zeit längerer Trennung eintrat. Soweit aber der Krieg gegen Oesterreich im Jahre 1866 eine solche mit sich brachte, sind die von Roon vom Kriegsschauplatz an seine Gemahlin gerichteten zahlreichen Briefe in den Denkwürdigkeiten bereits veröffentlicht worden.

Nicht ohne einiges Interesse dürfte der nachfolgende, kurz vor dem Ausbruch des Krieges gegen Frankreich am 22. Juni 1870 von Roon aus seinem Landsitz Gütergotz an den ihm nahestehenden Moritz v. Blanckenburg gerichtete Brief sein, weil sich aus seinem Inhalt ergibt, wie fern noch wenige Wochen vor dem Ausbruch dieses Krieges selbst den Regierungskreisen der Gedanke an einen solchen gelegen hat. Auf eine Einladung, in den Sommermonaten nach Zimmerhausen zu kommen, erwidert Roon dem ihm innig befreundeten Verwandten:

Gütergotz, 22. 6. 70.

„Dein liebenswürdiges Schreiben vom 18. d. M., mein lieber Gevatter, Neffe und Freund, muß ich zunächst dahin beantworten, daß ich keine Möglichkeit, richtiger Wahrscheinlichkeit — für den Erfolg Deiner freundlichen Einladung abzusehen vermag, denn ich bin

1. wiederum Mädchen für alles, da die Mehrzahl der Minister, eigentlich alle, die dumpfige Bureauluft mit der freien theils schon vertauscht hat, theils vertauschen wird, und zwar bald, um bei der Feier des 3. August wieder in loco zu sein; ich bin

2. ferner der Aussicht auf nie endenden Besuch: am 30. d. M. trifft meine längst eingeladene Cousine (Präsidentin v. Roon) aus Düssel-

dorf hier auf einige Wochen ein; dazu stößt am 15. k. M. die Familie Brauchitsch.[1]) Dann folgt der 3. August mit seinen schmerzlichen Feierlichkeiten und Festen, unmittelbar darauf die mir aufgetragene Inspizierungsreise nach Hannover, Wilhelmshaven, vielleicht auch Kiel.

Demgemäß würde nur Ende August oder Anfang September etwa zu einer Spritztour nach Zimmerhausen disponibel, wenn uns nicht etwa Magdalenchen oder Hedwig zu der Zeit besuchen sollten, worauf gerechnet wird. Uebrigens hast Du sehr recht, daß ich noch immer eine herzliche Anhänglichkeit — abgesehen von den lieben Bewohnern — selbst für die Oertlichkeit — genannt Zimmerhausen — empfinde, und ich hoffe, sie soll mir bleiben, bis ich in die Grube fahre: denn dort habe ich jederzeit, selbst in sehr unreifen und daher gewiß oft unliebenswürdigen Jugendtagen, wo ich wie ein abgerissenes Blatt noch ganz einsam und anhaltlos in der Welt herumflatterte, Theilnahme, Nachsicht und Liebe gefunden: das werde ich nie vergessen. Wie begreiflich daher, daß ich gern dort bin, wo ich so viel Wohlthätiges empfange. Doch weshalb sage ich Dir das: Du kennst mich doch wohl!"

Aus den zahlreichen Feldpostbriefen, die Roon während des Krieges in Frankreich an seine Gemahlin in fast täglicher gegenseitiger Korrespondenz gerichtet hat und die zum großen Teile ebenfalls den Denkwürdigkeiten einverleibt worden sind, liegt uns ein unter dem 22. August aus Pont à Mousson datierter, noch nicht veröffentlichter Brief vor. Zu dessen Verständnis schicken wir voraus, daß es sich in ihm um die Zurückversetzung des Roonschen Sohnes Arnold, der ihm als außeretatsmäßiger Adjutant beigegeben worden war, zum Garde-Füsilierregiment handelt, dem der erwähnte Sohn damals als Premierleutnant zugehörte. Wir glauben, unsern Lesern diesen Brief nicht vorenthalten zu dürfen, weil er davon Zeugnis gibt, wie sehr dem Kriegsminister das Interesse des militärischen Dienstes und des Vaterlandes über das der eignen Bequemlichkeit ging.

„Mit tiefer Trauer im Herzen," so schreibt er der Gattin, „über die am 16. und 18. d. M. erlittenen entsetzlichen Verluste, besonders an Offizieren, eile ich, Deiner mütterlichen Theilnahme die aus der Größe dieser Verluste sich ergebende Nothwendigkeit des Ersatzes, in Bezug auf unsern lieben Arnold, zur Erwägung zu empfehlen. Du wirst mir gewiß darin beistimmen, daß auch er dem Vaterlande und zwar in der Stellung gehört, in der er am nützlichsten sein kann. Die in seinem Regimente entstandenen Lücken sind zwar verhältnismäßig gering, soviel man sicher weiß: nur zwei Offiziere tot (Erckert und Schmeling), und vier blessiert; allein einer tüchtigen Gesinnung entspricht es, sich dahin zu stellen, wo die größere Gefahr, und in dieser Gesinnung hat Arnold heute mit mir davon gesprochen, zum Regimente zurückzutreten, nachdem Unteroffiziere desselben erzählt, daß es zwölf Offiziere tot und dreizehn verwundet habe. — Ich durfte unter diesen Umständen nicht schwanken und seinem Wunsche nicht

---

[1]) Bezieht sich auf die an den damaligen Landrat v. Brauchitsch in Genthin verheiratete älteste Tochter Roons, die mit Gatten und Kind zum Besuch nach Gütergotz kommen wollte.

entgegentreten, aus einer bequemeren, verhältnismäßig gefahrloseren Stellung in eine angreifendere und gefährdetere überzutreten, und dennoch schwankte ich aus väterlicher Weichheit. Da zerhieb ich den aus Pro und Contra sich schürzenden Knoten und trug dem Könige frisch heraus Arnolds Wunsch vor, der zögernd gewährt wurde. — Konnten wir — Arnold und ich —, durften wir anders fühlen und handeln? — Bring's unsrer lieben Helene[1]) mit freundlichen Mienen bei. Wir stehen ja allesamt und überall in Gottes Hand! Arnold aber wird künftig, wenn er bewahrt bleibt, den Kopf viel höher tragen können, nachdem er die Strapatzen und Gefahren seiner Kameraden — wenigstens die künftigen — getreulich getheilt hat; ihm wird das Herz freier schlagen in dem Bewußtsein, freiwillig das dem Fleische minder Zusagende erwählt, dasjenige erwählt und erlangt zu haben, dessen Entrückung ihn einst bis zu Thränen bewegte. Es war richtig, ihn von mir zu lassen, und es ließ sich nicht viel dawider einwenden, wenn man es unverantwortlich gefunden hätte, daß Arnold in einer überetatsmäßigen, streng genommen überflüssigen Stellung verbliebe, während so viele leer sind, die es nicht bleiben dürfen. Gott möge meiner Schwachheit abhelfen, wenn ich die Wendung bedauern sollte — was nicht ausbleiben wird — die das Schicksal unsres lieben Sohnes erhalten hat. — Noch eine Seite hat die Angelegenheit, nämlich die persönliche Stellung Arnolds zu dem alten pumplichen Vater, dem er zu Hilfe mitgegeben werden sollte. Allein erstens ist die Pumplichkeit doch nicht so bedenklich, und zweitens habe ich an meiner übrigen Umgebung in der That noch eine Reihe von Söhnen, denn sie alle warten meiner mit rührender und liebreichster Anhänglichkeit; ich kann wohl sagen, sie thun Alles, was sie mir an den Augen absehen können, mit wahrer eigener Genugthuung, namentlich behandelt mich Hartrott mit der Sorgfalt einer treuen Amme oder Pflegefrau. Und bei dem allem geht es eben so herzlich als ehrerbietig zu; entbehrlich ist Arnold also auch in diesem Betracht, mag er auch ungern entbehrt werden. Daß dies auch hinsichtlich der andern Offiziere meines Stabes — nicht bloß von mir oder Hartrott — geschieht, das habe ich deutlich erkannt, als ich den Herren Arnolds nahe Abreise mittheilte; ich weiß, daß sie den Motiven derselben Gerechtigkeit widerfahren lassen. Morgen werden wir uns trennen, damit Arnold sein Regiment bald erreiche.

Bei der Armee ist nichts Neues. Die Franzosen in Metz halten sich ruhig; in Châlons sollen sie nur schwach sein. Wir — das Hauptquartier — gehen morgen nach Commercy.

Nun laß mich schließen, um spazieren zu gehen, und — Verwundete zu besuchen, wie ich auch gestern nachmittag that. Es ist erhebend, wie freudig sich die braven Jungen in ihr Schicksal finden; freilich sind $^6/_7$ aller Verwundeten nur ganz leicht verwundet, so daß sie, wie viele hoffen können, in einigen Wochen wieder Dienste thun. Tote haben wir leider freilich viele,

---

[1]) Arnolds Gattin.

aber verhältnismäßig sehr wenige Schwerverwundete, weil die französische Artillerie gottlob schlecht schießt.

Viele, viele herzliche Grüße! Und Dank für Deine Nachrichten vom 17., die ich vorgestern hier vorfand. Gott nehme Euch und uns in seinen heiligen Schutz!

In herzlicher Liebe und Treue

Dein

A."

Während der in dem voranstehenden Briefe erwähnte Sohn Arnold in der Schlacht bei Sedan unversehrt blieb, wurde auch Roon ein schweres Opfer dadurch abgefordert, daß der seinem Herzen besonders nahestehende zweitälteste Sohn Bernhard, der als Hauptmann eine Batterie des Garde-Feldartillerie-regiments befehligte, auf den Höhen von Daigny tödlich verwundet wurde und zwei Tage darauf in La Moncelle in einem dem Grafen Viry gehörigen Schlößchen, in dem sich das 11. Garde-Feldlazarett eingerichtet hatte, seiner Verwundung erlag. Mit wie gottergebener Freudigkeit Roon selbst ebenso wie seine Gattin diesen Verlust hingenommen und dieses von ihnen geforderte Opfer gebracht haben, davon geben die nachfolgenden Briefe Roons Zeugnis.

Hauptquartier Rethel, 4. 9. 70.

„Ach! wie sehne ich mich nach einem stillen Stündchen mit Dir, meine Geliebteste, um meine Thränen mit den Deinigen zu mischen! Ja! könnte ich überhaupt nur recht herzlich weinen, aber es frißt mir nur am Herzen und würgt mir die Kehle. Ich bin recht schwach, wenn ich auch um der Menschen willen stark zu scheinen mich bemühe. Du hast wohl meinen Brief vom 3., vorher meine Korrespondenzkarte vom 2. und Waldemars Bericht vom heutigen Tage schon erhalten? Du wirst nun sehen, daß das Befürchtete geschehen. Ja, unser lieber alter Bernhard ist gestern abend bald nach acht Uhr sanft eingeschlafen und hinübergegangen zu unserm lieben unvergeßlichen Josua. Sein letztes Wort war vorgestern zu mir: „Auf Wiedersehen!" Und er war sich der Bedeutung dieses Grußes wohl bewußt, wie ich selbst. Als heute morgen Dein Bruder Bernhard [1]) bei mir erschien, war ich gar nicht überrascht durch die Todesbotschaft; ich hatte sie nur nicht ganz so schnell erwartet; daß sie kommen würde, war mir nach den Auslassungen des Arztes kaum zweifelhaft. Ein ehrlicher Soldatentod: darauf sollen wir, die wir dem Könige und dem Lande mit Blut und Leben zu dienen uns verbunden, allesamt und jederzeit gefaßt und bereit sein. Er hat ihn gethan, den schweren großen Schritt aus dieser Zeitlichkeit in die Ewigkeit, den wir alle, die wir noch der ersteren an-

---

[1]) Der hier genannte Bruder der Gattin Roons, der als Divisionspfarrer der 1. Garde-Infanteriedivision die Truppen ins Feld begleitete, überbrachte seinem Schwager die Nachricht von dem Hinscheiden seines Sohnes nach Vendresse, unmittelbar bevor Roon am 4. September mit dem Hauptquartier von dort nach Rethel aufbrach.

gehören, noch thun müssen, auch ich, Alter, während er, dem das Leben noch im vollen Jugendlichte strahlte, die Reise in das dunkle unbekannte Land, aus dem niemand wiederkehrt, so schnell, wenn auch nicht unvorbereitet, angetreten hat. Du hast aus Waldemars ausführlichem Bericht über des Entschlafenen letzte Stunden die Ueberzeugung schöpfen können, daß er selig hinübergegangen. Seine letzten Worte: „Heiland! Heiland!“ und alles, was vorhergegangen, bezeugen die christliche Stimmung seiner guten Seele, und wir dürfen nicht zweifeln, daß Gott ihn zu Gnaden angenommen haben wird. Wer nur auch erst so weit wäre! — Heute, vielleicht in dieser Stunde werden sie — Waldemar, Dein Bruder und der brave Doktor — die entseelte Hülle der Erde übergeben, an einer freundlichen Stelle des Parks, von wo man auf das Schlachtfeld sieht. Es war mir physisch unmöglich, dem Leichenbegängnis beizuwohnen. Ich habe mich inzwischen sieben Meilen weiter von dem Ruheplätzchen entfernen müssen, von dem ich nun elf Meilen ab bin. Wenn aber Frieden sein wird, dann will ich, so es mir vergönnt ist, das Plätzchen aufsuchen und sichern! Ein Stein mit seinem ehrlichen Namen wird es bezeichnen. — Jetzt kann ich nicht mehr; ich bin sehr zerrüttet.

Später. Ich habe es, wenn auch nicht zum Schlafen, so doch zum Schlummern gebracht, und ich fühle mich etwas weniger angegriffen als zuvor; aber ich bin sehr müde an Seele und Leib. Wie denn beides in Wechselwirkung steht: die Seelenpein macht den Leib schwach und umgekehrt deprimiert der erschöpfte Körper die Seele und raubt ihr das Widerstandsvermögen. Wie sehne ich mich nach Ruhe, nach Ausspannung! Und dennoch darf ich dieser Sehnsucht nicht nachhängen; sie würde mich entmannen, und die Zahl der alten Weiber will ich nicht vermehren. Ja, und mein Herz jubelt, wenn ich mir vergegenwärtige, wie oft und wie reichlich uns Gott beigestanden in dem Gericht, in dem Er uns als Seine Werkzeuge gebraucht, wenn Er uns auch zugleich, um unsrer Sünden willen, schwere, schwere Opfer auferlegt. General v. Manstein, der Kommandierende des 9. Armeekorps, hat seinen Sohn bei Saarbrücken, General v. Kirchbach, der das 5. Armeekorps befehligt, den seinigen gestern bei Sedan begraben; Itzenplitz hat den einzigen Sohn und Erben verloren — solcher Klagen könnten unendliche aneinander gereiht werden. Aber alle die vielen Gräber sind mit reichen Siegeskränzen geschmückt, und das Vaterland kann mit Freudenthränen auf seine Söhne blicken, die es größer gemacht als je zuvor. Der Sieg von Sedan, an dem auch unser Bernhard seinen bescheidenen Antheil hat, liefert viele hundert Geschütze, 60—70 000 Gewehre, unendliches Heergeräth, ich weiß nicht, wie viele Adler, Pferde, Waffen und Vorräthe aller Art in unsre Hände und belastet uns mit fast 100 000 Gefangenen, und was mehr als dies, er demüthigt den aufgeblasenen Feind auf eine nie dagewesene Art. Die gesamte Kriegsgeschichte weiset einen solchen Erfolg nicht auf. — Und täglich neue Erfolge. Am 31. August und 1. September hat auch die Armee des Prinzen Friedrich Karl vor Metz neue Lorbeeren errungen, so daß eine baldige Kapitulation der eingesperrten Armee zu den Wahrscheinlichkeiten gehört. Aehnlich steht es

mit Straßburg. Und gestern hat die Festung Mézières kapituliert. Der Kaiser unser Gefangener, die Kaiserin — wie man sagt — auf der Flucht. Was soll, was kann aus diesem unglücklichen, reichen Lande werden? Gottes Besen kehren scharf. Wer regiert nun hier? Mit wem könnten wir Frieden schließen? Wer wird die künftige Geschicke dieses Landes bestimmen? Die Pariser? Und werden sie sich nun fügen oder uns nöthigen, das moderne Babel zu zerstören. Wir leben in einer ungeheuerlichen Zeit. Dennoch thun dem einzelnen seine Schmerzen weh, und es bleibt kein Trost und keine Linderung als in dem herzlichen Gebet: ‚Dein Wille geschehe wie im Himmel, also auch auf Erden.'

Dein Alter."

Noch getroster und gefaßter als in diesem schreibt Roon in einem am 9. September aus Reims an seine Gattin gerichteten Briefe:

„Geliebteste!

Nur wenig Worte kann ich heute noch vor Abgang des Kouriers an Dich schreiben, um Dir zu sagen, daß es mir, wiewohl noch schwach, doch entschieden besser geht und noch besser gehen würde, wenn ich, was das scheußliche Wetter verbietet, heraus könnte. Waldemar,[1]) der seit gestern hier ist, wird Zeit haben, sich hier auszuheilen; sonst hätte ich ihn nach Berlin geschickt. Er mag Dir noch von unsers Bernhards letzten Stunden erzählen, da er ihm die Augen zugedrückt. Eben gelangt Dein Jubelruf vom 3. in meine Hände und Du, arme Mutter, wußtest noch nichts! Mein und Waldemars Briefe, resp. Korrespondenzkarten vom 2., 3., 4. und 8. hattest Du noch nicht. Ach! es wird schon so sein, daß gerade an Deinem Geburtstage der Schmerz Dein liebes mütterliches Herz getroffen! — ich vergaß, Dir gestern auf verschiedene Anfragen zu antworten. Es ist nicht zweifelhaft, daß die beschlossenen baulichen Arbeiten: in meinem Saal, an meinem Ofen und für Dietrichs (des Dieners) Wohnung auszuführen sind, wie besprochen. Das sage dem Kastellan. Es wird sich rechtfertigen lassen, angesichts der kolossalen Beuten von Sedan. Denke nur: über 400 Feld-, 160 Festungsgeschütze, 12000 Pferde (halbverhungert) u. s. w., leider auch über 100000 Kriegsgefangene, die allein auf Preußen fallen. Welche kolossale Verlegenheit! Doch muß es gelingen, auch diese Kalamität zum guten zu wenden. Noch hält sich Metz. Dessen Kapitulation würde uns 80000 Gefangene auf unsern Nacken laden; in Straßburg wird bereits mit dem Kommandanten unterhandelt. Wiewohl nur 18 Meilen von Paris, bedarf doch die Armee, um geordnet daselbst anzukommen, noch über 10 Tage! Vor dem 25. kann dort nichts Ernstliches unternommen werden. Diese dem Laien freilich nicht leicht begreifliche Frist ist absolut erforderlich, um den Erfolg nicht zu gefährden. Es handelt sich nicht um eine Promenade, sondern um die geordnete Operation

[1]) Roons ältester Sohn, damals Major im Generalstabe des Gardekorps, hatte sich durch Sturz mit dem Pferde den Fuß verletzt und war vorübergehend dem Stabe des Vaters attachiert.

einer großen Armee mit ihrem gesamten kolossalen Heergeräth. Sehr möglich also: das Hauptquartier bleibt noch 10 Tage in Reims. Waldemar und ich hoffen, uns also gründlich auszukurieren; ich zweifle, ob Waldemar nicht noch nach dieser Frist Unbequemlichkeit in seinem Fuß behalten wird. Er hat das eiserne Kreuz, sowie — von meiner Umgebung — Hartrott und Hänisch. Der König übersandte mir gestern zwei Kreuze, um sie nach meinem Befinden an Personen meines Stabes zu vertheilen; ich konnte sie nur den beiden Letztgenannten zuwenden. Moltke besuchte mich heute, und war natürlich sehr guter Laune. Ein Erfolg, wie der von Sedan, ist so unerhört, daß Europa lange Zeit gebrauchen wird, um sich von dem Schreck zu erholen. In Paris ist die Republik erklärt. Alle Wohlgesinnten im Lande protestieren; auch der verwundete und gefangene Mac Mahon und alle gefangenen Offiziere, die man gehört. — Es ist sehr zu bezweifeln, daß die republikanische Regierung in Paris sich halten wird; ebenso ob Paris sich vertheidigen wird. — Nun will ich aber noch Deinen Brief vom 2. zu Ende lesen. — Ich danke Dir herzlich, herzlich für jedes Wort; es war mir keines zu viel. —

Ich umarme Dich aufs zärtlichste und schreibe bald, vielleicht morgen wieder; denn jetzt habe ich mehr Zeit.

Dein

getreuer Alter."

Daß aber auch Roons Gattin ihm den Verlust des Sohnes mit der gleichen gottergebenen Fassung und heldenmütigen Tapferkeit tragen half, beweist der folgende vom 16. bis 18. September aus Meaux vor Paris datierte Brief, der erste, den er an diese nach dem Eingang ihrer Antwort auf die Nachricht von dem Heldentode des Sohnes gerichtet hat.

„Heute morgen," so schreibt er ihr, „Deine beiden Schreiben vom 12. erhalten. Herzlichen Dank für Deine darin ausgesprochene Auffassung unsers gemeinsamen Verlustes. Ich wußte es wohl, daß meine geliebte, nunmehr 34jährige Lebensgefährtin nicht in fassungslosem Wimmern meinen eignen Schmerz erneuern und verschärfen würde. Meinen Brief vom 3., in dem ich Dir Nachricht gab von meinem Besuch bei unserm todeswunden Sohn am 2., wirst Du wohl nie erhalten, denn die ganze Postsendung vom 3. ist dem Feinde in die Hände gefallen. Wie gut daher, daß ich am 4. das Bedürfnis fühlte, unserm lieben Moritz meinen Verlust mitzuteilen, und darin auch den wesentlichen Inhalt meines Briefes vom 3. zu wiederholen, und diesen Brief hast Du ja, wie Du meldest, erhalten und weiter befördert. — Wir haben Reims am 14. verlassen und nach einem Marsch von acht Meilen in Chateau-Thierry geschlafen, von wo wir gestern bei herrlichem Wetter durch das lachende Marne-Thal hierher gelangt sind. Leidlich untergebracht, werden wir hier den Aufmarsch unsrer Armeen gegen Paris abwarten und daher erst nach mehreren Tagen näher an das moderne Babel heranrücken, von dem wir heute schon nur noch fünf Meilen entfernt sind, also nicht viel ferner als Potsdam von Berlin ist. Die Einnahme von Straßburg

geht, so scheint es, ihren sichern und regelmäßigen Gang, aber in Metz scheinen die Aussichten auf eine baldige Kapitulation noch unsicher, obgleich die Franzosen täglich einige 100 ihrer Pferde schlachten, was übrigens kein Beweis für die Liebhaberei der Franzosen für das Fleisch dieser Geschöpfe, noch auch für absoluten Mangel an anderm Fleisch, sondern nur für Pferdefutter zu sein braucht. Aber wir wollen sie mit Gottes Hilfe schon kriegen.

Mit meiner Gesundheit geht es allmählich besser. Seitdem ich wieder Schlaf gefunden, hat die Natur auch wieder Kraft gefunden, die Krankheit einzuschränken und zu überwinden. Der häufige Wohnungs- und Wasserwechsel haben ähnliche Zustände auch bei vielen, selbst jungen Leuten hervorgerufen; indes ist der Gesundheitszustand im allgemeinen bei der Armee noch ein guter zu nennen. Denn Menschen und Pferde sind regelmäßig und reichlich ernährt, obgleich die uns nachfolgende Rinderpest uns hindert, Fleisch von anderwärts zu beziehen, und die schlechte Ernte in dem durchzogenen und noch vor uns liegenden Feindeslande nur beschränkte Hilfsquellen für uns darbietet. Was wir am meisten vermissen, das ist gutes Brod, da die französischen Bäcker nur überaus trockenes großlöcheriges Weißbrod backen, dessen fader Geschmack auf die Länge widerwärtig wird, besonders wenn es alt ist; feines Weißbrod (Milchbrod 2c.), selbst Semmeln sind entweder gar nicht oder selten zu haben. Auch um frische Butter ist immer Noth. Aber man kann auch ohne solche und ohne Neuendorfer Landbrod und Aktienbrod leben, ohne zu hungern, und in der That geht uns gar nichts ab, mein Koch versorgt uns meist vorzüglich. Wenn wir einst wieder Frieden haben werden, meine geliebte Anna, und — will's Gott — keine Winterkampagne, dann wollen wir uns der lieben Heimath, nach allen Entbehrungen der Gegenwart, doppelt freuen, und Gott weiß, wie sehnsüchtig wir Alle die leider häufig zerstörten Eisenbahnen, ostwärts blickend, anschmachten. Aber freilich müssen wir zuvor unsre Arbeit ganz gethan haben. Ob sich die Pariser wehren oder eine Kapitulation anbieten werden, kann niemand wissen, denn niemand vermag in dem Chaos der Meinungen, Ansichten und Wünsche der Pariser leitende Gedanken und Personen zu entdecken. Da hängt denn alles von Zufälligkeiten ab, ob die eine oder andre Partheimeinung die Oberhand gewinnen wird. Uebrigens fürchte nicht, daß wir unvorsichtig hineinstolpern werden. Dazu treibt uns keinerlei Nothwendigkeit. Vielmehr laßt sie hungern und braten und brennen, bis sie auf den Knien liegen.

Später. Eben von Seiner Majestät Diner heimgekehrt, eile ich zu schließen, damit mir der Kurier nicht entschlüpft. Der Kronprinz fragte mich wieder sehr theilnehmend: ‚Haben Sie schon Nachricht von Ihrer Frau seit dem Todesfall?‘ Und als ich sagte: ‚Ja, heute,‘ fuhr er fort: ‚Und wie trägt sie es?‘ Ich konnte gottlob antworten: ‚Wie eine Christin; sie schreibt, sie brauche sich doch nun nicht mehr vor andern zu schämen, die härter getroffen seien!‘ — ‚Wohl Ihnen, daß Sie eine so heldenmütige Frau haben!‘

Und nun sei herzlich umarmt, mein Weib, von

Deinem getreuen Alten."

In einer Nachschrift vom 18. September heißt es dann:

„Nochmals zur Angelegenheit Bernhards Grab zurückkehrend, melde ich noch, daß ich eben Arnold aufgetragen, an den Kommandanten von Sedan in meinem Namen einen Brief aufzusetzen mit der Bitte, über das Setzen eines niedrigen Gitters mit Graf Viry in Verbindung zu treten und mir darüber zu schreiben. Dann sollst Du Näheres darüber von mir hören. Ebenso in Betreff des Bildchens, über das Major Lettow Erkundigungen einzuziehen mir versprochen hat."

Wie sehr aber Roon damals, am Tage vor der vollendeten Umschließung von Paris, ein baldiges Ende des Krieges für möglich hielt und für wie wenig wahrscheinlich einen noch viele Monate dauernden Widerstand der französischen Hauptstadt, beweisen die folgenden Schlußworte dieses Briefes:

„Da der Frieden nun wohl als gesichert zu betrachten ist, wie durch die Haltung der Versammlung von Bordeaux ziemlich konstatiert ist, so dürfen wir unsre Trennung nun wohl nach Wochen und Tagen berechnen. Möchte doch der Himmel der Rückreise ebenso günstig sein, wie der hiesige es heute und gestern und vorgestern für uns war und ist! Dann könnte ich auch mit gutem Gewissen wünschen, daß Ihr gleichzeitig mit mir heimkehrtet.

Mit zärtlicher Umarmung und den herzlichsten Wünschen für Euch

Dein

Alter."

Wie Roon selbst getröstet war, so vermochte er auch andre zu trösten, die von ähnlichem Verluste wie er selbst betroffen worden waren. So den ihm nahebefreundeten Rittergutsbesitzer v. Wedemeyer, dessen einziger Sohn im Monat Dezember 1870 in einem der Kämpfe an der Loire den Tod gefunden hatte. Der trauernde Vater hatte in einem an Roon gerichteten Schreiben mit der Meldung von dem Tode des Sohnes einige die Ueberführung der Leiche in die Heimat betreffende Bitten verbunden. Darauf erwidert Roon unter dem 22. Dezember aus Versailles:

„Gleich nach dem Eingang Ihrer Trauerbotschaft aus Schönrade habe ich, um Ihren Wünschen zu genügen, an das 9. Ulanenregiment geschrieben und angeordnet, daß Unteroffizier Rothbarth beurlaubt und mit dem Transport der irdischen Reste Ihres im ehrenvollen Kampfe für das Vaterland gefallenen theuren Erstgeborenen beauftragt, auch mit den dazu erforderlichen Mitteln auskömmlich ausgestattet werde; die erforderlichen Legitimationspapiere und Eisenbahnrequisitionen habe ich beigefügt. Indem ich auf diese Weise Ihrem traurigen Auftrage so prompt als möglich entsprochen habe, glaube ich darauf hinweisen zu müssen, daß immerhin einige Tage bis zur Ankunft meines Briefes beim Regiment und sodann, bei der Ueberfüllung der Eisenbahnen auf dem Kriegsschauplatz, wohl noch eine Woche bis zur Ankunft des lieben Heimgegangenen an seinem irdischen Heimathsorte vergehen werden, wiewohl ich von Herzen wünschen möchte, daß die Zeit des Harrens und Erwartens für Sie und Ihre

arme Frau Gemahlin möglichst abgekürzt werden möchte. Denn erst, wenn der liebe Leichnam dort ruhen wird, wohin Sie ihn bis zur fröhlichen Auferstehung betten wollen, werden Sie und die arme Mutter auch erst den Grad von Ruhe wiederfinden, der nach so schmerzlichem Verluste — wie ich ja aus ganz frischer eigner Erfahrung weiß — sich so schwer wiederfinden läßt. Sie, mein theurer Freund, sind ja ein Mann und ein Patriot, und was mehr als beides zu achten — ein Christ; Sie werden daher den Ihnen und Ihrem Hause auferlegten Schmerz mit Gottes Hilfe verwinden, wenn auch die Wunde noch lange nachblutet. Aber auch zu Ihrer verehrten Frau Gemahlin habe ich das feste Zutrauen, daß sie, wie meine arme Frau, den schmerzlichen, ja unersetzlichen Verlust um Gottes, um des Vaterlandes willen ertragen lernen wird. Wir sind ja unsre Kinder, besonders die wohlgerathenen, als Gottes Kinder zu betrachten angewiesen, und müssen Ihm, unter Danksagung für alle Freude, die Er uns durch sie bereitet, wiedergeben, was Sein ist, was Er uns geliehen. Und wenn wir Eltern uns, beim Hinausziehen der Söhne, in diesen gebotenen, uns aufgenöthigten blutigen Krieg sagen mußten und gesagt haben, daß wir die theuren Häupter unsrer lieben Kinder damit dem Vaterlande weihten, so dürfen wir uns wohl grämen, aber nicht sträuben, wenn aus solcher Weihe ein Opfer, ja ein schmerzliches Opfer wird. Ja, mein lieber Freund, weh, sehr wehe thut es dennoch, und alle Worte sind wohl eitel. Daher schäme ich mich der Thränen nicht, die ich, indem ich dies schreibe, im eignen Leid, wie im herzlichen Mitleid mit dem Ihrigen, im Auge fühle. Tröste Sie Gott! Menschen vermögen das nicht. — Es macht mir eine wehmütige Freude, daß mein jüngster Sohn, der nach der Heilung seiner bei Saarbrücken empfangenen Wunde seit mehreren Wochen wieder vor dem Feinde steht, Ihrem Sohne den Liebesdienst erweisen konnte, dessen Sie gedenken. Dies ist zugleich die erste sichere Nachricht, daß er bis vor kurzem noch wohlauf war und die Kämpfe an der Loire glücklich überstanden hat. — Mein ältester und mein dritter Sohn, die gestern bei einem neuen heftigen Ausfall aus Paris, der wie alle früheren siegreich zurückgeschlagen wurde, im Feuer waren, sind hoffentlich unversehrt geblieben; von meinem Schwiegersohn Wißmann, der mit der Gardedragoner-Brigade zu Manteuffel nach der Normandie detachiert, habe ich lange keine Nachricht, seit dem 6. d. M. nicht. Indem ich Ihnen und Ihrer verehrten Gemahlin herzlich die Hand drücke, bleibe ich in aufrichtig freundschaftlicher Ergebenheit Ihr

v. Roon."

Eine recht niedergedrückte Stimmung, die eine Folge wiederholter Anfälle von Atmungsbeschwerden war, unter denen Roon zu leiden hatte und die ihm schon damals den Gedanken nahelegten, den König auf sein baldiges Ausscheiden aus seinem verantwortungsvollen Amte vorzubereiten, spricht sich in einem Briefe aus, den er in den letzten Stunden des scheidenden und so entscheidungsvollen Jahres 1870 aus Versailles an seine Gattin richtete. In betreff dieser Abschiedsgedanken schreibt er ihr:

„... Nun drängt es mich noch, Dir einen entscheidenden Entschluß mitzutheilen, zu dem ich nach langem Sinnen gelangt bin. — Noch eine Woche und ich diene volle 50 Jahre. Die Mittelmäßigkeit meiner Gesundheit ist augenfällig, mein Bedürfnis nach Ruhe wohl gerechtfertigt. Aber wir sind noch mitten im Kriege, und es schickt sich nicht recht, daß ich erkläre, dem Könige das wiewohl nur noch schwach flackernde Lichtstümpfchen plötzlich entziehen zu wollen. Darin liegt und lag die Schwierigkeit. Mein Brief ist fertig; indes kömmt es nicht darauf an, ihn heute oder nach acht Tagen abzusenden. Darin habe ich Seiner Majestät gesagt, daß ich verbraucht bin, und daß es wohlgethan sei, mir einen Nachfolger zu geben. Indes könne ich während des Krieges nicht um den Abschied bitten, solange Seine Majestät von mir noch Dienste erwarteten. Es empföhle sich nach meiner Meinung am meisten, mir in meinem Hauptressort einen Stellvertreter zu bestellen, während ich dem Namen nach noch Staats-, Kriegs- und Marineminister bliebe und die gesetzliche Verantwortlichkeit wie bisher auf meinen Schultern bliebe. Es wird auf die Bezeichnung dieses Stellvertreters ankommen; Podbielski werde ich natürlich nicht nennen; Stosch würde sich mehr dazu empfehlen, aber ich habe noch einen andern Kandidaten in petto. Diese Mittheilung am Ende dieses Briefes ist ganz allein für Dich, wiewohl ich nichts dagegen habe, daß Du Hedwig [1]) und andern mittheilst, ich ginge mit solchen Gedanken um; was ich aber daraus speziell zu machen gedenke, brauchst nur Du zu wissen.

Ach, mein Aennchen! ich sehne mich von Herzen nach Dir und den Kindern und der — ich meine — wohlverdienten Ruhe.

Küssend und grüßend

Dein

alter Mann."

Schon in den ersten Tagen des neuen Jahres muß Roon seiner Gattin, die sich in Bonn befand, von neuem berichten, daß er sich recht wenig frisch fühle.

„Thöricht, war es von mir," so schreibt er ihr unter dem 6. Januar, „daß ich am Neujahrstage zur Gratulation zum Könige fuhr. Da habe ich mich — es war sehr kalt — wieder von neuem verdorben und habe den ganzen katarrhalischen Kreislauf seitdem von neuem zu durchlaufen. Das schlimmste aber ist, daß ich nun seit 14 Tagen nicht an die Luft gekommen und dadurch nervös so herabgestimmt bin, daß eine zeitweise Ausspannung wenigstens geboten ist. Bisher sagte Böger: ‚Ja, wenn ich Sie mit einem Zauberschlage nach Mentone versetzen könnte!' Oder: ‚Ja, als Arzt möchte ich rathen, die Geschäfte versuchsweise andern zu überlassen, aber als Patriot kann ich das nicht wünschen.' Was geht mich sein Patriotismus an! Nur mein eigner kann mich bestimmen. — Glücklicherweise ist heute Thauwetter mit Frühlingslüften eingetreten, so daß ich für morgen ans Ausfahren denken kann, und ich werde einige Tage den Effekt des Luftgenusses abwarten und eben meine Entschließung fassen, solange ich

---

[1]) Roons zweite Tochter, Hedwig, an den Rittmeister v. Wißmann verheiratet.

noch eines Entschlusses fähig und noch nicht in heulende Willenlosigkeit verfallen bin ...

Das Schießen wird mit gutem Erfolg fortgesetzt, so daß ich wohl auf zwei, drei Wochen abkömmlich bin. Aber nach Bonn? Könnte ich da wohl die mir unentbehrliche Stille und Pflege haben? Ich fürchte, nein! Doch überlege das und antworte mir bald darauf, nein! nicht bald, sondern sogleich! Es werden wohl ohnehin noch acht Tage bis zu meiner (vielleicht möglichen, weil nöthigen) Abreise vergehen. ‚In acht Tagen,‘ sagen Sanguiniker, ‚ist Paris gefallen.‘ Gott weiß es! Wäre es, so wäre der König hier ebenso überflüssig als ich selbst.“

Mit Bezug auf sein in wenigen Tagen (am 9. Januar) bevorstehendes fünfzigjähriges Dienstjubiläum, zu dem er seine Söhne erwartet, und von dessen eigentlicher Feier bei seinem Befinden keine Rede sein konnte, fügte er hinzu: „Was wird das über den alten Mann für ein Jubel sein! Na, aber die armen Jungen und meine Umgebungen sollen mit Gottes Hilfe doch ihr Festchen haben, aber sonst — Segne Dich Gott, meine Geliebteste

Dein armer alter Jubelgreis

v. R.“

Eine schon wieder etwas zuversichtlichere Stimmung in betreff seines in den letzten Wochen leidenden Gesundheitszustandes spricht sich in einem 14 Tage später unter dem 21. Januar an die Gattin gerichteten Briefe aus, der auch in andrer Beziehung bemerkenswert ist. Nachdem Roon der Gattin berichtet hat, daß der jüngste Sohn, Wilhelm, der als Kompanieführer im 12. Infanterieregiment stand, zwischen dem 6. und 12. Januar fast täglich im Gefecht gewesen sei, fügte er hinzu: „Er ist, wie ich hoffe, gesund geblieben, weil mir Prinz Friedrich Karl unter dem 12. oder 13. bei Gelegenheit einer andern Sache telegraphiert: ‚Ihr Sohn vom 12. Regiment hat sich ausgezeichnet‘ und ich annehme, daß ein Wort hinzugefügt worden wäre, wenn Helm gefallen oder verwundet worden wäre. Worin die Auszeichnung bestanden, werde ich wohl noch erfahren. Es könnte freilich auch sein, daß jene prinzliche Nachricht nur die Wurst war, mit der nach der Speckseite geworfen wurde. Ich bitte Dich daher, Deiner mütterlichen Anerkennung einstweilen noch Stillschweigen aufzuerlegen. Du magst später, sobald Du nähere Nachrichten darüber von mir erhalten hast, Deinen mütterlichen Gefühlen einen um so wärmeren Ausdruck verleihen. — Gestern bin ich zum erstenmal seit dem 1. Januar wieder ausgefahren — nur zum Könige und zu Bismarck. Ersterer war sehr huldreich zu mir; letzteren fand ich, wie gewöhnlich, gereizt gegen oben; er ist kränker, als er selbst und andre glauben, wiewohl er ausreitet und ausfährt. Ich hoffte, das nun glücklich (oder unglücklich) gelegte Kaiser-Ei würde ihm vorläufige Befriedigung gewähren, aber er ist leider mit nichts zufrieden. Wiewohl er viel Ursache dazu haben mag, so sollte er doch nicht vergessen, daß wir armen mangelhaften Menschen mit und ohne Kronen uns gegenseitig tragen und ertragen müssen, wenn wir nicht die Hölle auf Erden haben wollen. Ein Gesunder vergißt das nicht leicht

auf lange; Kranke gewisser Art haben aber wohl gar ein Bedürfnis nach Aerger. — Die gestrige Ausfahrt ist mir trotz nicht günstiger Witterung gut bekommen, denn ich habe besser geschlafen und der Hustenreiz ist mäßig; ich will daher nach Tische wieder ein wenig heraus. Deshalb will ich hier schließen, weil ich gleich zum Essen muß . . .

Arnold erwarte ich morgen oder übermorgen, nachdem er laut Kab. O. wieder als Adjutant zu mir kommandiert worden ist.

Gott befohlen, Ihr Geliebten! ich schreibe bald wieder, aber ich habe jetzt sehr viel zu schreiben. In alter Liebe und Treue

Dein A."



Wie Blindgeborene sehen lernen.

Von

Professor W. Manz.

In einem vor Jahren gehaltenen öffentlichen Vortrage hatte ich mir den grausamen Scherz erlaubt, einige gewissermaßen als Titelvignette eingeführte, einer vollen Gesundheit ihrer Sinne sich erfreuende Personen plötzlich erblinden zu lassen. Der Zweck dieser sehr inhumanen Behandlung war, zu untersuchen, welche Veränderungen der Verlust des Gesichtssinnes in ihrem physischen und psychischen Leben herbeiführen würde. Es war nun zunächst nicht schwer zu zeigen, daß für diesen Verlust durch andre Sinne, insbesondere den Tast- und Gehörsinn, ein gewisser Ersatz geschaffen werde, daß schließlich auch das tief erschütterte Gemütsleben allmählich zu einem gewissen Gleichgewichtszustand innerer Zufriedenheit gelangen könne. Dieser Gleichgewichtszustand wird freilich früher oder später erreicht werden, er wird ein mehr oder weniger vollkommener sein, je nach Temperament und Bildungsstand des Erblindeten, je nach seinen äußeren Lebensverhältnissen, vor allem aber je nach dem Lebensalter, in dem ihn das Unglück betroffen hat. Wer viel erlebt und viel gelernt hat, wird den Verlust des Augenlichtes viel schmerzlicher empfinden und auch viel länger nicht verschmerzen können, als das Kind, das in den ersten Lebenstagen in ständiges Dunkel versenkt wurde, bevor es den hohen Wert des Lichtes in allen seinen Strahlungen noch recht erkannt hat. Seine Welt bleibt, auch wenn es groß geworden und mit Hilfe seiner andern Sinne erzogen worden ist, immer eine eng begrenzte, da auch der weite Kreis seines Hörens ihm die deutlichen farbigen Bilder aus seiner Umgebung, die der später Erblindete in seine Nacht herüber-

nimmt, nicht ersetzen kann. Diesem bleibt ja all das, was er vorher geschaut hat, in der Erinnerung als ein unvergänglicher Besitz, den er auch jetzt noch weiter ausbauen kann.

Das sind alles bekannte Dinge. Viele Menschen haben auch an sich selbst erfahren, wie ihr Gefühl des Mitleids und tiefen Bedauerns, mit dem sie in eine Blindenanstalt eingetreten sind, sich in eine Art von freudiger oder wenigstens tröstlicher Verwunderung verwandelt hat, wenn sie da die munteren Knaben und Mädchen so hell auflachen und so lustig musizieren hören, als ob ihnen zum Lebensgenusse eigentlich nichts fehle. Wer aber öfter Gelegenheit hat, das Leben und Treiben dieser munteren Leutchen zu beobachten, der meint wohl leicht die Frage beantworten zu können, was aus einem Menschen wird, der zu irgend einer Lebenszeit sein Augenlicht verliert. So leicht ist das nun allerdings nicht, wie es scheinen mag, es gibt da noch manche ungelöste Rätsel im Geistes- und Sinnesleben eines Blinden, aber unendlich schwieriger ist doch die Beantwortung der gewissermaßen entgegengesetzten Frage: was geschieht in dem Menschen, der in frühem Alter erblindet oder gar blindgeboren zu irgend einer Zeit seines Lebens seine Sehkraft erlangt? Wie ändert sich sein Denken und Tun, wenn ihm vielleicht plötzlich durch eine Operation der wertvollste aller Sinne erschlossen wird? Manche werden denken, dazu sei eigentlich doch nur nötig, zu beobachten, wie ein solcher Mensch seiner Umgebung gegenüber sich benimmt, wie er sich darin orientiert, wie er sich in den Hantierungen des täglichen Lebens zurechtfindet. Gewiß, solche Beobachtungen werden uns ja eine gewisse Belehrung verschaffen, aber wir werden da doch viele Ueberraschungen erleben, die uns geradezu unbegreiflich erscheinen. Jedenfalls werden wir ein Verständnis für die vielen Fehler, die der Geprüfte macht, für die Unsicherheit seiner Bewegungen dann nicht gewinnen, wenn wir alles dem Zufall überlassen, wenn die Beobachtung planlos angestellt wird, schon weil die Proben, denen derselbe unterzogen wird, meistens viel zu kompliziert sind, um eine bestimmte Fragestellung zu erlauben. Es muß also nach einem, auf gewissen physiologischen Fundamenten aufgebauten Plan vorgegangen werden, wenn wir Aufklärung erhalten sollen. Ich möchte an der Hand einiger solcher zweckentsprechend geführten Untersuchungen zu zeigen versuchen, was uns die Lehre von den Gesichtsempfindungen für Mittel zur Beantwortung der hierbei in Betracht kommenden Fragen bieten kann.

Es gibt wohl viele Menschen, die sich beim Anblick eines Blinden einmal das unermeßliche Glück ausgemalt haben, das demjenigen zuteil werden muß, der, nachdem er seit seiner Geburt blind gewesen war, plötzlich durch eine Operation oder gar durch ein „Wunder“ das Augenlicht erhält. Schon nach einer im späteren Leben entstandenen Blindheit wird dieses Geschenk als etwas unendlich Wertvolles gepriesen, und nun gar für den Blindgeborenen! Und doch steht hier schon auf der Schwelle des neuen Daseins eine schmerzliche Erfahrung, die gleich so mancher andern freudigen Ueberraschung sogar recht üble Folgen haben kann. Das nur an eine sehr abgeschwächte Helligkeit gewöhnte Auge des

Operierten wird nun durch das Einströmen des vollen Tageslichts schmerzhaft erregt, oder wie man gewöhnlich sagt: geblendet, und wie jede übermäßig gesteigerte Empfindung die spezifische unterdrückt oder wenigstens stört, so ist der Geblendete schon deshalb nicht imstande, etwas zu erkennen. Aber auch wenn sich das Auge mehr an das Licht gewöhnt hat, geht es mit dem Erkennen zunächst recht langsam vorwärts. „Man stelle sich einen blindgeborenen Mann vor," sagt ein englischer Philosoph, „der erwachsen ist und nur durch sein Gefühl einen Würfel und eine Kugel zu unterscheiden gelernt hat, so daß er angeben kann, ob er einen Würfel oder eine Kugel fühle. Nun nehme man an, der Blinde erhalte sein Gesicht; hier frägt es sich nun, ob er jetzt, ohne die beiden Körper zu befühlen, sagen kann, welches die Kugel und welches der Würfel sei?" Dar scharfsinnige Fragesteller antwortet selbst: „Nein", und sein Freund, der berühmte Philosoph Locke, pflichtet ihm völlig bei. Doch die Kugel und der Würfel, sie sind nur ein lehrreiches Spielzeug, das eine große Idee auf den Tisch setzt, um ihren eignen Wert zu erproben.

Wenn wir aber Frage und Antwort verstehen wollen, so müssen wir uns klar machen, welches der Grundgedanke war, der Locke und seine Anhänger, denen man den Namen der „Sensualisten" beigelegt hat, bei der Anstellung dieses ebenso einfachen als beweiskräftigen Experimentes und seiner Auslegung geleitet hat. In Kürze angedeutet, ungefähr folgender:

Alle unsre Erkenntnis geht aus von der Erfahrung, diese machen wir durch unsre Sinne, fehlt ein solcher, so fehlt auch das durch ihn erworbene Stück der Erkenntnis und wird nicht etwa durch eine von der Sinnestätigkeit unabhängige seelische Tätigkeit, beruhend auf einer angeborenen Anlage, ersetzt oder in ihrer Entwicklung gefördert. Wollte man unter den Sinnen nur die sogenannten „äußeren" Sinne, d. h. diejenigen, die wir gewöhnlich Sinne nennen, verstehen, so ginge obige Erklärung allerdings weit über Locke hinaus, der außer jenen auch noch einen inneren Sinn annahm, dem er sogar einen gewissen Vorrang einräumte. Immerhin ist auch nach seiner Auffassung, was uns gerade hier interessiert, das Raumgefühl, die Vorstellung vom Raume überhaupt, keine angeborene Idee, sondern aus den Vorstellungen entnommen, die aus Gesichtswahrnehmungen hervorgegangen sind.

Verfolgen wir, soweit es für den Zweck dieses Aufsatzes nötig ist, die Entwicklung, die die eben kurz angedeutete Anschauung anderwärts erfahren hat, weiter, so finden wir, daß dieselbe in der deutschen Philosophie auf ganz entschiedenen Widerspruch gestoßen ist, so erklärte z. B. Leibniz jene Raumvorstellung für eine ursprüngliche Anschauungsform, womit die Seele von Anbeginn ausgerüstet sei.

Doch ich will gleich hier die theoretische Erörterung einstweilen abbrechen und später wieder darauf zurückkommen, nachdem ich Beweismaterial für diese beigebracht habe. Hier wollte ich nur die Grundlinie für eine Diskussion unsers Themas ziehen, das in obiger Fragestellung gegeben ist. Der Leser dieser Zeilen wird doch immer wieder auf die Frage zurückkommen, die ich schon zu

Anfang ihm in den Mund gelegt habe, kann hier denn nicht die einfache, zweckentsprechende Beobachtung entscheiden?

Man liest und hört doch hin und wieder von glücklichen Operationen, durch die einem Blindgeborenen das Augenlicht gegeben wird, und da sollte man doch denken, es müßte genügen, das Benehmen eines solchen Sehendgewordenen einige Zeit hindurch zu verfolgen, und alles Philosophieren müßte unnötig werden. Ja, werden manche sagen, wozu brauchen wir auf solche Raritäten zu warten, gibt uns nicht jedes neugeborene Kind Tag für Tag gute Gelegenheit, die erste Entwicklung des Sehens zu studieren?

Einige wichtige Resultate sind denn auch im Laufe der Zeit auf diesem letzteren Wege gewonnen worden, aber bei näherer Ueberlegung ist doch auch begreiflich, daß man hiermit nicht gerade sehr weit gekommen ist. Zwei Umstände sind es besonders, die hier im Wege stehen: einmal die innige Verbindung, in der die Ausbildung des Gesichtssinnes mit der der Intelligenz und derjenigen der andern Sinne steht, dann die Unfähigkeit des Kindes, uns über seine Wahrnehmungen genau zu unterrichten. Manche davon lassen sich wohl aus seinen Hantierungen verstehen; so wissen wir z. B. längst, daß es ihm auf die Entfernung des erstrebten Gegenstands nicht ankommt, daß sich seine Wünsche sogar bis zum Monde versteigen; im allgemeinen wird aber seine Sehfähigkeit doch wohl noch oft überschätzt. Wie käme es sonst, daß Eltern so manchmal zu ihrem Schrecken erst nach Wochen oder selbst Monaten bemerken, daß ihr Kind blind ist, daß es bei unvollkommener Blindheit auch dem gebildeten aufmerksamen Beobachter so schwer gelingt, das Maß der vorhandenen Sehkraft einigermaßen genau abzuschätzen?

Kein Zweifel, — das beste Beobachtungsobjekt wäre jener Mann, von dem Lockes verehrter Freund schreibt, der, von Geburt an völlig blind, auf der Höhe der physischen und psychischen Bildung stehend, die einem Blinden zu erreichen möglich ist, durch eine Operation plötzlich seine volle Sehfähigkeit erhält. Aber leider — einen solchen Mann hat es nie gegeben und wird es wohl auch schwerlich einmal geben. Warum? Vor allem — ein Mensch, der von Geburt an vollständig blind, ohne jede Lichtempfindung ist, wird deswegen sein Lebtag blind bleiben, insofern die Blindheit hier wohl fast immer auf einer mangelhaften Entwicklung, respektive Anlage der lichtempfindenden Teile im Sehnerven oder im Gehirn beruht, die eine günstige Veränderung ausschließt. Ein Auge aber, das mit dem sogenannten grauen Star — einer Trübung der Kristalllinse — behaftet zur Welt kommt, besitzt, wenn eben nicht jene Mißbildungen zugleich vorhanden sind, immer etwas Sehvermögen, da keine Trübung im Auge das Licht gänzlich absperren kann. In einem solchen Falle kann daher die Forderung, die Entwicklung des Sehens gewissermaßen von der Abszisse aus zu verfolgen, nicht streng erfüllt werden. Solche Fälle sind aber alle bis jetzt bekannt gemachten, von gutem Erfolg gekrönten Operationen an Blindgeborenen. Eine im späteren Leben eingetretene Blindheit aber, und wenn sie vor ihrer Heilung auch noch so lange bestanden hätte, kann uns noch weniger Aufschluß geben, da es

für den Kranken geradezu unmöglich ist, sich der früher gemachten Gesichtswahrnehmungen nicht mehr zu erinnern, sie für den neuen Zustand nicht zu verwerten.

Es ist nun schon aus dem Vorhergehenden leicht zu ersehen, daß zur empirischen Entscheidung unsrer Frage es doch nicht gerade häufige Gelegenheit gibt, wir müssen sogar wohl für immer darauf verzichten, eine allen Forderungen entsprechende Aufklärung zu finden, um so willkommener müssen uns die Fälle sein, die sich dem Ideal Lockes wenigstens einigermaßen nähern, wenn auch darin die beiden Eigenschaften, einerseits der vorausgehenden vollständigen Blindheit, andrerseits der vollen geistigen Entwicklung vermißt werden. Solcher Fälle, die zu jeder Zeit natürlich ein gewisses Aufsehen machten, sind uns in der älteren Literatur einige wenige überliefert worden, zu denen nun in der letzten Zeit eine weit größere Anzahl solcher hinzugekommen ist, die um so größeren Wert haben, als wir sie physiologisch gebildeten Beobachtern verdanken und als ihnen eine unbefangene, aber zweckentsprechend geregelte Untersuchung zuteil geworden ist. Der erste, der unsers Wissens das Glück hatte, einen Blindgeborenen in einem einigermaßen vorgerückten Alter mit vortrefflichem Erfolg zu operieren, war der berühmte englische Wundarzt Cheselden, der im Jahre 1728 einen dreizehnjährigen Knaben vom angeborenen Star befreite. Hundert Jahre später veröffentlichte sein Landsmann Wardrop die Operationsgeschichte einer älteren Dame, die in ihrer Kindheit durch eine unglücklich verlaufene Staroperation ein Auge ganz verloren und auf dem andern nur so viel Sehkraft behalten hatte, daß sie hell und dunkel unterscheiden konnte. Der Wert dieses Falles ist allerdings dadurch etwas beeinträchtigt, daß das erlangte Sehen eben nur ein einäugiges war, wodurch, wie wir sehen werden, gerade die Gewinnung gewisser Raumvorstellungen sehr erschwert wird. Während die obigen Mitteilungen zunächst folgenden fast alle der englischen Literatur angehören, haben uns in der neuesten Zeit vorzugsweise deutsche Augenärzte die allerwertvollsten Beiträge für die uns hier interessierenden Fragen geliefert und ihrer Kasuistik auch zum Teil die zu ihrer Beantwortung dienlichen theoretischen Resultate entnommen, auf die ich natürlich im folgenden vielfach Bezug nehmen muß. So gerne ich aber wenigstens eine dieser so interessanten, selbst eine gewisse Rührung erregenden Krankengeschichten etwas ausführlicher wiedererzählen möchte, darf ich doch den dazu nötigen Raum in dieser Zeitschrift nicht beanspruchen, und muß mich darauf beschränken, aus den einzelnen Beschreibungen nur die wichtigsten Angaben in ihrer Uebereinstimmung oder auch in ihren Verschiedenheiten herauszuholen, die mir zu einem Verständnis der Physiologie des Sehenlernens notwendig erscheinen.

*

Zunächst komme ich da nochmals auf eine erste Erfahrung zurück, die fast alle solche operierten Blindgeborenen machen und die ich schon in der Einleitung berührt habe, ich meine die sogenannte Blendung. Es hat ja gewiß nichts Ueberraschendes, daß die größere Masse Licht, die auf einmal in das neugeöffnete

Auge eindringt, einen schmerzhaften Eindruck machen kann, und man vergleicht das wohl gern mit dem, den auch gesunde Augen beim Uebertritt aus einem dunkeln in einen sehr hellen Raum erfahren. Die Sache liegt aber doch etwas anders. Handelt es sich um einen angeborenen Star, wie bei den meisten dieser Operierten, so ist bei ihnen doch immer durch die, wenn auch noch so stark getrübte Kristalllinse eine gewisse Menge Licht in das Auge gelangt, die bei manchen hingereicht hat, sogar Farben zu unterscheiden. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Sehstörung der Starkranken nicht etwa nur auf einem mangelhaften Lichteinfall in das innere Auge beruht, sondern auch und oft zumeist auf einer unregelmäßigen Brechung, die die einfallenden Lichtstrahlen in der unregelmäßig getrübten Linse erleiden. Die Blendung, worüber die operierten Blindgeborenen klagen, die die betreffenden Kinder zum Weinen bringt und sie die Augen wieder fest schließen läßt, muß also noch eine andre Ursache haben, als nur die größere Helligkeit. Nicht die Kinder, wohl aber der siebzehnjährige Jüngling, den Dr. Franz geheilt hat, gibt darüber direkten Aufschluß. Er sah vor seinen Augen leuchtende Kreise, die sich mit diesen hin und her bewegten und ihn gar nicht dazu kommen ließen, die ihn umgebenden Gegenstände zu sehen. Eine derartige unbehagliche Empfindung mag wohl auch bei andern Operierten vorgekommen sein. Außer durch diese „Blendung“, die bei den meisten nach einigen Tagen sich verlor, wurde aber das Glück ihrer ersten Sehversuche, wie wir sehen werden, noch durch ganz andre, länger dauernde Störungen getrübt.

Diese ersten Sehproben sind schon in den älteren Beispielen keine ganz wahllosen, zufälligen gewesen; sogar schon in dem frühesten, uns überlieferten Falle hatten die Lehren der englischen Sensualisten einige Ordnung in die Fragen und Aufgaben gebracht, die Cheselden seinem operierten Knaben vorlegte. Später freilich kam noch mehr Plan in diese Prüfungen, und man unterließ namentlich nicht, bei dem Patienten die Resultate des Tastens und Sehens in ihrem gegenseitigen Verhältnis zueinander zu erforschen. Derartige Proben durften freilich nicht gerade die ersten sein, die nach der Operation vorgenommen wurden, da sie schon eine gewisse Sicherheit im Fixieren voraussetzten, die erst nach und nach erworben wurde. Zu den ersten Eindrücken, die manche der Sehendgewordenen geradezu erschreckten, gehören die Täuschungen über die Entfernung und namentlich die Größe der zuerst erblickten Gegenstände, Täuschungen, von denen die ersteren eine, ich möchte sagen, prinzipielle Bedeutung haben. Daß größere Distanzen nicht abgeschätzt wurden, hätte ja nichts Ueberraschendes gehabt, daß aber auch in ihrer Hände Bereich beinahe alles unrichtig taxiert wurde, daß dabei der doch früher eingeübte Maßstab meistens im Stiche ließ, war doch sehr auffallend. Die meisten dieser Leute gaben ganz offen zu, daß ihnen jedes Urteil hierüber fehle; einer oder der andre meinte auch, daß die vor ihm liegenden Dinge seinen Kopf berühren wollten. Diese Unbehilflichkeit, die wir auch beim normalen kleinen Kinde beobachten können, dauerte nun fast immer eine geraume Zeit an.

Nach der übereinstimmenden Ansicht der neueren Physiologen beruht die

Schätzung der Entfernung auf verschiedenen Faktoren, von denen die einen den Dingen anhaften, so Helligkeit und Beschattung, Glanz u. a.; während die andern die Empfindungen von Muskelanstrengungen, Muskelspannungen sind, die im Auge oder in seiner nächsten Umgebung bestehen, respektive vor sich gehen, für die wir allerdings kein absolutes Maß haben, deren vergleichweise Taxierung aber während des Lebens sehr verfeinert wird. Insbesondere ist es die gleichzeitige Spannung der seitlichen äußeren Augenmuskeln, die uns über die Entfernung eines Objekts belehren soll. Man hat freilich immer wieder eingewendet, daß diese Muskelgefühle nicht ausreichten, sondern daß für jenen Zweck die sogenannten Lokalzeichen [1]) der Netzhauteindrücke auch für die Tiefenwahrnehmung notwendig seien. Man wird aber nicht sagen können, daß gerade die Erfahrungen, die man an Blindgeborenen gemacht hat, für ein Angeborensein jener Fähigkeit sprechen.

Wir wissen wohl, daß auch ein erwachsener, gut sehender Mensch, dem ein Auge verdeckt wird, die Fähigkeit der raschen Orientierung verliert, daß er nach dem vorgehaltenen Gegenstand leicht falsch greift, wenn dies nicht langsam und mit einer gewissen Ueberlegung geschieht. Im letzteren Falle oder bei Wiederholung findet die fassende Hand aber wieder ebenso sicher ihr Ziel, macht auch der Einäugige wieder seinen gewohnten Schritt, wie bei Benutzung beider Augen. Nicht so bei dem Blindgeborenen; hier kommt nach Erlangung der Sehkraft die Besserung nur langsam; im Anfang hilft ihm auch das bedächtigste Vorgehen nicht auf die rechte Spur, obschon nun die Tätigkeit des inneren und äußeren, der sogenannten Akkommodation [2]) dienenden Muskelapparats wenigstens freigegeben ist. Man sieht — hierin liegt ein wichtiger Unterschied zwischen einer als angeborene Anlage gegebenen und einer durch Uebung erworbenen Fertigkeit, die dann auch nicht ganz verloren geht, wenn die Blindheit erst in späterer Lebenszeit entstanden und dann vielleicht erst nach vielen Jahren geheilt worden ist. Die schwierige Orientierung, die viele von den wegen Altersstar Operierten verraten, hat andre Ursachen, die insbesondere in dem neugeschaffenen Brechungszustande des Auges liegen.

Dieser Unterschied in der raschen Orientierung tritt recht grell hervor in Versuchen, die Donders seinerzeit angestellt hat. Schon der Versuch, mit geschlossenen Augen nach einem vorhergeschauten Gegenstand zu greifen, wird dem Normalsichtigen selten mißlingen, aber selbst wenn ihm alle Beihilfe durch die Umgebung fehlt, selbst im dunkeln Zimmer trifft sein Finger die Stelle des kleinen elektrischen Funkens, nachdem er ihn vorher auch nur einen Augenblick gesehen hat. Wie sicher ist die Führung, die hier das geübte Auge selbst durch sein Erinnerungsbild auch für den Arm übernimmt!

---

[1]) Dieses Wort wird von den verschiedenen Autoren in verschiedenem Sinne gebraucht; hier in dem Lotzes, der annimmt, daß jede Netzhautreizung eine Reflexbewegung des Auges auslöse, die dann eine Bewegungsempfindung hervorrufe.

[2]) d. i. die wechselnde Anpassung des Auges für verschiedene Entfernungen.

Mit den groben, nur allmählich sich verlierenden Täuschungen über Entfernung hängen jedenfalls auch die falschen Schätzungen der Größe, die unsre Operierten auf Schritt und Tritt verrieten, zusammen. Diese Täuschung besteht nun meistens in einer Ueberschätzung und scheint nicht lange anzuhalten. Sehr auffallend war dabei, wie Uhthoff hervorhebt, die Unfähigkeit, die Dimensionen eines Gegenstandes mit den Händen anzugeben. Unsicher zeigte sich dessen Patient auch, wenn er — wenigstens nur mit einem Auge sehend — die vergleichsweise Größe zweier verschieden weit entfernter Objekte anzeigen sollte.

Bei der sehr günstigen Meinung, die wir von der Unterstützung haben, die unsre verschiedenen Sinne einander gewähren, von der Art, wie sie einander zu gewissen Zwecken vertreten können, mußte es in der Tat ein spannendes Problem sein, dem blindgeborenen Knaben irgend ein Ding, mit dem er oft gespielt hatte, etwa einen Apfel, vorzulegen und ihn, ohne ihm die Betastung zu erlauben, zu fragen, was das sei? Keiner der also Geprüften hat darauf eine Antwort zu geben gewußt. Allen den seit Cheselden Operierten sind die Kugel und der Würfel vorgelegt worden, und alle sind sie die Antwort schuldig geblieben.

Locke und Molineux haben immer recht behalten, nur Trinchinettis Patient erkannte auf den ersten Blick die ihm vorgezeigte Orange, wobei aber vielleicht die Nase die entscheidende Rolle spielte.

Aber es war nicht nur der erste Anblick ein erfolgloser, es bedurfte meistens einer öfteren Wiederholung, bis selbst wenig ähnliche Gegenstände unterschieden wurden; manche Angaben lassen dieses selbst für den Würfel und die Kugel als zweifelhaft erscheinen. Auch wenn dasselbe Ding dem Geprüften in verschiedener Lage vorgehalten wurde, war das Erkennen immer wieder gestört.

Wenn nun schon die Gegenstände selbst solche Schwierigkeiten machten, um wie viel mehr ihre bildlichen Darstellungen! Wenn Wardrops ältere Dame neun Tage brauchte, um das Gesicht ihres Bruders zu erkennen, so ist es dem Knaben nicht zu verargen, daß er sein eignes Gesicht im Spiegel nicht erkannte, was jene Dame am dreizehnten Tage zustande brachte. Noch viel länger dauerte das bei dem siebenjährigen, allerdings in der Erziehung etwas vernachlässigten Jungen, den Professor Uhthoff operierte, dessen Mitteilungen überhaupt schon deshalb ganz besonders interessant sind, da er Gelegenheit hatte, seinen Patienten lange Zeit hindurch Tag für Tag zu beobachten, und dessen Fortschritte mit denen eines von Geburt an gut sehenden einundeinhalbjährigen Kindes zu vergleichen. Jener Knabe also brauchte ein halbes Jahr, bis er mit seinem Spiegelbild ganz im reinen war, während ein andrer fünfjähriger, recht intelligenter, allerdings auch erst nach vielen Versuchen und oftmaligem Schwanken, schon nach etwa sechs Wochen zu der Ueberzeugung kam, daß er selbst es sei, den er im Spiegel sah.

Was den Eindruck betrifft, den Bilder auf diese Personen machten, so hatten alle dabei große Schwierigkeiten zu überwinden, auch wenn diese ihnen bekannte Gegenstände wiedergaben. So entdeckte schon Cheseldens Operierter erst nach zwei Monaten, daß auf Gemälden Erhöhungen und Vertiefungen dargestellt sein sollten, die ihm bis dahin als buntscheckige Flecken erschienen waren. Ganz

besonders bedeutsam zeigte sich bei diesen Prüfungen, daß auch die einfache Form mancher Gegenstände — runde, viereckige —, die dem Prüfling durch öftere Betastung von früher ganz bekannt war, nachher dem Auge fremd vorkam, so daß er die Figur nicht anzugeben wußte. Damit hing zusammen, daß er auch die allereinfachsten nicht nachzuzeichnen imstande war.

Ueber ein Phänomen, das den Gelehrten schon so viel Kopfzerbrechen gemacht und so viele kluge und unkluge Erklärungen hervorgerufen hat, haben auch, man könnte vielleicht sagen, wider Erwarten die Studien, die man an den Blindgeborenen machen konnte, keinen sicheren Aufschluß gebracht: ich meine das Aufrechtsehen. Von allen in unserm Gesichtskreis liegenden Gegenständen entsteht, wie wir längst wissen, auf der lichtempfindenden Netzhaut unsres Auges ein kleines umgekehrtes Bild. Warum sehen wir trotzdem alles aufrecht? Manche haben dies dadurch zu erklären versucht, daß dieses Bild auf dem Weg zum Gehirn in den Nervenbahnen wieder umgedreht werde, andre haben sich die Sache wieder leichter gemacht, indem sie darauf hinwiesen, daß wir die Objekte nicht anders als verkehrt zu sehen gewohnt seien, und auch unsre Tastempfindungen von Anfang an danach eingerichtet hätten. Da aber nun bei den Blindgeborenen diese nicht unter dem Einfluß des Gesichts erzogen wurden, so wäre zu erwarten gewesen, daß für jene, nachdem sie sehend geworden waren, alles auf dem Kopf gestanden wäre. Dieses Unglück scheint aber keinem passiert zu sein, wenigstens hat keiner etwas dahin Zielendes verraten; im Gegenteil hat Wardrops Patientin ausdrücklich erklärt, daß sie an den ihr bekannten Dingen, auch an gezeichneten Figuren, immer gewußt habe, was oben und unten sei. Fehlt uns nun auch, wie gesagt, zurzeit noch eine vollbefriedigende Erklärung für das Aufrechtsehen, so liegt doch wohl am nächsten, im Sinne einiger der neuesten Forscher dazu die Bewegungen der Augen beizuziehen.

So sagt Wundt: „Indem wir den Gegenstand von seinem oberen bis zu seinem unteren Ende mit dem Blick verfolgen, muß sich die Vorstellung bilden, daß sein oberes Ende unserm Kopf, sein unteres unsern Füßen entspricht.“ Dieses Wandern des Blickes über den Gegenstand ist eine teils willkürliche, teils unwillkürliche Aktion der äußeren, den Augapfel bewegenden Muskeln, also kurz gesagt: es sind Augenbewegungen. Diese spielen nun in dem Streite zwischen den „Nativisten“ und „Empiristen“[1]) eine besonders wichtige Rolle. Es handelt sich dabei um die unbedingte Zweckmäßigkeit und um die Harmonie, die zwischen den Drehungen beider Augen unter normalen Verhältnissen besteht, wodurch gewisse Stellungen und Bewegungen ausgeschlossen, letztere auch nur in bestimmten Bahnen und nur mit gewissen Beschränkungen ausgeführt werden. Das ist fast ein Resultat täglicher Beobachtung, man weiß z. B., daß niemals ein Auge allein sich bewegt, wenn der Zustand ein normaler ist, und für die Schönheit des menschlichen Gesichts ist eine solche Harmonie durchaus nötig. Nun fragt es sich, ist diese eine angeborene, man könnte in etwas weiterem

[1]) S. später.

Sinne sagen, eine prästabilierte, oder ist sie eine zu einem gewissen Zwecke erworbene, erlernte? Wäre ersteres der Fall, so müßten, sollte man meinen, die Augenbewegungen des neugeborenen Kindes dieselben, wenn auch vielleicht keine so vielfältigen sein, wie die des Erwachsenen, es dürften von Anfang an keine unharmonischen vorkommen, keine Schielstellungen, wie wir ihre Effekte kurz bezeichnen können. Dem ist aber nicht so: wer die Augen eines ganz kleinen Kindes öfter und aufmerksam betrachtet, kann leicht erkennen, daß da ein solches Schielen vorübergehend wenigstens oft vorkommt, Abweichungen beider Augen voneinander sowohl nach der Seite als nach oben und unten. Man weiß nun auch, daß diese Abnormitäten, wenn nicht besondere krankhafte Ursachen vorliegen, nach und nach ausbleiben.

Wie verhalten sich da unsre Blindgeborenen? Von denen haben freilich manche schon vor der Operation so viel gesehen, daß sie einen Gegenstand, wenn er ihnen auch sehr undeutlich war, doch wenigstens für einen Moment fixieren konnten, bei diesen bedurfte es also nur einer Steigerung einer schon vorhandenen Fähigkeit. Bei den andern aber, denen diese fehlte, beobachtete man ganz dieselben disharmonischen Augenbewegungen wie bei dem kleinen Kinde und bekam sogar den Eindruck, als ob einige derselben dem Patienten unangenehm wären, so daß die daraus hervorgehende Stellung nur ganz kurz festgehalten werden konnte. Zweifellos mußte hier also die Uebung zum Ziele, zum späteren normalen Zustand führen. Von den obenerwähnten falschen Verdrehungen der Augen ist ein gewisses rhythmisches, meist in horizontaler Richtung vor sich gehendes Augenzittern (Nystagmus) zu unterscheiden, das bei angeborener oder im frühen Lebensalter durch Krankheit erworbener Schwachsichtigkeit oft vorkommt.

Wenn wir nun nach dem Faktor fragen, der, wie beim gesunden Kinde, so auch bei dem sehendgewordenen Blindgeborenen die Augenbewegungen nach und nach reguliert, so wird er wohl das Bestreben sein, deutlich zu sehen. Wir werden da wohl Helmholtz beipflichten, wenn er sagt, daß die Verbindung, die zwischen den Bewegungen beider Augen besteht, nicht durch einen anatomischen Mechanismus erzwungen sein kann, sondern von dem Willen abhänge, der allerdings wieder durch den Zweck, einfach und deutlich zu sehen, geleitet und beschränkt sei. Welch kräftiger Impuls aber in diesem Zwecke liegt, das lehrt uns der höchst peinliche Zustand des krankhaften Doppeltsehens, wie er durch Lähmungen von Augenmuskeln gelegentlich erzeugt wird, ja sogar das Sehen durch ein prismatisches Glas, das das Auge zu ganz abnormen Stellungen zwingt.

Viel weniger interessant, als die bisher besprochenen Ueberraschungen, die unsern Operierten bevorstehen, ist der Eindruck, den das farbige Licht auf sie macht. Das kommt zunächst daher, daß bei den meisten schon vor der Operation eine, wenn auch sehr unvollkommene Farbenempfindung bestand. Auffallend bleibt immerhin die Raschheit, mit der die Unterscheidung der einzelnen Farben nachher erlernt wurde, die mehrere Beobachter hervorheben,

während das normale Kontrollkind (Uhthoff) dazu viel längere Zeit brauchte. Es liegt dabei nahe, anzunehmen, daß vorzugsweise und zunächst die verschiedene Helligkeit der Farben, weniger ihre spezifische Qualität, das Motiv der Unterscheidung bildete, wie denn die Mehrzahl zuerst Gelb und Rot erkannte. Nicht ohne Interesse ist der ästhetische Eindruck, der sich für diese Personen sofort an einzelne Farben knüpfte; aber auch hier schon ist der Geschmack verschieden. Während der eine das Rot ungemein schön fand, Schwarz dagegen abscheulich, lobte der andre vor allem das Grau, Rot tat ihm wehe, Violett und Braun erschienen ihm geradezu „garstig“. Operierte Kinder zogen, wie andre Kinder, fast alle hellen Farben vor. Wardrops alte Dame fand unter allem, was ihre neue Welt ihr bot, den blauen Himmel und das grüne Gras weitaus am schönsten, während der von Hirschberg operierte Junge sich an den roten und blauen Uniformen der Soldaten nicht satt sehen konnte. Auch hierbei spielte, wie bei allen andern Sehübungen das psychische Moment des Interesses, die Aufmerksamkeit eine sehr wichtige Rolle, wie das gerade auch eine Vergleichung zwischen den beiden von Uhthoff beschriebenen Knaben, des siebenjährigen und des fünfjährigen, so deutlich zeigte.

An alle Beobachtungen, die man in älterer und ganz besonders in der neuesten Zeit an sehend gewordenen Blindgeborenen gemacht hat, knüpft sich nun, und das verleiht ihnen eine ganz besondere, tiefere Bedeutung, ein theoretisches Interesse, je nachdem man sie als Offenbarungen eines angeborenen oder eines erst später sich entwickelnden Seelen- oder Sinneslebens auffaßt. Es liegt gewiß nahe, gerade von ihnen aus die Frage entscheiden zu wollen, was eigentlich diese mit einem neuen Sinne beglückten Menschen zu lernen haben, um von ihm sich den vollen Genuß zu verschaffen. Mögen mir zum Schlusse über diesen Punkt noch einige Worte gestattet sein. Ich werde mich dabei nicht darauf einlassen können, und es wird wohl auch nicht durchaus erforderlich sein, hier auf die Geschichte der verschiedenen Erklärungen einzugehen, die das eigentliche Verständnis jener Wahrnehmungen vermitteln und das Band für die so mannigfaltigen Mißverständnisse und Fehlgriffe bilden sollten, die die Augenärzte an ihren Operierten konstatierten. Die Täuschungen, die diese in der ersten Zeit nach der Operation erlebten und die auf manche geradezu deprimierend wirkten, beziehen sich nun, wie wir sahen, hauptsächlich auf die Lokalisierung der gesehenen Gegenstände im Raume, auf ihre wirkliche oder scheinbare Entfernung und auf ihre Größe. Ganz besonders auffallend und vielfach überraschend war dabei die Schwierigkeit, die während des blinden Zustandes mittels des Tastsinnes gemachten Erfahrungen mit denen, die ihnen nun das Auge verschaffte, in Einklang zu bringen. Was ihre tastende Hand sie gelehrt hatte, wirkte für die Ausbildung ihres Gesichtssinnes meistens nicht nur nicht unterstützend, sondern geradezu störend; ihre Tastempfindungen oder besser Tastwahrnehmungen blieben ihnen noch für kürzere oder längere Zeit die viel zuverlässigeren. Während meistens die Erkennung der verschiedenen Farben rasche Fortschritte machte, wobei offenbar deren ungleiche Helligkeit besonders wirksam war, wurden längst vertraute, ganz

einfache Formen, wie z. B. Kugel und Würfel, mit dem Auge lange nicht erkannt. Die Orientierung im Raume, die Fortbewegung im Zimmer blieb lange unsicher, und immer wieder wurden die tastenden Hände dabei zu Hilfe genommen. Besonders interessant ist nun die ebenfalls längere Zeit hindurch andauernde Unfähigkeit, bildliche oder figürliche, besonders plastische Objekte zu verstehen, das Relief zu deuten.

Alle diese Unvollkommenheiten der neugewonnenen Sinnesfunktion, deren allmähliche Ueberwindung man ja direkt verfolgen konnte, mußten oder konnten wenigstens zu der Annahme führen, daß ganz im allgemeinen für das Sehorgan Raumvorstellungen nicht von Geburt an existierten, sondern erst durch die Erfahrung nach und nach erworben wurden, was dann natürlich nicht nur für Blindgeborene, sondern für alle Menschen gelten müßte. So haben denn auch fast alle Beobachter ihre Wahrnehmungen an ihren Patienten in diesem Sinne gedeutet und als wichtige Stützen für die sogenannte „empiristische Theorie“ der Entwicklung des Sehens aufgefaßt. Dieser Theorie zufolge, die in der älteren, vorzugsweise englischen Philosophie begründet war, in unsrer Zeit aber in Helmholtz ihren überzeugtesten und erfolgreichsten Vertreter gefunden hat, sind nur die Qualitäten der Empfindung als wirklich reine Empfindungen zu betrachten, die Raumanschauungen aber als ein Produkt der Erfahrung und Einübung. Diese aber beruhen auf Wiederholungen der Sinneseindrücke, zu denen dann psychologische Motive: Gedächtnis, Aufmerksamkeit hinzutreten, an die sich Urteile und Schlüsse, letztere aber als unbewußte Denkakte anschließen. Die räumliche Ordnung der durch das Auge vermittelten Eindrücke wird nun zum Teil durch die Tastempfindungen, zum Teil durch die Empfindungen, die wir in jedem Augenblick von der Stellung unsers Körpers und von der Stellung unsrer Augen haben, hergestellt. Vorausgesetzt wird dabei, daß wir die Lichterregung einer bestimmten Stelle der lichtempfindenden Netzhaut unsers Auges von der jeder andern unterscheiden, daß also jeder Netzhautpunkt, wie man sagt, sein „Lokalzeichen“ hat, welches Wort auch dafür gebraucht wird.

Dieser empiristischen Auffassung steht nun die sogenannte nativistische gegenüber, die, vornehmlich auf die Kantsche Lehre von dem angeborenen Raumgefühl gestützt, annimmt, „daß mit jedem Sinneseindruck unmittelbar die Art und Weise gegeben sei, wie wir ihn auf äußere Gegenstände beziehen und ihn räumlich und zeitlich zu andern Eindrücken ordnen“. Die Faktoren, die oben als unbedingt notwendig für das Zustandekommen einer fertigen Gesichtswahrnehmung angenommen werden, wie z. B. die Empfindung der Augenbewegungen, gelten hier nur als „sekundäre Hilfsmittel“.

Beide Theorien, die empiristische und nativistische, stehen sich jetzt nicht mehr so schroff gegenüber wie in der Fassung ihrer ersten Vertreter, sind vielmehr in der Hand späterer Bearbeiter — Philosophen und Physiologen — durch wichtige Modifikationen, hauptsächlich durch Einschiebung psychologischer Motive und die stärkere Betonung des „genetischen“ Prinzips einander in vielen Punkten näher gekommen; hat doch auch Darwins so fruchtbare Entwicklungstheorie für eine

solche Annäherung eine willkommene Unterlage gebracht. Nachdem ein ähnlicher Gedanke schon von Herbert Spencer angeregt war, hat ihn der berühmte Utrechter Physiologe Donders aufgenommen und ihn ganz allgemein dahin formuliert, daß in der organischen Welt jede Harmonie zwischen den Funktionen verschiedener Organe das notwendige Resultat sei der Uebung, der Gewohnheit und Erblichkeit, daß die letztere im Geschlechte fixiere, was durch jene beiden im Individuum gewirkt ist. In diesem Sinne meint auch Dubois-Reymond, könne man die sogenannten „angeborenen Ideen“ gelten lassen als ein natürliches Erbteil unsers Geschlechts.

Wir wollen uns aber hier nicht näher auf diese allgemeinen Lehrmeinungen einlassen, sondern, zu unserm besonderen Thema zurückkehrend, überlegen, welcher von ihnen das am besten entspricht, was an unsern blindgeborenen Operierten beobachtet worden ist. Das scheint nun allerdings auf den ersten Blick sehr zugunsten der empiristischen Erklärung zu sprechen. Fast alles, was da in der ersten Zeit nach der glücklichen Operation von ihnen erfragt und aus ihrem Benehmen entnommen worden ist, scheint doch offenbar dahin auszulegen, daß sie von der Ordnung der Dinge im Raume, von ihrem Neben- und Hintereinander, von ihrer verhältnismäßigen Größe anfänglich keine Vorstellung haben und das alles erst lernen müssen, ja dazu sogar vielfach einer Unterweisung unbedingt bedürfen.

Damit wäre nun allerdings noch nicht bewiesen, daß auch die Vorstellung vom Raume im allgemeinen, die Idee des Raumes, erst durch Erfahrung erworben werden müßte, jedenfalls geht es nicht an, sich dieselbe etwa erst gewissermaßen aus Einzelwahrnehmungen konstruiert zu denken.

Aber auch abgesehen davon, ob man mit Kant Raum (und Zeit) als ursprüngliche, angeborene Anschauung anerkennt oder nicht, lehrt uns doch auch eine nähere Betrachtung, daß die Beweiskraft, die den Beobachtungen an sehend gewordenen Blindgeborenen im empiristischen Sinne beigelegt wird, keine entscheidende, ganz einwandfreie sein kann.

Zunächst liegt doch schon in den Examina, die die Operateure mit größtmöglicher Unbefangenheit und unendlicher Geduld an ihren Patienten angestellt haben, so manche Unsicherheit, die in ihrer intellektuellen Entwicklung, die ja bei den meisten eine mehr oder weniger unvollkommene war, begründet ist. Dann aber muß, was die Lokalisation der Gesichtsempfindungen betrifft, in Betracht gezogen werden, daß diese Starkranken schon vor der Operation Lichtempfindung und damit wohl auch das Bewußtsein von der Richtung hatten, aus der das Licht auf das Auge fiel. Auch der Kranke, über den uns Uhthoff so genau berichtet, hat ein Gesichtsfeld von einer gewissen Ausdehnung gehabt, so schwach auch die Eindrücke anfangs gewesen sein mögen, die er von seinen äußeren Teilen empfing. Aber noch in einem andern sehr wichtigen Punkte wird von der neuesten Kritik sogar das unmittelbare Ergebnis jener Sehproben der empiristischen Auslegung gegenüber angefochten. Der Leipziger Philosoph Wundt namentlich, der in seiner „Physiologischen Psychologie“ in dem Kapitel der „räumlichen Gesichtsvorstellungen“

die darüber aufgestellten Theorien ausführlich kritisiert, findet, daß aus den betreffenden Beschreibungen zweifellos hervorgehe, „daß alle Operierten die Eindrücke in räumlicher Ordnung auffaßten und ihre Richtung unterschieden"; auch die Unsicherheit und das Unvermögen, die Gestalt der Objekte anzugeben, sei darin begründet, daß der Operierte seine Vorstellungen nach den Eindrücken des Tastsinnes geordnet hat. Wundt spricht es geradezu aus: In Wahrheit sind die Beobachtungen an operierten Blindgeborenen eigentlich mehr für die Psychologie des Tastsinns als für die des Gesichtssinns von Bedeutung. Wenn also nicht für die empiristische Theorie, so erkennt unser Autor aber doch auch nicht für die nativistische jenen Beobachtungen volle Beweiskraft zu.

Ich kann hier auf eine weitere Diskussion seiner und andrer moderner Ausführungen über dieses Thema nicht eingehen, das bisher Gesagte wird wohl genügen, den Leser zu der Ueberzeugung zu bringen, daß, so vielversprechend und aussichtsreich, so außerordentlich interessant das Studium des Gebarens der in Rede stehenden Patienten war, eine volle, sichere Entscheidung in theoretischer Beziehung dadurch bis jetzt doch nicht erbracht worden ist, ja, es ist sogar fraglich, ob der ideale blinde Mann, den Locke dafür fordert, wenn er etwa einmal käme, uns eine solche wirklich bringen könnte.

Jedenfalls aber beweist uns alles, was die betreffenden Operationsgeschichten darüber berichten, daß die neue Welt, die der neu erschlossene Sinn dem Operierten öffnet, ihm nicht sofort und auf einmal, sondern nur nach und nach, stufenweise in ihren Einzelheiten sich enthüllt, daß er vieles, sehr vieles mühsam erlernen muß, bis sie ihm erscheint wie einem von Geburt an Sehenden.



Die Aera Manteuffel.

Federzeichnungen aus Elsaß-Lothringen.

Von

Alberta v. Puttkamer,

unter Mitwirkung von Staatssekretär a. D. **Max v. Puttkamer.**

IV.

Um das buntgewirkte politische und soziale Gewebe der Geschichte jener Tage zu geben, erschien es uns richtig, die einzelnen Fäden, wie sie sich fein und stetig zum Ganzen weben und sich durcheinander schlingen und knoten in grellen und milden Farben, in ihrer zeitlichen Anordnung vor dem Auge des Lesers zu knüpfen. Und wie bei einem Gobelingemälde jeder einzelne Faden seine Bedeutung für das große Bild besitzt und nicht hinweg genommen werden

kann, ohne eine Störung in Farbe und Gewebe zu veranlassen, so soll auch hier jeder Faden, wenn er manchmal auch nicht von wesentlicher Bedeutung erscheint, seine Wirkung für die volle Gestaltung des Bildgewebes haben ...

Am 14. März 1881 erschien ein ministerieller Erlaß, der den Betrieb der französischen Versicherungsanstalten verbot. Diese Anstalten waren vom Oberpräsidenten v. Möller durch Verfügung vom 19. Juli 1872 in Elsaß-Lothringen zugelassen mit der Begründung, daß in den ersten Jahren der deutschen Verwaltung einheimische Versicherungsanstalten von mehr als lokaler Bedeutung nicht bestanden, und daher ausländische, insbesondere die im Lande bereits vertretenen französischen Gesellschaften zugelassen würden.

Das Verbot dieser Gesellschaften griff in weit ausgesponnene Fäden des Verkehrs zwischen dem Reichsland und Frankreich.

Rein geschäftliche Verbindungen, die zugleich wichtige Lebensfragen berührten, hatten ein reges Hin und Her der Beziehungen erzeugt, das nach Lage der Dinge und bei den durch die protestlerische Presse erregten politischen Empfindungen nicht ganz unbedenklich war; demgegenüber erschien diese Maßnahme im Interesse der friedlichen Entwicklung des Landes und der Tätigkeit der Regierung geboten. Denn es lagen Informationen vor, daß Agenten der Gesellschaften in französischem Interesse politisch tätig waren.

Dem Bundesrat war Anfang März der Entwurf eines Gesetzes für Elsaß-Lothringen zugegangen, das dahin lautete, daß die Verhandlungen des Landesausschusses hinfort öffentlich sein sollten und die Geschäftssprache desselben: die deutsche.

Das Inkrafttreten des Gesetzes war für den 1. März 1882 bestimmt.

Beide Maßregeln riefen in Oppositionskreisen große Erregung hervor, die sie zu den abenteuerlichsten und kühnsten Schlußfolgerungen brachte. Unter anderm behauptete die „Presse“, durch dies dem Bundesrat unterbreitete Gesetz sei klar ausgedrückt, daß nur eine kleine Gruppe unverantwortlicher und mit keinem Mandat versehener Persönlichkeiten das Land regieren werde, und daß sich höchstens zwölf Abgeordnete fortan an den Beratungen beteiligen könnten, da die andern die deutsche Sprache nicht beherrschten.

Das war übrigens, wie sich später herausstellte, eine direkte Unwahrheit. Auch drückten sich die eifrigsten Redner im Landesausschuß, Grad und Winterer, im Reichstag ganz ausgezeichnet in deutscher Sprache aus.

Dies sogenannte „Sprachengesetz“ wurde nun, nach recht interessanten Verhandlungen im Reichstag, in der Plenarsitzung des 30. April angenommen.

Die Anregung dazu ist, soviel uns bekannt, von Manteuffel persönlich ausgegangen.

Es muß dem geschichtlich Betrachtenden einer späteren Zeit höchst befremdend erscheinen, daß ein Gesetz, das doch als eine ganz natürliche, logische Folge der politischen Entwicklung anzusehen war, eine solche Erregung hervorrufen und als eine Gewaltmaßregel hingestellt werden konnte. Daß in einem deutschen Land, bei einer überwiegend deutschen Bevölkerung, die Geschäftssprache der

Volksvertretung die Sprache des Landes und nicht ein fremdes Idiom sein muß, war eine so natürliche Forderung, daß sie kaum diskutierbar erscheint.

Nachdem die Oeffentlichkeit der Verhandlungen durchgeführt werden sollte, hatte die Bevölkerung sogar ein Recht darauf, diese Verhandlungen der gesetzgebenden Körperschaft des Landes in derselben Sprache zu hören, resp. zu lesen, in der gepredigt, gelehrt, Recht gesprochen und die meisten und billigsten Preßerzeugnisse herausgegeben wurden. Auch die Gesetze wurden nur in der Landessprache erlassen, und nur in deutscher Fassung ward über sie abgestimmt.

In diesem Sinne sprach sich der Mitverfasser in seiner Rede im Reichstag aus ... Auch der Bundeskommissar v. Mayr trat kraftvoll für die Vorlage ein und wies vor allem die Insinuation des elsässischen Abgeordneten Goldenberg zurück, der es als eine Unmöglichkeit hinstellte, daß der „milde Statthalter“ ein solches Gesetz sanktioniere. Einen Gegensatz zwischen dem Reichskanzler und Manteuffel zu konstruieren, führte Mayr aus, sei absolut hinfällig.

Fürst Hohenlohe-Langenburg, der jetzige Statthalter in Elsaß-Lothringen, sprach damals als erster Redner über die betreffende Gesetzesvorlage. Ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß gerade er (der dritte Statthalter) als erster Redner in der ersten Reichstagsverhandlung, die sich mit reichsländischen Dingen nach der Errichtung der Statthalterschaft beschäftigte, auftrat. — — Er betonte wirkungsvoll, daß gerade das oft zitierte Argument der Elsässer: die Unkenntnis der deutschen Sprache sei noch so verbreitet, daß es unmöglich sei, in einem urdeutschen Land gesetzgeberische Verhandlungen deutsch zu führen, dazu ansporne, für die Verbreitung der Nationalsprache kräftig einzutreten ...

Die Argumente, die die elsaß-lothringischen Abgeordneten gegen das Sprachengesetz brachten, waren so geringfügig, daß sie den besten Beweis dafür gaben, daß eben keine irgendwie überzeugenden Gründe existierten. Einige dieser Beweisführungen erschienen von einer fast komischen Naivität, so z. B. die von Goldenberg: Friedrich der Große, auf den die Deutschen doch so stolz wären, sei ein besonderer Freund des französischen Idioms gewesen, und es dienten doch viele Offiziere mit französischen Namen mit Auszeichnung in der deutschen Armee. (!)

Auch der sonst so feine und findige Geist des Abgeordneten Guerber fand eine recht belanglose Motivierung darin, daß der Statthalter Manteuffel seine Beliebtheit hauptsächlich seiner Fertigkeit in der Muttersprache (?) verdanke. (!)

Von einigen reichsländischen Rednern wurde dann noch die Frage der parlamentarischen Immunität ganz geschickt eingeflochten in ihre leidenschaftliche, aber ganz unbegründete Forderung der Beibehaltung des Französischen als Geschäftssprache.

Die altdeutschen Gegner der Vorlage, Windthorst und Reichensperger, brachten keine andre Motivierung, als daß das Gesetz, das sie im Gedanken für richtig erklärten, verfrüht sei.

Neben der sachlichen Auffassung der Elsaß-Lothringer, die einer scharfen

Negation jeder Weiterentwicklung zum Deutschtum gleichkam, markierte sich aber bei allen von ihnen eine persönliche, sehr sympathische Anschauung über die milde Politik des Statthalters.

Das war der einzige gemeinsame Boden der Auffassung, auf dem sich Elsässer und Altdeutsche, Widersacher und Freunde des neuen Gesetzes begegneten, und das war eine erfreuliche Erscheinung in dieser sonst recht scharf pointierten Reichstagsverhandlung.

Bei der dann folgenden Votierung wurden alle Anträge (Bezanson, Schorlemer, Lasker) abgelehnt und die Vorlage im Sinne der Regierung genehmigt.

Die Annahme dieses sogenannten Sprachengesetzes entflammte die bis dahin noch immer etwas gedämpfte Feindschaft der „Presse von Elsaß und Lothringen" zu hellen Gluten, die, um ein kühnes, aber richtiges Bild zu brauchen, in den Abgrund eines Hasses für das Gegenwärtige und einer leidenschaftlichen Liebe für das Vergangene hineinleuchteten.

So waren wenigstens in dem grellen Licht die Masken und Schleier durchsichtig geworden, und was da gegensätzlich und feindlich sich erwies, konnte genau erkannt und danach behandelt werden.

Ritterliches Entgegenkommen und Liebeswerben wäre dieser Presse gegenüber eine unverzeihliche politische Schwäche von Manteuffel gewesen. Da reckte sich denn in seiner Politik der widerspruchsvollen Hände die eiserne Faust wieder einmal empor, und die milde Hand schloß sich — sie hatte auch allzu entgegenkommend gewinkt ... Die altdeutschen Zeitungen, die hervorhoben, daß dies Gesetz eine Wichtigkeit habe, die, weit über den Gegenstand hinausgreifend, von allgemein-politischer Bedeutung sei, vergaßen ihre teils recht kleinliche oder doch für die reichsländischen Verhältnisse verständnislose Polemik gegen des Statthalters Verwaltung und lobten die Maßregel. Sie konstatierten auch, daß sich in den Verhandlungen eine überwiegend günstige Stimmung für die derzeitige Regierung in Elsaß-Lothringen kundgegeben habe.

Nachträglich sei noch bemerkt, daß ein geborener Elsässer (Mitglied der Fortschrittspartei im Reichstag), der Pfarrer Neßler an der französischen Kirche in Berlin, für die Vorlage eintrat und betonte, daß das Französische durchaus nicht die Sprache des Volkes, sondern die der gebildeten Klassen sei, die aber meist auch deutsch sprechen könnten, wenn sie wollten. Man glaube im Elsaß noch vielfach, konform den in Frankreich herrschenden Revancheideen, das Land würde bald wieder französisch werden, und das Volk werde durch den fortwährenden Gebrauch dieser Sprache in seiner Landesvertretung in diesem Glauben bestärkt. Die Regierung müsse der Unsicherheit des Volkes mit einer klar entscheidenden Maßregel entgegentreten.

Die „Presse" zog natürlich in einem empörten Artikel „la rougeur au front" gegen den „abtrünnigen Landsmann" und seine Rede zu Felde.

Als einer Kundgebung der französischen Presse sei hier eines Artikels des „Parlement" gedacht (einer Zeitung, die die „Presse" sonst gern als französisches Blatt zitierte), der ausspricht: „Der Verkehr mit der Zentralgewalt

würde in Zukunft in deutscher Sprache stattfinden; ein Nebenumstand für ein Land, in dem fast jedermann diese Sprache versteht." —

Es wehte offenbar eine etwas schärfere, aber geklärtere Luft in der Politik des Statthalters, geschaffen durch die teils mißverständlichen, teils direkt feindseligen Auffassungen seiner versöhnlichen Tendenzen.

Fügt man dem Gesamtbild der damaligen Lage noch hinzu, daß im April eine Kaiserliche Verordnung erschienen war, die den Bischof von Straßburg auf dessen Ersuchen ermächtigte, einen Koadjutor mit dem Recht der Nachfolge zu empfangen, so hat man die politische Konstellation, unter deren Wirkung der Statthalter Mitte Mai 1881 das Reichsland verließ, um seine gewohnte Kur in Karlsbad zu machen. Der Koadjutor Stumpf, der dem greisen Bischof Raesz beigegeben wurde, war von Manteuffel für diese Stellung auserwählt.

Raesz wollte anfänglich als Koadjutor Korum haben, den der Statthalter für Straßburg ebenso ablehnte wie für Metz. Gegen die Ernennung Stumpfs, der übrigens in Rom persona grata und auch von Dupont des Loges dem Nuntius in München empfohlen war, hatte der Bischof Einwendungen erhoben und hatte sie abgelehnt. Da man nun auch in Rom, bei dem hohen Alter von Raesz, der Notwendigkeit, einen Koadjutor zu ernennen, sich nicht verschloß, so wurde, um eine Verständigung zwischen Statthalter und Bischof zu erzielen, Monsignore Tarnassi, der damals der Nuntiatur in München zugeteilt war, von Leo XIII. nach Straßburg geschickt. Tarnassi suchte den Statthalter zu bewegen, den Wünschen des Bischofs entgegenzukommen. Manteuffel blieb aber fest, in Uebereinstimmung mit dem Ministerium, so daß die Verhandlung zunächst resultatlos verlief.

Alsbald darauf traf jedoch der schriftliche Antrag des Bischofs ein, in dem derselbe mit der Ernennung von Stumpf sich einverstanden erklärte. Tarnassi hatte also dadurch, daß er auf den Bischof einwirkte, die Vereinbarung erzielt.

Das Entgegenkommen, das Manteuffel im allgemeinen dem katholischen Klerus gegenüber zeigte, und das von vielen überscharf verurteilt wurde, hatte wohl einen tieferen, politischen Grund. Da der Statthalter die Elsaß-Lothringer moralisch und vollpersönlich erobern wollte, so war es sein Bestreben, sie vor allem auch vertrauensvoll dadurch zu machen, daß er für ihre heiligsten Herzens- und Gewissensfragen Teilnahme zeigte. Es waren nun aber $77^3/_4$%, also mehr als drei Viertel der gesamten Bevölkerung, katholischen Glaubens, und jedes Entgegenkommen dem Klerus gegenüber (natürlich nur, wo es nicht mit Staats- oder politischen Interessen in direkten Widerspruch trat) sollte zugleich ein Bemühen bedeuten, der Bevölkerung durch verständnisvolle Hinneigung näher zu kommen. Daß ein großer Teil seiner Zeitgenossen ihm dies ursprünglich edel gedachte, manchmal nur etwas übertriebene Entgegenkommen als Haschen um Volksgunst und Werben um die gute Meinung von Rom auslegte, bewies nur, in welchen Niederungen gewisse Auffassungen sich bewegten . . .

Wir haben übrigens soeben erst, bei der Wahl des Koadjutors für den Bischof Raesz, gesehen, daß Manteuffel es auch wirkungsvoll verstand, einem

von ihm als richtig erkannten Gedanken in kirchenpolitischen Angelegenheiten, sogar starken bischöflichen Willensströmungen entgegen, Geltung und Besiegelung durch die Tat zu verschaffen ...

*

In die Erholungszeit des greisen Marschalls fiel leider wieder ein tiefes persönliches Leid: der Tod seines ältesten Sohnes Hans Karl.

Gegenüber den sich schnell folgenden Verlusten innerhalb seiner Familie, dem Tod seiner ausgezeichneten Gemahlin und dem seines ältesten Sohnes, die das fein und weich organisierte Gefühlsleben des alten Herrn in starke Erschütterung brachten, wirkte die Art, wie er die Kräfte seines Geistes unverrückbar zusammenschloß und auf die von ihm als richtig erkannten Ziele seiner Mission vereinte, mit geradezu imponierender Größe, die der tragisch-rührenden Züge nicht entbehrte.

Der starke Geist und das weiche, fast sentimentale und mystischen Anwandlungen gehorchende Herz des Feldmarschalls mußten sein ganzes Leben lang Kompromisse schließen — und nur wer die Stärke dieser beiden seelischen Faktoren bei ihm kannte, wird das Leben und Wirken dieses seltenen Mannes ganz verstehen ...

Manteuffel war nach dem Tod seiner Gemahlin ein innerlich tief vereinsamter Mann — denn die Mitglieder seiner engeren Familie standen durch ihre durchaus anders geartete Begabung wohl dem tiefsten Verständnis seiner Natur fern —, und er suchte deshalb oft Aussprachen mit Persönlichkeiten, die ihm verwandt oder sympathisch waren; dahin gehörte auch besonders der schon öfters genannte Julius Klein.

Während Manteuffels Aufenthalt in Karlsbad beschäftigte sich die gesamte Presse des Reichslandes, wie auch ein großer Teil der altdeutschen mit den strengeren Maßregeln, die man in letzter Zeit in der Landesverwaltung hatte ins Leben treten lassen, und es ist leider nicht zu leugnen, daß einige altdeutsche Zeitungen in einer fälschlichen Auffassung, die des Statthalters bisheriges Entgegenkommen als Schwäche hinstellte, damit die sichere Kühnheit der deutsch-feindlichen Parteien noch gestärkt hatten ... Besonders die „Presse von Elsaß und Lothringen“ [1]) ward immer dreister und gebärdete sich ganz als ein vorgeschobener französischer Posten. Ihr Redakteur Heim (ein Pariser, dem man großmütig gestattete, seinen Wohnsitz in Straßburg zu haben) war ein Korrespondent des „Temps“. In der Denkmalfrage für Victor Hugo gerierte sich z. B. die „Presse“ völlig wie ein französisches Departementsblatt. Ihr Redakteur war in das Pariser Komitee gewählt und publizierte mit einem Ton, von dem man nicht sagen kann, ob er mehr naiv oder mehr kühn war, folgendes: „Die Subskription in allen Pariser- und Departementsjournalen, sowie in den Bureaus der ‚Presse

[1]) „von Elsaß und Lothringen“ nannte sich das Blatt absichtlich, um damit die ehemalige französische Einteilung in Departements zu markieren. Elsaß-Lothringen hieß das Land nur unter deutscher Herrschaft, und diesen, die geschichtliche Umwälzung anzeigenden Namen wollte man nicht anerkennen.

von Elsaß und Lothringen' ist eröffnet" — ganz, als ob das Reichsland ein Appendix der französischen Departements sei.

Von altdeutschen Zeitungen brachte damals die „Frankfurter Zeitung" heftige Angriffe gegen den Statthalter. Sie fand ein Lob nur für sein erstes Auftreten im Land und sah seine einzigen Erfolge in der Beseitigung der Anfänge des Kulturkampfs, der Freigebung der Presse und der Lösung der Optantenfrage; sie tadelte die strengeren Maßregeln der letzten Zeit, insbesondere die Umwandlung der Pompierkorps in deutsche Feuerwehr.

Ueber diese Pompierfrage, die an sich unbedeutend war, aber durch ihre eigentümliche Verquickung mit soldatischem und politischem Geist eine ziemlich hervortretende Bedeutung gewann, müssen wir einige kurze Bemerkungen zu besserem Verständnis machen.

Die Offizierkorps der alten französischen Feuerwehr hatten sich aus Leuten rekrutiert, die der französischen Armee angehörten, und die Pompierkorps waren soldatisch gegliedert und von militärischem Geist erfüllt. Ihre Signale, ihre Märsche, ihre Kommandos waren genau denen der französischen Armee gleich. Während in Deutschland die Feuerwehr eine Institution ist, die einen rein gemeinnützigen Charakter hat, stellt sie in Frankreich zugleich ein soldatisches Nebenkorps dar, dessen Mitglieder auch meist direkt aus dem Heere hervorgingen.

Diese Pompierkorps waren sehr populär, auch in Elsaß-Lothringen; sie hatten meist gute Musik, und es war eine Gepflogenheit, daß sie bei ihren Umzügen, die sie behufs Uebungen rc. durch die Stadt machten, als Bataillone formiert, mit Musik voran, marschierten. Diese Umzüge nun, mit französischen Kommandos, Signalen und französischen Militärmärschen, hatten öfters tumultuarische Demonstrationen im antideutschen Sinne veranlaßt. Demgegenüber war ein ministerieller Erlaß ergangen, der bestimmte, daß fortan die Umzüge der Feuerwehr nur gestattet werden könnten, wenn dabei deutsche Kommandos, Signale und Armeemärsche zur Ausführung kämen und die dem französischen Militär ähnliche Uniform nach des Statthalters Ermessen einige Abänderungen erführe.

Darauf reichten die Offiziere der Pompierkorps ihre Demission ein! Ein Beweis, von wie viel höherem Wert als der gemeinnützige Zweck ihnen die französischen Gepflogenheiten der Institution waren.

So wurden also die Pompierkorps in deutsche Feuerwehr umgewandelt; eine durchaus verständliche und richtige Maßregel. —

Der „Temps" und einige Pariser Blätter erteilten übrigens der „Frankfurter Zeitung" für ihre Auffassung der reichsländischen Politik ein Lob, wohingegen das Organ der Autonomistenpartei, also ein Blatt von elsässischen Eingeborenen, die höchst eigentümliche Tatsache konstatierte, daß deutsche Blätter, die sich allein berufen glaubten, freiheitliches Deutschtum zu vertreten, und Pariser Blätter, die ausschließlich französische Traditionen rc. fortpflanzten, die gleiche Politik der Negation und Obstruktion trieben . . .

In diese Zeit fielen noch von bedeutsameren Entschließungen und Ent-

scheidungen im öffentlichen Leben des Reichslandes: die Uebernahme der Schulangelegenheiten durch den Staatssekretär, die Entscheidung des Statthalters in der Hattener Pfarrwahl, von der später die Rede sein wird, und die Veröffentlichung der päpstlichen Bulle, betreffs Einsetzung eines Koadjutors für Straßburg.

Am 24. August fand dann unter reger Anteilnahme der Bevölkerung und mit großem Prunk die Weihe des Koadjutors Stumpf zum Bischof in partibus infidelium (von Caesaropolis) statt. Unter den geladenen Gästen waren die Kinder des Feldmarschalls, sein erster Adjutant, das gesamte Ministerium, die andern oberen Behörden, die Generalität, die Präsidenten und Vizepräsidenten wichtiger Körperschaften u. s. w., u. s. w.

Stumpf wurde von Bischof Mermillod aus Genf, unter Assistenz des Bischofs von Speyer und des Koadjutors von Metz geweiht. Der zum Bischof von Trier ernannte Korum war auch anwesend.

Indessen ward in den August- und ersten Septembertagen die Haltung der „Presse“ derartig scharf und herausfordernd, daß sogar die „Union“, die in der Wahl Adam gemeinsam Schulter an Schulter mit ihr agiert hatte, sich von ihr lossagte, indem sie ausdrücklich erklärte, sie sei gegen den Ausbau des modernen Liberalismus; die „Presse“ wäre aber nicht nur eine Vorkämpferin für solchen, sondern sie verträte direkt die moderne Demokratie und die „Religion der Vernunft“. — —

Das demokratische Protestblatt gerierte sich jetzt ganz unverkennbar als ein Organ der französischen Republikaner und machte sich also zum Sprachrohr fremdländischer Interessen.

In dieses laute, leichtsinnige, herausfordernde Treiben fuhr am 16. September wie ein schneidendes Richtschwert des Statthalters Verbot des weiteren Erscheinens der „Presse“. Von Gastein aus war der Erlaß gegeben und lautete:

„Ich habe bei Beginn meiner Amtstätigkeit in Elsaß-Lothringen die Presse von dem Erfordernis vorgängiger Genehmigung befreit. Ich habe dies getan, um einer allseitigen Erörterung der Interessen des Landes freien Spielraum zu geben, und je unabhängiger sich die Blätter hier aussprechen, desto ersprießlicher für das Wohl des Landes wird das sein. Ich kann es aber nicht dulden, daß Blätter hier erscheinen, die lediglich fremden Interessen dienen und gegen den völkerrechtlichen Zustand des Landes ankämpfen.

Dies hat die „Presse von Elsaß und Lothringen“ wiederholt und noch speziell in der Nr. 210 vom 6. d. M. getan.

Auf Grund der mir übertragenen außerordentlichen Gewalten verbiete ich hiermit das weitere Erscheinen des Blattes“ 2c. 2c.

Diese politische Maßregel muß als eine eminent nationale bezeichnet werden; als eine solche, die von der politischen Würde und Selbstachtung geradezu erfordert wurde.

Sie wurde fast überall als gerechtfertigt beurteilt, besonders auch, weil die Form, in der das Protestblatt seine auflehnenden Ideen brachte, meist von gaminartiger Ungezogenheit war.

Nicht durch sittlichen Ernst tiefer Ueberzeugung hatte die Zeitung zu wirken gesucht, sondern mit einer umstürzlerischen Leidenschaft, die keine Gründe, sondern nur Affekte kannte.

Doch traten zwei altdeutsche Zeitungen von Bedeutung gegen des Statthalters Maßregel auf, und zwar die „Frankfurter“ und die „Vossische Zeitung“.

Nun begann die offiziell zum Schweigen gebrachte Opposition der „Presse“ für ihren Kandidaten zum Reichstag, Herrn Kablé, der auch ihr Hauptbesitzer und geistiger Führer gewesen war, eine um so heftigere geheime Tätigkeit.

Es wurde zunächst von Kablé die Neugründung einer Zeitung desselben Charakters versucht; sie sollte den Namen „Echo von Elsaß und Lothringen“ tragen. Doch kam der Plan durch ein „Veto“ der Regierung nicht zur Realisierung.

Aber auch so, wie sie es nur immer vermochte, war die Kabléſche Agitation öffentlich tätig, indem sie Straßburg wahrhaft überschüttete mit Flugblättern, die zu Tausenden per Post in die Häuser gesendet wurden, mit Anschlägen an Straßenecken und mit Inseraten in Zeitungen.

Die „Züricher Zeitung“, ein doch ganz unparteiisches Blatt, bemerkt dazu: „In einem Land, wo so freimütig gesprochen werden darf, kann es mit der individuellen Freiheit nicht gerade schlecht bestellt sein.“

Im Elsaß wurde, im Vergleich mit Lothringen außer Metz, auch in allen späteren Jahren der Wahlkampf immer mit ungleich höherer Lebhaftigkeit und frischerem Interesse geführt, so wie sich überhaupt der Elsässer viel aktiver in Politik und öffentlichen Angelegenheiten erwies, als der verschlossenere Lothringer.

Der 29. Oktober brachte nun das Ergebnis der Reichstagswahl: auf der ganzen Linie Sieg der Protestpartei; in allen Schattierungen, vom leidenschaftlichen Purpurrot des Herrn Kablé bis zum gedämpften Rosa des Baron Dietrich.

Zum 5. Dezember war der Landesausschuß einberufen und bei dem Gastmahl, das Manteuffel zu dessen Ehren gab, hielt er wieder eine seiner großen Bekenntnis- und Verteidigungsreden, die man bewegte Epiloge, beziehungsweise Prologe zu seinen Taten nennen könnte.

Man hat öfters sein Auftreten die dramatisch-historische Inszenierung seiner Persönlichkeit genannt. Wenn es so wirkte, so war das jedenfalls nicht beabsichtigt oder bewußt, denn Affekt und Leidenschaft, die immer bei ihm wirkten, die grübeln eben nicht.

Die äußere Form von Manteuffels Auftreten bei solchen Redekundgebungen hatte freilich etwas Ungewöhnliches; seine Geste dabei war groß, den Blick zum Himmel gewendet, als empfinge er die Gedanken in erhabener Inspiration, so stand er, wie ein entrückter Seher, hoch aufgerichtet. Dichterische Sentenzen durchwoben seine Rede, und geschichtliche Bilder gaben ihr ein starkes Relief.

Wir bringen aus seiner sehr langen, eingehenden Rede eine Zusammenfassung der wichtigsten darin ausgesprochenen Gedanken, um damit das Kolorit des Zeitbildes und zugleich dessen Spiegelung und Wirkung in des Marschalls geistigem Wesen zu geben.

Der Marschall fühlte wohl, daß sich Trübungen in die bisher klare Atmo-

sphäre zwischen ihn und die Herren des Landesausschusses gedrängt hatten. Um diese Verdunkelung zu klären, begann er vor allem, die Motive zu seinen letzten Regierungshandlungen darzulegen. Es galt ihm, die drei scharfen Maßnahmen (Sprachengesetz, Verbot der französischen Versicherungsgesellschaften und des Protestblattes „Presse"), als eine logische Folge des Verhaltens gewisser französelnder Kreise zu erweisen. Sie waren es auch tatsächlich, und es hatten die feindseligen Agitationen und die geheimen, fortgesetzten Verbindungen mit Frankreich auch einen ersichtlichen Einfluß auf die autonomistisch gesonnenen Kreise im Land und im Landesausschuß.

Manteuffel verwahrte sich in seiner Rede von Grund aus gegen die Unterstellung, als habe er eine schnellere Germanisation durch seine, als Zwangsmaßregeln aufgefaßten Amtshandlungen bezweckt. Er wies das weit von sich, als eine politische und geschichtliche Kurzsichtigkeit. Er begründete seine Maßnahmen vielmehr als für die Wohlfahrt des Landes notwendig; denn zum Wohlergehen einer Bevölkerung gehöre vor allem das Gefühl der Sicherheit von dem Bestand des Staatsverhältnisses, in dem sie lebe. Es werde fortdauernd versucht, die definitive Zusammengehörigkeit mit dem Deutschen Reich zu erschüttern, durch geheime Anknüpfungen nach Frankreich hin. Es würde in dem Lande das Bewußtsein wach zu erhalten versucht, als sei der Verband mit dem Reich nur ein vorübergehender; und es bedeute geradezu ein Hand in Hand gehen mit den französischen Revanchegelüsten, wenn durch Protestblätter (deren dreistestes er soeben unterdrückt habe) alte Empfindungen, die die politische Verständigkeit eigentlich zum Schlafen weisen müßte, zu leidenschaftlichem Leben aufgeschürt würden.

Auch das Verbot der französischen Versicherungsanstalten sei aus dem gleichen Wohlfahrtsmotiv ergangen. Weiter führte Manteuffel aus, daß das sogenannte Sprachengesetz eine Frage der nationalen Würde darstelle, und erlassen wäre, um dem Lande klar die Sicherheit zu geben, daß es in jeder Beziehung als deutscher Staat, mit deutschen Gepflogenheiten, Rechten und Pflichten sich fühlen dürfe und behandelt werde ...

Die Männer, die damals in Berlin, als das Reichsland zum erstenmal Abgeordnete in den Reichstag schickte, Protest einlegten gegen die Einverleibung Elsaß-Lothringens in Deutschland, und eine Volksabstimmung beantragten, hätten eine falsche Analogie gezogen mit dem Fall, wo Napoleon III. ein Plebiszit eintreten ließ; — denn in jenem Fall handelte es sich um Departements, die nicht in einem offenen, ehrlichen Krieg und durch daran schließende Friedensabmachung gewonnen waren, sondern sie waren der Preis für die Unterstützung eines Bundesgenossen. Um bei naheliegenden, französischen Beispielen zu bleiben, so habe weder Ludwig XIV. noch Napoleon I. jene Theorie anerkannt.

Wörtlich sagte dann der Statthalter: „Solange es Weltgeschichte gibt, haben Feldschlachten über die Geschicke der Völker entschieden. Der deutsche Reichstag hat die Abstimmungstheorie auch nicht anerkannt, und kein Staat Europas. Sie ist eben nicht Völkerrecht geworden! Damit ist die Protestfrage abgemacht und tot."

In seiner Rede erwähnte Manteuffel auch flüchtig die Anwendung des Diktaturparagraphen, in bezug auf die Ausweisung einiger Sozialdemokraten.

Er war sich wohl bewußt, daß er durch derartige Maßnahmen die Sozialdemokratie nicht dauernd fernhalten könnte; er hoffte aber, das Eindringen derselben zu verlangsamen, was auch tatsächlich für die Zeit seiner Verwaltung wahr geworden ist. Freilich haben dabei noch viele andre Ursachen, mehr sozialer Natur, mitgewirkt . . .

Am Ende seiner Rede versicherte der Statthalter noch mit besonderer Wärme, daß ihm jene Maßregeln, weil er wisse, daß sie Vieler Gefühle verletzen würden, sehr, sehr schwer geworden seien, und daß er, trotz einer scheinbaren Härte fortfahren wolle, Empfindungen zu schonen und Wunden zu heilen . . .

Gegenüber der außerordentlich scharfen Betonung, die Manteuffel auf den Ausfall der Reichstagswahlen gelegt hatte, wie er gewissermaßen die politische Richtung, in der weiter gehandelt werden sollte, abhängig machte von dem friedlichen oder feindlichen Geist, der sich in den Wahlen aussprechen würde, erschien seine Haltung und die Begründung seiner letzten Regierungsakte etwas schwach und hilflos. Mit absolutem Schweigen ging er über das, was er als das Bestimmende seiner künftigen Politik hingestellt, hinweg. Mit keinem Wort wurde das Ergebnis der Reichstagswahl gestreift. Er konstituierte bei diesem Gastmahl die Herren des Landesausschusses zu einer Art Gericht, dem er, ein im stillen von ihnen Angeklagter, seine Entschuldigungen aussprach; Entschuldigungen für entfremdende oder befremdende Handlungen, die er einerseits staatsmännisch zu begründen suchte, denen er aber gleich darauf ein weiches Mäntelchen von Gefühlspolitik umhing . . .

Auch die Versicherung, im Raum eines Satzes, daß er wisse, solche Maßregeln würden die Gefühle Vieler verletzen, und zugleich, daß er alles tun wolle, um Gefühle zu schonen, bedeutete einen Widerstreit zwischen seinem Wollen und Erkennen und seiner Empfindung, — und wirkte als Unsicherheit der Ziele.

Uebrigens stand in dem Urteil über diese Rede die Presse, auch die altdeutsche, unsrer Ansicht ziemlich nahe; teilweise urteilte sie, wie z. B. die „Nationalzeitung", sogar viel schärfer; sie nannte Manteuffels Rede eine schwächliche Entschuldigung und ein Kennzeichen dafür, daß der Statthalter selbst seine Stellung für unsicher und geschwächt halte . . .

*

Indessen kam es am 7. Dezember, anläßlich eines Gastmahls zu Ehren des Oberkonsistoriums, der Professoren der evangelisch-theologischen Fakultät, des Kapitels des Thomas-Stifts u. s. w. auf einem ganz andern Gebiet zu einer bedeutsamen Manifestation des Marschalls; sie gestaltete sich auch zu einer Rechtfertigung und Verteidigung — ein Zeichen dafür, daß Angriffspunkte vorhanden waren und Angriffe gemacht wurden, die ihn, der so gern nur der Mann der friedlichen Tat sein wollte, zum Kampf aufriefen.

Manteuffel gehörte der streng-orthodoxen Richtung des evangelischen Kirchen-

glaubens an. Und wie er sein Eigenpersönlichstes in die Behandlung jeder politischen, religiösen oder sozialen Frage hineintrug, so nahm er auch mit seinem bestimmt geprägten religiösen Ich Stellung in Kirchen- und Schulfragen des Reichslandes, und legte dementsprechend seine persönlichen Anschauungen unwillkürlich seinen Amtshandlungen zugrunde. In seiner Rede, den Vertretern kirchlicher und wissenschaftlicher Behörden gegenüber, wehrte sich nun der Marschall ganz entschieden, daß er solches in der Absicht habe oder gar in seinen Regierungsakten betätige.

Er sprach aus, daß er niemals Staatsgewalt und Glaubensrichtung identifizieren wolle, d. h. jene anwenden, um dieser Geltung zu verschaffen. Tatsächlich hatte er aber, der als gesetzliche Machtvollkommenheit der protestantischen Kirche gegenüber nur das Bestätigungsrecht hatte, seinen persönlichen religiösen Ansichten Einfluß gewährt auf seine Handlungen.

Es ist bekannt, und Manteuffel sprach es auch *selbst* in der Tischrede vom 7. Dezember aus, daß er gleich im Beginn seiner Verwaltung des Reichslandes die einzelnen evangelischen Geistlichen, die ihn begrüßten oder sich ihm vorstellten, fragte, *wie sie sich zur Frage von der Gottheit Christi verhielten.*

Nur ein absoluter Glaube an die Gottheit Christi galt ihm als evangelisch und erschien ihm unerläßlich für den Beruf des evangelischen Geistlichen.

Es war dieser Glaube der starke Hort seiner eignen Religiosität und Kirchlichkeit, und erschien ihm so sehr die Basis für den erlauchten Beruf der Gottesgelehrten, daß er danach forschen zu müssen glaubte, und dies sogar als heilige Gewissenspflicht erachtete. Und so hatte sich im Lande die feste Meinung gebildet, als lasse sich der Statthalter je nach dem ausgesprochenen Glaubensbekenntnis beeinflussen, wo es sich um Bestätigungen von Geistlichen in ihrem Amt handelte.

Es lag unleugbar etwas Eigenmächtiges und Unbefugtes in dieser individuellen Einmischung, und sie konnte nur allzuleicht auf einem Gebiet, dem Frieden und Einheit immanent sein sollten, zu Streit und Kontroversen führen.

Die Seminare und Präparandenanstalten waren vom Statthalter zu konfessionellen gestaltet worden, und es bestand nun offenbar in den Kreisen der Universität, der Philologen und auch der gebildeten Bürgerschaft der geheime Zweifel, ob der als sehr orthodox bekannte Statthalter nicht auch das Prinzip des Konfessionellen bei Wahl der Lehrer u. s. w. zum Ausdruck bringen könnte.

Aus dieser latenten Besorgnis waren wohl die bekannten „Resolutionen" zu verstehen, die veröffentlicht wurden von Professoren, Lehrern, Beamten, Aerzten u. s. w. aus Straßburg und aus dem Lande. Sie lauteten:

Angesichts der fortgesetzten Angriffe der ultramontanen Partei (es waren in der „Union" sehr aufreizende Artikel über dies Thema erschienen) auf die Unabhängigkeit des höheren Schulwesens in Elsaß-Lothringen erklären die Unterzeichneten im Interesse des konfessionellen Friedens, der nationalen Gesittung und der ungestörten Fortentwicklung der Wissenschaft: 1. an den staatlichen höheren Schulen ist, mit Ausnahme der Religionsstunden, der Unterricht wie

bisher, konfessionslos zu erteilen; 2. es ist zweckmäßig, daß die Konfession der Schüler Berücksichtigung findet, aber grundsätzlich sind die Lehrer nach ihrer wissenschaftlichen und pädagogischen Brauchbarkeit und nicht nach ihrer Konfession zu wählen. (Folgen mehr denn 300 Unterschriften.)

Manteuffel begründete nun in seiner Rede die Nichtbestätigung des Pfarrers in Hatten als politische Maßregel, der jede dogmatische Erwägung fern läge. Diese Motivierung erschien aber hinfällig, da ausgesprochenermaßen als der einzige Grund der Nichtbestätigung von Manteuffel angegeben ward, der Geistliche erscheine ihm nicht geeignet, in eine große, in religiöse Parteien gespaltene Gemeinde Frieden zu bringen.

Das aber ist kein politischer Grund, sondern eine Erwägung, der amtliche Konsequenzen zu geben nur in der Befugnis der Kirchenbehörde lag. In seiner Tischrede vom 7. Dezember wandte sich nun der Statthalter ziemlich scharf gegen die Tendenz der Resolutionen; er sah darin ein Mißtrauensvotum gegen die Festigkeit seines Charakters, von dem man zu glauben schiene, daß er schwankend gemacht werden könne von dem Anprall gewisser Kreise, und daß er dem Andringen auf Umänderungen im höheren Schulwesen nicht zu widerstehen vermöge.

Diese Haltung in kirchlichen und Schulfragen war ein recht sprechender Beweis dafür, wie bei dem bedeutenden Mann oft die Strömungen des Gefühls mit der Erkenntnis seines Geistes und der Richtung seines Willens in Konflikte gerieten und die Einheitlichkeit seines Handelns stark gefährdeten. Gewisse Aktionen sind nur daraus zu erklären, daß bald die eine starke Seite seiner Begabung, bald eine andre die bestimmende Führung übernahmen.

So kam es denn, daß sich überall, bei den Eingeborenen und den Eingewanderten, eine leichte Unsicherheit des Vertrauens fühlbar machte, die sich bisher mehr in schwüler Stimmung äußerte, als daß sie aktiv und erkennbar zum Ausdruck kam, und auch die Form direkten Mißtrauens zu des Statthalters Regierungsweise nicht annahm.

Die Haltung Julius Kleins, der ein unparteiischer Mann von wohlwollender Gesinnung und ein weitblickender Politiker war, ist dafür symptomatisch. Er begann zum erstenmal gesprächsweise (nicht offiziell) Zweifel zu äußern, ob Manteuffels Politik, die sehr ideale Forderungen stellte, und sehr optimistische Versprechen gab, befriedigende Erfolge erzielen würde.

Das Sprachengesetz hatte besonders erregend auf die Gemüter, insbesondere der Abgeordneten gewirkt; die Maßregel, die an sich ganz natürlich und geschichtsnotwendig war, erschien Klein ungerechtfertigt und im Widerspruch zu Manteuffels wiederholter Proklamation von dem „Wunden heilen“ und dem „Eingehen auf jeden Wunsch und berechtigte Eigentümlichkeiten“ zu stehen.

Maßnahmen, die sich als logische Konsequenzen, einesteils aus den geschichtlichen Ereignissen und andrerseits aus der Entwicklung der Dinge ergaben, erschienen ihm und vielen als Härten, weil sie nicht auch Konsequenzen von des Statthalters öfters beteuerten Empfindungsanschauungen waren ...

Anfang Januar (1882) brachte das autonomistische „Elsässer Journal“ einen

Artikel über das Sprachengesetz, der die lauer gewordene Stimmung, auch in den wohlwollenden Elsässer Kreisen insofern wiedergab, als er Kritik an dem betreffenden Gesetz übte, es für verfrüht erklärte, und besonders tadelte, daß man zwar die Oeffentlichkeit der Verhandlungen, aber nicht die Unverletzlichkeit der Abgeordneten bewilligt habe.

Als ein andres, charakteristisches Zeichen von Verstimmung der Abgeordneten muß es bezeichnet werden, daß Baron Bulach (Vater) im Landesausschuß Ende 1881 eine ziemlich leidenschaftliche Liebeserklärung für das Französische als Geschäftssprache für das kleine elsaß-lothringische Parlament in erregter Form gab, und daß sein Mißmut über das Sprachengesetz auch darin zum Ausdruck kam, daß er, der bisher die Frage des Baues eines würdigen Landesausschußgebäudes für eine Notwendigkeit erklärt und mit großer Energie verteidigt hatte, nun aussprach, ob nicht diese Frage besser auf unbestimmte Zukunft zu vertagen sei ...

Es gärte eben in den Geistern, und zum ersten Male war im Schoß des Landesausschusses eine stärkere Gegenströmung zu des Statthalters Regierungsweise fühlbar. Wir werden bald sehen, in welchen ersichtlichen Formen sie auch zutage trat.

*

Inzwischen war von Berlin her ein Erlaß des Königs von Preußen gekommen, der an sich mit der reichsländischen Politik nur in sehr losem Zusammenhang stand, aber von Manteuffel am 10. Januar (1882) eigens zur Nachachtung für die Landesbeamten publiziert wurde.

Dieser sogenannte „Beamtenerlaß", der im Kern eine Betonung des monarchischen Gedankens und eine Stärkung der monarchischen Macht gegenüber gewissen Bestrebungen der Parlamente bedeutete, und Minister und Beamte in den Rahmen wies, pflichtmäßige Vollstrecker der monarchischen Entschließungen zu sein, und die Rechte des Königs vor der Verdunkelung durch parlamentarische Bestrebungen und Auffassungen zu bewahren, kam im Reichstag zur Verhandlung.

Fürst Bismarck trat in einer mächtig packenden Rede für den Erlaß ein, und zwar in seiner Eigenschaft als königlich preußischer Bevollmächtigter zum Bundesrat.

Dem Erlaß wurde nicht nur eine speziell preußische Bedeutung gegeben, sondern es wurde anerkannt (auch durch die ausdrückliche Betonung dieses Gedankens in des Freiherrn v. Stauffenberg Rede), daß er eine Bedeutung für das Reich habe, und von Manteuffel dies auch in Elsaß-Lothringen anerkannt sei, durch seine Publikation „zur Nachachtung für alle Beamten".

Dieser Erlaß ward auch in politischen Kreisen des Elsaß und in der Presse des Landes sehr lebhaft besprochen. Es ward hervorgehoben, daß die Stärkung und Aufrechterhaltung der verfassungsmäßigen Rechte der Krone Preußens untrennbar verbunden sei mit der Stärkung der Würde und Macht des Reichsoberhaupts.

Die Schmälerung der Rechte des Königtums würde auch den Niedergang des Kaisertums und Reichs unfehlbar nach sich ziehen. Es wurden wohl auch

staatsrechtliche Bedenken und Zweifel laut über die Gültigkeit des Erlasses für Elsaß-Lothringen, aber am Ende beschied man sich damit, daß der Erlaß im Reichstag und nicht im preußischen Abgeordnetenhaus verhandelt, und daß Stauffenberg, der besonders die Ausdehnung auf das Reichsland hervorgehoben habe, die Befugnis des Statthalters zur Veröffentlichung nicht angezweifelt und niemand im Reichstag dagegen Einspruch erhoben habe.

Jedenfalls hatte des Königs Kundgebung für Preußen ein in das Reich hin wirkendes Echo erfahren und fand sogar einen Verkünder und Vertreter in dem sonst sehr streitbaren und nicht immer preußisch-regierungsfreundlichen Abgeordneten Windhorst.

Tatsächlich und praktisch hatte in jener Zeit übrigens die Publikation des Erlasses für Elsaß-Lothringen keine Bedeutung, da an eine Bildung parlamentarischen Regiments überhaupt nicht gedacht werden konnte, — und was die Stellung der Beamten zu den Wahlen, resp. deren Tätigkeit dafür betraf, so lag keine einzige Tatsache vor, die einen Hinweis auf die Beamtenpflicht hätte nötig erscheinen lassen. Für die damalige Epoche wirkte daher diese Ausdehnung der königlichen Kundgebung auf das Reichsland nur wie eine historische Arabeske...

Freilich muß anerkannt werden, daß der Erlaß für die Zukunft einen Wert haben konnte, insbesondere für das Verhalten der politischen Beamten bei allen Arten von Wahlen.

Im Landesausschuß, der eine sehr lebhafte, politische Regsamkeit zeigte, gingen wieder bekannte Erscheinungen und Geister um, die alljährlich auftauchten: Schulfragen, die teils im klerikalen Sinn von Winterer, teils im französierenden von Goguel (die französische Sprache als Unterrichtsgegenstand in den Volksschulen einzuführen) behandelt wurden.

Der Staatssekretär (damals Hofmann) wies aber alle diesbezüglichen Anträge mit ruhiger Logik und Beredsamkeit zurück.

Auch war die Bewegung der Landesausschußmitglieder gegen das Sprachengesetz noch sehr mächtig; sie drängte zu erkennbarer Ausdrucksform und fand eine solche zunächst in einem Antrag von Winterer, den er gegen Mitte Februar 1882 im reichsländischen Parlament einbrachte. Der Antrag ersuchte die Regierung, die geeigneten Schritte zur Abänderung der Bestimmung des Reichsgesetzes vom 21. März 1881 zu tun. Das, was im März 1882, also in dem Jahr, von dem wir sprechen, in Kraft treten sollte, würde eventuell in der nächsten Session zum erstenmal zur praktischen Anwendung kommen.

Dies drohende Gespenst rüttelte seine Gegner zu leidenschaftlicher Aktion empor. Winterer, der sein Eingreifen davor verwahrte, als einen Akt der Opposition zu gelten, plaidierte allerdings nicht für Aufhebung des Gesetzes, sondern nur dafür, daß die Regierung einen Modus finden möge, Mitgliedern, die des Deutschen völlig ohnmächtig seien, die volle Ausübung ihres Mandats zu ermöglichen. Der Staatssekretär stellte sich in seiner Antwort bedingungslos auf den Standpunkt, daß die Regierung sich in der Unmöglichkeit sähe, dem Antrag Folge zu geben.

In der Abstimmung gelangte der Antrag einstimmig zur Annahme.

Ehe die Frühjahrssession geschlossen wurde, brachte noch Ch. Grad einen Antrag ein, betreffend die endgültige Verfassung von Elsaß-Lothringen; derselbe stellte das Ersuchen an die Regierung, die nötigen Schritte bei der Reichsregierung zu tun, um dem Land eine seine politischen Befugnisse regelnde und seinen Abgeordneten die parlamentarische Unverletzlichkeit zusichernde Verfassung zu geben.

Der Antrag Grad wurde nach kurzer Begründung angenommen.

Am 16. Februar wurde der Schluß der Session verkündet.

Diese Tagung (Frühjahr 1882) hatte insofern eine geschichtliche Bedeutung, als sie die letzte war, in der das Französische als Geschäftssprache geübt wurde. Sie zeigte noch ziemlich leidenschaftliche, teils auch recht feindselige Hinwendungen zur Vergangenheit, und fast fieberhaft ängstliches Festhalten daran.

Ein bis dahin zurückgedrängtes, oder vielleicht sogar teilweis durch Manteuffels entgegenkommende Haltung und seine allzuweit gehenden Versprechungen besiegtes Mißtrauen gegen die neuen, geschichtlichen Verhältnisse im Reichsland reckte sich wieder kampfbereit empor. Das war der Geist, der jetzt transparent durch alle Kundgebungen der Elsaß-Lothringer schien, und der eine starke Scheidewand aufzurichten strebte gegen den neuerlich mehr in die Erscheinung tretenden deutschen Geist.

Am 16. Februar versammelte der Statthalter die Herren des reichsländischen Parlaments noch einmal bei sich zur Tafel, — und der kurze Abschiedsgruß, den er ihnen da widmete, war in seiner Kargheit bedeutsam.

Manteuffels ausdrucksfreudige Natur verschloß sich plötzlich in ein ehernes Schweigen.

Das schöne Goethesche Wort: „Erwirb es, um es zu besitzen!" hatte ihm vielleicht unbewußt vorgeschwebt. Was durch die Macht der Waffen zum Besitz (zum materiellen zunächst) geworden war, wollte er durch Liebe erwerben, d. h. zum ideellen Besitz machen. Aus überschwenglichem Selbst- und Kraftbewußtsein sagte er sich: Ich bin ein Gottbegnadeter; ich *kann*, wenn ich nur unwandelbar will, *Wunder* wirken!

Aber — *das* war ein ehrgeiziger Traum. Politische Entwicklungen, innerliche Versöhnung mit neuen Regierungsformen, organische Verbindung mit neuen Kultur- und Lebensbedingungen, Dinge, die *nur* die allmächtige Zeit in der Geschichte vollendet, strebte Manteuffel an: *allein* als großer Zauberer zu bewirken. Eine ideale, aber vermessene Lebensforderung!

Und nun erkannte er auf einem Gebiet, das er voll grenzenloser Möglichkeiten glaubte, die er mit unbegrenztem Wollen zu realisieren suchte, plötzlich scharfe Grenzen und Schranken vor sich. Und — er zog sich zurück, weil er zu weit vorgegangen war, und schwieg, weil er zu viel gesagt hatte ...

*

Wenn sich nun eine größere Zurückhaltung in offiziellen Kundgebungen zeigte, so war dafür in wesentlichen inneren Angelegenheiten des reichsländischen Verwaltungslebens ein rühriges Wirken und Streben bemerkbar.

Das kam in den sehr wichtigen, das Familien- und Staatswesen innig berührenden Fragen der Schule und des Kultus zunächst zum Ausdruck.

Am 21. April war eine kaiserliche Verordnung, betreffend die Errichtung eines Oberschulrats für Elsaß-Lothringen, erschienen, der ein Erlaß des Statthalters an den Staatssekretär vorausgegangen war, der mit jener in ursächlichem Zusammenhang stand. Beide Kundgebungen wurden von der Presse und von der Bevölkerung unterschiedslos beifällig begrüßt und als freiheitliche Fortschritte auf diesem Gebiet anerkannt.

Ein Durchbrechen der bisher vorwaltenden bureaukratischen Tendenzen, ein frischerer, weniger doktrinärer Zug eignet beiden Kundgebungen.

Die kaiserliche Verordnung setzte also eine technische Zentralbehörde ein, den Oberschulrat, zur Ausübung der dem Ministerium obliegenden Beaufsichtigung und Leitung des gesamten höheren und niederen Schulwesens.

Diese neue Behörde, deren Ins-Leben-treten die bisherige Abteilung des Ministeriums für Unterricht ersetzte, sollte bestehen aus dem Staatssekretär als Vorsitzenden, einem Ministerialrat als Direktor und sieben ordentlichen Mitgliedern aus den Räten des höheren Unterrichtswesens. Eine Erweiterung erfuhr sie durch eine Anzahl außerordentlicher Mitglieder, die der Statthalter aus den Professoren der Universität, dem höheren Lehramt oder „sonstigen sachverständigen Kreisen" zu berufen hatte.

Manteuffels Begründung ging hauptsächlich von dem Gesichtspunkt aus, daß eine gewisse Einseitigkeit, die mehr von gelehrten, als von lebendig praktischen Gesichtspunkten ausginge, in der Führung des Schulwesens vermieden werden müsse. Auch war er der Ansicht, daß verschiedene Ausführungsbestimmungen der Regulative, die in den ersten Jahren nach dem Kriege entstanden und naturgemäß geboten waren, weil man auf die damaligen Verhältnisse Rücksicht nehmen mußte, den vielfach geänderten Bedingungen nicht mehr entsprächen und daher eine Revision der Regulative auf folgender Basis nötig sei: Die Schulen sollten nicht mehr in erster Linie Unterrichtsanstalten, sondern Erziehungsanstalten sein.

Der Gedanke schien leitend in des Statthalters Ausführungen, daß es nicht der ideale Vollzweck der Schule sei, eine Anhäufung von Kenntnissen und von Lernstoff zu erzielen und ein gewisses Maß zu bewältigen, ohne auf die verschiedenen individuellen Möglichkeiten der Begabung einzelner Schüler Rücksicht zu nehmen. Ein besonderer Wert wurde neben den Bestrebungen für die psychische Entwicklung der Lernenden auch der physischen zugewandt und eine beachtenswerte Neuerung eingeführt durch die Einsetzung einer Kommission medizinischer Sachverständiger. Diese sollte des ernsten Amtes walten, die geistigen Anforderungen in Einklang zu bringen mit der körperlichen Leistungsfähigkeit.

In der letzten Zeit der Verwaltung des Oberpräsidenten v. Möller war bereits eine Verfügung erschienen, die eine Landesschulkommission mit den Befugnissen des ehemaligen höheren Unterrichtsrats einsetzte; sie kam aber infolge der Neuorganisation der Landesverwaltung nicht zur Ausführung.

Um so freudiger wurden deshalb jetzt die kaiserliche Verordnung und der Statthaltererlaß begrüßt.

Die Altstraßburger Zeitungen „Elsässer Journal" und „Union" sprachen in dieser Frage einmal ein bedingungsloses Lob aus.

Man kann diese Einsetzung des Oberschulrats mit der besonderen pädagogischen Begründung des Statthalters für einen großen Erfolg seiner Verwaltung erklären.

Gerade durch die erweiterte Kommission der außerordentlichen Mitglieder kam zu den wissenschaftlichen und rein schultechnischen Gesichtspunkten, von denen aus die Schulfragen bisher behandelt wurden, eine Fülle von Urteilen und Gründen des praktischen Lebens, die sowohl läuternd, als jede Einseitigkeit ausschließend wirken mußten.

Als die neuernannte Behörde im Mai zur ersten Plenarsitzung zusammentrat, wurde sie von Manteuffel mit einer kurzen Ansprache begrüßt, die vor allem die Bitte aussprach, politischen und konfessionellen Ansichten keinen Einfluß auf Beratungen und Entschlüsse zu gewähren, sondern nur einen Gedanken leitend sein zu lassen: Elsaß-Lothringen kräftige, gottesfürchtige und geistig entwickelte Söhne zu erziehen ...

Es war, als ob sich Manteuffel des Staates oft gerühmter, bester erzieherischer Werte für das Volk wieder stark erinnert habe: der Schule und des Heeres!, denn er hatte in letzter Zeit gerade diesen beiden seine Aufmerksamkeit und Tätigkeit geliehen. Der Schule in den eben besprochenen Verwaltungsaktionen und dem Heer insofern, als er, der Oberbefehlshaber und kommandierender General des XV. Armeekorps war, aber letzthin wegen Ueberbürdung den Gouverneur von Straßburg stellvertretend mit Ausübung der militärischen Funktionen betraut hatte, nun wieder lebhaft begann, sich mit Paraden, Uebungen Besichtigungen u. s. w. in allen Garnisonen des Reichslandes zu beschäftigen; und zwar tat er das sehr eingehend, mit besonderer Berücksichtigung des einzelnen Mannes und seiner Leistungen.

Es mag nun Zufall oder tiefere Absicht gewesen sein: tatsächlich war die Wirksamkeit des Statthalters den beiden mächtigen Staatsstützen, Schule und Heer, in dieser stilleren Zeit der Einkehr besonders gewidmet.

*

Während des Statthalters Abwesenheit vollzog sich im Schoß des Ministeriums eine recht eingreifende Veränderung: der Unterstaatssekretär des Innern, Herr v. Pommer-Esche, schied aus, und der bis dahin zur Abteilung des Innern ressortierende Kultus wurde der Justizabteilung unterstellt.

Es ist nicht sicher bekannt geworden, ob es in erster Linie eignen Wünschen des Unterstaatssekretärs entsprang, aus der elsaß-lothringischen Regierung auszuscheiden; wir sind aber geneigt, anzunehmen, daß die etwas steife, bureaukratische Art des Herrn von Pommer-Esche der mehr genialen Geistesart Manteuffels nicht sympathisch war. Er hielt Pommer-Esche von demselben Geist

imprägniert wie den ersten Staatssekretär, ja, er schien ihm eine Persönlichkeit Herzogscher Observanz.

Die Gegnerschaft und das tiefe Mißtrauen gegen Herzog und gegen alles, was in dessen Richtung gravitierte oder daran streifte, lag ihm zu tief im Blut — und solche abgeneigte Gefühle mögen auch für die Wertung des Herrn v. Pommer-Esche als elsaß-lothringischer Unterstaatssekretär mitwirkend gewesen sein.

Für die vornehme Gesinnungsart Manteuffels sprach es wiederum sehr, daß er eifrig bemüht war, dem Mann, den er im Reichsland nicht am rechten Platz erachtete, in Preußen eine äquivalente, hervorragende Stellung zu verschaffen, und daß er sehr unangenehm berührt war, als Pommer-Esche in Preußen zuerst ein Regierungspräsidium von geringerer Bedeutung erhielt. Ganz überraschend fiel in die sommerliche Stille noch die Beratung einer das Elsaß interessierenden Frage im Reichstag und zwar in der letzten Stunde vor dessen Vertagung.

Die im reichsländischen politischen Leben immer noch latent wirkende Sprachengesetzfrage kam wieder in eine eruptive Phase. Der Lothringer Germain brachte mit einigen Gesinnungsgenossen einen Antrag, die Geschäftssprache des Landesausschusses betreffend, ein. Er wurde in erster Lesung nach kurzer Debatte, in zweiter ohne Debatte angenommen. Die dritte, entscheidende Lesung mußte bis zur Wiederaufnahme der Reichstagssession vertagt werden. Für die bedingte Zulassung der französischen Sprache in den öffentlichen Verhandlungen des Landesausschusses stimmten die Fortschrittspartei, Sezessionisten, Zentrum, Polen und Sozialdemokraten.

Die Ablehnung des Antrags im Reichstag brachte erst die dritte Lesung, die zugleich eine Verhandlung von stark erregter politischer Leidenschaft und von allgemeiner politischer Bedeutung bewirkte. Danach trat aber auch ein endgültiges Verstummen dieser Frage im parlamentarischen Leben ein ...

Die Schulfrage, für deren Behandlung Manteuffel vielfach den Rat des bedeutenden Philologen, Universitätsprofessors Studemund, einholte, war indessen im Laufe des Sommers und Herbstes (1882) durch Sitzungen, Abgaben von Gutachten, Vereinigung der Resultate der Gesamtberatung in einer Broschüre so wesentlich gefördert, daß zur Umgestaltung der Regulative geschritten werden konnte. Diese ruhig-ernste, mit lebendigen Bedürfnissen rechnende Behandlung der so sehr wichtigen Schulfragen hatte fortdauernd fühlbar in weite Kreise der Eingeborenen eine friedliche Strömung gebracht. Gerade diese Frage, die in die intimsten und vitalsten Interessen der Familie drang, konnte der beste Friedensbringer deutschen Geistes und deutscher Kultur sein. Es erwies sich ja leider bei jeder Gelegenheit, wie lebensnötig ein solcher Friedensbote war, daß noch viel Zündstoff überall in den Geistern und Gemütern lag, und daß der leiseste, springende Funke oder das unschuldigste Lichtlein manchmal genügte, ein Aufflammen hervorzurufen.

Allzulange hatte die deutschfeindliche Presse uneingeschränkt walten dürfen;

sie hatte die Freiheit, die ihr die Regierung großmütig bewilligt, zur Schrankenlosigkeit erweitert. Keine Grenze und kein Maß hatte sie gefunden in der Anknüpfung und Verbindung mit französischen Chauvinisten. Systematisch hatte sie politische Leidenschaften, die die Ereignisse und Forderungen der Geschichte hätten dämpfen müssen, immer wieder aufgerührt; und wenn auch das kühnste Organ des Protestes, die „Presse von Elsaß und Lothringen", durch Verbot verbannt war: der feindlich-mißtrauische Geist war nicht gebannt, sondern glühte in heimlichen Feuern fort.

Das erwies sich z. B. besonders auffallend bei einer Nachricht, die Mitte Juli auftauchte; nämlich daß die Regierung die Erlaubnis erteilt habe zur Wiedereröffnung des Klosters der Damen vom Sacré cœur de Jésus.

Es wurden an diese Nachricht, die bestimmt auftrat und überall Glauben fand, langatmige politische Artikel geknüpft, die alle eine scharfe Kritik an des Statthalters sogenanntem „unverständlichem Doppelspiel" des Regierungssystems übten.

Elsässische Zeitungen, wie das sonst so maßvolle „Elsässer Journal", wiesen auf die befremdende Erscheinung hin, die darin läge, daß, trotzdem aus den Reihen der Klerikalen (Winterer, Simonis, Guerber) fortdauernd der deutschen Regierung Gegnerschaft bewiesen würde, diese sich doch auf besten Fuß mit der klerikalen Welt stelle und ihr Zugeständnisse mache.

Dabei war diese Nachricht in die Luft hingestellt gewesen ohne die leiseste Begründung — denn laut Bekanntmachung des Reichskanzlers vom 20. Mai 1873 war die „Société du sacré coeur de Jésus" als dem Jesuitenorden verwandte Genossenschaft zu betrachten, deren Niederlassungen durch das Reichsgesetz (4. Juli 1872) verboten bezw. aufgehoben waren. Also eine Nachricht, die sich bei ruhiger Betrachtung sogleich in ihrer wahren Gestalt, nämlich als basisloses Gerücht erwiesen hätte, wurde gierig erfaßt zu Angriffen gegen Manteuffels Politik.

Die letzten Monate des Jahres 1882 waren von einem regen, teils sogar erregten, politischen Leben erfüllt. Das war erstens veranlaßt durch Wahlen der Gemeinderäte, also die vorbereitende Wahl zum Landesausschuß, dann durch die Verhandlungen im Reichstag, die in dritter Lesung den Antrag Germain gebracht hatten, und endlich durch die Metzer Wahl des Tierarztes Antoine zum Reichstag — ein Ereignis, das sich tatsächlich und in seinen Konsequenzen zu einem hochpolitischen entwickelte ...

Es offenbarte sich beim Ausfall der Wahlen zum Landesausschuß, daß das Sprachengesetz, das von den oppositionellen Parteien und von gemäßigten Elsässer Politikern als eine Art apokalyptisches Gespenst geschildert worden war, das sich drohend vor die Pforten des reichsländischen Parlaments stellen oder doch die Herren zum Stummsein verdammen würde, bei hellem Taglicht der Wirklichkeit als ein Phantom verflatterte; das Leben bewies eben fast das Gegenteil der überlebten Prinzipien und grauen Theorien. Denn tatsächlich hatte das Sprachengesetz keine Einwirkung auf die Kandidaturen gehabt, die im wesent-

lichen die gleichen waren wie früher. Einige heißspornige Zeitungen nannten das einen „Marasmus“ des politischen Gefühls im Elsaß; in Wahrheit aber war es wohl der gesunde Kompromiß mit den Bedingungen, die die lebendige Geschichte stellte.

Dagegen konnte kein Heißsporn den Verhandlungen im Reichstag über den Antrag Germain den Vorwurf von irgendwelchem „Marasmus“ machen —, sie wurden mit leidenschaftlichem Feuer geführt, das die eigentlich versteckte politische Absicht in dem Antrag grell beleuchtete trotz aller Bemühungen Winterers, die Frage als eine rein formale Höflichkeits- und Zweckmäßigkeitsfrage hinzustellen.

Auch die altdeutschen Zeitungen, unter ihnen besonders die sehr bedeutenden „Nationalzeitung“ und „Kölnische Zeitung“, hatten ganz entschiedene Stellung gegen den Germainschen Antrag genommen, und überall wurde der politische Kern der Sache aus den Hüllen heraus erkannt, die seine Verteidiger sehr geschickt, aber auch ziemlich transparent darum gelegt hatten.

Die nationale Seite wurde in den Reden Bötthichers, Bennigsens, Treitschkes besonders hervorgehoben.

Der Grundzug, der durch die Debatte ging, war von den Gegnern des Antrags: die Betonung seines hochpolitischen Charakters, und von ihren Verteidigern: das fieberhafte Bemühen, ihn als einen Antrag, der eigentlich nur eine Geschäftsordnungsfrage, also eine interne Frage des Landesausschusses sei, zu behandeln.

Es war ja eigentlich eine Ungeheuerlichkeit und jedenfalls eine noch nie erlebte parlamentarische Erscheinung, daß ein vom Reichstag rechtskräftig beschlossenes Gesetz, ehe es noch in Kraft trat und auf seine Wirkung hin erprobt worden war, wieder abgeändert werden sollte.

Das Ergebnis der Diskussion war denn auch die endgültige Ablehnung des Antrags mit 153 gegen 119 Stimmen.

Als eine überraschende und bemerkenswerte Illustration zu der Behauptung der Elsässer, als sei ein sehr großer Teil der Bevölkerung, besonders auch der gebildeten Klassen, gar nicht in der Lage, deutsch zu verstehen, brachte die „Münchener Allgemeine Zeitung“ die authentisch konstatierte Nachricht, daß von 82 politischen, sowie sonstigen Blättern und Zeitschriften, die im Reichsland gedruckt würden, 60 (!) in deutscher Sprache erschienen, 17 in französischer und 5 in beiden Sprachen; und in dem mehr französisch sprechenden Lothringen sogar neben 9 deutschen nur 7 französische Zeitschriften.

Wenn man jetzt, nach 20 Jahren, jenen erregten Kampf der reichsländischen Abgeordneten und der Presse in der Geschäftssprachenfrage betrachtet, wie darum wie um eine politische Lebensbedingung gestritten wurde, und wie sich dann die ganze Angelegenheit geschichtlich entwickelte, so erscheint dem unparteiisch Urteilenden jener heiße Streit ähnlich dem berühmten Windmühlenkampf des seltsamen spanischen Ritters Quichotte de la Mancha.

Die „notorisch“ des Deutschen nicht Mächtigen haben freilich keine Reden

gehalten, aber — das hatten sie auch früher nicht getan. Sie waren eben rednerisch nicht tätig, was ihre politische Mitwirkung absolut nicht wesentlich beeinträchtigte, da die Arbeit in den Kommissionen und die Abstimmungen im Haus ebenso politische Arbeit darstellen. Mandatsniederlegungen erfolgten außer der Antoines auch keine nach der endgültigen Ablehnung des letzten Vorstoßes in jener Frage durch Germain, und Wiederwahlen wurden angenommen. Somit hatten sich die Kassandraschen Voraussagungen der reichsländischen Deputierten nicht erfüllt. Das Sprachengesetz wirkte nur zeitlich unbequem, aber nicht dauernd hinderlich, und die Geschichte ist mit sicher siegendem Schritt darüber hinweggegangen.

Politische Gesetze werden eben nicht für augenblickliche, vorübergehende Situationen geschaffen, sondern nach den praktischen Bedürfnissen einer dauernden Gesamtlage, und sie werden vom staatlichen Recht und der nationalen Würde redigiert.

Der Gemahl der Verfasserin hat die Leitung des elsaß-lothringischen Ministeriums als Staatssekretär später 14 Jahre lang (unter Fürst Hohenlohe-Schillingsfürst und Fürst Hohenlohe-Langenburg) innegehabt und mit dem Landesausschuß als mit einer politisch reifen und von entgegenkommend friedlichem Geist erfüllten Volksvertretung gearbeitet, und er kann konstatieren, daß stets sehr frisch und ohne Verschleppungen in deutscher Sprache diskutiert worden ist . . .

Die sogenannten strengen Maßregeln des ersten Statthalters, die freilich als natürliche Reaktion auf sein allzuweites Entgegenkommen getroffen wurden: Sprachengesetz, Verbot der französischen Versicherungsgesellschaften, Verbot der „Presse“ u. s. w., haben sich demnach als heilsame, feste Griffe eines einsichtsvollen Geistes erwiesen.

Das Ergebnis der Reichstagsabstimmung machte in ganz Deutschland, dem dadurch die elsässischen Verhältnisse wieder einmal besonders nahegerückt wurden, einen guten Eindruck, denn das deutsche Volk, der Reichstag und die verbündeten Regierungen bekannten sich zu der Ansicht, daß ihre Sprache tatsächlich, sowie rechtlich im Reichsland ebenso allgemein herrschend sein müsse als in allen übrigen Teilen des deutschen Vaterlandes. (Fortsetzung folgt.)



Was ist von Pius X. zu erwarten?

Von

Dr. v. Schulte.

Am 4. August wurde durch den Kardinaldiakon Luigi Machi zehn Minuten vor Mittag vom äußeren Balkon der Peterskirche aus „der Stadt und Welt" verkündet, daß zum Papst erwählt sei der Kardinal Giuseppe Sarto, und daß dieser den Namen Pius X. angenommen habe. An ihn hatten kaum einige Kardinäle gedacht, als das Konklave am 31. Juli begann; genannt wurde sein Name vorher von keinem Blatte, seine Wahl ist also eine wirkliche Ueberraschung, sie erfolgte, nachdem sechs Abstimmungen fruchtlos verlaufen waren und seitens Oesterreichs vor einer bestimmten Wahl (Rampolla) verwarnt war, durch die die nötige Dreiviertelmehrheit weit übersteigende Zahl von 50 Stimmen.

Wollen wir unsre Frage beantworten, so müssen wir zunächst die Persönlichkeit ins Auge fassen, soweit dies nach sicheren Quellen möglich ist. Giuseppe Sarto ist geboren am 2. Juni 1835 zu Riese, einem Dorfe der Provinz Treviso im nördlichen Teile des Venezianischen, hat seine Studien in dem benachbarten Castelfranco, hierauf im Priesterseminar zu Padua gemacht, 1858 die Priesterweihe erhalten, dann die Kaplan-, später Pfarrstelle in Tombolo und 1867 die Pfarrei Salzano (zwischen Mirano und Mestre). Der Bischof von Treviso machte ihn zum Domherrn, Professor der Kirchengeschichte, Generalvikar. Nach dessen Tode wurde er Kapitularvikar, einige Jahre Vorsteher des Seminars, und am 10. November 1884 Bischof von Mantua, 1893 Patriarch von Venedig und als solcher am 12. Juni 1893 Kardinalpriester vom S. Bernardo. Der Vater soll Magistratsdiener gewesen, die Mutter vor zehn Jahren gestorben sein, ein Bruder war italienischer Soldat und ist Postmeister in Mantua, von vier Schwestern ist eine Frau eines Kirchendieners in Salzano, eine Frau eines Wirtes in Riese, zwei führten bisher dem Bruder die Haushaltung. Wenn ein Mann, der aus den kleinsten Verhältnissen hervorging, es mit 49 Jahren zum Bischof, mit 58 zum Patriarchen und Kardinal bringt, darf man annehmen, daß ihm tüchtige Verdienste zur Seite stehen. Diese zeigten sich — so lautet das allgemeine Urteil — in einem musterhaft einfachen, religiösen, der Seelsorge, dem Wohle der anvertrauten Herde gewidmeten Leben. Gerühmt wird seine Liebe zu den Armen, seine Mäßigkeit, seine Abneigung gegen die lärmende Weise der musikalisch gestalteten Gottesdienste, seine Vorliebe für den erhabenen, einfachen Kirchengesang. Sein Leben kannte bisher nur strenge Erfüllung der Pflichten eines Seelsorgers im vollen Sinne des Wortes.

Die Politik scheint Pius X. bisher gänzlich ferngelegen zu haben. Wenigstens sprechen dafür einige von keiner Seite angezweifelte Tatsachen. Seine Anerkennung als Patriarch von Venedig erfolgte erst am 5. September 1894,

nachdem er schon ein Jahr vorher von Rom ernannt worden war, weil von der Kurie das von der Krone beanspruchte Patronatsrecht bestritten wurde; die Krone ließ den Anspruch fahren. Zur Regierung hat er stets gute Beziehungen unterhalten. Als König Humbert nach Venedig kam, hat Sarto ihm seine Aufwartung gemacht, angeblich gegen die seitens der Kurie ausgesprochene Ansicht; nach der Ermordung König Humberts hat er in einem sehr warmen Erlasse an den Klerus seinen Abscheu vor dem Verbrechen kund- und zu Trauergottesdiensten Weisung gegeben; er nahm im Frühjahr teil an der Grundsteinlegung des Glockenturms, der der Graf von Turin als Vertreter des Königs mit dem Unterrichtsminister, einem bekannten Freimaurer, beiwohnte; er hat sich redlich bemüht, die Katholiken mit den Konservativen und Gemäßigten zu gemeinsamem Wirken für die Gemeindewahlen in Venedig zu bestimmen, was den Erfolg hatte, daß diese Verbündeten maßgebenden Einfluß gewannen.

Wird diese Tätigkeit von den einen zugunsten der Ansicht betont, Pius X. werde ein durchaus friedliebender Papst sein, sich gegenüber der italienischen Regierung keiner offenen, feindseligen Handlungsweise schuldig machen, so haben die andern Argumente dafür zur Stelle, daß Pius X. ganz in die Fußtapfen Pius' IX. und Leos XIII. treten werde. Sein erster Hirtenbrief vom 24. November 1884 stellt die Liberalen, worunter die Freunde und Vorkämpfer der Einheit Italiens verstanden werden, als die in jeder Hinsicht ärgsten Gegner hin. Gegenüber der auch von manchen Geistlichen gepflegten Bewegung in Italien, die in katholischem Sinne eine soziale Reform und ein Vorwärtsstreben in freiheitlichem Sinne verfolgt, hat Sarto als Patriarch stets eine schroffe Gegnerschaft eingenommen, damit den Beweis geliefert, daß er ganz am Alten hängt und hält. Das liegt alles vor dem 4. August. Läßt sich aus dem, was nachher geschah, ein Schluß ziehen?

Die erste Tat des neuen Papstes war die Annahme des Namens Pius. Ob der neue Papst wohl genau gewußt oder bedacht hat, welcher Art jeder Vorgänger dieses Namens war? Betrachten wir kurz die Vorgänger des Namens. Pius I. (angeblich von 142 bis 157) ist keine geschichtliche Persönlichkeit. Pius II. (Aeneas Sylvius Piccolomini) ist der bekannte Historiker, Poet, der erst im Geiste seiner Zeit großer Reformator und „moderner Heide“ war, dann als Papst (1458 bis 1464) alles widerrief und nur auf Herstellung der Macht der Kurie hinsteuerte. Pius III. (Neffe von Pius II.) regierte nur ein Jahr. Pius IV. (1559 bis 1565) war ein milder, vernünftiger duldsamer Papst, armer Leute Kind aus Mailand, sein Geburtsname Medici hat nichts mit der berühmten Herrscherfamilie gemein. Pius V. (Michele Ghislieri) aus niedrigem Stande, Dominikaner, als Inquisitor in der Lombardei durch Grausamkeit berüchtigt, von 1557 bis zur Papstwahl (7. Juni 1566) Generalinquisitor, setzte als Papst seine Haupttätigkeit in die Bekämpfung des Protestantismus und die rücksichtslose Durchführung der Grundsätze, auf denen die Inquisition ruht. Seine, die Königin Elisabeth verdammende und absetzende Bulle „Regnans in excelsis“ vom 25. Februar 1570, die Verbreitung der Bulle „In cœna domini“ in allen Diözesen,

die Aneiferung Philipps II. in seinem Auftreten gegen die Ketzer und Ungläubigen bekunden zur Genüge sein Streben. Papst Clemens XI. versetzte ihn unter die Zahl der Heiligen, sein Festtag ist am 5. Mai, das römische Brevier sagt zu diesem Tage: „Das Amt des Inquisitors hielt er aufrecht mit unverletzter Geistesstärke und bewahrte viele Städte nicht ohne Lebensgefahr vor der damals schleichenden Ketzerei," und schließlich, daß er „nach dem Beweise vieler auf seine Fürbitte (intercessione) von Gott vollbrachter Wunder heilig gesprochen sei." Das Brevier läßt ihn aus der „adeligen Familie G." stammen. Pius VI. trat stramm ein für die Macht der Kurie, stellte in der gegen die Synode des B. Scipio Ricci von Pistoja (1786) gerichteten Bulle „Auctorem fidei" vom 28. August 1794 Lehrsätze auf, die bis dahin nicht zum Inhalte der Dogmatik gehörten, und war somit recht eigentlich der Begründer der extrem kurialistischen Theorie und Vorläufer Pius' IX. Ihm wurde der Kirchenstaat von den Franzosen entrissen, er starb als Gefangener in Valence am 29. August 1799. Sein im selben Orte Cesena am 14. August 1740 geborener und am 14. März 1800 zu Venedig gewählter Nachfolger (Barnabas Luigi Graf Chiaramonti) erlebte bis 1812 den ganzen Wechsel menschlicher Größe und Elends: Wiedererwerb des Kirchenstaats, Verlust der weltlichen Herrschaft, Gefangenschaft. Nach Napoleons Falle am 24. Mai 1814 wieder nach Rom zurückgekehrt, erhielt er vom Wiener Kongresse die Garantie des Kirchenstaats und brachte es fertig, der Hersteller der kurialen Macht zu werden. Zu dem mit Frankreich 1801 geschlossenen Konkordate gesellten sich die Verträge mit Bayern, Preußen, den Staaten der oberrheinischen Kirchenprovinz (Württemberg, Baden, beide Hessen, Nassau, Frankfurt, Hohenzollern), deren Versuche der Aufrichtung einer deutschen Kirche er gänzlich brachgelegt hatte, durch welche Verträge die Wiederaufrichtung der seit 1803 untergegangenen Bistümer erfolgte. Er stellte durch die Bulle „Sollicitudo omnium ecclesiarum" vom 7. August 1814 den Jesuitenorden wieder her und mit ihm den Felsen, auf dem Pius IX. seine Allmacht aufrichtete. Der zweite Nachfolger des am 20. August 1823 gestorbenen Pius VII., der am 31. März 1829 erwählte Pius VIII. (Franz Xaver Graf Castiglione), regierte nur bis zum 30. November 1830, ist aber für Preußen durch sein Breve „Litteris altero" vom 25. März 1830 und die dazu gehörige Instruktion des Kardinals Albani vom 27. März 1830, betreffend die gemischten Ehen, von Bedeutung geworden. Ueber den letzten Pius IX. ist es nicht nötig, viel zu sagen, er hat am 18. Juli 1870 durch die Bulle Pastor alternus die päpstliche Unfehlbarkeit und Allmacht zum Glaubenssatz erhoben, dadurch alle seine früheren zahllosen theoretischen Ergüsse sanktioniert, er hat in dem berüchtigten Syllabus vom 8. Dezember 1864 den kirchlichen und politischen Ultramontanismus zum obersten Fundamente der römischen Kirche erhoben und alles verflucht und für falsch erklärt, was für die moderne Entwicklung und Kultur als unantastbarer Grundsatz gilt: Freiheit der Forschung, Glaubens- und Gewissensfreiheit, volle Selbständigkeit des Staates, Beschränkung der Kirche auf ihr Gebiet und auf geistliche Mittel, Duldung der verschiedenen Kulte u. s. w. Pius IX. hat die kirchliche Macht über den Staat und die ganze Gesellschaft,

die Unterwerfung der Wissenschaft, der Gesetzgebung unter die klerikale Macht, die Ausschließlichkeit der römischen Kirche und Religion hinsichtlich des Seelenheils als Fundamentalsätze hingestellt. Sein Nachfolger Leo XIII. hat nicht an dem Systeme Pius' IX. gerüttelt, sondern es noch durch manche Erlasse verschärft und in den 25 Jahren seines Papsttums trotz aller diplomatischen Klugheit und Schlauheit den Beweis geliefert, daß er keine Prätension des Papsttums aufgegeben hat. Man kann kaum annehmen, daß bei der Namenswahl der neue Papst gerade die besonderen Verdienste oder Taten der früheren Namensvorgänger im Auge gehabt habe, er hat den Namen vielleicht gewählt, weil der Augenblick — man begreift die Aufregung nach den stürmischen Vorgängen und dem schweren Entschlusse — keine reife Ueberlegung zuließ und ihm als Patriarchen von Venedig die Erinnerung an den zu Venedig gewählten Pius VII. nahe lag; daß dieses ihn bestimmt habe, wurde auch sofort berichtet. Keinenfalls kann man aus der Wahl des Namens einen Schluß ziehen auf sein Verhalten als Papst.

Der zweite Akt war die Erteilung des Segens. Bis auf Leo XIII. geschah das von der äußeren Loggia der Peterskirche an das vor der Kirche versammelte Volk. Auch Leo XIII. soll die Absicht gehabt haben, ebenso zu verfahren, von den Kardinälen aber bestimmt worden sein, es zu unterlassen, weil der Papst sich als Gefangener halten müsse. Schwerlich kann dieser Grund entschieden haben, weil die Peterskirche nicht zu den im Garantiegesetze vom 13. Mai 1871 Art. 5 dem Papste zugesprochenen Besitzungen gehört, die als exterritorial gelten und von jeder Einwirkung der italienischen Regierung ausgeschlossen sind. Die Peterskirche ist Nationaleigentum, wenn der Papst in ihr weilt, befindet er sich auf italienischem Boden; es ist also insoweit gleichgültig, ob er von der Loggia innerhalb der Kirche oder von der außerhalb sichtbaren Loggia den Segen erteilt. Wahrscheinlich ist, daß, um den Papst zu bestimmen, man ihn in die innere Loggia führte, nachdem man den Schmuck der äußeren sofort nach der Verkündigung der Wahl entfernt hatte. Und ebenso ist es jetzt geschehen und wohl ganz auf dieselbe Art. Es begreift sich leicht, daß Pius X. in der ersten Stunde nach seiner Wahl sich einfach dem fügte, was ihm auf scheinbar zwanglose Art als passend bereitet wurde. Ein Akt der Feindseligkeit gegen Italien liegt in diesem Vorgange nicht. Man darf dies unbedingt annehmen, weil am 9. August, also am fünften Tage nach der Wahl die Krönung in der Peterskirche stattgefunden hat, nicht in der Sala ducale des Vatikans, wo Leo XIII. sie vornehmen ließ; dieses Gemach gehört zum Vatikan, also zum päpstlichen Gebiete. Jedenfalls beweist dieser Vorgang, daß Pius X. sich weder blindlings fügt, noch von vornherein durch Leidenschaft leiten läßt. Ob er die Komödie von der Gefangenschaft des Papstes durchführen wird gleich seinen beiden Vorgängern? Eine reine Komödie ist die Gefangenschaft eines Mannes, der in einem Palaste wohnt, der 20 Höfe und über 1000 Räume aller Art: Kapellen, Wohnräume, Säle u. s. w. hat, aus dem man in Gärten gehen kann, die zum Fahren und Reiten geeignet sind; ein Gefangener, der eine eigne

Söldnerleibwache, eine adelige Wache, Dutzende von Bedienten, geistlichen und weltlichen Kammerherrn und dgl. unterhält, oft an einem Tage Tausende von Personen aus allen Weltteilen empfängt, eigne Post, eigne Telegraphen hat, mündlich und schriftlich über die italienische Regierung nach Herzenslust schimpfen kann, der jeden Tag die ihm durch das Gesetz vom 13. Mai 1871 zugewiesene ewige Rente von 3225000 Lire — wohl auch die seit 1871 nicht bezogene Riesensumme — beziehen kann, aber es vorzieht, um den historisch und innerlich falschen Grund von der Notwendigkeit und der von Gott gewollten weltlichen Herrschaft des Papstes den Gläubigen vor Augen zu führen, sich als armen Gefangenen zu beklagen, damit die Millionen an Peterspfennigen nicht ausbleiben.

Vorläufig hat Pius X. die Fiktion des dem Papst gehörenden Kirchenstaats und der Nichtexistenz eines Königs von Italien und von dessen Regierung in Rom insofern fortgeführt, als er nur dieser seinen Regierungsantritt nicht mitgeteilt hat. Mit Energie, mit der größten Zuvorkommenheit und im besten Einvernehmen mit der interimistischen päpstlichen Regierung hatte vom 20. Juli bis 4. August die italienische Regierung für die Ordnung gesorgt, die Freiheit des Konklave bewirkt, die Teilnahme an der Totenfeier Leos XIII. den eingeladenen Beamten erlaubt. Als nun keine Anzeige von der Wahl erfolgte, verbot der Ministerpräsident Zanardelli den Präfekten telegraphisch, an den Feierlichkeiten aus Veranlassung der Krönung Pius' X. teilzunehmen. Man ist ob dessen selbst in Blättern, die Italien gut gesinnt sind, übel gelaunt. Eine amtliche Anzeige, meint man, sei unmöglich, da der König von Italien beziehungsweise die Regierung keinen diplomatischen Vertreter beim heiligen Stuhle habe, also ein amtliches vermittelndes Organ fehle. Dieser Grund ist nicht stichhaltig, wie der Vorgang Leos XIII. beweist. Weder Deutschland noch Preußen hatte beim päpstlichen Stuhle seit 30. Dezember 1872 einen Vertreter, trotzdem zeigte der Kardinalstaatssekretär Franchi, den der am 3. März 1878 gekrönte Papst am 5. März ernannt hatte, alsbald dem Deutschen Kaiser die Wahl an und erhielt von diesem die dankende Antwort vom 24. März. Wenn man sofort ein gutes Verhältnis seitens der Kurie wollte, konnte der Kardinalkämmerer eine Anzeige machen. Man macht der Regierung wegen ihres Benehmens Vorwürfe. Aber nicht jede Regierung ist geneigt, auf Rücksichtslosigkeiten mit Schmeicheleien zu antworten. In Deutschland hat man sich freilich daran gewöhnen müssen, zu sehen, wie gewisse Regierungen jeden Angriff der Ultramontanen durch eine Liebesgabe erwidern. Daraus hat man aber noch kein Recht, der italienischen Regierung ein gleiches zuzumuten, die italienische Regierung hatte mehr getan, als sie mußte. Wie hätte es möglicherweise ausgesehen, wenn sie sich nicht darum gekümmert hätte, daß auf dem Petersplatze und in der Kirche Ordnung herrschen konnte? Der Geschichtskundige weiß, wie es in früheren Zeiten beim Tode und der Wahl von Päpsten oft zuging, obwohl der Kirchenstaat bestand.

Bisher hat Pius X. durch keinen Akt eine Feindseligkeit gegen Italien be-

wiesen; denn ein solcher ist auch jene Nichtanzeige keineswegs, weil sie möglicherweise erfolgen könnte durch den noch nicht ernannten Staatssekretär und der Papst selbst daran wohl unschuldig ist. Denn man begreift, daß es dem mit den Verhältnissen im Getriebe der Kurie gänzlich unbekannten Papste nicht sofort möglich war, ganz frei zu handeln. Man ist in Rom in der Lage, zu verhindern, daß der Papst alles erfahre; er tritt nicht in unmittelbaren Verkehr mit der Außenwelt; ohne die Vermittlung der Hoforgane gibt es höchstens für die Kardinäle und Gesandten Zutritt zu ihm. Daß ein so einfacher, bisher nur auf die Seelsorge bedachter Herr, der sicherlich nicht nach seinem Wunsche, sondern nach dem tatsächlichen Einspruch von österreichischer Seite gegen Rampolla, als ein nicht politischer, nicht parteinehmender, vielmehr kirchlicher, religiöser Mann gewählt wurde, — daß ein solcher Zeit braucht, um sich in die neue Stellung des unfehlbaren und in der Kirche allmächtigen Herrn als „Statthalter Christi“ oder „Stellvertreter Gottes“ (vicarius dei) einzuleben, ist wohl verständlich. Es gehört Mut und sittliche Kraft dazu, sich von diesem Nimbus nicht erdrücken zu lassen, sich gegenüber den zahllosen Versuchen, den Papst der bisherigen intransigenten Politik dienstbar zu machen, die Freiheit des Handelns zu bewahren. Der Papst ist tatsächlich ein „Gefangener“, aber nur deshalb, weil er gar nicht vermag, sich gänzlich frei zu machen von den Banden, die die vielhundertjährige Anschauung und Gewohnheit der Kurie seinem Willen und Wirken anlegt, das auf Schritt und Tritt bedingt ist durch eine Umgebung, die nur ein Ziel kennt, die geistliche Herrschaft aufrecht zu erhalten. Man braucht nur vor Augen zu halten, wie mehrere Tage, bevor Leo XIII. starb, ohne Rücksicht auf den Sterbenden alles nur an die Wahl dachte, wie im Konklave diesmal wie fast immer vorher die Parteien um den Sieg stritten, bis dann schließlich — das ist der offizielle Ton — der „heilige Geist“ die Wahl auf den neuen Papst lenkte, um zu fassen, daß es dem neuen Papste schwer wird, den eignen freien und nur auf das Religiöse gerichteten Geist nicht durch den kurialen unterdrücken zu lassen. Und darum ist es unmöglich, vorher zu sagen, welches die kirchliche Politik Pius' X. sein werde. Aber nach allem, was wir von ihm wissen und seit 4. August gehört haben, darf man wohl zuversichtlich schon heute (9. Sept.) sagen: Pius X. wird keine feindselige Stellung gegen das Königreich Italien einnehmen, wird kein einzelnes Land als das seiner besonderen Liebe anvertraute ansehen, wird seine Aufgabe als Papst darin sehen: das religiöse Leben in der römischen Kirche zu heben und von manchen Schlacken zu säubern, wird kein Mann der Politik sein, sondern ein Hirt seiner großen Herde. Das natürlich unter der Voraussetzung, daß er die Kraft behält, sich nicht von den bisher herrschenden kurialen Organen unterjochen zu lassen, daß er nicht den Mut verliert gegenüber den ihm auf Schritt und Tritt durch die Machinationen der Intransigenten bereiteten Hindernissen und Schwierigkeiten. Bleibt er Sieger, dann darf man hoffen, daß Pius X. auch seinem Vaterlande den inneren Frieden erleichtern und in der römischen Kirche auch andrer Länder dahin wirken werde, daß der Klerus seine Aufgabe in der Sorge für die Seelen

nicht in der Politik erblicke, daß auch in Frankreich, Oesterreich und Deutschland der Klerus für herrschsüchtiges oder unpatriotisches Streben in Rom fernerhin keine Stütze finde.



Der Friede von Villafranca.

Von

Germain Bapst (Paris).

(Fortsetzung.)

Am 2. und 3. Juni scheint Napoleon keine wichtige Depesche erhalten zu haben, aber am Morgen von Magenta, am 4. Juni, werden ihm in Novara zahlreiche Schriftstücke überreicht, deren Lektüre ihm einiges Mißvergnügen bereitet. Vielleicht ist darin die Ursache der moralischen Depression zu suchen, die am Abend während der ganzen Dauer der Schlacht auf ihm lag.

Das erste Schriftstück ist ein Zirkular des Fürsten Gortschakoff an die russischen diplomatischen Bevollmächtigten an den deutschen Höfen. Es ist eine Drohung, die an Deutschland gerichtet wird, um es von einer Intervention abzuhalten; aber was bedeutet eine Drohung, wenn man weiß, daß sie keine Wirkung hat? — und dessen ist man sicher. Dieses Zirkular läßt sich folgendermaßen zusammenfassen:

„Der Deutsche Bund ist ein rein defensiver Verband ... Frankreich hat sich keinen Akt der Feindseligkeit gegenüber dem Bund erlaubt, und wenn der Bundestag auf bloße Vermutungen hin aggressive Maßregeln gegen Frankreich beschließen würde, so würde er den Geist der Verträge verletzen, die seine Existenz beschworen haben."

Diesem Zirkular ist eine Depesche des Herzogs von Montebello beigefügt. „Dieses Dokument" (das Zirkular), sagt er, „ist einem großen Rat unterbreitet worden, dem Seine Majestät präsidierte, und dem der alte Graf Nesselrode beiwohnte; jedes Wort des Zirkulars ist reiflich überlegt worden. Ich hätte gewünscht, daß der Schluß deutlicher gefaßt worden wäre, aber der Einfluß des Grafen Nesselrode hat zu einer Milderung dessen, was sich an den Deutschen Bund richtete, geführt. Indessen ist dieses Zirkular, so wie es ist, dazu angetan, Deutschland zu denken zu geben, hinsichtlich dessen die russische Regierung das Bestreben hat, die äußerste Schonung zu üben. Ich habe bei dem Fürsten Gortschakoff, wie ich es schon bei Seiner Majestät getan habe, darauf gedrungen, dem Bund zu verstehen zu geben, daß die Haltung Rußlands ihm gegenüber von jener abhängen würde, die er selbst Frankreich gegenüber beobachten würde; ich habe ihm gesagt, daß man, um Deutschland zurückzuhalten, ihm eine wirkliche Furcht einflößen müsse.

„Er antwortet mir, daß seine Absicht sei, Deutschland einen Wink zu geben, und daß er nicht weiter gehen könne. Er glaubt, daß sich die Lage in den letzten Tagen verschlimmert habe. Die Nachrichten aus Frankfurt sind schlecht, bei jedem Vorstoß der Kriegspartei verliert Preußen an Terrain. Der Prinzregent hat zu der Großherzogin Marie gesagt, daß er die Neutralität wahren werde, solange er könne; Preußen muß also kräftig unterstützt werden, wenn wir nicht wollen, daß es, um an der Spitze Deutschlands zu bleiben, sich ihm anschließe."

Für den Fürsten Gortschakoff war der Zaum Deutschlands einzig und allein Preußen; aber wie weit war er selbst davon überzeugt?

Fürst Gortschakoff hatte natürlich an diesem Tage wie immer beim Herzog von Montebello darauf gedrungen, daß Kaiser Napoleon auf jedes revolutionäre Vorgehen verzichte, und der Herzog von Montebello erneuerte noch einmal seine Vorstellungen.

„Da wir zwischen die zweifelhafte Neutralität Englands und die drohende Neutralität Deutschlands gestellt sind, die bereit ist, in offenen Krieg überzugehen, kann ich Ihnen nicht genug sagen, wie viel für uns darauf ankommt, daß wir alles vermeiden, was unserm Krieg in Italien einen revolutionären Charakter geben könnte. Je mehr dieser Charakter im Grund der Dinge liegt, desto mehr müssen wir Sorge tragen, das Bedenkliche unsrer Lage zu beschwören. Rußland wird loyal und aufrichtig sein, aber welche Befriedigung es auch empfinden möge, Oesterreich geschlagen zu sehen, alles, was nach Revolution schmeckt, ist geeignet, uns seine Sympathien zu entfremden.

„Die Worte ‚Nationalitäten' und ‚Zivilisation' klingen hier sehr unangenehm, und ich habe Mühe gehabt, aus dem Zirkular eine an Ihre Adresse gerichtete Boutade streichen zu lassen, die Graf Nesselrode sehr nach seinem Geschmacke fand."

Vielleicht fürchtet Fürst Gortschakoff, daß der Herzog von Montebello sich der Aufträge, mit denen er ihn betraut, nicht genügend entledigt, denn als Graf Kisseleff dem Grafen Walewski das russische Zirkular übergibt, erklärt er ihm, daß ihm eine wichtige Mitteilung anvertraut ist, die er ihn bittet, dem Kaiser zu übermitteln: es scheint, daß, wenn auch Deutschland und Oesterreich über die Haltung Rußlands beruhigt sind, es eine andre Macht gibt, der die Gerüchte von Truppenbewegungen in Polen den Schlaf rauben. Obwohl man nicht verstehen kann, inwiefern die Formierung einer Observationsarmee in Podolien oder in Wolhynien die Ruhe Englands stören könne, so ist doch der Gesandte der Königin in Petersburg, Sir John Crampton, zum Fürsten Gortschakoff gekommen und hat ihm erklärt, daß das Kabinett von St. Petersburg aus der Neutralität heraustrete, indem es Truppen an den Grenzen konzentriere, worauf ihm der Kanzler halb im Scherz und halb im Ernst geantwortet hat: „Wir werden über diese Frage diskutieren können, wenn das um die Neutralität der andern so besorgte England aufhören wird, seine Flotte im Mittelmeer zu verstärken."

Warum beunruhigt sich England so sehr über die geringsten Bewegungen

Rußlands und Frankreichs? Fürst Gortschakoff hat es entdeckt und legt Wert darauf, es dem Kaiser zu sagen.

„Seit zwei Jahren hat sich im Palais Royal eine große Verschwörung organisiert. Revolutionäre und Geheimagenten aller Länder versammeln sich dort: Polen, Italiener, Ungarn, Rumänen, Serben und andre; in der letzten Zeit ist bei den geheimen Zusammenkünften, die dort gehalten wurden, hauptsächlich über die Aufwiegelung der Balkanstaaten gesprochen worden. General Klapka ist das designierte Oberhaupt dieser Bewegung: er hat sich im Orient den französischen und sardinischen Bevollmächtigten mit Briefen des Prinzen Napoleon vorgestellt, mit dem er sich in einer Geheimschrift verständigt; er behauptet sogar im Namen des Kaisers selbst zu handeln; er hat 10000 Gewehre und Geld mitgebracht, das er von der französischen Regierung oder vom Prinzen Napoleon bekommen hat; er ist sogar so weit gegangen, zu erklären, daß er vom Kaiser autorisiert sei, dem Prinzen Cuza die Bukowina und dem Prinzen Danilo von Montenegro und dem Prinzen Milosch von Serbien Waffen, Geld und verschiedene Gebiete des türkischen Reiches anzubieten. Auf der andern Seite steht Prinz Napoleon in ständiger Verbindung mit einer Menge von Revolutionären, die seine Briefe vorzeigen, und zu den bekanntesten seiner Korrespondenten gehört Joan Bratianu, der einige Jahre vorher in Paris als Teilnehmer an einem Mordversuch gegen den Kaiser verurteilt worden ist.

„Die englische Regierung hat sich eine gewisse Anzahl dieser Briefe verschafft, hauptsächlich die zwischen Klapka und dem Prinzen Napoleon gewechselte Korrespondenz, und kann der französischen Regierung Abschriften davon unterbreiten.

„‚Das,‘ läßt General Gortschakoff sagen, ‚ist die Ursache der Aufregung Englands, das so sehr auf die Aufrechterhaltung des status quo im Orient hält, das, um ihn zu erhalten, den Krimkrieg herbeigeführt und sich mit Frankreich verbündet hat.‘“

Er hätte hinzufügen können, was Walewski sofort dachte: daß dies auch der Grund war, warum Lord Cowley am 14. Mai kein Wort von den Versicherungen zu glauben schien, die ihm der Minister über die konservative Politik Frankreichs im Orient und über die seinen Bevollmächtigten erteilten Instruktionen gab.

Als Walewski dem Kaiser über diese Unterredung berichtete, schlug er ihm vor, den Prinzen Napoleon zu desavouieren und den Vertretern Frankreichs die strengsten Befehle zu geben, keinen der prinzlichen Abgesandten oder andre Leute der Art zu empfangen.

„Graf Kisseleff fügte noch hinzu, der Kardinal Antonelli habe seiner Regierung und der der Königin von England den Beweis geliefert, daß die sardinische Regierung Annexionen oder Revolutionen gegen den Willen der Bevölkerungen vorbereite; und daraufhin habe Fürst Gortschakoff energische Gegenvorstellungen gegen die Bildung einer ungarischen Legion in Italien nach Turin geschickt.“

Diese Mitteilungen gaben dem Kaiser zu denken. Er hatte den Prinzen Napoleon nicht zurückgehalten, und nun war er von ihm viel weiter, als er beabsichtigt hatte, mitgerissen und kompromittiert worden. Noch mehr, er war darauf gefaßt, jeden Tag von einem neuen Streich seines Vetters oder Cavours zu hören, der oft handelte, ohne ihn um Rat zu fragen, aber nie, ohne sich mit dem Prinzen Napoleon verständigt zu haben.

Er ahnte jedoch nicht, daß Cavour zu den rumänischen oder ungarischen Flüchtlingen, deren er sich für seine Pläne bediente, sagte, sie sollten sich nur auf diejenigen französischen Konsuln verlassen, die sie unterstützen würden, da nur diese die Politik des Kaisers richtig verständen.

In was für eine schreckliche Verlegenheit hatte sich dieser unselige Napoleon III. durch die Sirenen, die die Gestalten des Prinzen Napoleon und des Grafen Cavour angenommen hatten, hineinziehen lassen! Gewiß sah er schon seit sechs Monaten, wohin man ihn führte; er war sich darüber klar, und er hätte gerne den Krieg vermieden und sein Land nicht kompromittiert, aber als Fatalist rechnete er auf einen glücklichen Zufall, der wie eine Fee kommen würde, ihm herauszuhelfen. Dieses Mal hatte er wieder das Glück, sich herauszuziehen, ohne zu viel Haare zu lassen und indem er seinen Mißerfolg unter dichten Wogen militärischen Ruhmes verbarg, die Frankreich über die Wirklichkeit der Tatsachen hinwegtäuschten.

Auf die von dem Grafen Kisseleff gegebenen Aufschlüsse hin schickte Walewski, ohne die Instruktionen des Kaisers abzuwarten, dem französischen Geschäftsträger ein Telegramm mit der Weisung, jeden Geheimagenten, der sich im Namen der Regierung des Kaisers vorstelle, zu desavouieren.

„Kann ich diese Agenten festnehmen und einschiffen lassen?“ fragte zur Antwort der Geschäftsträger in Konstantinopel; „mit dem Desavouieren wird man Leuten nicht beikommen, die sich mit Briefen vorstellen, wie sie sie haben, und deren Versprechungen sich verwirklichen, denn 5000 von dem Direktionsrat der Artillerie in Marseille ausgehändigte Gewehre sind eben auf einem Schiff für das revolutionäre Komitee von Ungarn nach Galatz gebracht worden.“

Sollte Walewski im ersten Augenblick daran gezweifelt haben, so war er jetzt durch diese Antwort über die Behauptungen des Fürsten Gortschakoff im klaren.

*

Der Sieg bei Magenta machte großen Eindruck in Europa und besonders in Deutschland. Man war darüber um so mehr erstaunt, als, wie bei Marengo, die ersten Depeschen von einem Erfolg der Oesterreicher berichtet hatten. Die Kurse an der Wiener Börse waren am 5. und 6. Juni gestiegen; man hatte illuminiert, und in Süddeutschland waren Freudenfeuer angezündet worden; groß war daher die Enttäuschung, als man von dem Einzug Napoleons III. und Viktor Emanuels in Mailand erfuhr.

Im Süden begann man vor der militärischen Macht Frankreichs Furcht zu bekommen, während in Berlin das Empfinden des Volkes von einer gewissen

Bewunderung für die Sieger ergriffen wurde, wie der Marquis de Moustiers sich auf unvermutete Weise zu überzeugen Gelegenheit hatte.

Prinz Karl von Preußen, einer der Brüder des Königs und des Prinzregenten, der von Rom zurückgekommen war, wo er Blumenfesten beigewohnt hatte, hatte auch in Berlin „Unter den Linden" eines veranstalten wollen. Ein Teil der Straße war vermittelst an den Bäumen befestigter Netze für den Hof und die offiziellen Kreise reserviert worden. Moustiers kam in einem Galawagen zu dem Feste und fuhr in den reservierten Raum; er wurde hier mit eisiger Kälte empfangen, und während die Wagen der andern Gesandten mit Blumen bedeckt waren, die ihnen zugeworfen wurden, bekam der seinige keine einzige.

Nach einer Rundfahrt verließ der Gesandte den reservierten Raum und fuhr unter dem Volke umher. Hier war der Empfang anders; der Wagen war in einem Augenblick mit Rosen angefüllt, und als er wieder in den abgeschlossenen Raum kam, wurde er von der offiziellen Welt zuerst mit Staunen aufgenommen, bis auch sie warm wurde und dem französischen Gesandten Blumen zuwarf.

Als Moustiers diese Episode berichtete, schrieb er die Begeisterung, mit der die Berliner Bevölkerung ihn empfangen hatte, ohne weiteres den Gefühlen zu, die der militärische Ruhm bei den Preußen hervorruft und die sie bei dieser Gelegenheit antrieben, ihrer Bewunderung für die Sieger von Magenta Ausdruck zu geben.

Moustiers fügte diesen Details einen Bericht über eine seiner Unterredungen mit Schleinitz bei, die auf die Sendung des Generals v. Willisen nach Wien hin stattgefunden hatte, als es hieß, daß Preußen die Absicht hege, eine Vermittlung ohne die Bedingung beiderseitiger Gleichheit für die Kriegführenden anzubieten: „Somit würde also Preußen," sagte Moustiers, „die Annahme seiner Vorschläge durch Frankreich fordern und würde eine Ablehnung von seiten Frankreichs als eine Kriegserklärung betrachten, während eine Ablehnung von seiten Oesterreichs keine andre Folge für diese Macht haben würde, als daß sie Preußen neutral bleiben sähe?" Auf diese Frage hatte Herr v. Schleinitz geantwortet: „Preußen beabsichtigt tatsächlich, eine Vermittlung vorzuschlagen, aber auf der Grundlage vollständiger Gleichheit für die Kriegführenden."

Napoleon III. bekam während seines Aufenthaltes in Mailand Kenntnis von diesen Vorfällen, über die ihm Moustiers berichtete. Sie ließen ihn ziemlich gleichgültig, denn sie fielen mit einem Vorgang von ganz andrer Wichtigkeit zusammen: dem Sturz des toryistischen Kabinetts in England. Kein Ereignis hätte ihm erwünschter sein können.

Bis dahin haben alle seine Befürchtungen sich um England gedreht; jetzt ist er beruhigt. Jedenfalls wird Lord Palmerston an die Spitze des Ministeriums treten; mit ihm ist er liiert, ihre Politik ist bei allen Gelegenheiten im Einklang gewesen und Lord Palmerston ist ohne Zweifel ein entschiedener Anhänger der italienischen Unabhängigkeit geblieben. Er hofft, bei der Ausführung seines Programms „von den Alpen bis zur Adria" nicht nur keine Hinder-

nisse mehr zu finden, sondern sogar unterstützt zu werden. Einer ersten summarisch gehaltenen Depesche folgen andre, und dann Briefe: er erfährt, daß der sardinische bevollmächtigte Minister in London, Marquis d'Azeglio, als das Mißtrauensvotum gegen das Ministerium Derby bekannt wurde, darüber so glücklich war, daß er anfing zu brüllen und zu tanzen, seinen Hut in die Luft warf und die Attachés der französischen Gesandtschaft in den Gängen von Westminster umarmte. Er erfährt darauf, daß nicht Lord Palmerston, sondern Graf Granville von der Königin berufen worden ist, aber am nächsten Tage hört er von dessen Mißerfolg und von der diesmal definitiven Bildung des Ministeriums Palmerston. Beruhigt, wie er jetzt ist, gibt er den Truppen Befehl, nur ganz kurze Märsche zu machen; er will lieber nichts übereilen.

Er macht sich nicht klar, daß die Ideen des in der Opposition befindlichen Lords Palmerston nicht immer dieselben sind, die er im Besitze der Macht vertritt; er vergißt vor allem, daß der erste Minister mit Lord John Russell zu rechnen haben wird, der nicht zu seinen Freunden gehört, endlich, daß Lord Palmerston sich die Interessen des „größeren England“ zu eigen gemacht hat und daß, wenn diese Interessen mit denen Frankreichs nicht übereinstimmen, er ihn, was er auch tun mag, zum Gegner haben wird.

Im Grunde scheint es, als sei Lord Palmerston vom ersten Tage an geneigt gewesen, Napoleon III. offen zu unterstützen; er schrieb sogar mehrere Billetts in diesem Sinne an den Graf von Persigny, und der Kaiser erhielt sie am 16. Juni in Calero bei Brescia. Doch Lord John Russell war nicht damit einverstanden, Napoleon III. zu unterstützen; im Gegenteil — er wollte anfangs die absolute Neutralität Englands aufrecht erhalten wissen, dann wollte er Napoleon III. sich im Kampf mit den Schwierigkeiten seiner Lage abmühen lassen, ja sie noch vermehren, und ihn in die Unmöglichkeit versetzen, sein Programm „von den Alpen bis zur Adria“ zu verwirklichen, um dann zu kommen und den Italienern zu sagen: „Napoleon III. hat nie etwas andres gesucht, als euch zu betrügen. England ist eure Beschützerin und hat eure Unabhängigkeit geschaffen.“ Eine derartige Sprache zu führen, kommt uns heute wie eine Hanswurstenposse vor. Nun, Lord John Russell war ein Diplomat, geschickt genug, um in demselben Augenblick, in dem Tausende von Franzosen auf den Schlachtfeldern in Italien fielen und während England der Herbeiführung der Unabhängigkeit Italiens alle möglichen Schwierigkeiten bereitete, die Italiener zu überzeugen, daß England ihr einziger Verteidiger sei.

Immerhin ließ Lord Palmerstons Ernennung zum ersten Minister Napoleon hoffen, daß er der preußischen Vermittlung, der er mißtraute, werde aus dem Wege gehen können; er rechnete sehr darauf, den ersten Sieg dazu zu benutzen, um seinen Freund Palmerston um Intervention anzugehen, er glaubte, daß diese Schiedsmannrolle dem britischen Stolze schmeicheln werde, und von diesem Augenblick an suchte er der englischen Regierung nahezulegen, zur Herbeiführung des Friedens den Anschluß zu suchen.

Er hatte sehr recht, auf den Frieden hinzuarbeiten, denn wenn die Dinge

England gegenüber sich beruhigend gestalteten, so nahmen sie dafür Preußen gegenüber eine ungünstige Wendung: tatsächlich erfährt Napoleon in der Nacht vom 14. auf den 15. Juni, daß am Tage vorher mittags der Prinzregent den Befehl zur Mobilisierung von sechs preußischen Armeekorps gegeben hat, und am Morgen des 15. hört er, daß die deutschen und englischen Blätter die Ansicht aussprechen, eine so kostspielige und so gewichtige Maßregel müsse unbedingt den Krieg nach sich ziehen.

Gewisse besondere Umstände verleihen diesem Entschluß obendrein eine erhöhte Bedeutung. So war seit einiger Zeit das Gerücht gegangen, daß die preußische Regierung zur Mobilmachung entschlossen sei, und am Tage vorher, am 13. Juni, hatte die Preußische Zeitung, ein halbamtliches Blatt, eine Notiz veröffentlicht, in der erklärt wurde, daß es sich lediglich um unbegründete Gerüchte handle und daß die preußische Regierung weder an eine Mobilmachung noch an den Krieg denke; und schon am nächsten Tage veröffentlichte dieselbe Zeitung das Mobilmachungsdekret, dem einen Tag darauf ein im Ministerrat besprochener, sehr wenig beruhigender Kommentar folgte.

Welchen Zweck hat es, eine Maßregel an demselben Tage, an dem sie beschlossen wird, zu dementieren? — so fragt man sich voll Unruhe.

In Preußen und im übrigen Deutschland wiederholt man sich die kriegerischen Worte, die der Prinzregent bei der Eröffnung einer Eisenbahnlinie gesprochen hat:

„Leider stehen wir jetzt an einem Zeitabschnitt, wo vielleicht die nächste Stunde uns nicht mehr gehört. Dann wird Preußen zeigen, welche Güter fünfundvierzig Friedensjahre ihm gebracht haben. Wir wollen sie freudig opfern und hoffen mit Gott, daß es wieder besser werden wird."

Alle diese Einzelheiten kamen Napoleon III. rasch zur Kenntnis. Aus dem Kriegsministerium wurde ihm mitgeteilt, man glaube zu wissen, daß Preußen und Oesterreich sich für den Fall gewisser Eventualitäten verständigt hätten, und daß Oesterreich davon dispensiert sein würde, ein Infanteriekontingent an den Rhein zu schicken; es würde statt dessen ein Kavalleriekorps von 30000 Mann stellen.

Er bekam auch die Nachricht, daß in den Ostdepartements zahlreiche preußische Offiziere, außer den von der Gesandtschaft angekündigten, sich aufhielten. Einer davon, der Artillerie-Oberstleutnant v. Wedel, war mehrere Male im Arsenal von La Fère gesehen und soeben in der Zitadelle von Besançon, in die er sich zweimal Eingang verschafft hatte, verhaftet worden; man hatte bei ihm mehrere Schriftstücke gefunden, die ihm der Unteroffizier Ripp vom 7. Artillerie-Regiment ausgehändigt hatte. Auch meldeten die Präfekten längs des Rheins, daß beständig Offiziere und Ingenieure herüberkämen, um das linke Ufer des Flusses zu studieren.

Andrerseits läßt auch die Einmütigkeit, mit der die deutsche Presse die Mobilmachung billigt und den Krieg verlangt, zur Genüge erkennen, daß die Gefahr unmittelbar droht.

In Süddeutschland vereinigen sich Schmähungen mit Räsonnements und richten sich ebensowohl an Piemont wie an Frankreich: „Das unschädliche Heulen

und Kratzen des kleinen Raubtieres von Savoyen" — Viktor Emanuels, sagt die Augsburger Allgemeine Zeitung — „geniert niemand."

In Norddeutschland gewinnen zwei Theorien Geltung: die erste — die der Regierung — wird von der ganzen Presse vertreten, und die „Nationalzeitung" und die „Kölnische Zeitung" fassen sie in folgender Weise zusammen: Wir haben nichts gesagt, als Frankreich die Grenze Italiens überschritten hat, aber in dem Augenblick, wo es sich anschickt, diesem Lande zu geben, was ihm nicht gehört, stellen wir uns ihm entgegen, um ihm zu sagen: wir lassen die Vergrößerung Piemonts nicht zu ... Wir gestatten nicht, daß Frankreich die italienischen Angelegenheiten ohne uns regelt: Frankreich kann nicht allein vorgehen, es bedarf unsers Einverständnisses. Preußen will nicht dulden, daß die Karte von Europa ohne seine Zustimmung abgeändert wird.

Die zweite Theorie, die sich Geltung verschafft, ist der liberalen Partei eigentümlich. Diese hat sie nicht erfunden, sie hat sich begnügt, sie dem Lord John Russell zu entlehnen, und gibt ihr bisweilen eine pittoreske Form:

„Die Politik Napoleons III. ist ein neuer Opiumhandel. Die Sache Sardiniens wird vergiftet durch sein Bündnis mit der Revolution und Frankreich."

Ein politischer Schriftsteller hat, 25 Jahre später, berichtet, daß die Freunde, die Italien in Preußen hatte, über das Erscheinen des Mobilisierungsdekretes betrübt waren, sich aber mit dem Gedanken trösteten, daß die konstitutionellen Freiheiten Italiens von Preußen besser als von Frankreich verteidigt werden würden.

Außer den Preßauszügen und -Analysen lauteten auch die in Paris eintreffenden Nachrichten aller Gesandtschaften pessimistisch.

In Frankfurt a. M. erklärte der Graf Salignac-Fénelon, daß er den Krieg als wahrscheinlich ansehe, und gab folgende Schätzung der Streitkräfte, mit denen Frankreich es zu tun haben würde: „Bayern kann 100 000 Mann ins Feld stellen, die preußische Regierung 300 000 Mann ausgebildeter und disziplinierter Truppen. Der Deutsche Bund ohne Preußen kann in zwei Monaten 250 000 Kombattanten aufstellen" (14. Juni).

Was de Moustiers betrifft, so schickt er an demselben Tage folgende Note: „Preußen kann, die Landwehr inbegriffen, 540 000 Mann und 1004 Geschütze aufstellen. Die andern Staaten 350 000 Mann." Am nächsten Tage schickt er eine lange Depesche: „Unsre guten Beziehungen zu Deutschland befinden sich in einem unsicheren Zustande ... es bedarf der größten Vorsicht, um sie aufrecht zu erhalten. Die Situation liegt in den Händen des Prinzregenten, dessen Gesinnungen gegen uns mit mehr Vorurteilen vermischt sind, als man denkt. Es ist viel Schwanken in seinen Entschlüssen; Herr v. Schleinitz und Herr v. Auerswald bemühen sich, wiewohl sie aus Willfährigkeit gegen den Regenten in die Mobilisierung einwilligen, ihre Wirkungen zu verhindern und zu mildern."

De Moustiers fügt hinzu, daß er eine höchst ernste Unterredung mit Herrn v. Schleinitz gehabt und ihn mit Fragen bestürmt habe, um zu erfahren, ob die Mobilisierung den Krieg bedeute oder nicht. Herr v. Schleinitz sei in einer bezeichnenden Reserve geblieben und habe ihm wiederholt, daß die Lage ernst sei;

trotzdem jedoch erlaube ihm ein Schweigen und ein Lächeln des Ministers, anzunehmen, daß er trotz allem den Krieg noch zu verhindern hoffe. Indessen, schloß Moustiers, würden die Vermittlungsvorschläge Preußens ohne Zweifel für Frankreich sehr unangenehm sein, und wenn man unterhandeln müsse, so scheine es ihm besser, ihrer Unterbreitung zuvorzukommen, indem man entweder eine andre Macht um Intervention angehe oder sich direkt an Oesterreich wende.

Graf Walewski war bei der ersten Nachricht von der Mobilmachung sehr in Sorgen: Preußen, dessen Finanzen nicht günstig waren, konnte eine so beträchtliche Ausgabe wie die für die Mobilmachung nicht ohne die Absicht machen, sich seines Heeres auch zu bedienen, und die Regierung des Prinzregenten hätte eine so unpopuläre Maßregel, wie die, Millionen von Familienvätern von ihrem häuslichen Herd loszureißen, nicht ohne bestimmten Zweck wagen können. Seine einzige Hoffnung auf die Erhaltung des Friedens lag in der Aussicht, daß der Ministerrat dem Prinzregenten nicht bis zum äußersten folgen würde.

Indessen war er entschlossen, kein Mittel unversucht zu lassen, und da ihm der Marquis de Moustiers oft gesagt hatte, daß der Prinzregent sich als alter ego seines Bruders betrachte, solange dieser noch lebe, und daß er vor allem sich an dessen Wünsche zu halten suche, so glaubte er, einen sehr merkwürdigen Brief, den der König von Preußen vor weniger als zwei Jahren an Napoleon III. gesandt hatte, im Original nach Berlin schicken zu sollen. Dieser Brief, von dem H. v. Sybel spricht, war geschrieben worden, als Napoleon III. die Neuenburger Frage geregelt hatte: der König sprach in einer mystischen Ausdrucksweise und in jenem reinen Stil, in dem er das Französische schrieb, Napoleon III. den wärmsten Dank aus, versicherte ihn für die Zukunft seiner Ergebenheit und gab ihm nicht weniger warm seinen Wunsch kund, ein dauerndes Bündnis mit ihm abzuschließen.

Graf Walewski schickte also diesen Brief im Original an den Marquis de Moustiers, damit dieser ihn bei Gelegenheit dem Prinzregenten unter die Augen bringen könne.

Der Zar und Fürst Gortschakoff waren ohne Zweifel durch den Prinzregenten von seinem formellen Entschluß, ins Feld zu ziehen, benachrichtigt worden; sie setzten unverzüglich den Kaiser davon in Kenntnis.

Noch an demselben Tage, an dem das Dekret erschien, schickte Fürst Gortschakoff nach Berlin folgende Depesche, von der er dem Marquis de Moustiers Kenntnis gab:

„Wenn die Mobilisierung zum Zweck und als Ergebnis hat, die Stellung Preußens Deutschland gegenüber zu befestigen und Preußen in eine bessere Lage zu bringen, um die Politik, die es bis jetzt verfolgt hat, aufrechtzuerhalten, so würde Seine Majestät sie gern sehen: der Kaiser rechnet darauf, daß Preußen, durch sein Interesse mit Rußland verbunden, darin neue Kraft finden wird, um sogleich mit ihm auf die Lokalisierung des Krieges in Italien hinzuarbeiten.“

Ging Fürst Gortschakoff weiter und erklärte er vertraulich, freundschaftlich, daß Rußland sich der Beteiligung Preußens am Kriege widersetzen würde?

Er hat es zweimal feierlich versichert, dem Herzog de Montebello und dem

Colonel Reille, dem Generaladjutanten des Kaisers; aber ich frage die Diplomaten: welchen Wert hat das Wort eines Diplomaten?

Auf jeden Fall steht fest, daß der Kanzler von dem Bevorstehen des Krieges mit Preußen den Herzog von Montebello direkt in Kenntnis setzte und Walewski durch den Grafen Kisseleff in Kenntnis setzen ließ. Was den Zaren betrifft, so erhielt er am 15. oder 16. morgens die definitive Nachricht, daß der Prinzregent unwiderruflich entschlossen sei, Frankreich anzugreifen, und er verfehlte nicht, Napoleon III. persönlich davon in Kenntnis zu setzen und auf den sofortigen Friedensschluß zu dringen.

Im Laufe des 16. schrieb er einen langen eigenhändigen Brief, in dem er alle möglichen Details über die Lage anführte und den Kaiser lebhaft drängte, innezuhalten; und an demselben Tage telegraphierte auf seinen Rat der Herzog von Montebello an den Grafen Walewski, daß dieser Brief einem der kaiserlichen Adjutanten, dem Grafen Schuwaloff (der später Bevollmächtigter Rußlands auf dem Berliner Kongreß war), anvertraut werden würde. Graf Schuwaloff sollte in Berlin seine Reise unterbrechen und mit dem Baron Budberg und der Großfürstin Helene sprechen, von dort sodann nach Paris fahren und sich einen Geleitsbrief für das kaiserliche Hauptquartier holen, wo er den Brief in die eignen Hände des Kaisers legen würde.

Zu dieser Benachrichtigung aus Rußland kamen andre, die direkt von Preußen an Piemont gerichtet waren. Graf Launay ließ dem Grafen Cavour sagen, der Minister v. Schleinitz habe ihm alle Befürchtungen ausgesprochen, die die preußische Regierung habe, die Macht Frankreichs sich vergrößern zu sehen; der Minister habe, indem er noch einmal auf die Idee der Errichtung eines Königreichs Etrurien zugunsten des Prinzen Napoleon zurückkam, zu ihm gesagt: „Niemals wird Preußen der Vorherrschaft Frankreichs in Europa noch der Errichtung eines Thrones zugunsten eines Napoleoniden zustimmen.“

Indessen hatte Napoleon III. in seinen Proklamationen feierlich versichert, daß er keine Gebietsvergrößerung wolle, und der Marquis de Moustiers hatte, ebenso wie Persigny in London, den Befehl erhalten, dem Minister v. Schleinitz und Lord John Russell formelle Erklärungen in diesem Sinne zu geben: der Kaiser, erklärten sie, suche einzig und allein das in seinen Proklamationen angegebene Ziel, die Vertreibung der Oesterreicher aus Italien, zu erreichen. Sobald sein Werk vollbracht sei, werde er innehalten.

Alle Nachrichten, die Napoleon III. bekam, mochten sie wahr oder falsch sein, überzeugten ihn, daß Preußen mit 400000 Mann und 1000 Geschützen in Frankreich einrücken werde, sobald er im Festungsviereck festgehalten sein würde — und er wußte, daß er diesen Massen nur 27000 Mann Infanterie und 10000 Mann Kavallerie ohne eine einzige bespannte Batterie entgegenzustellen hatte!

Er mußte also von dem guten Willen Gebrauch machen, den Lord Palmerston in seinen Billetts an den Herzog von Persigny bekundete, und er entschloß sich dazu am 18. Juni in Brescia. Noch an demselben Tage eröffnete

er dem König Viktor Emanuel in Gegenwart des Generals La Marmora, daß er entschlossen sei, die Unterhandlungen zu eröffnen, und erklärte ihm die Lage, die Viktor Emanuel übrigens ebensogut kannte wie er: er sagte ihm, daß, da das ganze Europa ihn hindere, sein Versprechen zu halten, er einhalten müsse, und daß er von Piemont für die Opfer, die Frankreich gebracht habe, nichts verlangen werde.

Wenn auch Napoleon III. und besonders Walewski in Sorgen waren, so waren sie doch weit davon entfernt, den Ernst der Lage zu überschätzen und die furchtbare Gefahr zu ahnen, die nicht nur die kaiserliche Dynastie, sondern selbst Frankreich bedrohte, das nur zwei Finger breit davon weg war, schon im Jahre 1859 Elsaß-Lothringen und obendrein sogar seine Nordprovinzen, Artois und das französische Flandern, zu verlieren.

Wir müssen zu dem Tage zurückgehen, an dem der König Friedrich Wilhelm IV., da er sich von seiner Krankheit überwältigt fühlte, die Ernennung seines Bruders zum Regenten des Königreichs unterzeichnete und, tief erschüttert von diesem notgedrungenen Verzicht auf die Herrschergewalt, in Tränen ausbrach, nachdem er die Feder, mit der er seinen Rücktritt unterzeichnet, auf den Boden geworfen hatte.

Noch an demselben Tage hatte sich der unermüdliche Chef des Großen Generalstabs, General v. Moltke, der spätere Feldmarschall, an die Arbeit gemacht, um die militärischen Maßnahmen zu studieren, die im Falle eines Krieges mit Frankreich zu treffen wären. Diese Denkschrift war vollendet, als der Prinzregent am 1. Februar ihn durch den Kriegsminister auffordern ließ, einen Bericht über folgende drei Punkte abzufassen:

1. Wie stark würde voraussichtlich Frankreich in Italien und gleichzeitig in Deutschland auftreten können?

2. Wie hoch würden Oesterreichs Streitkräfte in Italien und zur gleichen Zeit in Deutschland zu veranschlagen sein, bei gleichzeitiger Aufstellung eines Observationskorps gegen Rußland?

3. Auf wie hoch müßte Preußen hiernach seine Streitkräfte am Rhein in Aussicht nehmen, unter gleichzeitiger Bereitstellung von Observationskorps gegen Rußland an und jenseits der Weichsel?

Dieser Bericht wurde dem Minister am 7. Februar überreicht; es erschien darin zum ersten Male die Idee zu dem im Jahre 1870 so wunderbar ausgeführten Plane des Offensivmarsches auf Paris über Nancy praktisch dargelegt. Der General v. Moltke wollte vor allem die Eisenbahnen zur Konzentration der Truppen benutzen, und er verlangte, daß das Verkehrsministerium ihm zu diesem Behuf alle Schriftstücke, deren er bedurfte, ausliefere. Der Erfolg, den es zu erreichen galt, war die Annexion Elsaß-Lothringens, durch die Deutschland seine natürliche Grenze, die Vogesen, wiederbekommen haben würde; außerdem blieb noch zu erwägen, ob man nicht die nördlichen französischen Grenzplätze Belgien geben könnte, um Paris ungedeckt zu lassen.

Der General v. Moltke erhielt die Schriftstücke über die Eisenbahnen erst

am 29. April und ließ sofort an diesem Tage mit der Ausarbeitung der Pläne für den Transport der Truppen beginnen.

In den ersten Monaten des Jahres 1859 ließ er es sich auch angelegen sein, Berichte über den Stand der verschiedenen, zum Kampf miteinander bestimmten Armeen zu bekommen. Er hatte große Mühe, sie sich zu verschaffen, und es scheint sogar, daß er, wenigstens bezüglich Frankreichs, sehr übertriebene Angaben über den Effektivbestand bekam.

Die Offiziere, die er nach Frankreich geschickt hatte, hielten, wie er selbst, die französische Armee für viel zahlreicher und besser ausgerüstet, als sie war. Aus Lyon schrieb ihm v. Thile, daß er auf der Place Bellecour eine Revue über 14000 Mann mitangesehen habe, während in Wirklichkeit nur 5000 Mann dabei waren. In allen seinen Plänen und den Tabellen, die er hinterlassen hat, rechnet er mit rein imaginären Streitkräften.

Er glaubt auch anfangs an einen Angriff der Franzosen auf Deutschland; erst die formellen Versicherungen Napoleons III. beruhigen ihn darüber. Darauf geht er seinerseits mit dem Gedanken um, die deutsche Armee in Frankreich einrücken zu lassen, wenn dessen Streitkräfte in Italien jenseits der Alpen gänzlich in Anspruch genommen sein werden.

Um mit einem Angriff auf Frankreich Erfolg zu haben, muß vor allem der Augenblick genau berechnet werden, in dem die Aktion begonnen und die Grenze überschritten werden muß: von der richtigen Wahl dieses Augenblicks wird der Erfolg abhängen.

Zunächst muß in Betracht gezogen werden, daß die durch die Einberufung der Landwehr und die Mobilmachung des Heeres verursachten Kosten enorm sein werden, und daß man, um sie zu beschränken, diese Maßregeln erst in dem Augenblick ergreifen darf, in dem es unbedingt notwendig ist.

Zweitens liegt es im Interesse Preußens, daß Oesterreich geschlagen wird, aber nicht vollständig. Preußen muß also gerade im richtigen Zeitpunkt eingreifen, um Oesterreichs Vernichtung zu verhüten.

Andrerseits braucht die französische Armee 20 Tage, um den Tessin zu erreichen. Wenn sie mit weniger als 100000 Mann in Italien angreift, so hat das darin seinen Grund, daß ihr eigentliches Kriegstheater Deutschland sein wird, und Deutschland muß einen plötzlichen Angriff von 300000 Mann auf den Rhein für wahrscheinlich halten. (General v. Moltke nahm von Frankreich an, daß es imstande sei, 400000 Mann aufzustellen; in Wirklichkeit hatte es nicht einmal 150000.)

Wenn dagegen die Franzosen mit mehr als 100000 Mann in Italien einrücken, während die Oesterreicher dort 150000 Mann stark sind, so brauchen die Franzosen mindestens vier Wochen, um einen entscheidenden Erfolg zu erzielen, und da Preußen vier bis sechs Wochen nötig hat, um seine Armeekorps an der französischen Grenze zusammenzuziehen, so muß es sofort bei der Eröffnung des Feldzugs durch die Franzosen damit beginnen, seine Armee auf den Kriegsfuß zu setzen.

Nachdem der General v. Moltke jede dieser Hypothesen hatte Revue passieren lassen, kam er zu dem Schlusse:

1. Daß selbst nur eine teilweise Mobilmachung, bevor die Franzosen in Piemont einrücken, verfrüht sein würde. Sie würde die Gesamtmacht der Franzosen aus Italien auf Preußen ziehen, und diese könnte den Rhein überschreiten, ehe es möglich gewesen wäre, seine Verteidigung zu sichern;

2. Daß sofort nach der Ueberschreitung der italienischen Grenze durch die Franzosen alle deutschen Heere mobilisiert werden müßten, um Frankreich in dem Augenblick, in dem es von dem größten Teile seiner Streitkräfte entblößt sein würde, angreifen zu können.

Auf diese Weise würden sie in ihrem Marsch durch Tirol aufgehalten werden oder die Preußen würden an den Siegen teilnehmen, die die Oesterreicher über die Franzosen davontragen würden.

General v. Moltke schlug die Abschließung eines Bündnisvertrags mit Oesterreich vor, aber selbst ohne Bündnis betrachtete er den Krieg gegen Frankreich als unumgänglich notwendig.

Diese Ideen wurden in jedem Punkt vom Prinzregenten gutgeheißen, und er berief einen Kriegsrat unter seinem Vorsitz, der aus seinem Sohne, Prinz Friedrich Wilhelm, seinem Neffen, Prinz Friedrich Karl, dem General v. Bonin, dem Fürsten von Hohenzollern, dem Freiherrn v. Schleinitz und den Generalen v. Moltke, v. Alvensleben und v. Manteuffel zusammengesetzt war. Die Mitglieder des Kriegsrats waren versammelt, als, bevor der Prinzregent die Sitzung eröffnet hatte, der Kriegsminister General v. Bonin den General v. Moltke beiseite nahm und ihm sagte, Seine Königliche Hoheit der Prinzregent, der Fürst von Hohenzollern und Herr v. Schleinitz hätten von seinem Bericht Kenntnis genommen und ließen ihn bitten, ihn zu ändern, denn es sei anzunehmen, daß Belgien und Holland mit Preußen verbündet sein würden; man müsse 20 000 Holländer und 60 000 Belgier mit in Rechnung stellen und die Angriffslinien Belgiens benutzen, dessen Neutralität ihm keine Sorge zu machen brauche.

Was bedeutete diese Darlegung? Waren in diesem Augenblick Verhandlungen zwischen Holland, Belgien und Preußen im Gange? Das ist wahrscheinlich, und obwohl der plötzliche Entschluß Oesterreichs oder die Furcht Frankreichs sie zum Scheitern gebracht hat, so ist diese vertrauliche Mitteilung des Generals v. Bonin an den General v. Moltke doch um nichts weniger interessant. Sollte vielleicht hier die Grundursache der Vorschläge liegen, die Herr v. Bismarck in der Folgezeit dem Kaiser, seinen Ministern und seinen Generalen unablässig machte, sich Belgiens zu bemächtigen?

Im Kriegsministerium in Berlin wurden also alle Maßregeln getroffen, um das ganze Heer zum Uebergang über den Rhein bereit zu haben, sobald die französische Armee in Venezien sein würde.

Gleich beim Ausmarsch der französischen Armee, Ende April, unterzeichnete der Prinzregent die „Kriegsbereitschaft“, und am darauffolgenden 14. Juni die Mobilisierung von sechs preußischen Armeekorps; zu gleicher Zeit verlangte er

vom Bundestag zwei Korps der Nordstaaten des Deutschen Bundes, die sich mit den preußischen vereinigen sollten.

Ueberall wurden die Eisenbahnen in Beschlag genommen; die Güterwagen wurden mit Bänken versehen, den Eisenbahngesellschaften wurde die Zahl der Truppen mitgeteilt, die sie zu befördern hätten; die Armeestäbe wurden gebildet aus den Offizieren, die durch die späteren Kriege berühmt geworden sind, und die damals den Vorteil hatten, jünger zu sein; die Etappenlinien wurden bezeichnet, damit das deutsche Heer vor dem 15. August an der französischen Grenze selbst, von Mézières bis Hagenau, in Linie stände.

Auf der andern Seite traten die auf Aegypten gerichteten Pläne Englands immer deutlicher hervor, und die Rüstungen in den Häfen wurden unablässig fortgesetzt; Rußland seinerseits drängte Napoleon III. nachdrücklich zum Friedensschluß, mit der Erklärung, daß es ihm unmöglich sei, einen Angriff Preußens auf Frankreich zu verhindern.

Endlich sah sich der Kaiser weder von den Italienern noch von den Ungarn unterstützt. Diese rührten sich nicht in ihrem Lande; viele von ihnen, die gefangen genommen worden waren, weigerten sich, in die ungarische Legion einzutreten, und verlangten, Kriegsgefangene zu bleiben. Klapka hatte etwa hundert von diesen ganz kurz vorher entlassen müssen. In Italien zeigte sich ebenfalls nur eine ganz geringe Anzahl von Freiwilligen. Sie machten viel Geschrei, waren aber nicht sehr darauf aus, zu kämpfen. Selbst die Bevölkerung der Lombardei nahm die französischen Soldaten recht schlecht auf; der königliche Kommissar Vigliani hatte energische Maßregeln ergreifen müssen, damit die französischen Truppen nicht wie Feinde empfangen wurden.

Nachdem der Kaiser sich über diese Situation mit dem König, seinem Verbündeten, in Gegenwart des Generals La Marmora unterrichtet hatte, schrieb er darüber an den Grafen Walewski. Er schlug einen herzlichen Ton an und wandte sich an sein Herz, an seine Hingebung, an seine Freundschaft, die ihn niemals im Stich gelassen hätten, stellte das Ersuchen an ihn, ihm aus der heikeln Situation, in der er sich befand, herauszuhelfen, und bat ihn, das englische Kabinett zu sondieren und sich zu vergewissern, ob es geneigt sein würde, einen Waffenstillstand zu verlangen, währenddessen die Verhandlungen eröffnet werden könnten.

Auf diesen Brief des Kaisers, der vom 20. Juni datiert war, erwiderte Walewski sofort:

„Ich bin tief gerührt, Sire, daß Sie mir Ihr Herz eröffnet haben ... Es ist für mich unerläßlich, die Ideen Eurer Majestät zu kennen; indessen lasse ich hier die Kombinationen folgen, die ich für möglich halte:

1. Kombination.

1. Piacenza, Parma und Massa Carrara kommen an Sardinien;

2. die Lombardei an einen italienischen Prinzen oder an die Herzogin von Parma;

3. aus Venezien und Modena wird ein unabhängiges Königreich für den Erzherzog Maximilian gebildet;

4. Toskana bekommt sein Großherzog;

5. die Legationen und die Marken werden als weltliches und von den päpstlichen Staaten getrenntes Vizekönigreich konstituiert;

6. Konföderation sämtlicher Staaten Italiens.

2. Kombination.

Savoyen kommt an Frankreich, die Lombardei, Piacenza und Parma an Sardinien, das übrige wie in der ersten Kombination.

3. Kombination.

Savoyen und Nizza an Frankreich, die Lombardei und die Herzogtümer an Sardinien, das übrige wie oben.

„Die erste Kombination ist meines Erachtens bei weitem vorzuziehen. Sie verwirklicht das Programm: Frei von den Alpen bis zur Adria, denn Venezien würde ein gut italienisches Königreich sein. Frankreich verlangt für sich nichts.

„Preußen verkündigt allerdings, daß es die Aufrechterhaltung des status quo verlangt. (Depesche des Herrn v. Schleinitz an den Baron v. Werther vom 14. Juni.) Aber ich weiß von dem Grafen Kisseleff, daß es diese Forderung auf Verlangen Englands und Rußlands fallen lassen wird. Ich glaube also, daß alle Mächte sich diesem ersten Projekt anschließen werden ...

„Ich habe diese Kombinationen an Persigny geschickt."

Daß Walewski die Wiedereinsetzung des Großherzogs von Toskana und einen Staat für die Herzogin von Parma verlangte, geschah, um Preußen und Rußland zu befriedigen. Er dachte auch durch die Errichtung eines Königreichs für den Erzherzog Maximilian die Königin von England zufriedenzustellen, denn es hieß, daß der König von Belgien noch an demselben Tage nach London reisen werde, um irgend einen Vorteil für seinen Schwiegersohn zu erlangen, und der Fürst von Chimay hatte sich indirekt mit Napoleon III. in Verbindung gesetzt, um ihn zu bitten, er möge den Prinzen nicht vergessen, der so edle Bestrebungen an den Tag gelegt habe, als er im vorigen Jahre nach Italien geschickt worden sei.

Da England sich weigern konnte, ihm bei der Herbeiführung des Friedens behilflich zu sein, oder da es auch damit nicht zustande kommen konnte, so gedachte Napoleon III. direkte Beziehungen mit den österreichischen Generalen anzuknüpfen; dies konnte bei Gelegenheit von Nutzen sein. Man hatte in Brescia einen alten pensionierten Major von französischer Herkunft gefunden, der zuletzt im Regiment Sigismund gedient hatte. Der Kaiser befahl, ihn mit folgendem Briefe zu den Vorposten zu geleiten:

20. Juni 1859.

„An den österreichischen Oberbefehlshaber.

Der Kaiser gibt dem Major de La Renotière die Freiheit. Dieser Offizier ist mit einem Geleitsbrief versehen.

Ich benütze diesen Anlaß, um Sie zu bitten, Seiner Kaiserlichen und Königlichen Majestät mitzuteilen, daß der Kaiser Napoleon das Anerbieten stellt, von jetzt an behufs Austauschs von Kriegsgefangenen in Verbindung zu treten.

Genehmigen Sie rc.

Marschall Vaillant."

Zu gleicher Zeit mit der Antwort Walewskis, in der dieser verschiedene Kombinationen einer Neugestaltung der politischen Verhältnisse vorschlug, empfing Napoleon III. auch einen Brief von der Kaiserin, worin diese ihm mitteilte, daß Deutschland den Krieg erklären werde, wenn der Mincio überschritten würde, und daß der Marschall Pélissier sich außer stande erkläre, mit den 27000 Mann, die er im Lager von Châlons hatte, die deutsche Armee zurückzuschlagen. Sehr in Sorgen über diese Nachrichten, begab sich Napoleon in das piemontesische Hauptquartier, wo er den König Viktor Emanuel fand, der eben der Messe beigewohnt hatte, denn es war Fronleichnamsfest, das in Italien unter dem Namen „Fest des Corpus Domini" gefeiert wird. Die beiden Herrscher unternahmen zusammen eine Rekognoszierung am Gardasee, und als sie sich von ihrer Suite ein wenig entfernt hatten, teilte der Kaiser dem König den Inhalt seiner Briefe mit. Auch der König wußte bereits durch seine Gesandten in Berlin und in St. Petersburg, daß der Krieg nicht fortdauern konnte, ohne eine schlimme Wendung für ihn zu nehmen, denn wenn Napoleon und die Franzosen genötigt waren, in aller Eile zurückzumarschieren, um ihr angegriffenes Land zu verteidigen, so war es sehr wahrscheinlich, daß die Oesterreicher leichtes Spiel mit ihm selbst haben und weniger fügsam als nach Novara sein würden; und er wußte sehr wohl, welcher Wert den Versicherungen des englischen Ministeriums beizulegen war.

Der kluge König begriff, daß es besser war, die Lombardei zu bekommen zu suchen, als den Verlust Piemonts zu riskieren, und von diesem Augenblick an suchte er nur noch für eine noch ferne Zukunft die Annexion des Restes von Oberitalien — mit der geheimen Zustimmung Napoleons III., aber ohne Europa zu erschrecken, das stets bereit war, gegen ein allzu eiliges oder zu revolutionäres Vorgehen sein Veto einzulegen — vorzubereiten. So diktierte er wenige Tage darauf einem seiner Ordonnanzoffiziere eine zusammenfassende Darlegung seiner Zukunftsideen, worin er die Ereignisse, die im Jahre 1860 sich vollziehen sollten, mit absoluter Genauigkeit vorhersagte.

Am nächsten Morgen waren der König, der General La Marmora und der General della Rocca damit beschäftigt, eine die Unterredung mit dem Kaiser resümierende Depesche zu chiffrieren, als — es mochte sechs Uhr sein — ein Kanonenschuß, gefolgt von einem zweiten und einer Anzahl weiterer, sie in ihrer Arbeit unterbrach. Die Schlacht bei Solferino begann.

Am Tage nach der Schlacht war Napoleon III. tief ergriffen von dem herzzerreißenden Anblick, den das Schlachtfeld darbot, und er war in seine Gedanken vertieft, als er einen neuen Brief von Walewski erhielt.

Die „Times“ hatte einen sehr unangenehmen Artikel über Kossuth und Klapka veröffentlicht, die sie als die Werkzeuge hinstellte, deren sich Frankreich bediene, um den Orient und Ungarn aufzuwiegeln. Der Herzog von Persigny war darüber sehr ärgerlich. „Es ist notwendig, Sire,“ schrieb Walewski, „daß Sie den Krieg beendigen; denn so gut er in strategischer Hinsicht eröffnet ist, so gefährlich ist die Bahn, auf der er sich in politischer Hinsicht bewegt.“

Dann fügte Walewski hinzu: „Man behauptet einerseits, der Prinzregent habe den deutschen Höfen mitgeteilt, daß er einen ernsthaften Schritt zugunsten des Friedens tun und, wenn dieser keinen Erfolg habe, sich mit Oesterreich verbünden werde, und andrerseits heißt es, daß Preußen Oesterreich von seinem Entschluß benachrichtigt habe, sich behufs einer Vermittlung mit England und Rußland zu verständigen.“ Er schloß, indem er dem Kaiser von einer Unterredung berichtete, die er mit dem Grafen Kisseleff gehabt hatte: „Der Zar läßt dem Kaiser sagen, daß er nichts tun werde, ohne ihn vorher zu benachrichtigen, aber er dringt darauf, daß der Kaiser die Unterhandlungen beginne.“ Kisseleff hatte dem Grafen Walewski folgendes Telegramm übermittelt: „23. Juni, Petersburg. Fürst Gortschakoff an den Grafen Kisseleff. Ich muß Sie ersuchen, den Grafen Walewski zu bitten, daß er den Kaiser auffordere, die Friedensunterhandlungen zu beginnen.“

Walewski hatte in seiner Antwort darauf gedrungen, die russische Regierung solle erklären, daß sie in gewissen Fällen nicht zögern würde, Galizien zu besetzen.

Nachdem Walewski mündlich den Grafen Kisseleff um die bewaffnete Intervention Rußlands angegangen hatte, ersuchte er am folgenden Tage schriftlich den Herzog von Montebello, sie auch seinerseits zu verlangen, und als Napoleon III. von diesen Schritten in Kenntnis gesetzt war, vereinigte er in einem besonderen Telegramm, das er am 26. Juni an den Zaren richtete, seine eignen dringenden Bitten mit denen seines Ministers. (Fortsetzung folgt.)



Die Sünde, die nicht vergeben wird.

Skizze

von

Balduin Groller.

Geweint hatte niemand. Sonst aber war es ein recht stattliches Begräbnis. Gewiß zweiter, wenn nicht gar erster Klasse. So ganz genau kenne ich ja die feinen Unterschiede im Taxtarife für die allerüberflüssigste aller Prunkentfaltungen, die sogenannten letzten Ehren, nicht, die von den Bestattungsunternehmungen zu

festen Preisen erwiesen werden. Also gerade keine „Generalsleich'“, aber sonst, wie gesagt, recht stattlich. Vier feierliche Rappen mit mächtigen schwarzen Straußfederbuschen, ein Vorreiter in weißer Lederhose, also alles maestoso, dann der Glaswagen, der Wagen für die Kränze, sechs Fackulierer, zwölf sehr elegisch wirkende Trauerwagen — viel zu viel für die paar Trauergäste —, alles, was recht ist, — sehr hübsch und standesgemäß. Die Schar der alten Weiber — der Himmel weiß, wo die immer herkommen, aber sie fehlen nie, bei keinem Toten, der halbwegs etwas auf sich hält —, die waren sehr befriedigt von der „schönen Leich'“, und sie waren auch, obschon sie die ganze Geschichte eigentlich gar nichts anging, loyal genug, das anstandshalber unumgänglich nötige Quantum von Trauer aufzubringen.

Die übrigen Leidtragenden, das offizielle Gefolge — es war nicht eine einzige Frau darunter —, die begnügten sich damit, sehr ernste und würdige Gesichter zu machen und im übrigen lediglich durch ihre schwarzen Bratenröcke, die schwarzen Handschuhe und die hohen Zylinderhüte zu demonstrieren, wie schwer und unersetzlich der Verlust sei, den sie erlitten.

Nach Einsegnung in der Kapelle ging's in flotter Fahrt zum Zentralfriedhof. Die Strecke ist sehr weit, und es muß rasch gefahren werden, wenn die stille Reise sich nicht ins Endlose hinziehen soll, und da doch auch mit dem kalendermäßig einbrechenden Abenddunkel gerechnet werden muß, aber seltsam genug nimmt sich die frische Pace bei einem Leichenzug aus. Es ist noch gut, daß wenigstens kein Trauermarsch dazu geblasen wird, der würde gar nicht stimmen zu der scheinbar fröhlichen Fahrt, bei der es den Vorreiter bei dem scharfen Trab über das Pflaster nur so wirft im Sattel und die schwarzen Buschen der Pferde im Winde nur so flattern und nicken.

Draußen ward alles flink und glatt besorgt. Den Toten versenkten sie mit der Maschine, die gut geölt war und daher weder knarrte noch quietschte, in die Grube. Reden gab es nicht mehr, und die paar Schollen, die dem Sarg nachgesandt wurden, hielten nicht lange auf, obschon jeder der Trauergäste im vorsorglichen Hinblick auf etwaige weitere sachgemäße Verwendung der schwarzen Handschuhe geduldig wartete, bis der fein ornamentierte Löffel an ihn kam, und nicht ohne weiteres mit den Fingern in die feuchte Erde hineingriff.

Bevor ich endgültigen Abschied nahm, blickte ich noch einmal um mich, um das mir gänzlich unbekannte Trauergefolge zu mustern, und dabei begegnete mein Blick dem des berühmten und von mir persönlich hochverehrten Professors der internen Medizin, Dr. Brauer. Das tat mir ordentlich wohl. Doch wenigstens eine bekannte Seele. Er trat gleich auf mich zu und streckte mir in zwangloser Liebenswürdigkeit und Heiterkeit beide Hände entgegen. Die offizielle Feier war ja zu Ende und er fühlte sich sogleich wieder dem Leben zurückgegeben.

„Das ist gescheit, daß ich Sie treffe, lieber Doktor! Da habe ich doch wenigstens Gesellschaft für die Rückfahrt; Sie müssen mit mir fahren.“

Die Einladung nahm ich gern an. Der Professor hatte einen offenen Wagen, einen Gummiradler, und ich wußte, daß er auf gute Pferde hielt; er

war ein Apostel jeglichen Sports. Das gab nun schon einen dreifachen Vorteil. Nach des Tages Hitze konnte man in dem offenen Wagen gut ein wenig kühle Abendluft schnappen; dann halfen die Gummiräder, das scheußliche Gerumpel und das lästige Geräusch bei der Fahrt über das schlechte Pflaster zu vermeiden, und drittens hatte man im Hinblick auf die famosen russischen Traber gute Aussicht, ordentlich vom Fleck zu kommen. Und ein Viertens gab es auch noch, die Hauptsache. Der Professor war ein prächtiger Mensch, und ich hatte mich immer gut mit ihm gesprochen.

Wir stiegen ein, und er bot mir aus seiner Zigarrentasche an. Ich lehnte ab, ich rauche nur Zigaretten.

„Eigentlich nicht ganz das richtige," meinte er, „aber für den Moment sehr angemessen. Bitte, geben Sie mir eine. Wissen Sie, den Rauch so recht, recht tief einziehen, das kann man nur bei der Zigarette, und wenn man ihn dann con amore wieder herausläßt, das gibt dann so ein Aufatmen, das nach der faden Zeremonie, die wir eben überstanden haben, doppelt wohltun wird."

Fade Zeremonie! Ich sah mir den Professor an. Wenn ihm so gar nichts an der Geschichte lag, warum war er überhaupt mitgekommen? Und dann — die brutale Deutlichkeit wirkte doch etwas auffällig, wenn schon nicht verletzend. So knapp nach dem Begräbnis ist man doch immer auf etwas mehr oder minder wirkliche Trauer, wenigstens auf einige Reserve oder, wenn es sein muß, auf etwas Heuchelei gestimmt. Wie kann man nur gleich so unangenehm aufrichtig und ehrlich sein? Das schickt sich entschieden nicht.

„Ich dachte, Sie seien mit dem verstorbenen Hofrat befreundet gewesen, Herr Professor?" warf ich in fragendem Ton ein. Er sollte immerhin, wenn er wollte, aus dem fragenden Ton einen leisen Vorwurf heraushören.

„Befreundet? Nicht so hitzig, lieber Doktor. Ich weiß nicht, ob es überhaupt noch Freundschaften gibt auf der Welt. Für mich haben sie aufgehört, seitdem ich Weib und Kind habe, also schon seit recht geraumer Zeit. Die Liebe zum Weibe bildet die Klippe für die Freundschaften."

„Ich möchte diese Klippe doch nicht so schroff hingestellt haben."

„Wie Sie glauben; ich abstrahiere nur von der eignen Erfahrung. Die rechte Freundschaft ist eine enthusiastische Regung der Jugend, und wenn dann eine noch enthusiastischere Regung kommt, dann geht die erstere flöten."

„Also, nur ‚bekannt' waren Sie, Herr Professor, mit dem Verstorbenen?"

„Nur bekannt. Ich halte darauf, daß darüber keine Täuschung aufkomme, und ich will durchaus nicht, daß ich noch nachträglich für seinen Freund gehalten werde. Ich habe schon zu seinen Lebzeiten immer energisch gegen eine solche Auffassung protestiert."

„Ich wundere mich über Ihre Entschiedenheit in diesem Punkte, Herr Professor. Hofrat Wierer hatte den Ruf eines sehr achtbaren Mannes, und ich glaube nicht, daß irgend jemand ihm irgend eine unehrenhafte Handlung nachsagen könnte."

„Das glaube ich auch nicht; aber ich fühle mich nicht verpflichtet, jedem

anständigen Menschen ein warmes und überquellendes Gefühl entgegenzubringen. Man ist sehr wenig, wenn man nur ein anständiger Mensch ist. Und überhaupt — es kommt auf die Auffassung an. Silberne Löffel hat er allerdings nicht gestohlen."

„Auch sonst nichts."

„Auch sonst nichts, zugegeben, — also er war ein Ehrenmann."

Es schien mir, als sei dieses Gesprächsthema dem Professor nicht sonderlich angenehm, und ich steifte mich nicht darauf. Als sich daher durch den Zusammenstoß eines Lastwagens mit einem Waggon der elektrischen Straßenbahn, dessen Zeugen wir wurden, eine Ablenkung darbot und der Professor mir umständlich auseinandersetzte, wie der elektrische Straßenbahnbetrieb eigentlich eingerichtet werden müßte, da folgte ich willig seinen Erörterungen und schimpfte wacker mit.

Wir kamen rasch vorwärts und als wir uns dem Weichbilde der Stadt näherten, fragte mich der Professor, wo ich abgesetzt zu werden wünschte. Das sei mir ganz einerlei, entgegnete ich, da ich ohnedies noch keinen Entschluß gefaßt hätte, wie ich in meiner spätsommerlichen Vereinsamung den Abend hinbringen solle. Wahrscheinlich würde ich in den Prater fahren, um mich dort nach einem hübschen Plätzchen und einem anständigen Abendessen umzusehen. Denn wenn auch alles andre noch ungewiß sei, das eine sei doch schon sicher, daß ich einen ganz gehörigen Hunger hätte.

„Die Prater-Idee gefällt mir ganz ausgezeichnet," entgegnete der Professor. „Schade, daß ich bei Ihrem Strohwitwermahle nicht mit von der Partie sein kann, aber ich bin selber Strohwitwer und muß als solcher selber Wirtschaft führen — 's ist mir lästig genug —, und da habe ich für den Abend schon zu Hause bestellt. Aber nach dem Prater bringe ich Sie jedenfalls." Und er rief dem Kutscher die Weisung zu.

„Es wird für die Pferde zu viel werden," gab ich zu bedenken.

„Die halten's schon aus. Sie haben immer nur einen halben Tag Dienst; nach Tisch werden sie immer ausgewechselt. Ich bin kein Roß und muß es den ganzen Tag aushalten und oft genug auch in der Nacht aus den Federn springen."

So fuhren wir denn in den Prater, und als ich dann abgesetzt werden sollte, da fand er, daß es doch eigentlich gar nicht schön von mir wäre, wenn ich ihn so allein nach seiner eingekampferten Wohnung ziehen lassen wollte. Es wäre viel vernünftiger und edler im Gemüte, wenn ich mit ihm zu fahren mich entschlösse, es würde für zwei auch noch langen. Ich fuhr also mit und hatte es in kulinarischer Hinsicht sicher nicht zu bedauern; denn es war ein sehr opulentes und mit vollem Kunstverstand komponiertes Mahl, das uns von dem gutgeschulten Kammerdiener aufgetragen wurde. Der Professor genoß mit Behagen, und als er seinen angelaufenen Römer mit dem feinen Rheinwein erst förmlich liebkoste mit den Blicken, ehe er zum Trinken ansetzte, konnte ich mich nicht enthalten, ihm das Zugeständnis zu machen, daß er ein wahrhaftiger Lebenskünstler sei.

„Ein Lebenskünstler!“ lachte er. „Ich bilde mir ein, es zu sein. Das bildet sich so manch einer ein, vielleicht ein jeder. Das Leben ist ja wirklich eine Kunst, und weil nun jeder diese Kunst auszuüben hat, liegt die Verleitung, sich das nötige Talent dazu zuzutrauen, nahe genug. Sie glauben, weil ich das richtige Verständnis für ein Glas Rheinwein habe? Ja, sehen Sie, eigentlich bin ich Antialkoholiker. Das ist meine wissenschaftliche Ueberzeugung. In der Praxis erlaube ich mir allerdings einige kleine Abweichungen.“

„Sie ziehen es auch vor, nach Ihren Worten beurteilt zu werden.“

„Das ist mir ganz egal, wie ich beurteilt werde. Man richtet sich ein. Ich war auch schon gänzlich abstinent. Längere Krankheit hatte mir die Entwöhnung leicht gemacht, und dann entbehrte ich auch nichts mehr und fühlte mich als Temperänzler ganz wohl, jedenfalls besser als vordem.“

„Und sind dann doch wieder rückfällig geworden?“

„Weil ich ein Lebenskünstler bin oder es zu sein mir einbilde. Als ich nämlich nach längerer Entwöhnung mir wieder einmal ein Glas Rheinwein genehmigen wollte, da schmeckte er mir ganz abscheulich. Das gab zu denken. Es ist nämlich eine auch von der Wissenschaft festgestellte Tatsache, daß ein guter Wein, also edler Rheinwein, feuriger Ungar, ohne die andern Sorten beleidigen zu wollen, eine wunderbare Gabe Gottes sei. Das sah ich nun doch nicht ein, warum ich mich einem positiven und reellen Lebensgenuß förmlich gewaltsam verschließen sollte. Ich trainierte also langsam zurück aufs Trinken, und ich glaube, sehr weise daran getan zu haben. Man soll vor allen Dingen kein Pedant sein. Da haben Sie den Punkt, der mich von dem großen Toten unterscheidet, den wir heute in das Grab gelegt haben.“

Da war er doch wieder bei dem toten Hofrat. Das war mir ganz angenehm. Denn nun interessierte es mich, vielleicht etwas Näheres über sein Verhältnis zu ihm und insbesondere über seine so offenkundig zur Schau getragene Abneigung gegen den Verstorbenen zu erfahren. Ich suchte ihn also durch einige unverfängliche Fragen hereinzulocken.

„Sie meinen,“ fuhr er fort, „daß ich ihn doch wohl zu hart beurteile. Möglich, aber man hat seine Antipathien und man hat sein Recht auf sie. Ich habe seiner immer mit Ingrimm gedacht, ja geradezu mit Verachtung.“

„Was hat er Ihnen denn getan, Herr Professor?“

„Mir persönlich gar nichts. Der ganze Mensch, wie er war, war mir in die Seele zuwider. Hat ihn überhaupt jemand geliebt? Sie waren ja dabei bei den letzten Ehren, die ihm erwiesen wurden. Haben Sie auch nur ein nasses Auge gesehen? Was da war, das waren durchwegs Pflichtexemplare. Wäre er nicht zufällig als Hofrat gestorben, dann hätten sicher auch diese gefehlt. Kein anständiger Hund möchte so begraben werden!“

„Ich kann's nicht leugnen, man war im allgemeinen recht gefaßt bei der Zeremonie.“

„Gefaßt! Sie sind unverbesserlich, lieber Freund, in Ihrem Bestreben, allem die günstigste und mildeste Seite abzugewinnen. Alles langweilte sich

einfach bei der Affäre und wartete ungeduldig darauf, wieder ins Kaffeehaus, zum Spieltisch, zum Billard oder zum Bier ins Wirtshaus zu kommen. Wissen Sie, daß ich alle Mühe hatte, nicht herauszuplatzen, als ich die krampfhaften Anstrengungen des geistlichen Redners in der Kapelle, Eindruck auf die Zuhörer zu machen, verfolgte."

„Die Anstrengungen waren in der Tat nicht sehr erfolgreich."

„Komisch war es, sage ich Ihnen. Jeder Redner braucht ja irgend ein Opfer, an das er sich anklammern, in das er so mit Herzenslust hineinreden kann. Für einen toten Hofrat tut man doch schon ein übriges! Er hatte sehr herzbewegliche Phrasen in Bereitschaft und probierte damit herum. Zuerst wandte er sich an mich, aber meine Haltung belehrte ihn sehr bald darüber, daß er bei mir kein Glück haben werde. Bei den andern erging es ihm nicht besser, überall stieß er auf passiven Widerstand, als wollten sie sagen: Strengen Sie sich nicht an, Hochwürden, es nützt ja doch nichts! Es war beinahe tragikomisch zu sehen, wie er sich abarbeitete, wie er alle Minen springen ließ und wie sie alle wirkungslos verpufften, und wie er dann nach und nach mutlos und kleinlaut wurde und sich dann in sichtlicher Verwirrung beeilte, zum Schlusse zu kommen. Ich habe ordentlich Respekt bekommen vor diesem Auditorium."

„Und ich hatte mich ein wenig geschämt, daß ich nicht mehr Trauer aufzubringen vermochte, aber die Stimmung war im allgemeinen eine so frostige, daß es mit dem besten Willen nicht anders ging. Auch bei einem Begräbnis heult man mit den Wölfen. Man kommt doch über den avitischen Herdentrieb nicht hinaus."

„Ich schon!"

„Dieses Mal hatten Sie keine Gelegenheit dazu; im Gegenteil, Sie gingen einfach mit der Strömung."

„Das ist nicht ganz richtig. Ich blieb ungerührt auf eigne Faust, und wenn alles geheult hätte, ich wäre aus meiner Verstocktheit doch nicht herauszubringen gewesen."

„Ich wundere mich, Herr Professor, wie ein feinfühlender Mann wie Sie selbst angesichts des offenen Grabes so unerbittlich im Urteil zu bleiben vermag."

„Er hat es nicht besser verdient. Ich bin kein professioneller Leichenredner, der das Blaue vom Himmel herunterlügen muß, um dem Toten um jeden Preis alles mögliche Gute nachzusagen."

„Ich dachte, Sie hätten viel verkehrt mit ihm?"

„O ja, eben deshalb; ich kannte ihn genau. Er hat ja auch immer in der Welt herumgeredet, er sei Gott weiß wie sehr mit mir befreundet, während ich stets rückhaltlos bekundet habe, daß ich nicht sein Freund sei."

„Sie waren auch sein Arzt?"

„Seit mehr als dreißig Jahren. Sein Grab wird einen Bestandteil meiner gesammelten Werke bilden. In so langer Zeit lernt man einen Menschen kennen. Ich sage Ihnen, es ist kein Mensch auf den Beinen, dem er je im Leben etwas Liebes erwiesen hätte. Er hat von Anfang bis zu Ende für sich und nur für sich gelebt."

„Ein wenig Sonderling mag er ja gewesen sein."

„‚Sonderling' ist sehr schonend ausgedrückt, eine Dreckseele war's!"

„Aber Herr Professor!"

„Lassen Sie mir meinen ehrlichen Zorn, der sich seit einem Menschenalter nicht verringert hat. So was hat sich dann auch noch für einen Lebenskünstler gehalten! Zu dumm! Hundertmal hat er mir davon gesprochen, und darum fiel mir's auf, als Sie vorhin den Ausdruck brauchten. Wenn wir jungen Leute einmal über die Schnur hauten — kommt ja vor —, da hielt er sich fern und zählte sich zu Hause seine Zuckerstückchen ab und legte sie in gesonderte Häufchen für den Tagesbedarf des ganzen Monats, und dabei flunkerte er noch mit seiner Lebenskunst!"

„Wie das?"

„Er wolle auch genießen, aber sorglos und aus dem Vollen, und um dazu zu gelangen, müsse er sich so lange zurückhalten und sammeln, bis er es könne. Und so hat er sich zurückgehalten und hat er gesammelt und aufgespeichert bis an sein seliges Ende."

„Ich glaube, daß er deshalb mehr Mitleid als Haß verdient, Herr Professor. Ich finde ein Element der Tragik in einem solchen Dasein. Er legt sich Entbehrungen auf, er kasteit sich, immer im Hinblick auf den Genuß aus dem Vollen, und dabei verliert er die Fähigkeit des Genießens und verspielt sein Leben, das er sich zu einem Kunstwerk des Genusses zu gestalten gedachte."

„Und bleibt in der ödesten Nüchternheit stecken. Sie geben der Sache gleich eine tragische und poetische Wendung, aber ich sehe durchaus nicht ein, daß man für so einen trockenen und ledernen Patron besondere Sympathien haben müßte. Wie sind denn Sie eigentlich zu seiner Bekanntschaft gekommen?"

„Mich hat er mit seinem literarischen Vertrauen beehrt."

„Wa—as? Gedichtet hat er auch?"

„Recht fleißig und unentwegt."

„Sie hätten wahrscheinlich seine Produkte in die Oeffentlichkeit bringen sollen?"

„Ja, es ist aber nicht gegangen. Das Streben war vorhanden, er verwechselte aber Bedürfnis und Talent."

„Das glaube ich! Was hat er denn gedichtet?"

„Alles mögliche, aber immer sehr romantische Themata, und am liebsten erging er sich im Märchenreich, immer aber wollte der nüchterne Ausdruck nicht recht stimmen zu dem hochfliegenden Vorwurf."

„Zu seinem Charakterbild stimmt's aber! Das war der Hunger nach irgend etwas Befreiendem aus der schauerlichen Prosa seiner Lebensführung. Die Natur sucht ihre notwendige Ergänzung."

„Scheint mir auch so, Herr Professor. So wählt sich die Köchin, die ihr Leben in der Prosa des Küchenherdes verbringt, wenn sie einmal auf einen Maskenball geht, nie ein andres Kostüm als das der Blumenkönigin oder einer

Märchenprinzessin. Das alles scheint mir aber nicht genügend, einem Menschen Haß nachzutragen."

„Aber ich habe Ihnen schon gesagt, daß er nie im Leben irgend jemand Liebes und Gutes erwiesen hat, immer nur er und er — solche Leute gehen mir auf die Nerven."

„Hat die Liebe nie eine Rolle in seinem Leben gespielt?"

„O ja, eine klägliche. Er hatte sich in ein Mädchen verliebt, das tausendfach zu gut war für ihn."

„Und?"

„Und — erst ließ er sie fünfzehn Jahre warten, weil er sie ‚aus dem Vollen' glücklich machen wollte, und dann ließ er sie einfach ganz sitzen, weil das verblühte Mädchen zu seinem vollen Glücke ihm nicht mehr tauglich schien."

„Die alte Geschichte: wenn ein Pedant irrt, dann irrt er verhängnisvoll."

„Sie nennen Pedant, was ich einen Schurken heiße."

„So einfach sind diese komplizierten psychologischen Prozesse nicht abzutun, Herr Professor. Ich konzediere Ihnen den Haß, der mir bei der Verschiedenheit der beiderseitigen Naturen plausibel erscheint, aber für die Verachtung, die Sie wiederholt betont haben, müßten Sie doch ein stärkeres Motiv vorbringen."

„Habe ich auch. Ein Wort, das er vor dreißig Jahren gesprochen, das ich ihm aber nicht vergessen werde, und wenn ich noch dreißig Jahre leben sollte."

„Darf ich's erfahren?"

„Er sagte mir einmal, und seither brennt das Wort in meiner Seele: ‚Ich habe mir noch nie im Leben auch nur fünf Gulden ausgeborgt, aber — ich habe auch noch nie im Leben fünf Gulden hergeliehen!' Ist Ihnen das Motiv stark genug?"

„Ja."



Der Aufstand in Makedonien.[1]

Ein eigenartiger Zufall will es, daß fast genau 25 Jahre nach dem letzten Russisch-türkischen Kriege — als ein 25 jähriges Jubiläum, wie es auch 1828 bis 1829, 1854 bis 1855, 1877 bis 1878 ist — wiederum die sogenannte Reformfrage allmählich an den Tag tritt. Vor einem Jahre fanden die großen Feierlichkeiten und die daran anschließenden bulgarischen Manöver bei Schipka statt. Zahlreiche höhere russische Offiziere nehmen daran teil. Es werden Reden gehalten, Kundgebungen ausgeführt, die besser unterblieben wären. Die Erstürmung des Lagers von Scheinowo am 9. Januar 1878 wird nachgemacht, was die Gemüter der Bulgaren sehr erregt.

Mit Recht konnte man schon damals prophezeien, was demnächst kommen würde. Schon

[1]) Dieser Artikel ging uns gegen Ende August von einem osmanischen Staatsmanne zu. Wir haben ihn aufgenommen, weil er die wahre Stimmung in Konstantinopel charakterisiert. Selbstverständlich können wir in vielen Punkten den Standpunkt des Verfassers nicht teilen. Die Redaktion.

damals konnte man sagen: Mit den Schipkafeiern sind die Würfel gefallen; der Kampf hat begonnen!

Wahrhaftig, bald darauf erhebt sich die bulgarische Bevölkerung Makedoniens unter dem Vorwande, bisher unter dem osmanischen Joch viel gelitten zu haben; sie enthält sich jedoch dabei nicht, alle möglichen Wildheiten und Grausamkeiten nicht nur an der friedlichen mohammedanischen, sondern auch an der griechischen Bevölkerung zu verüben, Dörfer zu verbrennen, Ernten zu vernichten, Weiber zu schänden und Kinder zu töten. Banden werden gebildet und durch gewesene bulgarische Offiziere geführt. Es herrscht überall Blut und Feuer. Je mehr die osmanische Regierung und die braven osmanischen Truppen milde vorgehen — und das nicht nur auf Wunsch der Konsuln, zumal der russischen, sondern noch mehr, weil unsre Soldaten jene Banden in Wirklichkeit als unartige Kinder betrachten — desto größer werden naturgemäß die Herausforderungen der Aufständischen. Das osmanische Reich gibt sich Mühe, in Makedonien gleichzeitig das Bandenunwesen zu beseitigen und Reformen einzuführen, soweit seine Kräfte ausreichen.

Da taucht auf einmal das Gericht auf, daß die Ischkiptaren[1]) keine Reform wollen. Ende März wird Tscherbina, russischer Konsul in Mitrowitza, durch einen albanischen Gefreiten Ibrahim erschossen. Die Welt erschrickt vor diesem Verbrechen, Tscherbina trat aber überall so kühn und so herausfordernd auf, als wäre er überhaupt kein Konsul, sondern ein Diktator, vor dessen Willen sich alles beugen müßte, und zwar in einem Lande, wo sich kein einziger Russe oder russischer Untertan befindet, sondern überwiegend der älteste und einer der edelsten und stolzesten Volksstämme Europas ansässig ist. Ibrahim wird als Mörder zum Tode verurteilt; der Zar, der bekanntlich ein hochherziger Herrscher ist, wünscht jedoch, daß die Todesstrafe in eine Freiheitsstrafe verwandelt werden möge. Dieser bewiesene Edelmut seitens einer Macht, die sich Beschützerin der Balkanslawen nennt, die in schroffem politischem Gegensatze zu den Albanern stehen, ist wahrlich ein edles Mittel, einem Volke wie den Ischkiptaren zu imponieren, denen eine solche Erhabenheit sehr in das Herz gehen mußte. Andrerseits aber fordert die russische Diplomatie, deren Wahlspruch leider seit jeher das Schwächen des osmanischen Reiches gewesen ist, die Pforte auf, den Ischkiptaren eine strenge Lektion zu erteilen und auch sie zu Reformen zu zwingen. Die osmanische Regierung ruft aus Kleinasien zahlreiche Redifgtruppen herbei und wirft sie gegen ihre Waffen- und Religionsgenossen.

Welch ein bitteres Schicksal, daß Türken und Albaner, die seit Hunderten von Jahren Arm in Arm gegen gemeinsame Feinde losmarschierten und überall Seite an Seite fochten, nun auf einmal gegeneinander stehen und sich gegenseitig in die Haare geraten sollten! Gemeinsame glorreiche Erinnerungen an Silistria, an Plewna sind aber glücklicherweise noch nicht vergessen. Und so nehmen die Albaner den Kampf gegen ihre anatolischen Brüder nicht auf, sie nehmen die sogenannten Reformen an, obgleich diese teilweise vielleicht gegen ihren Willen ausfallen. Trotzdem widersetzen sich die Ischkiptaren nicht; denn sie sind dem Reiche durch geschworene Treue verbunden und mußten daher vor allen Dingen dessen Heil vor Augen haben.

Die russische Diplomatie hat sich meiner Ansicht nach in diesem Punkte geirrt, indem sie fest glaubte, daß die Ischkiptaren ihrer heutigen Bildungsstufe gemäß Trotz bieten würden. Würden sie in der Tat durch die Truppen der eignen Regierung erdrückt, so wäre bei ihnen vielleicht ein ewiger Haß gegen die Türken entstanden, und wäre ferner das kräftigste Element der europäischen Türkei dadurch am besten entkräftet. Vermochten dagegen anatolische Truppen sie nicht zu erschüttern, so wäre die Lage des osmanischen Reiches in Rumelien eine sehr schlimme geworden und würde ihre zutage getretene

[1]) Der richtige Name der Albaner oder Albanesen. Ischkiptar heißt Adlersohn, d. h. der mit dem Adler, nach ihren alten Feldzeichen.

Schwäche das slawische Element Makedoniens ungemein ermutigt haben. Es kommen zwar ein paar kleine Zusammenstöße in Nordalbanien zwischen Soldaten und Dorfbewohnern vor, die aber so unbedeutend sind, daß Truppen und Einwohnerschaft schließlich wieder verbrüdert dastehen, eingedenk ihrer heiligen Pflicht, gegebenenfalls und vielleicht in naher Zukunft gegen die Feinde des alten Reiches wieder gemeinsam ins Feld zu ziehen. Auch das Verhalten des Obersten Said Bey, der bekanntlich als Kommandant von Mitrowitza als erster das Geschützfeuer gegen die Albaner anwendet und deswegen von seiten der Russen dekoriert wird, führt die meist unwissenden, aber intelligenten Ischkiptaren zum großen Glück nicht irre.

Mit einer Klappe werden also diesmal nicht zwei Fliegen geschlagen!

Die aus Bulgarien unterstützten Banden treiben in Makedonien ihre Untaten mittlerweile weiter, die mit dem verruchten Falle von Salonik ihren Höhepunkt erreichen. Jedes patriotische Osmanenherz bebt und erwartet nunmehr den Krieg gegen das Fürstentum Bulgarien. Er bleibt jedoch aus. Die osmanische Regierung begnügt sich, Hunderte verdächtige Bulgaren verhaften und untersuchen zu lassen; die Hauptanstifter der bekannten Attentate werden nach unglaublichen Anstrengungen herausgefunden. Die osmanische Milde, die vielleicht teils einer gewissen Sorglosigkeit entspringt, und noch mehr das alles friedlich erledigen wollende Europa, zumal die große Slawenmacht, läßt jedoch jene Hunderte von Bulgaren wieder laufen, obwohl unter ihnen sich viele Revolutionäre, besonders Priester und Schullehrer befinden, die ja die Hauptfaktoren der heutigen Zustände sind. Auch die entdeckten, sogar bereits zum Tode verurteilten Anstifter werden noch immer nicht bestraft, trotzdem sie selbst ihr Verbrechen zugeben.

Nach dem Saloniker Fall tritt gewissermaßen Ruhe in Makedonien ein. Das Bandenunwesen vermindert sich scheinbar, und das Reformwerk schreitet langsam, aber stetig fort. Bulgarien rüstet zwar heimlich immer weiter. Auch Serbien zeigt anscheinend, seit Peter Karageorgiewitsch König des Landes geworden, Gelüste zu neuen Taten; in Serbien sowohl als in Montenegro erwachen von neuem großslawische Gedanken. Ferner hält sich das osmanische Reich ebenfalls bereit zu allen Ueberraschungen und zwar nicht mit hungernden, barfüßigen und demoralisierten Soldaten, wie neulich von einer bulgarischen Zeitung behauptet worden ist, sondern mit gut versorgten und durch eine vorzügliche Moral und einen festen, innerlichen Gehorsam beseelten Truppen. Es scheint jedoch trotz der erwähnten Vorbereitungen wenigstens für dieses Jahr keine weitere Gefahr vorhanden zu sein, da der Sultan, der ein friedliebender Herrscher ist, sich nicht zum Kriege gegen Bulgarien entschließt.

Mitten in dieser Lage bricht nun im Wilajet Monastir der Brand plötzlich von neuem aus. Allerart Räuber, Verbrecher und Mörder sammeln sich, verführen durch Drohungen mit Mord und Vernichtung auch den friedlichen, ehrlichen Teil des bulgarischen Elementes und begehen nun unter unerhörtem Mißbrauch des Aufrufes: „Freiheit oder Tod!“ wiederum solch entsetzliche Missetaten, daß die Menschheit darüber erröten müßte. Ist dieser Kampf, der als Freiheitskampf gepriesen wird, nicht die größte Schande, die man sich denken kann?

Da kommt auf einmal die Nachricht, daß der russische Konsul in Monastir, Rostkowsky, von einem Spaziergang in das benachbarte Kloster Bukuvo zurückkommend, von einem albanischen Gendarmen namens Halim niedergeschossen worden ist. Das ist allerdings zu tragisch und nicht nur für die Macht, deren Vertreter Rostkowsky war, sondern für alle Menschen, auch für uns Osmanen, sehr nahegehend, um so mehr, als er Weib und Kind hinterläßt. Rußland fühlt sich durch diesen unerwarteten Mord wiederum verletzt und verlangt deshalb unverzüglich, ohne dem eigentlichen Grunde des Falles nachzuforschen, die strengste Strafe für den Gendarmen, sowie die Absetzung des Gouverneurs von Monastir, Divisionsgenerals Ali Riza Pascha, nebst einigen andern Regierungsbeamten.

Nehmen wir nun an, daß eine so weitgehende Bestrafung sowie die Sühnezahlung auch in solchen Fällen üblich ist, wo sich der Ermordete durch persönliches Verhalten ins Unrecht gesetzt hatte. Aber die Abberufung eines Gouverneurs, zumal eines solchen

wie Ali Riza Pascha, und seine bereits erfolgte, wiederum auf Wunsch von Rußland geschehene Verbannung nach Tripoli (Afrika) ist doch zu weitgehend, zu verletzend. Wir können nicht umhin, uns darüber zu wundern, wie die russische Macht, die ja in Makedonien im Ernst wirkliche Reform und Ordnung sehen will, es zuläßt, sogar dringend wünscht, einen solchen hohen Beamten gerade dort zu entbehren, wo seine Amtswaltung heute am wirksamsten wäre, um den ausgebrochenen Aufstand zu dämpfen. Die Russen mußten wissen, daß Riza Pascha sehr dazu geeignet war. Er war nicht ein bloßer Haudegen und nicht nur ein energischer General, sondern einer unsrer besten Generalstabsoffiziere und auch ein sehr gebildeter, vornehmer und gerechter Mann. Er hatte seinerzeit seine Ausbildung im preußischen Garde-Elisabeth-Regiment genossen, auch am thessalischen Kriege als Oberst im Generalstabe in hervorragendster Weise teilgenommen; er sprach gut deutsch und französisch. Uns Patrioten blutet das Herz, wenn wir diesen ausgezeichneten Mann aus Rumelien verschwunden denken.

Heute sehen wir dank heimlichen Ermunterungen die verbrecherische Bewegung von neuem auflodern. Die Banden werden immer kecker und blutdürstiger. Sie überfallen friedliche Dörfer, morden Weiber und Kinder, brennen Gut und Ernte nieder; sie zerstören Telegraphen und Eisenbahn. Und die etwa 200 osmanischen Bataillone, die heute im Bereiche des III. Korps stehen, sind nicht imstande, der Räuber Herr zu werden. Auch die mohammedanische, bezw. griechische Landbevölkerung steht teilnamlos da. Ja, das erscheint fast unglaublich, und beweist, äußerlich betrachtet, vielleicht die Schwäche der Osmanen. Diese Schwäche ist jedoch glücklicherweise nicht vorhanden. Bandengesellen kommen und brandschatzen die bisher friedliche bulgarische Bevölkerung, die sich ihnen dann anschließen muß. Sie weiß, daß, falls sie auch durch osmanische Truppen festgenommen werden sollten, die osmanische Regierung sie dann wieder freisprechen und daß, wenn sie dagegen den Banden Gehorsam verweigern, dies ihnen das Leben kosten würde. Bewaffnete Rebellen beziehen irgendwo ein Lager, morden, vernichten, äschern alles Umliegende ein. Sie empfangen herbeieilende und zur Ruhe mahnende Truppen durch Feuer und Dynamitbomben, während diese dagegen in den meisten Fällen nicht zu scharf vorgehen dürfen; sie müssen die Mörder, die sich lächerlicherweise „Freiheitskämpfer“ nennen, möglichst durch Milde zur Rückkehr zu bewegen suchen. Hunderte und Tausende organisierter und uniformierter Rebellen nehmen, von den braven Truppen energisch gedrängt, in irgend einem heilig erklärten Kloster Zuflucht; sie werden dort so fest eingeschlossen, daß keine Maus lebendig wieder herauskäme. Aber da dürfen die Truppen nicht schießen; denn der Ort ist ja heilig! Nach einer Weile verlangt die Zivilisation, daß die Eingeschlossenen, unter denen sich unter solchen Bedingungen selbstredend auch viele Komiteemitglieder, vielleicht auch die Sarafows, die Damians einfinden, freiwillig abziehen oder überhaupt freigelassen werden, damit sie nicht den Hungertod sterben. Was nützt es, sie dann teilweise zu verhaften? Sie werden ja baldigst wieder in Freiheit gesetzt. Dagegen überfällt eine sehr starke Bande irgend ein abseits stehendes schwaches Truppendetachement, belagert es förmlich und merkwürdigerweise (!) mit großem Verständnis der Sache. Kommt dann keine rechtzeitige Hilfe, oder vermögen die Eingeschlossenen nicht selber durchzubrechen, so erliegen sie dort mit fatalistischer Ergebung ihrem Schicksalsgebote. Die Zivilisation gedenkt hier nicht einzugreifen. Es ist ganz gleichgiltig, ob sie sterben oder nicht; sie sind ja Mohammedaner, und ihr Leben kostet nichts.

Uns drängen sich Tränen in die Augen, wenn wir trotzdem in den meisten russischen und in manchen französischen Zeitungen über die angeblichen Greueltaten osmanischer Truppen und über den Fanatismus mohammedanischer Bevölkerung sprechen hören. Das ist nicht die „Wahrheit“; das ist nur das, was uns das beherzigende Wort „La force prime le droit“ andeutet. Kischenew ward vor kurzem in ein Blutbad verwandelt, und niemand konnte dagegen ernstlich Protest erheben. Jetzt will jedermann die Hauptschuld an den makedonischen Wirren auf seite des Osmanentums sehen.

Mit Unrecht nennt man die Mohammedaner Fanatiker. Banden bringen unvergleich-

liche Missetaten zustande und fordern gerade die mohammedanische Bevölkerung mit allen möglichen Mitteln zu Repressalien heraus. Diese aber schweigt und läßt sich, eingedenk der schwierigen Lage ihrer Regierung, nicht irre führen, obgleich sie fast ununterbrochen Weib und Kind, Hab und Gut verliert. Die „wilden" Ischkiptaren gedulden sich mit spartanischer Ruhe, obwohl sie in der Umgegend von Prilepe, Monastir, Resne, Oehri, Kruschewo u. s. w. noch zahlreicher ansässig sind wie die Bulgaren. Man darf niemals glauben, daß sowohl die Türken als die Ischkiptaren etwa in Minderzahl und auch nicht so tapfer wie die Bulgaren seien, so daß sie deshalb nicht fähig wären, der letzteren Herr zu werden. Auch nur die dortige albanische Bevölkerung ohne reguläre Truppen wäre binnen kurzem mit den Banden fertig geworden, wenn daraus keine bitteren Folgen für das osmanische Reich entstünden. Es ist eben nicht die Schwäche, sondern die Achtung und der Gehorsam der Mohammedaner gegenüber ihrer Regierung, die die bulgarischen Emporkömmlinge so übermütig macht.

Makedonien, das alte Amatien,[1]) darf niemals den Bulgaren gehören. Die Albaner bilden die Urbevölkerung des Landes. Auch die Griechen, Kutzowlachen und Serben sind älter als die Bulgaren. Betraten dagegen die Türken erst nach den Bulgaren den heute umstrittenen Boden, so gereicht es dem damals mit aller Wucht siegreich vordringenden osmanischen Reiche nur zur Ehre, daß es das Bulgarentum überhaupt Jahrhunderte hindurch bestehen ließ. Wir sind der Meinung, daß, wenn sich Bulgarien mit Makedonien so zusammenschmelzen sollte, wie es beispielsweise seinerzeit mit Ostrumelien geschah, so wäre dieser Augenblick das Signal zu dem schrecklichsten Völkerringen in Makedonien und sehr leicht auch zu einem europäischen Weltkriege. Bulgarische Ausdrücke, wie „wir wollen unser teures Vaterland vom türkischen Joche befreien", sind also sehr falsch angewendet und klingen beinahe kindisch. Es kann sein, daß die Bulgaren heute an Fortschritten höher stehen als die Türken und Albaner. Das ist aber kein Grund, ihnen ohne weiteres ein Land zu schenken, das durch das Blut der Osmanen erobert worden ist. Wie wir es durch unser Blut eroberten, würden wir es nötigenfalls auch durch unser Blut verteidigen. Es ist unser Schatz, unser Heiligtum!

Und deshalb lesen wir auch nur mit Abscheu folgende Zeilen, die anläßlich des Falles Rostkowskys in den „Petersburgskija Wjedomosti" standen: „Es ist an der Zeit, diese schändlichen Gewalttäter aus Europa zu vertreiben, die einst in einen fremden Erdteil einbrachen wie ein Rudel räuberischer Wölfe und fünf Jahrhunderte hindurch frecherweise Rassen unterdrückten, die in bezug auf Zivilisation und in physischer Hinsicht höher stehen als sie. Wenn ein internationales Detachement Kreta besetzen konnte, was kann dann hindern, daß eine bulgarische Armee, durch ein internationales Korps der beteiligten Mächte unterstützt, Makedonien besetzte? Die Türkei muß darauf eingehen, sonst riskiert sie einen Krieg, den letzten auf europäischem Territorium ..." Ein anderes Mal schreibt dasselbe Blatt: „Allzulange sehnt sich die heilige Sophia nach dem russischen Kreuz, das das Heiligtum sowohl gegen mohammedanische Abscheulichkeit als gegen unwürdige Machenschaften feiler Griechen schütze ..." Auf derartige Auslassungen haben wir keine Antwort.

Was würden übrigens die Russen selbst dazu sagen, wenn die Georgier im Kaukasus oder die Turkomanen in Chiva so mit Mord und Brand gegen die Slawen vorgingen, wie es heute die Slawen Makedoniens tun? Sicherlich wäre die Strafe eine unerbittliche, und zwar nicht nur durch militärische Kräfte, sondern in erhöhterem Maße von seiten der russischen Bevölkerung. Wenn diese Bevölkerung in Kischenew ohne Anlaß und nur aus Haß gegen die armen Juden brutal vorgeht, was würde sie erst aus solcher Veranlassung nicht fertig bringen! Wenn wir den Fall auch in den andern Ländern bei etwaigen Empörungen

[1]) Siehe „L'Albanie et les Albanais" par Wassa Effendi. Das Studium dieses sehr interessanten und wahrheitsgetreuen Büchleins, das vor etwa 25 Jahren geschrieben ward, empfehlen wir gerade augenblicklich, wo die Bulgaren allerlei Ansprüche auf Makedonien und manche falsche ethnographischen Angaben behaupten.

dächten, so können wir nicht glauben, daß sich die betreffende Landbevölkerung, zumal die herrschende, so milde und so geduldig verhalten hätte, wie es bei den Mohammedanern heute der Fall ist. Und doch werden diese fast von allen Seiten gehaßt und von manchen russischen Zeitungen heftig angegriffen. Der „Swjet“ geht dabei am taktlosesten vor, indem er neulich folgende Zeilen veröffentlichte: „Entweder ist die Türkei Mitglied des europäischen Konzerts, und solche Ereignisse müssen dann unmöglich sein, oder die Türkei hat aufgehört als Macht zu existieren und ist ein bloßer Spielball eigner vertierter Truppen, dann gebührt ihr kein Platz auf der Karte Europas ...“

Als Antwort auf solche wissentlich ungerechte und hochmütige Aeußerungen führen wir an, was Fürst Meschtschersky im „Graschdanin“ schreibt: „Wenn es in Makedonien keine russischen Konsuln gegeben hätte, wären die traurigen Episoden augenscheinlich nicht erfolgt. Auch bin ich überzeugt, daß der Aufstand, wenn dort keine russischen Konsuln vorhanden wären, nicht von neuem mit solcher Kraft ausgebrochen wäre. Ferner kann nicht vergessen werden, daß in diesem Augenblick Makedonien und Bulgarien von Leuten wimmeln, die offen und geheim danach streben, Rußland zu aktiver Einmischung zu veranlassen ...“

Wir können den Gedanken unwillkürlich nicht los werden, daß die historische Reformfrage nicht etwa wieder ein Vorwand zur Verwirklichung großslawischer Ideen sei, die ja nur durch die Erschütterung des osmanischen Reiches möglich ist. Es ist allerdings in Makedonien wirtschaftlich noch viel zu reformieren. Aber wir sehen, daß je mehr die osmanische Regierung den Willen kundgibt, Reformen einzuführen, desto größer die ungerechten Ansprüche der makedonischen Slawen werden. Es hat eben den Anschein, als ob es nicht auf die Besserung der dortigen Verhältnisse, sondern im Gegenteil auf deren Verschlimmerung ankomme, damit das vor Jahrhunderten mit Schwert und Blut eroberte makedonische Land leichthin in slawischen Besitz übergehe.

Dazu wird es hoffentlich nicht kommen. Wird man aber versuchen, es uns mit Gewalt zu entreißen, dann werden wir, Türken und Ischkiptaren, Zeibecken und Pomaken, Tscherkessen und Lasen, Kurden und Araber, vereint wie ein einziger Körper gegen unsre Feinde ziehen, um der Welt zu beweisen, daß wir noch Lebenskraft zum Kampfe besitzen, und daß wir, wenn der große Gott, der Lenker aller Völkergeschicke, es will, erst dann sterben werden, nachdem wir unsre Waffenehre bis zum äußersten bewahrt haben. Wir wissen, daß wir nur Gott zu unsrer Hilfe haben, sonst niemand in der Welt, fürchten aber unsre Feinde dennoch nicht. Sind wir doch Fatalisten, und die weltbekannten Eigenschaften unsrer tapferen Soldaten, die durch ein zurückgebliebenes, aber noch jungfräuliches und nicht demoralisiertes Volk geliefert werden, sind glücklicherweise immer dieselben. Auch die Ischkiptaren — Christen und Mohammedaner — zwei Millionen in der Zahl, bleiben alte getreue Angehörige des osmanischen Reiches und bilden sozusagen eine große, eiserne Festung im Westen Rumeliens, trotz slawischer Versuche, sie dem Reiche zu entfremden.

Sind wirklich die Würfel gefallen und muß der Kampf losgehen, dann werden auch andre tüchtige Kräfte wie der geopferte Ali Riza Pascha auftauchen. Und jeder osmanische General wird nicht so langsam und weichherzig wie die Hairis und Oemer Rüschdis sein.

Wäre es aber nicht traurig, in einem Augenblicke so viel Menschenblut zu vergießen, in dem man sich ernstlich mit Friedenskonferenzen und mit Abrüstungsfragen zu beschäftigen scheint?

Auch wir suchen möglichst den Frieden. Wenn aber unsre Existenz bedroht wird, dann sind wir bereit, auf dem Felde der Ehre zu sterben mit Gott für Herrscher und Vaterland.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Sprachwissenschaft und Ethnographie.

Max Müller und Heinrich Barth.

Max Müller, der am 28. Oktober 1900 in Oxford verstorbene berühmte Sanskritist, Philolog und Ethnolog, hatte auch mit dem Bahnbrecher der deutschen Afrikaforschung, Heinrich Barth, Verbindungen angeknüpft, als dieser im Jahre 1855 von seiner großen Entdeckungsreise zurückkehrte und in London seinen Aufenthalt nahm.

In Barths Hinterlassenschaft befindet sich der auf diesen Verkehr bezügliche Briefwechsel, doch nur der von der Hand Max Müllers; wir entnehmen ihm die drei folgenden Briefe, die uns von Barths Schwager, General von Schubert in Dresden, zur Verfügung gestellt worden sind.

Barth war auch Philolog, und so erscheint es sehr natürlich, daß sich die beiden durch Vermittlung Bunsens auf englischen Boden verpflanzten Landsleute als Berufs- und Altersgenossen zueinander hingezogen fühlten. Den nächsten Anlaß zur Anknüpfung von Verbindungen gab Barths Ernennung zum Ehrendoktor der Universität Oxford, welche Würde auch kurz vorher Müller zuteil geworden war. Es entwickelten sich aus dem Verkehr beider Männer gegenseitige Besuche in London und Oxford, und als Barth 1857 die ersten drei Teile seines großen Reisewerks erscheinen ließ, versäumte er nicht, dem Freunde ein Exemplar zuzusenden. Die linguistische Ausbeute scheint für Müller nicht sehr ergiebig gewesen zu sein, wie aus seinem Briefe vom 15. Mai 1857 hervorgeht. Barth befolgte aber Müllers Rat, zumal dieser Vorschlag ohnehin mit dem Grundplane Barths zur Herausgabe seiner Reiseergebnisse übereinstimmte, und ließ 1862 den ersten Teil seiner „Sammlung und Bearbeitung zentralafrikanischer Vokabularien“ als selbständiges Werk erscheinen. Leider verhinderte Barths früher Tod, am 25. November 1865, die Vollendung dieses Werkes. Auch ist unbekannt geblieben, wie sich Max Müller zu den Anfängen desselben gestellt hat. Liegt eine schriftliche Aeußerung des Oxforder Gelehrten hierüber nicht vor, so ist es vielleicht nicht ohne Interesse, das Urteil eines andern berühmten Sachkenners über das Barthsche Werk zu vernehmen, nämlich Ernest Renans, des bekannten Philologen und Religionsphilosophen (gestorben 1892), und zwar um so mehr, als in dessen Brief, der hier veröffentlicht wird, sich Anklänge mit Müllers Ansichten im Briefe Nr. 2 vom 21. September 1856 vorfinden und sich decken.

1. Brief Max Müllers an Heinrich Barth.

55. St. John Street,
Oxford. 30. Mai (1856).

Verehrtester Herr Doktor!

Der Vize-Chancellor hat mich gebeten, Ihnen die einliegende Karte zukommen zu lassen. Es ist mir eine große Freude gewesen, daß die Universität sich die Ehre verschafft hat, Sie unter ihre Ehrenmitglieder zu wählen, und ich freue mich insbesondere darüber, da mir Ihr Besuch in Oxford die langgewünschte Gelegenheit verschaffen wird, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Ich hatte gehofft, daß ich das Vergnügen haben würde, Sie während der Kommemoration als Gast in meinem Hause zu haben, höre aber, daß ein Freund von Herrn Spottiswoode,[1]) Professor Masklyne, Sie bereits zu sich eingeladen hat. Hoffentlich bleiben Sie bis Donnerstag und geben mir dann die Ehre, den Tag über mein

[1]) Will. Spottiswoode, gestorben 1883 als Präsident der Londoner Geographischen Gesellschaft.

Gast zu sein, da ich mehrere von meinen Freunden zu einer Wasserfahrt nach Runcham eingeladen habe.

Mit vorzüglichster Hochachtung

Ihr ergebenster

M. Müller.

2. Brief Max Müllers an Heinrich Barth.

55. St. John Street,
Oxford, 21. September 1856.

Mein lieber Freund

Sehr gern käme ich einmal auf ein paar Tage nach London, um Sie und Pauli [1]) zu besuchen, und namentlich um mit Ihnen einige Punkte der afrikanischen Ethnologie zu besprechen. Es ist schwer, über diese Sachen zu schreiben, und sind mir auch die Fakta, namentlich in bezug auf Kanori [2]) zu wenig bekannt. Spuren turanischer Sprachformation sind mir früher in südafrikanischen Sprachen aufgefallen, und Boyce in seiner Kaffir-Grammer Einleitung S. IX. bringt einige Tatsachen bei. Das Hottentottische, ganz verschieden von den bis zum Aequator reichenden Kaffirsprachen, erinnert an Turanisches. Meine Ueberzeugung ist, daß es nur zwei große Sprachарten gibt — Werdende und Gewordene. Das Turanische ist mir das Werdende, in der Form Begreifliche, rein Mechanische — mit weiten Möglichkeiten, nationalen Verschiedenheiten, aber doch durchaus noch jenseits der Linie, wo eine Sprache aufhört, durch und durch Ausdruck des Gedankens zu sein, wo namentlich die Formen aufhören, selbständig und selbstverständlich zu sein. Diesseits dieser Linie gibt es nur zwei gewordene Sprachtypen, ursprünglich natürlich auch mechanisch oder turanisch geworden, aber traditionell, konventionell, und zwar geschichtlich, Arisch und Semitisch. Die Vorstufen und Durchgänge des Semitischen liegen in Afrika wohl in der Berber- — auch in der Gallasprache — das erste Sprachstratum ist aber dort, wie in Amerika, das in unendliche Mannigfaltigkeit sich entwickelnde, konglomerierende, Turanische. Dabei wären Uebereinstimmungen in den gewordenen Wurzeln (Pronomina, Zahlen u. s. w.) wohl denkbar, und natürlich für den klassifizierenden Philologen sehr wünschenswert, und ich sehe Ihren Mitteilungen darüber in Ihrem neuen Werke mit vielem Interesse entgegen. Es tut mir leid zu hören, daß das englische Klima Ihnen noch nicht vollen Ersatz für die afrikanische Hitze geboten hat — mir hat es auch in diesem kalten Herbst etwas mitgespielt. Mit herzlichen Grüßen an Pauli

treu der Ihrige

M. Müller.

3. Brief Max Müllers an Heinrich Barth.

55. St. Johns Street,
Oxford, 15. Mai 1857.

Verehrter Herr Doktor

Die drei ersten Bände Ihres großen Reisewerks trafen bei mir ein, als ich von Oxford einige Tage abwesend war, so daß es mir gestern und heute nur eben möglich gewesen ist, einen Blick auf Ihre Arbeit zu werfen, um zu suchen, wo sich etwas für den Ethnologen und Philologen Interessantes findet. Vergebens habe ich mich nach der Sprache umgesehen, von der Sie mir früher einmal schrieben, daß sie Anklänge an das Sanskrit zeige, und es wäre in der Tat sehr zu wünschen, wenn man die ethnologischen und philosophischen Resultate Ihrer Reiseforschungen auf irgend eine Weise für sich selbst zusammengestellt haben und lesen könnte. Doch sind es freilich nur wenige, die gerade nach solchen Dingen

[1]) Sekretär des preußischen Gesandten Bunsen. Durch des letzteren Vermittlung waren Müller wie Barth nach England gekommen.

[2]) Sprachidiom von Kanem.

in einem afrikanischen Reisewerke verlangen, und sie müssen sich schon die Mühe geben, das, was sie brauchen, für sich selbst zu suchen. Ich sage Ihnen meinen herzlichsten Dank für Ihr freundliches Geschenk und gratuliere Ihnen zu dem allgemeinen und lebendigen Interesse, das das Erscheinen Ihres Werkes in England und Deutschland erregt. Hoffentlich sind die traurigen Nachrichten über Dr. Vogel [1]) unbegründet.

Mit aufrichtiger Verehrung

Ihr ergebenster

M. Müller.

4. Brief Ernest Renans an Heinrich Barth (in Uebersetzung).

Paris, 13. April 1862.

Mein Herr!

Ich habe den ersten Teil Ihrer Wörterverzeichnisse erhalten, den Sie mir die Ehre erwiesen zuzuschicken. Ich hatte ihn schon als wichtige Arbeit notiert, die ich bei der in Vorbereitung befindlichen neuen Auflage meines Werkes über die semitischen Sprachen zu verwenden gedachte. Ihre Arbeit, mein Herr, ist ein wahrer Lichtstrahl für die so höchst interessanten Fragen der afrikanischen Ethnographie. Ich hoffe, daß wir, dank Ihnen und den Gelehrten, die mit Ihnen an diesem ausgezeichneten Werke arbeiten, in zwanzig Jahren eine sprachforscherische Klassifikation der Völker Afrikas haben werden, wie eine solche über die Völker Asiens vorliegt. Die Völkergleichheit der Berber und Tuariks vom Senegal her bis nach Aegypten ist an sich schon eine bedeutsame Tatsache. Es lebt dort eine Völkerfamilie, die sich zweifelsohne mit noch andern als zusammengehörig in Verbindung bringen läßt. Leider wird der Mangel von sehr alten Urtexten diesen Studien als Erforschungsmittel immer eine Art von untergeordneter Bedeutung bereiten, verglichen mit den Studien über indo-europäische, semitische und chinesische Sprachen.

Ihre Reisen haben Sie, mein Herr, auf den ersten Rang der kühnen Erforscher unsrer Zeit erhoben. Ich bin entzückt, die Gelegenheit zu haben, Ihnen meine Bewunderung über Ihren Mut und Scharfsinn als Beobachter ausdrücken zu können. Ihre Reisen in Kleinasien haben hier einem jungen Reisenden, Monsieur Perrot, [2]) kostbare Anleitung gegeben, und ist er auf Ihren Spuren zu wichtigen Resultaten gelangt. Sie werden von diesen Arbeiten bald Kunde erhalten.

Empfangen Sie, mein Herr, die Versicherung der hohen Wertschätzung, mit der ich die Ehre habe, Ihr ganz ergebener Diener zu sein.

Rue de Madame, 55.

E. Renan.

5. Brief Ernest Renans an Heinrich Barth.

Dinard, près St. Malo,
15. August 1863.

Mein Herr!

Da ich seit einigen Tagen von Paris abwesend bin, so habe ich das Wörterbuch noch nicht durchgesehen, das Sie mir die Ehre erzeigten, zuzusenden. Ich zweifle nicht, daß Sie darin dieselbe Genauigkeit, Tiefe des Wissens wie Ihres Scharfsinnes entfaltet haben, die alle Ihre Arbeiten auszeichnen. Ich fühle mich außerordentlich durch die Ehre geschmeichelt, die Ihre Geographische Gesellschaft mir erwiesen hat, die durch die Berühmtheit ihrer Mitglieder ebenso hoch steht wie durch das Verdienst ihrer Arbeiten, so daß ihre Wahl mich sehr

---

[1]) Der Nachfolger Barths in der Erforschung Zentralafrikas; war mittlerweile 1855 in Wadai ermordet worden.

[2]) Perrot lebt als berühmter Archäolog noch in Paris. Durch Barths Vermittlung als damaligen Vizepräsidenten der Berliner Geographischen Gesellschaft wurden 1863 sowohl Renan wie Perrot zu Ehrenmitgliedern der genannten hohen wissenschaftlichen Körperschaft ernannt.

stolz macht. Haben Sie die Güte, als Präsident der Gesellschaft den aufrichtigsten Dank zu übermitteln. In den Herren Perrot und Duveyrier haben Sie eine sehr gute Wahl getroffen. Beide sind mir befreundet und Männer von großem Verdienst, ein jeder in seinem Fache. Ich werde bei meiner Ankunft in Paris Herrn Perrot sein Diplom überreichen. Ich bin außerordentlich beglückt durch die Anerkennung gewesen, die Sie meiner letzten Arbeit gezollt haben. Ihre Ansicht über den Ursprung des Mohammedanismus ist von vollständiger Richtigkeit. Der Mohammedanismus ist in Wirklichkeit eine Rückwirkung des semitischen Geistes gegenüber den Komplikationen, sowohl metaphysischen wie mythologischen, die das Christentum angenommen hatte.

Ich komme ein wenig spät mit der Veröffentlichung meiner Mission nach Phönizien. Gleich nach meiner Rückkehr nach Paris werde ich mich derselben vollständig widmen.[1]) U. s. w.

Empfangen Sie, mein Herr, die Versicherung der Gefühle unendlicher Hochachtung, mit denen ich die Ehre habe zu sein Ihr sehr ergebener Diener

E. Renan.

Rue Vanneau 29.

Die nachfolgenden Briefe David Livingstones an Barth während deren Aufenthalt in London, bei dem sich beide Reisende persönlich kennen lernten und näher traten, haben an sich keinen streng wissenschaftlichen Wert, verdienen aber insofern Beachtung, als sie die liebenswürdige und bescheidene Persönlichkeit Livingstones ins hellste Licht setzen. Barth schilderte ihn als schlicht, einfach, von ruhiger, klarer, aber nicht wissenschaftlich geschulter Beobachtungsgabe, und dies spiegelt sich auch in den nachfolgenden Briefen ab. Er starb 1873, überlebte Barth also acht Jahre, während welcher Zeit er auf den Gipfel seines Ruhms gelangte.

1. David Livingstone an Heinrich Barth.

London, 57 Sloane Str., 20. Mai 1857.

Mein lieber Herr!

Ich möchte Ihnen einmal Dank für die Güte aussprechen, mit der Sie mir einen Band Ihres schönen Werkes schickten. Ich erfuhr erst durch Ihre Zeilen, daß gewisse Fragen aufgeworfen werden wie die, auf die Sie sich beziehen, an deren Behandlung ich kein Interesse habe. Und was die Schwierigkeiten betrifft, die sehr verschiedenartig gewesen sein mögen, wie mir ein Blick in die Vorrede dargelegt hat, so meine ich: wir haben sie überwunden, und braucht nichts weiter darüber gesagt zu werden. Ich verspreche mir viel Genuß von dem Lesen Ihrer Bände und danke Ihnen aufrichtig für dieselben wie für die Ausdrücke der Anerkennung, mit denen Sie die Gaben freundlich begleiteten.

Ich bin, Sir,

Ihr sehr gehorsamer Diener

Dr. Barth. David Livingstone.

2. David Livingstone an Heinrich Barth.

London, 50 Albemarle Str.,
10. November 1857.

Mein lieber Herr!

Erst gestern, nach meiner Rückkehr aus Staffordshire, erhielt ich Ihre freundschaftliche Zuschrift vom 7. d. M. Ich sah Sie bei der Versammlung der R. G. S. (Royal Geographical Society) und hatte die Absicht, Ihnen dort für die Freundlichkeit zu danken, die Sie veranlaßte, auch bei den weiteren Bänden Ihres Werkes an mich zu denken. Sie entschwanden aber meinem Blick in der Menge. Man wird bei Murray, 50 Albemarle Str., stets wissen, wo ich mich aufhalte, und möchte ich Ihnen versichern, daß ich Ihre Werke mit doppeltem Interesse

[1]) Erschienen 1864—74 in 9 Teilen.

durchlesen werde, weil ich Sie kannte und Ihre Freigebigkeit in so besonderer Weise erfahren durfte. Um sie zu genießen, werde ich die drei andern Bände für die Zeit aufheben, in der ich von dem Treiben der Zivilisation weit entfernt sein werde. Meine Landsleute lassen mir nur wenig Muße übrig, gerade so wie es die Ihrigen tun, wenn Sie in Deutschland sind. Ich jedoch kann mich nicht in die Stille zurückziehen wegen meines Hinübergehens (nach Afrika), wie Sie es durch Ihren hiesigen Aufenthalt ermöglichen. Ich hoffe, daß Sie Ihre Familie wohl antrafen; was mich betrifft, so starb mein armer Vater gerade, als ich auf dem Wege zu der Ostküste bei Tete war, und so habe ich niemand, dem ich meine Abenteuer so gern erzählt hätte wie ihm. Meine arme Mutter ist krank vor Aufregung, daß sie sich an einem Tage von drei Söhnen trennen soll, die nach entfernten Teilen der Welt ziehen.

Es ist einige Aussicht da, daß ich im Januar (1858) nach meinem Adoptivlande (Südafrika) zurückkehren werde; zuerst gehe ich aber nach Portugal. Wo Sie auch hingestellt werden mögen, stets werde ich jede Kunde über Sie mit großem Interesse lesen. Ich bitte, daß unser himmlischer Vater Sie beschützen möge, wie auch, daß wir uns durch die Gnade unsers gesegneten Erlösers freudig wieder begegnen möchten, wenn alle unsre Wanderungen vorüber sein werden.

Ich bin Ihr aufrichtigster

David Livingstone.

Meine Arbeit (Travels in South Africa, 1857), die Sie so freundlich aufnahmen, ist etwas Armes und Kleines, mit der Ihrigen verglichen. Sie besitzen mindestens fünfmal so viel Ausdauer beim Führen der Feder, als ich habe.

*

Zum besseren Verständnis des folgenden Briefs sei erwähnt, daß Livingstones Abreise den 10. März 1858 erfolgte; aber dieses und das folgende Jahr verging mit fruchtlosen Versuchen, den Oberlauf des Zambesi zu erkunden, doch entdeckte man dessen Nebenfluß, den Shire, und seinen Ausfluß aus dem Nyassasee. Auch fand man den Shirwasee. Der nächste Zweck war gewesen, die 1856 in Tete am Zambesi von der ersten Expedition zurückgelassenen Makalolo-Neger in ihre Heimat zurückzubringen, wie ihnen Livingstone versprochen hatte. Es gelang erst später, als ein neues, besseres Schiff, der Pioneer, von der Regierung gestellt ward. Livingstone war begleitet von seinem Bruder Charles und Dr. Kirk.

3. David Livingstone an Heinrich Barth.

Tete, 6. Februar 1860.

Dr. Henry Barth.

Mein lieber Herr!

Es war außerordentlich gut von Ihnen, an uns zu denken und uns die übrigen Bände Ihrer Arbeit zu senden, und ich möchte Ihnen meinen herzlichsten Dank für Ihre Freigebigkeit aussprechen. Sie erinnerten sich zweifellos an die Zeit, die Sie in ähnlichen, aber viel ungünstigeren Verhältnissen zubrachten, und sympathisierten freundlich mit uns. Vielen Dank für Ihre Güte.

Wir (siehe oben) wurden durch einen erbärmlichen Betrug, das Schiff betreffend, verhindert, sofort in das Makalololand zu ziehen. Einer der Lieferanten versprach vor dem Ankauf, daß das Schiff zehn oder elf Tonnen tragen würde, und der andre erklärte nach dem Ankauf, daß es nur bestimmt sei, einige wenige, „sehr wenige Personen", zu tragen. Nun, dieses Stück der Ehrenhaftigkeit führte uns doch den Shire aufwärts und zu der Entdeckung von zwei herrlichen Seen. Das dieselben begrenzende Land ist hochgelegen und sehr schön, und bis jetzt hatten wir keinen Grund, den Aufschub zu bedauern. Wir warten nun mit Ungeduld auf ein Dampfschiff, das uns befähigt, die Stromschnellen (des Zambesi)

hinaufzufahren, die, nach den Beobachtungen bei niederem Wasserstand, wir für passierbar halten, wenn das Wasser hoch ist. Sollte sich das Schiff aber nicht einstellen, dann werden wir zu Fuß vordringen oder in ungefähr sechs Wochen es mit einem Walfischfahrer versuchen.

Mit guten Wünschen für Ihre Gesundheit und Ihr Glück bin ich, lieber Herr, Ihr dankbarer Diener

David Livingstone.

Noch möchte ich Ihnen Glück wünschen zu der Ehre, die Ihnen durch Ihre Majestät die Königin zuteil geworden ist. (Barth hatte den Bath-Orden bekommen.)



Literarische Berichte.

Im Lande des einstigen Paradieses. Ein Vortrag von Friedrich Delitzsch. Mit 52 Bildern, Karten und Plänen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. (Geh. M. 2.—, kart. M. 2.50.)

Der durch die Kontroverse über „Babel und Bibel" (im gleichen Verlag erschienen) so berühmt gewordene Assyriologe hat diesen Vortrag am 17. April 1903 in der Berliner Singakademie vor dem deutschen Kaiserpaar und den Mitgliedern der Deutschen Orientgesellschaft gehalten und ihn nun auf Veranlassung Kaiser Wilhelms II. dem Druck übergeben. Professor Delitzsch schildert darin in ungemein fesselnder und anziehender, mitunter humoristisch gefärbter Weise die Erlebnisse und Beobachtungen auf seiner sechsmonatlichen babylonischen Reise im Jahre 1902; er vermeidet theologische und religionsgeschichtliche Auseinandersetzungen, wenn auch überall die großen Gesichtspunkte der Geschichte, der Politik und der Kultur zur Geltung kommen. Das Euphrat- und Tigrisland, das noch Plinius den fruchtbarsten Acker des ganzen Orients nannte, bietet gegenwärtig das Bild grenzenloser Verwahrlosung, und eine Reise von der Mittelmeerküste zu Land oder zu Fluß nach Mosul und Bagdad ist keineswegs ein Vergnügen. Die Sitten und Gebräuche in jenen Gebieten sind noch gerade so wie vor 3000 Jahren, und mit Ueberraschung gewahrte Delitzsch ihren innigen Zusammenhang mit denen der alten Assyrer. Eingehend berichtet er über die Ausgrabungen, die die Deutsche Orientgesellschaft auf dem Trümmerfeld von Babylon veranstaltet hat; ihre Ergebnisse lassen klar erkennen, daß Herodot sich über die Größe der Stadt gehörig hat täuschen lassen. Ein Ausblick auf die Zukunft, in der die Bagdadbahn hoffentlich den Segen der Kultur auch den Landstrichen von Bagdad bis Basra zuführen wird, beschließt diese hochinteressanten Mitteilungen, die zugleich unterhaltend und belehrend sind. Die Ausstattung ist gediegen und geschmackvoll; besonders erwünscht werden allen Lesern die hübschen und gut gewählten Illustrationen, die Pläne und Karten sein, die das Verständnis wesentlich erleichtern. Fr. R.

Weltgeschichte. Herausgegeben von Hans F. Helmolt. Zweiter Band: Ostasien und Ozeanien. Der Indische Ozean. Leipzig und Wien 1902. Bibliographisches Institut.

Der vorliegende neue Band des großen Unternehmens, der fünfte in der Reihenfolge des Erscheinens, füllt die Lücke zwischen der Darstellung Amerikas im ersten und der Westasiens und Afrikas im dritten Band; er zerfällt in sechs Abschnitte: Japan, China und Korea (bearbeitet von Max v. Brandt, dem bekannten vormaligen Gesandten in Ostasien), Hochasien und Sibirien von † Dr. Heinrich Schurtz; Australien und Ozeanien von Professor Dr. K. Weule, Indien von Professor Dr. E. Schmidt, Indonesien von Schurtz und Geschichtliche Bedeutung des Indischen Ozeans von Weule. Wie der Herausgeber in dem Vorwort mitteilt, ist es sein besonderes Augenmerk, dafür zu sorgen, daß die unter seinem Namen gehende Weltgeschichte mehr werde als die Summe von 50 oder 60 Monographien, seine redaktionelle Tätigkeit erstreckt sich auch auf eingreifende Aenderungen an den Beiträgen der Mitarbeiter, wie im vorliegenden Bande insbesondere an dem Abschnitt über Indien, sowie auf die Herstellung der Verbindung zwischen den Hauptabschnitten, im Sinne einer Lebensgeschichte der Menschheit. Gegenüber den grundsätzlichen Erklärungen gegen die ethnographische Gliederung des Werkes wird wiederholt betont, daß in keiner

andern Weltgeschichte der Strom der berichtenden Erzählung so ununterbrochen fließe wie hier innerhalb der Hauptabschnitte. Daß in der Tat die räumliche Zusammenfassung für die historische Würdigung eigentümliche Vorzüge gegenüber der üblichen Periodisierung gewinnen kann, zeigt der Abschnitt „Hochasien und Sibirien" im vorliegenden Bande besonders deutlich. — Die Ausstattung mit Karten und Abbildungen ist die bei dem Verlag gewohnte.

F. G. Schultheiß.

Fürst Bismarck und seine Hamburger Freunde. Von Heinrich v. Poschinger. Mit zahlreichen Illustrationen und Faksimiles. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

Im Hause des Hamburger Bürgermeisters Petersen erzählte der Altreichskanzler: „Der alte Kaiser saß einmal zwischen Moltke und mir und sah sich nach Salz um. Wir reichten es ihm beide. Er lehnte sich weit zurück und sagte: ‚Wenn ich mich mit einem von euch beiden erzürnen soll, dann noch lieber mit Moltke'." Zahlreiche derartige Anekdoten, höchst lehrreiche Gespräche und Aussprüche Bismarcks über geschichtliche Vorgänge und Persönlichkeiten hat der bekannte Bismarckbiograph in Hamburg erkundet und in diesem, mit interessanten photographischen Aufnahmen, Faksimiles u. s. w. geschmückten Buche zusammengestellt. Er schildert darin zunächst Bismarcks Verhältnis zu Hamburg vor seiner Entlassung und dann eingehend die freundschaftlichen Beziehungen, die den Fürsten während seiner letzten acht Lebensjahre mit einer Reihe der angesehensten Hamburger Familien und Persönlichkeiten verbanden. Da Bismarck sich in ihren Kreisen stets ungemein heimisch fühlte und mit seltener Offenheit aussprach, so bieten diese Aufzeichnungen ein schätzbares Material für die Beurteilung des Fürsten als Mensch wie als Politiker.

Fr. R.

Novellen. (Die Petersinsel. Der Christus von Mariahilf. Die Gegnerin. Herrn Wimplingers romantische Genesung.) Von Ferdinand v. Hornstein. Stuttgart und Leipzig 1903, Deutsche Verlags-Anstalt.

Hornstein ist ein Meister der Pointe. Sämtliche im Titel genannten Novellen haben etwas Verblüffendes. Durch breitausgesponnene Einleitungen oder durch ein gemütliches Tempo des Erzählungstons wird die Erwartung des Lesers aufs lebhafteste gespannt, immer aber wird man in rascher, dabei jedoch fein motivierter Wendung voll entschädigt. Die mittleren Stücke spiegeln in tiefempfundener Weise die schmerzvolle Ironie des Lebens wider, während dem Helden der Petersinsel mit seiner krankhaften modernen Lebensphilosophie in Herrn Wimplinger ein Vertreter des derben Lebenshumors, der am Schluß mit elementarer Gewalt durchbricht, gegenübersteht.

Alle Leser dieses äußerlich und innerlich schmucken Bändchens werden auf die weiteren Gaben des talentvollen Erzählers begierig sein.

—ck.

Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit. Herausgegeben vom Württembergischen Geschichts- und Altertumsverein. Mit zahlreichen Kunstbeilagen und Textabbildungen. Stuttgart 1903, P. Neff (Carl Büchle). I. und II. Heft.

Das Werk, dessen beide ersten Hefte uns vorliegen, soll in 14 Heften à 2 M. eine umfassende Geschichte dieses ganzen Zeitalters enthalten. Dabei soll außer einer eingehenden Schilderung des Herzogs Karl Eugen und seiner Regierung auch das wirtschaftliche, geistige und religiöse Leben des Volks, die Künste und Wissenschaften jener Zeit und die Beziehungen des Landes zu den Nachbarn eine ausführliche Darstellung finden. Das erste Heft bringt als Einleitung einen Aufsatz von General Dr. v. Pfister über das 18. Jahrhundert und in einem ersten Abschnitt „Herzog Karls Erziehung, Jugend und Persönlichkeit" von Archivrat Dr. E. Schneider. Im zweiten Heft schildert Archivdirektor Dr. v. Staelin „Die beiden Ehen des Herzogs", während v. Pfister „Hof und Hoffeste" und das „Militärwesen" behandelt. An dem Werke arbeiten die besten Kräfte mit. Wir erwähnen außer den genannten noch die Herren: J. v. Hartmann, Hauber, Herzog, R. Krauß, Paulus, Schanzenbach, Sägmüller, Sixt, Steiff, Weller, außerdem die Künstler: M. Bach, Berner, Cloß, Seeger u. a. Wir dürfen aus dieser Tatsache ohne Zweifel den Schluß ziehen, daß das Werk, für dessen Abfassung reiches Quellenmaterial zu Gebot steht, eine vorzügliche Leistung werden wird. Wir werden Anlaß nehmen, bei den einzelnen Lieferungen darauf zurückzukommen.

E. M.

Clara Schumann. Von Berthold Litzmann. Erster Band: Mädchenjahre. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Das Buch verdient schon deshalb die weiteste Aufmerksamkeit, weil es von einem nichtmusikalischen Fachmann herrührt. Der Name des Gelehrten bürgt für eine unparteiische und pünktliche Behandlung des Stoffes. Litzmann teilt vieles Neue aus Tagebüchern und Briefen mit, was auf Clara wie auch auf Robert Schumann das hellste Licht wirft. Wie spannend ist diese Liebesgeschichte, wie innig sind die Briefe der beiden! Dieser Band ist ein Geschenk vor allem an die Ju-

gend, die an idealem Kämpfen und Streben, an ausgezeichneten Persönlichkeiten so warmen Anteil nimmt. In der Tat haben die beigebrachten Dokumente auch insofern den vollen Reiz und Duft der Jugendlichkeit, als sie von den Gegensätzen des späteren Lebens kaum etwas ahnen lassen. So sind die Ausdrücke Claras über Liszt geradezu rührend. Nur im Urteil über die neunte Sinfonie Beethovens und andern kleinen Einzelheiten kündigt sich die Grenze der Künstlerin an. Allen Verehrern der Frau Schumann und denen, die es werden möchten, muß diese Biographie willkommen sein. Der zweite Band bringt hoffentlich die nötigen Register.

Dr. K. Gr.

Deva-Roman-Sammlung. Band 26—35. Berlin, Stuttgart, Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. Durchschnittlich 150 S.

Von der Reichhaltigkeit dieser rasch zu Beliebtheit gekommenen Sammlung geben die vorliegenden Bände aufs neue Zeugnis. Mit historischer Glaubwürdigkeit entwirft J. Haarhaus eine reichbewegte Erzählung aus dem 30jährigen Krieg, „Das Georgenhemd" betitelt; das Schicksal zweier Nordländer, einer schwedischen Tonkünstlerin und eines russischen Grafen, nimmt E. d'Esterre-Keeling in „Appassionata" zum Vorwurf; Paul Bourget führt uns in die Adelskreise Frankreichs mit ihrem Flirt und ihrer Causerie unter dem bezeichnenden Titel „Der Deckmantel", während Gräfin Baudissins „Auf den Hügeln von Wales" uns Land und Leute kennen lehrt. Frischer Humor kommt in den zwei Soldatengeschichten „In Schwulibus" und „Gefangen" von O. Behrend zum Ausdruck, in die abenteuerliche Fremde zu See und Land verlockt K. Herolds „Kapitän Simic", und E. W. Hornung stellt nicht minder wirkungsvoll eine flotte Liebesgeschichte „Der Boß von Taroomba" in das Milieu des australischen Farmerlebens. Tiefere Lebensprobleme werden von A. Römer in „Die Erlöserin" und besonders von A. Weber in der trefflich durchgeführten Erzählung „Der große Ueberwinder" berührt. Den Schluß macht M. v. Rosenbergs „Von Geschlecht zu Geschlecht", worin an der Hand wahrer Begebenheiten die Sühnung einer alten, auf dem adeligen Stammschloß ruhenden Schuld in packender Weise berichtet ist.

Es wird selten in einem volkstümlichen Unternehmen auf dem Gebiet der Unterhaltungslektüre so viel Gutes und so viel Abwechslung, besonders auch durch Berücksichtigung ausländischer Schriftsteller geboten werden. Dabei ist das Versprechen der Ankündigung: „großer, klarer Druck, elegante Ausstattung, billiger Preis" — der Band kostet eine halbe Mark — vollauf eingelöst.

—ck.

Musikalische Studienköpfe. Von La Mara. Fünfter Band. Die Frauen im Tonleben der Gegenwart. Dritte neubearbeitete Auflage. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Die warm und sachlich geschriebenen Biographien und Charakteristiken unsrer berühmten Tondichter haben die Verfasserin in weitesten Kreisen bekannt gemacht. Schade, daß die fünf Bände bei drei verschiedenen Verlegern erschienen sind. Den fünften Band hat die Weltfirma in Vertrieb genommen. Die 24 Studienköpfe sind auch durch Bildnisse anschaulich gemacht; nur sollten die betreffenden Blätter bloß einseitig bedruckt sein. Die Darstellung reicht von Clara Schumann („Wenn auch viele mehr Lärm machen, wenige geben so viel Musik," sagt Liszt von ihr) über die Brandt und Materna bis herab zu den Gulbranson und Schumann-Heink. Allen Künstlerinnen sind verständnisvolle Worte und anregende Schilderungen gewidmet.

Dr. K. Gr.



Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Allier, Raoul, Le bordereau annoté. Etude de Critique historique. Paris, Société nouvelle de librairie et d'édition. Fr. 1.—

Bastier, Paul, Fénelon. Critique d'Art. Paris, Emile Larose. Fr. 1.—

Björnson, Björnstierne, Auf Gottes Wegen. Roman. München, Albert Langen. M. 3.—

Bourget, Paul, Psychologische Abhandlungen über zeitgenössische Schriftsteller. Uebersetzt von A. Köhler. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 3.—

Brömse, Heinrich. Erlebnisse. Gedichte. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender. M. 1.—

Buchwald, D. Georg, So spricht Dr. Martin Luther. Worte aus Luthers Schriften. Berlin, Martin Warneck. M. 3.—

Classen, Prof. Dr. A., Ausgewählte Methoden der Analytischen Chemie. Zweiter Band unter Mitwirkung von H. Cloeren. Mit 133 Abbildungen und zwei Spektraltafeln. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. In Leinwand gebunden M. 20.—

Eucken, Rudolf, Gesammelte Aufsätze zur Philosophie und Lebensanschauung. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung.

Frank, Josepha. Der Trompeter von Baden. Ein Badener Roman. Linz a. d. D., Oesterreichische Verlags-Anstalt. K. 3.—

Gugitz, Gustav, Der Stammbaum und andere Novellen. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 1.75.

Gumpel, S., Die Spekulation in Goldminenwerten. Praktische Ratschläge und Belehrungen. Mit Karten und Plänen. Freiburg i. Br., Friedr. Ernst Fehsenfeld.

Helbig, Carl Ernst, Die erste Erfindung. Vorgeschichtliche und kultur-historische Gedanken. Zweite Auflage. Dresden, Oskar Damm. M. 1.20.

Idel, Wilhelm, Irmgard von Berg. Dramatisches Gedicht. Elberfeld, Baedeker'sche Buch- und Kunsthandlung. M. 2.—

Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. Anselm Salzer. Mit 110 farbigen und schwarzen Beilagen, sowie über 300 Textabbildungen. Heft 4. Vollständig in 20 Lfg. à M. 1.—. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft.

Jacobowski, Ludwig, Loki. Roman eines Gottes. Zweite Auflage. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 2.50.

Lyk, Hugo, Gedichte. Eine Seelengeschichte. Diessen Verlagsanstalt Jos. C. Huber.

Meister Eckharts Mystische Schriften. In unsere Sprache übertragen von Gustav Landauer. Berlin, Karl Schnabel Verlag. M. 5.—

Moderne Essays zur Kunst und Litteratur. Herausgeber Dr. Hans Landsberg. Heft 25: Paul de Lagarde. Von E. Platzhoff-Lejeune. — Heft 26: Stendhal. Von Wilhelm Weigand. — Heft 27: Max Klinger. Von Rudolf Klein. — Heft 28: Friedrich Hebbel. Von Theodor Poppe. — Heft 29: Oskar Wilde. Von F. Paul Greve. Berlin, Gose & Tetzlaff. Pro Heft 50 Pf.

Müller, Dr. Josef, Dostojewski. Ein Charakterbild. Straßburg i. E., Carl Bongard. M. 2.—

Müller, Dr. Josef. Das Bild in der Dichtung. Philosophie und Geschichte der Metapher. Band I. Straßburg i. E., Carl Bongard. M. 2.—

Müller, Dr. Josef, Reformkatholizismus im Mittelalter und zur Zeit der Glaubensspaltung. Straßburg i. E., Carl Bongard. M. 1.50.

Ostwald, W., Die Schule der Chemie. Erste Einführung in die Chemie für jedermann. I. Teil: Allgemeines. Mit 46 Abbildungen. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. M. 4.80.

Platzhoff-Lejeune, Eduard, Werk und Persönlichkeit. Zu einer Theorie der Biographie. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 3.—

Richter, Raoul, Friedrich Nietzsche, sein Leben und sein Werk. Fünfzehn Vorlesungen, gehalten an der Universität zu Leipzig. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. M. 4.—

Siebenjährige Krieg, Der. 1756 bis 1763. Fünfter Band: Hastenbeck und Roßbach. Mit 10 Karten, Plänen und Skizzen. III. Teil von „Die Kriege Friedrichs des Großen". Herausgegeben vom Großen Generalstab. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 15.—

Spanier, Dr. M., Hans Thoma und seine Kunst für das Volk. Leipzig, Breitkopf & Härtel. Gebunden M. 2.—

Stadelmann, Dr. Heinrich, Schulen für nervenkranke Kinder. Die Frühbehandlung und Prophylaxe der Neurosen und Psychosen. Berlin, Reuther & Reichard. 75 Pf.

Thoma, Ludwig, und Th. Th. Heine, Das große Malöhr im Juni 1903. Wahrheitsgetreu dargestellt. Mit vielen Illustrationen. München, Albert Langen. Kartoniert 80 Pf.

Tiere der Erde, Die. Von Prof. Dr. W. Marshall. Eine volkstümliche Uebersicht über die Naturgeschichte der Tiere. Mit über 1000 Abbildungen und 25 farbigen Tafeln nach dem Leben. Lfg. 12. Vollständig in 50 Lieferungen à 60 Pf. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Uslar, Manuel v., Das Gold. Sein Vorkommen, seine Gewinnung und Bearbeitung. Gemeinverständlich dargestellt. Mit 19 Abbildungen und 2 Tafeln. Halle a. S., Wilhelm Knapp. M. 2.—

Volksabende. Herausgegeben von Hermann Kaiser. 1. Heft: Hans Sachs. Von Richard Bürkner (M. 1.—); 2. Heft: Wilhelm Hauff. Von Dr. Herm. Mosapp (75 Pf.); 3. Heft: Königin Luise. Von Herm. Müller-Bohn (75 Pf.). Gotha, Verlagsbureau.

Wagner, C., Die Seele der Dinge. Aus dem Französischen übersetzt von Dr. Fr. Fliedner. Berlin, Martin Warneck. M. 4.—

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Rechberg und Bismarck 1863 bis 1864.

Von

Friedrich Graf Revertera.

(Fortsetzung.)

Die Vorbereitungen zum Einmarsche in Jütland waren noch während der darüber zwischen Wien und Berlin geführten Verhandlungen unausgesetzt betrieben worden. Am 6. März, dem Tage der Unterzeichnung des zweiten Berliner Protokolls, erhielt Gablenz den Befehl des Feldmarschalls, gegen Fridericia vorzurücken, und zwei Tage danach, am 8. März, lieferte eine seiner Brigaden das siegreiche Gefecht bei Veile, dem der im Hauptquartier der Verbündeten eingetroffene französische Oberst v. Clermont-Tonnerre als Augenzeuge beiwohnte. Aus dessen Munde vernahm ich mit patriotischer Befriedigung das begeisterte Lob, das er dem mit Entschlossenheit ausgeführten Bajonettangriffe auf die in starker Stellung befindlichen Dänen zollte.

Die verhältnismäßig großen Verluste unsrer Truppen in diesem wie in den früheren Gefechten bei Oberselk und Deversee mögen, im Vergleiche mit denen der Preußen in den nachfolgenden Zusammenstößen mit den Dänen vor Düppel und auf Alsen, der geringeren Beschaffenheit unsers damaligen Infanteriegewehres und der alten Taktik des Frontalangriffes zuzuschreiben sein, sowie auch der ungenügenden Anzahl der Feldgeschütze.

In jeder dieser Beziehungen waren die Preußen gegen uns im Vorteile. Das Zündnadelgewehr, dessen Vorzüge bei uns wohl erst nach traurigen Erfahrungen richtig gewürdigt wurden, die zahlreiche Artillerie, die jeden Angriff effektvoll einleitete, und die vorsichtige Führung nach neuer Methode, die nach langen Friedensjahren ihre erste Probe bestand — das alles ersparte viele Leben, die auf unsrer Seite verschwenderisch geopfert wurden.

Die ganze Auffassung der den verbündeten Armeekorps gestellten Aufgabe schien mir eine grundverschiedene zu sein: auf österreichischer Seite der Beruf, zu zeigen, was Disziplin und Tapferkeit zu leisten vermögen; auf seite der Preußen die Ausnützung jeder Gelegenheit, um auf beschränktem Gebiete zu lernen und vorzubereiten, was im großen Kriege den Erfolg verbürgen konnte.

Wir zeigten in Schleswig, was wir waren, die Preußen lernten, was sie werden wollten und konnten. Das Schuljahr war für sie von Nutzen, für Oesterreich ein bloßer Verlust.

Indem ich die militärischen Ereignisse mit dem Interesse eines alten Soldaten, die politischen mit dem Auge des Diplomaten verfolgte und darüber meine Betrachtungen anstellte, war meine Lage als Zivilkommissär von allem Anfange unerquicklich, wurde es aber mit der Zeit immer mehr. Ich fühlte mich vereinsamt und machtlos, von allen Seiten beargwohnt und für Dinge mit verantwortlich, deren Leitung in andern Händen lag.

„Die preußische Administration," schrieb ich, „zieht immer mehr Beamte ins Land und, obwohl Baron Zedlitz mir in seinem Benehmen alle mögliche Rücksicht angedeihen läßt, so ergibt es sich doch von selbst, daß alle Gewalt in seiner Hand liegt, ich aber nur so viel Autorität besitze, als mir das persönliche Zutrauen der Leute gewährt. Wenn solche, denen das preußische Polizeiregiment mißfällt, sich mehr an mich anzuschließen versuchen, so veranlaßt mich das wieder zu größerer Vorsicht, damit die Eintracht, die zwischen Zedlitz und mir besteht, keinen Stoß erleide."

Ein dem Nationalverein angehöriger Journalist, namens Rasch, war noch vor meiner Ankunft von meinem preußischen Kollegen ausgewiesen worden. Baron Gablenz, an den er sich mit der Bitte wandte, seinem Hauptquartiere folgen zu dürfen, antwortete höflich, ohne dem Ansuchen Folge zu geben. Nun verlangte er von mir die Aufhebung der gegen ihn verhängten Maßregel. Ich schrieb ihm, es liege nicht in meiner Macht, eine Verfügung rückgängig zu machen, die der Königlich preußische Zivilkommissär getroffen hatte, bevor ich mein Amt antrat. Diesen Brief benutzte Rasch zu einer Anklage gegen Zedlitz, schickte ihn nach Berlin und berief sich darauf, daß ich an seiner Ausweisung unbeteiligt war. Herr v. Bismarck, empfindlich und argwöhnisch wie immer, erhob darüber Beschwerde in Wien, daß ich suche, mich auf Kosten meines Mitkommissärs populär zu machen, und Graf Rechberg beruhigte sich erst, als ich ihm sagen konnte, daß Herr v. Zedlitz meinen Brief gekannt und sich damit einverstanden erklärt hatte.

„War es," schrieb ich, „in diesem Falle natürlich, daß Zedlitz, als alleiniger Unterzeichner des Ausweisungsbefehles, dafür in erster Linie verantwortlich war, so geschieht es hinwiederum, daß, wenn er sich scheut, dem Feldmarschall Wrangel entschieden entgegenzutreten, was zuweilen notwendig ist, er mich bittet, meine Person voranschieben zu dürfen." Die Ausweisung eines vom Herzog von Koburg empfohlenen Herrn Tempeltey, dessen Verschulden auch darin bestand, Mitglied des für Augustenburg agitierenden Nationalvereins zu sein, erfolgte, meiner Instruktion gemäß, mit beiderseitiger Fertigung der Kommissäre.

„Baron Zedlitz," berichtete ich ein andres Mal, „scheint mir mit großer Umsicht zu Werke zu gehen und sich der schwierigen Aufgabe dem Feldmarschall gegenüber vortrefflich zu entledigen. So viel ich kann, will ich mich ihm natürlich immer anschließen. Ich muß es sogar bis auf einen gewissen Grad, weil alle

Regierungsinstrumente in seiner Hand liegen: preußischer Telegraph, preußische Feldpost, preußisches Stadtkommando, preußische Polizei und an deren Spitze im Zentrum, nach Absetzung des dänischen Polizeichefs, ein preußischer Oberbeamter." Das konnte uns so lange zusagen, als die verbündeten Kabinette in voller Eintracht dasselbe Ziel verfolgten. Erhielt aber im weiteren Verlaufe Baron Zedlitz Weisungen, die mit den meinigen nicht übereinstimmten und nach denen er handelte, ohne sie mir mitzuteilen, so konnte ich, um jede Störung zu vermeiden, nichts andres tun, als mich von der Strömung mit forttreiben zu lassen. Das schrieb ich dem Grafen Rechberg in einem vom 14. März datierten Privatbriefe:

„Sobald ich tiefer in das Wesen der Geschäfte eindringe, kann ich ohne eine absichtliche Täuschung nicht verkennen, daß Baron Zedlitz das Zentrum geworden ist, um das alle nichtmilitärischen Angelegenheiten des Landes gravitieren. Ich bin vollkommen geneigt, zuzugeben, daß seine Persönlichkeit und große Erfahrung im administrativen Staatsdienste ihm schon ein Uebergewicht verleihen müßten. Es ist aber unverkennbar, daß hier noch andre Faktoren zusammenwirken, die zu unterschätzen von den übelsten Folgen wäre. Baron Zedlitz stützt sich auf den vorwaltend preußischen Charakter der Okkupation, auf die materiellen Hilfsmittel, die ihm alle Departements der preußischen Regierung zur Verfügung stellen und auf die greifbaren Interessen, die Preußen im Bunde mit den natürlichen Sympathien im Norden Deutschlands verfolgt. Fehlen ihm vielleicht zuweilen ausreichende Instruktionen, so hat er in den bekannten Tendenzen seiner Regierung einen zuverlässigen Kompaß. Er kann nicht irren, solange er den Vorteil Preußens nicht aus dem Auge verliert.

„So einfach ist meine Lage nicht. Der Zweck, den wir verfolgen, ist ein solcher, der über das unmittelbare Interesse erhaben, die Wahl der Mittel nicht immer vorzeichnet. Wo meine Instruktionen aufhören, bleibe ich immer der Gefahr ausgesetzt, in eine Bahn zu geraten, die den Absichten des kaiserlichen Kabinetts unvollkommen entspräche. Deshalb glaubte ich Eurer Exzellenz bisher so weitläufig berichten und um Mitteilungen bitten zu müssen, die mir leider nicht zuteil geworden sind. Solange ich diese entbehre, kann ich nichts höher stellen, als die Eintracht mit meinem preußischen Kollegen. Häufiges, ja immerwährendes Nachgeben ist daher eine absolute Notwendigkeit für mich, wenn ich keine andern Anhaltspunkte für mein Handeln besitze ...

„Wollte ich nun eine Schilderung meiner Beziehungen zu Wrangel entwerfen, so würden Eure Exzellenz sich schwer entschließen, sie nicht für übertrieben zu halten. Baron Zedlitz ist oft außer sich über den gebieterischen, um nicht zu sagen groben Ton, den er und sein Generalstab uns gegenüber anschlägt. Ich habe es konstant verweigert, mich an einer Reklamation zu beteiligen, so wie ich auch den ersten unhöflichen Empfang Wrangels mit vollkommener Indifferenz hinnahm ..."

In einzelnen Fragen gelang mir wohl, dank der Urbanität meines Herrn Kollegen, eine Ausgleichung divergierender Ansichten, eine Milderung allzu großer Härten und die Schonung mancher durch den Kriegszustand gefährdeter Inter-

essen. Im großen und ganzen geschah aber doch nur, was den nicht offen bekannten Zielen der preußischen Politik förderlich sein konnte.

Die Verordnungen der Zivilkommissäre, die für die Dauer der gemeinsamen Verwaltung mit Gesetzeskraft in einem neuen Verordnungsblatte für das Herzogtum Schleswig erschienen, wurden von mir regelmäßig eingeschickt und mit Erläuterungen begleitet, aus denen Graf Rechberg genau ersehen konnte, wie allmählich von der im voraus vereinbarten Richtung abgewichen wurde. Die Entlassung von Beamten, Lehrern und Pastoren geschah in weit umfangreicherem Maße, als in Wien gern gesehen wurde. Viele von ihnen gaben dazu selbst die Veranlassung, weil sie in Dänemark, als Opfer deutscher Verfolgung, auf Wiederanstellung unter vorteilhaften Bedingungen rechnen konnten. Graf Rechberg mißfiel die Entfernung des protestantischen Bischofs Boesen von Flensburg, sowie mehrerer Pröpste und Kirchenvisitatoren, wozu ich mit Widerstreben meine Einwilligung gegeben hatte. Die Maßregel, die mein preußischer Kollege für durchaus notwendig hielt, schien dem Herrn Minister zu dem Charakter einer vorübergehenden militärischen Okkupation nicht zu passen. „Möglichste Beibehaltung des status quo," brachte er mir in Erinnerung, „würde den Intentionen der k. k. Regierung am meisten entsprechen." Das war mir wohl bekannt, aber die Mittel, diesen Intentionen, die offenbar von denjenigen der preußischen Regierung wesentlich differierten, den nötigen Nachdruck zu verleihen, fehlten mir um so vollständiger, als man in Wien ängstlich bemüht war, den Berliner Staatsmännern keinen Anlaß zur Unzufriedenheit zu geben. Und überdies konnte ich mich selbst der Notwendigkeit nicht verschließen, die im Beamtenstande entstandenen Lücken mit Organen zu besetzen, die, den Parteiungen im Lande ferne stehend, sich ganz und gar den Aufgaben einer guten Verwaltung widmen wollten.

Im deutschen Süden des Herzogtums hatten die dänischen Beamten beim Einzuge der Preußen ihre Posten häufig verlassen. Hier und in Bezirken gemischter Bevölkerung verlangten die Parteigänger Augustenburgs stürmisch, zuweilen drohend, die Anstellung von Kandidaten ihrer Richtung, während im Norden Volk und Beamte entschieden zu Dänemark hielten. Die Zivilkommissäre stießen bei ihnen auf passiven Widerstand. Abgesehen davon, daß auf sie nicht unbedingt zu zählen war, bereitete uns das willkürliche Eingreifen der Militärbehörden namenlose Schwierigkeiten. Es kam vor, daß Beamte von preußischen Truppenführern aufgehoben, nach gepflogener Untersuchung von den Zivilkommissären wieder eingesetzt und durch militärische Brachialgewalt abermals vertrieben oder festgenommen wurden.

Aus diesen verschiedenen Gründen war die Verwaltung fortwährenden Störungen ausgesetzt, ich aber nicht in der Lage, wie Freiherr v. Zedlitz aus Preußen, meinerseits Beamte aus Oesterreich herbeizurufen. Es ist begreiflich, daß sich die preußische Regierung keine Gelegenheit entgehen ließ, im Herzogtum immer festeren Fuß zu fassen, daß aber auch die Gelegenheiten zum Wechseln namentlich in den höheren Beamtenstellen, sich um so öfter ergaben, je mehr sie herbeigewünscht wurden.

Damit im Zusammenhange stand eine Frage, auf die in Wien mehr Gewicht gelegt wurde als in Berlin. Graf Rechberg trug mir auf, eine Steigerung der Verwaltungsausgaben tunlichst zu vermeiden, weil die Landeseinkünfte zur teilweisen Deckung der Okkupationskosten herangezogen werden sollten. Wollten aber brauchbare Leute eine provisorische Anstellung nur unter vorteilhaften Bedingungen annehmen, so war es schwer, ihre Dienste aus fiskalischen Gründen abzulehnen. So mußten denn gute Preußen aus gemeinsamer Kasse bezahlt werden, ohne dafür Oesterreich verpflichtet zu sein.

Wie in allen Ländern verschiedensprachiger Bevölkerung, war auch in Schleswig die Amtssprache, sowie diejenige, in der gepredigt und die Kirchenbücher geführt werden sollten, in den protestantischen Gemeinden vielfach umstritten. Die dänischen Sprachenverordnungen hatten den deutschen Bewohnern Grund zu berechtigten Klagen gegeben. Sie waren vor meinem Eintreffen von Wrangel und Zedlitz aufgehoben worden, doch war große Vorsicht geboten, um nicht unter dem Vorwande des Rechts neues Unrecht zu begehen. Wir wurden dazu gedrängt, Kirche und Schule vollends zu germanisieren. Es war nicht leicht, darin die richtige Mitte zu treffen, ich fand aber meinen Kollegen einer gewaltsamen Reaktion ebenso abgeneigt, wie ich es war, obwohl ein Anlaß dazu in den Mißgriffen der dänischen Regierung sich hätte finden lassen. Sie hatte das Land mit dänischen Beamten, Pastoren und Schullehrern förmlich überschwemmt, das einheimische Element war in geringer Anzahl vertreten, aus den höheren Stellen aber gänzlich verdrängt. Dennoch konnten wir dem Verlangen einer Massenaustreibung unmöglich Folge geben. Jeder einzelne Fall wurde denn auch mit möglichster Berücksichtigung persönlicher Verhältnisse und sachlicher Gründe erwogen und entschieden. In der Natur der Sache war es gelegen, daß dabei Zedlitz mehr das treibende, ich in Danachachtung meiner Instruktionen das hemmende Element sein mußte, ohne daß unser gutes Einvernehmen eine Einbuße zu erleiden hatte.

Auf Grund eines alten landesfürstlichen Privilegiums sollte in den Herzogtümern niemand angestellt werden, der nicht ein Biennium an der Kieler Universität absolviert und ein Amtsexamen abgelegt hatte. Das Privilegium wurde von der dänischen Regierung zwar nicht aufgehoben, in praxi aber dadurch umgangen, daß einzelne von der Erfüllung der gestellten Bedingungen dispensiert wurden und im Jahre 1850 eine vom 21. November datierte Bekanntmachung es jedem Schleswiger freistellte, nach eigner Wahl in Kiel oder Kopenhagen zu studieren. Gegen diese, ohne Teilnahme der Ständeversammlungen getroffene Verfügung remonstrierte nun die Universität Kiel als eine Verletzung ihres Privilegiums. Die Zivilkommissäre entschieden sich für dessen Anerkennung, mit dem Vorbehalte jedoch, daß die seit 1850 ohne Biennium angestellten Beamten aus diesem Grunde nicht entfernt werden sollten. Das entsprach am besten dem provisorischen Charakter unsrer Verwaltung und wurde auch von der k. k. Regierung gebilligt.

Unter den Händen der Zivilkommissäre häuften sich die Geschäfte dermaßen, daß ich mich mit Freiherrn v. Zedlitz darüber einigte, die Errichtung einer Landes-

regierung mit dem Sitze in Schleswig vorzubereiten, wohin wir auch das Appellationsgericht zu übertragen beabsichtigten. Schleswig war die alte Hauptstadt des Herzogtums, bis die dänische Regierung im Jahre 1850 für gut fand, die Zentralbehörden aus dem rein deutschen Landesteile nach Flensburg zu verlegen. Das Herzogtum Holstein hatte seine Landesregierung in Plön, die aber unter den Augen der Bundeskommissäre unverholen für den Prinzen von Augustenburg arbeitete. Wir waren mit den Vorstudien zu dieser Reform beschäftigt, als verlautete, daß die Regierungen von Oesterreich und Preußen von der Bundesversammlung in Frankfurt das Oberkommando über die Bundestruppen in Holstein und die Berechtigung verlangten, zwei Zivilkommissäre dahin zu entsenden. Das konnte, wenn es zur Durchführung kam, auf Schleswig nicht ohne Rückwirkung bleiben. Ich bat den Grafen Rechberg unverzüglich um Aufklärung und bemerkte: „Vieles wird davon abhängen, ob Holstein durch österreichisch-preußische Kommissäre allein oder mit Beihilfe von Bundeskommissären verwaltet werden soll; ob die großmächtlichen Kommissäre für beide Herzogtümer die nämlichen oder für jedes derselben andre sein werden und ob namentlich der administrative Verband der Herzogtümer hergestellt werden soll oder nicht.“

Darauf erhielt ich unterm 15. März die folgende Antwort:

Auf die Frage, „ob die Kommissäre, die Oesterreich und Preußen nach dem von ihnen am Bunde gestellten Antrage für Holstein zu ernennen haben würden, mit denjenigen für Schleswig in Eine Behörde zu verschmelzen wären, habe ich die Ehre, Ew. .... mitzuteilen, daß eine solche Vereinigung der Administration beider Herzogtümer während des gegenwärtigen Provisoriums mit unsern Ansichten nicht im Einklange stehen würde ...

„Es liegt sehr entschieden in unsrer Absicht, in den Friedensunterhandlungen nicht nur auf Wiederherstellung der Administration, sondern auch auf Begründung einer konstitutionellen Verbindung Holsteins mit Schleswig zu bestehen. Dagegen würden wir nicht damit einverstanden sein können, wenn man schon während des Kriegszustandes und während Holstein kraft des Exekutionsbeschlusses des Bundes, Schleswig unter dem Titel der Pfandnahme der landesherrlichen Autorität vorübergehend entzogen ist, via facti die Zusammengehörigkeit der beiden Herzogtümer verwirklichen wollte.“

In Berlin dachte man anders. Das Königlich preußische Kabinett meinte in der Berufung einer vereinigten schleswig-holsteinischen Ständeversammlung einen nützlichen Gegenzug gegen den in Frankfurt von mehreren Regierungen mit Eifer betriebenen Antrag auf Einberufung der Stände Holsteins zu erblicken, der die Proklamierung Herzog Friedrichs auf dem Fuße folgen konnte. Schließlich wurden die Stände nirgends einberufen und in jedem der Herzogtümer nach verschiedenen Gesichtspunkten, für und gegen Augustenburg, weiter regiert. Demonstrationen zu seinen Gunsten konnten auch in Schleswig nicht verhütet werden. Einmal waren es 700, ein andermal 1500 selbstgewählte Vertreter, die nach Ueberschreitung der Grenze in Holstein das Unionsbanner entfalteten und den Herzog proklamierten, dann aber im stillen heimkehrten, ohne als friedliche

Bürger belästigt zu werden. In Wien und Berlin erschien sogar einmal eine Deputation mit der Bitte um Anerkennung des Herzogs. Sie wurde, ohne empfangen zu werden, überall abgewiesen.

Durch die Einladung zur Londoner Konferenz erhielt die Agitation neues Leben. Ein Teil der alten Holsteiner Stände beschloß am 5. April in Kiel eine Deklaration, zu der 300 Notabeln aus Schleswig ihren Beitritt erklärten. Trotz des dagegen erlassenen Verbotes wählten sie 40 Delegierte, um mit den Holsteinern ein gemeinsames Vorgehen zu verabreden. Es wurde eine Erklärung in Umlauf gesetzt, die, mit der größtmöglichen Anzahl von Unterschriften bedeckt, der Konferenz als Volksabstimmung unterbreitet werden sollte.

„Ich habe mich mit meinem preußischen Kollegen darüber beraten," schrieb ich dem Grafen Rechberg, mit welchen Mitteln wir diesem Versuche entgegentreten könnten. Da jeder erfolglose Widerstand unsrer Autorität einen empfindlichen Stoß versetzen und den von uns vertretenen Interessen mehr schaden als nützen würde, so mußten wir uns vor allem die Grenzen unsrer Macht vor Augen halten. Wir glauben verhindern zu können:

„Die Abhaltung öffentlicher Versammlungen zu dem beregten Zwecke.

„Die Teilnahme der Behörden und, wie ich mit Sicherheit annehme, das Unterschreiben der Erklärung von seiten unsrer Beamten.

„Wir können aber nicht hindern, daß die Erklärung von Haus zu Haus getragen und schließlich an den Ort ihrer Bestimmung befördert werde."

Den Kommissären fehlte in Schleswig die Stütze einer wohlorganisierten Partei, wie es die Augustenburgische war. War auch der ruhigere und konservativ gesinnte Teil der deutschen Schleswiger nicht mit den Tendenzen des in Frankfurt tagenden 36er Ausschusses einverstanden, der die Schleswig-Holstein-Vereine in ganz Deutschland leitete, so waren doch alle darin einig, die politische Verbindung mit Holstein unter einem gemeinsamen Landesfürsten zu wollen. Graf Rechberg äußerte zu wiederholten Malen das Bedenken, daß durch das Umsichgreifen der nationalen Bewegung der Charakter der Pfandnahme in einer der österreichischen Politik abträglichen Weise alteriert werden könnte.

„Diese Gefahr," erwiderte ich einmal, „schwebt mir auch immer vor. Ich habe mir sogar schon erlaubt anzudeuten, daß sie von einer Seite kommen kann, die den eiderdänischen und augustenburgischen Bestrebungen gleich fremd ist."

Noch deutlicher drückte ich mich darüber in einem am 6. Mai an Graf Rechberg erstatteten Berichte aus, wozu mir ein zugunsten der Annexion an Preußen erschienenes Flugblatt den Anlaß bot. „Dasselbe," schrieb ich, „spricht die Ansichten einer Partei aus, die in neuerer Zeit durch Ueberläufer aus dem augustenburgischen Lager verstärkt wurde und sich den Anschein gibt, auf mächtige Unterstützung zu zählen. Hierzulande hat das Erscheinen der Flugschrift der ohnehin vorhandenen Aufregung ein neues Element zugeführt. Die gesteigerte Kraftentwicklung von seiten Preußens und das lebhafte Interesse, das von dort her den einzelnen Administrationszweigen des Herzogtums zugewendet wird, erscheint vielen als der Anfang einer Besitznahme ... Mehr Passagier als Lotse,

sehe ich nicht ohne Bangen manche Gefahr, die an unserm Horizont auftaucht, und ich gestehe, daß ich täglich sehnlicher dem Ende dieser bedenklichen Expedition entgegensehe."

Eine kurze Spanne Zeit genügte, um zu beweisen, daß die von mir angedeutete Gefahr nicht auf Einbildung beruhte. Sie von Oesterreich abzuwenden, war die Politik des Grafen Rechberg unvermögend; ihr die Stirne zu bieten, war Oesterreich zu schwach in seiner durch Bismarck geschickt vorbereiteten Isolierung.

Während man in London über den Frieden verhandelte, wurde, nach langer Verteidigung, Düppel von den Preußen erobert.

Ich bewohnte, seitdem das Frühjahr angebrochen war, einen idyllisch schön an der Flensburger Bucht gelegenen Meierhof, namens Kielseng, kam zur Besorgung alltäglicher Geschäfte zumeist im eignen Segelboote nach der Stadt und verfolgte mit Aufmerksamkeit den Fortgang der in geringer Entfernung vor sich gehenden Belagerung der dänischen Verschanzungen, an denen der Versuch einer Ueberrumpelung, wenn er gewagt wurde, notwendig hätte scheitern müssen. Die Verteidiger waren der Zahl nach beinahe ebenso stark, als das vom Prinzen Friedrich Karl befehligte Armeekorps, zu dessen Unterstützung ein Teil der in Jütland stehenden Gardetruppen entsendet wurde. Diese Teilung der Kräfte, eine Folge der im Oberkommando herrschenden Zerfahrenheit, hemmte die Operationen nach zwei Seiten. Wrangel bestand auf dem Vormarsche in Jütland und glaubte damit und nötigenfalls durch einen Uebergang nach Fünen die dänische Hauptmacht von Düppel abzuziehen. Damit war Prinz Friedrich Karl so wenig einverstanden, wie andre hervorragende Autoritäten, die vorgezogen hätten, den Hauptangriff auf Alsen zu konzentrieren, zu welchem Zwecke Vorbereitungen getroffen waren, um mit Booten und fliegenden Brücken den Sund zu übersetzen und die dänischen Positionen im Rücken zu fassen. Der Mangel an Uebereinstimmung ließ weder das eine noch das andre zur Ausführung kommen. Der Uebergang nach Fünen erwies sich bei näherer Untersuchung als unausführbar; derjenige nach Alsen mit den vorhandenen Mitteln so gewagt, daß den königlichen Prinzen von Berlin aus verboten wurde, sich daran zu beteiligen. Schlechte Witterung kam dazwischen, und die dadurch bewirkte Zögerung ließ befürchten, daß das Geheimnis verraten sei und man nach Ueberschiffung des Alsener Sundes auf überlegene Kräfte stoßen würde. Es blieb keine andre Wahl, als in regelmäßiger Belagerung den Stier an den Hörnern zu fassen. Dazu mußte das schwere Geschütz erst herbeigeschafft werden. Wir hörten zu nachtschlafender Zeit oft das Gerassel der nach dem Sundewitt passierenden Stücke. Jeder Tag brachte die Nachricht irgend eines mehr oder weniger heftigen Rekognoszierungsgefechtes, die Aufregung aller Kreise steigerte sich aber auf das höchste in den langen Wochen, die vorangingen, bis die Laufgräben in die nötige Entfernung vorgerückt und alle Vorbereitungen zum Sturme getroffen waren, dem man nun mit fieberhafter Spannung entgegensah.

Ich genoß die Vergünstigung, die Beschießung der dänischen Werke aus

einer der preußischen Batterien, oder einem am sogenannten Weningbunde angebrachten Observatorium mit ansehen zu dürfen.

Am 5. April war die Situation noch so wenig geklärt, daß ich schreiben konnte: „Die Angriffe auf Düppel werden um so heftiger, als der Zeitpunkt der Friedenskonferenzen näher heranrückt. Es hat den Anschein, als wollte Prinz Friedrich Karl alles daransetzen, um noch vor dem eventuellen Zustandekommen eines Waffenstillstandes einen die preußische Armee illustrierenden Erfolg zu erringen." Der Prinz, von dem ich die Ehre hatte, in Gravenstein, wo er sein Hauptquartier hatte, empfangen zu werden, machte in seinen Aeußerungen auf mich den Eindruck eines ebenso umsichtigen, als entschlossenen Charakters. „Man sagt," bemerkte er lächelnd, „daß ich die Dänen aus ihren Verschanzungen herauslocken wolle, um sie auf offenem Felde zu schlagen. Das beruht auf einem vollständigen Verkennen der Sachlage. Meine Stellung ihnen gegenüber ist so ausgedehnt, daß sie an jedem beliebigen Punkte mit überlegenen Kräften hervorbrechen und mich zum Kampfe unter ungünstigen Verhältnissen nötigen könnten. Sie daran durch das Feuer meiner Batterien zu hindern, ist alles, was ich wünsche." Der dänischen Heerführung fehlte die Entschlossenheit, ihren Vorteil auszunützen, bis endlich der Sturm auf die nicht mehr haltbaren Verschanzungen am 18. April unternommen wurde. Feldmarschall Wrangel war nach Flensburg zurückgekehrt, um ihm beizuwohnen, hatte dazu auch den Feldmarschalleutnant Gablenz und mich eingeladen, mir aber, da ich als Nicht-Militär mit ihm nicht reiten konnte, einen Offizier zugeteilt, unter dessen Führung ich einen Standpunkt erreichte, von wo es mir möglich war, den ganzen Vorgang genau zu verfolgen.

In den Schanzen herrschte vollkommene Ruhe. Die Dänen hatten darin nur schwache Besatzungen. Ihre Hauptmacht lagerte bei Sonderburg, jenseits des Alsen-Sundes, und das seit Tagesanbruch lebhaft unterhaltene Geschützfeuer der Preußen wurde von ihnen nicht mehr erwidert. In den Laufgräben lagen in langen Reihen die preußischen Bataillone; denjenigen aus den Rheinlanden und Westfalen erteilten katholische Priester Segen und Absolution. Es war ein feierlich ergreifender Augenblick, als mit dem Glockenschlage von 10 Uhr alle Batterien zugleich das Feuer einstellten, und auf dieses Zeichen die Sturmkolonnen hervorbrachen, um raschen Schrittes den kurzen Zwischenraum zu durcheilen, der die dritte Parallele von den Schanzen trennte. Der von den Dänen geleistete Widerstand war matt und nicht von langer Dauer. Das Panzerschiff Rolf Krake versuchte im Alsen-Sunde vorzudringen, wurde aber durch das flankierende Feuer der Batterien am Weningbunde zum Rückzuge genötigt.

Nachdem die ersten Schanzen geräumt waren, konnten die Dänen auch die übrigen nicht halten und mußten unter Zurücklassung zahlreicher Geschütze sich über die Schiffbrücke nach Sonderburg zurückziehen. Zwischen den dies- und jenseits errichteten Werken entspann sich nunmehr ein heftiger Artilleriekampf. Um ihn aus unmittelbarer Nähe zu betrachten, verließ ich meinen Observationsposten und verfügte mich, so schnell es zu Fuße möglich war, in die nächst-

gelegene der eroberten Schanzen, wo bereits preußische Artillerie mit der dänischen jenseits des Sundes Schüsse wechselte. Von da zurückkehrend, begegnete ich dem Generalstabe des Prinzen Friedrich Karl und erfuhr, daß der Befehl erteilt war, das Feuer einzustellen und die Truppen in ihre Kantonnements zurückzuziehen.

Ein Zwischenfall komischer Art bleibt mit den ernsten Erinnerungen jenes Tages verknüpft. Mein braver Legationssekretär, der mit mir den Truppen gefolgt war, hörte bei dieser Gelegenheit zum ersten Male Kugeln pfeifen. Als eine davon sich in zu vorlauter Weise vernehmlich machte, war mein Begleiter plötzlich verschwunden. Ich sah mich um und erblickte ihn ausgestreckt am Boden liegen. Zu meiner Befriedigung erhob er sich im nächsten Augenblicke wieder und erklärte auf mein Befragen, er habe gehört, im Kanonenfeuer sei es am sichersten, sich niederzuwerfen, wenn man eine Kugel herankommen hört. Andre freilich sind der Ansicht, die Gefahr sei vorüber, wenn man die Kugel hört, das sicherste sei aber, unter allen Umständen dort wegzubleiben, wo man nicht hingehört.

Das Ende der Belagerung sollte dem hart mitgenommenen Sundewitt die ersehnte Erleichterung bringen. Der kleine Bezirk, in dem seit so vielen Wochen die Truppen gelagert hatten, war förmlich ausgesogen. Was die preußische Intendantur nicht zu liefern vermochte, mußte im Wege der Requisition herbeigeschafft werden. An Futtermitteln und Feuerung trat ein fühlbarer Mangel ein. Staats- und Privatforste wurden durch regellose Abholzungen arg mitgenommen, Vieh und Schweine aus den Ställen getrieben, um für die Pferde Platz zu gewinnen, anstatt des fehlenden Strohes ungedroschener Weizen als Streu verwendet u. s. w., Dinge, die im Kriege oft vorkommen, wo die Schlagfertigkeit des Heeres jede andre Rücksicht in den Hintergrund drängt. Die armen Betroffenen suchten jedoch Hilfe bei den Zivilkommissären, und es war zu befürchten, daß im Volke die Stimmung eine sehr verbitterte werden könnte. Es wurde denn auch das möglichste getan, um wenigstens die Lasten auf das ganze Land gleichmäßig zu verteilen. Eine Kommission von Gutsbesitzern wurde eingesetzt, die alle Ansprüche auf Entschädigung zu prüfen und zu verzeichnen hatte, ein Wechsel der von den Gemeinden beizustellenden Wagen und Pferde eingeführt, solche, die noch aus Holstein mitgenommen waren, wurden dahin zurückgeschickt u. s. w. Mit Mühe und Anstrengung gelang es endlich, die Uebelstände einzuschränken und den drückenden Notstand des Sundewitt zu erleichtern.

In ähnlicher Art waren Requisitionen auch im Norden des Herzogtums und in Jütland vorgekommen. Die dänische Regierung erhob darüber Beschwerde und Graf Rechberg beauftragte mich, insoferne das k. k. Armeekorps in Betracht kam, den Sachverhalt aufzuklären. Darüber erstattete ich am 8. April den folgenden Bericht: „Den zuverlässigsten Erkundigungen gemäß hat das k. k. Korpskommando nur soviel requirieren lassen, als notwendig war, um die den Truppen in Feindesland regelmäßig gebührende Verpflegung sicher zu stellen und den infolge anstrengender Märsche eingetretenen Bedürfnissen abzuhelfen. Es wäre

wohl nicht zu verlangen gewesen, die Mannschaft und Offiziere mitten in einer wohlhabenden Bevölkerung an dem Notwendigsten Mangel leiden zu lassen und ebensowenig, daß, um Jütland zu schonen, die Lieferungen aus Schleswig herbeigeschafft werden.

„Gleich unbegründet wie die diesfalls erhobene Beschwerde, ist auch jene über die Strenge, mit der die ausgeschriebenen Kontributionen eingetrieben worden wären. Dem Beispiele der dänischen Beamten folgend, haben die Gemeinden von vornherein den Invasionstruppen und ihren Führern einen systematischen Widerstand entgegengesetzt. Es wurde ihnen alles verweigert, was sie verlangten, und sie sahen sich genötigt, endlich den Gehorsam durch Mittel zu erzwingen, die leider unentbehrlich geworden waren. Daß die durch die jütländische Einwohnerschaft selbst provozierte Strenge in unmenschliche Härte ausgeartet wäre, kann ich entschieden in Abrede stellen. Namentlich ist der dem Feldmarschalleutnant Graf Neipperg gemachte Vorwurf so gehässig, daß ein unbefangener Blick auf den wirklichen Sachverhalt ihn sofort lügen straft.

„Graf Neipperg war an der Spitze eines fliegenden Korps in Aarhus eingerückt, durfte sich dort nicht lange aufhalten und daher auch nicht in nutzlose Unterhandlungen mit einer vollkommen renitenten Bürgerschaft einlassen. Unter solchen Umständen darf das Einziehen von Geiseln bis zur gänzlichen Erfüllung der auferlegten und gewiß sehr wenig drückenden Kontribution nicht als ein in der Kriegsgeschichte neuer Vorgang betrachtet werden. Die Geiseln sind überdies nach wenigen Stunden wieder entlassen worden, und die Stadt Aarhus hätte mehr von der Milde als von einer Unmenschlichkeit des kaiserlichen Generals zu erzählen gehabt. Ich erlaube mir beizufügen, daß die österreichischen Truppen überall strenge Manneszucht halten und dieses Zeugnis ihnen allgemein erteilt wird."

Nachdem die Düppeler Schanzen erobert, die Dänen nach Alsen verdrängt waren, gelangte an den Prinzen Friedrich Karl ein Telegramm Seiner Majestät des Königs Wilhelm, das lautete:

„Nächst dem Herrn der Heerscharen verdanke ich meiner herrlichen Armee und seiner Führung den glorreichen Sieg des heutigen Tages. Sprich den Truppen meine höchste Anerkennung aus und meinen königlichen Dank für ihre Leistungen." — Der mit Stillschweigen übergangene Oberbefehlshaber empfand es gewiß schmerzlich, daß das ganze Verdienst seinem glücklichen Korpskommandanten, der auch tatsächlich alles getan hatte, zugemessen wurde. Indem er aber vorgab, den Herrn der Heerscharen auf sich zu beziehen, machte der greise Feldmarschall die witzige Bemerkung: „Seine Majestät geruhten mir Allergnädigst zum Herrgott zu ernennen," als der er bald, mit Verleihung des Grafentitels, in den wohlverdienten Ruhestand versetzt wurde. Von Kaiser Franz Josef erhielt Wrangel bei dieser Gelegenheit ein huldvolles Handschreiben mit dem Kommandeurkreuz des Maria-Theresien-Ordens und die Ernennung zum Inhaber eines k. k. Kürassierregiments.

Die gleiche Auszeichnung wurde dem Prinzen Friedrich Karl zuteil; der

Kronprinz erhielt das Ritterkreuz des Maria-Theresien-Ordens, Generalleutnant Vogel von Falkenstein das Großkreuz des Leopold-Ordens und Oberst Blumenthal, Generalstabschef des 1. Armeekorps, das Kommandeurkreuz desselben Ordens. Als Ueberbringer dieser Insignien traf der kaiserliche Generaladjutant Graf Coudenhove im Hauptquartiere ein.

König Wilhelm wollte die Armee durch sein persönliches Erscheinen in ihrer Mitte ehren und kam nach Flensburg, wohin auch, mit den andern Korpskommandanten, Feldmarschalleutnant Gablenz zur Aufwartung berufen wurde. Ich hatte die Ehre, vom Monarchen empfangen und zur Hoftafel geladen zu werden. Bei der Abreise am Bahnhofe drückte mir Seine Majestät die Hand und empfahl mir, mit meinem preußischen Kollegen das engste Einvernehmen zu pflegen, wie zuvor. Es wurde auch bis zu meinem Abgange niemals getrübt, indem ich mir den Anschein gab, nicht zu sehen, noch zu hören, was um mich herum vorging.

In London trat am 25. April die von England einberufene Friedenskonferenz endlich zusammen. Es war anzunehmen, daß die dänische Regierung, durch die bisherigen Mißerfolge herabgestimmt, den Ratschlägen der Mächte williges Gehör schenken würde; die Verhandlungen zogen sich jedoch in die Länge und hatten bis zum 9. Mai keinen andern Erfolg, als den Abschluß eines einmonatlichen Waffenstillstandes. Die Dänen blieben einstweilen im Besitze von Alsen, die Verbündeten in demjenigen von Jütland, insoweit es von ihnen okkuppiert war, das ist bis zum Limfjord. Die Festung Fridericia war am 28. April von der dänischen Besatzung geräumt und am 29. von Truppen des Gablenzschen Korps besetzt worden. Die Waffenruhe sollte am 12. Mai beginnen. Ein Zufall wollte es aber, daß am selben Tage die k. k. Eskadre unter Tegetthoff mit den dänischen Kriegsschiffen bei Helgoland zusammenstieß. Das Gefecht war für beide Teile ehrenvoll, in seinen Wirkungen aber unentschieden.

Aus der Londoner Konferenz erwuchsen den Zivilkommissären neue Verlegenheiten. Die Augustenburgische Partei machte verdoppelte Anstrengungen, um zugunsten des Herzogs Demonstrationen in großem Stile zu bewerkstelligen. Die Schleswig-Holstein-Vereine durften zwar in Schleswig nicht offen hervortreten. Es gab aber deren andre, die sich, nachdem mit Verordnung vom 14. März das dänische Verbot nicht politischer Vereine aufgehoben worden war, sich als solche konstituierten, so die Schleswig-Holsteinschen Kampfgenossen u. a.

Hart an der Grenze wurde in Rendsburg am 8. Mai eine Schleswig-Holsteinische Landesversammlung abgehalten und den großmächtlichen Kommissären die daselbst gefaßte Resolution mit dem Ersuchen zugestellt, sie ihren Regierungen zur Kenntnis zu bringen. Wir mußten sie, als dazu ungeeignet, zurückweisen.

Meinerseits gab ich dem Grafen Rechberg einige Punkte zur Erwägung, die mir wert schienen, im künftigen Friedensschlusse berücksichtigt zu werden. Sie betrafen, abgesehen von den eigentlichen Kriegskosten: die dem Herzogtum durch den Krieg auferlegten Lasten und deren Entschädigung; die Abrechnung mit Dänemark über

Landes-, Kommunal-, Depositen-, Witwen- und Waisengelder, die die Dänen bei ihrem Abzuge mitgenommen hatten; die von ihnen ausgeschriebenen, aber von den Alliierten beschlagnahmten Lieferungen; die Zukunft der dänischen und der von den Kommissären provisorisch angestellten Beamten; die Refundierung der auf Kopenhagener Kassen angewiesenen Pensionen, die temporär aus Landesmitteln bezahlt wurden; die Amnestierung aller nach einer oder der andern Seite kompromittierten Personen und dergleichen mehr. Graf Rechberg erklärte sich damit einverstanden.

Um die Sukzessionsrechte des Hauses Glücksburg und zugleich den staatsrechtlichen Verband der Herzogtümer sicher zu stellen, wurde von den Konferenzmächten die Personalunion der letzteren mit Dänemark ins Auge gefaßt. Der Vorschlag scheiterte an der Weigerung der dänischen Regierung, die Verfassung vom 18. November, die die Zivilkommissäre bereits außer Kraft gesetzt hatten, für Schleswig aufzuheben. Dem niederdänischen Standpunkte gegenüber unterbreitete der Prinz von Augustenburg der Konferenz eine seinen Erbanspruch weitläufig motivierende Erklärung, von andrer, mir wohl bekannter Seite aber wurde eben um diese Zeit in den Herzogtümern die Anregung zu Adressen an König Wilhelm gegeben, um die Einverleibung in Preußen zu erbitten. Sie verlangten „die Integrität eines preußisch-deutschen Reiches bis zur Königsau". Man ließ es geschehen, daß dafür überall Unterschriften gesammelt wurden. Ich wußte es und mußte schweigen. An den Grafen Rechberg aber schrieb ich am 20. Mai das Folgende:

„Vor einigen Tagen sollte Prinz Friedrich Karl auf der Durchreise Flensburg berühren. Der Anlaß ist benutzt worden zu einer Demonstration, der der Prinz sich zu entziehen für angemessen erachtete. Die Vorbereitungen dazu waren unter Leitung eines kürzlich installierten Polizeimeisters getroffen worden. Unter zahllosen schleswig-holsteinischen und preußischen Fahnen wehte zum erstenmal auch eine deutsche Trikolore; den dänischen Einwohnern wurden hohe Mastbäume vor ihre Häuser gepflanzt, dem Pastor aufgetragen, eine Flagge auf der Kirche aufzuziehen. Die Kundgebung erhielt einen anti-österreichischen Charakter dadurch, daß den kaiserlichen Farben nirgends ein Platz neben den preußischen eingeräumt war. Die Sache machte Aufsehen, Beschwerden liefen bei mir ein, und dänische Bürger baten um die Erlaubnis, österreichische Fahnen auszuhängen. Obwohl ich das als eine Gegendemonstration ablehnte, konnte ich doch nicht umhin, meinen preußischen Kollegen auf die ärgerlichen Konsequenzen aufmerksam zu machen, die der Anschein einer zwischen den verbündeten Mächten bestehenden Differenz nach sich ziehen könnte. Baron Zedlitz erkannte die Richtigkeit meiner Vorstellung, ließ alle Fahnen einziehen und verhieß die Entfernung des übereifrigen Polizeimeisters."

Die Reise des Prinzen Friedrich Karl nach Berlin, der dieser Brief Erwähnung tat, war durch den Wechsel im Oberkommando veranlaßt, wozu nach Eintritt der Waffenruhe der geeignete Moment gekommen schien. Feldmarschall Wrangel kündigte den Truppen an, daß ihn der König an seine Seite nach

Berlin berufen habe. Prinz Friedrich Karl wurde provisorisch mit dem Oberbefehl der alliierten Armee betraut und dem Zustande ein Ende gemacht, daß ein Greis, der seine Stellung hauptsächlich der Popularität seines Namens verdankte, die Eignung zum Feldherrn aber nicht mehr besaß, zum Scheine den Kommandostab führte, ohne das Vertrauen seiner Unterbefehlshaber zu besitzen, während von allerhöchster Seite dem Prinzen Friedrich Karl eine ungewöhnliche Freiheit der Entschließungen gewährt und dem Generalstabschef des Feldmarschalls, Vogel von Falkenstein, aufgetragen worden war, in wichtigen Fällen nicht ihm, sondern Seiner Königlichen Hoheit dem Kronprinzen Bericht zu erstatten.

(Schluß folgt.)



Weitere Mitteilungen aus Roons Nachlasse.

V.

Zum Schlusse mögen hier nachträglich einige noch nicht veröffentlichte Briefe des Kaisers und Königs Wilhelm an Roon folgen, die ein Beweis dafür sind, mit welcher Aufmerksamkeit der erstere jede Frage verfolgte, die mit der Reorganisation der Armee, ihrer Formation, ihrer Ausrüstung u. s. w. in irgendwelchem Zusammenhange stand. Bei der Hochherzigkeit des Königs und bei der Bereitwilligkeit, mit der er begründeten Vorstellungen zugänglich war, sind, wie wir sehen werden, auch gelegentliche Verstimmungen oder Mißverständnisse niemals imstande gewesen, sein Vertrauen zu seinem Kriegsminister zu erschüttern. Auch insofern sind diese Briefe bemerkenswert, als sie immer eigenhändig geschrieben sind und hin und wieder einen Umfang von vielen Seiten haben, ein Beweis für den unermüdlichen Fleiß und die Gewissenhaftigkeit, mit der der König alle die ihm am Herzen liegenden Angelegenheiten persönlich bearbeitet hat.

So schreibt er dem Kriegsminister unter dem 26. November 1861 von Schloß Babelsberg:

„Nach der Krönung erschien im Militär-Wochenblatt eine Schilderung der Theilnahme der Truppen an jener Feier, und ich verstand Sie, daß von da ab öfter Aufsätze derart in jenem Blatt erscheinen sollten, um hiermit dem Mangel einer preußischen Militärzeitschrift endlich abzuhelfen, wozu wir vorigen Winter schon uns besprochen. Ich wünschte sehr, daß die Sache wieder aufgenommen wird und zwar durch Annexion an das Militär-Wochenblatt. Ich sehe also Ihrem Vortrag entgegen.

Hier ist wieder viel geklagt worden über die Verschärfung der Offiziers-

aspirantenprüfungen u. s. w. Sie waren selbst der Ansicht, daß die Grenze auf mindestens ein Jahr aufgeschoben werde, und ich sehe der Vorlage einer solchen Ordre schleunigst entgegen.

Ihr

Wilhelm."

Berlin, 1. 12. 61.

„Soeben finde ich in meiner Reisemappe diesen nicht abgesendeten Brief an Sie!! Verzeihung für diese Vergessenheit!

W."

In einem andern vom 21. Mai 1861 datierten Briefe beschwert sich König Wilhelm darüber, daß Finanzminister v. Patow und auch der Kriegsminister in der Militärkommission des Abgeordnetenhauses sich zu Zugeständnissen bereit erklärt hätten, über die sich diese nicht mit ihm ins Einvernehmen gesetzt hätten, und von denen er erst durch den gedruckten Kommissionsbericht Kenntnis bekommen habe. Das betreffende eigenhändige Handschreiben des Königs lautet:

„Soeben erst lese ich den gedruckten zweiten Bericht der Militärkommission (Nr. 200) und finde auf der ersten Seite (2., 3., 4., 5., 6.) Dinge, die Sie beide in der Kommission zur Sprache gebracht haben, von denen ich nicht ein Wort erfahren habe, nämlich daß zur Komplettierung der Bataillone im Kriege, d. h. Mobilmachung auf 1000 Mann, eine Gesetzesnovelle nöthig sei, widrigenfalls die Bataillone mit 800 Mann marschieren würden, worauf denn auch die Mitglieder der Kommission sogleich herausrechnen, daß dadurch eine Verminderung der Kriegsstärke der Armee um ca. 50000 Mann entstehe. Darauf hätten Sie beide erwidert, daß für solchen Fall man 50 Landwehrbataillone einrangieren würde! Davon ist vor mir niemals die Rede gewesen, sondern immer ist vor mir nur festgestellt worden, daß der § 15 des Gesetzes vom 3. Mai 1817 uns vollständig gesetzlich sichere, daß die Landwehrmänner zur Komplettierung der Linie verwendet werden dürften, sowohl zur Mobilmachung als später auch während des Krieges. Ihre, v. Patows, Ansicht, daß die Mobilmachung noch kein Krieg sei, habe ich und die Majorität durchaus verworfen, da man doch nur wegen eines in Aussicht stehenden Krieges mobil macht. Bricht dieser dann nicht aus, wie 1850 und 1859, so ist es ein Zufall, der aber auf die Kriegsorganisation keinen Einfluß üben darf noch kann.

Jene Kriegsverringerung um 50000 Mann ist auch die Ursache des Rücktritts Bonins gewesen —, der nur zu 800 Mann per Bataillon marschieren wollte, worauf ich entschieden opponierte, weil man es niemals verantworten könne, 8 Millionen mehr zu fordern, um 50000 Mann weniger gegen den Feind zu stellen!! Der Einwand eines Kommissionsmitgliedes, daß die 50 Landwehrbataillone viel schlechter sein würden jetzt, als die früheren wegen Mangels an Offizieren, ist vollkommen gegründet, daher verstehe ich Ihre, v. Roons, Antwort nicht: man werde sich mit etwas weniger Guten behelfen müssen. Ich sollte meinen, die Antwort hätte lauten müssen, daß in solchem Falle die Linienoffiziere wiederum augmentiert werden müßten, also neue Kosten 2c.;

das werde niemand bewilligen, daher müsse also die neue Organisation ganz ausgeführt werden.

Ich halte es für nothwendig, daß ehe am Donnerstag in die Schlacht eingetreten wird, wir uns hierüber verständigen müssen, und werde ich Sie beide deshalb morgen früh 8 Uhr bei mir erwarten.

Wilhelm.

An den Finanzminister v. Patow
und den Kriegsminister v. Roon."

Auf die Frage der Beteiligung der Armee an den Wahlen für den Landtag bezieht sich das nachfolgende Schreiben des Königs:

Babelsberg, 25. 9. 63.

„Nach Durchlesung des Staatsministerialberichtes wegen der Armeewahlen sind meine Bedenken von neuem rege geworden!! Der Verfassungsparagraph 115 kann doch nur im Sinne des § 65 außer Kraft gesetzt werden, und zu diesem Sinne fehlt der Grund. Disziplinare Anwendung ist auch nichts andres als Außerkraftsetzung des § 115. Wollen Sie mich noch sprechen, so bin ich um 6 Uhr in Berlin.

W.

Wenn überhaupt von einem Armeebefehl die Rede sein soll, so müßte er so kurz gefaßt sein, wie mein Bleistiftkonzept angibt."

Wir lassen demnächst zwei Handschreiben des Königs folgen, die sich auf die diplomatischen und militärischen Operationen in dem von Preußen und Oesterreich gemeinsam geführten Kriege gegen Dänemark beziehen.

Berlin, 5. 1. 64.

„Der Minister v. Bismarck verläßt mich soeben, nachdem er mir die Depesche vorgelesen, die sofort nach Wien abgeht und unsre Entschließungen von vorgestern mittheilt. Sie enthält den Passus: „und sind die Befehle zur Konzentration der preußischen Truppen bereits ausgefertigt". Da ich vermuthete, daß Bismarck Ihnen gestern, noch bevor er zur Jagd fuhr, wie mir, mitgetheilt haben würde, daß Caroly sich bereits mündlich mit unsern Konseilsbeschlüssen einverstanden erklärt hätte, so erwartete ich schon gestern Ihren Ordervortrag wegen der Konzentration. Ich sehe daher derselben so bald als möglich entgegen.

Wilhelm."

Berlin, 16. 2. 64.

„Dem Ministerpräsidenten
und dem Kriegsminister.

Die Anlage enthält die Komplettierung von Moltkes Ansichten und stellt die Sache vollkommen, meiner Auffassung nach, richtig dar.

Was das Vorrücken in Jütland als Aequivalent für Alsen anbetrifft, so ist das Raisonnement dafür völlig meine Ansicht, und ist kein Augenblick zu versäumen, in diesem Sinne auf Oesterreich zu wirken, und erwarte

ich heute um 4 Uhr, bei Ihrem Vortrag, ein Depeschenelaborat an Rechberg, das ihm dringend die Sache vorstellen muß und sogar mit Ernst.

Wm."

Auch vor dem Kriege 1866 hat es bei den Konseilberatungen manchmal nicht an Meinungsverschiedenheiten gefehlt. Einer solchen hatte der König — in einer am 19. Juni stattgehabten Sitzung — einen nach Roons Ansicht so ungnädigen Ausdruck gegeben, daß Roon noch während der Sitzung und nachher an Bismarck die unwillige Mitteilung machte, er sähe sich dadurch gezwungen, seinen Abschied zu erbitten.

Aus den nachstehenden Briefen ist zu ersehen, wie ernstlich einerseits Bismarck sich sofort bemüht hat, die bedauerliche Differenz auszugleichen, und wie rührend andrerseits der König es verstand, die von ihm nicht beabsichtigte Verstimmung sofort zu beseitigen.

Bismarck schrieb noch in derselben Stunde an Roon:

„Thun Sie nichts Rasches, mein Herzensfreund in übler Lage! Der König ist im Begriff, Ihnen zu schreiben. Er hat sich, wie es scheint, geärgert, weil Sie boudierten oder so schienen.

Ihr

v. B."

Und der König schrieb noch am selben Tage:

Berlin, 19. 6. 66.

„Aus Ihrem Schweigen während des zweiten Theils der heutigen Berathung muß ich leider entnehmen, daß Sie sich verstimmt fühlen über meine gereizten, nervosen Aeußerungen. Wenn ich Sie damit verletzt habe, so war das natürlich nie meine Absicht, da ich ja Ihnen zu unendlich viel verdanke! Es thut mir dies aufrichtig leid und bitte ich von Herzen dieserhalb um Vergebung.

Um so mehr verwunderte mich Ihr Schweigen, da wir über die Sache, die Formation quest. einig sind und nur nicht über die Verwendung derselben, die mir sehr bedenklich erscheint. Doch bis dahin ist noch Zeit uns zu berathen und zu überlegen. Sie wissen es ebensogut wie ich, was Nervosität ist, also haben Sie Nachsicht mit mir! Denn meine Nerven sind seit drei Wochen hallaly!

Ihr

dankbarst ergebener

Wilhelm."

Aus dem Jahre 1867 und aus der Zeit, in der aus der Luxemburger Frage eine Kriegsgefahr zu entstehen drohte, rührt das folgende Schreiben König Wilhelms her, aus dem hervorgeht, wie sehr dieser bei aller Geneigtheit, Freundlichkeiten zu erweisen, doch darauf Bedacht nahm, daß solche nicht den Eindruck der Schwäche machen oder auch nur deren Schein erwecken durften.

Berlin, 3. 4. 67.

„Ich bin mit Bismarck übereingekommen, daß wir uns auf die zehn Jahre des Bestandes des Militärbudgets möglichst steifen, dann aber den gewünschten

drei Jahren sieben Jahre entgegenstellen, und nur ungerne bis auf sechs Jahre uns abhandeln ließen, was zwei Legislaturperioden entspricht.

Einen Vorschlag andrer Art machte Bismarck mir gestern. In Verfolg des geheimen Vertrages mit den größeren Staaten des Norddeutschen Bundes, dem die andern beitreten werden, nämlich: die Bundesverfassung nach deren Vorlage zu oktroyieren, wenn alle Stricke im Reichstag reißen sollten, — schlägt Bismarck vor, Sachsen von preußischen Truppen ganz zu evakuieren oder doch theilweis, erstens um Sachsen bei guter Laune zu erhalten, und zweitens, falls wir mit Frankreich ganz zerfielen, diese Evakuation dann nicht als eine Nothwendigkeit erschiene. Ersterer Grund scheint mir nicht nöthig, da Sachsen durchaus eingängig auf alles ist, vielleicht aber gerade, weil wir noch im Lande stehen und man uns durch Freundlichkeit hinausbringen möchte. Und dann? Bismarck meint, durch den geheimen Vertrag wäre Sachsen so gebunden, daß es nicht mehr unangenehm werden könne! Den zweiten Grund halte ich nicht für stichhaltig, weil in dem quästionierten Fall alles marschieren muß, also Sachsen von selbst verlassen wird.

Sollten Sie einen Moment in der Reichstagssitzung finden, mit Bismarck zu sprechen, und mir eine Zeile zukommen lassen könnten, so wäre es mir erwünscht! Ich kann das Gefühl nicht loswerden, daß dergleichen Freundlichkeit als Schwäche erscheint, die wir vis-à-vis Sachsens nicht zeigen dürfen!

W."

Endlich ist auch der nachfolgende Brief aus Ferrières ein kostbares Zeugnis für die ritterliche Gesinnung König Wilhelms, in der er, wenn er jemand wehgetan hatte, es niemals verschmäht hat, durch ein versöhnendes und gutmachendes Wort jeder dauernden Verstimmung vorzubeugen. Es muß einen geradezu großartigen Eindruck machen, wenn der König mitten im Kriege in einem Augenblicke, wo es sich um die folgenschwersten Entscheidungen handelte, Zeit findet, einen vier Folioseiten langen eigenhändigen Brief zu schreiben, um ein Mißverständnis zu beseitigen, infolgedessen Roon eine tadelnde Aeußerung des Königs, die einem andern galt, auf sich bezogen hatte.

Die in Rede stehende Aeußerung, durch die sich Roon verletzt gefühlt und gegen die er sich schriftlich verwahrt hatte, betraf die Verwendung bronzener Geschütze zur Ergänzung der unbrauchbar gewordenen Feldgeschütze. Der König, der den Gußstahlkanonen längst den Vorzug gab, hatte nur widerstrebend zugestimmt, daß 300 bronzene Geschütze gegossen wurden, und hinsichtlich dieser die Bestimmung getroffen, daß sie als Ersatz und Reserve verwendet werden dürften. Aus einem von Oberst X. in Gegenwart Roons dem Könige erstatteten Berichte, daß der Ersatz der im Felde demontierten Geschütze lediglich in bronzenen erfolgt sei, hatte der König entnommen, daß seiner Bestimmung nicht genau entsprochen worden wäre, und daraufhin geäußert: „er wünschte nicht, daß seine Befehle eskamotiert würden.“ Diese Aeußerung des Unwillens hatte Roon als einen der Verwaltung des Kriegsministeriums und damit ihm persönlich gemachten

Vorwurf empfunden. Leider liegt uns das Schreiben nicht vor, in dem er dem Könige dargelegt haben wird, daß von einer „Eskamotierung" eines königlichen Befehls nicht die Rede sei. Daß er dies aber bei aller Ehrerbietung mit ebenso großem Freimut wie mit voller Wahrung seiner kriegsministeriellen Stellung getan hat, geht aus der nachfolgenden Antwort des Königs hervor.

Ferrières, 2. Oktober 1870.

„Das Gefühl, das Ihnen am gestrigen Tage die Feder in die Hand gab, um mir zu schreiben, kann kaum unangenehmer sein als das meinige, daß ich dazu die Veranlassung gab. Weit war ich entfernt, Sie zu verletzen, noch weniger, Sie zu verdächtigen. Meine Aeußerung: ‚nicht Eskamotieren!' war, wie mein Blick in dem Moment hinreichend bewies, nicht an Sie gerichtet, daher auch nicht auf Sie zu beziehen, sondern auf den Oberst X. Dieser ist seit über einem Jahr, gewiß nach seiner Ueberzeugung, der Urheber, daß ich die mächtige Umwälzung, die ich im Artilleriesystem unter dem Kriegsminister v. Bonin vorgenommen habe und die ganz Europa nach und nach adoptiert — aufgeben soll d. h. dem Material nach. Wie wenig ich dies Aufgeben will, bewies mein langes Widerstreben gegen dasselbe; und mein endliches Nachgeben, 300 bronzene Geschütze gießen zu lassen, mir deren einstige Verwendung vorbehaltend, bewies dies hinreichend. Ueber diese Verwendung hatte ich bis zum Ausbruch des Krieges keine Bestimmung getroffen, genehmigte nun aber, daß diese 300 Piecen als Ersatz und Reserve verwendet werden dürften. Dabei war es natürlich, daß die ferneren Ersatzgeschütze proportionaliter in Gußstahl und Bronze zu fertigen seien, wie sie sich der Zahl nach in der Feldartillerie befänden, — da eben noch nicht über die einstige Annahme des einen oder andern Modells von mir entschieden ist.

Den Oberst X. redete ich vorgestern also darauf an, bemerkend, daß der enorme Succeß unsrer Artillerie in diesem Feldzuge wohl hinreichend bewiesen habe, wie vorzüglich sich der Gußstahl bewährt habe. Er erwiderte, daß die Bronze dasselbe geleistet haben würde; ich entgegnete ihm, das sei *möglich*, vom Gußstahl *wüßten* wir es nun aber in der eklatantesten Weise. Auf meine fernere Frage an ihn, ob viel Geschütze demontiert seien und bereits ersetzt wären, erwiderte der Oberst X., daß der Ersatz nicht sehr bedeutend sei und bereits in *bronzenen* Piecen erfolgte. Auf meine Bemerkung: warum in Bronze, da doch noch keine Geschütze von diesem Material in der Front stünden, also auch nicht hätten abgehen können, — nahmen Sie das Wort, bemerkend, daß ich die Einstellung der bronzenen Geschütze als Ersatz und bei Reservetruppen genehmigt hätte, was ich als richtig anerkannte, daß es sich aber um Ersatz von Gußstahl nur handelte. Sie entgegneten mir, daß Sie in dem Moment die Sachlage nicht klar genug vor Augen hätten und sich den näheren Vortrag vorbehalten müßten, was ich willig anerkannte, und auch nur, *gegen Oberst X. gerichtet*, hinzufügte, daß ich meine Bestimmungen nicht ‚eskamotiert' sehen wollte, annehmend, daß gar keine Gußstahlgeschütze mehr angefertigt würden.

Ich habe diese Geschichtserzählung für nöthig erachtet, um meine eingangs gemachte Aeußerung, daß ich Sie mit jenen ominösen Worten weder verletzen noch verdächtigen konnte oder wollte, was ich hiermit nochmals auf das bestimmteste wiederhole, — zu rechtfertigen. Ich autorisiere Sie, diese Zeilen denjenigen Personen mitzutheilen, von denen Sie wünschen müssen, daß dieselben erfahren, wie ich diese Angelegenheit zwischen uns geschlichtet habe — denn als geschlichtet hoffe ich, werden Sie dieselbe nunmehr auch betrachten, was von Herzen wünscht Ihr

ergebener

Wilhelm.

Was die Stellung des Oberst X. zu dieser Episode betrifft, so behalte ich mir mein Urtheil bis nach Ihrem quästionierten, womöglich schriftlichen Vortrag vor."



Der Donauübergang der Russen am 27. Juni 1877.

Von

General der Infanterie z. D. **v. Lignitz**, Chef des Füsilierregiments v. Steinmetz.

Am 13. November 1876 wurde die erste und partielle Mobilmachung der russischen Armee befohlen und zwar, außer für alle Truppen im Kaukasus, im europäischen Rußland für je 4 Infanterie- und 2 Kavalleriedivisionen in den im Südwesten gelegenen Militärbezirken Odessa, Kiew und Charkow, sowie für 4 Infanteriedivisionen im Moskauer Militärbezirk, letztere zunächst als Reserve. Die Infanteriedivisionen hatten damals 12 Bataillone und 4 Batterien zu 8 Geschützen, die Kavalleriedivisionen 4 Regimenter zu je 4 Eskadrons.

Seit jener Zeit schien der Krieg gegen die Türkei unvermeidlich zu sein, wenn auch die diplomatischen Verhandlungen unter Teilnahme der übrigen interessierten Großmächte noch fortgesetzt wurden. In Rußland, bis nach Sibirien hinein wurde der Krieg gegen die Türkei allgemein gewünscht und als notwendig angesehen. Viele wünschten sogar gleichzeitig einen Krieg gegen Oesterreich und rechneten auf den Abfall der slawischen Volksstämme. Vielleicht war in Rußland Kaiser Alexander II. die einzige Persönlichkeit, die den Krieg nicht wünschte, vielmehr nur einen großen diplomatischen Erfolg durch die militärische Drohung erhoffte. Aehnlich wie 1870 in Frankreich drängten Volk und Hof zum Kriege, und der friedliebende Herrscher gab nach, als die Kriegsidee wie eine ansteckende Krankheit sich über alle Schichten der Bevölkerung verbreitet und einen bedenklichen Grad von Popularität erlangt hatte.

In den Kasinos der Offiziere, den Klubs der reichen Leute und Beamten und auch in den Salons der Damen wurden seit November 1876 die Chancen des Krieges lebhaft besprochen, meist mit übertriebenem Selbstgefühl und in Geringschätzung der türkischen Streitkräfte. Die größte Uebertreibung war das Wort des Kanzlers, des Fürsten Gortschakow: „Wir werden sie mit unsern Mützen totschlagen.“ Soweit ging die Ueberhebung der russischen Militärs allerdings nicht. Man erachtete die Forcierung der breiten Donau und des wenig wegsamen Balkan als ernste Aufgaben, hielt aber die Ueberwindung dieser Naturhindernisse für schwieriger und entscheidender als die Besiegung der türkischen Streitkräfte.

Nach der über sechs Monate ausgedehnten Mobilmachungs- und Vorbereitungszeit und dem langsamen Aufmarsch an der Donau kam man erst im Juni 1877 der ersten Waffenentscheidung näher, da die Türken selbstverständlich nicht daran denken konnten, den Einmarsch der Russen in das von der Pforte noch abhängige Rumänien durch eine Offensive über die Donau zu stören.

Der nachstehend zu schildernde Haupt-Donauübergang bei Sistowa nahe Nikopolis fand in der Nacht vom 26. zum 27. Juni statt. Er verdient für lange Zeiten Beachtung, weil die besonderen Schwierigkeiten des Uebersetzens, sowie des Brückenschlages über einen nahezu 4000 Fuß breiten, mächtigen Strom mit Sorgfalt und Kunst überwunden wurden. Im besonderen bietet die angesichts eines etwa 3000 Mann und 6 Geschütze starken Feindes ausgeführte Landungsoperation im großen ganzen, wie in den technischen Details reichliche Belehrung. Kühn und geschickt ausgeführt, ist sie als eines der interessantesten Ereignisse der neueren Kriegsgeschichte zu bezeichnen.

Neben der Schilderung der mit dem Uebergang zusammenhängenden Einzelheiten können auch die bei dieser Gelegenheit hervorgetretenen psychologischen Momente Interesse erwecken.

Zwei Monate früher, am 24. April, waren die Spitzen der russischen Armee in 4 Kolonnen über den Pruth gegangen. Sechs Armeekorps, das VIII., IX., XI., XII., XIII. und XIV., marschierten in Rumänien ein, nach dem schon früher festgestellten Plane, daß zunächst mit einem Korps, dem XIV., ein Nebenübergang bei Braila ausgeführt werden sollte, während den übrigen 5 Korps die Aufgabe zufiel, den Strom an seiner Ausbiegung nach Süden zu passieren, nur 4 Märsche vom Schipka, dem gangbarsten Balkanpasse, entfernt.

Diesem allgemeinen Plane gemäß begannen schon zu Anfang des Jahres, also sechs Monate vor dem Uebergange, in Rumänien durch im geheimen entsandte Offiziere die Vorbereitungen zur Beschaffung von Holzmaterial für Floß- und Schiffbrücken, da die Pontons der zur Verfügung stehenden 4 Pontonierhalbbataillone der Operationsarmee nur für eine Brücke von 2100 Fuß Länge ausreichten, d. h. für die mittlere Strombreite bei Sommerwasserstand. Es erwies sich, daß Galatz ein gut verwertbarer großer Holzstapelplatz war, daß man aber sonst zur Holzbeschaffung bis an die Karpathenabhänge hinaufgehen mußte. An einem Zuflusse der dicht oberhalb Nikopolis einmündenden flößbaren Aluta (oder

Olta) fand man eine größere Sägemühle, die zum Zentralpunkt für die vorzunehmenden Holzarbeiten gewählt wurde. Alle diese Vorbereitungen konnten natürlich nur im geheimen Einverständnis mit der rumänischen Regierung erfolgen, die dem mächtigeren Nachbar zuliebe schon jetzt ihr Vasallenverhältnis zur Türkei verletzte.

Ursprünglich war als Hilfsbrücke neben den Pontons nur eine Floßbrücke projektiert, wie sie im Jahre 1854 über die Donau geschlagen wurde und wie sie sich auch in der Bucht von Sebastopol während der Belagerung bewährt hatte. Es gelang jedoch nicht, die hierzu erforderlichen 84 Fuß langen Balken zu beschaffen, und man entschloß sich, je zwei 42 Fuß lange Balken zusammenzusetzen für zwei Floßbrücken von je 2660 Fuß Länge, gleich der zu erwartenden Brückenlänge. Das anfangs des Jahres geschlagene Holz war jedoch so saftreich, so biegsam und dabei so wenig tragfähig, daß es nicht verwertet werden konnte. Man kaufte schließlich 3000 vorhandene trockene Balken von 14 bis 20 Fuß Länge und flößte diese auf der Aluta nach Slatina hinab, d. h. an den Punkt, wo die Bahn nach Bukarest und Galatz den Fluß passiert. Hier und später noch in Galatz wurden bis zum Frühjahr je 150 Holzpontons angefertigt in solchen Abmessungen und so aptiert, daß sie, mit den eisernen Pontons gemischt, zu einer Pontonbrücke zusammengebaut werden konnten. Die Tragfähigkeit dieser Holzpontons war nahezu 100 Zentner. Sie trugen 30 Mann in voller Ausrüstung, neben 6 Ruderern und 1 Steuermann. Mit diesen 150 Pontons hätte man also 4500 Mann in einer Fahrt übersetzen können. Außer den Pontons wurden an beiden Stellen der Brückenoberbau und eine Anzahl Böcke für die Uferstrecken hergestellt, ausreichend für eine Strombrücke von 2660 Fuß Länge und 10½ Fuß Breite. Dieser Oberbau und die zugehörigen Materialien nebst 600 Rudern wurden auf den Pontons verladen.

Der Donauübergang sollte am 6. Juni ausgeführt werden. Bis dahin konnten die Truppen mit Fußmarsch, die schwere Artillerie und die Pontonierbataillone mit der Eisenbahn unweit des Stromes eingetroffen sein. Das Frühjahrshochwasser war aber so bedeutend, daß Anfang Juni die Donau noch 15 Fuß hoch über der mittleren Wasserhöhe stand und die ganze breite Talniederung überschwemmt war. Der Anblick des mächtigen Stromes in dieser Breite war ein großartiger. Die Schwierigkeiten, die sich dem Uebergange entgegenstellten, lagen außer in der enormen Breite in den vielen nur flach bedeckten Sandbänken und in dem hohen Rande des südlichen Ufers, das meist senkrecht aus dem Wasser aufstieg.

Es wurde dem Ablauf des Hochwassers entsprechend der 24. und dann der 27. Juni für den Uebergang bestimmt, da der Eisenbahntransport der aus Rußland nachkommenden Pontonierhalbbataillone sich um drei Tage verzögert hatte. Diese wurden bei Station Beja ausgeladen.

Wie oben gesagt, war schon früher die Gegend unterhalb Nikopolis bei den Inseln Bujiresku und Adda für den Hauptübergang ausersehen, auf Grund einer durch General Richter vom Ingenieurkorps und Oberstleutnant Naglowski

vom Generalstabe im Mai ausgeführten Erkundung. Es rekognoszierte aber auch der Oberbefehlshaber, Großfürst Nikolaus, persönlich und im völligen Geheimnis mit geringer Begleitung die betreffende Stromstrecke. Der Großfürst verließ in einer Nacht allein sein Quartier in Plojeschti, eine Handtasche tragend, ebenso einzeln die begleitenden wenigen Offiziere des Stabes. Nach einer sehr gründlichen Prüfung aller in Betracht kommenden Verhältnisse, in den Tagen vom 20. bis 24. Juni, bestimmte der Großfürst persönlich als Landungsstelle für das Uebersetzen die Einmündung der Tekir Dere-Schlucht, als Abfahrtsstelle die durch einen festen Weg mit Simnitza verbundene Haltestelle der österreichischen Lloyddampfer. Der Großfürst teilte dies nur dem Kommandeur des VIII. Armeekorps, General Radetzky, mit und verheimlichte seinen Entschluß zunächst dem Kaiser. Die Truppenbewegungen wurden fortgesetzt in Richtung Nikopolis als nach dem offiziell angesagten Uebergangspunkte. Es sollte dann am 25. und 26. das VIII. Armeekorps plötzlich linksum machen und nach Simnitza marschieren. Die einen Marsch nördlich Giurgewo bei Beja ausgeladenen Pontonierbataillone erhielten die tägliche Marschroute durch einen Offizier des Hauptquartiers und wurden in vier Nachtmärschen nach Simnitza geführt, wo sie in den Frühstunden des 25. Juni eintrafen. Dieser Marsch nur in der Nacht war eine zweckmäßige Maßregel, aber recht ermüdend für Leute und Pferde, da am Tage Hitze und Fliegen das Schlafen fast unmöglich machten.

Es ist nachzuholen, daß russischerseits Mitte Juni die aus Monitors und Kanonenbooten bestehende türkische Donauflottille durch Torpedosperren von den Uebergangspunkten abgesperrt wurde, und zwar die an der Strommündung und bei Galatz liegenden Schiffe durch eine Sperre unter- und oberhalb Braila, geschützt durch schwere Batterien, die Rustschuker Flottille durch eine Sperre oberhalb bei Parapan. Letztere wurde nicht früh genug fertig, so daß an dem Tage nach dem Uebergange ein türkischer Dampfer die russischen Truppen noch bedrohen konnte. Die beiden bei Nikopolis liegenden Monitors sollten durch Torpedos, die am 24. Juni unterhalb der Festung gelegt waren, durch schwere Geschütze und durch Dampftorpedobarkassen, die per Eisenbahn von Rußland eingetroffen waren, festgehalten werden. Bei Galatz wurde ein türkisches Kanonenboot durch schwere Geschütze, ein andres durch einen Angriff mit Stangentorpedos vernichtet. Die Donauflottille war hiermit zum größten Teil lahmgelegt. Die bei dieser Gelegenheit von der russischen Marine bewiesene Kühnheit schien demoralisierend gewirkt zu haben.

Mitte Juni wurde mit wenig Truppen und zunächst ohne allen Verlust der Nebenübergang bei Braila ausgeführt, da das gegenüberliegende, von der Ueberschwemmung ganz abgesperrte Dorf Getschet unbesetzt war. Es konnte dann von beiden Ufern aus mit dem Brückenbau begonnen werden in ungestörter Arbeit, wie im Frieden. Die Brücke war in vier Tagen fertig. Da das jenseitige Ufer noch weithin überschwemmt war, konnte sie jedoch noch nicht verwertet werden. In der Nacht vom 21. zum 22. Juni wurden von Braila 10 Kompagnien mit 4 Geschützen auf Booten und Prahmen übergesetzt. Die Infanterie

mußte nach ungehinderter Passierung des Stromes noch weit durch die Ueberschwemmung waten und erreichte mit einem Verlust von nur 140 Mann die Höhen des rechten Ufers. Die hier wenig starken Türken zogen sich über Matschin nach der Dobrudscha zurück, wo im ganzen nur 7000 Mann standen. Am 26. gelangte das kaiserliche Hauptquartier nach Dratscha, zwei Meilen nordöstlich Nikopolis. Diese alte türkische Festung war auf dem hohen rechten Donauufer durch 13 einfache Feldwerke verstärkt worden. Sie waren 1 bis 2 Kilometer im Halbkreise nach Süden vorgeschoben. Gegenüber auf dem flachen rechten Donauufer waren eine größere Anzahl schwerer Batterien, russische und einige rumänische, eingebaut. Der Artillerieangriff wurde am 27. und 28. ausgeführt, ohne nennenswerten materiellen Erfolg. Es wurden aber hierdurch, sowie durch die Pontonsansammlung in der Aluta, durch die zahlreichen in der Ebene aufmarschierten russischen Truppen, endlich durch die großen Stäbe der Hauptquartiere des Kaisers und des Großfürsten die in und bei der Festung stehenden 9000 Türken festgehalten.

Zur Ausführung des Ueberganges bei Simnitza wurde die besonders gut ausgebildete 14. Infanteriedivision unter General Dragomirow bestimmt und diesem General für den Zweck noch unterstellt: die 4. Schützenbrigade (4 Bataillone), die kombinierte Garde-Eskortekompagnie des Kaisers (eine kriegsstarke Kompagnie aus allen Garde-Infanterieregimentern zusammengestellt), 2 Plastuni-Kompagnien (Kubankosaken zu Fuß) und 2 Bergbatterien zu 8 Geschützen. General Dragomirow erhielt am 25. entsprechenden Befehl und rekognoszierte an diesem Tage in Verbindung mit dem bereits orientierten Kommandeur der 4 Pontonierhalbbataillone, General Richter. Die vorbezeichneten Truppen sollten in 6 Echelons zu je 2500 Mann übergesetzt werden. Das 1. Echelon bestand aus den 3 Schützenkompagnien,[1]) dem ersten und zweiten Bataillon des Wolhynischen Infanterieregiments, der 2. Kompagnie Plastuni-Kosaken und der 2. Bergbatterie. Mit diesem Echelon sollten auch 60 Kosaken mit ihren Pferden übergesetzt werden, um möglichst bald den Telegraphen östlich Sistowa unterbrechen zu können.

General Dragomirow nahm in einem Hause unweit des Ufers Quartier und gab dort am 26. ganz früh die Disposition aus an den Brigadekommandeur, den Kommandeur, die Bataillonskommandeure und sämtliche Kompagniechefs des Wolhynischen Infanterieregiments. Diese Offiziere hatten bis dahin nicht geahnt, welche ehrenvolle Rolle ihnen zufallen sollte. Der General zeigte ihnen die Landungsstelle: die Ausmündung der Tekir Dere-Schlucht, die einzige Stelle, die in der etwa 30 Fuß hohen, stellenweise noch höheren steilen Lehmwand des rechten Ufers zugänglich schien und sich am Tage als scharfer Einschnitt ganz deutlich markierte. Erst in den letzten Tagen war durch Fallen des Wassers ein schmaler sandiger Strand vor dem jenseitigen hohen Ufer frei geworden. Die Offiziere begaben sich vom Quartier des Generals Dragomirow einzeln an

[1]) Die russischen Infanteriebataillone hatten damals 4 Linien- und 1 Schützenkompagnie.

das Ufer, um noch mit dem Glase die Oertlichkeit im speziellen zu erkunden und sich für die Nacht einzuprägen. Ebenso wurden die Kommandeure des Minskischen Infanterieregiments [1]) instruiert, das das 2. und 3. Echelon zu bilden hatte.

Der Kommandeur des Wolhynischen Regiments ließ die Kompagniechefs sich persönlich so aufstellen, wie er sich die Entwicklung auf dem andern Ufer dachte. Es wurde natürlich ganz anders. Die Mannschaften des 1. und 2. Echelons sollten ohne Gepäck übersetzen, versehen mit 60 Patronen, 2 Pfund gekochten Fleisches und mit der dreitägigen Zwiebackportion. Das Schießen von den Pontons aus wurde ausdrücklich verboten. Die Erkundung des feindlichen Ufers am 26. ergab, daß dicht an der Stadt Sistowa, Nordostecke, auf dem hier sehr hohen Uferrande eine Batterie gebaut war, mit Front nach dem Strome und nach Osten mit einer zurückgebogenen Flanke, und daß hinter einer flachen Höhe im Südosten der Tekir Dere-Schlucht türkische Truppen im Lager standen. Die Größe des Lagers war nicht zu erkennen, es war aber ein grünes Paschazelt sichtbar. Auf der Höhe schien ein Batterieemplacement vorbereitet zu sein.

Nach dieser Darstellung der Vorbereitungen des Ueberganges gehe ich über zur Schilderung des Selbsterlebten, indem ich meine Eindrücke wiedergebe, wie ich sie an Ort und Stelle erhalten und auch gleich niedergeschrieben habe.

Als ich Mitte Juni dem zweiten Chef des Stabes, General Lewitzki, meine Bitte vortrug, den Donauübergang mitmachen zu dürfen, erwiderte er mir, ich könne das Geheimnis der Uebergangsstelle natürlich nicht erfahren. Wenn ich aber mit den Pontonskolonnen von der Stelle ab marschieren wolle, wo sie die Bahn verlassen würden, so hätte ich die besten Chancen, rechtzeitig zum Uebergange einzutreffen. Ich befolgte gern diesen guten Rat und traf mit Pferden und Gepäck kurz vor dem 20. bei Station Beja ein, wo die ersten Echelons der Pontonskolonnen schon im Biwak standen. Nach den vier Nachtmärschen traf ich mit den Kolonnen am 25. früh in Simnitza ein. Die Sonne war schon aufgegangen. Mit Neugierde und nicht ohne Sorge blickten wir nach den so bedeutend überhöhenden Bergen des rechten Ufers, denn von dort mußten aufmerksame Beobachter mit Gläsern die anfahrenden Pontons deutlich erkennen können. Der letzte Nachtmarsch hatte etwa 30 Kilometer betragen; eine steile Wegestelle, die die schweren Pontonswagen einzeln hinabfahren mußten, hatte bedeutenden Aufenthalt bereitet.

Simnitza ist ein räumlich sehr ausgedehnter Ort mit großen Gärten zwischen den Häusern, so daß viele Truppen gegen Sicht gedeckt lagern konnten. Unmittelbar in der Stadt stand eine Infanteriebrigade der 14. Division, die 4. Schützenbrigade, ein Infanterieregiment der 9. Division (das Brianskische),

[1]) Zweites Echelon: Garde-Eskortekompagnie, 3. Bataillon des Wolhynischen Regiments, die 3 Schützenkompagnien und das 1. Bataillon des Minskischen Regiments, 1. Bergbatterie. Drittes Echelon: 2. und 3. Bataillon des Minskischen Regiments, 6 Feldgeschütze, 1. Kompagnie Plastuni-Kosaken. Viertes und fünftes Echelon: Jitomirsches Regiment, die 4. Schützenbrigade, 2 Kompagnien Sappeure. Sechstes Echelon: Podolsches Regiment.

4 Pionierhalbbataillone, 1 Reserve-Pontontrain (mit alten Pontons von geölter Leinwand), 2 Sappeurbataillone, 1 Husaren- und ein Kosakenregiment.

Das 53. (Wolhynische) Infanterieregiment voran, soll in der nächstfolgenden Nacht, vom 26. zum 27., der Uebergang ausgeführt werden und zwar unterhalb Sistowa, nahe an einem feindlichen Lager, von dem über die Höhe etwa 40 Zelte hervorragen. Technische Gründe, vielleicht die Verwertbarkeit der beiden Inseln Bujireskn und Adda, müssen für diese Uebergangsstelle sprechen. Der Taktiker würde sie wohl nur aus der Rücksicht wählen, daß die Türken den Uebergang an dieser für die Verteidigung so günstigen Stelle kaum erwarten können. Trotzdem alle erforderlichen Vorbereitungen getroffen werden, gibt es noch Offiziere, die an eine Demonstration glauben zugunsten des Ueberganges bei Nikopolis.

Noch am 26. mittags wurden hierüber Wetten abgeschlossen. Bei Nikopolis soll, wie es heißt, gleichzeitig ein Uebergangsversuch gemacht werden mit den von der Marine bemannten Dampfbarkassen und den an der oberen Aluta hergestellten hölzernen Pontons, die gegen Flintenschüsse weniger empfindlich sind. Jedenfalls soll dort in der Nacht zum 27. aus eingebauten Belagerungsgeschützen eine Kanonade eröffnet werden. Die Nacht zum 26. mit Sturm und Regen wäre für den Uebergang recht vorteilhaft gewesen, denn der Mond war dauernd verschleiert. Ist auch die folgende Nacht mondklar, dann dürfte vom Wolhynischen Regiment nicht viel übrig bleiben.

Der Eindruck des sehr breiten Stromes, diesseits ganz flaches Ufer ohne geeignete Artilleriestellungen, jenseits vortreffliche Positionen in den über dem steilen Uferrande aufsteigenden Terrassen, die Sichtbarkeit eines feindlichen Lagers, — all dieses mußte auf Offiziere und Soldaten etwas abschreckend wirken und konnte erhebliche Bedenken erwecken. Im Kriege wirkt nun ein positiver Befehl, auch wenn die Ausführung schwierig, ja unmöglich erscheint, mit einem gewissen überzeugenden Nachdruck, wenn die Truppe Vertrauen zu ihrem Führer und dessen Erfahrungen hat. Dies Vertrauen war bei den Kommandeuren und Offizieren der Armee zum Oberbefehlshaber der Armee, dem Großfürsten Nikolaus, vorhanden, sowie auch zu der ruhigen Ueberlegung des bejahrten und kriegserfahrenen Chefs des Stabes, General Nepekoischitzki. In besonders hohem Maße besaß General Dragomirow das Vertrauen der Offiziere und Soldaten der 14. Infanterie-Division. Als gelehrter Generalstäbler und mit Neigung zu Absonderlichkeiten à la Suworow, galt der General vor dem Kriege in Petersburg weniger wie in der Provinz, jedenfalls gab er sich als Divisionskommandeur sehr viel Mühe, kopierte nicht die Garde-Ausbildung, war vielmehr ernstlich bestrebt, die individuelle Ausbildung des Soldaten zu fördern und ihm den Wert der eignen Person als Kämpfer beizubringen. Derselbe Gedanke hatte damals Suworow geleitet. Beide Generale haben hiermit viel erreicht, die begleitenden Absonderlichkeiten treten gegen das Endergebnis ganz zurück, sie entsprachen übrigens dem kindlich jovialen Charakter des russischen Soldaten.

Bei dieser ersten Gelegenheit und später noch oft in diesem Kriege bestätigte sich die alte Lehre, daß die Persönlichkeit nach Charakter und Erfahrung höher

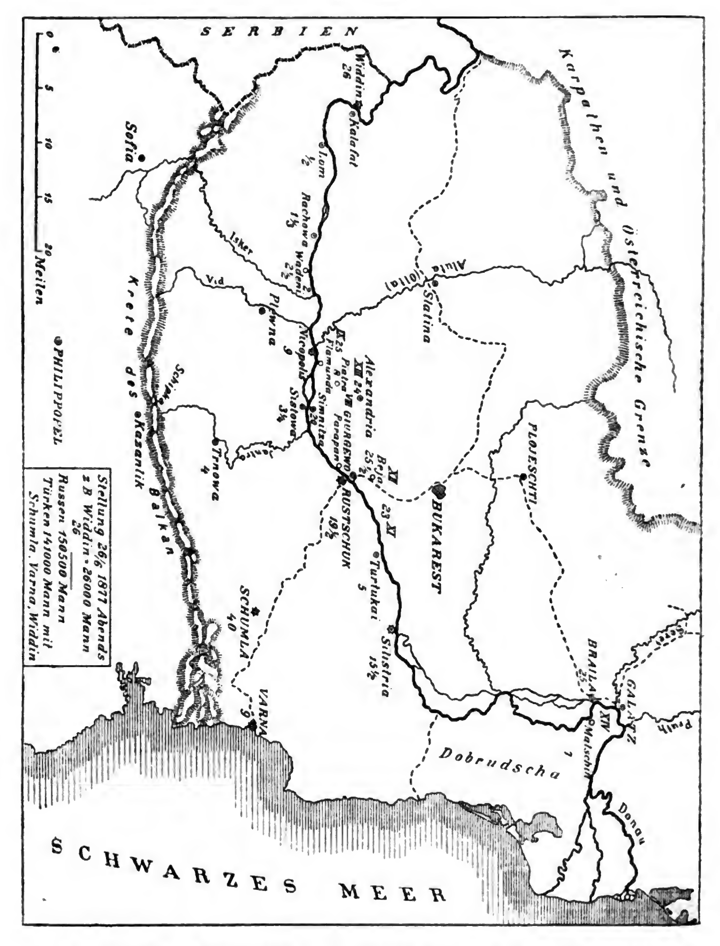
steht wie die Kriegskunst, und daß Fehler in der letzteren weniger ausmachen, wie Mängel in den Persönlichkeiten der Führer. In dem Ernst des Krieges kann nur die Tüchtigkeit hypnotisierend wirken. Aeußerlichkeiten, auf die im Frieden Wert gelegt werden muß, verlieren ihre Wirkung, wenn sie nicht für Krieger und deren ernste Gedanken passen. — Auch im russisch-türkischen Kriege traten einige Enttäuschungen ein in der aus dem Frieden mitgebrachten Beurteilung der Führer.

Am 26., abends, fand ich bei nochmaliger persönlicher Erkundung, daß das türkische Zeltlager nicht größer geworden war, sowie daß in der Batterie an der Nordostecke von Sistowa noch keine Geschütze sichtbar waren. Viele türkische Frauen mit Kindern saßen auf und neben der Batterie. In dem landschaftlich schönen Bilde kurz vor Untergang der Sonne machte die Stadt einen völlig friedlichen Eindruck. Auf beiden Seiten, namentlich auf der russischen Seite, hatte man Veranlassung, die vorhandenen Truppen zu verbergen. Jenseits standen 3- bis 4000 Mann, nahe am Ufer, diesseits bei und in Simnitza über 20000 Mann, und nirgends waren von Kriegsleuten mehr wie einzeln gehende Personen zu bemerken. Das Zusammengehen in Gruppen war streng verboten worden. Zum Schutz gegen Erkundungen mit Booten hatten die Russen in der letzten Nacht die mit niedrigem Busch bestandene Insel Bujireskn durch zwei Kompagnien des Brianskischen Regiments besetzen lassen. Abends waren die Befehle noch nicht an die Truppe gelangt, aber die Kommandeure versammelt.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die kleine Uebersichtskarte, die die Aufstellung der beiderseitigen Streitkräfte am 26., abends, in Tausenden angibt. Wir erkennen die Zusammenziehung von nahe 80000 Russen[1]) an der Stromstrecke Nikopolis-Simnitza, gegenüber nur wenig über 12000 Türken, das Gros der türkischen Streitkräfte, 80000 Mann in dem Dreieck Rustschuk, Schumla, Silistria, gegenüber Rustschuk noch 50000 Russen.[2]) Die 19000 Türken bei Rustschuk stehen 2 Märsche, die 55000 bei Schumla-Silistria 5, die 26000 Mann bei Widdin 10 Tagemärsche von der Uebergangsstelle entfernt. An eine Verwertung der Eisenbahn Varna-Rustschuk für Heranführung von mehr wie einiger Bataillone war bei dem spärlichen Eisenbahnmaterial nicht zu denken. Nach der Kräfteverteilung standen sonach die Chancen für die Russen günstig. Hätten aber unmittelbar nach dem Uebergang sämtliche türkische Truppen Befehl erhalten können, nach Sistowa-Nikopolis zu marschieren, so stand den übergegangenen Russen immer noch ein schwerer Kampf bevor. Der Nebenübergang des russischen XIV. Armeekorps bei Braila hatte die Türken scheinbar getäuscht und ihre Massen übermäßig lange bei Schumla-Silistria festgehalten. Für das Verbleiben von 26000 Mann bei Widdin ist ein genügender Grund nicht zu erkennen. Wären die Türken mit Nachrichten über die Truppenbewegungen in

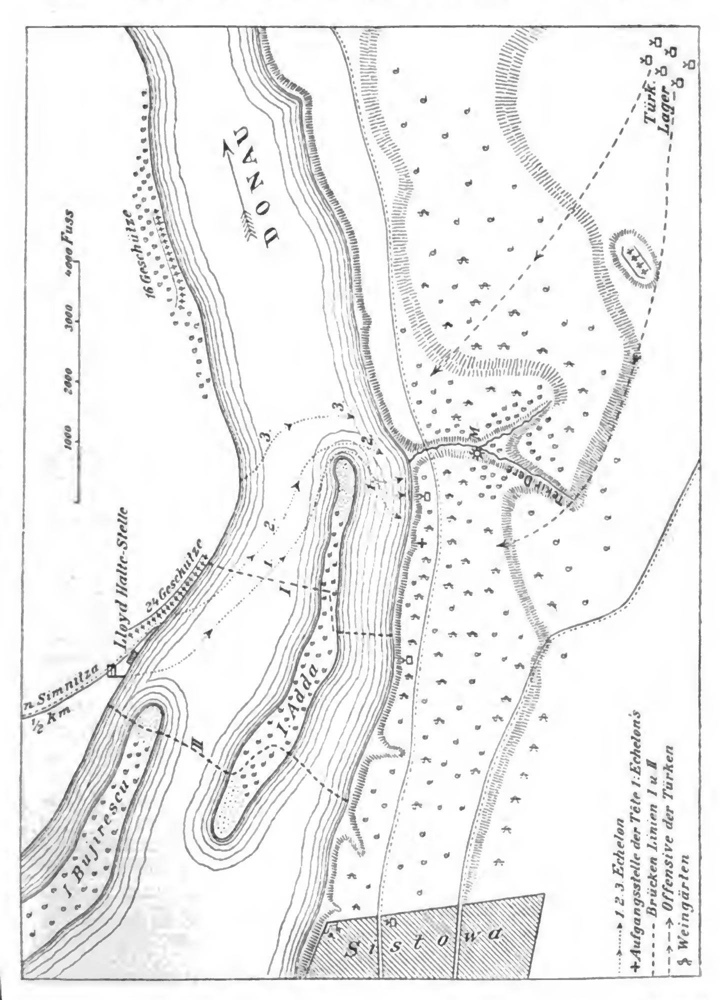
[1]) VIII., IX., XIII. Armeekorps.

[2]) XI. und XII. Armeekorps.



Rumänien besser bedient gewesen, so konnten sie, der nach Westen gerichteten Bewegung der russischen Massen südlich der Donau folgend, genügend zeitig an der Uebergangsstelle eintreffen.

Tatsächlich soll der Oberkommandierende, Abdul Kerim Pascha, den Uebergangsversuch der Russen etwa bei Nikopolis vorausgesehen, aber nach Kon-



stantinopel gemeldet haben, daß er mit den ihm zu Gebote stehenden Streitkräften den Uebergang nicht verhindern könne, er überschätzte die Zahl der Russen.

Ich wende mich nun zur Schilderung des Ueberganges in der Nacht vom 26. zum 27. Juni, wie ich ihn mit erlebt habe.

An Material zum Uebersetzen war verfügbar: je 56 eiserne Pontons der 4 Pontonier-Halbbataillone Nr. 3 bis 6, und zwar hiervon $^2/_3$ viereckige und $^1/_3$ spitze in Kahnform, die zusammengesetzt werden konnten. Ein solcher großer und im Wasser ganz sicherer, aber nur langsam fahrbarer Kahn konnte etwa 50 Mann aufnehmen. Der als Reserve mitgeführte alte Leinwandpontons-Train war bereits tags vorher eingebaut worden zur Ueberbrückung des nördlichen schmalen Donauarmes, der bei Simnitza vorbeifließt. Am 25. sollen die Türken diese Brücke gesehen haben. Als Abfahrtsstelle war der Landepunkt der österreichischen Lloyddampfer schräg gegenüber Sistowa gewählt worden, die einzige Uferstelle, die mit Simnitza durch eine genügend fahrbare Straße verbunden war. Die Pontons des 6. Bataillons wurden zum größten Teil verwendet zur Herstellung von Maschinen (Doppelpontons) für die Ueberführung von 8 Berggeschützen mit Pferden und Munitionswagen, sowie von 60 Kosaken mit Pferden, welche letzteren den auf eine Viertelmeile vom jenseitigen Ufer entfernt laufenden Telegraphen zerstören sollten. In den zusammengesetzten Pontons der übrigen 3 Bataillone sollten 11 Infanterie- und 1 Kosakenkompagnie gleich 2500 Mann als erstes Echelon übersetzen. In jedem dieser Pontons befanden sich etwa 45 Mann und 8 Ruderer. Als Ruderer wurden verwandt 200 Garde-Marinematrosen, 100 Kosaken vom Uralfluß, die Pontoniere und 4 aus jeder Infanteriekompagnie ausgewählte Leute; man hatte eine einmalige Ablösung vorgesehen, da eine Strecke von über 2 Kilometer zu durchrudern war. Einige Pontons sollten leer folgen nur mit den Kommandeuren, mit Sanitätsmannschaften und zu Rettungszwecken.

Alle diese Pontons der Bataillone 3 bis 5 wurden mit Beginn der Dunkelheit oberhalb Simnitza in den nördlichen Donauarm eingesetzt und leer von den Ruderern bis 1 Uhr nachts an die Abfahrtsstelle gegenüber der Insel Bujiresku geführt, wohin die Truppen des 1. Echelons per Fußmarsch über die Brücke der Leinwandpontons gelangten. Das Einsetzen der Pontons ins Wasser, $^1/_2$10 Uhr abends, erfolgte mit erheblichem Getöse. Hornmusik, die bald darauf in Sistowa hörbar wurde, ließ eine kurze Zeit vermuten, daß der helle Mondschein und der dumpf polternde Ton der Pontons die Unternehmung schon verraten habe.

Die türkischen Hörner, scheinbar Marschmusik, verstummten bald, es blieb die Wahrscheinlichkeit, daß eine frische Truppe in Sistowa eingerückt sei.

Die Abfahrtsstelle für die Truppen, die von der Tete der in Kolonne zu einem fahrenden Pontons um 12 Uhr erreicht wurde, war durch einen Mastbaum bezeichnet, ebenso die Teten der einzelnen Pontonsabteilungen durch Flaggen. Es lagen in Richtung stromabwärts zunächst die Maschinen für die Berggeschütze und für die Kosaken, die hier zusammengesetzt wurden, dann am Mastbaum die

beiden Pontons für die Plastuni-Kosakenkompagnie. Es folgten in Richtung stromaufwärts die Pontons für die 3 Schützen-, dann für die 8 Linienkompagnien des Wolhynischen Regiments. Die Wagen des 6. Pontonier-Bataillons, das die Maschinen zusammenzusetzen hatte, passierten die 80 Schritt lange Brücke der Leinwandpontons, die nicht mit Stroh belegt war, mit weithin hörbarem Gepolter. Dann machte das Einladen der Pferde und der Geschütze auf die Maschinen sehr viel Lärm. Auch hier fehlte eine Strohbedeckung. Einige Pferde fielen ins Wasser.

Die große Breite des Stromes, über 4000 Fuß, verhinderte scheinbar die türkischen Posten den Lärm zu hören, war also in diesem Falle von Vorteil. Trotzdem der Mond das helle Wiesenufer voll beleuchtete, wurde weder das Blitzen der Bajonette noch der Widerschein des von den schwankenden Pontons bewegten Wassers bemerkt. Im übrigen herrschte große Stille und wurde alles mit Ruhe und Ordnung ausgeführt.

Als Bemannung der vordersten beiden Pontons war die Plastuni-Kosakenkompagnie bestimmt, eine sehr unglückliche Wahl. Es war die einzige Truppe, die zum Sammelplatz zu spät kam, die Leute hatten keine gute Haltung. Sie schienen zu wissen oder zu ahnen, daß man höheren Orts das 1. Echelon, wenigstens dessen vordere Abteilungen für geopfert hielt. Es war unrecht, eine nur für den Vorpostendienst geeignete Miliztruppe an einer Stelle einzusetzen, an der man die besten Grenadiere brauchte.

Die Abfahrt erfolgte Punkt 2 Uhr in einer Kolonne, immer 2 bis 3 Pontons nebeneinander, an der Spitze die Plastuni-Kosaken, dann die 3 Schützenkompagnien. Man hätte die Ueberfahrt in breiter Front für vorteilhafter halten können. Der Grund für die Wahl der schmalen Formation war, daß außer an der Tekir Dere-Schlucht das jenseitige steile Lehmufer nicht erkletterbar erschien.

Die Prahme oder Maschinen mit den Geschützen folgten am Ende der Kolonne, hier befanden sich auch die Pontons mit den Kommandeuren. Letzteres war nicht zweckmäßig, wie sich später zeigen sollte.

Der Führer der Kolonne, Pontonierhauptmann Gagrine, wurde beim Einsteigen zu der schweren und verantwortungsreichen Fahrt mit dem Zeichen des Kreuzes gesegnet. Von mir nahmen meine Bekannten feierlich Abschied, als wie auf Nimmerwiedersehen. Man begriff nicht meine Kaprice, im ersten Ponton mit hinüberfahren zu wollen.

In ungestörter ruhiger Fahrt näherten wir uns nach einer halben Stunde der mit niedrigem Busch bestandenen Insel Adda, deren Ostecke wir passieren mußten. Der Mond war jetzt etwas verschleiert. Hauptmann Gagrine spähte nach dem als Landungsstelle bezeichneten Schluchteinschnitt. Am Tage hatte er sich ganz deutlich markiert, jetzt war nichts zu erkennen. Unter dem Monde liegend, erschien das hohe türkische Ufer als einheitlicher schwarzer Streifen über dem grauen Wasser. Hauptmann Gagrine war in Verzweiflung. Auch ich vermochte mit meinem guten Glase die Schlucht nicht wiederzufinden. Plötzlich kam unser Ponton fest, dann noch die beiden zunächst folgenden. Der in unserm Ponton

befindliche bulgarische Lotse, der uns so ungeschickt auf eine Sandbank am Ostende der Insel geführt hatte, sprang ins Wasser und eilte in die nahen Büsche, man hätte ihm gern eine Kugel nachgeschickt! Den ins Wasser springenden Matrosen gelang es ziemlich schnell, den Ponton wieder flott zu machen, allerdings in zwei nunmehr getrennten Teilen. Wir fuhren auf gut Glück in Richtung auf das hohe schwarze Ufer weiter. Die Silhouetten der uns folgenden Pontons waren nur wenig über hundert Schritt weit sichtbar. Scheinbar war die Kolonne erheblich breiter geworden durch Abtreiben stromabwärts. Es hatte sich bald nach der Abfahrt ein starker Ostwind erhoben, der das Wasser in hohe Wellen aufstaute, die Pontons schwankten sehr, aber die Stauung der starken Strömung erleichterte die Fahrt, und das Geräusch des Windes mit der Wellenbewegung machte das Klingen der Ruder an den eisernen Pontons weniger weit hörbar.

So gelangte die Tete nach fast dreiviertelstündiger Fahrt bis auf etwa 300 Schritt ans Ufer, als von zwei Stellen her die ersten Schüsse fielen, die Kugeln zischten über uns weg. Unwillkürlich wurde die Ruderbewegung stärker und lauter. Zwei Fanale brannten am Ufer auf. Wir stießen etwa 20 Schritt vom Ufer auf Grund, die Soldaten sprangen ins Wasser und eilten an das Ufer, das hier über einem schmalen sandigen Strande in einer 20 bis 30 Fuß hohen Lehmwand senkrecht aufstieg. Die Plastuni-Kosaken, die die vordersten waren, versagten sogleich und warfen sich in Deckung dicht unter der hohen Lehmwand. Für das Erklettern einer Wand waren sie nicht ausgebildet. Hauptmann Gagrine, der dies mit ansah, forderte mich dringend auf, wieder mit zurückzufahren und mich dann dem 2. Echelon anzuschließen. In der Tat war die Lage recht ernst, denn jeden Augenblick konnte die nur wenig entfernte türkische Feldwache über uns erscheinen. Ich hatte nach einem vergeblichen Kletterversuch eben eine weniger hohe Uferstelle etwas weiter oberhalb gefunden, als ein paar junge Offiziere mit etwa 50 Mann erschienen, atemlos von dem Lauf am Ufer entlang. Sie waren weiter unterhalb gelandet, hatten starkes Feuer bekommen und nirgends die Möglichkeit gefunden, die Lehmwand zu erklimmen. Ich zeigte ihnen die günstigere Stelle, wir hoben einen kleinen Unteroffizier bis an den oberen Rand, so daß er dort Fuß fassen konnte, und dann drängte die durch nachfolgende Trupps dichter werdende Menschenmasse hinauf. Man brauchte nicht zu klettern, man wurde geschoben und gehoben, denn die unten Nachdrängenden suchten sich den den Strand entlang zischenden Kugeln zu entziehen. Oben war eine kleine Mulde, in der die Vordersten, wie sie ankamen, nach den drei Seiten ausgebreitet wurden. Hier fanden sich auch einige Plastuni ein. Eine kleine Reserve wurde von mir an der Aufgangsstelle postiert, und dann wurde der Aufgang mit dem wenigen vorhandenen Schanzzeug und Bajonetten praktikabler gemacht. Als 200 bis 300 Mann oben waren, ging man langsam nach den drei Seiten vor, unter einem Kreuzfeuer, das wohl unangenehm war, aber in der noch herrschenden Dunkelheit nur wenig Verluste brachte. Die türkische Feldwache oberhalb wich in der Richtung auf Sistowa zurück, diejenige unterhalb hielt sich länger, zog dann aber auch über die Schlucht in der Richtung

auf das Lager ab, so daß der größere Teil des 1. Echelons bei der Schlucht landen konnte. In der Richtung dorthin vorgehend, fand ich an einem Gartenhäuschen einen jungen Bulgaren in seinem Blut liegen, das erste unschuldige Opfer dieses Krieges. Wie viel solche Opfer sollte ich in den folgenden Monaten noch sehen, auch Greise und Kinder!

Da man in der ersten halben Stunde nur mit zwei Feldwachen zu tun gehabt hatte, landete der größere Teil des 1. Echelons mit wenig Verlust. Die an der Queue folgenden Prahme mit den Berggeschützen trieben aber zum Teil in das Feuer einer vom Lager herbeigeeilten türkischen Abteilung, die den wohl 60 Fuß hohen Uferrand dicht unterhalb der Schlucht besetzte, und deren Feuer von einem Offizier zu Pferde geleitet wurde. Der eine der Prahme löste sich infolge der heftigen Bewegungen verwundeter Pferde und versank mit Geschützen, Pferden und Leuten. Traurig war in der Dämmerung zu sehen, wie auf der grauen Wasserfläche die schwarze Masse sich löste, dann schnell kleiner wurde, einzelne Köpfe sah man noch, bis mit dem letzten verschwindenden Kopf das herzzerreißende Hilfegeschrei verstummte.

Die andern Berggeschütze landeten glücklich. Es konnten mit großer Mühe, fast auf Händen getragen, zwei davon am hohen Uferrande eben aufgestellt werden, als eine lebhafte türkische Offensive zu beiden Seiten der Tekir Dere-Schlucht erfolgte. Etwa 4 Bataillone drängten die einzelnen, ohne Zusammenhang vorgegangenen Abteilungen des Wolhynischen Regiments zurück, feuernd und mit Allahrufen, sie erreichten wieder die Wassermühle und den unteren Teil der Schlucht. Der Kommandeur der Bergbatterie hatte in dem dicht mit Obstbäumen, Mais und Wein bestandenen Gelände vergeblich nach einer Stelle gesucht, von der aus er auf die in Entfernung von kaum 400 Schritt sichtbaren türkischen Tirailleure feuern konnte, ohne die nahe davor zurückkommenden eignen Leute zu treffen. Ich riet ihm, über die Köpfe hinwegzufeuern und möglichst schnell, um nur überhaupt Geschütze zu zeigen. Das half. Das Vorgehen der Türken kam zum Stutzen, der Allahruf verstummte, es hatte augenscheinlich überrascht, daß schon Geschütze herübergebracht waren. Aber dennoch wäre das Gefecht und damit die ganze Operation verloren gewesen, wenn nicht jetzt, etwa 3¾ Uhr morgens, die vordersten Pontons des 2. Echelons angekommen wären. Sie hatten Geschützfeuer von Sistowa her erhalten, es landete aber glücklich die Gardekompagnie und ein Teil des 3. Bataillons des Wolhynischen Regiments. Diese Abteilungen brachten das Gefecht an der Wassermühle zum Stehen.

Die folgenden Pontons, namentlich die des Minskischen Infanterieregiments, litten sehr durch das Gewehrfeuer der Türken, es traf aber nicht eine einzige Granate[1]) der von Sistowa her feuernden Geschütze. Einige Pontons trieben stromabwärts direkt unter das Feuer der auf dem hohen Uferrande unterhalb der Schlucht stehenden Türken, zwei Pontons, die das Ufer erreicht hatten, wurden vollständig vernichtet, andre trieben ohne Ruderbewegung den Strom entlang,

[1]) Die türkische Artillerie hatte keine Schrapnells.

scheinbar nur von Toten und Verwundeten angefüllt. Einer der Pontons wurde plötzlich wieder lebendig und fuhr schleunigst nach dem andern Ufer zurück. Die glücklich an das Ufer gelangten Mannschaften vermochten das hohe Ufer unterhalb der Schlucht nicht zu erklettern und feuerten fast senkrecht nach oben. Eine Anzahl rettete sich laufend nach der Schlucht. Das nun beginnende lebhafte Geschützfeuer von den weiter unterhalb auf dem linken Stromufer aufgestellten 2 Batterien in Flanke und Rücken der auf dem hohen Uferrande ungedeckt stehenden Türken machte Luft. Die Türken hielten dies Feuer nicht aus und suchten rückwärts Deckung. Hiermit trat eine günstige Wendung ein. Die nachfolgenden Pontons erhielten kein gezieltes Gewehrfeuer mehr und konnten die an der Schlucht im Gefecht stehenden Abteilungen fortwährend verstärken, so daß die Russen bald das numerische Uebergewicht über die 3000 Türken erhielten. Der Tag war angebrochen, und man konnte auf beiden Seiten die Stärke annähernd beurteilen, soweit dies in dem mit Obstbäumen, Mais und Weinstöcken dicht bestandenem Gelände möglich war. Der kommandierende Pascha befahl den Rückzug in der Richtung auf das Lager.[1])

Während des Gefechtes östlich der Tekir Dere-Schlucht hätte mir meine Neugierde oder übermäßige Passion beinahe einen schlechten Streich gespielt. Als ich vorwärts lief, um zu erkunden, wo die zurückgehenden Türken wieder Stellung nehmen könnten, waren einige Soldaten des Wolhynischen Regiments nahe daran, mich zu massakrieren, weil sie mich für einen flüchtenden Türken hielten. Mein Glück war, daß sie hierzu lieber das Bajonett als die Kugel verwerten wollten und daß ich auf russisch rief: „Dort sind sie!“ als die Bajonette dicht an meinem Rücken waren.

Die zurückgehenden Türken wurden durch eine Batterie unweit des Lagers aufgenommen und nahmen hier von neuem Stellung. Die Batterie feuerte auch auf die Ueberfahrtsstelle, erzielte aber keinen Treffer.

Mit dem 3. Echelon waren die Generale Dragomirow und Skobelew herübergekommen und suchten in den stark durcheinander gekommenen Truppen etwas Ordnung und taktische Gliederung zu schaffen, mit der Tendenz einer brückenkopfartigen Aufstellung zum Schutze der Ueberfahrtsstelle gegen eine etwaige neue und stärkere Offensive der Türken. Trotz des recht lästigen Geschützfeuers vom Lager und von Sistowa her, war es zweckmäßig, zur weiteren Offensive das Herankommen frischer Truppen abzuwarten.

Um diese Zeit, 8 Uhr, kam das Dampfschiff Annetta mit 2 eisernen Barken und 3 Dampfbarkassen von Nikopolis an. Es hatte dort versenkt am linken Ufer gelegen, wurde aber von der russischen Marine wieder flott und fahrbar gemacht. Mit diesem Dampfer und den beiden Schleppbarken konnten 2000 Mann in einer Fahrt übergesetzt werden. So kamen die 4. Schützenbrigade

[1]) Die Türken waren stark: 6 Tabor zu 4 bis 500 Mann, 1 Eskadron, 6 Geschütze = 3250 Mann. Die Infanterie war mit den älteren Snider-Gewehren bewaffnet, mit denen ein besonders lebhaftes Feuer nicht geleistet werden konnte. Es waren Redif- oder Landwehrbataillone.

und das Jitomirsche Infanterieregiment verhältnismäßig schnell hinüber und erlitten auch keinen Verlust durch das Geschützfeuer der Türken. Die Batterie am Lager konnte von den russischen Geschützen nicht erreicht und die beiden Geschütze in Sistowa von 24 russischen nicht zum Schweigen gebracht werden.

General Dragomirow ließ vormittags das Podolische Infanterieregiment gegen die schwach besetzte Höhe östlich Sistowa vorgehen. Das Regiment verlor 80 Mann im längeren stehenden Feuergefecht gegen einige wenige türkische Schützen, die sich mit außerordentlichem Geschick und zäher Hartnäckigkeit verteidigten. Gegen 2 Uhr wurde Sistowa von der 4. Schützenbrigade fast ohne Verlust genommen. Bald darauf zog die schwache türkische Brigade in östlicher Richtung ab.

Die Truppen, die russischerseits hauptsächlich im Gefecht gewesen waren: die Regimenter Wolhynien, Minsk, die Gardekompagnie, die Bergbatterie und die Plastuni-Kosaken hatten zusammen 636 Mann oder den 7. Mann der Gefechtsstärke verloren. Der Gesamtverlust, 768 Mann, blieb weit hinter der Erwartung zurück, man hatte sich auf sehr bedeutende Verluste gefaßt gemacht.

Mit dem nach Ankunft des Dampfers von Nikopolis reichlichen Uebersetzmaterial schaffte man bis zum Abend des 27. den Rest der Infanterie des VIII. Armeekorps hinüber. Abends standen auf dem rechten Ufer im Biwak 28 Bataillone, 14 Berggeschütze, 6 Sotnien Kosaken zu Pferde und 2 zu Fuß. Am folgenden Tage wurden die 96 Geschütze des VIII. Armeekorps übergesetzt, am nächsten die 35. Infanteriedivision mit ihrer Artillerie. An diesem Tage, dem 29. Juni abends, waren sonach 40 Bataillone, 6 Sotnien, 158 Geschütze = 40 000 Mann hinübergeschafft. Die Hälfte dieser Leistung war dem Dampfschiff zu danken. An den nächsten drei Tagen wurden nur die Trains dieser Truppen übergesetzt.

Der Mangel an Kavallerie auf dem jenseitigen Ufer für die Aufklärung war sehr empfindlich. General Skobelew schlug daher vor, die Kaukasische Kosakenbrigade schwimmend übergehen zu lassen. Ein von der Insel Bujiresku aus gemachter Versuch mit einer größeren Anzahl Pferde mißglückte, General Skobelew schwamm aber weiter und erreichte tatsächlich das jenseitige Ufer, ebenso ein Kosak. Ich begegnete dem General einige hundert Schritte vom südlichen Ufer, er saß in Hemd und Unterhosen auf einem hoch im Wasser aufgerichteten, scheinbar sehr erschöpften Pferde, er war ganz allein. Ich forderte den General auf, in meinen Kahn zu kommen, da das Pferd nicht mehr weiter könne. Er lehnte es ab und rief mir zu, er wolle beweisen, daß die russische Kavallerie die Donau schwimmend passieren könne. Da ich zurückfahren mußte, schickte ich dem General einen andern Kahn nach, der ihn unweit des Ufers aufnahm. Das Pferd schwamm noch bis ans Ufer und krepierte. Die Leistung des Generals, wenn sie auch ihren Zweck nicht erreichte und auch nicht erreichen konnte, machte einen großen Eindruck, sie war die Basis seiner weiteren besonderen Verwendung in diesem Kriege. Der jugendliche General hatte aus Zentralasien das Renommee heroischer Tapferkeit mitgebracht, dies Renommee wurde aber

von vielen angezweifelt, weil die Zentralasiaten sehr schwächliche Gegner waren. Wegen einiger Vorkommnisse in Ungnade gefallen, konnte er ein Kommando bei der Donauarmee nicht erlangen. Er fing seine Tätigkeit an als Ordonnanzoffizier bei seinem Vater, der Kommandeur der Kaukasischen Kosakendivision geworden war. In dieser bescheidenen Stellung war er sehr tätig und tüchtig und führte unter anderm gegenüber Rustschuk in einer Nacht eine gewagte Rekognoszierung aus, die ich mitmachen durfte. In einem von 6 Uralischen Kosaken geruderten Kahn rekognoszierte der General mit einem jungen Offizier und mir die gegenüber Rustschuk gelegene Insel, und wir gelangten ziemlich nahe an die türkischen Kanonenboote heran. Der Heroismus des Generals war nicht zu bezweifeln, ebenso nicht sein rücksichtsloser Ehrgeiz, er gab sich aber auch sehr viel Mühe, er war ein hochgebildeter, viel belesener Militär und verstand es, die Soldaten und die jungen Offiziere mit sich fortzureißen. Bei dem Donauübergange funktionierte er als freiwilliger Ordonnanzoffizier des Generals Dragomirow.

Am 6. Tage nach dem Uebergange, dem 3. Juli, wurde die erste Donaubrücke nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten fertig. Die Türken hatten also volle fünf Tage Zeit zu Gegenmaßregeln gegen die auf dem rechten Stromufer befindlichen 40000 Russen. Mit gewöhnlicher Marschleistung, 3 Meilen auf den Tag, konnten bis zum 2. Juli abends 35000 Türken eintreffen, mit verstärkter Marschleistung, 4 bis 5 Meilen auf den Tag, 80000, einschließlich des größeren Teiles der Truppen bei Schumla und Silistria, es mußte also unbedingt der Versuch gemacht werden, die Russen über den Strom zurückzuwerfen. Mindestens war die Wahrscheinlichkeit vorhanden, den vor der Brückenstelle auf einen geringen Raum zusammengedrängten Russen durch Feuer große Verluste beibringen zu können. Außer der bereits erwähnten Hoffnungslosigkeit des Oberkommandierenden ist der Grund für das Ausbleiben der Offensive in der operativen Schwäche der Türken zu suchen. Es fehlte eine feste Gliederung nach Kommandoeinheiten, und es fehlten die für schnelle Operationen notwendigen Kolonnen und Trains. Jedes Bataillon führte eine Anzahl Packpferde oder Maultiere bei sich, die mit viel Munition, den Zelten und wenig Lebensmitteln beladen waren. Eigentliche Trains wie bei den europäischen Heeren gab es nicht.

Wie durch einen Zauberschlag schien die türkische Kriegführung lahmgelegt. Der Oberkommandierende soll in Konstantinopel um einen neuen Plan gebeten haben.

Das Ausbleiben der türkischen Offensive hatte eine eigentümliche psychologische Wirkung. Es schienen diejenigen russischen Kommandeure und Offiziere recht zu behalten, die die Aufgaben des Krieges für leicht erklärt hatten und für lösbar mit nur einem Drittel der Armee, so daß zwei Drittel gegen Oesterreich bereit gehalten werden konnten. Auch Kaiser Alexander hielt ein Drittel für ausreichend und war ungnädig gewesen gegen diejenigen, die mehr Truppen schon für den Beginn des Krieges gewünscht hatten, z. B. auch gegen General Todleben.

Im kaiserlichen Hauptquartier war man jetzt übermäßig siegesgewiß und absprechend für Bedenken im Hauptquartier des Großfürsten Nikolaus.

Der mit Geschick und Bravour, aber verhältnismäßig leicht errungene Erfolg und die Untätigkeit der Türken wurde Veranlassung zu einer unvorsichtigen Kriegführung, die nicht mit unrecht kosakische oder Streifzugkriegführung genannt wurde. Um so stärker wurde dann der psychologische Rückschlag, den Osman Paschas Erfolge bereiteten, d. h. die ersten türkischen Linientruppen unter einem energischen und tüchtigen Führer.

Zu der großen und verfrühten Zuversicht der Russen, die den Krieg halb beendet glaubten, äußerte Kaiser Wilhelm I.: „Aber erst muß man doch die türkische Armee aufsuchen und schlagen."

Es erübrigt, über den sehr interessanten Brückenbau einige Mitteilungen zu machen.

Von den beim Uebersetzen verwerteten Pontons war $^1/_{10}$ ganz verloren oder gänzlich verdorben, $^1/_4$ stark beschädigt durch Gewehrschüsse und auch durch Zusammenstöße. Die Sichtung, Wiederherstellung und Einteilung des Materials, zu dem die in zwei Nächten bei den Geschützen von Nikopolis vorbeigeführten 150 Holzpontons gehörten, erforderte so viel Zeit, daß der Brückenbau erst am 30., d. h. dem 4. Tage begonnen werden konnte. Auf eine so bedeutende Materialbeschädigung bei der Uebersetzoperation war man nicht vorbereitet gewesen. Mit der sehr wesentlichen Hilfe der Dampfbarkassen wurde die Brücke in 36 Stunden fertig, aber in der Nacht zum 1. Juli vorübergehend wieder zerstört, indem 26 eiserne Pontons durch Sturm und hohe Wellen untergingen. Die hölzernen Pontons bewährten sich hierbei viel besser.

Die Brücke war über die Insel Adda gelegt und ohne diese 3976 Fuß[1]) lang, also eine recht erhebliche Leistung.

Eine zweite Brücke, etwas oberhalb, wurde am 18. Juli begonnen und nach 22 Tagen beendet, ihre Länge war etwas geringer.

Die Geschichte kennt eine technisch noch höhere Leistung: die Brücke über die Dardanellenstraße, die Xerxes um das Jahr 485 v. Chr. zwischen Sestos und Abydos schlagen ließ. Diese war 7 Stadien lang, also etwas länger als die Donaubrücke. Der Bau war durch keine Insel erleichtert, die Strömungs- und namentlich die Tiefenverhältnisse sind dort viel schwieriger als in der Donau. Freilich stand auf dem andern Ufer kein Feind zur Abwehr oder Störung bereit, und man hatte reichlich Zeit.

Es wurden zunächst zwei Taubrücken geschlagen von phönizischen und ägyptischen Meistern. Sie waren wohl zu leicht gebaut, denn gleich nach ihrer Vollendung wurden sie durch die Wellenbewegung eines starken Sturmes zerstört. Den Aufsehern über die Brücken wurden die Köpfe abgeschlagen. Andre Baumeister, die Xerxes heranzog, bauten dann zwei Schiffbrücken, die obere aus 360, die untere aus 314 Rudergaleeren, nach beiden Seiten durch

---

[1]) Nach andrer Berechnung 4050 Fuß.

gewaltige Anker verankert und mit je drei Durchlässen für kleinere Schiffe. Ueber die Galeeren wurden starke, schwere Taue gelegt und mit hölzernen Winden straff gespannt, auf diese Taue ein Rundhölzerbelag gelegt und befestigt. Auf diesen Belag kam eine Schicht Faschinen, und in diese wurde Erde festgestampft. Endlich wurden dichte Geländer angebracht, damit Pferde und Zugvieh nicht vor dem Anblick des Wassers und der Wellen scheuten. Der Marsch des persischen Heeres nebst Troß über diese Brücken dauerte sieben Tage.



Admiral Wilhelm v. Tegetthoff.

Eine Charakterskizze nach eignen Erinnerungen.

Von

Vizeadmiral z. D. **Paschen.**

Wohl haben Fachmänner und Zeitgenossen sich mit Admiral Tegetthoffs Lebensgang, hauptsächlich aber doch nur mit den Ereignissen beschäftigt, die seinen Ruhm begründet haben, ohne daß bis jetzt eine erschöpfende Lebensbeschreibung dieses seltenen Mannes erschienen wäre. Auch der Zweck dieser Zeilen ist es nicht, eine Darstellung seines Lebenslaufes zu geben, sondern vielmehr durch einzelne Charakterzüge das Bild Tegetthoffs zu ergänzen, wie es sich mir nach vielfacher dienstlicher wie außerdienstlicher Berührung in unvergeßlicher Erinnerung gestaltet hat.

Die Anfänge seiner Laufbahn boten zwar keine besondere Gelegenheit, sich hervorzutun, aber dennoch machte sich der Feuergeist des jungen Offiziers schon frühzeitig so bemerkbar, daß zunächst seine näheren Kameraden und Untergebenen, allmählich aber auch die älteren Offiziere, ja die ganze Marine sich in dem Wunsche begegneten, ihn dermaleinst an der Spitze der jungen aufstrebenden Seemacht Oesterreichs zu sehen. Der Wunsch kann sich naturgemäß nur auf die unbefangenen, selbstlosen Elemente beziehen, während ebenso natürlich ihm Neid und Mißgunst nicht erspart geblieben sind. Ich erinnere mich, daß wir Zöglinge der Triester Marineschule im Jahre 1850 besonders erfreut waren, während der Uebungsreise Tegetthoff als wachthabenden Offizier an Bord zu haben. Schon damals umgab ihn ein gewisser Nimbus, dessen Schein auch bis zu uns gedrungen war und uns zu stiller Bewunderung nötigte. Sein etwas nonchalantes Wesen von bezwingender Liebenswürdigkeit, wohlverstanden nur außerdienstlich, seine rücksichtslose Verwegenheit in Führung der Segel als Wachtoffizier oder im Sattel des Renners bei den unternommenen Reitpartien ließ uns stets in ihm ein Ideal erblicken.

Die Anfänge der österreichischen Marine dürfen erst von 1849 gerechnet werden, da die frühere ihrem Wesen nach mehr als ein venezianisches Institut zu betrachten ist, in dem ebenso wie in den letzten Jahrzehnten der Republik mehr ein beschauliches Dasein, ein zum Teil arger Schlendrian vorherrschten. Gewohnheiten, Sprache, Kommando blieben italienisch, bis durch das Eindringen deutscher Elemente mehr und mehr sich ein Gegensatz herauszubilden begann, der von deutscher Seite auf Beseitigung der Mißstände, auf Hebung der Marine und ihres Geistes hindrängte, während von der andern Seite und zwar von der überwiegenden Mehrheit am Alten festgehalten, alle Neuerungen bekämpft wurden. Erst als 1849 ein großer Teil der Offiziere für das aufgestandene Venetien Partei ergriff und später Aufnahme in der sardinischen Marine fand, änderte sich die Sache vollkommen. Der deutsche Einfluß wurde maßgebend, und da der an die Spitze der neuen Marine gestellte dänische Admiral Dahlerup wohl für die Organisation in hohem Grade befähigt, als frisch eingetretener Ausländer aber weniger geeignet war, auf den Geist zu wirken, so erstanden aus dem Korps einzelne Männer, die es sich zur hauptsächlichsten Aufgabe machten, mit den alten eingewurzelten Mißbräuchen aufzuräumen und Bahn für einen neuen Geist zu brechen. Am bemerkenswertesten unter diesen war einer, der mit Recht der österreichische Sir John Jervis — bekanntlich der große Regenerator der englischen Marine — genannt wurde. Sein Beispiel, obgleich im kleinsten Maßstabe: als Kommandant eines Schiffes, war durchschlagend für die Marine, wenn er auch seine Methoden allerdings mit so drastischen Mitteln betrieb, daß der Dienst unter seinen unmittelbaren Befehlen zur Hölle wurde. Der verstorbene Admiral v. Sterneck weiß in seinen hinterlassenen Papieren ein Lied davon zu singen, ohne daß er den Namen nennt. Ihn zu verschweigen liegt indessen um so weniger Veranlassung vor, als die Folgen seiner Wirksamkeit durchaus segensreiche waren. Es war der Linienschiffskapitän Graf Karolyi. Frühzeitig im Alter von kaum dreißig Jahren verstorben, blieb seine Schule bestehen. Zu ihren durchgreifendsten Anhängern gehörte Tegetthoff, im Dienst strenge und unnachsichtlich, wenn er sich auch nicht gerade Karolyischer Mittel bediente, noch auf solche zurückzugreifen nötig hatte. Alle Schroffheiten wurden indessen durch ein hinreißend liebenswürdiges Wesen außer Dienst aufgewogen; es war unmöglich, ihm dauernd zu zürnen, wenn man glaubte, von ihm unbillig behandelt worden zu sein. Nichtsdestoweniger war, um es annähernd zu bezeichnen, die Ungebundenheit seines Ausdrucks im unmittelbaren Dienste oder in Angelegenheiten der Marine, hier mit der Wichtigkeit des in Frage stehenden Interesses im Verhältnis wachsend, eine unbeschreibliche und zwar gelegentlich ebenso schrankenlos nach oben wie nach unten. Aber diese Rauheit war gewissermaßen eine unpersönliche, sie galt nur dem ihm über alles heiligen Wohle der Marine, wo er dieses irgendwo und -wie gefährdet glaubte. Daneben zierte ihn eine ebenso unbeschränkte Selbstlosigkeit und Bescheidenheit bezüglich seiner Person, die er niemals, auch nach seinen größten Verdiensten nicht in den Vordergrund stellte.

Nach Ende des Krieges 1859 trat Erzherzog Ferdinand Max an Bord

der Elisabeth eine Mission nach Brasilien an, zu der er sich Tegetthoff als Reisebegleiter wählte. Während der Erzherzog eifrig spanischen Studien oblag, die anscheinend — die eifrige Korrespondenz mit Kaiser Napoleon deutet vielleicht darauf hin — mit seinem späteren mexikanischen Geschick zusammenhingen, wurde von Tegetthoff gearbeitet, organisiert, wozu wir Offiziere fleißig herangezogen wurden. Mehr noch als bisher lernte der hohe Herr auf dieser Reise Tegetthoff in seiner vollen Bedeutung würdigen und berief ihn bald danach ins Oberkommando, wo er in erster Linie mit organisatorischen Arbeiten beschäftigt war. Auf seinen Antrieb wurde auch entgegen den sonstigen Strömungen und gegen den Willen des Marineministeriums vom Erzherzog Ferdinand Max der Bau der ersten Panzerschiffe in Angriff genommen, so daß es Oesterreich ermöglicht wurde, schon 1864 mit einzelnen dieser neuen Schlachtschiffe auf den Plan zu treten.

Im Oberkommando war es allerdings, wo gewaltige Ausbrüche seines Temperaments zu einer Trennung führen mußten, aber es stellt dem Hochsinn des Erzherzogs-Oberkommandanten ein schönes Zeugnis aus, daß er in vollster Erkenntnis von Tegetthoffs Wert ihm auch nach der Trennung sein volles Vertrauen bewahrte und beflissen war, ihn durch Verwendung in hervorragenden Stellungen auszuzeichnen.

Er erhielt zunächst und zwar als jüngster Linienschiffskapitän den Befehl über das Levantegeschwader mit dem Range als Kommodore, ein Kommando, das zwar der Rangverhältnisse halber manche Mißstimmung erzeugte, das aber in unmittelbarer Verkettung die Vorbedingung zu dem nachmaligen Auftreten und den unsterblichen Verdiensten Tegetthoffs wurde. Schon während der griechischen Revolution, die König Otto den Thron kostete und die Flotten der Mächte vor dem Piräus zusammenführte, erwarb sein Auftreten dem damals kaum 35 jährigen Manne ein so hohes Ansehen unter den Befehlshabern, daß gemeinschaftliche Maßregeln, obwohl sie in der Hauptsache nur England und Frankreich zufielen, niemals ohne seinen Rat und fast immer in seinem Sinne getroffen wurden. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß diese Stellung ihres Kommodores uns, seine Untergebenen und Offiziere der bescheidensten anwesenden Macht, mit stolzer Befriedigung erfüllte.

An den Erzherzog Ferdinand Max berichtete Tegetthoff sehr eingehend und mit dem staatsmännischen Blick, der ihm eigen war, über die politische Lage Griechenlands.

In seinem Nachlasse findet sich folgendes Schreiben:

„Lieber Linienschiffskapitän Tegetthoff!

Ich habe Ihren letzten vertraulichen Bericht, den ich Seiner Majestät im Privatwege zur Einsicht unterbreitet habe, mit großem Interesse zur Kenntnis genommen, und wurde durch ihn in jenen Anschauungen zu meiner persönlichen Genugtuung bestärkt, die mich leiteten, als ich seinerzeit das wiederholt von England durch das Organ der Königin und Lord Palmerstons gestellte Anerbieten der griechischen Krone mit Entschiedenheit zurückwies.

Die tiefe Verkommenheit des unglücklichen Griechenvolkes erfüllt mich mit ernster Besorgnis für den zukunftslosen Träger ihrer Krone, noch mehr aber für die Folgen, die den nachbarlichen adriatischen Uferstaaten aus den bevorstehenden Eruptionen erwachsen müssen.

Ich lege daher großes Gewicht auf die genaue Kenntnis der Situation in jenen Gewässern, die Ihre Berichte mir übermitteln.

Miramar, den 8. Juni 1863. gez. Ferdinand Max."

Beim Ausbruch des dänischen Krieges war dieses Levantegeschwader die einzige in Dienst befindliche Macht, die sofort in der Nordsee in Verwendung treten konnte. Nach Ankunft in den Downs stellte sich Tegetthoff dem österreichischen Botschafter in London vor, konnte von diesem aber über den Aufenthalt dänischer Schiffe nichts erfahren, nur die Mitteilung, daß Dänemark ganz genau über die Bewegungen des österreichischen Geschwaders unterrichtet sei. Mit dem Bedauern, einen Tag verloren zu haben, suchte Tegetthoff die Gelegenheit nicht länger hinauszuschieben, dem Feinde in dem blutigen Gefecht bei Helgoland entgegenzutreten, bevor die von Oesterreich nachgesandte Verstärkung unter Kontreadmiral v. Wüllerstorf auf der Walstatt erscheinen konnte.

Das Gefecht trug ihm die Beförderung zum Konteradmiral ein, womit allerdings die Entfesselung von Neid und arger Mißgunst unter den älteren Kapitänen verknüpft war. Nach dem Kriege nach Wien berufen, zu Vorschlägen einer Reorganisation, stieß er vielfach auf offenen oder passiven Widerstand, nicht zum wenigsten im eignen Lager, und vermochte ohne die tatkräftige Unterstützung des damals schon in Mexiko befindlichen Kaiser Max nicht durchzudringen. In der nächsten Zeit zur Untätigkeit verurteilt oder auf Informationsreisen, wurde eine unter den Umständen seinen Neigungen entsprechende Expedition nach Ostasien beschlossen. Man fühlte sich erleichtert, wenn der Heißsporn in der Ferne weilte. Die Ausführung wurde indessen durch den Krieg 1866 verhindert.

Als nach für die Marine bangen Erwägungen endlich die Ernennung Tegetthoffs, trotz der älteren Admirale, die auf die Ehre größeren Anspruch hatten, zum Oberbefehlshaber der Flotte erfolgte, genügte sie, die Marine mit einer unerschütterlichen Zuversicht zu erfüllen, wenn auch noch außer dem Expeditionsschiff Schwarzenberg kaum ein Schiff in Dienst gestellt oder bereit war. Mit seinem Eintreffen in Pola entstand unter der ganzen Entfaltung seines Genies und seines Temperaments eine fieberhafte Tätigkeit, der sich selbst der alte ehrwürdige Admiral und Beherrscher Polas nicht zu entziehen vermochte. Allen Anstürmen der Jugend trotzend hatte dieser in selbstloser Entäußerung und Beschaulichkeit auf seinem Posten ausgeharrt, während jüngere die wichtigeren Stellen einnahmen; er sah sich nun zu einer Tätigkeit hingerissen, der er sich längst entfremdet hatte, und leitete mit glühendem Eifer die Ausführung der Befehle und Anordnungen, die Tegetthoff selbstherrlich auf den Schiffen, auf der Werft, im ganzen Bereiche der Station erteilte.

Die Aufzeichnungen Tegetthoffs, nach seiner Rückkehr von Wien am 31. März 1866 sind zu charakteristisch, um sie hier nicht wiederzugeben:[1])

„Ich bin vorgestern, abends, von Wien zurückgekehrt, wohin ich berufen worden war, um im Einvernehmen mit dem Handelsministerium bei den Vorkehrungen für die Expedition nach Ostasien tätig mitzuwirken. Der Zweck meiner Berufung nach der Residenz war jedoch gleich vom Moment meines Eintreffens in den Hintergrund getreten, da der Konflikt mit Preußen — der täglich eine akutere Gestalt annahm — die Aufmerksamkeit der höchsten Kreise ausschließlich absorbierte. Statt nun meinerseits mich mit den Geschenken für die Herrscher von Siam und Japan und ähnlichen Fragen zu befassen, glaubte ich schon während meines Aufenthaltes in Wien mein ganzes Streben dahin richten zu müssen, die Fürsorge, die an den nördlichen Grenzen der Begegnung einer Kriegsgefahr gewidmet wurde, mindestens zum Teil auch auf die Vorkehrungen zu lenken, die zum Schutze unsers Handels und unsrer Küsten unumgänglich zu treffen wären, und zwar um so mehr, als bereits vor 14 Tagen eine Allianz Preußens mit Italien — dem eine kräftige Marine zur Verfügung steht — täglich an Wahrscheinlichkeit gewann. Meine in dieser Richtung bei jeder sich ergebenden Gelegenheit wiederholten Bitten und Ueberredungsversuche blieben erfolglos; man fuhr fort, Truppen gegen die preußischen Grenzen zusammenzuziehen, die mährischen und schlesischen Festungen instand zu setzen, wollte jedoch nichts davon hören, daß es dringend nötig sei, zur Ausrüstung der Flotte zu schreiten, um den Schiffen womöglich einige Wochen Zeit zu geben, ihre neu zusammengetriebenen Mannschaften abzurichten, an die im Falle des Ausbruches von Feindseligkeiten die schwere Aufgabe herantreten würde, einem weit überlegenen Gegner gegenüber die Interessen des Kaiserstaates zur See zu wahren und zu schützen.

Ich verließ Wien mit dem peinigenden Gefühl, daß Unverstand und Gleichgültigkeit von oben auch in diesem Jahre der viel gelästerten und geschmähten Marine harte Opfer auferlegen würden, und ich traf hier in Pola ein, um trotz des Kriegsgeschreies aller in- und ausländischen Blätter das Hafenadmiralat und Arsenal in einem gemütlichen Friedensschlummer wiederzufinden, den zu stören einige von Wien eingetroffene Weisungen von halbverschwommener kriegerischer Färbung nicht vermocht hatten.

Es war nämlich — nachdem auch höheren Orts die vorläufige Vertagung der ostasiatischen Expedition angeordnet worden war — hierher der Befehl gegeben worden, die Fregatte Schwarzenberg von neuem in kriegsmäßigen Zustand zu versetzen, die für die gedachte Reise errichteten Depots und erbauten Kabinen abzubrechen und Geschütze und Mannschaften auf den vollen Stand wieder zu komplettieren. Ich glaubte diese Arbeiten in vollem Gange anzutreffen, doch auch hierin mußte ich enttäuscht werden; Karwoche, Osterfeiertage und ein von den hiesigen technischen Organen abgegebener kommissioneller Antrag, der das Zu-

[1]) Aus Tegetthoffs Nachlaß.

warten anempfahl, machte, daß ich mein Schiff viel mehr für handelspolitische Zwecke, als für vielleicht sehr nahe bevorstehende kriegerische Eventualitäten vorfand, und dies zu einer Zeit, in der die Tagesblätter bereits umfassende Ausrüstungen in der preußischen Marine meldeten und das bevorstehende Erscheinen eines italienischen Geschwaders von acht Schiffen annoncierten, das bestimmt sei, in den adriatischen Gewässern zu kreuzen.

Wir sind, wie gewöhnlich, nicht gerüstet, um einer plötzlich herantretenden ernsthaften Anforderung einigermaßen zu genügen. An ausgerüsteten Schiffen verfügt die Marine gegenwärtig über die beiden Schraubenfregatten Schwarzenberg und Donau — die beide jedoch acht bis zehn Tage brauchen, um seeklar zu sein — über Korvette Friedrich, die von ihrer Stationierung in den nordischen Gewässern nach dem adriatischen berufen wurde und endlich über die vier Kanonenboote Hum, Dalmat, Reka und Kerka, die zwischen Piräus, Korfu und Triest verteilt liegen. Nebst diesen befinden sich noch in aktivem, armiertem Zustande die drei Segelschiffe Bellona, Minerva und Saida, die jedoch unter Hinblick auf kriegerische Eventualitäten nur insoferne in Betracht zu ziehen sind, als sie ihre Bemannungen zur Ausrüstung von kriegstüchtigeren Schiffen abgeben können.

Bei dem Umstande, daß in den Gewässern Italiens und in den nächstgelegenen sieben Panzerschiffe und zirka vier bis fünf größere Schraubenschiffe, sämtlich mit einer Ausrüstungszeit von mehr als einem Jahre verteilt liegen, müssen unser Handel und unsre Küsten als vollkommen schutzlos erscheinen und muß es daher gerechtes Befremden erregen, daß von Wien aus gar nichts geschehe, um diesen besorgniserweckenden Verhältnissen ein Ende zu machen und der Marine zu zeigen, daß man sich einerseits den Umfang der an diese herantretenden Aufgabe gegenwärtig halte, andrerseits aber beizeiten das mögliche tue, um sie in den Stand zu setzen, in edlem Wetteifer mit der Landarmee ihre Pflicht zu erfüllen. Dies hatte man im Jahre 1864 verabsäumt, und nur der Taten- und Sorglosigkeit der damaligen höchsten Marinebehörden ist es zuzuschreiben, daß die Flotte den Beginn ihrer aktiven Leistungen von Hohn und Spott begleitet sehen mußte."

Erst am 18. April wurde die Beteiligung der Flotte im Kriegsfalle und Tegetthoffs Ernennung zu ihrem Chef beschlossen, zunächst mit wesentlichen Einschränkungen ihres Wirkungskreises und der Weisung, keine Unternehmungen zu beginnen, die die k. k. Flotte auf das Spiel setzen, oder wo die zu erreichenden Vorteile die voraussichtlichen Opfer nicht aufwiegen.

Am 16. Mai berichtet Tegetthof ausführlich über den Stand der Dinge und die sehr geringen Streitkräfte, über die er verfüge, mit denen er keineswegs vor Mitte Juni bereit sein könne. Wörtlich heißt es weiter in diesem Berichte:

„Bei dieser Sachlage, bei Erwägung, daß die Eskadre hochwichtige Staatsinteressen, die Ehre ihrer Flagge und den guten Ruf des eignen Korps zu wahren haben wird, stellt es sich wohl als eine gebieterische Notwendigkeit dar, sie instand zu versetzen, um in der zweiten Hälfte Juni mit Kraft und Energie in den Gang der Kriegsereignisse einzugreifen und durch einen gewichtigen

Schlag ihr vielleicht Wochen dauerndes — gewiß aber unverschuldetes — tatenloses Zuwarten glänzend rechtfertigen zu können. Daß die Mannschaften von dem besten Geiste beseelt sind und gewiß als echte österreichische Seeleute kämpfen werden, glaube ich verbürgen zu können. Um das Gleichgewicht zwischen den beiden Flotten nach Möglichkeit herzustellen, müßten unter Zuhilfenahme von Privatunternehmern alle Kräfte angespannt werden, um die Schiffe Erzherzog Max, Habsburg,[1]) Kaiser[2]) und Novara[3]) schleunigst in kampftüchtigen Zustand zu setzen und der operativen Eskadre zuzuweisen. Die beiden erstgenannten Schiffe können binnen drei bis vier Wochen gepanzert werden, auch ist es während dieser Zeit möglich, die beiden Schiffe mit 48-Pfündern zu armieren; aber auch ohne Armierung und nötigenfalls mit nur zum Teil ausgeführter Bepanzerung würden sie als Widderschiffe bei einem Angriffe auf den Feind die ausgezeichnetsten Dienste leisten können. Wird an den vier Schiffen mit voller Energie gearbeitet und beschränkt man die Arbeiten auf das unumgänglich Notwendige, so könnten sie binnen kurzem verwendbar sein und die Eskadre sodann unter Anhoffung, daß das Kriegsglück sie begleite, die Aufgabe übernehmen, das Adriatische Meer vom Feinde zu säubern."

Am 23. Mai wurde diesem Antrage endlich stattgegeben.

Tegetthoff hatte anfangs seine Flagge auf der Fregatte Schwarzenberg gesetzt, bis Schiff auf Schiff in Dienst gestellt werden und zur Flotte stoßen konnte. Sobald der erst im Laufe des Monats Mai fertig gepanzerte Erzherzog Ferdinand Max, die ganze innere Einrichtung, Kajüten und Kammern aus rohen Brettern zurechtgezimmert, in Dienst gestellt war, wählte er diesen als Flaggschiff und verlegte den Sammelplatz der Flotte nach der Reede von Fasana außerhalb Polas.

Es mag gesagt werden, daß es in Oesterreich vielfach an dem fehlt oder damals fehlte, was eine emsige, ununterbrochene Arbeit schafft, aber besondere Umstände waren wohl geeignet, ganz gewaltige Kraftleistungen zu erzeugen. So auch in diesem Falle: die Indienststellung der Schiffe, ihr Zusammenfügen in einen Verband, ihre Bereitschaft für den höchsten Ernst, alles innerhalb weniger Wochen, und das Ganze beseelt von dem Geiste des einen Mannes, waren Leistungen allerersten Ranges sowohl der Arbeiter, eines jeglichen an seinem Posten, wie dieses Mannes. Es ist unbestreitbar, daß hierin die weitaus höchste Bedeutung Tegetthoffs liegt, die zur See nur in Nelson ein gleiches Beispiel des allgemeinen blinden Vertrauens und der hinreißenden Begeisterung kennt.

Nach fleißigem Manövrieren in See und notdürftigem Einexerzieren brach Tegetthoff schon am Abend des 27. Juni mit den sechs fertigen Panzerschiffen, der Fregatte Schwarzenberg, die als altes Flaggschiff und Zeuge seiner ersten Lorbeeren nicht fehlen durfte, und zwei Avisos auf — das letzte Panzerschiff

---

[1]) Panzerschiffe im Bau, noch nicht gepanzert.

[2]) Schraubenlinienschiff von 90 Kanonen.

[3]) Am 10. Mai ausgebrannt und in Triest zur Reparatur.

Habsburg war noch nicht fertig — und erschien am nächsten Morgen frühzeitig vor Ancona, wo die italienische Flotte, elf Panzerschiffe stark, unter den Kanonen der Befestigungen versammelt lag. Wie überhaupt jede Nachricht fehlte, so war man auch nicht über den damals unfertigen Zustand der italienischen Flotte unterrichtet und konnte ihn in dem Maße, wie er es in Wirklichkeit war, gar nicht als denkbar annehmen; es konnte ein Angriff also nicht wohl unternommen werden, und die Rekognoszierung endete ohne ein andres Ergebnis als die Steigerung des eignen Vertrauens, eine Verblüffung und Einschüchterung des Feindes, wenigstens seines Admirals, der nun damit rechnen konnte, ob es ihm lieb war oder nicht, die österreichische Flotte auf seinen Wegen zu treffen.

Abhängig vom Oberkommando in Venetien, holte Tegetthoff dessen Erlaubnis zum Entsatze der hartbedrängten Insel Lissa ein. Er war schon unterwegs, als die zur größten Vorsicht mahnende Antwort ihm durch einen Aviso gebracht wurde. Sie konnte an seinen Entschlüssen nichts ändern, am 20. Juli erfolgte die Schlacht bei Lissa und brachte ihm den kaiserlichen Dank und die Beförderung zum Vizeadmiral im Alter von 38 Jahren. Aber nur kurz hielt die Begeisterung an; nachdem er des Kommandos über die Flotte enthoben und nach Wien berufen worden war, fanden seine Vorschläge wiederum wenig Entgegenkommen. Teils weil es in der allgemeinen Stimmung lag, hauptsächlich aber wegen des Widerstandes, den ihm die Neider seines Ruhmes in der Marine nicht nur, sondern auch in andern Kreisen, nicht zum wenigsten in denen der Allerhöchsten Umgebung, entgegensetzten. Diese setzten es durch, daß statt einer tatkräftigen Reorganisation in den Händen Tegetthoffs der ungestüme und unbequeme Admiral auf Reisen geschickt wurde, wobei jedoch bemerkt werden muß, daß die allgemeine Verwirrung in der politischen Lage Oesterreichs, kopflose und übelwollende Berater dieses traurige Resultat zutage förderten, daß aber sein Kaiser ihm allezeit huldvoll und gewogen geblieben ist.

Nach längerem Aufenthalt in den Vereinigten Staaten wurde ihm noch der Auftrag, von der neuen mexikanischen Regierung Auslieferung der Leiche des unglücklichen Kaisers Maximilian zu fordern. Da er anfangs ohne Beglaubigung war, wurde seine Forderung so lange verweigert, bis die erforderlichen Papiere und ein förmliches Gesuch der österreichischen Regierung vorlagen. Auch diese peinliche Lage, in die man ihn versetzt hatte, trug dazu bei, seine Stimmung zu verbittern, das Maß seiner Geduld zu erschöpfen.

Nach Erledigung dieses Auftrages stellte er mit größter Entschiedenheit die Frage „Was nun?" Sie wurde endlich mit Hinwegräumen aller Hindernisse und Uebertragung der obersten Marineleitung an Tegetthoff beantwortet. Fortan wurde er getragen von dem vollsten Vertrauen seines Kaisers und seines Landes. Ein schlagender Beweis dafür die Abstimmungen in den neuen Delegationen, die in Ungarn von dem bekannten ungemessenen Enthusiasmus begleitet waren, und im Reichsrate, der die Forderungen der Marine ohne Prüfung bewilligte, indem er vertrauensvoll auf den Mann hinwies, der sie gestellt hatte.

Nur zu kurze Zeit für die Marine, da schon am 7. April 1871 der Lauf-

bahn dieses Feuergeistes, des durch Genie wie durch Tatkraft ausgezeichneten Mannes, durch einen frühen Tod ein Ziel gesetzt wurde.

Eine vollständige Lebensbeschreibung Tegetthoffs wird einem Oesterreicher oder dem forschenden Historiker vorbehalten bleiben müssen, dem Schreiber dieser Zeilen, dem es vergönnt war, während seiner Dienstzeit in der österreichischen Marine bis zum Jahre 1867 vielfach, besonders aber in fast allen wichtigen Episoden in der Nähe Tegetthoffs zu weilen, konnte es nur darauf ankommen, dem Andenken des Mannes zu huldigen in dem kurz umrissenen Bilde, das ihn auch heute nach langen Jahren unverblaßt erfüllt.



Die Häufigkeit von Unfällen durch landwirtschaftliche Maschinen und ihre Verhütung.

Von

Prof. Dr. v. Bruns, Tübingen.

Wie unendlich segensreich die Wirkung der Unfallversicherungsgesetze ist, deren Wohltaten mehr als ein Drittel der Einwohner des Deutschen Reiches genießen, kann man wohl nicht besser als an einer chirurgischen Klinik beobachten, der tagtäglich durch Betriebsunfälle Verletzte von den Berufsgenossenschaften zugeführt werden. Waren früher solche Verunglückte, wenn sie mittellos waren, vielfach auf die Barmherzigkeit oder Unbarmherzigkeit ihrer Nebenmenschen angewiesen, so werden sie jetzt den besteingerichteten Kliniken und Hospitälern übergeben. Denn die Berufsgenossenschaften haben nicht bloß die Mittel, sondern auch das eigenste Interesse, für die möglichst rasche und vollständige Wiederherstellung der Versicherten aufs beste zu sorgen. Gelingt letztere nicht und bleibt eine Beschränkung der Erwerbsfähigkeit zurück, so wird den Verletzten die Wohltat einer Unfallrente zuteil.

Nicht minder wichtig ist aber die Aufgabe der Unfallverhütung: auch in dieser Hinsicht ist den Berufsgenossenschaften ein weites Feld segensreicher Tätigkeit zugewiesen. Es ist ihnen durch das Unfallversicherungsgesetz die Befugnis erteilt, für den Umfang ihres Bezirkes Unfallverhütungsvorschriften zu erlassen. Um diesen Vorschriften Nachachtung zu verschaffen, bedroht das Gesetz die Zuwiderhandelnden mit Zuschlägen bis zum doppelten Betrage ihrer Beiträge oder mit Einschätzung des Betriebes in eine höhere Gefahrenklasse. Auch sind die Genossenschaften befugt, durch Beauftragte die Befolgung ihrer Vorschriften zu überwachen.

Die gewerblichen Berufsgenossenschaften haben von dieser Befugnis den weitesten Gebrauch gemacht und rückhaltlos anerkannt, wie segensreich die Unfallverhütungsvorschriften in den industriellen Betrieben wirken.

Anders die land- und forstwirtschaftlichen Berufsgenossenschaften.

Die in der Landwirtschaft vorkommenden Betriebsunfälle erreichen eine erschreckend hohe Ziffer. Im Jahre 1894 sind 32687 Unfälle, die eine Erwerbsunfähigkeit von mehr als 13 Wochen zur Folge hatten, als entschädigungspflichtig festgestellt worden. Von diesen Unfällen hatten 2237 den Tod, 821 eine dauernde völlige, 15922 eine dauernde nicht völlige und 13707 eine vorübergehende Erwerbsunfähigkeit zur Folge. Welche Summe von Jammer, Not und Elend bergen diese Zahlen aus einem einzigen Jahre!

Es ist nun allerdings eine verbreitete Meinung, daß gerade die Unfälle in landwirtschaftlichen Betrieben sich durch Vorschriften nur zum geringsten Teile verhüten lassen, so daß sich hier besondere Maßnahmen nicht verlohnen. Allein es lehrt doch die tägliche Erfahrung, wie manche Unfälle durch weniger mangelhafte Einrichtungen, andre durch geeignete Schutzvorrichtungen, wieder andre durch genügende Aufsicht und Anweisung hätten verhütet werden können. Den zahlenmäßigen Beweis hierfür liefert das Ergebnis der Enquete, die das Reichsversicherungsamt über die entschädigungspflichtigen Unfälle in der Land- und Forstwirtschaft für das Jahr 1891 angestellt hat.

Als Ursachen der 19918 Unfälle ergaben sich 1. mangelhafte Betriebseinrichtungen, Fehlen von Schutzvorrichtungen allein oder zugleich mit Unachtsamkeit der Arbeiter: 8177 Fälle = 41,06 Prozent; 2. Ungeschicklichkeit, Unerfahrenheit, vorschriftwidriges Handeln, Leichtsinn der Arbeiter: 4866 Fälle = 24,43 Prozent; 3. Zufälligkeiten und höhere Gewalt, Gefährlichkeit des Betriebes, unermittelte Ursachen: 6875 Fälle = 34,51 Prozent.

Es erstreckt sich also das der Unfallverhütung offen stehende Gebiet bei den landwirtschaftlichen Betrieben auf 41 Prozent der Unfälle. Dagegen umfaßt es bei den gewerblichen Betrieben (nach der Unfallstatistik von 1887) nur 27,49 Prozent. Dieser Vergleich ergibt, daß die Unfallverhütung in der Landwirtschaft sogar noch mehr leisten kann als in der Industrie.

In allererster Linie gilt dies für die Unfälle bei der Handhabung und Bedienung von Maschinen, die ja in der Landwirtschaft mehr und mehr Eingang gefunden haben. Unter diesen entfällt der größte Teil (81 Prozent) auf die Arbeitsmaschinen, und zwar an erster Stelle auf die Futterschneidemaschinen, an zweiter auf die Dreschmaschinen.

Es soll im folgenden nur auf die Verletzungen durch Futterschneidemaschinen näher eingegangen werden, die ja die allgemeinste Anwendung unter allen landwirtschaftlichen Maschinen finden und fast in keinem Bauernhause mehr fehlen. Sind doch in der Tübinger Klinik während der letzten 4 Jahre weit über 200 Verletzungen durch landwirtschaftliche Maschinen, darunter 176 durch Futterschneidemaschinen, behandelt worden.[1])

[1]) Die Angaben über die in der Tübinger Klinik behandelten Fälle entnehme ich einer Arbeit von Privatdozent und Assistenzart Dr. Honsell in den Beiträgen zur klinischen Chirurgie. Band 40. Tübingen 1903.

Wie aus den Angaben der Verletzten sich ergibt, entstehen die Unfälle beim Futterschneiden meistens in der Art, daß beim Einlegen und Vorschieben der Halme die Hand zu weit nach vorwärts gelangt und von den Walzen der Zuführungsvorrichtung erfaßt und zerquetscht wird. Oder die Hand wird von den Walzen bis zu den Messern vorgeschoben und von diesen zerschnitten. Andre Male wollten die Arbeiter, um eine Verstopfung an den Walzen oder der Messertrommel zu beseitigen, die Halme zurückziehen, und wurden hierbei von den Walzen oder Messern ergriffen. Ferner wurden einige mit dem Antrieb der Maschine beschäftigte Personen dadurch verletzt, daß sie aus Unachtsamkeit oder beim Ausgleiten mit den Händen in die nicht verdeckten Zahnräder oder Messer griffen; andre wurden von dem Schwungrad oder Kurbelgriff erfaßt und zu Boden geschleudert und gerieten mit der Hand oder dem Arm in die Messer. Bei der Benützung von Tretvorrichtungen zum Antrieb kleiner Futterschneidemaschinen kann auch beim Abgleiten der Fuß in das unverdeckte Zahngetrieb oder Messerrad geraten. Endlich erfolgen zahlreiche Verletzungen beim Probieren, Instandsetzen, Ausbessern und Reinigen der Maschinen, während diese im Gange sind oder unvermutet in Gang gesetzt werden. Auch unbeteiligte Personen, zufällig Vorübergehende sowie spielende Kinder werden hie und da vom Schwungrade erfaßt oder greifen beim Ausgleiten oder aus Spielerei in die Zahnräder oder Messer.

Offenbar hätten diese Unfälle zum größten Teile durch geeignete Schutzvorrichtungen, namentlich ausreichende Verkleidung der laufenden und gefährlichen Maschinenteile, vermieden werden können.

Von den Verletzungen durch Futterschneidemaschinen, die wir in der Tübinger Klinik beobachteten, betrafen 93 die Finger, 45 die Hand, 19 den Arm, 9 die unteren Extremitäten. Sie stellten sich in zweierlei Art dar, je nachdem sie durch die Messer oder Zahnräder der Maschinen bewirkt waren. Die durch die Messer verursachten Verletzungen waren querverlaufende Schnittwunden oder vollständige Absetzungen eines oder mehrerer Finger oder der Hand; einmal war der Oberarm, zweimal der Unterschenkel und Fuß wie mit einem Hiebe glatt durchtrennt. Die durch die Zahnräder bewirkten Verletzungen waren daran zu erkennen, daß die Weichteile in mehrfachen parallelen Längsstreifen aufgerissen waren; die umgebenden Teile, oft auch die Knochen und Gelenke waren zerquetscht, zerrissen und zersplittert.

Die Verletzungen waren also oft recht schwere, und es kann nicht wunder nehmen, wenn viele der Verletzten bleibende Schädigungen von dem Unfalle davontrugen. Soweit bekannt, haben von den 176 Verletzten 26 die Versteifung eines oder mehrerer Finger, 40 die Verstümmelung oder den Verlust eines oder mehrerer Finger, 20 den Verlust von Hand, Arm oder Fuß zu beklagen.

Und doch liegt die Bedeutung der Verletzungen durch Futterschneidemaschinen wesentlich noch in einem andern Momente, das bisher nicht genügend festgestellt worden ist: die große Mehrzahl der Verletzten sind Kinder und junge Leute. Es standen nämlich von den 176 Verletzten 35 im Alter von

1—6 Jahren, 67 im Alter von 6—16 Jahren. Fast zwei Drittel hatten somit noch nicht das 16. Lebensjahr vollendet, und von diesen stand ein Drittel noch nicht im schulpflichtigen Alter.

Daß die Kinder hier in so überwiegender Zahl vertreten sind, hat seinen Grund darin, daß eben fast in jedem Bauernhause eine Futterschneidemaschine in dem Hausflur oder der Scheune aufgestellt ist, der die Kinder aus Unachtsamkeit oder beim Spielen zu nahe kommen, so daß sie von dem Getriebe erfaßt werden. Oder die Kinder machen sich aus Neugier an den gefährlichen Teilen zu schaffen, die nicht genügend verkleidet sind. Aber es kommt doch auch oft genug vor, daß Kinder selbst unter 6 Jahren dadurch verunglücken, daß sie von den Eltern ohne Aufsicht mit dem Futterschneiden beschäftigt werden.

Die große Schar von Kindern, die jedes Jahr mit abgeschnittenen und zerquetschten Fingern und Händen in die Klinik gebracht werden, haben immer mein besonderes Mitleid erregt. Müssen doch die Kinder büßen, was die fehlenden Schutzvorrichtungen an den Maschinen und die Fahrlässigkeit der Eltern verschuldet haben. Und ein Kind mit verstümmelter Hand hat diese noch während seines ganzen, vielleicht langen Lebens zu tragen.

Dazu kommt, daß diese Unfälle der Kinder zum großen Teil nicht entschädigungspflichtig sind, so daß auch im Falle erheblicher Beschränkung der Erwerbsfähigkeit kein Anspruch auf Rentenentschädigung gemacht werden kann. Dies trifft dann zu, wenn es sich bei dem Unfalle des Kindes nicht um eine ernste Tätigkeit, sondern um eine „spielartige, tändelnde Beschäftigung" gehandelt hat. Außerdem hat aber das landwirtschaftliche Unfallversicherungsgesetz es der Landesgesetzgebung überlassen, zu bestimmen, in welchem Umfange „Familienangehörige, die in dem Betrieb des Familienhauptes beschäftigt werden, von der Versicherung ausgeschlossen sein sollen". Dieser Befugnis entsprechend hat das württembergische und badische Landesgesetz die Familienangehörigen unter 12 Jahren, das hessische Landesgesetz die unter 14 Jahren der Versicherung entzogen.

So sind denn also in den genannten Bundesstaaten die Kinder unter 12 und 14 Jahren von der Wohltat einer Rentenentschädigung ausgeschlossen. Und doch sind sie im Falle einer schwereren Verkrüppelung an Hand und Fingern außer stande, die meisten Berufszweige zu ergreifen, und fallen unter Umständen zeitlebens ihrer Familie oder der Allgemeinheit zur Last. Daß ihre Zahl jährlich eine recht große ist, läßt sich natürlich nicht aus den Akten der Berufsgenossenschaften, sondern nur aus den Journalen einer großen Krankenanstalt inmitten einer vorzugsweise ländlichen Bevölkerung ermitteln. Wenn nun einer einzigen Klinik innerhalb 4 Jahren 82 nur durch Futterschneidemaschinen schwerverletzte Kinder unter 13 Jahren zugeführt worden sind, so spricht diese Zahl eine beredte Sprache für jeden Menschenfreund.

Endlich erwächst der Allgemeinheit noch dadurch ein Schaden, daß infolge der bleibenden Verstümmelung ein nicht ganz unerheblicher Ausfall an militärdienstfähiger Mannschaft entsteht.

Durch die bisherigen Ausführungen ist, glaube ich, an dem Beispiele der Futterschneidemaschinen der Beweis erbracht, daß durch die landwirtschaftlichen Maschinen eine erheblich größere Anzahl von Verletzungen, als man bisher annahm, zustande kommt, die oft genug recht schwer sind und eine bleibende Beschränkung der Erwerbsfähigkeit im Gefolge haben, sowie daß von diesen Unfällen Kinder und jugendliche Personen weitaus am häufigsten betroffen werden.

Es ist also eine unabweisbare Pflicht, mit allen Mitteln dahin zu streben, die Zahl der Opfer nach Möglichkeit zu beschränken — und dies gilt natürlich auch für die Unfälle, die durch anderweitige Maschinen und Transmissionen, durch Fuhrwerk und bauliche Einrichtungen verschuldet werden.

Den geeigneten Weg hierzu bietet der § 87 des landwirtschaftlichen Unfallversicherungsgesetzes, der den Berufsgenossenschaften die Befugnis beilegt, Unfallverhütungsvorschriften zu erlassen. Das Reichsversicherungsamt hat wiederholt aufs dringlichste die Berufsgenossenschaften aufgefordert, von jener Befugnis Gebrauch zu machen, und auf Grund eingehender Kommissionsberatungen „Normal-Unfallverhütungsvorschriften für land- und forstwirtschaftliche Betriebe“ entworfen, die durch Rundschreiben vom 30. Juni 1895 den Berufsgenossenschaften als Richtschnur bei der Aufstellung solcher Vorschriften empfohlen wurden.

Betreffs der Futterschneidemaschinen mit Hand- oder Fußbetrieb enthält der Entwurf folgende Bestimmungen: 1. An jeder Maschine sind die nicht vom Gestell umschlossenen Zahnräder so zu überdecken, daß die an der Maschine beschäftigten oder in der Nähe verkehrenden Personen nicht erfaßt werden können. 2. Die Maschinen müssen so eingerichtet sein, daß die an ihnen beschäftigten Personen bei der Zuführung der Halme von dem Schneidewerkzeug und den Einziehwalzen nicht erfaßt werden können. Die Schneidewerkzeuge sind zu überdecken oder abzusperren.

Hierzu sollte noch ein Verbot der Beschäftigung von Kindern an den Maschinen erlassen werden, wenigstens von denjenigen Berufsgenossenschaften, in deren Bezirk die Kinder durch die Landesgesetzgebung von der Versicherung ausgeschlossen sind.

Leider haben bisher nur wenige von den 48 landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaften Unfallverhütungsvorschriften erlassen; ihre Durchführbarkeit ist aber wenigstens durch die Praxis erwiesen. Neuerdings ist dem Vernehmen nach von den Berufsgenossenschaften eine Kommission zur Aufstellung solcher Vorschriften eingesetzt worden: möchten letztere den besprochenen Mißständen Rechnung tragen und recht bald zur Einführung gelangen.

Ich habe versucht, in der breitesten Oeffentlichkeit eine Anregung in dieser Richtung auf Grund meiner eignen Beobachtungen zu geben, wie sie eben keine andre Statistik als die einer großen Krankenanstalt inmitten einer landwirtschafttreibenden Bevölkerung sammeln kann. Ich kann nicht besser schließen, als mit den Worten des angeführten Rundschreibens des Reichsversicherungsamtes: „Möchten die Berufsgenossenschaften in Anerkennung dessen, daß es besser ist,

Unfälle zu verhüten als Unfälle zu entschädigen, und daß eine Unfallrente niemals einer Familie den getöteten Vater ersetzen, dem Verletzten nie ein volles Entgelt für verstümmelte Glieder bieten kann, ein so wichtiges Recht, welches das Gesetz ihnen verliehen hat, nicht ungenutzt lassen. Die Rücksicht auf die zu behütenden Arbeiter, auf die vor unnötigen Lasten zu bewahrenden Mitglieder macht jenes Recht zur Pflicht. Nur in der Verbindung der Unfallentschädigung mit der Unfallverhütung kann das Ziel erreicht werden, das durch die Unfallversicherungsgesetzgebung angestrebt worden ist."



Die Aera Manteuffel.

Federzeichnungen aus Elsaß-Lothringen.

Von

Alberta v. Puttkamer,

unter Mitwirkung von Staatssekretär a. D. **Max v. Puttkamer.**

V.

Auf dem Gebiet des Unterrichts war Manteuffel weiter in förderndem Geist tätig, indem er durch einen Erlaß die Ausdehnung der reformatorischen Maßnahmen (auch der hygienischen) auf die höheren Töchterschulen und Elementarschulen anordnete.

So beruhigend aber der Wellenschlag auf diesem Gebiet war, so feindlich anstürmend gingen in Lothringen zu gleicher Zeit die Strömungen auf politischem Gebiet. Bézanson, der langjährige Abgeordnete für Metz, war gestorben; er war immer das führende Haupt der lothringischen Protestmänner gewesen. Als Ersatz für ihn kandidierte der Metzer Tierarzt Antoine, der aus dem Bezirkstag und Landesausschuß bekannt war, ein eifervoller Gefolgsmann der stets nach Frankreich, respektive nach Paris schauenden Opposition gegen die geschichtliche Neuordnung der Dinge.

Bismarck hatte sehr kurz und den Begriff erschöpfend die Herren von der Gesinnung Kablé-Antoine: die „Pariser im Elsaß" genannt.

Antoine veröffentlichte nun, zugleich in Metz und Paris (!), einen Aufruf, den er höchst charakteristisch „la voix française" nannte. In ihm waren die altbekannten Thesen des feurigsten Protestes verkündet, die mit einer besonders drastischen Variante des Urthemas folgendermaßen schlossen: „Ich werde im Reichstag erklären, daß die Annexion unsre Rechte als freie Männer und Bürger unter die Füße geworfen hat, und ich werde unsern Siegern, deren Richtschnur gewesen ist: ‚Wehe den Besiegten!' laut wiederholen, was ich am

9. Dezember 1881 im Landesausschuß gesagt habe: Und trotz euch bleibt uns das, was ihr uns niemals werdet entreißen können, die Hoffnung! Wir werden warten; denn hoch über euerm Gebaren steht die Majestät des Rechts und der Gerechtigkeit. Würde, Unabhängigkeit, Hingabe, das wird meine Devise sein. Sie wird mir Kraft geben bis zu dem Tage, wo das Recht über die Gewalt siegt."

In der „Indépendance Française," die natürlich dem prahlerischen, phrasenhaften Aufruf ihre Sanktion gab, wurde fälschlich gemeldet, daß die deutsche Regierung den öffentlichen Anschlag verboten habe. Tatsächlich aber prangte der Wahlaufruf in Metz an allen Mauern.

Antoines politisches Gebaren wurde übrigens von einsichtigen und maßvolleren Landesbewohnern ernst verurteilt.

Kennzeichnend für den Geist der verschiedenen Zeitungen und Parteien des Reichlandes war deren Haltung in der Frage der Metzer Reichstagswahl. Die „Union" sprach sich, allerdings wohl mehr aus kirchlichen, wie aus politischen Gründen, gegen die Wahl Antoines aus. Die autonomistische Presse schwieg darüber; die absolute Negation und Opposition, die in Antoines Wahlmanifest lag, war ja im autonomistischen Sinne so unpolitisch wie möglich.

Alles, was der Aufruf Positives und Affirmatives enthielt, galt — Frankreich. Eine selbstverleugnende opferwillige Aktion in elsaß-lothringischen Angelegenheiten, das „Elsaß-Lothringen — den Elsaß-Lothringern" war völlig ausgeschaltet aus dem Programm. Und das war eben das Gegenteil aller Proklamationen der Autonomisten; ihre Presse schwieg also, weil sie hätte verdammen müssen, wenn sie gesprochen hätte.

Es ist hier noch nachzutragen, daß im Frühjahr 1882 eine Zeitung in Straßburg Einzug gehalten hatte, die sich durch scharfe Federführung auszeichnete: die „Straßburger Post". Durch ihre nahen Beziehungen zur „Kölnischen Zeitung" (sie erscheint im gleichen Verlage und steht mit ihr in materieller und geistiger Verbindung), erwuchs sie von Anfang an aus einem besonders wurzelkräftigen Boden. Sie war (und ist) das Organ des maßvollen Liberalismus auf durchaus konstitutioneller Basis. Ein „Professorenblatt" ist sie öfters genannt worden; uns erscheint das als ein Lob, denn der deutsche Professor galt uns noch immer als der Repräsentant tiefer und gediegener Bildung.

Die „Straßburger Post" wirkt durch ihre sachlich-ernste Art, die jedem Sensationswesen und jeglicher Uebertreibung abhold ist, vermittelnd und vornehm, und ihre immer wachen und intimen Verbindungen mit dem elsaß-lothringischen Leben haben oft die wertvollsten Wirkungen und Anregungen erzielt ... Ihr ausgezeichneter Redakteur, Pascal David, der einen Schatz von reichen Erfahrungen und Kenntnissen mit hoher Intelligenz und klarem, politischem Blick vereint, hat der Zeitung während seiner jetzt mehr als zwanzigjährigen Leitung eine bedeutende Geltung im journalistischen Leben des Reichslandes und Altdeutschlands verschafft.

Doch zu Antoine zurück! Er wurde also, wie vorauszusehen war, am 17. Dezember (1882) in den Reichstag gewählt.

Das war nun fraglos ein schriller Mißton, der in die ruhigeren Noten der Manteuffelschen Politik hinein klang, wie sie sich in letzter Zeit in weiser Zurückhaltung und mit der Vorherrschaft kühlerer Verständigkeit markiert hatte.

Ab und zu brach sich freilich noch die alte Gepflogenheit Bahn: in erster Linie persönlichen, impulsiven Neigungen zu folgen.

So veranlaßte der Marschall die Verleihung eines Ordens an den Bischof von Metz. Durch Erlaß des Kaisers vom 11. Dezember 1882 wurde Dupont des Loges der Kronenorden zweiter Klasse mit dem Stern zuteil.

Wie der Bischof diese kaiserliche Huld, die ihm auf des Statthalters Anregung wurde, auffaßte, und welche Briefe und Handlungen er, in Konsequenz seiner Auffassung (die von seinem Standpunkt aus auch ihre ethische Berechtigung hatte) daran knüpfte, wollen wir darlegen. Damit diese ganze Angelegenheit klar geschaut und gerecht beurteilt werden könne, müssen wir ihre interessante Vorgeschichte mitteilen.

In Metz, das fast ausschließlich französisch sprechende Einwohner besessen hatte und auch noch lange nach der Neugestaltung der Verhältnisse durch den Krieg 1870/71 eine sehr große Zahl solcher besaß, waren die Predigten bisher in französischer Sprache gehalten worden. Mit der deutschen Einwanderung entstand nun in der Diözese ein neues, von Jahr zu Jahr wachsendes Kontingent von deutschen Katholiken, und damit erwuchs dem Bischof die Pflicht, diesen Diözesanen die Seelsorge, die mit dem Wort gegeben werden mußte, in ihrer Sprache zu vermitteln. Es wurde zuerst zwei Priestern die Erfüllung der geistlichen Pflichten: Predigt, Beichte, Religionsunterricht der Kinder, in deutscher Sprache übertragen und die schöne St. Clément-Kirche ihnen zu diesem Zweck angewiesen; auch präsidierte der Bischof mindestens einmal im Jahr einem ihrer feierlichsten Gottesdienste.

Mit der wachsenden Zahl der einwandernden deutschen Katholiken erwies sich der alleinige Gottesdienst in der St. Clément-Kirche als unzureichend, und für die Bewohner der Stadtteile, die weit abgelegen von dieser Kirche waren, auch als schwer erreichbar und infolgedessen allzu zeitraubend gegenüber den Verpflichtungen der beruflichen Arbeiten.

Demgemäß verordnete der Bischof in einem Rundschreiben, daß fortan in jeder Pfarrei allsonntäglich die große und die stille Messe zelebriert würde „suivie d'une instruction en allemand“ — vor allem auch in der Kathedrale von Metz. Damit wurde also der deutsche Gottesdienst neben dem französischen in allen katholischen Kirchen von Metz eingeführt.

Dupont des Loges faßte das (wie es aus seinem Schreiben an Manteuffel auch hervorging) als eine Erfüllung seiner bischöflichen Pflichten gegenüber deutschsprechenden Diözesanen auf, während Manteuffel in jener Aktion mehr den Ausdruck eines politisch-nationalen Gedankens sah; er schrieb, bald nach dem Inkrafttreten der bischöflichen Verordnung einen Brief an den Metzer

Bischof, der begleitet war vom Kronenorden zweiter Klasse, den der Deutsche Kaiser dem Bischof verlieh. Der Brief lautete:

Monseigneur!

Je reconnais trop en Votre Grandeur un véritable prince de l'église, pour ne pas savoir que, comme tel, vous êtes au-dessus de tout ce qu'on — pourrrait nommer: ambition mondaine, et que les distinctions de ce monde ne vous touchent que peu.

Mais, connaissant vos sentiments religieux, je sais aussi, que Votre Grandeur sera touché d'une preuve de l'intérêt, que Sa Majesté l'Empereur porte aux âmes de ses sujets catholiques.

C'est dans ce sens, que j'ai l'honneur de vous envoyer les insignes de la décoration, que Sa Majesté vient d'accorder à Votre Grandeur, et d'y joindre l'ordonnance originale, dans laquelle l'Empereur, ce qui n'est pas l'usage chez nous, daigne notifier sa décision etc. . . .

Diesem statthalterlichen Brief war außer dem Orden noch die kaiserliche Kabinettsordre beigefügt, die in sehr huldvollen Worten gegeben war.

Dupont des Loges, dem diese Auszeichnung völlig unerwartet kam, fühlte sich dadurch in peinliche Konflikte gesetzt. Den Orden ablehnen, hieße das Staatsoberhaupt, das ihm denselben als besonderen Gnadenbeweis verliehen hatte, verletzen, die Rücksicht gegen den Statthalter verfehlen, und höchst wahrscheinlich üble Folgen heraufbeschwören, die er weniger für sich persönlich, als für die religiösen Interessen der Diözese befürchtete.

Nach langem, ernsten Ueberlegen und nach „innigem Gebet“ (wie er an einen befreundeten Geistlichen schrieb) kam er in seinem Gewissen zur Entscheidung und schrieb folgenden Brief an Manteuffel:

Metz, le 15 décembre 1882.

Monsieur le Maréchal!

J'ai reçu la lettre, par laquelle Votre Excellence m'a fait l'honneur de m'informer, que Sa Majesté l'Empereur me confère un de ses ordres, pour reconnaître le soin, que j'ai pris de procurer aux catholiques allemands, résidant à Metz, de nouvelles facilités, pour accomplir leurs devoirs religieux.

Je suis touché du haut intérêt, que le souverain daigne prendre aux efforts que nous faisons, mon clergé et moi, au milieu de graves difficultés, pour venir en aide à un grand nombre d'âmes, dont la direction spirituelle nous est confiée . . . Cependant, Monsieur le Maréchal, la distinction, que vous m'annoncez, me surprend autant qu'elle me confond.

Dans les mesures récentes, que j'ai cru devoir adopter après de mûres et sérieuses réflexions, je n'ai eu d'autre mérite, que celui de satisfaire à l'obligation, que m'impose ma conscience d'évêque envers près de 10 mille catholiques, que les circonstances ont amenés à Metz, et qui ignorent plus ou moins complètement

la langue française, la seule, parlée par la population messine. Votre Excellence me permettra d'ajouter l'expression d'un regret.

Pendant près de 30 ans, que j'ai eu l'honneur d'appartenir à l'épiscopat français, plus d'une fois le gouvernement me fit pressentir au sujet d'une semblable distinction, qu'il semblait désireux de me conférer, et chaque fois il voulut bien renoncer à son projet, par égard pour ma résolution, de me tenir à l'écart de toute préoccupation politique, et de me renfermer rigoureusement dans mes devoirs d'évêque. En cela je croyais devoir donner à mon clergé un exemple salutaire.

Si vous m'aviez confié d'avance les intentions trop bienveillantes de l'Empereur à mon égard, je vous aurais prié, Monsieur le Maréchal, de plaider auprès de Sa Majesté la même cause, que me rendaient doublement chère, et la fidélité à mon passé et la religion des souvenirs. Veuillez agréer etc. etc.

Paul, évêque de Metz.

Als nun die Veröffentlichung der Ordensverleihung, die Dupont des Loges merkwürdigerweise nicht erwartet zu haben schien, erfolgte, publizierte der Bischof seinen „lettre de refus“, wie er in der französischen Presse genannt wurde. In Wahrheit war aber nicht von „refus“, sondern nur von „regret“ die Rede gewesen in jenem Schreiben.

Diese Publikation des Bischofs erregte nun ungeheures Aufsehen, vorzüglich natürlich in Frankreich; außerdem machte sie aber auch „le tour du monde entier“.

Dupont des Loges wurde in den extravagantesten Lobeserhebungen gefeiert, und die Berichte der Pariser Blätter klangen wie Apotheosen für einen Heiligen, der eine erlösende, patriotische Tat vollbracht hätte ...

In übertreibendsten Worten wurde der Bischof für die „wachende Seele Frankreichs in Metz“ erklärt. Der bischöfliche Palast wurde gestürmt von einer wahren Hochflut von Kundgebungen, aus Frankreich, Algier und den französischen Kolonien.

General Bourbaki, der früher in Metz befehligt hatte, sandte sein Bild an Dupont des Loges mit der Inschrift: „Bourbaki présente l'hommage de son respect à Monseigneur Dupont des Loges, évêque de Metz, défenseur dans cette chère et malheureuse cité de la religion de nos pères et de l'amour de la France.“

Und Gambetta, der zum Sterben krank war, sandte von seinem Schmerzenslager die Worte: „Merci au nom de la patrie française tout entière!“

Nach dem Tode des Bischofs wurde das kleine Päckchen mit dem Kronenorden uneröffnet und noch mit dem Manteuffelschen Siegel versehen vorgefunden ...

Diese ganze „affaire de décoration“ mit dem „lettre de refus“ gehört in

ein Kapitel aus des Statthalters Leben und Wirken im Reichsland, das mehr für die freigebige, impulsive Güte seines Wesens, als für die unbedingte Klarheit seines politischen Urteils spricht ...

... Schon nach der Wahl Kablés hatte sich in Manteuffels Haltung bei Kundgebungen im öffentlichen Leben ein gewisses sensitives Zusammenschließen seines sonst jugendfrisch vorwärts strebenden Willens zur Tat offenbart. Dazu kam Antoines Wahl in Metz, die sich mit so besonders chauvinistischem Charakter inszenierte.

Das alles wirkte lähmend auf die Schwungkraft seiner politischen Ideale. Der hinreißende Zug der Begeisterung schien aus Manteuffels Seele gewichen; eine ernste Entsagung und Beschränkung war an die leere Stelle getreten, die in den Jahren vorher so frisch belebt war.

Auch aus seiner Rede war das Siegessichere und Verheißungsvolle verschwunden; er sprach überhaupt seltener, und wenn er es tat, dann klangen schwermütige, müde Töne vor ...

Am 15. Januar 1883 war die erste, öffentliche Sitzung des Landesausschusses, deren Verhandlungen in deutscher Sprache geführt wurden.

Es ward übrigens von der Presse und von den Anwesenden konstatiert, daß die Anwendung des Deutschen durchaus nicht das tempo presto der früheren Verhandlungen geändert habe, sondern daß eher mit erhöhter Lebhaftigkeit diskutiert wurde. Etwas bunt aufgeschmückt erschien das Deutsch freilich noch durch Anklänge aus dem ein wenig plump-behäbigen Elsässer Dialekt und durch französische Flickworte, — aber von einer Dämpfung der Redelust oder einer Abschwächung frischer Streitbarkeit, weil man mit ungewohnten Waffen kämpfte, war nichts zu bemerken.

Am Abend des 15. Januar hatte der Statthalter die Herren vom Landesausschuß zum Gastmahl bei sich versammelt, und er hielt seit langer Zeit wieder einmal eine größere Rede. Sie bedeutete im wesentlichen eine Befestigung des alten Programms und eine Begründung der strengeren Maßregeln durch die Haltung gewisser leidenschaftlich hervortretender Parteien, wie sie in den Reichstagswahlen zum Ausdruck gekommen.

Neu war in dem alten Programm die scharfe und unbedingte Verurteilung des letzthin durch Antoines Kundgebungen wieder besonders akzentuierten „protestation et action" der Protestler.

„Der Mut, solche Briefe und Manifeste zu veröffentlichen, ist wohlfeil, denn ich mache keine politischen Märtyrer," proklamierte Manteuffel sehr bestimmt. Ein Ausspruch, der, weil er ihn zum festen Prinzip erhob, ihm verhängnisvoll wurde in der späteren Anklagesache von Antoine.

Die Rede des Marschalls, die teilweise sehr scharfe Urteile aussprach, klang aber wieder in den gewohnten Akkord aus: „Meine Politik wird trotz alledem die der Versöhnung und Gefühlsschonung bleiben."

Es muß dem tiefer Hinhorchenden, dem, der zwischen den ausgesprochenen Gedanken noch die Untertöne innerster Seelenstimmung hört, auffallen, wie sich

mehr und mehr ein müder, ja fast fatalistischer Zug durch Manteuffels Reden schlich. Es war jetzt viel mehr kühle Erwägung und sachliche Beweisführung als kühner Schwung in seinen Worten. Die Vertrauensseligkeit und der Wunderglaube, die jedem echten Idealisten innewohnen, schienen zu schlummern ...

In einer Reihe von praktischen Fragen für das Wohl des Landes hatte der Statthalter teils Widerstand, teils keine Unterstützung gefunden, und er schob nun das Scheitern seiner Pläne den elsaß-lothringischen Reichstagsmitgliedern und der von den Protestlern beeinflußten Bevölkerung zu. Die Wahrheit lag aber anders: er hatte Versprechungen gegeben, wie freigebige Geschenke eines Siegessichern, und er konnte sie nicht einlösen, weil der Boden, auf den er die reiche Saat edlen Willens und werbenden Gefühls gestreut, einfach noch zu spröde Schollen wies; er hatte mit offenen, empfänglichen Stimmungen gerechnet und sah sich einer unfruchtbaren Verschlossenheit gegenüber...

Die eben skizzierte Rede des Marschalls hatte natürlich einen Widerhall in den Verhandlungen des reichsländischen Parlaments gefunden, der hauptsächlich in Reden des Baron Bulach Sohn und des Dr. Raeis sich markierte.

Eine fördernde Wirkung übten die Reden nicht, denn sie gaben als Antwort nur ein Betonen und Hervorkehren der alten, politischen Gesichtspunkte, keinen einzigen neuen, fruchtbaren Gedanken der Anknüpfung.

Das Beharrungssystem in einem festen Kreis, der kein Durchbrechen der Linien gestattete, war damals für die Stimmung und die Aktionen des Landesausschusses ebenso kennzeichnend wie für des Statthalters Politik, — und es fanden sich für ihre praktische Ausgestaltung keine Uebergänge aus dem einen Lager in das andre. Als gemeinsamer Grundzug trat allerdings in beiden fest umrissenen Kreisen die Fürsorge und das warme Interesse für das Wohl des Reichslandes hervor. Ueber die Wege dazu konnte aber, bei den beharrlich festgehaltenen Auffassungen und Prinzipien jedes der beiden Teile, eine Verständigung nicht erzielt werden.

Die Tischrede vom 15. Januar hatte aber doch offenbar gerade durch ihre mehr nüchterne und kühle Anschauung der augenblicklichen Lage und durch die scharfe Kritik, die sie an dem unversöhnlichen Programm Kablé-Antoine übte, eine Bewegung in die Gemüter getragen.

Der berechtigten Anklage folgte die — schwachbegründete Verteidigung. Das Fazit blieb aber doch: Beharren im alten Prinzipienzirkel.

Am 17. Januar veröffentlichte Kablé einen Brief, der eine Verteidigungsschrift für die Programmworte „protestation et action“ bedeutete. Kablé deduzierte, daß er mit dem Ausdruck „action“ keineswegs die in Handlung umgesetzte Theorie der „protestation“ meine.

Die ursprüngliche Fassung des Programms sei gewesen: „protestation et abstention“; das habe man dann im Lauf der Jahre gewandelt, und „action“ solle bedeuten, daß man nun tätigen Anteil an der Verwaltung des Reichslandes nehmen wolle. Nur in diesem Sinne und nicht im Sinne von „Kampf“ sei das Wort „action“ aufzufassen. — Das klang ja ganz friedlich und wie

vom Willen zur politischen Selbstverwaltung des Reichslandes (Autonomie) diktiert.

Aber wenn man den Gedankenkern freilöste aus den Phrasenhüllen, so blieb nichts übrig als ein Widerspruch in sich.

Denn wer Protest aussprach gegen die Einverleibung Elsaß-Lothringens ins Deutsche Reich, wer gegen den völkerrechtlichen Friedensbeschluß und dessen Konsequenz Widerspruch erhob, der befand sich doch in voller Negation gegenüber den bestehenden Verhältnissen. Das war schon eine Kampfposition — das war Auflehnung gegen rechtlich Bestehendes, — und wenn diesem Protestprogramm noch das Wort „action" hinzugefügt wurde, so konnte doch unmöglich damit eine friedliche, gemeinsame Arbeit mit einer Regierung gemeint sein, deren berechtigte Existenz fortdauernd in Frage gestellt wurde.

Die Protestler, und das erscheint uns charakteristisch für deren ganzes Auftreten, faßten die durch den Krieg 1870/71 geschaffenen Zustände als einen Waffenstillstand auf, in dem sie auf Stärkung der Kraft des alten Vaterlandes und auf Vereinigung um jeden Preis mit ihm sannen. Die Waffen hatten im Geist und im Herzen die Protestler nie gestreckt; sie wichen nur widerwillig dem Zwang der geschichtlichen Verhältnisse; heimlich reckte sich die Faust fortwährend und suchte allüberall nach Waffen.

Manteuffel hatte nicht mit Unrecht den Ursprungsort des Wortes protestation in seiner Rede zitiert: Bordeaux!

Wie damals das Wort in leidenschaftlicher Kraft von Kablé lauter als von den andern elsaß-lothringischen Abgeordneten in die Nationalversammlung gerufen worden war, eine Auflehnung gegen die Losreißung vom Vaterland, so klang es noch zwölf Jahre später aus des alten Protestlers Seele. Ein verzweifelt festgehaltener Glaube, ein Stück Titanentrotz, der gegen den „Schritt Gottes in der Geschichte", wie Bismarck die unsichtbare, gewaltige Macht nennt, anstürmte und über den dieser „Schritt" still, aber siegend hinwandelte. Eine gewisse Unsicherheit und Unruhe machte sich jetzt im politischen Leben bemerkbar; dazu wirkten nicht nur die bereits dargestellten Vorgänge mit, sondern sehr erkennbar schienen auch einige Beschlüsse des Reichstages, wie die Ablehnung der französischen Militärpensionen und der in Neubreisach zu errichtenden Unteroffizierschule ein laueres Interesse der höchsten parlamentarischen Körperschaft des Reiches an der Entwicklung elsaß-lothringischer Angelegenheiten darzutun.

Das wurde auch von altdeutschen Zeitungen so aufgefaßt, und die „Nationalliberale Korrespondenz" nannte die Ablehnung (Neubreisach) eine der bedauerlichsten Entscheidungen des Reichstages. Sie knüpfte auch einen Tadel der Manteuffelschen Verwaltung daran, indem sie meinte, daß man die Früchte seiner Versöhnungspolitik immer spärlicher und zweifelhafter finde ...

Wenn die Zeitung freilich die Rede des klerikalen Elsässers, Abbé Simonis, in dieser Sache als symptomatisch für die Stimmung der Bevölkerung hielt, so mußte sie wohl zu jenem Tadel kommen.

Simonis' Rede strotzte von ungeheuerlichen Behauptungen, die ein klarer

Blick auf die Dinge augenblicklich widerlegen konnte. Der berüchtigte „weinende Bauer“ spielte darin eine Rolle, der angeblich hilflos und mit neuen Steuern belastet, vor den Toren der Städte und in den Dörfern vegetierte, während doch die bäuerliche Not und Unzufriedenheit eine Uebertreibung der Phantasie des Abbé Simonis war.

Er sprach auch vom Rückschritt der Städte Kolmar, Straßburg und andrer, während ein geradezu blühender Aufschwung, insbesondere auch der Reichslandhauptstadt ersichtlich war, an öffentlichen Bauten, erhöhtem Leben in Industrie, Kunst und Wissenschaft und an steigenden Ziffern der Einwohnerzahl.

Aus solchen widerspenstigen und widersinnigen Auflehnungen gegen den derzeitigen Bestand der Dinge klangen in versteckten Noten immer Klagelieder um das Vergangene ...

Daneben ging aber das friedliche Werk des inneren Ausbaus in verschiedenen wichtigen Verwaltungszweigen stetig weiter.

So wurden die auf Grund der Vorschläge der Sachverständigenkommission im Oberschulrat ausgearbeiteten Entwürfe für die höheren Schulen einer Kommission vorgelegt, die aus hervorragenden Männern des Landes gebildet war; sie unterzog die Entwürfe einer Prüfung, insbesondere vom ethischen und praktischen Standpunkte aus.

Auf dieser Basis erließ der Statthalter ein neues Regulativ für die höheren Schulen. Von allgemeinem Interesse war daraus hervorzuheben: die Aufhebung der Realgymnasien. Die Begründung dafür wurde in dem fortdauernden Abnehmen der Schülerzahl dieser Anstalten gefunden.

Man nahm an, daß sie im Lande keinen Boden fänden, — und es ist auch bei der einheimischen Bevölkerung nie ein besonderes Bedürfnis nach Wiedereinführung dieser Schulgattung hervorgetreten; infolgedessen sind die Realgymnasien bis heut nicht wieder ins Leben getreten.

Auch waren die Ergebnisse der gesetzgeberischen Tätigkeit im Landesausschuß, dessen Mehrzahl aus durchaus staatserhaltenden, maßvollen Männern bestand, friedlich und befriedigend.

Die Gesetzgebungsarbeiten bezogen sich zum großen Teil auf finanzielle Fragen. Von allgemeinem Interesse war die Regelung der Jagdpolizei und ein aus der Initiative des Hauses hervorgegangener Entwurf eines Gesetzes über die Unterstützungssumme von 50000 Mark für die Hochwasserbeschädigten.

Von den aus dem Haus gestellten Anträgen war nur der Antrag Grad bemerkenswert, der Bezug hatte auf die Geldstrafen, die von den als Ausländer anerkannten Optanten gezahlt oder zu zahlen waren. Er gab Veranlassung, daß die damit befaßte Kommission dem Statthalter ihren Dank für seine versöhnliche und entgegenkommende Behandlung der Optantenangelegenheit aussprach.

Es waren also auch starke Erfolge sichtbar, die in den breiten, ruhigen Schichten der Bevölkerung eine unleugbare Befriedigung und auch Beruhigung hervorriefen. Aber in andern Kreisen war der Geist, den man die Verneinung

in Permanenz nennen könnte, ruhelos wach, und in diesen Kreisen verstand man den oft unpolitischsten Dingen eine Form zu geben, in die man geschickt die geheim bereitgehaltenen Schalen politischen Unmuts füllen konnte ...

So gaben den Protestlern die großen Hochwasserkatastrophen am Rhein im November-Dezember 1882 einen Anlaß zu politischer Demonstration.

In dem Gebaren dieser Oppositionspartei lag neben dem verbissenen Ernst, der ihrem widerspruchsvollen Wesen nicht abzusprechen war, auch ein stark schauspielerischer Zug. Es erzeugte den Eindruck, als ob sie sich wie Heldenspieler auf einer historischen Bühne fühlten, und jede Bewegung, jede Pose, jedes Wort darauf berechneten, mit einer Wendung nach Frankreich hin, dort Beifall zu ernten.

In Straßburg hatte sich ein Komitee gebildet, das beauftragt war, die aus Frankreich für die elsaß-lothringischen Ueberschwemmten gesandten Hilfsgelder zu zentralisieren.

Antoine, der „député de Metz“, hatte sich nach Straßburg begeben, um an den Arbeiten des Komitees teilzunehmen; ihm flossen aus Frankreich von allen Seiten die Gaben zu.

Anfang Januar 1883 schon hatten Reichstagsabgeordnete aus allen überschwemmten Teilen Deutschlands gemeinsam einen Aufruf erlassen. Es fiel auf, daß kein einziger elsaß-lothringischer Abgeordneter mit unterschrieben hatte, trotzdem das Reichsland sehr schwer heimgesucht war von den Verheerungen des Hochwassers von Rhein und Ill.

Fürst Bismarck brachte am 9. Januar eine kaiserliche Order im Reichstag zur Vorlesung, die die Gewährung von 600 000 Mark aus dem Dispositionsfonds mitteilte. In der sich daranschließenden Rede betonte der Fürst besonders, daß er die Namen von Vertretern des Reichslandes unter dem Aufruf vermisse, — insbesondere der Herren aus dem Elsaß, das doch stark von der Rheinüberschwemmung geschädigt sei; er rechne bestimmt auf die Mitwirkung der Elsässer ...

Trotz dieses Appells des deutschen Reichskanzlers, und trotzdem der Landesausschuß um jene Zeit in Straßburg versammelt war und es leicht gewesen wäre, die von auswärtigen Staaten gesandten Hilfsgelder an den Präsidenten Schlumberger, als an die zuständige, würdige Zentralstelle zu schicken, wie das Amerika, England und andre bereits getan hatten, bildete sich ein besonderes Komitee, um die aus Frankreich gesandten Summen in Empfang zu nehmen. Und in eben dieses Komitee traten alle Reichstagsabgeordneten von Elsaß-Lothringen! An seiner Spitze standen die Protestler Kablé und Antoine.

Die Tatsache eines besonderen Hilfskomitees zur Verteilung französischer Beiträge konnte doch nur darauf berechnet sein, dem Gedanken Ausdruck zu geben, daß hiermit der frühere Zusammenhang, das dauernde Interesse und die tätige Hilfsbereitschaft von Frankreich für Elsaß betont werden sollten; besonders peinlich auffallend dabei war, daß deutsche Reichstagsabgeordnete an der Spitze dieses demonstrativen Sonderausschusses standen.

Wohl wiesen sie, wie leicht verständlich, den Vorwurf einer politischen Demonstration weit von sich. Baron Bulach hielt eine lebhaft dagegen protestierende Rede im Landesausschuß und betonte, daß der wohltätige Zweck das Alleinmaßgebende des Vorgehens gewesen sei.

Diesen Versicherungen gegenüber, die individuell für Baron Bulach volle Gültigkeit gehabt haben werden, standen aber Tatsachen, die der vorhin betonten Auffassung entschieden recht geben.

Das Hilfskomitee Kablé war eine politische Demonstration. Es war notorisch angeregt von Paris her (übrigens etwas sehr verspätet und zu einer Zeit, wo „nos chers frères en Alsace“ schon längst durch die überaus reichen Gaben vom Deutschen Reich und von auswärtigen Staaten über ihre Ansprüche hinaus entschädigt waren).

Tatsachen, die die verhüllte, politische Tendenz des Hilfskomitees „für Gelder aus Frankreich“ bewiesen, waren u. a. ein Brief, den ein Pariser Blatt veröffentlichte. Antoine quittierte in ihm dankend die Beiträge von Zöglingen eines Lyceums in Douai. Aus dem Brief, der unwidersprochen blieb, lauteten einige Stellen sehr bezeichnend ...: „Votre offrande me prouve, que tout en soulageant nos souffrances matérielles, vos cœurs ne cessent de vous rappeler, que nous sommes vos frères exilés, et qu'un devoir impérieux s'imposera bientôt à votre patriotisme: être de la revanche! Ayez toujours ces sentiments, chers amis! Je dirai à mes malheureux compatriotes ce que vous avez fait pour eux en ce moment, et ce que vous êtes prêts à faire pour l'unité française ...“ Die unerhörte Kühnheit dieses Briefes ist nicht weiter zu kommentieren.

Dieser Brief hat übrigens später insofern eine verhängnisvolle Wirkung gehabt, als der schlechte Eindruck, den er unter den Reichstagsmitgliedern gemacht hatte, so stark war, daß Kablé seinen Antrag auf Aufhebung des Diktaturparagraphen unter diesem Druck nicht zur Verhandlung kommen ließ; er fühlte eben, daß der Antrag auf widerwillige Stimmung stoßen und jedenfalls abgelehnt werden würde.

Wie dieser Brief und das Verhalten der reichsländischen Verwaltung dazu (es wurde nicht eingeschritten dagegen) von ganz unbeteiligter Seite, im Ausland, beurteilt wurde, dafür soll hier ein Artikel der „Schweizer Grenzpost“ angeführt werden:

„Man mag die Annexion von Elsaß-Lothringen beurteilen, von welcher Seite man wolle, das jedenfalls muß von jedem zugegeben werden, daß die Verwaltung des Reichslandes unter dem Marschall Manteuffel sich alle Mühe gibt, die Härten des Ueberganges zu mildern, und daß in Schonung der Gefühle die äußerste Toleranz geübt wird. Gegen den Verfasser dieses Briefes, der, wie gesagt, Mitglied des Deutschen Reichstags ist, und als solches wenigstens den neuen Landesherrn anerkannt hat, ist in keiner Weise eingeschritten worden. So können denn die Bewohner des Reichslandes von Glück sagen, daß die Regierung einem so toleranten Mann übertragen wurde, der trotz der wiederholten Auf-

forderung einer gewissen deutschen Presse, die die Germanisation mit Gewalt beschleunigt sehen möchte, seinem Worte treu bleibt: er sei gekommen ‚nicht um neue Wunden zu schlagen‘ . . .“

Es war eine häßliche Illustration zu des Statthalters humanem Streben, daß die Herren Antoine und Kablé fortdauernd intime Fäden der Uebereinstimmung und Gemeinsamkeit nach Paris spannen, wo nachweislich jeder Vorgang im Reichsland gegen die deutsche Regierung ausgebeutet wurde. Sogar die Wasserschädigungen, obwohl den dadurch Betroffenen von ganz Deutschland, sowie von der reichsländischen Verwaltung so großartige, opferfreudige Hilfe gebracht worden war, gaben in Paris Anlaß zu politischen Demonstrationen.

Unter der lügnerischen Proklamation, daß von Deutschland völlig ungenügende Unterstützung gekommen sei, wurden Opernvorstellungen u. s. w. zur „Hilfeleistung für die notleidenden Brüder“ veranstaltet, — und zwar mit ungewollter Ironie: als die Wasserbeschädigten schon über ihre Ansprüche hinaus von dem deutschen Hilfskomitee unterstützt waren.

Der Marschall selbst war mehrfach ins Land gefahren, um eigenhändig die Gelder zu bringen. Aber, wo direkt böse und feindselige Auffassungen herrschen, da fallen oft an sich edle Taten und Worte unter verzerrende, ja unkenntlich machende Beleuchtungen.

Mit fast naiver, politischer Harmlosigkeit, gegenüber den mit französischen Feindseligkeiten konspirierenden Kundgebungen des Herrn Kablé, trat sein Verlangen auf, die Aufhebung des Diktaturparagraphen zu erreichen.

Der Pariser „Siècle“ hatte eben erst einen Brief von Kablé veröffentlicht, an den Leiter des lycée Louis le grand gerichtet, der in ganz gleichem Sinne, nur mit noch leidenschaftlicheren Akzenten, wie der Brief Antoines verfaßt war.

Dieses Schreiben im „Siècle“ (man beachte das wohl!), das zugleich im „Auftrag des Zentralkomitees“ gegeben war, und den „camarades“, den „compatriotes“ Dank für ihre „brüderliche Gabe“ aussprach, blieb unwidersprochen. Und — in diesem Komitee saßen auch 14 Herren, die deutsche Reichstagsmitglieder waren!

Alles dies erregte in Reichstagskreisen das peinlichste Aufsehen. Selbst von der Fortschrittspartei und vom Zentrum, die Kablés Antrag (Diktaturparagraph) am freundlichsten gegenübergestanden hatten, wurde es zu den elsaß-lothringischen Abgeordneten offen ausgesprochen, daß jener durch seinen Brief im „Siècle“, der den übeln Eindruck des Antoineschen Schreibens nach Douai noch verstärkte, seinen Antrag in ein höchst ungünstiges Fahrwasser geleitet habe; der Regierung habe er geradezu die Waffen zur Bekämpfung in die Hand gelegt; bei der gegenwärtigen Sachlage könne eine Verhandlung nur einen negativen Erfolg haben, ein Verschieben sei deshalb ratsam.

Die Elsaß-Lothringer zogen danach den Antrag zurück, und es trat beklommene Stille bei ihnen ein.

Um so lauter fuhr aber der Sturm in den Blätterwald, — und was da altdeutsche, fremdländische (schweizerische, englische, amerikanische) und der größte

Teil der reichsländischen Zeitungen aussprach, das war für die Herren der Opposition, insbesondere für Herrn Kablé, vernichtend genug.

Es war ja auch eine beispiellose Kühnheit, daß derselbe Mann, der in seinem, just durch die Anwendung des Diktaturparagraphen unterdrückten Blatt als sein Programm verkündet hatte: „défendre l'idée française en Alsace et d'y entretenir le souvenir et l'amour de la France" nun verlangte, daß diese Waffe, die ihn mit Recht getroffen hatte, vom Deutschen Reichstag einfach dem Statthalter aus der Hand genommen würde. Dadurch wäre die reichsländische Regierung nicht nur scharf desavouiert und in Gegensatz zum Reichstag gesetzt worden, sondern es wäre den Bekennern der „protestation et action" das „Paktieren mit dem Ausland" freigegeben und — mit dem Reichsstempel besiegelt worden.

Von all den erregten Preßstimmen möchten wir hier nur eine, als besonders charakteristisch für die Anschauung wiedergeben, die sogar in Elsässer Kreisen (in den besonneneren der Autonomisten) über das politische Gebaren der Protestler bestand.

Das „Elsässer Journal" sprach anläßlich des Kabléschen Antrags aus: „Das Schicksal der meisten Abstimmungen hängt von flottanten Elementen der Sozialisten, der Polen, der Indisziplinierten einer oder der andern Gruppe und — den Elsaß-Lothringern ab, die gern jedem Antrag beitreten, in dem sie ein Mittel erblicken, den Regierungseinfluß zu verringern."

Der Marschall Manteuffel, damals ein Mann von 73 Jahren, fühlte unter der Wucht all der Enttäuschungen, all der Gegensätzlichkeit, die sich ihm jetzt von fast allen Seiten entgegenstemmte, seine Spannkraft doch ermüden ... Gerüchte von einer gewissen Resignation und Ermattung seiner Hoffnungen müssen wohl auch in die Oeffentlichkeit gedrungen sein, denn in Wiener und Berliner Blättern tauchte damals die Nachricht auf, Manteuffel sei regierungsmüde, und es sei bereits von seinem Nachfolger die Rede, welch letzterer in der Person des Grafen Stolberg gefunden sei.

Das waren freilich nur auf Hypothesen beruhende Gerüchte, aber sie sind doch als Symptom der Stimmung zu verzeichnen.

Als der Statthalter im Juni 1883 seine gewohnte Fahrt nach Karlsbad antrat, trug sogar seine äußere Erscheinung die Spuren von Ermüdung im Kampf.

Wenn er sich sonst auf den Krückstock stützte (er hatte wie Friedrich der Große die Gewohnheit, einen solchen immer auf seinen Spazierwegen zu tragen), so hatte dies Attribut der Hinfälligkeit immer in so großem Gegensatz zu seinem elastischem Schritt gestanden, daß es eigentlich wie eine kleine Koketterie wirkte. Als er aber im Juni 1883 auf dem Bahnhof erschien und von uns Abschied nahm, hatte sein Schritt zum erstenmal etwas Müdes, Hängendes: der Krückstock war in sein Recht getreten! —

Sein sonst leuchtender Blick lag wie hinter einem blassen Nebel. Es war, als ob das Auge etwas die Lust verloren hätte, in die Tiefe der Dinge zu

bringen, und nur noch matt darüber hinflog, — vielleicht, weil es in den Tiefen zu viele Untiefen entdeckt hatte . . .

Es war die alte, tragische Erscheinung, die selten im Leben des Einzelnen einen versöhnlichen Ausklang findet: daß die Mühen der Edeln in der Gegenwart keinen Lohn finden, oder doch nicht den, der ihrem Wirken entspräche. Erst die Zukunft ist der Vollstrecker der Gerechtigkeit.

Wir brauchen aus der neueren Geschichte nur auf den Ausklang in Bismarcks Leben zu weisen, um für die grausame Wahrheit dieses Satzes einen gewaltig überzeugenden Beweis zu bringen.

Auch Manteuffel, wenn er auch gewiß nicht von der ragenden Größe eines Bismarck war, hat für seine ehrlichen und großen Strebungen und seine ernste Arbeit nicht überall den befriedigenden Lohn gefunden, der nicht nur verdient war, sondern eine immanente Folgerichtigkeit seines Wirkens hätte sein müssen.

Manteuffel kehrte in den ersten Augusttagen nach Straßburg zurück, und da begann auch gleich eine sehr rege Tätigkeit gegenüber den heimlich fortglimmenden Feindseligkeiten gegen die deutsche Verwaltung, die natürlich in den Reihen der Protestpartei zu suchen waren.

Antoine hatte, durch Plakatanschlag in Metz, das Erscheinen einer Zeitung verkündet, mit einem geschickt maskierten Programm; es gab die gleichen Versprechungen, wie die von Manteuffel unterdrückte „Presse" des Herrn Kablé, und versprach Vermeidung jeder religiösen Polemik, „um Zwiespalt im Lande zu vermeiden". Es war ja transparent, daß damit gemeint war: vor allem und über allem steht der Protest; ob er sich nun auf demokratischer oder klerikaler Basis darstellt, ist ganz irrelevant. Der gemeinsame Boden, auf dem wir vereint stehen und handeln wollen, ist Protestation!

Die Maske des sophistischen Programms wurde nur ein wenig gelüftet durch einen Passus, der, an den geplanten Titel „Metz" anknüpfend, von den Tagen des empörten Schmerzes nach der Eroberung der lothringischen Festung sprach und die Bevölkerung zu einer Politik der Aktion nach der unfruchtbaren Gefühlspolitik aufrief.

Das Erscheinen der Zeitung war für den 16. August angekündigt.

Als klare Antwort darauf erfolgte ein Erlaß des kaiserlichen Statthalters, der das Erscheinen der Zeitung „Metz" verbot, mit der Begründung, daß alle Kundgebungen, die bisher von Antoine ausgegangen seien, den Interessen des Auslandes und nicht denen Elsaß-Lothringens gedient hätten, und nichts andres von dem Journal „Metz" zu erwarten wäre. „Ich habe mich von Anfang an dahin ausgesprochen, daß ich bei aller Schonung der Gefühle des Landes ein Paktieren mit dem Ausland nie und nimmer dulden werde," fuhr der Marschall wörtlich fort, — „Zeitungen, die Protestpolitik treiben, kämpfen gegen den völkerrechtlich begründeten Rechtszustand des Landes an und gefährden die öffentliche Sicherheit. Kraft der mir durch § 10 des Gesetzes, betreffend die Einrichtung der Verwaltung von Elsaß-Lothringen u. s. w. übertragenen außerordentlichen Gewalten verbiete ich hiermit das Erscheinen der Zeitung ‚Metz' —"

Wie recht der Statthalter mit diesem Verbot gehabt hatte, erwies sich später bei der über Antoine verhängten Haussuchung, auf die wir in dem sich schnell entwickelnden Gang der Dinge näher zurückkommen werden. Da fanden sich vollauf die Beweise, daß dieser fraglos als ein Vorkämpfer der französischen Revanchepolitik agierte.

Der Zweck dieser „Federzeichnungen" ist vor allem, die Gestalt Manteuffels klar herauszustellen, wie wir sie in der Geschichte der damaligen Zeit mit der Objektivität des ernsten Urteils und dabei mit der Subjektivität sympathischer Empfindung (was sich durchaus nicht gegenseitig ausschließt, sondern vielmehr ergänzt) geschaut haben. Dazu müssen alle geschichtlichen und kulturellen Bedingungen, ebenso wie die Persönlichkeiten, die zu Manteuffels Politik in ein bestimmendes Verhältnis traten, eindringlich beleuchtet werden.

Dieser leitende Gesichtspunkt bestimmt uns auch, der Affäre Antoine eine Betrachtung zuzuwenden, die sie an sich nicht verdiente, denn ihr Boden war die politische Phrase, — und außerdem täte man der braven, im allgemeinen friedlichen und sehr soliden Bevölkerung des Reichslandes bitter unrecht, wenn man den Tierarzt Antoine für den Interpreten ihrer intimen, patriotischen Ueberzeugungen und Wünsche hätte ansehen wollen.

Der Kampf Antoines gegen die völkerrechtlich sanktionierten Ereignisse der Geschichte trat ja mit großer Bitterkeit und mit der leidenschaftlichen Behauptung auf, als sei er der Ausdruck der elsaß-lothringischen Volksmeinung, aber er war doch nur im Namen einer jener verbissenen Negationsparteien geführt, die sich der Einsicht verschließen, daß es immer eine Lebensbedingung bedeutet, sich mit unabänderlichen Tatsachen in ein ersprießliches Verhältnis zu setzen ...

Manteuffel war nicht wie Bismarck der Mann, der seine Prinzipien den Forderungen der gerade gegenwärtigen Politik anbequemte und sie danach modifizierte; — im Gegenteil, er beharrte auf ihnen wie auf Evangelien.

Der gewaltige Repräsentant der praktischen Staatskunst, Bismarck, hat sich über diesen Punkt zu verschiedenen Malen sehr bestimmt geäußert. So sprach er einmal aus: „Die Politik ist weniger Wissenschaft als Kunst; sie läßt sich nicht lehren, man muß dafür begabt sein. Der beste Rat nutzt nichts, wenn er nicht in der richtigen Weise und je nach den Umständen ausgeführt wird."

Und ein andres Mal: „Die Politik ist keine Mathematik oder Arithmetik. Man hat wohl auch in der Politik mit gegebenen und unbekannten Größen zugleich zu rechnen, — aber es gibt keine Formeln, keine Regeln, um im voraus das Fazit ziehen zu können. Viele haben schon von meinen politischen Grundsätzen gesprochen. Den Professoren und ihren Nachbetern in den Zeitungen tut es unendlich leid, daß ich ihnen nicht ein Symbolum von Prinzipien geoffenbart habe, nach dem ich meine Politik eingerichtet. Die Deutschen können sich nicht daran gewöhnen, die Politik als eine ‚Wissenschaft des Möglichen' zu betrachten, wie mein intimer Gegner, Papst Pius IX., mit Recht gesagt hat."

Manteuffel war eben kein Realpolitiker, sondern ein Prinzipienpolitiker,

und man kann ihm sogar nachweisen, daß er ein Märtyrer seiner eignen Prinzipien wurde.

Auch im Fall Antoine war zu erkennen, daß, weil er seine Sätze zu Leitmotiven werden ließ: „Ich mache keine politischen Märtyrer", „ich bin gekommen, Wunden zu heilen und nicht neue zu schlagen", „denn nie kann ich einen Schritt tun, den zurück zu tun ich genötigt sein würde", u. s. w. er es versäumte, mit der einschneidenden Kraft einer ganzen Maßregel aufzutreten.

Lange nach Manteuffels Tode erst ist das einzig Richtige: die Ausweisung Antoines, zur vollzogenen Tatsache geworden. Das war 1887, zwei Jahre nach Manteuffels Tod, als Fürst Hohenlohe-Schillingsfürst bereits zwei Jahre Statthalter war.

Infolge politischer Vorgänge, die außerhalb des Rahmens unsrer Besprechung liegen, trat eine Ministerkrisis ein, in deren Verlauf der Staatssekretär v. Hofmann seinen Abschied nahm. Der damalige Unterstaatssekretär v. Puttkamer, der zuerst stellvertretender Staatssekretär war, hat es dann als erste Maßnahme in seiner neuen Stellung beim Fürsten-Statthalter befürwortet und veranlaßt, daß Antoine ausgewiesen wurde...

Doch zurück zur Geschichte Antoine, deren Entwicklung und Behandlung so kennzeichnende Lichter auf die eigenartige, durchaus nicht immer unfehlbare, aber edle Politik des Marschalls Manteuffel warf.

Zunächst erfolgte auf das von Manteuffel publizierte Verbot der Zeitung „Metz" eine Antwort von Antoine. Dieser vielbesprochene und sehr kennzeichnende Brief lautete:

Monsieur le Maréchal! Avant de connaître „Metz", vous l'avez frappé: c'est beaucoup d'honneur! Si vous aviez mûrement réfléchi, avant de signer l'arrêt, vous vous seriez convaincu, que vous alliez jusqu'à abuser de la dictature, — car les articles 10 de la loi du 30 décembre 1871 et 2 de la loi du 4 juillet 1879 ne vous autorisaient à recourir aux pouvoirs dictatoriaux, qu'au cas, où la sécurité publique serait menacée. Comment la sécurité publique peut-elle être menacée par un journal, qui n'a pas paru? à moins cependant, je ne suis pas dans le secret des dieux, qu'une goutte d'eau fasse déborder le vase, — et encore, il me semble, que la sécurité de 40000000 habitants, tous armés et protégés par des remparts et des milliers de canons, ne peut jamais être menacée par un journal. Si malgré tout il y a quand même menace, eh bien, je vous le répète, monsieur le maréchal: c'est beaucoup d'honneur pour „Metz".

Votre arrêté parle aussi de personnes, qui pactisent avec l'étranger, qui mettent en péril la situation légale du pays, telle qu'elle a été établie en vertu du droit des gens? Vous savez mieux que moi, ce qu'est un traité, — je ne crois pas, que dans l'arrêté, que vous avez pris, ce soit moi, qui sorte de la légalité. Quant à pactiser avec l'étranger, je ne comprends pas et je n'admets pas le grief; laissez-moi ajouter, monsieur le maréchal, que le droit des gens, sous votre plume, me semble une amère dérision, une

cruelle ironie! Votre arrêté ne se défendant pas au point de vue légal, il devient évident, qu'il constitue un acte de persécution personelle, qui met hors de loi le député de Metz.

C'est le dernier mot du „vae victis"! Je ne courberai cependant pas la tête, j'oserai quand même et plus que jamais, en remplissant le mandat, que le peuple m'a confié, dire à l'Allemagne entière, quelles sont nos aspirations, quelles sont nos revendications, et lui dire aussi, qu'il n'y a rien d'éternel ici bas!

Et vous, monsieur le maréchal, qui m'avez frappé à la façon de l'inquisition au moyen âge, des commissions mixtes sous Napoléon III., rappelez-vous comment l'histoire juge l'inquisition, — voyez ce que la France d'aujourd'hui fait des derniers survivants des commissions mixtes! J'espère, que de votre vivant vous assisterez à la revanche du droit sur la force; — ce jour-là je serai vengé de l'arrêté du 4 août.

J. M. Antoine

député de Metz.

In Frankreich betrachtete man das Auftreten Antoines als den Ausdruck der berechtigten Empfindungen einer ganzen Bevölkerung; die französischen Revanchepolitiker faßten das als eine Art Konzentration eines Plebiszits auf. Von ihrem Standpunkt aus war das ja auch begreiflich, nur entsprach es absolut nicht der Wahrheit.

Lothringen war, seinen geschichtlichen und geographischen Bedingungen gemäß, überhaupt französischer gesinnt, und hatte mehr Verbindungen nach Frankreich als das Elsaß, aber sogar in dem weniger germanischen Lothringen war Antoines extreme Haltung, die man das Gebaren eines Pariser Boulevard-agitators nennen könnte, nur der Ausdruck einer kleinen Partei politisch Verbissener und Unversöhnlicher; die breiten Schichten der Bevölkerung, wir müssen das betonen, waren friedlich, arbeitsam, gehorsam der eingesetzten Obrigkeit, und ohne den Ehrgeiz, sich in politische Fragen tätig einzumischen. Aber wie bei jedem Agitator von leidenschaftlichem Wesen und einer Art volkstümlicher Beredsamkeit, verfehlten auch Antoines politische Kundgebungen nicht, einen gewissen Eindruck bei der Bevölkerung zu machen, zumal da sie mit großer Kühnheit sich darstellten und Antoine sich auf seine Stellung als „unverletzlicher Reichstagsabgeordneter" wie auf ein festes Schild stützte.

In der Erregung, die seine Manifestationen in die Gemüter werfen konnten und warfen, lag also jedenfalls eine Gefahr für die öffentliche Sicherheit.

Die „Metzer Zeitung", die von den deutschen Zeitungen im Lande am schärfsten Kritik an der Regierung ausübte (man konnte ihre Haltung als etwas deutsch-chauvinistisch bezeichnen), erklärte es in sehr bestimmt gehaltenen Artikeln für durchaus unzureichend, daß der Statthalter Herrn Antoine nach dem Erscheinen seines Wahlmanifestes, den Publikationen an seine Pariser Freunde u. s. w. nur geantwortet habe mit dem Verbot der Zeitung „Metz". Es sei nur

eine logische Folge der sogenannten „Versöhnlichkeit“, daß so freche Kundgebungen wie der Antwortbrief von Antoine an den Statthalter überhaupt erscheinen könnten.

Es war übrigens wirklich ersichtlich, daß die Erlaubnis der Redefreiheit in der Presse, die von Manteuffel in den ersten Jahren dekretiert war, in den deutsch-feindlichen Kreisen als eine Schwäche aufgefaßt wurde, als das Eingeständnis einer Ohnmacht gewissen leidenschaftlichen politischen Strömungen gegenüber.

Ebenso war es auch ersichtlich, daß die feindseligen Kundgebungen der elsaß-lothringischen Protestpartei in Rede und Schrift in ursächlichem Zusammenhang standen mit dem Getriebe der Revanchepolitiker in Frankreich.

Seit geraumer Zeit hatten die Kundgebungen der französischen, insbesondere der Pariser Presse so ungeheuerliche, gehässige und teils auch jedem Anstand Hohn sprechende Formen angenommen, daß sie sogar im starken Deutschen Reich, das sie bis dahin als ohnmächtige Zorn- und Haßausbrüche großmütig ignoriert hatte, ernste Beachtung und scharfe Erwiderung fanden.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ trat mit einem offenbar offiziös inspirierten Leitartikel auf, den sie „Ein Wasserstrahl nach Paris“ nannte. Dieser Artikel machte im In- und Ausland, vornehmlich in der Stadt, an die er gerichtet war, einen ungewöhnlich tiefen Eindruck; er erregte durch die wuchtige, ernste Sprache, in der es wie mit dräuenden Posaunen von der beleidigten Ehre der starken, stolzen, deutschen Nation dröhnte, ein gewaltiges Aufsehen.

Es waren nicht nur die fortdauernden Hetz- und Schmähartikel auf Deutschland, die den Reichskanzler zu einem ernsten Warnruf veranlaßten, sondern insbesondere die Zeitungsnachrichten darüber, daß der Kriegsminister General Thibaudin 7 Millionen Franken für die Probemobilmachung eines Armeekorps an der Ostgrenze fordern wolle, und daß tatsächlich diesbezügliche militärische Maßnahmen an der Grenze vorbereitet wurden.

Der leidenschaftliche Zeitungssturm, der wild wie Kriegsrufe dröhnte, zeigte deutlich, welcher Geist sich in alledem verschloß und schon teilweis ungezügelten Ausbruch suchte. Es erschien daher als ein Gebot der Friedensliebe und der staatlichen Würde, auf die ungeheure Gefahr hinzuweisen, mit der Frankreich da spielte.

Krieg in wildester Form war bereits in der Presse erklärt und fand gerade jetzt ein Echo in den Protestkreisen Elsaß-Lothringens. Dazu kam das frevelhafte Spielen mit dem Kriegsgedanken an der Ostgrenze.

Da fuhr der hochoffiziöse Artikel der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ wie ein furchtbarer Warnruf hinein. Er erklärte geradezu, daß Frankreich durch die maßlose Heftigkeit der Revancheapostel und durch den Widerhall, den diese im Land und darüber hinaus bis in die Kreise gesinnungsverwandter Agitatoren in Elsaß-Lothringen fände, als einziger Staat sich darstellte, der den Frieden Europas dauernd bedrohte. Und er wies nachdrücklich

darauf hin, daß dieser Zustand nicht andauern könne, ohne den Frieden zu gefährden.

Da mit diesem Artikel zu gleicher Zeit die Einberufung des Bundesrats und Reichstags binnen acht Tagen bekannt wurde, so konnte man darin einen Hinweis erblicken, daß erforderlichenfalls der Erklärung der nötige Nachdruck verliehen werden könnte.

Ob die Kundgebung der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" und die Einberufung der parlamentarischen Körperschaften des Reichs, für die freilich auch ein andrer Anlaß vorlag, im Kausalzusammenhang standen, ist nicht erwiesen; jedenfalls hatte aber der „Wasserstrahl nach Paris" eine außerordentlich niederschlagende Wirkung.

Die Pariser Zeitungen wurden zurückhaltender, und als die wertvollste Wirkung wurde die Mitteilung offiziös gebracht, das General Thibaudin nach reiflicher Ueberlegung (!) aus technischen Gründen (!) den Plan, ein Armeekorps im Vogesendepartement probeweise zu mobilisieren, aufgegeben habe ...

... Die schärfere Luft, die von Berlin her wehte, machte sich nun auch fühlbar im Reichsland, in erster Linie in der Antoine-Frage. Leider aber, wie wir schon oben andeuteten, kam es nur zu einer halben Maßregel. Manteuffel wollte eben nicht mit seinen allzu oft und zu emphatisch proklamierten Prinzipien der Milde brechen. Er wollte „keine politischen Märtyrer machen"; wir werden im Verlauf der Angelegenheit Antoine sehen, ob der Statthalter nicht gerade durch diese Maßregel zu dem ängstlich gemiedenen Resultat kam, dennoch einen politischen Märtyrer zu machen, ja noch mehr: ihm eine viel weithin leuchtendere Gloriole um die Stirn zu legen ...

Am 24. August 1883 ward eine gerichtliche Haussuchung in Antoines Wohnung und in den Bureaux für die geplante Zeitung „Metz" angeordnet. Alle Briefschaften und Schriften wurden beschlagnahmt, und der Metzer Protestagitator ward unter die Anklage des Landesverrats gestellt.

Wenn man die altdeutsche Presse ebenso wie die reichsländische und die französische aus jener Zeit durchblättert, so erhält man ein scharfgezeichnetes Stimmungsbild der Lage.

Das wäre in kurz umrissenen Zügen:

Die französische Presse sah einen „erhabenen Mut" in dem überhebenden Gebaren des Tierarztes von Metz. Die reichsländische Presse sprach sich zuwartend und vorsichtig aus, mit Ausnahme der „Metzer Zeitung", die die allzuweit gehende Versöhnungspolitik des Statthalters offen tadelte, und betonte, (als einzige), daß sie es für die allein richtige Maßregel hielte, im Fall Antoine den Diktaturparagraphen zur Anwendung zu bringen und auf Ausweisung zu erkennen.

Die altdeutschen Zeitungen, wie die „Nationalzeitung", „Kölnische Zeitung", „Magdeburger", „Münchener Allgemeine" waren einstimmig darin, in der Milde des Statthalters, die geradezu wie eine Begünstigung des Treibens journalistischer Franktireurs gewirkt habe, eine Gefahr für die friedliche Fortentwicklung des politischen Lebens im Reichsland zu sehen.

In mehreren Zeitungen wurde auch von einer starken Gegnerschaft der Beamtenkreise zu Manteuffels Politik gesprochen, und der Abschied des Bezirkspräsidenten v. Flottwell (in Lothringen) als ein Symptom für die Gegensätzlichkeit aufgefaßt, in der sich höhere Beamte mit der Verwaltung des Statthalters befunden hätten.

Diese letztere Behauptung beruhte aber entschieden auf einem Irrtum: der Abschied Flottwells hatte keine politischen, sondern rein persönliche Motive.

Mitte September erschienen auf einmal sehr überraschend die Publikationen der beschlagnahmten Antoineschen Korrespondenzen u. s. w. in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" in Berlin. Die gefundenen Briefe offenbarten unwiderleglich die Verbindungen des Metzer Agitators mit Frankreich und die ideelle und materielle Unterstützung seiner Bestrebungen durch Franzosen!

Es wurde vielfach bestritten, ob die Veröffentlichung der Antoineschen Korrespondenzen in der offiziösen Berliner Zeitung rechtlich ganz zulässig war, und es sind Stimmen in der Presse und von bedeutenden Rechtslehrern dafür und dagegen laut geworden. Zu den Rechtslehrern, die für das Eingreifen der Staatsgewalt in derlei Fällen angerufen werden konnten, gehörte Professor v. Ihering, in Ausführung seines Werkes: „Der Zweck im Recht", speziell in: „Ueber die Grenzen der Selbstbeschränkung der Staatsgewalt durch das Gesetz."

Später ist dann diese Frage wiederholt im Landesausschuß durch den Abgeordneten Winterer zur Sprache gebracht worden. Nach entsprechenden Erklärungen der Regierung wurde der Sache aber kein weiterer Verfolg gegeben.

Anfang Oktober wurde der Reichstagsabgeordnete Antoine unter Anklage des Landesverrats, auf Weisung des Ober-Reichsanwalts, in Untersuchungshaft genommen, am 30. Oktober aber bereits wieder „Mangels konkreter Tatsachen", laut Verfügung aus Leipzig, ohne Kaution der Haft entlassen. Die Untersuchung gegen ihn dauerte zwar fort, wurde aber demnächst durch Beschluß des Reichsgerichts eingestellt.

So wurde der Fall Antoine, der dem Statthalter die Gelegenheit fast in die Hände spielte, die Waffen der Macht, die ihm verliehen waren, zu erproben, zu einer Niederlage seines Regierungssystems. Dem kann man sich bei aller Anerkennung für Manteuffels ernsten Willen zum Besten und für seine bedeutenden staatsmännischen Fähigkeiten und Strebungen nicht verschließen. Die geschichtlichen Tatsachen haben da ihre eigne, überzeugende Beredsamkeit ...

Das Einschreiten der Justiz wäre nur dann richtig gewesen und hätte die nötige politische Wirkung erzielt, wenn ein erdrückendes Material zur Verurteilung vorhanden gewesen wäre. Aber die Anhaltspunkte für die Begründung von Landesverrat im strafrechtlichen Sinne waren nicht stark genug, um mit Sicherheit eine Verurteilung voraussehen zu lassen. Das einzig

Richtige wäre das administrative Einschreiten auf Grund des Diktaturparagraphen gewesen.

Manteuffel hätte damit sehr eindrucksvoll das über alle erlaubten Grenzen hinausgehende politische Gebaren des deutschen Reichstagsabgeordneten, der wirklich „mit dem Auslande paktierte", gekennzeichnet und unschädlich gemacht. Und er hätte weiter dem frevelnden Uebermut der Franzosen, der eben von Berlin her durch den Reichskanzler eine scharfe Zurückweisung erfahren hatte, und dennoch in dem bekannten, schmählichen Verhalten, bei Empfang und Anwesenheit des spanischen Königs Alfonso[1]) in Paris feindselig eklatiert war, gezeigt, welch ein starker und ernst abwehrender Geist an den Grenzen, im deutschen Reichsland, wachte ...

Das, was der Statthalter hatte vermeiden wollen, d. h. „politische Märtyrer zu machen", das beschwor er gerade in verstärktem Maße herauf; denn Antoine erschien im Licht des aufgehobenen Haftbefehls und des eingestellten Strafverfahrens als einer, der fälschlich einer Schuld angeklagt war, also als ein politischer Märtyrer in viel höherem Grade ...

Fürst Bismarck hat die Politik immer, wie schon oben angeführt ist, mehr als eine Kunst, denn als eine Wissenschaft betrachtet, — sie ist es auch. Manteuffel war nun kein echter Künstler der Politik, sondern ein Dilettant, wenn auch ein sehr geistreicher. Der Künstler von Gottes Gnaden ist unfehlbar sicher in seinem Schaffen, denn es beruht auf Inspiration; wir möchten es den „Instinkt des Richtigen" nennen. Der Dilettant läßt sich oft hinreißen, wo er berechnen sollte, und berechnet manchmal, wo er hingerissen sein müßte, — der Künstler aber erfaßt und handelt unter dem zwingenden Einfluß einer höheren Eingebung.

So ist es auch in der Kunst der Politik, und der Verfechter der These, daß die Politik eine Kunst sei, Fürst Bismarck, war zugleich deren glänzendster Darsteller ...

(Fortsetzung folgt.)

---

[1]) König Alfonso war im Herbst 1883, bei seiner Anwesenheit in Paris, auf den Straßen insultiert worden durch Rufe wie „sale prussien" u. s. w., nur wegen der harmlosen Tatsache, daß er der Chef des in Straßburg stehenden 15. Ulanenregiments war.



Aegypten, Babel und Bibel.

Von

Professor J. Lieblein.

I.
Ex oriente lux.

Der hochverdiente Assyriolog Friedrich Delitzsch hat in seinen Vorträgen über Babel und Bibel zu beweisen versucht, daß in der Bibel, namentlich im Alten Testamente, besonders in den Büchern Moses, Erzählungen, Traditionen, ja selbst Ereignisse zu finden sind, die ihre Bestätigung und Erklärung durch assyrisch-babylonische Inschriften erhalten. Jene Vorträge riefen in einigen Kreisen Anstoß und Bedenken, in andern dagegen Freude und Anschluß hervor, aber überall, vorzüglich in der germanischen Welt, haben sie ein außerordentliches Aufsehen erregt, wozu auch wohl das lebhafte Interesse des Deutschen Kaisers für diese Frage mit beigetragen haben dürfte.

Es hat nun ganz gewiß seine volle Richtigkeit, wenn aus Delitzsch' Vorträgen geschlossen wird, daß das Alte Testament, besonders der Pentateuch, auf derselben Kulturgrundlage ruht wie die babylonischen Keilinschriften. Nur glaube ich, daß auch die altägyptische Literatur mit in Betracht kommen und in die Erörterung einbezogen werden muß. Die orientalische Archäologie ist nämlich jetzt infolge der neuesten Entdeckungen und Forschungen genügend weit fortgeschritten, um nicht nur ahnen, sondern sogar in mehreren Einzelheiten beweisen zu können, daß die gleiche Kultur, teilweise dieselben fundamentalen Anschauungen vom Nillande im Südwesten über Syrien und einige griechische Inseln bis nach den Euphrat- und Tigrisländern im Osten verbreitet waren. Der Horizont muß erweitert werden, wenn man die alte Geschichte in vollem Lichte sehen will.

Auch noch einen andern Vorbehalt habe ich zu machen. Der gelehrte Verfasser schlägt, wie es mir scheint, einen zu stark polemischen Ton an. Es ist nicht nötig, gegen die biblische Verbalinspiration zu Felde zu ziehen, an die ja in unserm 20. Jahrhundert kaum noch irgend ein aufgeklärter selbständiger Geist glaubt. Es ist nicht nötig, schwachen Seelen durch Stellen, gleich der folgenden Anstoß zu geben: „Offenbarung! Es läßt sich kaum eine größere Verirrung des Menschengeistes denken als die, daß man die im Alten Testament gesammelten unschätzbaren Ueberreste des althebräischen Schrifttums in ihrer Gesamtheit jahrhundertelang für einen religiösen Kanon, ein offenbartes Religionsbuch hielt." Es ist nicht nötig, von der Gesetzgebung auf Sinai mit bitterem Hohn zu reden, wie nachstehend: „Der allmächtige Gott, der Allumfasser, der Allerhalter, der Unschaubare, Unnahbare, er verkündet unter Donner und Blitz, aus Gewölk und Feuer heraus seinen heiligsten Willen, Jahve, der Fels, dessen Tun vollkommen, behaut mit seinen eignen Händen zwei steinerne Tafeln und gräbt in sie mit den

eignen Fingern, die die Welt im Gleichgewicht halten, die zehn Gebote — da wirft Mose im Zorn die ewigen Tafeln des ewigen Gottes von sich und zerbricht sie in tausend Stücke. Und dieser Gott schreibt zum zweitenmal andre Tafeln, die seine erste und letzte eigenhändige Offenbarung an die Menschheit darstellen, Gottes einzigste greifbare Offenbarung, und Moses hält es nicht der Mühe für wert, seinem Volk und damit der Menschheit wortgetreu mitzuteilen, was Gott auf jene Tafeln gegraben." Doch, ich will und kann nicht eine Arbeit kritisieren, die so viel Treffliches enthält. Friedrich Delitzsch ist von einer christlichen orthodoxen Heimat ausgegangen — sein Vater Franz Delitzsch war Professor der Theologie in Leipzig —; als die Augen ihm aufgingen und er die Irrungen wahrnahm, von denen er früher keine Ahnung gehabt, war erklärlicherweise der Durchbruch ein so gewaltsamer, daß er es für notwendig fand, vieles zu widerlegen, dessen Ungereimtheit für fortgeschrittene Geister so klar und selbstverständlich ist, daß sie es nicht der Mühe wert halten, darauf ein Wort oder nur einen Gedanken zu verwenden.

II.
Wechselnde Modetheorien.

Im Anfang des verflossenen Jahrhunderts, als man Sanskrit und indische Archäologie zu studieren begann und die vergleichende Sprachforschung die merkwürdige Verwandtschaft der indo-germanischen Sprachen entdeckte, damals entstand die Mode, alles mögliche aus Indien abzuleiten. So meinte, um ein sprechendes Beispiel anzuführen, der berühmte deutsche Gelehrte P. v. Bohlen, daß die ganze ägyptische Zivilisation durch eine hinduische Priesterkolonie von Indien über Meroë nach dem Nillande importiert worden wäre. Er kam jedoch bald auf bessere Gedanken, indem er für die zweite Ausgabe, die er vor seinem Tode vorbereitete, alles, was Bezug auf diese Ableitung hatte, in seinem eignen Handexemplare wegstrich. Dies war schon deswegen notwendig, weil die ägyptische Zivilisation etwa zweitausend Jahre älter ist als die indische. Der indisch-ägyptische Spuk ging nichtsdestoweniger noch lange in unsern Lehrbüchern um.

Dies war die Glanzperiode der Indiologie. Alsdann kam die Reihe an die Aegyptologie. Man lernte die hieroglyphischen Inschriften und die hieratischen Papyrustexte lesen; man entdeckte in dem Nillande eine uralte Kultur, deren Verzweigungen über die Länder, namentlich gegen Norden nach Griechenland hin man mit mehr oder weniger Erfolg festzustellen versucht hat. Das Erstaunen war groß, und von Staunen und Bewunderung für die alten Aegypter hingerissen, ging man in einzelnen Fällen vielleicht zu weit, wie z. B. in Eduard Röths ebenso unglücklichem als gelehrtem, ja gewissermaßen geistreichem Werke „Geschichte unserer abendländischen Philosophie". Trotz verschiedener Irrungen wird indessen die ägyptische Archäologie für die Geschichte der menschlichen Entwicklung im allgemeinen wie im besonderen für das rechte Verständnis von dem Ursprunge der europäischen Kulturelemente ihre große

Bedeutung immer behalten. Dies ist die natürliche Folge der geographischen Lage Aegyptens und seiner geschichtlichen Beziehungen zu den Ländern am inneren Busen des Mittelmeers.

Zuletzt und gerade in unsrer Zeit ist die Keilschriftforschung in der Mode. Babylonien und Assyrien sind jetzt die Quellen, aus denen die Kultur, die Religion, die Kunst, das Licht überhaupt über den Okzident geströmt sind. Von ihnen soll vor allem das Wort gelten: „ex oriente lux“. Die Assyriologen treten immer bestimmter mit der Behauptung auf, daß Babylonien beinahe in allen mit Kultur und menschlichem Fortschritt in Verbindung stehenden Dingen die Priorität zuerkannt werden müsse. So meinen sie, um auch hier ein Beispiel anzuführen, daß die Buchstabenschrift aus Babel gekommen sei. Wir werden diese Frage etwas näher besprechen.

III.
Der Ursprung des Alphabets.

Ueber den Ursprung der Buchstabenschrift ist schon viel gestritten und geschrieben worden. Einige von den alten Autoren, wie Lucan, Mela, Plinius, Curtius, Eusebius und Suidas sagen, daß die Phönizier die Buchstaben erfunden haben; andre dagegen, wie Platon, Varro, Cicero, Diodor, Tacitus, Plutarch, schreiben den Aegyptern diese Ehre zu. Hierzu kommt, daß wir mit der Angabe, ein Phönizier, namens Thaut, habe die Erfindung gemacht, wiederum nach Aegypten hingewiesen werden; denn es ist wohl für alle, die die bezüglichen Verhältnisse kennen, vollständig klar, daß der Phönizier Thaut kein andrer sein kann als der ägyptische Gott Thot oder Tehuti, den die Aegypter eben als den Gott der Schrift, Literatur und Wissenschaft betrachteten. Die Mehrzahl der alten Autoren zeugen folglich zugunsten der Aegypter. Ich kann indessen diesen Zeugnissen keine entscheidende Bedeutung zuschreiben; denn sie gehören alle einer späteren Zeit an und beruhen nur auf unsicheren Ueberlieferungen, nicht auf eingehenden Kenntnissen der semitischen und ägyptischen Schriftarten.

Auch unter den neueren Forschern sind die Meinungen geteilt. Seit den sechziger Jahren aber und namentlich seit der grundlegenden Arbeit Em. de Rougés, worin er im einzelnen und Zug für Zug die Ableitung der phönizischen Buchstaben von den entsprechenden hieratischen Zeichen der Aegypter anzugeben versucht hat, gilt es als wahrscheinlicher, daß unser Alphabet aus Aegypten stammte.

In der neuesten Zeit ist indessen von seite der Assyriologen die Behauptung aufgestellt worden, daß der Ursprung des Alphabets vielmehr in Babylon zu suchen sei. So von Hommel in seiner „Geschichte Babyloniens und Assyriens“ und von Dr. John P. Peters in den Schriften der biblisch-archäologischen Gesellschaft in London. Und diese Auffassung hat mehr Gewicht erhalten, seitdem bewiesen wurde, daß die babylonische Keilschrift sich auf ähnliche Weise wie die ägyptische Schrift aus einer ursprünglichen Bilderschrift entwickelt hat. Ja, Hommel geht sogar so weit, daß er nicht nur die ägyptische

Hieroglyphenschrift, sondern sogar die ganze ägyptische Zivilisation aus Babylonien herleiten will. Meiner Meinung nach ist diese Behauptung ebenso unwahrscheinlich als unmöglich zu beweisen, und sie wird sich kaum eines sonderlichen Anschlusses zu erfreuen haben.

Es ist jedoch nicht angezeigt, hier weiter auf den Streit bezüglich der Babylonien oder Aegypten in dieser Hinsicht zukommenden Priorität einzugehen. Die Hieroglyphenschrift fing als Bilderschrift an, die Keilschrift desgleichen, was man jetzt als bewiesen ansehen kann; aus der ägyptischen Bilderschrift hat sich die Lautschrift der Hieroglyphen entwickelt, und aus der babylonischen Bilderschrift sind ebenfalls die Lautzeichen der Keilschrift hervorgegangen. Insofern und soweit war die Entwicklung in den beiden Ländern dieselbe. Ob und wieviel das eine Land oder Volk von dem andern etwa erlernt hat, oder ob dem einen das Prioritätsrecht vor dem andern zusteht, oder ob alle beide sich gleichzeitig entwickelten, entweder unabhängig oder unter gegenseitiger Einwirkung, das sind Fragen, die nicht beantwortet werden können und auf die ich mich, für meinen Teil wenigstens, nicht einlassen will. Das, was ich allein gelten lassen kann und für wahrscheinlich halte, ist, daß es in den Hauptzügen wenigstens dieselbe Kultur gewesen ist, die in den Ländern vom Nil bis zum Euphrat und Tigris verbreitet war. Und soviel ist klar und unbestreitbar, erstens, daß die Buchstabenschrift durch einen Prozeß, dessen Anfang oben angedeutet wurde, d. h. aus der Bilderschrift hervorgegangen ist, und zweitens, daß die ägyptische Hieroglyphenschrift deutlicher und anschaulicher als jedes andre Schriftsystem den Vorgang der Entwicklung zeigt.

Die Hieroglyphen sind genaue und leicht verständliche Abbildungen aller sinnlich wahrnehmbaren Gegenstände, die die Aegypter kannten, und wurden anfänglich gebraucht, um diese Gegenstände anschaulich darzustellen, und da ein jeder Gegenstand in der lebendigen Sprache einen Namen hatte, so mußte die Hieroglyphe des Gegenstandes mit dem Laut seines Namens ausgesprochen werden. Auf diese Weise bekamen die Hieroglyphen ihren Lautwert. Der nächste Schritt war, daß der Lautwert einer Hieroglyphe auf andre Wörter, die zufälligerweise denselben Laut hatten, übertragen wurde. So z. B. bezeichnete das Bild eines menschlichen A r m e s in erster Linie eben einen A r m; es konnte aber auch den Laut a r m in den Wörtern arm, a r m=selig, A r m=ada, A r m=strong, H=a r m, w=a r m u. s. w. angeben. Hierdurch bekamen die Hieroglyphen den syllabischen Lautwert. Endlich wurde der letzte Schritt getan, als die Hieroglyphen den Wert von Buchstaben erhielten, indem sie auf akrologische Weise gebraucht wurden, um den Anfangslaut in dem Namen der bezüglichen Hieroglyphe zu schreiben. Die Hieroglyphe A r m z. B. kann außer dem Begriffswert A r m und dem syllabischen Wert von a r m auch ganz einfach den Anfangslaut des Wortes A r m, d. h. den Buchstaben a angeben; die Hieroglyphe H a u s kann den Begriff H a u s und die Silbe h a u s, aber auch h, den ersten Laut im Worte darstellen u. s. w. Durch diesen letzten Schritt, den die Babylonier nicht machten, waren die Aegypter bis zur Buchstabenschrift gelangt:

sie schrieben Buchstaben und besaßen ein hieroglyphisches Alphabet. Sie waren aber durch die Tradition gebunden und gebrauchten neben den Buchstaben noch immer ihre Bilder- und Silbenschrift weiter. Ein andres Volk dagegen, das wie z. B. die Phönizier, von keinem nationalen Vorurteil zurückgehalten wurde, konnte ohne Schwierigkeit den letzten entscheidenden Schritt tun und zwar so, daß es von den Hieroglyphen nur diejenigen auswählte, die als Buchstaben gebraucht werden. Und damit war eine reine Buchstabenschrift, das Alphabet, gefunden. Dergestalt war der Entwicklungsgang der ägyptischen Schrift. Mag nun das phönizische und somit auch unser Alphabet von Babylonien oder Aegypten gekommen sein, unzweifelhaft ist es in jedem Falle, daß die Menschen auf die hier beschriebene oder eine ganz ähnliche Weise zur Buchstabenschrift gelangt sind. Jedenfalls ist es nicht das Werk eines einzelnen, sondern das Resultat einer durch Jahrhunderte oder vielmehr Jahrtausende fortgesetzten Arbeit gewesen.

Wie oben gesagt, wurde die babylonische Keilschrift nicht bis zur Buchstabenschrift weiter geführt; sie blieb bei der syllabischen Schrift stehen, weshalb der besonnene Forscher nicht gerade hier den Ursprung unsers Alphabets suchen durfte. Hierbei ist doch von Wichtigkeit, zu bemerken, daß die persische Keilschrift von Cyrus' Zeiten ab wirkliche Buchstaben hatte, woraus die bedeutungsvolle Tatsache hervorgeht, daß die Keilschrift ebenso entwicklungsfähig war wie die ägyptische Hieroglyphenschrift.

Ueberhaupt zeigt es sich in diesem wie in andern Fällen, daß in dem ägyptisch-babylonischen Länderkreise derselbe Entwicklungsgang, vor allem auch dieselbe Kultur vorhanden war, und daß unter dem stetigen Verkehr so viele gegenseitigen Einwirkungen stattfanden, daß es wahrscheinlich für immer unmöglich sein wird, mit Bestimmtheit anzugeben, in welchem besonderen Gebiet die einzelnen Kulturelemente ursprünglich entstanden sind.

Es soll daher hier nicht über die Priorität gestritten werden, wie sehr sie auch in diesem Falle scheinbar den Aegyptern zukommen mag. Wir wollen lieber einige neu entdeckte Dokumente in Augenschein nehmen, weil sie besser als etwas andres zeigen, wie eng der Zusammenhang zwischen dem Nillande und den genannten asiatischen Ländern war, ich meine die merkwürdigen im Jahre 1888 in Tell-el-Amarna gefundenen Tontafelbriefe, die ich hier etwas näher betrachten werde.

IV.

Die Tell-el-Amarna-Tafeln.

Die sogenannten Tell-el-Amarna-Briefe werfen ein klares Licht auf die innige Zusammengehörigkeit der hier in Rede stehenden Völker und Länder. Sie sind in Keilschrift auf Tontafeln geschrieben und von babylonischen und syrischen Königen und Fürsten an ägyptische Pharaonen der achtzehnten Dynastie gerichtet worden, namentlich an Amenophis III. und IV., von denen der letztgenannte sie als dem königlichen Archiv angehörig mit sich führte, als er seine Residenz von Theben nach Amarna in Mitteläg ypten verlegte. Wir ersehen

daraus, daß schon damals Könige weit getrennter Länder regelmäßig miteinander Briefe wechselten, daß sie Botschafter, Gaben u. s. w. einander schickten, daß mit einem Wort ein regelmäßiger diplomatischer Verkehr — wie wir heute sagen — zwischen den Höfen am Nil, am Euphrat und in den zwischenliegenden Ländern stattfand. Die Briefe sind nicht nur für die Chronologie und politische Geschichte, sondern in vielleicht noch höherem Grade wichtig für die Beleuchtung der Kulturverhältnisse bei den Völkern, die zu jener Zeit, d. h. in dem fünfzehnten und vierzehnten Jahrhundert v. Chr. die Träger der höchsten menschlichen Zivilisation waren. Jene Dokumente haben darum mit Recht ein großes Aufsehen gemacht und zahlreiche gelehrte Untersuchungen hervorgerufen. Sie sind von Winckler, Delattre und andern Gelehrten in sehr gediegener Weise behandelt worden. Auch in Norwegen besitzen wir in unserm kenntnisreichen Assyriologen Knudtzon einen Gelehrten, der in hervorragender Weise dazu befähigt ist, sich erfolgreich mit den Amarna-Tafeln zu beschäftigen. Er ist mit Freude und Eifer an die Arbeit gegangen. Ueberall, wo diese Texte sich finden, in Paris, London, Berlin, in Kairo, Konstantinopel, St. Petersburg, hat er sie kopiert, kollationiert, studiert, und wenn er einmal fertig ist, was begreiflicherweise so rasch nicht der Fall sein kann, dann wird er uns, natürlich unter gebührender Berücksichtigung aller anderwärtigen Quellen, wahrscheinlich ein ganz neues Kapitel der menschlichen Geschichte, von dem wir früher nur Bruchstücke kannten, vorlegen können. Es ist kaum nötig hinzuzufügen, daß ihm das immerhin nur mit Hilfe der ausgezeichneten Arbeiten seiner Vorgänger möglich sein wird.

Was nun die Briefe selbst betrifft, so ist es ganz merkwürdig, daß sie, obgleich an ägyptische Pharaonen adressiert, dennoch in Keilschrift und asiatischen Sprachen abgefaßt wurden. Was der Grund dazu sein mochte, entweder weil es so Sitte war und die diplomatische Etikette es forderte, oder ob andre uns unbekannte Gründe wirksam gewesen sein mögen, jedenfalls steht das fest, daß, wenn man in Aegypten Keilschriftbriefe empfing und verstehen konnte, ein stetiger Verkehr zwischen diesem Reich und den Keilschriftländern stattgefunden haben muß, oder, was auf eins hinausläuft, es muß ungefähr dieselbe Kultur vom Nil bis zum Euphrat ausgebreitet gewesen sein.

Man darf sich jedoch nicht dazu verleiten lassen, darin ein Zeugnis dafür sehen zu wollen, daß die Keilschrift eine dominierende Stellung den Hieroglyphen gegenüber eingenommen und daß das Nilreich in einem Unterordnungs- und Abhängigkeitsverhältnis zu den asiatischen Staaten gestanden habe. Mehrere Umstände deuten im Gegenteil darauf hin, daß Aegypten in jenen Zeiten die Hegemonie führte. In dieser Beziehung brauche ich nur auf die siegreichen Züge hinzuweisen, die der mächtigste aller Pharaonen, Thotmes III., eine lange Reihe von Jahren hindurch weit nach Asien hinein machte, wodurch er das Dominium Aegyptens über ganz Syrien bis zu den babylonischen Grenzen befestigte. Ich will ferner noch einer Tatsache erwähnen, die unbedeutend scheinen mag, aber in dieser Beziehung ziemlich viel besagt. Die ruhmreichen Pharaonen

der achtzehnten und neunzehnten Dynastie nahmen oft asiatische Königstöchter zur Ehe, aber umgekehrt den asiatischen Königen ihre Töchter als Frauen hinzugeben, das war eine Ehre, die der pharaonische Hochmut jenen nicht erweisen wollte. Ein babylonischer König, wahrscheinlich Burnaburiasch, schrieb dem Pharao also: „Du, mein Bruder, indem Du mir Deine Tochter verweigerst, als ich eine Gesandtschaft Deiner Tochter wegen, um sie zu heiraten, an Dich schickte, erwidertest Du: ‚Nie und nimmer ist eine ägyptische Königstochter einem Ausländer zur Frau gegeben worden.‘" Ein andrer König von Babylon sandte dem Pharao diesen Brief. „Des jungen Mädchens, meiner geliebten Tochter wegen, die Du von mir zur Ehe begehrt hast, und deren Name Iztabi ist, schicke her und hole sie ab." Nun, dies scheint klärlich anzudeuten, daß der Pharao von den beiden Herrschern den ersten Rang inne hatte. Dasselbe geht aus der Fortsetzung des Briefes hervor, in dem der Babylonierkönig sagt: „Vormals, als mein Vater Dir Botschafter sandte, hieltest Du sie nur wenige Tage bei Dir; Du machtest ihre Geschäfte gleich ab und schicktest sie zu meinem Vater mit guten Gaben zurück. Jetzt aber, den Boten, den ich Dir gesandt habe, hast Du auf das fünfte Jahr bei dir zurückgehalten, und so sendest Du mir ihn mit nur dreißig Minen Gold, das wie Silber ist. Ich habe das Gold im Beisein Deines Boten Rasi abgewogen."

Indessen will ich ebensowenig des Ranges wegen, als oben wegen der Priorität einen Streit anfangen. Ich will nur hervorheben, daß die Amarna-Briefe eine innige Verbindung zwischen Aegypten, Syrien und Babylonien bezeugen. Diese Verbindung fand in dem fünfzehnten und vierzehnten Jahrhunderte v. Chr., also gerade in dem Zeitraume statt, als die israelitische Volksgemeinschaft gebildet und das mosaische Gesetz gegeben wurde, als die meisten Begebenheiten und Ereignisse geschahen und die meisten Traditionen entstanden, von denen die Bücher Moses erzählen.

Und dies muß zuerst und zuletzt und vor allen Dingen festgehalten werden, weil wir dadurch den Schlüssel zum rechten Verständnisse der bemerkungswerten Tatsache erhalten, daß in dem Pentateuch sich Dinge, Ereignisse und Erzählungen finden, die bald aus ägyptischen, bald aus babylonischen Quellen sich erklären lassen. In dem Nachfolgenden werde ich dies etwas näher zu beleuchten versuchen, indem ich einige bedeutungsvolle Tatsachen einzeln erörtere.

V.

Die zehn Gebote.

Ich habe oben einige Bemerkungen von Delitzsch über die Gesetzgebung auf Sinai zitiert. Wir wollen zuerst bei dieser verweilen, weil es sich hier besser als anderswo zeigen wird, wie notwendig es ist, die ägyptische Literatur zu berücksichtigen. Delitzsch deutet die Möglichkeit an, daß das Muster der mosaischen Gesetze in dem Gesetzbuch des babylonischen Königs Hammurabi zu suchen sei. Der französische Gelehrte de Morgan war so glücklich, während seiner Ausgrabungen in Susa im Winter 1901—1902 ein vollständiges Exem-

plar von diesem Texte zu entdecken. Pater Scheil, der keilschriftkundige Gehilfe des Herrn de Morgan, erzählt darüber folgendes: „Hier kam eins der wichtigsten Denkmäler der Weltgeschichte ans Tageslicht: ein auf Hammurabis Befehl in ein Dioritprisma eingeschriebenes Gesetzbuch. Es ist ein in kurzen und klaren Sätzen formuliertes Privatrecht, das die hundertjährigen Gebräuche der Vorzeit festlegte und die Grundlage der zukünftigen Gesetzgebung dieses Landes bildete. Die Funktionen der Richter und öffentlichen Beamten, die Verpachtung der Aecker, die Bewässerung der Felder, das Weiden der Viehherden, die Einfriedigung der Ländereien, die Strafen der Gewalttätigkeiten gegen Menschen und Tiere, die Schiffahrt, die Miete der Menschen, der Tiere und Landwirtschaftsgeräte, der Tarif der Abgaben, der Kauf der Sklaven, das Verhältnis der Sklaven zu ihren Herren, das Handelsrecht, die Gesetze der Ehe und der sozialen Stellung der Weiber, Bestimmungen über Erbschaft, Räuberei, gefundenes Gut u. s. w., alles war in diesem Gesetz mit Klugheit und Billigkeit vorausgesehen und reguliert; und dies Denkmal haben wir durch einen seltenen Glücksfall ganz vollständig erhalten."

Nun findet Delitzsch es nicht unwahrscheinlich, daß wir hierin die Quelle des mosaischen Gesetzes haben; denn er sagt: „Es wird Sache zukünftiger Forschung sein, festzustellen, inwieweit die israelitischen Gesetze, die bürgerlichen wie priesterlichen, spezifisch israelitisch oder allgemein semitisch oder durch die so viel ältere gewiß über die Grenzen Babyloniens hinaus vorgedrungene babylonische Gesetzgebung beeinflußt sind."

Hier drängt sich indessen eine vierte Möglichkeit hervor, an die Delitzsch nicht gedacht zu haben scheint, die aber viel näher liegt, wenn man auf die geschichtlichen Verhältnisse gebührende Rücksicht nimmt, nämlich ein ägyptischer Ursprung. Wir werden die Sache näher anschauen.

Das ägyptische Totenbuch, von dem Tausende und abermals Tausende von Exemplaren existieren, und das schon in den ältesten Zeiten, wenigstens seit dem dritten vorchristlichen Jahrtausende an das heilige Buch der Aegypter war, enthält in dem 125. Kapitel das sogenannte negative Sündenregister. Es führt 42 Sünden auf, die der Verstorbene versichert, nicht begangen zu haben, indem er vor das jenseitige Gericht tritt, dem unter Assistenz von 42 Beisitzern, deren jeder die Sünde des Verstorbenen zu ahnden hat, Osiris als Oberrichter präsidiert. Der Verstorbene grüßt zuerst „Osiris, den großen Gott, den Herrn der doppelten Gerechtigkeit", demnächst „die 42 Richter, die am Tage der Rechenschaft die Gottlosen bestrafen". So wendet er sich an jeden einzelnen von ihnen, nennt seinen Namen und die Sünden, die er nicht begangen hat. Die 42 Sünden sind in tabellarischer Ordnung die folgenden:

1. Ich habe nicht Sünde begangen;
2. Ich habe nicht geraubt;
3. Ich bin nicht böse von Herzen;
4. Ich habe nicht gestohlen;
5. Ich habe nicht totgeschlagen;

6. Ich habe nicht das Kornmaß verfälscht;
7. Ich habe nicht Falsches getan;
8. Ich habe nicht heilige Dinge gestohlen;
9. Ich habe nicht Lügen gesprochen;
10. Ich habe nicht Eßwaren gestohlen;
11. Ich habe nicht weinerlich gesprochen;
12. Ich habe nicht Onanie betrieben;
13. Ich habe nicht Hurerei begangen;
14. Ich habe mir nicht Gewissensbisse zugezogen;
15. Ich habe kein Vergehen verschuldet;
16. Ich habe nicht heilige Tiere getötet;
17. Ich habe nicht Betrug begangen;
18. Ich habe mir nicht gebautes Land zugewendet;
19. Ich habe nicht gelauscht;
20. Ich bin nicht geschwätzig;
21. Ich bin nicht ohne Grund zornig;
22. Ich habe nicht Unzucht mit der Frau eines Mannes begangen;
23. Ich habe mich nicht besudelt;
24. Ich habe nicht Furcht eingeflößt;
25. Ich habe mich nicht eines Verbrechens schuldig gemacht;
26. Mein Mund brennt nicht;
27. Ich bin nicht gegen die Stimme der Gerechtigkeit taub;
28. Ich habe nicht Zauber geübt;
29. Ich bin kein Raufbold;
30. Ich habe nicht Händel angefangen;
31. Ich bin nicht jähzornig;
32. Ich habe nicht die heiligen Tiere beschädigt;
33. Ich bin kein Schwätzer in meiner Rede;
34. Ich bin nicht lasterhaft, habe nicht Sünde oder Bosheit verübt;
35. Ich habe nicht Zauber gegen den König oder meinen Vater verübt;
36. Ich bin nicht wankelmütig;
37. Ich bin kein Prahler;
38. Ich habe nicht Zauber gegen Gott geübt;
39. Ich habe nicht den Göttern Schaden angetan oder den Sklaven vor seinem Herrn verleumdet;
40. Ich bin nicht hochmütig, übermütig oder herrisch;
41. Ich habe nicht Luftschlösser gebaut, auch nicht die Binde von der Mumie geraubt;
42. Ich verachte nicht Gott in meinem Herzen, in meinem Gedanken oder in meinen Taten.

Dies war das negative Sündenregister, so genannt, weil die Form negativ ist, was wohl zu beachten ist, da die Gebote in dem mosaischen Gesetze ebenfalls negative Form haben. Aber vor und nach dem tabellarischen Sündenregister

finden sich andre und ähnliche Vorschriften und Sentenzen, die für den hohen moralischen Standpunkt der alten Aegypter vorteilhaft zeugen. Einmal heißt es: „Ich habe dem Hungrigen Speise, dem Durstigen Trank, dem Nackten Kleider gegeben.“ An einer andern Stelle wird gesagt: „Ich habe niemals Falschheit gegen jemand verübt. Ich habe nicht die Milch von dem Munde des Kindes geraubt. Ich habe niemand hungern noch weinen lassen.“

Was das Gesetzbuch Hammurabis uns in bezug auf Babylonien lehrt, das lehrt uns auch das ägyptische Totenbuch in bezug auf Aegypten. In beiden Ländern war schon im dritten vorchristlichen Jahrtausend das moralische Bewußtsein hoch entwickelt und die gesetzliche Ordnung fest gegründet. Wenn man zu hohe Vorstellungen von Gott hat, um glauben zu können, daß er mit seinen eignen Fingern die zehn Gebote in die mosaischen Tafeln eingegraben habe, dann wird die Frage die sein: Woher schreibt sich das mosaische Gesetz? von Aegypten? oder von Babylon? Nicht totschlagen, nicht Unzucht treiben, nicht stehlen, nicht falsches Zeugnis abgeben — nun, das sind Gebote, die man sich als in jeder geordneten Gesellschaft leicht entstanden denken kann. Das israelitische Volk war aber bei dem Auszuge aus Aegypten eben keine geordnete Gesellschaft. Es war Moses, der es erst dazu bildete. Ueberhaupt ist es, meine ich, bei Erwägung dieser Frage absolut notwendig, die geschichtliche Situation wohl zu beachten, so wie sie uns in den mosaischen Erzählungen vorliegt. Die Israeliten hatten mehrere Jahrhunderte unter drückender Sklavenarbeit in Aegypten gelebt, als Moses, der als Adoptivsohn der Pharaotochter eine sorgfältige Erziehung erhalten hatte und in aller Weisheit der Aegypter ausgebildet war (Der Apostel Thaten 7, 22), sie aus Aegypten führte und zu einem Volke mit fester gesellschaftlicher Ordnung heranbildete, indem er ihnen moralische und bürgerliche Gesetze gab, deren Heiligkeit er nach Art der Religionsstifter durch göttliche Sanktion bestätigen ließ. So lauten in ihren Hauptzügen die mosaischen Berichte. Man kann doch wohl nicht ohne weiteres einen Strich durch sie machen und sie, die in diesem Stücke unsre Hauptquelle sind, als nicht existierend betrachten, um uns frei in die wildesten Vermutungen werfen zu können. Wir stehen daher ohne Zweifel auf sicherem Grunde, wenn wir annehmen, daß ein ägyptischer Ursprung der zehn Gebote viel wahrscheinlicher ist als ein babylonischer.

Das Volk Israel ist aus Aegypten gekommen, Moses hat in Heliopolis, wo das älteste Zentrum der ägyptischen Wissenschaft war, seine gelehrte Ausbildung erhalten, er kannte demnach ganz gewiß das ägyptische Totenbuch nach seinem ganzen religiösen und moralischen Inhalt, so wie sicherlich auch die monotheistische Lehre ihm gut bekannt war, die gerade zu seinen Zeiten Eingang und Ausbreitung unter den ägyptischen Priestern, Gelehrten und Schriftklugen zu finden begann. Vergleicht man nun das Gesetz Moses' mit dem negativen Sündenregister der Aegypter, indem man auf der einen Seite alles, was spezifisch israelitisch ist, z. B. die drei ersten Gebote Moses', und auf der andern Seite alles, was spezifisch ägyptisch ist, z. B. die rituellen Vorschriften, außer acht läßt, so erkennt man leicht, daß das mosaische Gesetz als ein kurzgefaßter, kern-

hafter Auszug aus dem negativen Sündenregister des 125. Kapitels des Totenbuches der Aegypter betrachtet werden kann. Es muß nochmals betont werden, daß auch die negative Form, die in den beiden Quellen sich findet: „Du sollst nicht" in den zehn Geboten, und: „Ich habe nicht" in dem ägyptischen Gesetz, auf einen nahen, fast unmittelbaren Zusammenhang zu deuten scheint.

Obwohl ich infolge des soeben Entwickelten persönlich geneigt bin, anzunehmen, daß Moses aus einer ägyptischen Quelle geschöpft hat, so will ich dennoch ausdrücklich hervorheben, daß ich mich weder in diesem, noch in andern Fällen, wo ähnliche Fragen entstehen können, in Streit über die ägyptische oder babylonische Priorität einlassen will. Der so sehr verwickelte gemeinschaftliche Nachlaß, den die ägyptisch-asiatische Kulturarbeit angehäuft hat, ist schwer so gerecht zu verteilen, daß jeder Erbe den ihm gebührenden Anteil bekommt.

(Schluß folgt.)



Der Friede von Villafranca.

Von

Germain Bapst (Paris).

(Fortsetzung.)

In Deutschland und in Oesterreich war das preußische Mobilmachungsdekret mit Begeisterung aufgenommen und an der Wiener Börse mit einer enormen Hausse begrüßt worden, und doch hatte diese Maßregel, statt das Bündnis der beiden deutschen Großmächte herbeizuführen, eher das Ergebnis, den Zwiespalt zwischen ihnen zu vergrößern. Der preußische Gesandte Baron v. Werther teilte dem Grafen Rechberg die Nachricht von der Mobilmachung mit, indem er ihm eine Depesche des Herrn v. Schleinitz vorlas, deren Inhalt sich folgendermaßen zusammenfassen ließ: „Wir wollen nicht, daß der Krieg zu einem Umsturz der bestehenden Verhältnisse in Europa führt. Wir wollen im Gegenteil die Erhaltung des durch die Verträge von 1815 festgesetzten Territorialbesitzes Oesterreichs in Italien, und wollen auf dieser Basis den Frieden wiederherstellen." Doch gab Herr v. Schleinitz weder die Bedingungen dieses Vermittlungsvorschlags an noch das Datum, an dem er überreicht werden sollte. Graf Rechberg ersuchte den preußischen Gesandten, ihm eine Abschrift dieser Depesche zu geben; der Baron v. Werther erwiderte ihm jedoch, daß er dazu nicht ermächtigt sei. Der österreichische Gesandte bat nun den preußischen, ihn nach Verona zu begleiten, um dem Kaiser von Oesterreich persönlich die Lage der Dinge zu schildern, aber der Baron v. Werther teilte ihm nach einem Depeschenwechsel mit Berlin

mit, seine Regierung sei nicht damit einverstanden, daß er verreise. Graf Rechberg war daher genötigt, seinem Monarchen die preußischen Mitteilungen aus dem Gedächtnis zu wiederholen, und er beantwortete sie nach einer gegenseitigen Verständigung mit der Bitte um Aufklärung. „Was ist unter einer formellen bewaffneten Vermittlung Preußens zu verstehen, über die es nichts Näheres angibt und deren Zeitpunkt es sich vorbehält?" Ohne über das Vorgehen der beiden Regierungen zu urteilen, kann man doch sagen, daß sie die zwischen Verbündeten und selbst zwischen freundschaftlich verbundenen Ländern gebräuchlichen Formen nicht beobachteten.

Uebrigens wurden die Beziehungen weiterhin noch reservierter; die preußische Regierung schickte an ihre Bevollmächtigten bei den neutralen Mächten und an den deutschen Höfen unter dem 24., 26. und 27. Juni Briefe über die künftige Vermittlung Preußens, und keiner dieser Briefe wurde Oesterreich mitgeteilt.

Der erste dieser Briefe war zugleich an den Grafen Bernstorff in London und an Herrn v. Bismarck in St. Petersburg gerichtet. Es kam darin der Satz vor: „Die Haltung, die wir angenommen haben, präjudiziert in keiner Weise die italienische Frage"; und der Schluß lautete:

„Wir hoffen, daß es Ihnen gelingen wird, das (St. Petersburger, bezw. Londoner) Kabinett dahin zu bringen, daß es seine Ideen über eine Lösung der gegenwärtigen Schwierigkeiten und über einen Modus, sie den Kriegführenden annehmbar zu machen, ausspricht ... Geben Sie unserm Wunsch und unsrer Hoffnung Ausdruck, unser Vorgehen und unsern Einfluß mit dem des russischen und des englischen Kabinetts in Einklang zu bringen."

An dem gleichen Tage (24. Juni) sandte Herr v. Schleinitz ein andres Zirkularschreiben ab, das an seine Bevollmächtigten bei den dreiunddreißig Staaten des Deutschen Bundes gerichtet war. In diesem war er weit entfernt, wie in dem nach London und St. Petersburg gerichteten Schreiben zu sagen, daß er nicht beabsichtige, „die italienische Frage zu präjudizieren," denn er erklärte im Gegenteil, daß er die Absicht habe, seinen Vermittlungsvorschlag vorzubringen, indem er sich bemühen werde, die österreichischen Besitzungen in Italien zu erhalten.

Der vertrauliche Brief vom 26. Juni an den Grafen Bernstorff und an Herrn v. Bismarck ließ diesen Unterschied in seiner Sprache noch schärfer hervortreten:

Berlin, 26. Juni 1859.

„Das beiliegende Schriftstück ist bestimmt, dem Fürsten Gortschakoff streng vertraulich mitgeteilt zu werden.

„Das St. Petersburger Kabinett könnte von Ihnen streng vertraulich veranlaßt werden, seinen hiesigen Vertreter Baron v. Budberg mit Instruktionen zu versehen, die ihm ermöglichen würden, mit uns die Grundlagen einer Vermittlung aufzustellen ... wir beabsichtigen keineswegs den Weg oder die Haltung des St. Petersburger Kabinetts zu bestimmen. Unser Vorschlag hat keinen andern Zweck, als die Wirkung der versöhnlichen Dispositionen Seiner Majestät des

Kaisers Alexander II. zu beschleunigen und dem russischen Kabinett ein Pfand der Bereitwilligkeit zu geben, mit der wir jeden Vorschlag aufnehmen werden, der geeignet ist, in Europa einen Frieden wiederherzustellen, zu dem wir durch alle unsre Entschlüsse und Mittel beitragen werden.

An Herrn v. Bernstorff. Schleinitz."
An Herrn v. Bismarck.

Herr v. Bismarck war der unversöhnliche Feind Oesterreichs geblieben, und seine Sprache in St. Petersburg klang danach. Als er dem Fürsten Gortschakoff seine Depeschen mitteilte, ließ er ihn die schiefe Stellung der preußischen Regierung merken, die glücklich sein würde, daraus herauszukommen, und, wie es die Vorschläge zur Verständigung über eine Vermittlung zeigten, gern der Amputation Oesterreichs in Italien zustimmen würde; und jedesmal, wenn er den russischen Kanzler sah, sagte er ihm, daß Preußen sich einem Vorschlage anschließen würde, in dem Frankreich keinerlei Anspruch auf Gebietszuwachs geltend mache. Doch ein Mittel, Oesterreich zur Abtretung einer Provinz zu bringen und Frankreich zu nötigen, nach so vielen Opfern auf jede Belohnung zu verzichten, erschien ihm wie das Problem der „Quadratur des Zirkels".

Auf diese am 27. Juni wiederholten vertraulichen Mitteilungen hin schickte Fürst Gortschakoff ein Telegramm nach Paris, um dem Grafen Walewski zu erklären, es sei unerläßlich, daß der Kaiser jeden Gedanken an eine Eroberung aufgebe.

In Frankreich waren die hohen Kreise sehr besorgt. Das Volk war es weniger; hier wußte niemand etwas von dem, was in Preußen vorging. Der Minister des Innern, der Herzog von Padua, hatte den Zeitungen verboten, nur ein einziges Wort von den Drohungen, die vom Rhein herkamen, verlauten zu lassen; Graf Walewski hatte sich in seinem Zirkular vom 20. Juni an die französischen Bevollmächtigten im Ausland mit großer Geschicklichkeit bemüht, die Maßregeln Preußens als eine Friedensgarantie hinzustellen; und noch typischer war der Tagesbefehl, den der Marschall Pélissier — der Mann, den der Fürst Radziwill als den wilden „Metzger" bezeichnet hatte, der sich auf Deutschland werfen sollte — an das Beobachtungskorps richtete.

„Als Soldat," sagte er, „kann ich es bedauern, nicht an eurer Spitze zu kämpfen, aber das Interesse der Humanität und der Zivilisation macht es mir zur Pflicht, zu hoffen, daß die einen Augenblick durch unsinnige Aufreizungen irregeleiteten deutschen Völker begreifen werden, daß ihre so würdigen und ruhigen Regierungen eine große, ganz und gar friedliche Mission zu erfüllen haben. Weit davon entfernt, Europa mit Blut zu überschwemmen, werden ihre Entschlüsse den Frieden erleichtern. Ueber die von Mäßigung erfüllten Gesinnungen Napoleons III. sind sie bereits beruhigt.

„Seine Majestät hat nur ein Ziel: Italien, die Wiege der Literatur und der Künste, von dem eisernen Joch zu befreien, das darauf lastete und das mit unserm Jahrhundert nicht mehr vereinbar ist ..."

Am 28. Juni ist die Besorgnis bei den Ministern auf ihrem Höhepunkt: sie werden um zehn Uhr zu einer Sitzung mit den Mitgliedern des Geheimen Rates nach St. Cloud berufen. Die Kaiserin führt den Vorsitz und eröffnet die Sitzung mit der Verlesung eines Briefes, den sie an den Kaiser senden will und worin sie ihn beschwört, Frieden zu schließen. Nach einigen von den Ministern verlangten Aenderungen wird der Brief von ihnen gebilligt; er geht noch am Abend desselben Tages ab.

Hierauf schildert der Kriegsminister die Lage: er will zwei Divisionen von Lyon und drei bespannte Batterien nach Italien schicken. Die Garnison von Lyon kann danach keine aktiven Truppen mehr abgeben. In Paris befinden sich vier Divisionen mit 28000 Mann Infanterie, die man nicht von dort wegnehmen kann. Das Beobachtungskorps des Marschalls Pélissier in Straßburg und Châlons zählt nach dem neuesten Stande 28846 Mann Infanterie und 8282 Mann Kavallerie; es kann noch um ebensoviel Kavallerie verstärkt werden, aber es sind keine bespannten Artillerie-Batterien mehr vorhanden. Was die sonstigen Infanterietruppen betrifft, so garnisonieren sie in den festen Plätzen, in denen sie unentbehrlich sind; daher schlägt der Minister die Ausarbeitung eines allgemeinen Landesverteidigungsplans und die Einberufung der Nationalgarde nach dem Gesetz von 1832 vor. Der Staatsrat genehmigt diesen Vorschlag, und der Minister muß seine Bureaux unverzüglich an die Arbeit gehen lassen. Am Nachmittag benachrichtigt Graf Kisseleff den Grafen Walewski, daß die preußische Regierung gemäßigter geworden zu sein scheine. Herr v. Schleinitz, dessen Stellung stark gefährdet war, bleibt im Ministerium. Das ist ein gutes Zeichen, denn die Ernennung des Grafen Bernstorff zum Minister wäre das Signal zum Kriege gewesen. Herr v. Schleinitz hat heute nach St. Petersburg und nach London eine Note schicken müssen, um die dortigen Kabinette zur Eröffnung von Unterhandlungen in Berlin zu veranlassen, mit dem Zweck, sich über die Grundlagen einer Kollektivvermittlung zu verständigen. (Es handelt sich um das vertrauliche Schreiben vom 27. Juni.)

In Italien war Graf Cavour noch am Tage der Schlacht von Solferino benachrichtigt worden und ins Hauptquartier gekommen. Er wußte ebensogut wie der Kaiser und der König Viktor Emanuel, daß es Preußen mit der Mobilmachung ernst war. Seine Bevollmächtigten in Berlin und St. Petersburg wiederholten es ihm in allen ihren Depeschen (diese sind sogar deswegen nicht veröffentlicht worden), aber er war zu schlau, um sich den Anschein zu geben, als ob er daran glaube. Er hatte mehrere Besprechungen mit dem Kaiser, der ihm sagte, er wolle die Vermittlung Preußens vermeiden und die Englands suchen. Aber diese Pläne waren nicht dazu angetan, dem Grafen Cavour zu gefallen, und es ist wahrscheinlich, daß er sie zu verhindern suchte, indem er dem Lord John Russell zu verstehen gab, daß die Vorschläge, die der Kaiser ihn vorlegen ließe, von Piemont nicht akzeptiert seien. Der König seinerseits ließ den Dingen ihren Lauf; es wäre ihm nicht unangenehm gewesen, wenn Graf Cavour,

dessen er überdrüssig war, aus dem Ministerium ausgeschieden wäre, und er hatte längst alles vorbereitet, um ihn durch Rattazzi zu ersetzen, dessen Charakter ihm zusagte.

Nach Turin zurückgekehrt, versicherte Graf Cavour öffentlich, daß Preußen Piemont günstig gesinnt sei und, weit entfernt davon, Piemont bekriegen zu wollen, wie England, die Unabhängigkeit Italiens wolle. Tagtäglich ließ er in den zahlreichen europäischen Blättern, die er in seinem Solde hatte, Artikel in diesem Sinne erscheinen.

Graf Cavour hatte rasch den Vorteil erfaßt, den er aus den Ideen Lord John Russells und der liberalen Kreise Preußens würde ziehen können: „Napoleon III. ist ein falscher Freund Italiens: wir englische und deutsche Liberalen sind Italiens wahre Freunde. Napoleon wird es nicht befreien. Wir allein wollen sein Glück und seine Unabhängigkeit.“ Die Folge zeigt, mit welcher Geschicklichkeit dieser große Staatsmann, abwechselnd Komödienspieler und Tragöde, diese Waffe zu handhaben verstanden hat.

In den letzten Tagen des Juni war Viktor Emanuel, der, während er seinen Minister handeln ließ, seinerseits den größtmöglichen Vorteil aus der Lage ziehen wollte, bereit, sich den Ideen Napoleons III. anzuschließen, zu denen er Vertrauen hatte.

Was Napoleon betrifft, der den Frieden wollte, so probierte er alle möglichen Mittel, um die Unterhandlungen zu beginnen; demgemäß suchte er direkte Pourparlers mit den österreichischen Generalen anzuknüpfen, und am 30. Juni schrieb der Marschall Vaillant auf seinen Befehl zwei Briefe an den Feldmarschall v. Heß und an den Feldmarschalleutnant Urban.

Der Brief an den Feldmarschall v. Heß lautete:

„Die im Dorfe Guidizzolo zurückgelassenen verwundeten österreichischen Offiziere haben den Wunsch zu erkennen gegeben, von den entgegenkommenden Anordnungen des Kaisers Napoleon in bezug auf sie Gebrauch zu machen und in ihre Heimat zurückzukehren.

„Ich habe die Ehre, sie Ihnen zu den Vorposten zu schicken. Einige andre, kränkere, sind nicht transportabel. Ich hoffe, daß die Pflege unsrer Aerzte sie bald in den Stand setzen wird, eine Wagenfahrt auszuhalten.

„Ich benutze die Uebersendung der Verwundeten, um einen Brief, den ein inzwischen bei Solferino gefallener Offizier geschrieben hat, zu den Vorposten gelangen zu lassen.

„Genehmigen Sie ... rc. Vaillant.“

Der Brief an den Feldmarschalleutnant Urban ließ noch mehr erkennen, wie sehr man im französischen Hauptquartier zu verhandeln wünschte:

„Ich habe heute eine Menge von Briefen aus Verona erhalten, die von kriegsgefangenen französischen Offizieren geschrieben sind. Ich danke Ihnen für die Uebersendung dieser Briefe.

„Heute früh sollte ein Trupp von fünfzehn am 24. Juni verwundeten österreichischen Offizieren nach Verona abgehen und nach den Intentionen des Kaisers Ihnen ohne Bedingungen ausgeliefert werden. Infolge eines Irrtums sind sie nach Brescia dirigiert worden. In wenigen Tagen werden Sie sie alle in Verona eintreffen sehen.

„Bei dieser Gelegenheit nehme ich mir die Freiheit, daran zu erinnern, daß ich am 18. dieses Monats dem im Dienste Seiner Kaiserlichen und Königlichen Majestät stehenden Major de la Renotière einen Brief übergeben hatte, in dem ich im Namen des Kaisers, meines Herrn, Anerbietungen in bezug auf den Austausch der kriegsgefangenen Offiziere in den beiden Armeen gemacht hatte. Was aus diesem Briefe geworden ist, weiß ich nicht; ich wäre glücklich, wenn Sie diese Angelegenheit erledigen könnten.

„Genehmigen Sie, Herr Gouverneur, ꝛc. . . .

Marschall Vaillant."

Zwei Tage nach der Uebersendung dieser Briefe kam der Hauptmann Urban, ein Sohn des Gouverneurs von Verona, ins französische Hauptquartier, um für die den österreichischen Gefangenen zuteil gewordene Pflege zu danken; er wurde mit solcher Liebenswürdigkeit empfangen und war der Gegenstand so vieler Aufmerksamkeiten, daß zwei junge Diplomaten, der Vicomte de Chollet und der Baron d'Anethan, die dem ihm von einer Abteilung des Generalstabs gegebenen Diner beiwohnten, darüber ganz erstaunt waren. Es ist seitdem immer behauptet worden, daß der Hauptmann Urban den Kaiser gesprochen und daß dieser Nachdruck auf die Mittel gelegt habe, die zu ergreifen wären, um den Krieg weniger schrecklich zu machen. Dies war wieder ein direktes Entgegenkommen, das für den entscheidenden Tag die Wege bahnen konnte.

In militärischer Hinsicht war die Lage der Verbündeten ausgezeichnet und die der Oesterreicher wurde bedenklich. Der Kaiser war darüber unterrichtet. Auf der einen Seite wußte er durch einen Bericht des österreichischen Eisenbahningenieurs Bontoux, der damals den Güterverkehr auf den österreichischen Eisenbahnen leitete, daß die Festung Verona weder mit Lebensmitteln noch mit Artillerie genügend ausgerüstet war und daß sie keine Belagerung aushalten würde; diese Tatsachen hat seither der Korrespondent der „Times" bei der österreichischen Armee, Crowes, auf Beweise gestützt, bestätigt. Ferner wußte Napoleon durch Gefangene, die in unsern Spitälern gestorben waren, daß bei den Oesterreichern der Typhus zu wüten begann. Er wußte — was seitdem der Historiker Friedjung nach dem sehr bemerkenswerten Bericht des österreichischen Generalstabs über den Feldzug festgestellt hat, — daß die österreichische Regierung drei Divisionen von der Armee entfernen mußte, und daß man keine neuen Truppen aus dem Innern herbeiziehen konnte, da die Garnisonen auf ihr äußerstes Minimum reduziert waren und, wenn auch die Ungarn, durch den Einfluß des Grafen Andrassy zusammengehalten, sich noch nicht gerührt hatten, gewisse Komitate durch die Tätigkeit Kossuths oder Klapkas von einem Tage zum andern in Aufruhr geraten konnten.

Die französische Flotte, 40 Schiffe stark, war bereit, Venedig anzugreifen; der Prinz Napoleon debouchierte mit 20000 Franzosen und 5000 Toskanern auf dem linken Flügel der Oesterreicher, und zwei neue Divisionen waren von Lyon unterwegs und sollten ein sechstes Korps bilden, dessen Kommando der alte Marschall von Castellane übernehmen sollte.

Die französische Armee fand, wiewohl sie mit der Polenta unzufrieden war, und trotz der Hitze den Feldzug angenehm. Die Generalstäbe rechneten noch auf leichte Erfolge. Somit war nach der militärischen Seite hin die Lage niemals so glänzend, niemals so bequem gewesen.

Der Kaiser beschloß, diese Vorteile für seine Pläne auszunützen; er wollte den Oesterreichern Respekt einflößen, um sie leichter zum Unterhandeln zu bringen. Er ließ die Armee den Mincio überschreiten, Peschiera einschließen und die Ankunft des Belagerungsparks beschleunigen.

Während die Truppen der österreichischen Armee folgen und sich allmählich Verona nähern, erhält Walewski eine Dusche von Lord John Russell, der nach dem Muster der „Times“ in einer Note ausführt, daß Kossuth und Klapka von Frankreich dazu verwendet werden, Europa aufzuwiegeln, und vom Kaiser verlangt, daß er ihr Verhalten desavouiere.

Am nächsten Tage trifft ein Kurier aus Berlin am Kai d'Orsay ein. Der Marquis de Moustiers kann nicht herausbringen, wozu sich der Prinzregent entschließen wird, der undurchdringlich bleibt. In der Tat mußte der Prinzregent sehr reserviert sein, denn er hatte eine Vorliebe für den Marquis de Moustiers, zog ihn gern ins Gespräch, lud ihn zu intimer Geselligkeit ein, behandelte ihn als Freund und gab ihm fortwährend unzweideutige Beweise der Wertschätzung, die er für ihn hatte.

Herr de Moustiers ist überzeugt, daß Seine Königliche Hoheit vor der Absendung seiner Vermittlung sich über die Aufnahme vergewissern möchte, die seine Vorschläge finden würden.

Jetzt kam etwas Unerwartetes: der Fürst von Hohenzollern hatte Herrn de Moustiers beiseite genommen und ihm mit dem Bemerken, daß Herr v. Schleinitz nichts davon wisse — im Vertrauen gesagt, die preußische Regierung stehe im Begriff, eine Vermittlung vorzuschlagen auf der Grundlage der Abtretung der Lombardei und Venetiens, mit Ausnahme Veronas, das aus strategischen Rücksichten der Sicherheit Deutschlands wegen unbedingt in Oesterreichs Händen bleiben müsse. Er fügte noch hinzu, der Kaiser brauche sich nicht zu beunruhigen, wenn die preußische Regierung die Mobilisierung der drei letzten Armeekorps beschließe, die bereits auf dem Kriegsfuß ständen. Dies würde nur eine Sicherheitsmaßregel den süddeutschen Staaten gegenüber sein, denn um sicher zu sein, daß sie sich ruhig verhielten, werde der Prinzregent vielleicht genötigt sein, ihre Länder zu besetzen.

So hatte der Ministerpräsident, der vor einem Monat so leidenschaftlich gegen Frankreich aufgetreten und so sehr geneigt gewesen war, sich an die Spitze der deutschen Bewegung zu stellen, daß der Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha den

Prinzregenten gebeten hatte, ihn an Stelle des schwachen und zaghaften Herrn v. Schleinitz zum Minister der Auswärtigen Angelegenheiten zu machen — so hatte der Ministerpräsident eine vollständige Schwenkung gemacht; und er begnügte sich nicht mit dieser vertraulichen Mitteilung an Herrn de Moustiers, sondern sandte auch noch an seinen Schwager, den Marquis Pepoli, der damals an der Spitze der aufständischen und annexionistischen Bewegung in der Romagna stand, einen Expreßboten, um ihm die Meinungsänderung der preußischen Regierung anzuzeigen.

Der Marquis Pepoli selbst hat zwanzig Jahre später über diese Vorgänge geschrieben; er hat sogar behauptet, daß der Bote, der unterwegs aufgehalten worden war, im Augenblick der Zusammenkunft in Villafranca zurückgerufen worden sei, ohne zu ihm gelangt zu sein, und er hat, ohne Zweifel mit Uebertreibung, versichert, daß die Mitteilung, die ihm sein Schwager machte, viel wichtiger gewesen sei, als man annehmen könne, da darin von einem eventuellen Bündnis Preußens mit Frankreich und Piemont die Rede gewesen sei.

Walewski, der nur die Unterredung des Fürsten von Hohenzollern mit dem Marquis de Moustiers kannte, sandte sofort einen kurzen Bericht darüber an den Kaiser.

Am nächsten Tage, dem 4. Juli, kamen beunruhigende Nachrichten aus Rußland.

Der Kaiser erfuhr, daß die Siege der Franzosen in Polen eine ungeheure Wirkung hervorgerufen hatten, daß die Bevölkerung in Warschau eine stürmische Begeisterung zeigte. „In dem Maße, wie die Polen stolz auf die Erfolge Frankreichs werden,“ erklärte der Herzog von Montebello, „lassen die russischen Sympathien nach. So hat kürzlich die Fürstin Gortschakoff (die Gemahlin des kaiserlichen Statthalters in Warschau, des ehemaligen Verteidigers von Sebastopol, der ein Vetter des Kanzlers war) im Gespräch mit der Gräfin Potocka zu dieser gesagt: ‚Das ist mir ganz einerlei, ob die Franzosen oder die Oesterreicher siegen, ich interessiere mich für die Erfolge der einen so wenig wie für die der andern.‘ Worauf die Gräfin geantwortet haben soll: ‚Ich bin eine zu treue Untertanin Seiner Majestät, als daß meine Wünsche sich nicht seinen Verbündeten zuwenden sollten.‘ Natürlich werden diese Aeußerungen viel besprochen.“ Auch der Marquis Sauli berichtete sie unter dem gleichen Datum an den Grafen Cavour und fügte hinzu, daß Rußland sehr kühl gegen Piemont geworden sei.

Dafür erfährt der Kaiser, daß Fürst Gortschakoff nach London und Berlin eine motivierte Depesche geschickt hat, worin er sich über die Opportunität einer Verständigung ausspricht, um zu dreien und in Uebereinstimmung miteinander einleitende Schritte zur Herbeiführung des Friedens zu tun. Er kennt den Inhalt dieser Depesche nicht, aber der Telegraph berichtet ihm, daß Fürst Gortschakoff den Grundsatz aufstellt: die Vorschläge sollen vorher dem Kaiser unterbreitet werden, und er will sie nur dann aufrecht erhalten, wenn der Kaiser sie akzeptiert. Fürst Gortschakoff will vor allem die preußische Regierung bei ihrem Wunsche, kollektiv mit England und Rußland vorzugehen, unterstützen, während

Oesterreich seine Bemühungen darauf richtet, daß der Prinzregent sein Vermittlungsanerbieten allein vorbringe.

Im Laufe des Nachmittags (immer des 4. Juli) benachrichtigt Walewski den Kaiser, daß Graf Kisseleff zu ihm gekommen ist, um ihm zu sagen, „der Vermittlungsvorschlag Preußens werde die conditio sine qua non enthalten, daß Frankreich keinen Gebietszuwachs erhalte.“ Doch Napoleon III. widmet den Depeschen nur eine zerstreute Aufmerksamkeit; er ist anderweitig in Anspruch genommen, durch die Unterredungen mit dem Grafen Schuwaloff, der am vorhergehenden Abend mit dem seit dem 16. Juni angekündigten Briefe des Zaren in Valeggio eingetroffen ist.

Der Sieg des Kaisers Napoleon sei — so sagte der Zar im wesentlichen — glänzend genug; er solle sich damit begnügen, die Lombardei erobert zu haben, und Italien den Mincio als Grenze geben. Rußland habe bis jetzt Deutschland und Preußen zurückzuhalten vermocht; doch das Einrücken in Venetien würde das Signal zum Eingreifen ganz Deutschlands sein; alsdann könne Rußland nichts mehr tun als neutral zu bleiben.

Es war nicht mehr der Kanzler, es war der Zar selber, der dem Kaiser Napoleon III. erklärte, daß er Frieden zu schließen habe, widrigenfalls er nicht mehr auf ihn zählen könne.

Mehrere Stunden lang setzte Napoleon noch einmal dem Grafen Schuwaloff zu, um wenigstens eine freundschaftliche Demonstration zu erlangen, aber der Gesandte des Zaren erklärte ebenso formell wie sein Herr: es sei unmöglich. Vielleicht war es ihm sogar darum zu tun, daß man dies in den europäischen Staatskanzleien erfahre, denn er sagte es dem englischen Militärattaché Oberst Claremont, der es am Abend an Lord Cowley telegraphierte.

Bei diesen Unterredungen betonte der Adjutant dem Kaiser gegenüber den formellen Willen des Prinzregenten, den Krieg zu beginnen. Die Kaiserin-Mutter und die Großherzogin Helene hatten es ihm auf seiner Durchreise in Berlin versichert: Seine Königliche Hoheit bringe den ganzen Tag damit zu, die Karten mit schwarzen Stecknadeln zu punktieren; er sei auf die Erfolge Napoleons eifersüchtig, er wolle gleichfalls Siege erringen, und wiederhole immer wieder, daß Napoleon III. ein Schurke sei, der alle Welt betrüge.

Der Kaiser vertraute niemand von seiner Umgebung seine Gedanken an, und niemand getraute sich, mit ihm darüber zu sprechen. Eine einzige Persönlichkeit jedoch, und zwar diejenige, von der man sich am wenigsten erwartet hätte, daß sie diese Rolle spielen würde, bemühte sich seit dem 29. Juni, ihn zum Friedenschließen zu veranlassen. Es war dies der Anstifter des Krieges, der eifrigste Förderer der Revolution, Prinz Napoleon; er war erschrocken über das, was sich vorbereitete, und wollte mit allen Kräften die Gefahr abwenden.

Er selbst erzählte in recht merkwürdiger Weise, wie er es anstellte, um den Kaiser zu einem Entschluß zu bringen.

Er trat in das Zelt des Kaisers und begann ihn in spöttischem Ton über seine Pläne auszufragen.

„Nun, was willst du tun?
„Willst du Mantua angreifen?
„Willst du Verona angreifen?
„Willst du Venedig bombardieren?“
Schließlich habe der Kaiser ärgerlich geantwortet:
„Laß mich in Frieden!“

„Das ist's gerade, was ich von dir hören wollte und was du so geschwind wie möglich tun mußt,“ soll dann Prinz Napoleon erwidert haben.

Noch an demselben 4. Juli dringt Prinz Napoleon von neuem in ihn, nachdem Graf Schuwaloff den Kaiser bereits schwankend gemacht hat. Am Morgen des 5. Juli ebenso, und Napoleon III. schickt ein ziemlich unbestimmtes Telegramm an die Kaiserin: sie möge die englische Regierung bitten lassen, dem Kaiser von Oesterreich die Idee eines fünfzehntägigen Waffenstillstandes zu insinuieren. Die Kaiserin setzt den Grafen Walewski von diesem Wunsche des Kaisers in Kenntnis, und der Minister schreibt im Laufe des Tages an Herrn v. Persigny, er solle die verschiedenen Kombinationen vorlegen, die er ihm vor einigen Tagen habe zugehen lassen, und den Ministern der Königin versichern, daß außer den angegebenen Bedingungen „unsrerseits kein neuer Anspruch erhoben werde, obwohl seit der Abfassung dieser Noten die Schlacht von Solferino stattgefunden habe.“

Im Laufe des Abends kommt Kisseleff abermals zu Walewski; er dringt darauf, daß sofort Friede geschlossen werde, und daß Frankreich Savoyen nicht annektiere; unter dieser Bedingung, versichert er, sei Preußen bereit, einen Waffenstillstand vorzuschlagen.

Die Unterredungen zwischen dem Kaiser und dem König nehmen in Valeggio und in Mozambano ihren Fortgang, und am Abend des 5. Juli schickt der König denjenigen seiner Ordonnanzoffiziere, zu dem er das meiste Vertrauen hat und mit dem ihn besondere Bande verknüpfen, den Grafen Robilant, an den Kaiser von Oesterreich. Zu welchem Zweck? — das ist bis jetzt noch nie enthüllt worden, denn Graf Robilant hat immer, selbst seinen vertrautesten Gefährten gegenüber, die vollkommenste Verschwiegenheit über diesen Vorgang bewahrt.

Am Morgen des 6. Juli erhält der Kaiser eine Menge Briefe, Depeschen und Noten.

Vor allem werden die Vorbereitungen Preußens, trotz aller Versicherungen, von allen Seiten hervorgehoben: es wird ihm gemeldet, daß in den Handelsplätzen Vorräte für 300000 Mann, die staffelförmig am Rhein stehen, bestellt worden sind. Ueberall werden die Landwehrleute einberufen, sogar aus dem Ausland; so wird ihm aus Paris geschrieben, daß der Baron Schickler sein schönes Palais an der Place Vendôme verlassen hat, um einzurücken, und der Prinzregent hat bei mehreren Besprechungen der Militärbevollmächtigten des Deutschen Bundes den Vorsitz geführt.

Man hat in Berlin erfahren, daß 20000 Mann nach Italien abmarschiert sind, und hält jetzt den Augenblick für gekommen, in Frankreich einzurücken;

Moltke formiert vier Armeen von je 100 000 Mann; die Preußen sind in bezug auf Rußland beruhigt; wie es heißt, steht keine einzige Truppe mehr diesseits von Petersburg und Moskau, und deshalb kann die Armee in Polen nichts unternehmen.

Der Marquis de Moustiers hat viele Mühe gehabt, unter den sich widersprechenden Plänen, die in der Umgebung des Regenten im Umlauf sind, die Wahrheit herauszufinden; einem der Sekretäre der französischen Gesandtschaft, dem Baron de Reinach, ist es gelungen, in den Kreisen des Adels einige Indiskretionen zu erhaschen, was den Gesandten auf den wahren Sachverhalt gebracht hat. Er schrieb in dieser Angelegenheit folgenden Brief an Walewski, den der Kaiser am 6. Juli in Händen hatte:

Berlin, den 2. Juli.

„Herr Graf!

Obwohl es schwer ist, Genaues über die militärischen Dispositionen in Erfahrung zu bringen, über die jetzt beraten wird, so wird doch allgemein angenommen, daß eine preußische Armee von 132 000 Mann staffelförmig am Rhein aufgestellt werden wird, mit einer Reservearmee bei Erfurt und außerdem den vier Korps des Bundes auf den beiden Flügeln.

Es ist nicht sicher, daß dieser Plan nicht noch geändert wird. Indessen weist alles darauf hin, daß die erforderlichen Truppenverschiebungen unmittelbar bevorstehen.

Ich füge einen Auszug aus den Zeitungsartikeln bei, die über die sich vollziehenden Operationen Aufschluß geben und die sie in der wahrscheinlichsten Beleuchtung zeigen."

Und er gab die Aufstellung der Armeekorps nach der Kreuzzeitung an, die sie so genau gebracht hatte, daß der General v. Moltke Mittel und Wege verlangt hatte, in Zukunft gegen Zeitungen, die derartige Indiskretionen begehen würden, einschreiten zu können.

Andre Depeschen bestätigten die von dem Marquis de Moustiers gegebenen Aufschlüsse: am Tage vorher hatte Herr v. Usedom beim Frankfurter Bundestag die Mobilisierung der zwei letzten Korps des Bundes vorgeschlagen und den Befehl darüber für den Prinzregenten von Preußen verlangt.

Außer diesen Briefen erhielt der Kaiser auch einen vom Herzog von Montebello, datiert vom 25. Juni, worin ein Gespräch mit dem Fürsten Gortschakoff wiedergegeben war:

„Der Kanzler begann mit der Erklärung, daß er sehr besorgt sei. Er ist der Ansicht, daß die Stellung, die Preußen eingenommen hat, in kurzer Zeit entweder zu Unterhandlungen zwischen den Kriegführenden oder zu einer Kriegserklärung Deutschlands an Frankreich führen müsse.

„Die Absicht Preußens ist, eine Armee am Rhein und eine andre am Main aufzustellen. Der Fürst hofft indes, daß Preußen zögern werde, den Rubikon zu überschreiten, denn es hält darauf, mit Rußland verbunden zu bleiben, und England macht ihm Sorge: aber ohne die Aufrichtigkeit der von dem Berliner

Kabinett gegebenen Aufklärungen anzufechten, glaubt er, daß wir nicht zu sehr darauf rechnen dürfen, und daß wir klug daran tun, uns vor Illusionen zu hüten, die die Regierung Preußens uns um so mehr einflößen könnte, da sie sie teilt. Und indem mir der Fürst wiederholte, daß es keinen andern Ausweg aus der Lage gebe als baldige Unterhandlungen, versicherte er, daß das Berliner Kabinett lebhaft die erste dieser Alternativen, das heißt den Frieden wünsche.

„Seine Schlußfolgerung ist: ‚um den furchtbaren äußersten Fall eines Krieges mit Deutschland zu vermeiden, müssen wir uns beeilen zu unterhandeln.' Rußland ist, ohne daß es sich in den Vordergrund zu stellen wünscht, bereit, das, was ihm von London und von Berlin aus zugehen wird, anzuhören. In diesem Sinne hat auch der Kanzler an Baron v. Budberg und an den Baron Brunnow geschrieben, um Mittel und Wege zu suchen, dem Krieg ein Ende zu setzen. Zu gleicher Zeit gibt er die Versicherung, daß Rußland nichts unternehmen und an keiner Unterhandlung teilnehmen werde, ohne sicher zu sein, daß es den Absichten des Kaisers entspricht. Er wünscht, daß diese Unterhandlungen auf gerechten Grundlagen eröffnet werden könnten, die geeignet wären, einen dauernden und mit den Wünschen Italiens, dem Interesse Europas und der Lage der Kriegführenden im Einklang stehenden Frieden zu sichern.

„Er ist vollständig überzeugt, daß der Krieg, wenn er noch länger dauert, allgemein wird. Er sieht voraus, daß es bei unsern weiteren Operationen für uns schwer sein werde, das deutsche Gebiet unangetastet zu lassen; Herr v. Schleinitz, der fortwährend alle erdenklichen Anstrengungen macht, den Frieden zu erhalten, erklärt, daß, wenn ein Versprengter diese Grenze überschreite, er nicht mehr Herr über Deutschland sei. In dieser so viele unberechenbare Gefahren bergenden Lage setzt das russische Kabinett sein Vertrauen in die Mäßigung, von der Napoleon schon so viele Beweise geliefert hat.

„Wenn Frankreich sich damit einverstanden erklärt, zu unterhandeln, so wird es in Rußland eine Stütze für seine Absichten finden; wenn es nicht darauf eingeht, so wird uns nichts anderes übrig bleiben, als ein klägliches Nachgeben und Verzichten."

Es war unmöglich, sich dringender und zugleich deutlicher auszusprechen: nach dem Briefe Kaiser Alexanders und den Erklärungen des Grafen Schuwaloff, nach der Unterredung zwischen Walewski und dem Grafen Kisseleff war kein Zweifel mehr unmöglich: Preußen begann seinen Marsch, der erst in Paris enden würde, und Rußland gedachte nicht den kleinen Finger zu rühren, um es aufzuhalten. Rußland wollte den Frieden und würde alles Erdenkliche tun, um zu dessen Abschluß beizutragen — und damit fertig.

Der Kurier brachte noch ein andres Schriftstück: einen Bericht Bourées. Walewski hatte Bourée Ende Mai nach Deutschland geschickt, um an Ort und Stelle die Lage zu studieren. Bourée hatte, nachdem er alle Staaten durchreist, soeben seinen Bericht abgefaßt, und ein Spezialzug hatte ihn bis nach Marseille gebracht. Dieses Dokument, das ungefähr sechzig Seiten umfaßte, enthielt recht unerwartete Aufschlüsse.

„Oesterreich hat in ganz Deutschland mehr als nötig entliehen, und wir zerstören gegenwärtig das Pfand für seine Darlehen mit Kanonenschüssen.

„Es unterliegt keinem Zweifel, daß in ganz kurzer Zeit, wenn nicht Friede geschlossen wird, die deutschen Armeen in Frankreich einrücken werden, und wenn der Kaiser nicht einen höchst ernsten Krieg am Rhein zu führen haben will, so muß unverzüglich unterhandelt werden."

Trotz der friedlichen Versicherungen des Fürsten von Hohenzollern, trotz der Wünsche des Herrn v. Schleinitz und der andern preußischen Minister hatte der Graf de Launay, der sardinische Gesandte in Berlin, recht gehabt, in seinen Briefen an Cavour zu versichern, daß „die an Frankreich gerichteten friedlichen Erklärungen des Herrn v. Schleinitz den Prinzregenten nicht hinderten, über den Gedanken, in der Neutralität zu verharren, entsetzt zu sein und von dem Ehrgeiz verzehrt zu werden, den Krieg zu leiten."

Auch im Orient blieb die Lage beunruhigend. Die vierzig Kriegsschiffe der englischen Flotte lagen vor Alexandrien, unterstützt durch ein Korps von 12000 Mann auf Malta, und aus Konstantinopel wurde berichtet, daß auf das wiederholte Drängen des englischen Gesandten, Sir Henry Bulwer, der Sultan, von seinem Sohne und dem Kapudan-Pascha begleitet, an der Spitze seiner Kriegsschiffe auf der Fregatta Schaïki-Schadi zu der englischen Flotte zu stoßen im Begriffe sei. Gewisse Anzeichen ließen sogar vermuten, daß der englische Gesandte den Sultan begleiten würde. Es ging das Gerücht, daß diese Expedition zum Ziele habe, sich des Khedives zu bemächtigen und Aegypten wieder unter die wirkliche Herrschaft des Sultans zu bringen; andre sagten, daß der Sultan das Protektorat darüber England überlassen würde.

In bezug auf den Kanal von Suez wurde berichtet, daß Sir Henry Bulwer zu Aali Pascha und Fuad Pascha gesagt habe: wenn die Türkei seine Vorstellungen mißachte, würde sich die Regierung Ihrer Britischen Majestät entschließen, lieber Aegypten zu besetzen, als die Bewachung einer Durchfahrt, von der die Sicherheit Indiens mit abhinge, in andern Händen als den eignen zu lassen. Da die türkischen Finanzen wie immer jämmerlich waren, und man zu diesem Unternehmen Geld benötigte, so hatten, wie es hieß, die Bankiers Baltazzi und Camondo die Gelder dazu hergegeben.

Was war Wahres an all diesem?

Der Kaiser konnte nicht darüber ins klare kommen. Auf jeden Fall war der Sultan im Begriff, zu der englischen Flotte zu stoßen; sein schon getrübter Geist mochte durch die Drohungen Sir Henry Bulwers in Schrecken geraten sein und ging vielleicht auf alle Forderungen ein, die dieser an ihn richten würde.

Angesichts aller dieser Tatsachen bestätigte der Kaiser durch ein formelles Telegramm an Walewski das am Tage vorher an die Kaiserin gerichtete. Es galt, sofort einen vierzehntägigen Waffenstillstand zu erlangen.

In bezug auf die zu ergreifenden Mittel und die Wahl der vermittelnden Macht ließ er dem Minister volle Freiheit.

„Wenn Eure Majestät mir gestern telegraphiert hätten," antwortete Walewski,

„wäre die Sache bereits erledigt; aber nach den Befehlen, die ich erhalten habe, (von der Kaiserin) habe ich mich an England gewendet und kann mich nicht mehr der Hilfe Berlins bedienen; ich habe an Persigny geschrieben, daß, wenn die englische Regierung nicht zur Eile angetrieben werde, die preußische Regierung den Waffenstillstand vorschlagen würde; ich bedauere, daß mir der Kaiser nicht ausführlicher seine Ideen geschrieben hat, ich halte jedoch die folgenden Grundlagen für indiskutabel:

1. Italien gehört sich selbst;
2. Konföderation seiner verschiedenen Staaten;
3. die Lombardei kommt an Sardinien;
4. Venetien wird an einen Erzherzog gegeben;
5. Toskana an einen italienischen Prinzen oder an die Herzogin von Parma;
6. Die Romagna und die Marken bilden ein weltliches Vizekönigreich;
7. ein Kongreß berät über die obengenannten Grundlagen.

Diese Bedingungen erscheinen mir so hart für Oesterreich, daß nur Rußland sie wird vorschlagen können."

Ohne abzuwarten, bis dieser Brief angekommen war, schickte Walewski um 12 Uhr ein Telegramm: „Wenn ich das Telegramm Eurer Majestät heute morgen erhalten hätte, statt gestern, so wäre die Angelegenheiten erledigt. Ich hätte mich an Preußen gewendet, und der Waffenstillstand wäre abgeschlossen worden."

Um 1 Uhr 45 Minuten schickt er ein zweites Telegramm:

„Es ist für mich unerläßlich, zu wissen, ob Savoyen für Euer Majestät eine absolute Bedingung ist. Davon hängt alles ab; ich bitte den Kaiser, darüber zu telegraphieren. Fürst Windischgrätz ist soeben nach Berlin entsendet worden, um Preußen, dessen Haltung im Augenblick befriedigend ist, zu gewinnen."

Walewski verläßt sich auf die Versicherungen des Herrn v. Schleinitz und die vertraulichen Mitteilungen des Grafen Kisseleff, der sich in Paris zum Sprachrohr des Herrn v. Bismarck macht; denn dieser sieht den einzigen Feind Preußens in Oesterreich, sucht nach Mitteln und Wegen, ihm Abbruch zu tun, und will hauptsächlich alles verhindern, was geeignet wäre, ihm zu Hilfe zu kommen.

Am 6. Juli mittags also ist in die Hände Englands ein Gesuch um einen Waffenstillstand auf der Basis der sechs in dem obenstehenden Briefe Walewskis bezeichneten Punkte niedergelegt.

Frankreich war seit Anfang Mai in England durch Herrn de Persigny vertreten.

Sobald Lord Palmerston Premierminister geworden war, war Persigny zu ihm gekommen wie zu einem vertrauten Freunde, denn es war eine seiner Marotten, sich für den Vertrauten und Intimus des großen Staatsmannes zu halten. Lord Palmerston hatte, als er sich über die aus Mailand datierte Proklamation aussprach, in der Napoleon erklärte, daß er für Frankreich keine Ver-

größerung wünsche. Herrn v. Persigny tausend Komplimente über die Mäßigung des Kaisers gemacht. In den folgenden Tagen sodann, als er sicher war, daß Frankreich keinerlei greifbaren Vorteil gewinnen würde, hatte er sich das Vergnügen gemacht, Persigny aufzureizen: „Der Kaiser muß Mantua und Verona nehmen, das Programm: ‚von den Alpen bis zur Adria' bis ans Ende durchführen und die Oesterreicher aus Italien verjagen," und Persigny, der sich keine Rechenschaft darüber gab, daß der englische Minister Absichten auf Aegypten hatte und Frankreich so viel wie möglich in eine schwierige Lage zu verwickeln suchte, schrieb Brief auf Brief an den Kaiser, um ihn von dem guten Willen Lord Palmerstons zu überzeugen und ihm zu sagen, daß er ohne Furcht zum Angriff auf das Festungsviereck vorgehen könne.

Lord Palmerston begnügt sich nicht damit, Herrn v. Persigny anzufeuern; er gibt dem Gesandten des Königs von Sardinien die wärmsten Erklärungen zugunsten der vollständigen Unabhängigkeit Italiens. Er tritt für ein großes norditalienisches Königreich ein, vorausgesetzt, daß Frankreich keine Entschädigung verlangt. „Aber," sagt er, „Frankreich wird sich nie mit der Begründung dieses Staates einverstanden erklären, der ihm ein neues Preußen auf seiner rechten Flanke wäre." Und um dem Marquis d'Azeglio mehr Eifer einzuflößen, versichert Lord Palmerston ihm (am 24. Juni), daß er gar keine Besorgnis habe, Deutschland eingreifen zu sehen. Am 4. Juli erneuert er seine Erklärungen zugunsten eines großen Königreiches, dessen Herrscher Viktor Emanuel würde, will sich aber nicht über die Schritte aussprechen, die in diesem Augenblick König Leopold von Belgien im Einverständnis mit der Königin Viktoria durch die Vermittlung des Fürsten von Chimay bei der Kaiserin tut, um die Gründung des Lombardisch-Venetianischen Königreiches zugunsten des Erzherzogs Maximilian durchzusetzen.

Seit de Persigny die verschiedenen Kombinationen Walewskis erhalten hatte, das heißt seit dem 22. Juni, war er beständig zu Lord Palmerston und Lord John Russell gekommen, um mit ihnen über die möglichen Friedensvorschläge zu sprechen. Lord John Russell hörte ihn jedesmal an, ließ ihn reden und sagte dann:

„Aber es ist nicht wahrscheinlich, daß die Kaiser von Frankreich und von Oesterreich geneigt sind, jetzt Frieden zu schließen: es ist also kein Grund vorhanden, die Vorschläge, die Sie mir unterbreiten, zu prüfen."

Am 5. Juli kam Persigny auf die auf Befehl der Kaiserin gesandte Depesche hin zu Lord Palmerston und übergab ihm die verschiedenen am 22. Juni geschickten Kombinationen. Lord Palmerston antwortete ihm, daß er mit Lord John Russell darüber sprechen werde, und schickte sie diesem tatsächlich mit folgenden Zeilen:

„Je mehr ich die Vorschläge Persignys überdenke, desto schlechter finde ich sie, und um so mehr gewinne ich die Ueberzeugung, daß wir uns nicht beeilen dürfen, sie anzunehmen. Nichts spricht dafür, daß sie die Zustimmung der Sarden und der Verbündeten überhaupt haben: sie entsprechen weder den

Wünschen noch den Hoffnungen Italiens. Wenn wir sie annehmen, werden wir beschuldigt werden, die verbündeten Armeen mitten in ihren Siegen aufgehalten, Italien an einen letzten Rest der österreichischen Kette gelegt und dazu beigetragen zu haben, die Hoffnungen der Italiener in dem Augenblick, da sie am glänzendsten waren, zu untergraben ... Lassen wir den Kaiser sich selbst aus der Affäre ziehen; lassen wir ihn die Vorschläge machen, die er für gut befindet, und hüten wir uns, deren Vaterschaft anzunehmen: wir werden dafür verantwortlich sein."

Am nächsten Tage, dem 6. Juli, brachte Persigny, als er den Vorschlag mit den sieben Artikeln in der Hand hatte, ihn unverzüglich zu Lord John; das Schriftstück war nicht von der Hand des Kaisers, wie man geglaubt hat, sondern von der des Herrn de Billing, des Kabinettchefs des Grafen Walewski. Persigny bat Lord John, diese Vorschläge der österreichischen Regierung vorzulegen und sie zu unterstützen; recht ungeschickt sagte er zu Lord John, er sei sicher, könne aber nicht die offizielle Versicherung geben, daß der Kaiser den Wortlaut billigen würde; doch könne er versichern, daß, wenn der Kaiser von Oesterreich diesen Vorschlägen beitrete, Napoleon III. sie annehmen würde. An diesem Tage war Ministerrat, Lord John las darin die Schriftstücke vor, und seine Kollegen erklärten einstimmig, daß sie diese Vorschläge formell nicht empfehlen könnten. Sie erachteten, daß der Moment, wo die englische Regierung ihre guten Dienste zu einer Vermittlung anbieten sollte, noch nicht gekommen sei. Sie bemerkten jedoch, daß der Wortlaut, der ihnen vorgelesen worden war, gemäßigter sei, als es die Proklamation von Mailand hoffen ließ.

Am Abend hatte Herr v. Persigny abermals eine Unterredung mit Lord John, auf die hin er an Walewski telegraphierte:

6. Juli 1859.

„Das englische Kabinett kann keinen Waffenstillstand vorschlagen, ohne sich vergewissert zu haben, wie weit Oesterreich geneigt ist, ihn anzunehmen und unter den gegenwärtigen Umständen auf der Basis der Abtretung seiner italienischen Besitzungen zu verhandeln. Lord John Russell hat nichts dagegen einzuwenden, daß Preußen, wenn es will, einen Waffenstillstand vorschlage. Er will sich vertraulich mit Apponyi besprechen und wird mir morgen das Ergebnis seiner Unterhaltung mitteilen." Persigny.

Es ist wahrscheinlich, daß de Persigny zu gleicher Zeit eine gleichlautende Depesche an Napoleon III. sandte.

Am Nachmittag dieses Tages (6. Juli) herrschte in Italien eine versengende Sonnenhitze, wie die Franzosen sie in ihrem Lande nicht kannten.

Der Kaiser war sehr besorgt, er stieg zu Pferde und machte einen Rekognoszierungsritt auf die Höhe von Somma-Campagna; vor ihm entrollte sich unter der glühenden Sonne das grünende Tal der Etsch mit den weißen Häusern und den Türmen von Verona; aber der Kaiser, stumpf und in Gedanken versunken, betrachtete das Panorama nicht, das sich vor ihm ausbreitete. Er stieg

vom Pferde, und die beiden Ellbogen auf eine kleine Mauer gestützt, mit starrem, ins Weite gerichtetem Blick, allein, von seinem einige Schritte hinter ihm zurückgebliebenen Generalstab seinen Betrachtungen überlassen, dachte der Kaiser nach. Nach einigen Augenblicken erschien am Fuße des Felsens, auf dem er sich befand, eine lange Arbeiterabteilung: die halbnackten Soldaten schwitzten, krümmten sich unter ihren Lasten, fluchten auf die Hitze und hatten zahlreiche Nachzügler hinter sich. Es war ein jämmerlicher Anblick. Einige Minuten nachher kam eine Schar von Pferden, die zur Tränke geführt wurden; die Reiter sahen in ihren Arbeitskitteln noch unordentlicher aus als die Infanteristen. Der Trupp zog in buntem Durcheinander dahin, ohne Aufsicht, in einer peinlich wirkenden Unordnung und Nachlässigkeit ... Der Generalstab war ärgerlich und angewidert von diesem entmutigenden Schauspiel. Der Kaiser betrachtete seine Soldaten: was war seine bis jetzt so glänzende Armee wert, wenn die Disziplin und die Haltung sich lockerten?

Nachdem er noch einige Augenblicke bewegungslos geblieben war, wandte er sich um und ging auf seinen Generalstab zu mit den Worten: „Kehren wir um," bestieg sein Pferd und ritt ohne noch ein Wort hinzuzufügen, auf Valeggio zu. Kaum war er wieder im Quartier, so kam Viktor Emanuel, um ihn zu besuchen. Um $5^1/_2$ Uhr ließ der Marschall Vaillant den General Fleury rufen: „Es handelt sich um eine heikle Mission," sagte er zu ihm, „ich habe Sie dem Kaiser vorgeschlagen, der Sie nach Verona schickt; halten Sie sich bereit, in zehn Minuten abzureisen; bestellen Sie für den Kaiser einen Wagen." Zehn Minuten nachher trat General Fleury, der seine Befehle erteilt hatte, beim Kaiser ein, der mit dem König und dem Marschall sprach.

„Hier ist ein Brief für den Kaiser von Oesterreich. Ich sage ihm, daß Preußen mir eine Vermittlung vorschlägt, die Aussicht hat, zum Ziele zu führen, und ich schlage ihm vor, die Feindseligkeiten einzustellen, um der Diplomatie Zeit zum Verhandeln zu lassen." Sodann ging der Kaiser zu näheren Erklärungen über und zeigte dem General eine Depesche, die dem Admiral Romain-Desfossés den Befehl erteilte, morgen die Festungswerke von Venedig anzugreifen. „Sehen Sie zu, daß Sie Erfolg haben; seien Sie liebenswürdig und klug," so schloß er. Während er sprach, hörte der König von Sardinien zu und billigte mit einem Nicken die Worte seines Verbündeten.

Napoleon III. sagte zum General Fleury, daß Preußen eine Vermittlung vorschlage; in dem Briefe an den Kaiser von Oesterreich sprach er weniger bestimmt.

„Man hat mir aus Paris mitgeteilt," erklärte er, „daß eine Großmacht sich bemühe, die Idee eines Waffenstillstandes bei den Kriegführenden vorzubringen. Wenn dieser Vorschlag angenommen werden sollte, so wünschte ich, davon unterrichtet zu werden, um der Kriegsflotte, die zum Angriff auf Venedig bereit liegt, Ordre zu geben, unverzüglich ihre Operationen einzustellen, denn es ist unsre Pflicht, jedes unnötige Blutvergießen aufhören zu lassen."

General Fleury hat seine Zusammenkunft mit dem Kaiser Franz Josef

geschildert, hat aber den Wortlaut der Antwort des österreichischen Monarchen an Napoleon III. nicht mitgeteilt. „Obwohl ich," sagte der Kaiser von Oesterreich, „noch keine Nachricht erhalten habe, daß uns durch eine dritte Macht ein Waffenstillstand vorgeschlagen werden solle, so teile ich den von Eurer Majestät ausgesprochenen Wunsch, jedem unnötigen Blutvergießen Einhalt zu tun, viel zu sehr, um nicht die Hand zu einer unmittelbaren Unterhandlung zu bieten, zu dem Zwecke, die Feindseligkeiten einzustellen, wenn dies tatsächlich der Wunsch Eurer Majestät ist ... In diesem Falle würde ich vorschlagen, die Bevollmächtigten, die damit betraut würden, die Bedingungen und die Dauer eines Waffenstillstandes festzusetzen, in Villafranca zusammentreten zu lassen."

(Schluß folgt.)



Blaubart.[1]

Von

Professor Frantz Funck-Brentano (Paris).

Wer hat nicht, noch ehe er selber lesen konnte, Charles Perraults berühmte Geschichte von dem Manne mit dem blauen Bart, der seine Frauen eine nach der andern tötete und sie in einem geheimnisvollen Verlies an eisernen Haken aufhängte, erzählen hören?

Welche Kinderphantasie hat nicht von jenem magischen Schlüssel geträumt, von dem die Blutflecken nicht mehr abgehen, und von Schwester Anna, die auf den Turm steigt, mit den Händen die Augen gegen den Himmel schützt und nach dem in grellem Licht erstrahlenden Horizont ausspäht:

„Anna, Schwester Anna, siehst du noch nichts?"

„Ich sehe nur den Staub, der in der Sonne glänzt, und das grünende Gras."

Blaubart hat existiert. Noch in unsern Tagen wird seine Geschichte an den Winterabenden in den Spinnstuben erzählt, während die Mädchen den Hanf pochen und die Frauen ihre Strümpfe stopfen; die Erinnerung an ihn ist noch

[1]) Nationalbibliothek, französische Manuskripte 85, 3876, 5772, 7599 und 7600. — „Gilles de Rais, Maréchal de France, dit Barbe-Bleue" (1404—1440), von dem Abbé Eugène Bossard, nach unveröffentlichten, von René de Maulde gesammelten Urkunden, 2. Aufl., Paris 1886. — P. Marchegay, Notices et documents historiques (Angers 1857). — Ch. Deulin in der Revue de France, Bd. XX. — Petit de Julleville, Les Mystères, Bd. II, Paris 1880. — Vallet de Viriville, Histoire de Charles VII, Bd. II, Paris 1863.

immer lebendig in den Dörfern des Nantaiser Landes, Anjous und der Vendée, in der Umgebung der Schlösser von Tiffauges, Machecoul, Champtocé und Saint-Etienne-de Mer-Morte, wo der Mordmensch wohnte, die „bête d'extermination", wie man ihn genannt hat, dessen Verbrechen die Grundlage zu den Erzählungen des Volkes gegeben haben.

*

Er stammte aus einem erlauchten Geschlecht, das mit den Königen von Frankreich verwandt war und von ruhmvollen Namen glänzte. Der Baron Gilles de Rais wurde auf dem Schlosse Machecoul geboren, dessen hohe, mit Zinnen und Pechnasen versehene Türme die gewundenen Ufer des Falleron beherrschten. Das Datum läßt sich nicht genau bestimmen; es war gegen Ende September 1404. Er war der älteste Sohn Guy de Lavals und Marie de Craons, ein Enkel des tapferen Ritters Brumor de Laval, ein Vetter des berühmten Olivier de Clisson und ein Großneffe des großen Duguesclin.

Unglücklicherweise starb Guy de Laval, Gilles' Vater, plötzlich im Oktober 1415, als der Knabe elf Jahre alt war. Seine Mutter, Marie de Craon, verheiratete sich bald darauf wieder mit Charles d'Estouteville, Herrn von Villebon. Der kleine Gilles wurde der Obhut seines Großvaters Jean de Craon anvertraut, „der ein alter Mann und hochbetaget war", wie es in den Berichten aus jener Zeit heißt.

Jean de Craon war nicht nur „ein alter Mann und hochbetaget", sondern auch schwach von Charakter, derart, daß er der Erziehung seines Enkels nicht die geringste Direktive zu geben verstand. Gilles und sein Bruder René taten, was ihnen beliebte. „Väter und Mütter, die ihr mich höret," sagte später Gilles de Rais, „ich bitte euch inständig, hütet euch, eure Kinder mit Nachgiebigkeit zu erziehen! Wenn ich so viele und so große Verbrechen begangen habe, so ist die Ursache davon die, daß man mich in meiner Jugend immer hat nach meinem Willen tun lassen."

Indessen erhielt Gilles die besten Lehrer. Mit achtzehn Jahren war er fertiger bachelier ès-armes wie ès-arts; er verstand geschickt sein geharnischtes Streitroß zu tummeln, die Eschenlanze und die Streitaxt zu handhaben, in den Karussells die Türkenköpfe mit seiner Lanze herunterzuspießen und eine Tartsche auf zwanzig Schritt mit dem Wurfspieß zu treffen. Er konnte lesen und schreiben. Er würde allerdings keine Multiplikation oder Division fertig gebracht haben, denn das war in jener Zeit eine allzu seltene Wissenschaft, aber er addierte und subtrahierte richtig. Er hatte eine leidenschaftliche Liebe zur Musik, konnte Kirchengesänge vom Blatt singen und verzierte Pergamenturkunden gewandt wie ein Meister mit bildlichen Darstellungen. Es waren farbenprächtige Bilder, Figuren und große Buchstaben, durch Gold und Karmin in ihrer Wirkung gehoben. „Er war ein Herr von gutem Verstand," sagt Michelet, „eine schöne, stattliche Erscheinung, und schätzte diejenigen sehr, die elegant lateinisch sprachen"; er selbst sprach es fließend. So wird er ganz natürlich mit dem jungen,

glänzenden Herzog von Anjou, König von Sizilien, dem schönen König René, seinem Zeitgenossen, verglichen, der bis auf unsre Tage berühmt geblieben ist, nicht nur als Mäcen, sondern auch als Künstler, da er eigenhändig die kostbarsten Gebetbücher mit reizenden Figuren verziert hat. Gilles las gierig alle wissenschaftlichen Bücher, er schwärmte für das Theater und bewies seinen künstlerischen Geschmack, indem er Aufführungen veranstaltete, die die glänzendsten seiner Zeit waren. Wir besitzen noch eine Angabe über mehrere der Handschriften, aus denen sich seine Bibliothek zusammensetzte. Es sind nicht nur die Gebetbücher und Missalien, die sich bei allen großen Herren seiner Zeit finden, sondern auch ein Valerius Maximus, die „Civitas Dei" des heiligen Augustinus, lateinisch und französisch, die Metamorphosen des Ovid, „ein Pergamentbuch in rotem Ledereinband mit Kupfernägeln und silbernen Beschlägen."

Doch bei alledem floß in seinen Adern das Blut seiner Ahnen, und so begeisterte den bald Zwanzigjährigen vor allem andern die Kriegskunst.

Die Engländer waren noch immer Herren eines großen Teiles von Frankreich, und ihre Horden verwüsteten die Felder. Sie hatten ihre Depots mit Waffen- und anderm Kriegsbedarf in den Städten, aus denen es sie zu vertreiben galt. Gilles de Rais war noch nicht zwanzig Jahre alt, als er sich bei der Belagerung der festen Plätze auszeichnete. In den Gefilden an der Loire und unter den Mauern von Paris entfaltete er seine Tapferkeit an der Seite Jeanne d'Arc's. Diese hatte ihn liebgewonnen, und der junge Ritter folgte mit Begeisterung der heldenmütigen Befreierin.

Es war noch nicht lange her, daß der schmachvolle Vertrag von Troyes abgeschlossen worden war, der die Engländer zu Herren Frankreichs machte. Das Leichenbegängnis des armen Karl VI. in Saint Denis, am 21. Oktober 1422, schien geradezu das des Vaterlandes sein zu sollen. Eine Handvoll Getreuer rief in Mehun-sur-Yèvre den verlassenen Dauphin als Karl VII. zum König aus; aber in wenigen Jahren änderte sich alles: der Graf von Richemont, der Bruder des Herzogs von Bretagne, wurde vom König von Frankreich zum Connétable ernannt, und alle Franzosen schlossen sich auf den Ruf eines jungen Mädchens zusammen.

Gilles de Rais begleitete den Connétable an den Hof. Kaum sechzehn Jahre alt, hatte er Catherine de Thouars, Tochter des Miles de Thouars und der Beatrix de Montjean, ein sanftes, reines Geschöpf, geheiratet. Sie war hochblond, „moult blanche", wie es in den zeitgenössischen Schriften heißt, und mit ihren großen blauen Augen, ihrer schlanken Gestalt und dem kleinen, wohlgerundeten Busen das Bild einer dem Kindesalter noch nicht völlig entwachsenen Madonna, wie sie damals Jean Perréal und Foucquet malten. Die Besucher des Schlosses Machecoul fanden sie in der tiefen Fensteröffnung sitzen, in den hohen, geschnitzten Eichenstuhl geschmiegt; sie trug einen weißen Damastrock, der in der Taille mit einem Band aus Goldfiligran befestigt war, um den Hals einen weißen Kragen und auf ihren hellen Haaren eine aus Silberfäden gewirkte Haube; oberhalb der Brust hing an einer mit schwarzem Schmelz ausgelegten Agraffe eine große Perle herab.

Das große Vermögen des jungen Gilles de Rais hatte durch seine Heirat mit Catherine einen kolossalen Zuwachs erhalten: sie war Herrin eines riesigen Grundbesitzes, der sich bis an die Grenzen von Poitou erstreckte und an die Güter ihres Gemahls stieß. Es waren die Baronie Tiffauges mit dem festen Schloß, Pouzauges am Meer, Savenay an der Loire, Confolens, Chabanais, Châteaumorand, Lombert, Grez-sur-Maine und zwanzig andre Orte. Man kann sich vorstellen, daß Gilles de Rais, jung, reich, tapfer und vorteilhaft verheiratet wie er war, noch ein halbes Kind und doch schon berühmt durch seine Waffentaten, am Hofe gut aufgenommen wurde. „Er war ein schöner, junger Mann, anmutig, ungestüm, von lebhaftem, fröhlichem Sinn“, heißt es von ihm; „aber schwach und frivol“, fügt der Geschichtschreiber hinzu.

Der Krieg beginnt von neuem. Gilles hat seine stählerne Sturmhaube und seinen Harnisch angelegt und seine in Toledo gehärtete Streitaxt zur Hand genommen. Zwischen den riesigen Schulterblechen bekommt das von dem aufgeschlagenen Visier beschattete Gesicht einen trotzigen, harten Ausdruck. Und er sieht wirklich wie ein Held aus den alten Zeiten aus, auf „Cassenoix“ (Nußknacker), seinem großen Berber, dessen schwarzes Fell blau wie Rabengefieder schimmert. „Drauf auf die schlechten Franzosen!“ ist sein Kriegsgeschrei. Ihnen besonders grollt er, den „schlechten Franzosen“, den Verrätern des Vaterlandes, den Franzosen, die fortwährend den Engländer auf französischem Boden unterstützen. Welche Heldenkämpfe! Richemont ist gegen La Flèche gezogen, die Marschälle de Boussac und de La Fayette kämpfen im Gâtinais, La Hire bei Montargis, und Gilles de Rais, begleitet von seinem Waffenbruder Beaumanoir und Ambroise de Loré, verbreitet Schrecken unter den Feinden in dem Lande zwischen dem Loir und der Sarthe.

Beaumanoir stammte von dem ruhmreichen bretonischen Ritter ab, der bei My-Voie gefochten hatte. Er und Gilles de Rais verlassen einander nicht mehr; sie ersteigen hintereinander auf Sturmleitern die einstürzenden Festungswälle und kämpfen Seite an Seite auf den Kronen der eroberten Mauern. Sie belagern das Schloß Lude, dessen mächtige, moosbewachsene Türme der Loir bespült. Mühevoll ist der Angriff. Der Platz ist überreich mit Lebensmitteln und Kriegsbedarf versehen, und die Engländer verteidigen ihn hartnäckig. Blackburn steht an ihrer Spitze. Gilles führt die Angreifer heran — „Frankreich und Laval“! Zweimal brechen die Sturmleitern unter ihm. Er klammert sich an die aus der Mauer vorspringenden Steine an und steigt unter dem Eisen- und Bleihagel, den die Belagerten von den Mauerbalken oder von den Türmen durch die Pechnasen niedersausen lassen, von neuem empor. Seine Gefährten folgen ihm angstvoll. Er ist in einer Schießscharte verschwunden — doch plötzlich erscheint er oben auf der Brustwehr. Er hat Blackburn selbst an der Kehle gepackt und mit seinem kurzen Schwert tödlich getroffen. „Frankreich und Laval“! — die Rufe erfüllen den Luftraum, während die Engländer, durch den Tod ihres Führers entmutigt, den Soldaten des Königs von Frankreich die Tore öffnen.

Bald zieht Gilles zu neuen Heldentaten aus. Er erfährt, daß die Eng-

länder sich des festen Platzes Rainefort in Anjou bemächtigt haben. Er nimmt seinen getreuen Beaumanoir mit. Schon rücken die Franzosen an den Fuß der Mauern vor. Auch Ambroise de Loré erscheint. Die Engländer ergeben sich auf Gnade und Ungnade. Allen Engländern wird das Leben geschenkt, aber von den „schlechten Franzosen", die in der Festung gefangen genommen worden sind, will Gilles keinen einzigen verschonen. Es sind Verräter, sagt er, Verräter am König, ihrem rechtmäßigen Herrn; und er läßt sie allesamt an hohen, in die Erde gerammten Stangen, an deren Enden Haken zum Halten des Strickes befestigt sind, aufhängen. Und Gilles de Rais bleibt dabei stehen und sieht zu, wie sie an den Stricken zappeln, bis zu ihren letzten Todeszuckungen.

„Du bist grausam," sagt Beaumanoir zu ihm.

Die Sonne geht rot am Horizont unter und überzieht ihn mit flimmernden Lichtstreifen und breiten, glühenden Purpurbändern, die die starren, lang an den Stangen herabhängenden Leichname senkrecht in schwarzen Linien durchschneiden. Scharen schwarzer Raben fliegen kreisend herbei.

Der Feldzug nimmt einen ruhmvollen Fortgang: die Blätter, die von ihm berichten, sind die schönsten in der Geschichte Frankreichs. Gilles nimmt darin einen Ehrenplatz ein neben Jeanne d'Arc, der edeln Lothringerin, der Kriegerin mit dem bleichen Antlitz und dem vollen Haar. Der junge Ritter erhält vom König die Aufgabe, sie zu begleiten, über sie zu wachen; und so finden wir ihn neben der Heldin auf allen Schlachtfeldern, bei Chinon, Poitiers, Blois, Orléans, Jargeau, Mung, Beaugency, Patay und endlich bei Reims, an jenem Tage des Triumphes, an dem der Dauphin zum König von Frankreich gesalbt wird und an dem Gilles de Rais, kaum fünfundzwanzig Jahre alt, für seine Tapferkeit und seine Umsicht in den Schlachten die Würde eines Marschalls von Frankreich erhält.

Doch ohne sich durch dieses blendende Glück vom guten Wege ablenken zu lassen, fährt Gilles fort, die Lothringerin Jeanne, seinen guten Stern, zu begleiten. Wir finden ihn bei ihr unter den Mauern von Paris, als sie verwundet wird. Die Heldin wird gefangen genommen und in Rouen eingekerkert. Und wiederum sehen wir Gilles de Rais die Umgebung dieser Stadt durchstreifen, in der unermüdlichen Hoffnung, die Jungfrau zu befreien.

Jeanne stirbt, die Stimmen der Engel hörend, auf dem Scheiterhaufen, kaum achtzehn Jahre alt — eine echte, edle Französin, die in ihrem kurzen Lenz durch ihren Heldenmut mehr vollbrachte, als die klügsten und wohlberatensten Männer in einem ganzen, an Projekten und Mühen reichen Leben.

Gilles konnte nicht an den Tod der Heldin glauben. Sein schwärmerischer, von Idealen erfüllter Geist hatte einen angeborenen Hang zum Uebernatürlichen, und so war, als die falsche Pucelle, Jeanne des Armoises, auftrat, die durch ihre Aehnlichkeit mit der Jungfrau von Domrémy selbst deren Brüder täuschte, der junge Marschall von Frankreich einer der ersten, die ihr zujauchzten. Er tat noch mehr: in seiner Begeisterung für die Befreierin des Vaterlandes ging er so weit, daß er den Befehl über seine Truppen derjenigen anvertraute, die

sich mit ihr zu identifizieren suchte. Die Illusion dauerte nicht lange. Eine physische Aehnlichkeit konnte der Frau Robert des Armoises' nicht den kriegerischen Geist geben, der Jeanne d'Arcs Bedeutung ausgemacht hatte; und so nahm ihr denn auch Gilles bald wieder den Befehl über seine Truppen.

*

Der Feldzug ging zu Ende. Gilles de Rais kehrte mit Ruhm und Ehren bedeckt auf seine Güter zurück. Er war fünfundzwanzig Jahre alt; sein Grundbesitz war der größte, den irgend ein Edelmann des Königreichs sein eigen nannte, und sein bewegliches Vermögen war dem der Könige gleich. Von seinem Vater Guy de Laval, Herrn von Rais, her besaß Gilles die Baronie Rais, die eine unabsehbare Menge von Schlössern, Burgen und Ländereien umfaßte; unter anderm die Herrschaften Machecoul, Saint-Etienne-de Mer-Morte, Pornic, Prinçay, Vue, die Insel Bouin bei Noirmoutier und andre Inseln in der Bucht von Bourgneuf; vom Hause Montmorency-Laval her besaß Gilles, gleichfalls durch seinen Vater, die Güter und Herrschaften Blaison, Chemillé, Fontaine-Milon und Grattecuisse in Anjou, La Motte-Achard und La Maurière in Poitou, Ambrières und Saint-Aubin-de-Fosse-Louvain in Maine, und andre Güter in der Bretagne, deren Aufzählung hier zu weit führen würde.

Dann kamen die Besitzungen, die er vom Hause Craon durch seine Mutter Marie geerbt hatte: das Palais Suze in Nantes und das Landgut dieses Namens, die Schlösser und Herrschaften Briollay, Champtocé und Ingrandes in Anjou, Sénéché, Loroux-Botereau, La Bénate, Bourgneuf-en-Rais und La Boulte.

Wir lassen hier ungenannt die Pachtgüter, Dörfer, Höfe, Meiereien, Vorwerke, Wohnhäuser, Reihergehege und kleinen Edelhöfe, deren Aufzählung mehrere Seiten füllen würde, die Salinen am Meer, die ihm große Summen abwarfen, endlich die riesigen Besitzungen, die er von seiner Frau erhalten hatte und die wir oben bereits erwähnt haben.

Die Einkünfte, die Gilles de Rais in barem Gelde bezog, beliefen sich auf mehr als 50000 tourische Livres jährlich, was heutigentags, wenn man den verschiedenen Geldwert berücksichtigt, einer Summe von 2½ Millionen Franken entsprechen würde. Zweieinhalb Millionen Franken Einkünfte! Was sein Mobiliarvermögen betrifft, so wurde es auf 100000 Goldtaler geschätzt, welche Summe einen Betrag von mehr als 4 Millionen unsrer Franken darstellt. Um zu begreifen, was dieses Vermögen in den Händen Gilles de Rais' bedeutete, muß man sich vergegenwärtigen, daß in derselben Epoche die Apanage der Brüder der souveränen Herzoge von Bretagne sich nur auf 6000 Livres belief und daß fünfzig Jahre später König Ludwig XI., als er die Verheiratung seiner Tochter Anna mit dem Herzog von Calabrien plante, die Mitgift auf 40000 Livres Rente und 100000 Goldtaler Barvermögen festsetzte, was damals von allen als eine über alles Maß hinausgehende Verschwendung angesehen wurde.

Dieses Riesenvermögen, seine glänzende, kriegerische Laufbahn und der ihm in seinem fünfundzwanzigsten Jahre verliehene Marschalltitel scheinen Gilles de Rais den Kopf verdreht und in seinem Geist einen maßlosen Ehrgeiz entfesselt zu haben. Er setzte sein Haus auf einen königlichen Fuß. Er besaß ein militärisches Gefolge von zweihundert bis zweihundertundfünfzig Rittern, deren jeder wieder ein Gefolge von Junkern, Knappen und Pagen hatte. Kein Fürst seiner Zeit war von einem solchen Hofstaat umgeben. Er hatte seinen Wappenherold, „Rais le héraut“, der mit Goldstoff, geschorenem Sammet und venezianischem Brokat bekleidet war. Jeder seiner Leute war überaus prächtig gekleidet und zwar auf seine Kosten. Es war ein ganzer Hof und ein kleines Heer. Jean Chartier, der berühmte Chronikschreiber, gehörte zu seinem Hause. Man kann sich die Höhe der Ausgaben vorstellen, denn alles war aufs beste und auf dem größten Fuß eingerichtet.

Außer seinem militärischen Hofstaat hatte Gilles auch einen geistlichen, der den Vergleich mit denen der verschwenderischsten Fürsten aushalten konnte. Zu Machecoul und zu Tiffauges befanden sich zu seinem persönlichen Dienst Priesterkollegien wie die der reichsten Kathedralen oder Basiliken. Ihr Dekan war Messire la Ferrière, der Archidiakon Messire Jourdain, der Vikar hieß Olivier Martin; dann kamen Kantoren, Koadjutoren, Domherren, alle Arten von Geistlichen, ein Schatzmeister, eine Anzahl von Chorknaben und ein Scholastiker, um sie zu unterrichten. In Lyon hatte Gilles das berühmte Kollegium der Domherren gesehen, von denen jeder eine Bischofsmütze und den großen, mit Stickereien, schweren Edelsteinen und Goldbrokat geschmückten Chorrock trug. Er war davon entzückt und schickte wiederholt nach Rom, um zu erreichen, daß sein Kollegium in Machecoul dieselben Titel tragen und sich ebenso kleiden dürfte. Der Papst schlug es ihm ab, und nun entschädigte sich Gilles wenigstens durch einen blendenden Luxus, durch die Pracht der Chorröcke, der Meßhemden und Dalmatiken. Beim Gottesdienste sah man nur noch Chorröcke aus dem feinsten Gewebe, von Spitzen überflutet, Chormützen und -Hüte aus feinem grauem Stoff, mit Feh gefüttert, — „derart“, sagt eine zeitgenössische Urkunde, „daß die Chorherren der Kathedralen sich daran gewöhnt haben, solche zu tragen.“ Man muß die Inventare der Zierate und Meßgefäße nachlesen, die den Kirchenschatz bildeten: Hand- und Altarleuchter, Weihrauchfässer, Kreuze, Kelchteller, Schalen und Hostienteller, Kelche, Ziborien, Meßkännchen, große und kleine Reliquienschreine, darunter das silberne Haupt des heiligen Honorius — alles aus massivem, kunstvoll ziseliertem Gold oder Silber, mit Edelsteinen und Juwelen, schwarzem Schmelz und Email verziert. Einer der berühmtesten Goldschmiede war eigens für diese Schätze angestellt.

Gilles hatte eine leidenschaftliche Liebe für die Musik, und Chorgesänge versetzten ihn in Begeisterung. Um seinen Chor auf die höchste Stufe der Vollendung zu bringen, scheute er vor keinem Opfer zurück. Er hatte beim Gottesdienst in der Kirche St. Hilaire de Poitiers einen Knaben aus La Rochelle singen hören, den man, ohne Zweifel wegen der Schönheit seiner Stimme,

Rossignol (Nachtigall) nannte. Er faßte den Entschluß, ihn an sich zu fesseln, schenkte ihm selbst sogleich — eine unerhörte Freigebigkeit — sein Landgut La Rivière bei Machecoul, das eine Rente von zweihundert Livres abwarf, dann seinen Eltern dreihundert Taler, und ließ ihn von St. Hilaire mit großartigem Gefolge abholen, als ob es ein vornehmer, hochgeborener Knabe gewesen wäre.

Zur Begleitung seiner Kapelle ließ Gilles in Machecoul und in Tiffauges herrliche Orgeln erbauen, die ihm beträchtliche Summen kosteten. Auch besaß er tragbare Orgeln, die, von sechs Männern auf den Schultern getragen, ihn auf allen seinen Reisen begleiteten. Das machte allein für diese Orgeln ein Gefolge von zwölf Mann, da die einen sechs immer von den andern abgelöst wurden.

Auch seine ganze Kapelle begleitete ihn wie sein militärisches Gefolge auf allen seinen Reisen. Lange Reihen von Pferden, Zeltern, Maultieren, Eseln und Mauleseln mit kostbarem Zaumzeug und Sätteln aus Sammet oder feinem, mit Silber beschlagenem Leder wurden mitgeführt. In der Dienerschaft war jeder nach seinem Rang und mit fürstlicher Freigebigkeit bezahlt. Manche Gehälter beliefen sich auf vierhundert Taler jährlich. Man stelle sich die Kleider dieses königlichen Hofstaates vor, die alle von dem Herrn geliefert und zweimal jährlich erneuert wurden: lange, auf der Erde schleppende Gewänder aus Scharlach, Brokat und feinem Tuch, „mit Marder, Grauwerk, Feh und anderm feinen Feder- und Pelzwerk gefüttert.“ Dann die Reisekostüme, „Mützen und Kleider aus den schönsten Tuchsorten, aber kurz, des bequemeren Reitens wegen.“ „Man entsann sich nicht,“ heißt es in einem Texte jener Zeit, „daß jemals im Gefolge eines Prinzen oder eines Königs von Frankreich ein solcher Ueberfluß, solche Uebertreibungen und ein so unvernünftiger Aufwand wahrzunehmen gewesen war.“

Der Luxus in den zahlreichen Wohnungen, die der Baron de Rais in der Stadt und auf seinen Landgütern besaß, ist einer der Züge, die die Sage, wie sie Charles Perrault erzählt, am genauesten bewahrt hat, indem sie ihn dem Stil der Zeit Ludwigs XIV. anpaßt. „Es war einmal,“ sagt Perrault, „ein Mann, der schöne Häuser in der Stadt und auf dem Lande, goldenes und silbernes Tafelgeschirr, gestickte Möbel und ganz vergoldete Karossen besaß.“ Das Palais de la Suze, das der Baron de Rais in Nantes bewohnte, übertraf an Pracht selbst das der Herzoge von Bretagne. Die Betkapelle darin war ganz mit Goldstoff ausgeschlagen, einem Goldstoff, von dem die Elle mehr als sechshundert Livres kostete, die Säle mit hochschäftigen Tapeten, die zu jener Zeit so außerordentlich selten waren, oder mit Behängen aus Korduanleder mit türkischblauen, ponceauroten und goldenen Lichtern — nicht zu reden von den Möbeln, Lehnstühlen, Truhen, Laden und Anrichttischen. Aeußerlich hatten die Schlösser Machecoul, Tiffauges, Pouzauges, la Verrière und Pornic noch ganz das schwere, verwitterte, brutale Aussehen der alten Feudalburgen; aber schon im Vestibül wurde das Auge von dem Funkeln der Waffen und Wappen, dem Glanz und Schimmer der Fenster, der Porphyrsäulen, der Schönheit der bemalten Gesimse, der Kapitäle und gemeißelten Kragsteine geblendet.

Von der Bibliothek mit den seltenen, mit Schmelzmalerei ausgeschmückten und kostbar eingebundenen Büchern ist schon die Rede gewesen. Unter allen seinen Schätzen waren es diese, auf die Gilles am meisten hielt. Er beschäftigte sich manchmal selber damit, sie auszuschmücken. Er hatte die Seele und die Hand eines Künstlers.

Noch kostspieliger als sein militärischer und religiöser Prunk war für Gilles de Rais seine Vorliebe fürs Theater.

Mysterien, Spiele, Schwänke, Mohrentänze, Schauspiele, „Moralitäten“ — es gab keine Form des zeitgenössischen Theaters, die er nicht auf den großen Schaubühnen aufführen ließ, die seine Architekten nicht nur in Machecoul und in Tiffauges, sondern auch in Angers und in Orleans für ihn bauten. Schauspieler, Jongleurs, Troubadours und Spielleute führten beinahe alle Tage die verschiedenartigsten Schauspiele vor ihm auf.

Unser heutiges Theater kann uns nur noch eine schwache Idee von dem geben, was es in jenen primitiven Zeiten war. Die Bühne, auf der man zugleich die Hölle, die Erde und das Paradies sah, öffnete sich unter freiem Himmel in großer Ausdehnung. Die Hölle wurde durch den riesigen Rachen eines furchtbaren Ungeheuers dargestellt, aus dem eine Unmenge von Teufeln, haarig wie Affen, unter allen möglichen Clownbewegungen und Gliederverrenkungen herauskamen, um zur Bestürzung der fröhlich gestimmten Zuschauer die Bösen, die sich auf der Erde schlecht aufgeführt haben, mit wuchtigen Gabelstichen in den unteren Teil des Rückens in die Hölle zu treiben. Die Bühne war von einer Art Terrasse überragt, die einen strahlenden Himmel darstellte, in dem Gott Vater in triumphierender Majestät thronte. Manche Mysterien erforderten eine bedeutende Anzahl von Schauspielern, die alle auf Kosten des Barons de Rais und alle aufs prächtigste gekleidet waren, sogar die Bettler, die Diener und die Lumpenkerle, die aller Wahrscheinlichkeit zum Trotz in fürstlichen Kostümen erschienen; aber Gilles konnte es nicht leiden, wenn auf seiner Bühne nicht sogar die Bettler und Elenden herrlich gekleidet waren.

Eine große Menschenmenge drängte sich stets, diesen Schauspielen beizuwohnen, bei denen jeder unentgeltlich Platz fand. Gilles tat noch mehr. Er verlangte nicht nur von den Zuschauern keinerlei Bezahlung, sondern er ließ ihnen, indem er sie als seine Gäste betrachtete, allerhand Erfrischungen reichen. Gewürzwein, Liköre und die besten Weine flossen in Strömen, „als ob es Wasser gewesen wäre.“ Weiter entfernt standen lange Tische — wir würden heutzutage sagen: das Büfett — und die Menge stürzte sich im Sturme auf die bereitstehenden Speisen: ganze Rehe, Poularden, farciertes Wildschwein, Gans in Gelee, Frikassees, mit Gewürznelken gespickte hartgesottene Eier und kalte Rabenpastete mit einem Ueberguß von Johannisbeerkonfitüre. Riesige Störe waren mit Blumen in den Nasenlöchern auf langen Zinnschüsseln angerichtet.

Man kann sich denken, was für Ausgaben derartige Veranstaltungen in Städten wie Orléans und Angers verursachten. Eine dieser Aufführungen ist berühmt geblieben, die des Mysteriums von der Belagerung der Stadt Orléans,

das die Befreiung von Orléans durch Jeanne d'Arc zum Gegenstand hatte. Der Baron de Rais, der der Aufführung beiwohnte, kam selber neben dem Heldenmädchen in dem Stück vor, und seine Rolle wurde mit peinlicher historischer Wahrheit gegeben. Um das Mysterium von Orléans zu spielen, waren fünfhundert Schauspieler erforderlich. Gilles bezahlte alles, und es wird berichtet, daß er für jede Aufführung ganz neue Gewänder machen ließ.

Auf dieser schiefen Ebene glitt Gilles de Rais abwärts. Er wollte nicht nur das imposanteste militärische Gefolge, die glänzendste Kapelle, die prachtvollsten Schlösser, die wertvollsten Bibliotheken, die besuchtesten Theateraufführungen haben, er wollte auch die üppigsten Gastmähler geben, von denen man sprechen gehört hatte. Seine Tafel war reich besetzt und offen für jeden, der kam. Da gab es gebratene Pfauen, die mit ihrem Federrad aufgetragen wurden, gedämpfte Fasanen, Spanferkel, die unzerlegt in ihrer klaren goldigen, zitternden Sülze angerichtet wurden, Krebspyramiden, Haselhühner mit gebratenen Wachteln garniert, Salate von Hahnenkämmen und -Nieren in einem Haschee von Artischockenböden, riesige Wildbretpasteten mit Konfitüren, Ingwer und eingemachten Früchten gefüllt, dann gesulzte, mit Zitronensaft übergossene Fischmayonnaisen. Die stärksten Weine flossen in Strömen, Strohweine und Feuerweine, Burgunder und Champagner, Hypokras, Claret und Gewürzwein. Gilles de Rais hob seinen großen Becher, auf dem von Künstlerhand Kinder, schwere Trauben schleppend, ziseliert waren, und trank ihn auf einen Zug aus. Und oft ging er am Ende des Gastmahls mit schwerer Zunge und unklarem Kopfe davon.

Endlich entfaltete er noch im Austeilen von Almosen und Gnadengeschenken eine unerhörte Freigebigkeit. An den Toren der Schlösser Machecoul und Tiffauges drängten sich lange Reihen von zerlumpten Menschen, die ganze Brotlaibe und selbst Fleisch erhielten, ja sogar Geld, und zwar nicht bloß schwarze Heller, sondern schöne glänzende Taler. Die Leute kamen aus den benachbarten Provinzen zu dem vortrefflichen Schloßherrn des Nantaiser Landes, und Gilles gab und gab mit vollen Händen, an gewissen Tagen auch Kleider, hundert bis hundertzwanzig Gewänder, manchmal sogar noch mehr.

Man wird bereits verstanden haben, was in Gilles de Rais vorging. In der Morgenröte der Jugend auf dem Gipfel menschlicher Größe und Macht angelangt, ließ er sich nach und nach den Kopf verdrehen. Er wurde die Beute eines maßlosen Ehrgeizes, den seine Vernunft nicht mehr beherrschen konnte. Er will sich groß, prunkvoll, freigebig zeigen und über alle Könige und alle Mächtigen der Erde triumphieren. Nichts ist ihm zu kostspielig, und er rechnet nicht. Ein Heer von Dienern, eine Schar beutegieriger Schmeichler umgeben ihn und hängen sich an ihn. Er ist tapfer, aber sein Kopf ist leicht und leichtsinnig, und der Baron de Rais ist zu stolz, um zu rechnen. Alle bestehlen, betrügen, rupfen ihn, saugen sich an seinem Hab und Gut voll und plündern ihn nach Belieben aus. Kaufleute und Dienerschaft teilen sich in den Gewinn. Gilles zahlt hundert Taler für die Elle Goldstoff, die nicht den dritten Teil wert ist.

Es gibt kein Vermögen, das einem derartigen Aufwand standhält.

Er nahm in Orléans einen mehrmonatigen Aufenthalt, der ihn 80000 Goldtaler kostete. Man muß bedenken, daß zu jener Zeit hunderttausend Goldtaler eine königliche Mitgift darstellten. Die Koffer wurden leer. Er mußte Geld entleihen, und zu welchem Zinsfuß! Gilles rechnete nicht. Bald müssen die ersten Grundstücke verkauft werden, entferntere Parzellen des riesigen Grundbesitzes, dann andre wichtigere und näherliegende Grundstücke.

Die Familie beginnt sich zu beunruhigen. Die sanfte Gattin des Barons de Rais, Catherine de Thouars, die Gilles zur Mutter einer reizenden Tochter, namens Marie, gemacht, hat sich auf ihre eignen Güter zurückgezogen, zu ihrer Familie in das Schloß Pouzauges, fern von diesem tollen Leben des Taumels und der Orgien. Der Bruder Gilles' erlangte von Karl VII., dem König von Frankreich, ein Entmündigungsdekret, denn das Erbgut der Familie selbst war bereits bedroht. Johann V., Herzog von Bretagne, war ein geiziger und schlauer Fürst. Schon hatte er um geringen Preis mehrere Besitzungen des Herrn de Rais erworben. Er hoffte sehr, weiteren Vorteil aus seiner Not zu ziehen und noch andre, bedeutendere Besitzungen von ihm zu übernehmen; darum erhob er Einspruch dagegen, daß das Entmündigungsdekret in Kraft trete.

So konnte Gilles de Rais ungehindert in seinen tollen Ausgaben fortfahren, und der Abgrund höhlte sich nach und nach unter ihm.

*

In den Augenblicken der Reue, die ihm seine bewegte Existenz ließ, in die er sich mit wahrem Fieber stürzte, machte er sich trotz allem Gedanken über die traurige Zukunft, die er sich bereitete. Umzukehren oder auch nur inne zu halten, das erlaubte ihm sein Stolz nicht. Er wollte durch den Prunk, mit dem er sich umgab, und durch den Glanz seines Lebens der erste Seigneur seiner Zeit bleiben.

Gerade in dieser Zeit hatte er eine eigentümliche Begegnung, die von unberechenbarem Einfluß auf sein Leben werden sollte. Er besuchte die Gefängnisse von Angers, um dort den Unglücklichen Hilfe zu bringen; denn er besaß zuzeiten wenn nicht eine große Güte, so doch wenigstens eine große Empfindsamkeit des Herzens. Im Gefängnis fand er einen wegen Ketzerei eingekerkerten Soldaten, dessen Namen er uns nicht nennt. Der Soldat las ein Buch, das von Alchimie und der Kunst, die Dämonen zu beschwören, handelte. Bekanntlich suchten die Alchimisten den Stein der Weisen, den sie durch Verdichtung des Quecksilbers finden zu müssen glaubten. Durch einfache Berührung sollte er alle Metalle in Gold verwandeln. Gilles bat den Soldaten, ihm sein Buch zu leihen. Er las es und las es mit Begierde wieder. Er hatte ein lebhaftes Interesse für jede Wissenschaft. Uebrigens glaubte damals jedermann an übernatürliche Vorgänge.

Dieses Buch machte den tiefsten Eindruck auf ihn. Er glaubte darin das Mittel zu finden, sich aus dem Abgrund zu ziehen, in den er versank; denn er

konnte nicht bezweifeln, daß er bei den kolossalen Mitteln, die ihm immer noch zur Verfügung standen, bei dem Suchen nach dem Stein der Weisen Erfolg haben würde. Er hatte bis zu diesem Tage an der Spitze des Adels seiner Zeit gestanden. Er sah in einer nahen Zukunft den Tag voraus, an dem er sich über die Menschen erheben würde, und er saß nächtelang über dem verführerischen Buch, dem Buche mit den großen roten Buchstaben, die aus den schwarzen Zeilen auf dem vergilbten Pergament hervorleuchteten. Er las einigen intimen Freunden daraus vor und unterhielt sich darüber mit dem Soldaten, den er in seinem Kerker wieder aufsuchte.

Seine ersten Experimente waren indessen nicht erfolgreich. Gilles befand sich noch in Angers. Er war im „Silbernen Löwen" abgestiegen. Ein in seinem Dienst stehender Gelehrter, der zu jener Zeit sein vertrautester Freund war, erzählte ihm von einem Goldschmied in der Stadt, der, wie es hieß, sehr geschickt in den Künsten der Alchimie sei. Auf der Stelle schickt Gilles nach ihm aus. Der Goldschmied kommt und verlangt eine Mark Silbers. Rais gibt sie ihm und sperrt den Alchimisten zur größeren Sicherheit in eine Dachstube.

Man weiß nicht, ob der Goldschmied von Angers wußte, wie man Quecksilber verdichtet und sich den Stein der Weisen verschafft, zum mindesten verstand er sich vorzüglich darauf, Weinkrüge zu leeren. Er fand Mittel und Wege, sich solche in sein Gemach schaffen zu lassen, und als Gilles, begierig, das Resultat seiner gelehrten alchimistischen Manipulationen kennen zu lernen, wiederkam, fand er seinen Experimentator auf dem Boden ausgestreckt liegen, wo er wie ein Ofen schnarchte, um ihn herum seine Krüge und Flaschen,

„Leer wie die Rede eines Akademikers."

„Holla! He! Hexenmeister!"

Gilles packt den Biedermann beim Kragen und schüttelt ihn wie einen Pflaumenbaum.

„Steh auf, Trunkenbold! Steh auf, Dummkopf! Steh auf, alter Narr! Ich hab' genug von dir — fort, laß dich anderswo hängen!"

Und er gibt ihm mit seinem schweren Stiefel einen Tritt an eine Stelle, die der Goldschmied schnell mit seinen zwei großen roten Händen bedeckt, während er die Treppe hinunterstolpert und wie ein verbrühter Hund heult.

Rais war wütend, aber nicht entmutigt. Er konnte nicht zweifeln an dem, was er in dem Buche des Soldaten gelesen hatte, in dem Buche mit den roten Buchstaben und den geheimnisvollen Zeichen. Auf seinen Ruf kommen die Alchimisten von allen Seiten herbei. Von Paris kommt Jean Petit, der Goldschmied, aus Deutschland Thomas Onafrasimus, aus Italien Antonio di Palermo und Francesco, der Lombarde.

Im Schlosse Tiffauges werden große Säle für die Experimente hergerichtet. Sie haben ein abenteuerliches Aussehen bekommen. Die Röhren der Retorten reichen bis unter die hohen Gewölbe, wo ausgestopfte Krokodile, riesige Schildkröten, afrikanische Eidechsen und große, gewundene Schlangen aufgehängt sind. Tag und Nacht hört man die Essenzen in den Schmelztiegeln und Destillier-

blasen kochen und brodeln. Aus den Digestionsöfen steigen starke Dämpfe auf, die im Hals kratzen. Oefen und Kohlenbecken, Filter und alle möglichen Gefäße erfüllen den Raum; Kühlrohre aus poliertem Kupfer, Destillierkrüge aus rohem Steingut, Destillierblasen mit weiten und flachen Bäuchen; zahllose Brennkolben, Lötkolben und Retorten von den verschiedensten Formen, durchsichtige Kolbenflaschen und Retorten mit Mänteln, bauchige und flache Retorten, blinde Retorten und Retorten mit Hähnen; alle möglichen Arten von Brennkolben, einfache und doppelte und andre mit zwei Hähnen, die man Pelikane nennt. An den Wänden, stehen auf rohen Eichenbrettern tausenderlei Flüssigkeiten und Elixiere in durchsichtigen Gefäßen. In dem Lichtscheine, den die Destillierröhren verbreiten, glänzen sie wie Stücke von sonnenbeschienenen Kirchenfenstern. Einige schillern smaragdgrün, rubinrot oder amethystfarben; andre sind undurchsichtig, milchweiß oder schwarz wie Tinte, wieder andre leuchten braunrot wie geronnenes Blut.

Zwischen den Destillierblasen und Retorten hängen Skelette, ein Pferdegerippe, Gebeine von Kaphirschen und Steppenkühen, ein Ibis und zwei ausgestopfte Füchse. Schwarze Katzen schleichen mit geschmeidigen Bewegungen umher; es ist, als hätten sie leuchtende Topase in den Augenhöhlen. In den offenstehenden Schränken sieht man Schädel und ausgeglühte Muscheln.

Das Licht, das durch die großen, mit Blei eingelassenen Fenster hereinfällt, vermischt sich seltsam mit den Flammen, die aus den Schmelztiegeln und Oefen hervorzüngeln, und mit dem Scheine der großen Kerzen, die an der Wand flackern.

Ein alter Mann, der, gekrümmt wie eine Sichel, auf dem Boden hockt, setzt einen riesigen Blasebalg in Bewegung, dessen Spitze in einem prasselnden Ofen steckt.

Schweigend und zaghaft, mit einer Anwandlung von Furcht tritt Gilles zwischen diese ihm bis dahin unbekannten Apparate. Dann erwacht in ihm plötzlich ein übermenschliches Vertrauen: er wird das große Werk vollbringen, und schon dünkt er sich Herr der Welt zu sein.

Es kam ein Augenblick großer Unruhe. Der Dauphin Louis, Sohn Karls VII. — der spätere König Ludwig XI. —, kündigte sich in Tiffauges an. Die Destillierapparate mußten in aller Eile versteckt werden, denn die alchimistischen Experimente waren verboten. Nach der Abreise des Dauphins ließ Gilles Kohlenbecken und Retorten in ein abgelegenes Haus hinter der Kirche St. Nicolas de Tiffauges schaffen, worin eine biedere alte Frau Namens Perrotte wohnte. Dort wurden die Experimente zur Verwandlung der Metalle fortgesetzt.

Eustache Blanchet, der Ratgeber und Vertraute des Herrn de Rais, durchreiste währenddessen Italien auf der Suche nach erfahrenen Alchimisten.

In Florenz hatte ihn in dem Gasthaus, in dem er abgestiegen war, ein gewisser Guillaume von Monte-Pulciano mit einem jungen Gelehrten namens Francesco Prelati bekannt gemacht. Prelati, der aus Monte-Catini im Val de Nievole bei Pistoja stammte, war kaum dreiundzwanzig Jahre alt. Seine Studien erstreckten sich auf die Poesie, die Geometrie und die „Wissenschaften und Künste“,

denen sich die menschliche Forschung damals mit Vorliebe zuwandte, darunter auch die Alchimie.

Prelati war ein schöner, eleganter Mann von außerordentlich gewinnenden Manieren; er sprach mit überraschender Leichtigkeit und ungewöhnlicher Korrektheit Latein und hatte eine große Begeisterung für die Kunst. Er nahm gleich im ersten Augenblick Eustache Blanchet für sich ein.

Bald ist die Freundschaft geschlossen. Die beiden Genossen plaudern gemütlich miteinander, von Zeit zu Zeit trinkend, die Ellbogen auf den Tisch und das Kinn auf die Hände gestützt.

„Kennt Ihr die große Kunst der Alchimie?“ fragte Blanchet.

„Ja.“

„Und die der Geisterbeschwörung?“

„Ja.“

„Wenn dem so ist, wollt Ihr mit mir nach Frankreich gehen?“

„Sehr gern,“ erwiderte der Italiener. „Ich habe sogar in der Bretagne, in der Stadt Nantes, einen Vetter Namens Martel, den wiederzusehen mich sehr freuen würde.“

„Das macht sich ja vortrefflich,“ gab Blanchet zurück. „Es lebt dort ein hochadeliger Herr, der Baron de Rais, der keinen glühenderen Wunsch hegt, als einen in den Geheimwissenschaften erfahrenen Mann in seiner Gesellschaft zu haben. Kommt mit mir; ich bin sicher, es werden Euch daraus die größten Vorteile erwachsen.“

„Abgemacht.“

Prelati packt seine Koffer. Er zieht in Gesellschaft Eustache Blanchets über die Alpen. Die Gefährten machen in Saint-Florent-le-Vieil, an den lachenden Ufern der Loire, auf halbem Wege von Angers nach Nantes, Halt. Blanchet sendet eine Botschaft an den Herrn de Rais, die dieser im Schlosse Tiffauges erhält. Schnell läßt Gilles de Rais eine Eskorte zusammenstellen, die von seinem Kämmerer Henriet und seinem Diener Etienne Corrillaud, genannt Poitou, seinem Vertrauten, geführt werden soll. Sie nehmen zwölf Reiter mit, und mit diesem Gefolge ziehen Prelati und Blanchet im Schlosse Tiffauges ein. Gilles kommt ihnen bis zur Schwelle der Zugbrücke entgegen.

Prelati war schlank und hielt sich sehr gerade. Seine großen schwarzen Augen leuchteten wie Flammen in einem blassen Gesicht, das von feinem schwarzem Haar umrahmt war. Er trug ein türkischblaues Atlaskamisol, das mit Taft von derselben Farbe gefüttert war; darüber fiel eine Tunika aus schwarzem Tuch mit Verzierungen von Silberfiligran herab. Seine Kappe hielt er in der Hand.

Gleich vom ersten Augenblick an war der Baron de Rais entzückt. Die Schönheit und Eleganz des jungen Italieners, sein stattliches Aeußere, seine wohllautende Stimme und die Reinheit, mit der er lateinisch sprach, imponierten ihm derart, daß er ihm vom ersten Tage an sein ganzes Vertrauen schenkte. Prelati war ein gewandter Schmeichler, und vielleicht glaubte er an die Alchimie.

Er versicherte, daß es ihnen gelingen würde, Gold zu machen. Die zuversichtlichste Hoffnung kehrte in die Seele des bretonischen Edelmanns zurück. Die Experimente fingen wieder an; in den Oefen und Retorten brodelte es, in den Destillierblasen summte es, die Schmelztiegel knisterten, die Schlangenrohre brummten. Tag und Nacht stand der edle Herr über die Retorten gebeugt, ängstlich das Resultat erwartend.

Alle Bemühungen blieben vergeblich.

Bald war der Baron de Rais wieder in Mutlosigkeit versunken, als Prelati ihm sagte, daß er ein unfehlbares Mittel habe, zum Ziele zu kommen. Er war in Florenz Schüler des berühmten Arztes Jean de Fontenelles gewesen, der die Wissenschaft besaß, die Geister zu beschwören. Er hatte bereits beweisende Experimente gemacht. Bei einer ersten Beschwörung waren 25 schwarze Vögel erschienen, schwarze Vögel, die keine Raben waren. Sie hatten mehrere Male sein Haupt umkreist, ohne einen Schrei auszustoßen; dann waren sie in dem schweren Gewölk verschwunden, mit dem sich der Himmel plötzlich bedeckt hatte. Ein andres Mal war ihm der berühmte Teufel Barron in der Gestalt eines schönen jungen Mannes erschienen, und sie hatten einen Vertrag miteinander geschlossen, wobei Prelati sich verpflichtet hatte, dem Teufel jedesmal, wenn er ihm erschiene, ein Huhn, eine Taube oder eine Turteltaube zu geben. Alle Magiebücher, versicherte der Italiener, haben die Macht, die verborgenen Schätze zu enthüllen, die Philosophie zu lehren und alles, was man tue, dem Erfolge zuzulenken.

In einer Sommernacht versammelte Gilles de Rais Prelati, Eustache Blanchet und seine Getreuen Poitou und Henriet in einem der großen Säle des Schlosses. Von den Fenstern aus konnte man das Tal der Crume mit ihren frischen Gewässern sehen; der Fluß murmelte zwischen den Zweigen der Erlen, die sich über ihn neigten, und schimmerte im Mondlicht. Der weite Saal bietet einen seltsamen Anblick im Schein der Fackeln und der an der Wand befestigten Kerzen. Kohlenbecken brennen in den vier Ecken. Prelati beginnt mit der Spitze eines Degens einen großen Kreis mit Kreuzen und allen möglichen sibyllinischen Zeichen auf dem Boden zu zeichnen. Weihrauch, Myrrhen, Aloe und Magnetstaub werden auf die Kohlenbecken geschüttet. Schwache bläuliche Flammen steigen nebelhaft auf, zerteilen sich und erhellen mit ihrem flackernden Schein die Rüstungen, Waffen, Schilde und Hörner, die mit Federbüschen geschmückten Helme, die glänzenden Wehrgehänge, die an eisernen Haken von den spitzbogigen Gewölben herabhängen. Endlich öffnet der Beschwörer die vier in Kreuzform angebrachten Fenster des Saales. Der Teich am Fuß der moosbewachsenen Mauern liegt still da, bleich wie die Nacht; doch die Schwäne sind erwacht, sie strecken erschreckt die Köpfe aus dem Gefieder hervor, breiten ihre weißen Flügel weit aus und fliegen in gerader Linie über den Teich hinüber, um am andern Ufer unter den Weiden, die ihre langen Zweige ins Wasser tauchen, Schutz zu suchen.

Gilles befiehlt den drei Zeugen, hinauszugehen; er bleibt allein mit dem

Italiener. Die magischen Bücher werden geöffnet, die Beschwörungsformeln werden gesprochen. Prelati fleht, bald mitten in dem Kreise stehend, bald auf den Knien liegend, die Geister an, zu kommen:

„Ich beschwöre euch, Barron, Satan, Belial, Beelzebub, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, im Namen der Jungfrau Maria und aller Heiligen: erscheinet hier in Person, um mit uns zu reden und unsern Willen zu tun!"

Gilles seinerseits, bleich vor Aufregung, spricht folgenden Wunsch:

„O, kommt, mächtige Geister, die ihr die verborgenen Schätze zeigt, die Wissenschaft, die Philosophie des Lebens; kommt auf meinen Ruf; ich verspreche euch alles, außer meiner Seele und meinem Leben, alles, wenn ihr mir nach meinen Wünschen Gold, Weisheit und Macht gewähren wollt!"

Doch die mächtigen Geister, die Schätze zeigen, erschienen nicht.

Die Beschwörer sprachen neue, stärkere, eindringlichere Formeln; Prelati focht mit seinem Degen herum. Gilles de Rais war darüber ganz in Schweiß geraten und trocknete sich die Stirn; aber die Teufel kamen nicht.

In dem Saale, in den sich die andern zurückgezogen hatten, war Poitou eingeschlafen. Blanchet und Henriet horchten aufmerksam. In der Spannung des Horchens glaubten sie auf dem Dache zwischen den Dachtraufen Geräusche von Schritten zu hören: es war der Schritt eines vierfüßigen Tieres, eines großen Hundes; die Schritte gingen auf die Dachluke des Ausfalltores zu, in die Nähe der Stelle, wo die Beschwörer ihre Zeichen machten und ihre Beräucherungen vornahmen. Doch die Diener getrauten sich nicht, ihrem Herrn, der nach diesem Mißerfolg ärgerlich und niedergeschlagener war als je, etwas Genaueres darüber zu sagen.

Das Experiment wurde kurz danach auf einer Wiese an der Straße nach Montaigu, nicht weit von der Herberge „zur Hoffnung" wiederholt. Gilles de Rais und Prelati hatten große Not gehabt, Poitou zum Mitkommen zu überreden. Der treue Diener hatte schreckliche Angst vor dem Teufel. Schließlich faßte er sich ein Herz, nachdem er sich mit einem Panzerhemd, einer Sturmhaube, hohen Eisenschuhen, Armschienen, einer Tartsche und einem großen Daggert bewaffnet hatte.

Die Beschwörer kommen mit ihren Kohlenbecken, dem Weihrauch, dem Magnetpulver, den Kerzen und dem ganzen für die Zeremonie erforderlichen Rüstzeug an Ort und Stelle an. Mit der Degenspitze wird ein Kreis gezogen, Kreuze und allerlei kabbalistische Figuren werden gezeichnet. Poitou muß sich in die Mitte des Kreises stellen und eine Kerze in der Hand halten. Es ist stockfinstere Nacht, Poitou zittert vor Schrecken, die Kerze flackert zwischen seinen Fingern. Prelati spricht die Beschwörungsformeln; der Name Barrons, des mächtigsten aller Teufel, kommt alle Augenblicke darin vor. Poitou zittert wie ein nasser Hund. Er macht das Zeichen des Kreuzes. Alsbald, so erklären die Zeugen, erhebt sich ein Sturmwind, und es fällt ein sintflutartiger Regen, „als ob ein Strom niedergegangen wäre." In wenigen Augenblicken sind die

Kleider Gilles de Rais' und seiner Gefährten völlig durchnäßt. Mit Mühe und Not kommen sie bei dem Unwetter nach Hause zurück. Um das Unglück voll zu machen, waren die Zugbrücken aufgezogen. Gilles fluchte. Da stand er in dem strömenden Regen, naß bis auf die Haut, und hatte auch nicht den Schwanz des kleinsten Teufels gesehen.

Mit einem andern Beschwörer, namens Jean de la Rivière, den er von Poitiers hatte kommen lassen, wäre der Baron de Rais beinahe glücklicher gewesen. Die Gesellschaft hatte sich an die Ecke eines Waldes, nahe beim Schlosse Tiffauges begeben. La Rivière war bis an die Zähne bewaffnet. Er trug eine Sturmhaube auf dem Kopfe und war mit Schulterblechen, Armschienen und einem Brustharnisch aus poliertem Stahl bewehrt; dazu hatte er ein großes Kriegsschwert und einen großen Daggert mitgenommen. Er drang allein in das Dickicht vor. Gilles, Blanchet, Henriet und Poitou blieben am Waldrand zurück. Bald hörten sie einen großen Lärm von aneinanderschlagenden Degen und ein lautes Waffengeklirr. La Rivière kämpfte mit dem Teufel. Weit entfernt, dem Magier zu Hilfe zu eilen, blieben Gilles und seine Genossen, starr vor Angst, mit schlotternden Armen stehen, zitternd wie Blätter im Herbst. Endlich erschien La Rivière, außer Atem, verstört. Er hatte den Teufel in Gestalt eines Leoparden gesehen und einen hitzigen Kampf mit ihm geführt. Der Baron de Rais gab ihm am folgenden Morgen zwanzig Goldtaler. Als er sie erhalten hatte, erklärte der Magier, daß er genötigt sei, nach Poitiers zurückzukehren, um dort einige zu neuen Beschwörungen nötige Gegenstände zu holen, und ließ sich nicht wieder blicken.

Nicht immer entzogen sich unsre Hexenmeister so geschickt den Krallen des Dämons. Einst wiederholte einer, dessen Name nicht mehr bekannt ist, die magischen Zeremonien im Schlosse Tiffauges. Gilles de Sillé war bei der Szene zugegen. Er wäre lieber anderswo gewesen und hatte sich, um sich zu schützen, mit einer Statuette der heiligen Jungfrau ausgerüstet, die er in seine Arme schloß. Es wurde ein Kreis geschlossen, und Gilles trat hinein. „Schlagt vor allem nicht das Kreuz," sagte der Beschwörer zu ihm. Die Beschwörung begann. Gilles, dem nicht sehr behaglich zumute war, begann ein „Alma Redemptoris" zu sprechen.

„Nun, was macht Ihr da?" sagte der Hexenmeister.

Gilles de Sillé, der in der Nähe des Fensters stand, öffnete es und sprang hinaus. Rais macht das Zeichen des Kreuzes, stürzt auf die Türe zu, die er hinter sich verschließt, und eilt Gilles de Sillé nach. Aber was wurde aus dem Magier? Man hörte einen Lärm von Schlägen, die auf ein Becken zu hämmern schienen. Der Unglückliche! Der Teufel ist im Begriffe, ihn zu erwürgen. Endlich hört der Lärm auf. Gilles macht sich Vorwürfe über seine Feigheit, und öffnet leise die Türe wieder. Der Beschwörer liegt auf dem Boden ausgestreckt; er hat eine Beule auf der Stirn. Rais legt ihn mit Hilfe seines Kameraden auf sein eignes Bett, und sorgsame Pflege bringt ihn zum Leben zurück, aber er ist so schwach, daß Gilles ihm die Sterbesakramente reichen läßt.

Ein andres Mal wurde Prelati vom Teufel fürchterlich durchgeprügelt. Und diese Szenen, aus denen die Hexenmeister mit blauen Flecken und Quetschungen bedeckt hervorgingen, hatten wenigstens die Wirkung, daß sie Rais von dem tatsächlichen Vorhandensein der höllischen Geister überzeugten; aber die Beschwörer gestanden später einer alten Frau, die „la Picarde“ genannt wurde, daß es nur Betrügereien gewesen seien, deren sie sich bedient hätten, um den Baron de Rais unter ihrem Einfluß zu behalten und ihm weiter sein Geld abnehmen zu können.

Einer dieser Beschwörer, ein Engländer Namens Jean, zapfte eines Tages dem Baron de Rais Blut aus dem kleinen Finger ab. Mit diesem Blut ließ er ihn ein Schriftstück unterzeichnen, auf dem er den Teufel anflehte, ihm alle Wünsche zu erfüllen. Gilles bat um Gold und Macht „und um jene wunderbare Kraft, ganz nach seinem Begehren die durch die Kunst und die Natur bestverteidigten Festungen und Städte zu Fall zu bringen, ohne daß jemals ein Mensch die Oberhand über ihn gewinnen könne.“ (Schluß folgt.)

Das Haus im Grunde.

Novelle

von

Thusnelda Kühl.

Es hat seine Geschichten — seltsame, alte, die ich zusammenlas von den Lippen des Volks und aus dem Archiv des Pastorats. Nicht die seltsamste will ich heut berichten, aber die zuletzt geschehene, die schon in unsre Zeit hineingehört, denn sie hat mir am meisten das Herz ergriffen.

Nur deswegen vielleicht, weil der Mund, der sie erzählte, der alte, welke, zahnlose Frauenmund, so ergreifend zu reden wußte von einem Stück Menschenleben — einem Stück nur, das sich dort abgespielt in dem alten verfallenen Hause.

Ich will versuchen, wieder zu erzählen, was ich vernahm — was anders lautet als der erste Bericht, das lautet schlechter — mich dünkt, ich hätte bei keines Dichters Wort je klarer geschaut als bei der Erzählung der alten Frau, die im Dorfe für halb irre galt, mit der die Kinder straflos ihre Possen trieben.

Sachte nahm sie meine Gedanken an ihre Hand und leitete sie die Pfade, die die ihren gingen. —

Der letzte Abendschein schlich um das grau-weiße Gemäuer, die Stockrosen an den Wänden leuchteten und lockten, aber kein Menschenfuß nahte sich der Schwelle des Hauses, keiner verließ sie. Geschlossen blieben selbst die klein-

scheibigen, bleigefaßten Fenster. Aber schön waren sie im Abendstrahl! Glänzend wie kostbares, venezianisches Glas.

Ueber den Kirchhof drangen von der Dorfstraße her abgebrochene Laute — halbverwehte Liederverse, schrille Kinderstimmen vom Spiel.

Sachte schleifte die frühe Dämmerung des Spätsommerabends ihr dunkles Schleiergewand durch die wildverwachsenen Steige des Gartens, auf denen Nesseln und Blumen einander kosend umfingen. Ein erster Stern stand wie ein waches Auge über dem alten Brunnen im Holundergebüsch. Auf dem Dache schwatzten ein paar Spatzen von einer Skandalgeschichte, die irgendwo geschehen sein sollte, nur wußten sie nicht, ob im Reiche der Sperlinge oder der Menschen. —

Hinter den venezianischen Glasscheiben wurde es hell, als die Nacht nun kam. Lautlos trat ein uraltes Weib durch die tiefe Bogentür und legte tastend die schweren Holzläden vor die erhellten Fenster. Nur aus dem herzförmigen Ausschnitt strömte ein Lichtschein in die Gartenwildnis.

Dieses Licht fiel auf die große, kräftige Gestalt eines Mannes, der sich aus dem Schatten des Buschwerks löste und, ohne einen Gruß zu bieten, ohne eine Aufforderung abzuwarten, der Frau ins Haus folgte.

Drin herrschte ein wohligeres Behagen als das Gebäude von außen, wie es traumversunken in dem tiefen, wilden Garten lag, vermuten ließ. Das Wohngemach war lichtdurchströmt bis in den kleinsten Winkel — es war Kerzenlicht, das von einem Messingkronleuchter ausstrahlte, dessen Form an Kirchenleuchter erinnerte.

„Guten Abend nun auch, Mutter Jakobsen." Sie saß am schnurrenden Spinnrade und nickte gleichmütig.

„Guten Abend, Dietrich Harring — ich dachte, du würdest nicht mehr kommen."

„Wer sagt das?" brauste er auf. „O, nur die Spatzen," erwiderte sie in demselben, etwas schleppenden Tone wie zuvor. Den Blick hob sie nicht, es wäre auch nutzlos gewesen, die steinalte, mumienhafte Frau war blind. Aber taub war sie nicht, und sein unwilliger Ton weckte ein Lächeln auf ihrem Gesicht, ein listiges, seltsames, böses Lächeln.

Er achtete ihrer nun weiter nicht, da er vor dem geschnitzten Stuhle stand, auf dem Esther Jakobsen saß, das Enkelkind der blinden Alten.

Ihre Tracht war ein wenig phantastisch, Schultern und Arme, schön geformt und bronzefarben, waren frei, ein weißes, spitzenbesetztes Hemd krauste sich um ihren Oberkörper, ein breiter Gürtel schloß den dunkeln Kleidrock um ihre Hüften. Das Haar, das sich um Hals und Schläfen lockte, war schwarz und die Augen, die langgeschlitzt zwischen schwarzen Wimpern blitzten, türkisblau. Auf ihre Brust hing eine Goldkette herab, an dem schlanken Handgelenk schimmerte ein goldenes Band.

Das war Esther Jakobsen, des verstorbenen Arv Jakobsen und einer masurischen Dienstmagd Tochter, die „Taterndirne" wie sie im Dorfe hieß, wenn man es nicht vorzog, sie mit hämischem Lippenziehen als Dietrich Harrings Braut zu bezeichnen. Davor hatte man sich freilich in letzter Zeit etwas gehütet.

Er stand vor ihr und hielt ihre Hände. Leise ließ sie sie aus den seinen gleiten und begann aufs neue der schnurrenden Katze auf ihrem Schoße das dreifarbige Fell zu streicheln. Doch ihre Augen blieben in den seinen haften, und ein halbes Lächeln öffnete die vollen roten Lippen.

„Dietrich —"

Solange er sie schon kannte und besaß — solange, daß der erste Jugendschimmer darüber von ihrer weichen, bräunlichen Wange gewichen war —, wenn sie seinen Namen in diesem Tone sprach, halblaut, ganz erfüllt von Leidenschaft, so ging ihm immer aufs neue ein Schauer durch den Leib. Er wandte sich hastig ab und fuhr mit der Hand durch das dichte, dunkelblonde Haar, das sich eigensinnig aus der breiten Stirn bäumte.

„Dietrich —" Wieder derselbe Ton — der Ton, der ihm ins Herz und in Blut und Nerven zugleich dringt.

Er nimmt die bunte Katze von ihrem Schoß und wirft sie unsanft gegen die Kachelwand. Klagend drückt sie sich in die Ecke, in den Schutz der alten Standuhr, die gleichmäßig tickend die Stunden der Nacht zu messen beginnt. Und der als übermäßig stolz berufene Bauer liegt auf den Knien vor dem Taternmädchen, stammelt, den Kopf auf ihren Schoß legend, wirre Liebesworte, küßt mit brennenden Lippen die Mädchenhände, die ihn liebkosen.

„Dirn, ich möchte dich töten —" Leise lacht sie — ein müder Laut, der das Schnurren des Spinnrades, das Ticken der Uhr fast auslöscht.

Sie hebt mit ihren weichen Händen seinen Kopf in die Höhe, streicht sein wirres Haar glatt und geht zur Tür.

„Was willst du? Bleib!" Wie eine Klammer legt sich sein Arm um ihren Leib. Sie wimmert leise: „Du zerbrichst mich, wilder Dietrich — es gilt doch nicht die letzte Nacht zwischen dir und mir —?"

„Esther, die gilt's, das weißt du," röchelt er. —

Das Wort scheint keinen Glauben zu finden bei ihr, sie windet sich geschmeidig los und, den roten Mund ganz nah dem seinen, lacht sie — halblaut nur, doch voll von allen Geistern des Lebens.

Aus der Küche kehrte sie mit einem kohlengefüllten Messingbecken zurück, darauf stand eine dampfende Wasserkanne.

Während sie mit schlangenweichen Bewegungen hantierte, die hinter der Glastür des Wandschranks befindlichen Gläser und Teelöffel holte und einen heißen, roten Trank mischte, verzehrte er sie mit seinen Blicken.

Dann tranken sie alle drei den starken, süßen Wein — wortlos tranken sie, nur zwei Augenpaare redeten.

Für ein paar Minuten begann darauf das schnurrende Spinnrad wieder zu erzählen, da aber brach der Faden, die uralte Frau schlief ein im Sorgenstuhle, ins Bett ging sie schon seit vielen Jahren nicht mehr.

Noch einmal füllte Esther die beiden Gläser; des Bauern Hand, die ihre Finger umschloß, war fieberheiß, des Taternmädchens Gesicht aber wurde blasser, ihr Auge dunkel, doch unheimlich klar und klug.

Sie löschte die Kerzen am Kronleuchter, den vor hundert Jahren Owe Lorenz Jakobsen gegossen hatte als Modell für den Kirchenleuchter — dicke, schwelende Luft blieb zurück. Da hüllte sie ein Tuch um ihre Schultern und ging ihm voran in die Gartenwildnis.

Schwer dufteten die Blumen des Spätsommers, Levkoien, Reseden und Raute. Die Spatzen hatten die schlimme Skandalgeschichte beendet, durch eine tiefe Stille klang der Schlag der Mitternacht vom nahen Turme.

Esther Jakobsen schritt voran, gerade auf den verfallenden Brunnen zu, in dessen Holunderschatten ein Steinsitz war.

„Esther!" rief er lauter, als die Vorsicht guthieß. „Was fällt dir ein? Um Mitternacht am Brunnen? Hast du vergessen —?"

„Was, Dietrich Harring?" fragte sie mit einem dunkeln Drohen in der Stimme.

„Nichts, Esther," entgegnete er hastig.

„Setze dich zu mir," lud sie ihn ein, und er tat, wie sie gebot. Trotz der Schwüle der Nacht schlugen seine Zähne aufeinander. Aus der Kirchenluke flog ein Käuzchen, sein beutegieriger Schrei zerriß die nächtliche Stille.

„Was will der Totenvogel?" fuhr der Mann auf. „Und was willst du hier?"

Einen Augenblick zögerte sie mit der Antwort, dann stand sie auf und legte ihre Hand auf seinen Arm.

„Komm, Dietrich, du tust mir leid," hub sie an, und ihre Stimme klang schwesterlich weich, „ich brauche dich nicht zu erinnern an etwas, das du nicht vergessen hast und nie vergessen kannst — das Geheimnis der Tiefe!" schloß sie leise.

Ihr Schritt kehrte zum Hause zurück, und in dem Maße, wie sie den alten Brunnen hinter sich ließen, kam ihm Kraft, Mut und Leidenschaft — alles, was ihn verlassen — wieder. Ehe sie ins Haus traten, hielt er sie schon in seinen Armen und erstickte sie fast mit Küssen.

Drinnen tickte die Uhr, schnurrte die Katze und schnarchte die alte Frau im Lehnstuhl, und die Luft war schwer und betäubend von den verglühten Kerzen.

„Komm," sagte er, sie von der Schwelle fortziehend, „das riecht wie Totenlichte."

„Nein," antwortete sie, „du mußt mit mir kommen — noch einmal soll alles sein, wie ich es will — und der Geruch paßt gut für diese Nacht."

Dann schlang sie ihre Arme um seinen Hals — die erste Zärtlichkeit, die sie an diesem Abend aus freien Stücken erwies — und fragte mit stiller, klarer Stimme: „Du gehst heute von mir, Dietrich Harring?"

Er vermied ihren Blick, als er finster herausstieß: „Es ist die letzte Nacht, die uns gehört —"

„Das weißt du heute doch wohl noch nicht?"

Er streckte die Arme nach ihrer entweichenden Gestalt aus. „Esther, es muß ja sein —"

„Es muß sein?“ wiederholte sie, und der ruhige Metallklang ihrer Stimme schien zersprungen. „Ja, das meinst du vielleicht, Dietrich — für Geld und Gut verkauft ihr blondes Volk ja Liebe und Treue —, aber es wird nicht sein, denn ich bin treu — wir alle sind es, die wir braune Haut haben — du brauchst nur an Guste Sarunska zu denken! — und vor die Stufen des Altars lege ich mich, ehe du mit der blutlosen Deichgrafentochter zum Priester gelangst. Was ich halte, das halte ich, Dietrich!“

„Und meine Zukunft, meine Ehre?“ fuhr er ihr ins Wort. „Ich sorge für dich, anständig, mehr als anständig, und mein Herz bleibt dir treu — es gibt nur ein Weib für mich, und das bist du —, du wirst doch nicht eifersüchtig sein auf die blonde Christiane?“

Sie schüttelte stolz verneinend den Kopf und fuhr fort: „Du sprichst von deiner Zukunft — sie ist mein wie deine Vergangenheit — versuch's, mich aus deinem Leben herauszuschaffen! Und deine Ehre! — Ich lache darüber — wie kommst du denn mit einem Male darauf? Das Wort kenne ich nicht bei dir. Wenn du meine Liebe hast, was willst du dann mehr? Oder, Dietrich Harring, hast du vergessen, wie heiß und stark und — sagtest du es nicht selber? — wie süß meine Liebe ist!“

„Nichts habe ich vergessen,“ entgegnete er, seinen Arm um ihre Hüften legend, „und nichts werde ich vergessen. Laß mich nur erst Deichgraf sein und schuldenfrei auf Wittbek sitzen, so soll auch auf dich der Glanz des Goldes fallen — die reichsten Seidenstoffe, Ringe und Ketten — alles, was euch schönen Weibern so gut steht — will ich an dich verschwenden.“

Sie lachte.

„Warum lachst du, Esther?“

„Sprich weiter,“ drängte sie, „du bist gewiß noch nicht zu Ende —“

Er zog sie enger an sich und flüsterte. Daß sie in seinen Armen zitterte, mißverstand er, denn die Dunkelheit entzog ihr bleiches Gesicht seinem Blick.

„Siehst du, so wird nichts anders zwischen dir und mir.“

Aber ihre Gedanken hatten rasche Füße und standen schon mitten in seiner Zukunft — sie sah seine Hand den Scheitel — blondhaariger Kinder liebkosen und eine blasse Frau mit gelbem Haar in dem knisternden Seidenkleid der reichen Bäuerin an seiner Seite sonntäglich zur Kirche schreiten.

Da stieß sie den Mann von sich.

„Ich will nie dein Herz mit einer andern teilen, Dietrich! Das ist meine Ehre — da wir nun einmal von solchen Dingen reden.“

Er lehnte sich rückwärts gegen die Tischplatte und sagte mit schwerer Zunge: „Du oder ich, Esther Jakobsen — das ist meine Wahl — ich bin nur ein Mensch, so opfere ich dich auf und rette mich selber. Wenn mir des Deichgrafen Tochter nicht aus dem Sumpf hilft, dann kann ich übers Jahr betteln.“

Ihre Hand streicht über die lange goldene Halskette, die sie trägt, daß sie leise klirrt.

„Du lügst, Dietrich! Du hast gemeint: Das Geld der einen und die Liebe der andern — so wird's ein lustig Leben!"

„Ja, die Liebe der andern!" stößt er wild heraus. „Wie lange soll ich heute drum betteln?" Und ehe sie sich zu sträuben vermag, hält er sie umschlungen, wie ein Hammerschlag ist sein Herz an ihrer Brust. Und sie wehrt sich nicht, denn wie sie ihn immer geliebt hat, so liebt sie ihn heute noch — elementar, mit der Ganzheit ihres wunderbaren halbwilden Wesens.

Die Sommernacht schreitet über die schlummernde Welt, traumselig girrt ab und zu ein Vogel im Schlafe auf, und im reichgeschnitzten Stuhl aus alter Zeit sitzt Dietrich Harring, an ihn geschmiegt mit der katzenhaften Grazie ihrer vollen, geschmeidigen Gestalt das Taternmädchen. — Und wie er dürstend ihre Küsse trinkt, kommt noch einmal ihre Leidenschaft sehnsüchtig und gewährend der seinen entgegen.

Als die Sonnenaufgangskühle über das schlafende Dorf ging, verließ er das Haus im Grunde, und Esther Jakobsen gab ihm das Geleit.

Eine Stunde später klang der schwerfällige Fußtritt zweier Tagelöhner über die Straße; es waren Siewert Nickels und Sünke Hansen, die ältesten Arbeiter der Gemeinde, die stets zuerst auf ihrem Posten standen.

Da, wo vom Kirchhof die zerbröckelnden Steinstufen zur Straße hinabführten, hemmten sie ihre Schritte, denn der, in dessen goldene Weizenbreiten heute ihre Sichel schlagen sollte — Dietrich Harring von Wittbek, der lag hier am Boden. Sinnlos betrunken — wie sie anfangs kopfschüttelnd meinten — schwer verwundet, wie sie im nächsten Augenblick erkannten, denn unter seinem Körper war eine große Lache, und ein langer Faden klebrigen Blutes zeichnete sich auf den grauen Steinstufen ab.

Da nahmen sie ohne müßiges Reden den schweren Körper auf ihre alten, lastgewohnten Arme und trugen ihn nach Wittbek, das im Schatten seiner Rieseneschen ruhevoll auf hoher Werft lag.

Ruhevoll freilich nicht mehr, seit man den wunden Mann die Hofstelle hinauftrug.

Manch ein Jahrzehnt später, als längst das Gras auf Dietrich Harrings Hügel wucherte, erzählt noch die alte Frauken Daniels, die dazumal als Kleinmädchen auf Wittbek gedient hatte und nun im Westerender Armenhaus ihr Witwenbrot aß, von jenem bösen Tage, an dem nach ihrer Meinung das Unglück des Bauern seinen Anfang genommen hatte.

„Noch kann es mir im Traum geschehen," sagte sie dann wohl, „daß ich Hektor und Philax heulen höre wie damals, als sie den Herrn für tot ins Haus brachten."

Die alte Frau hatte recht — ein böser Tag war's gewesen —

Das wilde Durcheinander, das Unglücksstätten zu Orten des Grauens macht, war damals auf Wittbek. Die Hunde heulten, die Mädchen schrien, und der Knecht ließ wild die Peitsche knallen, als er zur nahen Stadt zum Arzte

jagte. Keiner Mutter, keines Weibes liebende Hand hütete den Frieden des Lagers, auf dem ächzend und wimmernd der todwunde Mann lag.

Da fiel, als die Sonnenstrahlen weit vom Westen her durch die offene Haustür wanderten, Esther Jakobsens Schatten auf die Schwelle.

Und ob der Arzt auch anfangs mißtrauisch und verwundert das fremdartige, dunkle Weib angeblickt hatte, das sich zur Pflege erbot — als er ihre leisen, sicheren Bewegungen gesehen, die ersten Handreichungen von ihr empfangen hatte, wußte er, daß sie eine geborene Samariterin sei.

Und so wenig wie er beanstandete irgend ein andrer ihr Tun. Denn was auch etwa im Dorfe gemunkelt worden war über den Wittbeker Unfall, so drang doch davon nichts in die Krankenstube. Aus dieser dagegen kam eines Tages das Gerücht, daß der Bauer auf den schadhaften Stufen ausgeglitten sei und sich im Fallen das Messer, eine Art Stilett, in die Seite gestoßen habe.

Ja, derartiges sei dem wilden Dietrich wohl zuzutrauen, hieß es da mit behaglichem Lachen. Sich eine Mordwaffe als Spielzeug zu kaufen, das sei ihm ähnlich. Das andre mit der Taterndirn, was einige gemutmaßt hatten, sei ja auch einfältiges Gerede! Wenn die ihm hätte ans Leben wollen, würde sie wohl jetzt ihn nicht gesund pflegen.

Mit dem Gesundpflegen war's indessen nicht eilig auf Wittbek, bedenklicher schien vielmehr des Kranken Zustand zu werden mit jedem Tage, und eine Nacht kam — die neunte nach dem Unglück —, da Esther Jakobsen mit blassem Munde fragte: „Unsre letzte Nacht, Dietrich Harring —?"

Aber der Morgen kam, und Licht und Leben siegten.

Als des Bauern Augen zum ersten Male wieder bewußt um sich schauten, schnürte das Taternmädchen sein Bündel und ging hinaus in die weite Welt.

Nimmer aber kündeten die Kirchenglocken die Hochzeit des Wittbekers mit der blonden Deichgräfin. Vielleicht daß jener nicht mehr ihr Begehren reizte, seit er, ein Zerrbild seines früheren Selbst, mit gekrümmtem Leibe und wunderlich verwüsteten Zügen, von seinem Schmerzenslager erstanden war — oder daß sie unversöhnlichen Groll trug über das Walten seiner ehemaligen Liebsten an seinem Krankenbett! Oder hatte er es schier vergessen, nach ihrem Gelde zu fragen?

Und nun ging dennoch Dietrich Harrings mühsam gerettetes Leben in die Brüche — nur nicht jählings, wie's der Zorn verratener Liebe gewollt, sondern stückweis.

Was scherte ihn fürderhin sein verfallendes Gut? Was tat's, wenn durch des stolzen Giebels Löcher der Regen ihm in Heu und Korn hineinfiel? Er saß auf der Roßhaarbank in der Wirtsstube — dort war's im Sommer kühl, im Winter warm — und schmunzelnd schenkte ihm Ketel Kröger Grog auf Grog, und späterhin, als in seiner Tasche die großen Geldstücke seltener wurden, Schnaps auf Schnaps. Darüber ging, was einst er gewünscht und gedacht, mählich schlafen.

Gleichmütig verkaufte er eine Fenne nach der andern, nur die Käufer für sein Haus schreckte er mit wildem Wort zurück.

„Meint ihr Halunken, der Bauer von Wittbek wolle auf der Straße sterben wie ein verreckendes Vieh?“

Was den Wittbeker so zugrunde gerichtet hatte, darüber war die Meinung der Dorfleute klipp und klar — die Treulosigkeit der Deichgrafentochter war's gewesen. Zwar mischten sich in die also feststehende öffentliche Meinung noch ein paar Stimmen, die ganz andres kündeten — aber sie verstummten wie Spatzenlärm auf den Dächern.

*

Und die Zeit verging. Der Tag stand vor der Tür, wo Dietrich Harrings Haus unter den Hammer sollte. Da trank er seinen letzten Schluck, und es war noch einmal goldblinkender, dampfender Grog.

Als er im kühlen Pesel aufgebahrt lag, stand die alte Leichenfrau verwundert an seinem Sarge.

Der dalag, war nicht mehr der notorische Trinker des Ortes, der lang verachtete, verspottete „Wittbeker“ — es war noch einmal der Dietrich Harring vergangener Zeit. Auf dem wächsernen Gesichte stand nur geschrieben, was Gutes in ihm gewesen, was er an Leid getragen. Und sie zündete die gelben, florumwundenen Wachsstöcke an, zerdrückte eine Träne im Auge und ließ ihn allein.

Die Herbstnacht brauste in den Eschenkronen, sie sauste vorbei an den klirrenden Fenstern, die in rostigen Angeln hingen.

Als des Nachtwächters Horn eben im Dorfe die Mitternacht verkündet hatte, schritt eine dunkle Gestalt die ausgestorbene Werft hinan.

Aus dem Pesel sah sie das Licht zwischen den Baumkronen hindurchschimmern — dahin wandte sie den Schritt, doch langsam, als hänge eine Last an ihren Füßen — und ächzende Töne nahm der Nachtwind von ihren Lippen, die er umhüllte mit seinem Brausen.

Die Fenster aber waren, feierlich und schaurig anzusehen, mit weißen Laken dicht verhangen. Stöhnend drückte die Frau die Stirn an die Scheiben. So stand sie lange, bis sie in des Windes Nachtgesang einen fremden Ton vernahm — als wenn in rostiger Angel eine Tür sich kreischend drehe.

Sie stieß einen leisen Laut aus, der wie Frohlocken klang und ging, doch nun nicht mehr mit schwerem, erdgefesseltem Schritt, um die Hausecke.

Wieder lauscht sie, tastend gleiten ihre Hände an den Türen und Fenstern entlang. Umsonst! Als wolle er sie necken, weht der Wind ihr immer wieder den verlorenen Laut ans Ohr — von einer Tür, die sich in rostiger Angel schwingt.

Es muß die kleine, nur in früheren Zeiten großen Viehbestandes benutzte Stalltür an der Westerwand sein! Schon ist sie dort — stößt die obere Hälfte auf, daß sie laut an die Wand schlägt, öffnet mit zitternder Hand die untere Klinke und schreitet hinein ins Dunkel.

Mit schlafwandelnder Sicherheit geht sie durch Stall und Hinterhaus, hört

die wunderlichen Laute, die von Gebälk und Mauern auf sie eindringen, weiß nicht, ob schlanke Marder ihre nächtlichen Tänze aufführen und huschende Fledermäuse an die Ständer fahren — oder ob die toten grauen Tage des Elends raunend in den Winkeln hocken und die mißhandelten Hausgeistchen höhnend auf den Balken reiten. — Weiß es nicht und achtet es nicht. Nur einmal stockt ihr sicher durch die Finsternis schreitender Fuß — und das ist an der Tür des Pesels, von dessen Schlüsselloch aus sich eine schmale Lichtlinie durch die dunkle Diele zieht.

Nun ist auch dieses Zaudern überwunden, der Drücker biegt sich unter ihrer Hand, die Tür geht auf, und sie steht auf der Schwelle. Die Kerzen flackern in der Zugluft, als wollten sie verlöschen.

Sie geht hinein, in ihren lautlosen Bewegungen liegt etwas Groteskes und dennoch Graziöses, die Kopfhülle gleitet auf ihre Schultern, und eisgraues Haar umbauscht wild ein braunes Antlitz, das runengefurcht und verwittert ist wie ein Bautastein.

Das Haupt weit vorgeneigt, nähert sie sich dem Mittelpunkt des Zimmers, wo die Kerzen flackernd den Sarg umstehen. Und wie sie regungslos steht und schaut und schaut — da erwacht in ihren trüben, irren Augen von mattem, erloschenem Grau ein blitzendes, funkelndes Leben.

„Unsre letzte Nacht, Dietrich Harring,“ murmelt sie, dann durchstößt ein rasches, heißes Weinen ihren Körper. Sie streichelt mit ihren Händen, die von dem Sonnenschein und Regen der Landstraße gezeichnet sind, sein kaltes, bleiches Antlitz und flüstert weinend einmal über das andre: „Mein Dietrich, o mein Dietrich —“

Stunde auf Stunde verrinnt, ruhig schläft das Dorf, nur der Nachtwächter begleitet noch immer mit eintönigem Ruf den Schritt der Zeit. Niemand dort unten ahnt, daß auf Wittbek ein Weib weinend die Totenwacht hält.

Als wechsle sie mit dem tief Schlummernden noch Rede und Antwort, klingt ihr Flüstern — dieses Flüstern, das wie Windeshauch in welken Blättern ist.

„Unsre letzte Nacht, mein Dietrich —!“

Und diese Nacht ist noch einmal voll heißer Blumendüfte, des Mondes Sichel hängt darüber, Vogelstimmen girren schlaftrunken im Busch — Dietrich Harring, der Schöne, Starke, hält Esther Jakobsen an seiner Brust — wie ein Hauch steigen Liebesworte auf ihre Lippen und ersterben in Küssen. Wie die Blumen duften in seliger Liebesnacht —

„Dietrich, o Dietrich,“ wimmert sie, — „es sind ja deine Totenkränze, die da duften.“

So lange die Herbstnacht in den Eschenkronen träumt, weicht das Weib nicht von des Wittbekers Sarg. Doch als die Kerzen im Morgengrau fahler zu glänzen beginnen, geht sie hinaus und wankt die Werft hinab.

*

Das Haus im Grunde hatte wie schlafend manches Jahr gelegen. Seine Fenster, mit Brettern übernagelt zum Schutze gegen den Mutwillen der Schul-

jugend, sahen wie geschlossene Augen aus. Längst hatten die wuchernden Nesseln im Garten die Blumen erstickt, die einst in heißen Nächten Dietrich Harring und das Taternmädchen umduftet hatten.

Nun war es plötzlich erwacht. Durch die Fenster stahl sich der letzte Sonnenglanz des scheidenden Jahres, und die Nesseln im Garten bogen sich unter dem Schritt der Herrin, die unter dem Staunen und Mißtrauen der Dorfleute, doch im Schutze der Ortsbehörde, ihr Eigentum wieder bezogen hatte. Das war an demselben Tage gewesen, an dem der Wittbeker zur Ruhe gekommen war.

Nahe ihrem Garten, am Kirchhofsgraben lag sein Grab. Oft bogen ihre hageren Arme das Holundergezweig auseinander, das dort unten wucherte, und in ihre müden, hilflosen Augen trat, wie aus weiter Ferne kommend, ein Ausdruck heißer, leidvoller Sehnsucht.

Die Dorfbewohner, deren Neugier anfangs die Einsame gepeinigt hatte, ließen sie allgemach in Frieden. Man sagte achselzuckend, sie sei wirr im Haupt. Sie führte auch oft wunderliche Reden, sang Liebes- und Wiegenlieder am Brunnen und lachte ohne Groll zu dem Spott der Kinder.



Literarische Berichte.

Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals Albrecht v. Stosch, ersten Chefs der Admiralität. Briefe und Tagebuchblätter, herausgegeben von Ulrich v. Stosch, Hauptmann a. D. Mit dem Bildnis Albrecht v. Stosch. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geheftet M. 6.—; in vornehmem Leinenband M. 7.—.

Diese hinterlassenen Aufzeichnungen des am 29. Februar 1896 verstorbenen Generals und Admirals, der mit in erster Reihe steht unter den Männern, deren Wirken die Anfänge des neuen Deutschen Reiches festigen half, haben — wie unsern Lesern bekannt — schon bei ihrer bruchstückweisen Veröffentlichung in der „Deutschen Revue" ein ganz ungewöhnliches Aufsehen wegen ihrer Freimütigkeit und ihrer vielfach hochinteressanten vertraulichen Mitteilungen erregt. Das einstimmige Urteil der Leser und der Kritik ging dahin, daß diese Briefe und Tagebuchblätter des Mannes, der schon 1866 als Oberquartiermeister der kronprinzlichen Armee hervortrat, dann im deutsch-französischen Kriege sich hohe Verdienste als Generalintendant der deutschen Heere wie als Generalstabschef des Großherzogs von Mecklenburg erwarb und endlich als Chef der Admiralität der deutschen Kriegsmarine eine feste innere Ordnung und Gliederung sicherte, unter den in neuerer Zeit erschienenen Memoirenwerken einen bevorzugten Platz beanspruchen dürfen. Man wird dies Urteil doppelt berechtigt finden, wenn man die von Stosch hinterlassenen und von seinem Sohne herausgegebenen Mitteilungen jetzt im Zusammenhange liest, seit sie in würdiger Ausstattung und mit einigen Ergänzungen als Buch vorliegen. Kein Historiker, der die vaterländische Geschichte im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts schreibt, wird dies Werk, in dem der Leser oft höchst überraschende Blicke hinter die Kulissen der Weltgeschichte tun kann, unberücksichtigt lassen dürfen; aber allen Gebildeten mag es warm empfohlen sein, zumal da diese von scharfer Beobachtungsgabe und gesundem und sicherem Urteil zeugenden Niederschriften in ihrer Frische und Unmittelbarkeit zugleich eine ungemein fesselnde Lektüre bilden.

Fr. R.

Staatslexikon. Zweite, neubearbeitete Auflage. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben im Auftrage der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland von Julius Bachem. Heft 24—27. Freiburg im Breisgau. Herdersche Verlagshandlung.

Im 24. Heft findet sich zunächst der Schluß des im vorhergehenden Heft abgebrochenen, sehr eingehenden und gründlichen Artikels über Krieg und Kriegsrecht von Resch. Besonderes Interesse erregt die 60 Spalten umfassende Darstellung des Kulturkampfes und der Maigesetzgebung aus der Feder Karl Bachems, die sich bei aller Wahrung des prinzipiellen Standpunkts doch von jeder leidenschaftlichen Erregung freihält. Von wichtigen kirchenpolitischen und kirchengeschichtlichen Artikeln sind ferner die über die Kurie und über das kirchliche Lehramt bemerkenswert, von solchen allgemein politischen Inhalts die über Legitimität, Liberalismus, öffentliche Meinung, Menschenrechte, Militarismus, Monarchie — von sozialpolitischen und nationalökonomischen die über Landarbeiter, Landwirtschaft, Lehrlings- und Gesellenwesen, Leihhäuser, Lohn — von Biographien die von Lamennais, Leibniz, Lieber, de Maistre, Mallinckrodt. — Wie die früheren Hefte sind auch die vorliegenden so gehalten, daß auch der politisch und religiös Andersdenkende sie mit Nutzen und Belehrung lesen kann. Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Fingerzeige. Von Oscar Wilde. Ins Deutsche übertragen von Felix Paul Greve. Minden in Westf., J. C. C. Bruns' Verlag.

Diese Essaysammlung des englischen Dichters, der gegenwärtig in Deutschland besonders als Dramatiker mehr und mehr bekannt und gewürdigt wird, darf als eine wirkliche Bereicherung unsrer ästhetischen Literatur bezeichnet werden. Schon deshalb, weil sie den richtigen, wenn auch einseitig richtigen Kern der Bewegung, die man mit dem Schlagwort: L'art pour l'art kurzerhand abzutun sich angewöhnt hat, in reizvoller Darstellung bietet. Die — z. B. in dem wichtigsten Stück: „Kritik als Kunst" gewählte — dialogische Form gestattet es dem Verfasser, seine Probleme von verschiedenen Seiten anzupacken, und macht die Lektüre zu einem direkt künstlerischen Genuß. Daß nicht selten paradoxe Einfälle auftauchen, die mehr blendend als klärend wirken, soll nicht verschwiegen werden.
Br.

Restauration und Revolution. Von Dr. Richard Schwemer. Leipzig, B. G. Teubner.

In knappen Zügen stellt das Büchlein, das 37. der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt", die Entwicklung des deutschen Einheitsgedankens von 1800 bis 1848 dar. Das Geschick der Zusammendrängung eignet dem Verfasser in hervorragendem Maße. Zum Schluß möchte er die Beschränkung auf das Erreichte aus der Vergangenheit heraus als Aufgabe der Zukunft hinstellen; aus seiner eignen Darstellung kann man ebenso gut das Ziel der Weltpolitik begründen.
—ß.

Dramaturgie des Schauspiels. Von Heinrich Bulthaupt. Ibsen, Wildenbruch, Sudermann, Hauptmann. Oldenburg und Leipzig. Schulzesche Hofbuchhandlung. M. 5.—.

Den drei Bänden seiner „Dramaturgie des Schauspiels" hat B. den vierten angeschlossen, der die Bewegungen und Veränderungen, die die deutsche Dramatik in allerjüngster Zeit an und in sich erfahren, an vier hervorragenden, scharf voneinander unterschiedenen Persönlichkeiten zur Darstellung bringen möchte. Wenn unter diesen vieren der Norweger Ibsen sich befindet, so ist das leicht begreiflich, denn er hat auf die deutsche Literatur einen tiefgehenden Einfluß ausgeübt. B. besitzt ein unendlich reiches Wissen auf dramaturgischem Gebiet, wie überall zu sehen ist. Das kommt seiner Darstellung immer zu gut. Das zeigen die treffenden Vergleiche, die er anstellt. B. ist zwar ein großer Bewunderer der Klassiker, besonders Shakespeares, aber er ist auch nicht blind gegen das Schöne, das in den modernen Dramen sich findet. Er bekämpft nur den Naturalismus, der sich auf geistlose Kopistenarbeit beschränken zu können glaubt. Eine frische, freie Kritik leuchtet aus seinem ganzen Buche hervor. Wir wünschen ihm die beste Aufnahme.
E. M.

Aus Eduard Laskers Nachlaß. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Cahn. Erster Teil. Fünfzehn Jahre parlamentarischer Geschichte (1866—1880). Berlin, Georg Reimer.

In der „Deutschen Revue" ist bereits 1892 ein Bruchteil des schriftlichen Nachlasses von Eduard Lasker, sein politischer Briefwechsel aus den Jahren 1870 und 1871, veröffentlicht worden. Aus den reichhaltigen sonstigen Aufzeichnungen, die der Verstorbene hinterlassen hat, wird in diesem Bande — dem weitere folgen werden — eine Denkschrift mitgeteilt, die letzte, größere, leider unvollendete Arbeit, in der Lasker in großen Zügen schildert, wie Preußen zur Vormacht Deutschlands und Deutschland zum Einheitsstaate geworden ist, und welchen Anteil die nationalliberale Partei bei dem Einigungswerke an Gesetzgebung und Verwaltung hatte. Die Aufzeichnungen brechen da ab, wo der

Wandel in der inneren Politik eine Spaltung in der nationalliberalen Partei herbeiführte. Für die folgenden Bände ist die Veröffentlichung von Laskers Briefwechsel, Aufsätzen und wichtigsten Reden, sowie biographischen Mitteilungen vorgesehen. Br.

„Ueberleg's!“ Plaudereien von Tony Schumacher. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Elegant gebunden M. 4.—

Bekannt ist die liebenswürdige, gemütvolle und zu Herzen sprechende Art der Verfasserin von: „Was ich als Kind erlebt“, „Vom Schulmädel bis zur Großmutter“ und „Spaziergänge ins Alltagsleben“. In dem gleichen Tone wie diese beiden letztgenannten Sammlungen von Plaudereien sind auch die in dem neuen, sehr hübsch ausgestatteten Bändchen vereinigten gehalten. Die geschätzte Verfasserin vermeidet durchaus die doktrinäre, lehrhafte Manier, die so unleidlich wirkt; sie plaudert unterhaltend und anregend und weiß gerade dadurch so überzeugend zu wirken. Immer folgt man ihr mit Freude und Aufmerksamkeit, ob sie nun über Vergnügungen und Vergnügtsein oder über trübe Stimmungen, über Kindererziehung und Berufswahl oder über falsche und wahre Bildung, über die Alten und die Jungen oder über unsre Hunde, und was sie sonst noch alles berührt, spricht. In erster Linie wendet sich das hübsche Büchlein an junge Mädchen und Frauen, denen wir es besonders ans Herz legen möchten. Fr. R.

Das Abendland und das Morgenland. Eine Zwischenreichsbetrachtung von Hermann Frank. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger.

Eine Reihe von Betrachtungen über allgemeine Fragen, zu denen der Verfasser durch die Eindrücke eines 15jähriges Aufenthalts im Osten gelangt ist. Frank versteht es nicht, seine Gedanken streng zu ordnen, und es ist nicht leicht, das Buch vom Anfang bis zum Ende zu lesen. Wer es aber durchblättert, findet überall bald eine scharfe ethnographische Beobachtung, bald eine neue und wohlbegründete Idee, die zum Weiterlesen auffordert, bis der Faden auf eine andre Spule springt. K. F.



Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Bechtolsheimer, Heinrich. Zwischen Rhein und Donnersberg. Roman aus der Franzosenzeit. Gießen, Emil Roth. Gebunden M. 4.—

Behrbohm, Johannes, Gedichte. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 1.50.

Birnbaum, Georg, Komödiantenspiel. Ein Lustspiel in vier Akten. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 1.50.

Borel, Henri, Liliane. Sozialer Roman. Aus dem Holländischen von Else Otten. München, Dr. J. Marchlewski & Co. M. 1.50.

Castelli, Cesare, Venedig. Roman. Deutsch von C. Leroi. München, Dr. J. Marchlewski & Co. M. 1.50.

Deutsche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben von Prof. Dr. Otto Lyon. Heft 7. Heinrich v. Kleist. Von Dr. R. Petsch. Heft 8. Gottfried Keller. Von Dr. Rud. Fürst. Heft 9. Fr. W. Weber. Von Dr. E. Wasserzieher. Heft 10. Richard Wagner. Von R. Petsch. Leipzig, B. G. Teubner. 50 Pf. pro Bändchen.

Deutsche Kunst und Dekoration. Illustrierte Monatshefte für moderne Malerei, Plastik, Architektur, Wohnungskunst und künstlerische Frauenarbeiten. Heft I des VII. Jahrgangs 1903/04. Darmstadt, Alexander Koch. Jährlich 12 Hefte für M. 24.—

Eleutheropulos, Dr. A., Gott — Religion. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Ewald, Oscar, Nietzsches Lehre in ihren Grundbegriffen. Die ewige Wiederkunft des Gleichen und der Sinn des Uebermenschen. Eine kritische Untersuchung. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Feldigl, Ferdinand, Maria Magdalena. Freie epische Dichtung. Bruck b. München, Albert Sighart. M. 2.—

Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Band XXII, Heft 11. Franz Zorell S. J., Zur Frage über „Babel und Bibel“. Heft 12. Dr. Gottfried Buschbell, Das vatikanische Archiv und die Bedeutung seiner Erschließung durch Papst Leo XIII. Preis des Bandes (12 Hefte) M. 3.60. Einzelhefte 50 Pf. Hamm i. W., Verlag von Breer & Thiemann.

Fricke, K. und F. Eulenburg, Beiträge zur Oberlehrerfrage. I. Die geschichtliche Entwicklung des Lehramts an den höheren Schulen. II. Die soziale Lage der Oberlehrer. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.20.

Goethes Sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in vierzig Bänden. Herausgegeben von Eduard von der Hellen. Band 24. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. Preis des Bandes geheftet M. 1.20, in Leinwand gebunden M. 2.—, in Halbfranz M. 3.—

Heijermans jr., Hermann, Ausgewählte Falkland-Skizzen. Uebersetzt von R. Ruben. Pößneck i. Thür., Bruno Feigenspan. M. 2.—

Hübner's Geographisch-statistische Tabellen aller Länder der Erde. 52. Ausgabe für das Jahr 1903. Herausgegeben von Prof. Dr. Fr. v. Juraschek. Frankfurt a. M., Heinrich Keller. Kartonniert M. 1.50.

Illustrierte Geschichte der deutschen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. Anselm Salzer. Mit 110 farbigen und schwarzen Beilagen, sowie über 300 Textabbildungen. Heft 5. Vollständig in 20 Lfg. à M. 1.—. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft.

Kadich, Heinrich v., Aus dem Tagebuch eines Sonntagsjägers. Erlebtes und Erlauschtes. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 1.50.

Kampffmeyer, Dr. Georg, Marokko. Mit einer Kartenbeilage. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. M. 2.20.

Köstlin, Therese, Gib acht auf die Gassen! Sieh nach den Sternen! Gedichte. Stuttgart, Max Kielmann. M. 2.—

Lehmann, Arthur R. H., Krankheit, Begabung, Verbrechen. Ihre Ursachen und ihre Beziehungen zu einander. Mit 48 Figuren im Text. Berlin, J. Gnadenfeld & Co. M. 6.—

Meyer, Prof. Dr. Hans, Das deutsche Volkstum. Zweite, neubearbeitete Auflage. Lfg. 1. Vollständig in 16 Lieferungen zu je M. 1.— mit 43 Tafeln farbig und schwarz, sowie 1 Karte. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Nietzsche, Friedrich, Nachgelassene Werke. Band IX. Aus den Jahren 1869—1872. Zweite, völlig neu gestaltete Ausgabe. Leipzig, C. G. Naumann.

Pfungst, Arthur, Neue Gedichte. Dritte vermehrte Auflage. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. M. 2.—

Portig, Gustav, Die Grundzüge der monistischen und dualistischen Weltanschauung unter Berücksichtigung des neuesten Standes der Naturwissenschaft. Stuttgart, Max Kielmann. M. 2.—

Rau, Hans, Franz Grillparzer und sein Liebesleben. Mit zahlreichen Porträts. Berlin, H. Barsdorf. M. 5.—

Revue de Paris, La, 10e Année. Nr. 18. 15 Septembre 1903. Paraît le 1er et le 15 de chaque mois. Paris. Prix de la livraison Frs. 2.50.

Roland, Asta Maria, Um Liebe. Die Geschichte eines jungen Mädchens. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2.—

Saitschick, Robert, Menschen und Kunst der italienischen Renaissance. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Samarow, Gregor, Um Zepter und Kronen. Zeitroman. 17. Tausend. Neue einbändige Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 4.—

Schmidhuber, Erwin, Aus knappen Stunden. Dichtungen. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2.—

Schreiber, Max, Buddha und die Frauen. Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 90 Pf.

Schulgesundheitspflege. Verhandlungen der IV. Jahresversammlung des Allgemeinen Deutschen Vereins für Schulgesundheitspflege am 2./3. Juni 1903 in Bonn a. Rh., Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.60.

Sheehan, P. A., Lukas Delmege. Ein moderner Seelsorger-Roman. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von Anton Lohr. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft. M. 4.—

Spanische Unterrichtsbriefe nach der Originalmethode Toussaint-Langenscheidt. Brief 34. Alle 14 Tage erscheint ein Brief à M. 1.—. Vollständig in zwei Kursen à 18 Briefe. Bei Vorausbezahlung des ganzen Werkes M. 27.—. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Staatslexikon. Zweite, neubearbeitete Auflage. Herausgegeben von Dr. Julius Bachem. 34. bis 36. Heft. Erscheint in 5 Bänden von je 9 bis 10 Heften. M. 1.50 pro Heft. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.

Stauf von der March, Ottokar, Litterarische Studien und Schattenrisse. I. Reihe. Mit vier Bildnissen. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 3.—

Stosch, Ulrich v., Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals Albrecht v. Stosch, ersten Chefs der Admiralität. Briefe und Tagebuchblätter. Mit dem Bildnis Albrecht v. Stosch. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geheftet M. 6.—; gebunden M 7.—

Swift, Morrison J., The Monarch Billionaire. New York, J. S. Ogilvie Publishing & Co. $ 1.—

Volksbote 1904. Ein gemeinnütziger Volks-Kalender. 67. reich illustrierter Jahrgang. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung. 50 Pf.

Voß, Richard, Ein Königsdrama. Roman aus einem deutschen Herrscherhause. Band 1 und 2 des 20. Jahrgangs von Engelhorns „Allgemeine Roman-Bibliothek". Stuttgart, J. Engelhorn.

Wainstabl, Wilhelm, Der Stadtsee und die heil'ge Kirche. Komödie in drei Akten. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 1.50.

Wichmann, Fritz, Bonaparte und Bourbon. Historisches Drama in fünf Akten aus der Zeit Napoleons I. Braunschweig, Richard Sattler. M. 2.—

Wolff-Cassel, Louis, Ich. Liebeskunst. Fünfte, durchgesehene und vermehrte Auflage. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 1.—

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Luxus im Heere.

Von

C. Freiherrn v. d. Goltz.

In letzter Zeit ist das Thema „Luxus im Heere“ wieder vielfach öffentlich erörtert worden. Wer die gewöhnlichen Abhandlungen darüber zur Hand nimmt und die Verhältnisse nicht näher kennt, der kann leicht zu der Ansicht kommen, daß unter unsern Offizieren ein schwelgerisches und verschwenderisches Leben herrsche, das mit Recht in weiten Kreisen Anstoß errege und andern Ständen ein böses Beispiel gäbe.

Davon ist selbstverständlich gar nicht die Rede. Abgesehen von einigen jungen Herren, deren Eltern mit Glücksgütern gesegnet sind, führen unsre Offiziere einen durchaus sparsamen Haushalt und suchen sich schlecht und recht mit geringen Mitteln, den steigenden allgemeinen Ansprüchen gegenüber, durchs Leben zu schlagen. Es geht auch in den Kasinos im allgemeinen einfach her, und es gibt Regimentskommandeure genug in der Armee, die reiche Kandidaten für ihr Offizierkorps gerade deswegen zurückweisen, *weil* sie reich sind, und weil ihre Lebensführung es den ärmeren Kameraden schwer macht, ein knapp geregeltes Dasein ohne Unzufriedenheit weiter zu ertragen. Zahlreiche Offiziere kommen mit der sogenannten „Königszulage“ von 20 Mark monatlich durch, und man wird gewiß gern allgemein zugeben, daß sich damit heutzutage kein allzugroßer „Luxus“ treiben läßt.

Unter der Spitzmarke „Luxus im Heere“ ist im Grunde genommen auch etwas andres verstanden, als sie besagt. Sie wirkt aber verhängnisvoll; denn sie nährt die gehässige Stimmung gegen den Kriegerstand, und insbesondere gegen das Offizierkorps, die sich jetzt in der Zeit langen Friedens, wo weite Kreise das gesamte Heer wie einen kostspieligen Luxusartikel empfinden, wieder hier und dort breit macht. Gemeint ist tatsächlich nur die fortschreitende Verteuerung des militärischen Berufs, die die früher so bevorzugte Offizierslaufbahn den unbemittelten Familien immer mehr und mehr verschließt. Darüber aber geben sich die wenigsten Leser Rechenschaft, und so wird mit dem falschen Schlagwort der Boden bereitet, auf dem dann später Früchte gedeihen, wie das jüngst durch die Presse laufende, alberne, aber leider sicher vielfach geglaubte Märchen von dem jungen, reichbegabten Divisionskommandeur im Osten, der deshalb urplötzlich verabschiedet wurde, weil er mit einem Bruder verkehrte, der Volksschullehrer

war, und weil seine Frau aus einer kleinen Kaufmannsfamilie stammte. „Das sind ja die Tage vor Jena“, stand mit gesperrten Lettern darunter. Die Menge schaudert vor solchen Zuständen, und die Abneigung gegen das Heer, in dem dergleichen angeblich vorkommt, wächst; und doch ist das innige Zusammenleben von Volk und Heer im Interesse beider und zum Heile des Vaterlandes dringend notwendig.

Daher wollen wir denn auch unsre Abhandlung über den „Luxus im Heere“ mit der bündigen Erklärung beginnen, daß es Gott sei Dank bisher noch keinen wirklichen Luxus im Heere gibt. —

Um so ernster ist dagegen die Frage zu erörtern, wie der zunehmenden Verteuerung der Offizierslaufbahn entgegenzuwirken sei? Gewiß kann in dieser Hinsicht mehr geschehen als bisher, gewiß liegt manche Gefahr in dem Mitschwimmen den Strom hinab, in dem sich das allgemeine bürgerliche Leben bewegt, das mit der wachsenden Wohlhabenheit vermehrtem materiellen Genusse entgegenstrebt. Der ernsteste Widerstand ist hier geboten und muß ohne falsche Scheu rücksichtslos durchgeführt werden.

Die Ursachen für die Verteuerung liegen zunächst in der bedeutenden Umwandlung, die der Geldwert in den letzten Jahrzehnten durchgemacht hat. Er ist in demselben Maße gesunken, als die Preise für alle Lebensbedürfnisse stiegen. Auch heute noch speist man meist recht bürgerlich in den Kasinos. Wenn aber den Offizier seine Mahlzeit in diesen Anstalten ehedem 60 oder 75 Pfennige kostete, so ist heute selbst der geschickteste Oekonom oder Tischvorstand nicht mehr imstande, das möglich zu machen. Er muß zum mindesten den doppelten Preis verlangen. Die Gehälter sind aber nur bei den unteren Chargen im Offizierkorps um etwa 25, höchstens 30 Prozent, bei den höheren überhaupt nicht gestiegen. So ist denn hier schon der erste Grund zu einem Defizit gegeben. Ganz ebenso steht es mit den Wohnungen, die auch der Anspruchloseste für die Miete, die vor 30 oder 40 Jahren gezahlt wurde, nirgends mehr findet.

Mit der Kleidung ist es nicht anders gegangen. Der Rock, der einst 18 Taler kostete, hat heute einen Preis von 80 Mark. Er ist also um nahe an 50 Prozent des alten Preises gestiegen. Nun sind auch die Ansprüche, die in dieser Hinsicht jetzt von Amts wegen an den Offizier herantreten, weit größer geworden. Es handelte sich für ihn ehedem nur um einige Stunden Vormittagsdienst, aber nicht einmal an allen Tagen der Woche um einen Dienst am Nachmittage. An das Kriegsmäßige dachte man bei weitem weniger. Niemand verlangte von dem Schützenoffizier oder Kompagniechef, daß er sich im Gefecht, ohne Rücksicht auf einen guten Anzug, neben den Schützen auf den nassen Boden niederwerfen sollte. Die Märsche, die Felddienst-, die Nachtübungen beschränkten sich auf ein bescheidenes Maß. Der Verbrauch ist daher heute ein ungleich schnellerer als damals. Der Aufwand an Kleidung ist zugleich in allen Ständen außerordentlich gestiegen; sie tragen sich sämtlich besser als zur Zeit der Großväter. Man beginne nur mit den geringsten und denke an Dienstmädchen und Zofen von einst und jetzt.

Die Schieß- und Felddiensthose letzter Garnitur mit dem eingesetzten Stücke unten an der inneren Seite, wie auch ich sie einst noch getragen habe, und der geflickte Stiefel, den König Friedrich Wilhelm III. noch in Ehren hielt, gehören jetzt der Sage an. Man muß indes gerecht sein und zugeben, daß ein Offizier, der sich in unsern Tagen so in den Straßen einer großen Garnisonstadt zeigen wollte, ebenso unliebsames Aufsehen erregen würde, wie der, der die Kleiderpracht ins Lächerliche treibt. Gar mancher, der heute moralisch entrüstet über Luxus im Heere schreibt und spricht, würde dann im stillen der Meinung sein, daß der junge Mann in Uniform, den jedermann sieht, sich doch wohl besser hätte kleiden können, um seiner Truppe vor Fremden keine Unehre zu machen.

Es ist — was Abnutzung und Verbrauch von Kleidung anbelangt — auch bei lebhaftestem Drängen nach Sparsamkeit nicht viel zu erreichen. Die neue Art der Ausbildung, die gesamte Lebensführung des Volkes ziehen darin bestimmte, nicht zu überschreitende Grenzen.

Das Modell seiner Kleidung und Ausrüstung darf sich der Offizier nicht selbst so wählen, wie es für seinen Beutel paßt, sondern es wird ihm dienstlich gegeben. Manche Abhandlungen klingen trotzdem so, als sei dem Offizier aus kostspieligen Ornamenten, die er an seiner Uniform trägt, persönlich ein Vorwurf zu machen. Man stellt sich, als habe der junge Leutnant, dessen Regiment eine Stickerei verliehen wird, das Recht, seinem Kommandeur zu erklären, er bedaure recht sehr, das Geld für gestickte Aufschläge und Rockkragen nicht anwenden zu können und gedenke nach wie vor in der alten Uniform zu erscheinen.

Daß junge Leute ihre Freude an einem ihnen verliehenen Abzeichen haben, wird niemand tadeln; denn es ist eine königliche Ehrung, die zwar nicht ihnen persönlich, aber doch ihrer Truppe zuteil wird. Auf der andern Seite empfinden sie jede Ersparnis, die für sie in bezug auf Kleidung und Ausrüstung angeordnet wird, mit dankbarem Herzen.

Das Kostspielige ist übrigens mehr das Nebeneinander verschiedener Stücke zu gleichem Zweck, als der Preis des einzelnen Stücks, die weißen **und** braunen Handschuhe, die Feldbinde **und** Schärpe, der hohe derbe Stiefel für den Dienst **und** der feine hohe Stiefel für die Meldungen im Paradeanzuge, Paletot und Umhang u. s. w. Selbst bei geringem Gebrauch veralten einzelne Gegenstände schnell und müssen ersetzt werden; auch wächst mit dem Vielerlei der Prozentsatz von Verlust durch Mangel an Aufsicht, wie er aus der Junggesellenwirtschaft doch nun einmal nicht ganz zu bannen ist.

Die Vereinfachung und Verbilligung der Offizierslaufbahn nach dieser Richtung hin hängt nicht vom Offizier selbst ab; sie eingehender abzuhandeln, ist hier auch nicht der Ort, und so können wir uns auf die Erklärung beschränken, daß kein Versuch, darin Abhilfe zu schaffen, in der Armee auf Widerspruch stoßen, sondern mit ungeteiltem Beifall aufgenommen werden wird.

Vielmehr kommt es darauf an, diejenigen Punkte zu berühren, in denen der Offizier **selbst und aus eigner Kraft** helfen kann.

Ganz allgemein ist da voranzustellen, daß der Offizier in seinen sämtlichen Ausgaben, seien es auch die kleinsten, anfangen soll, zu rechnen — rechnen, nicht knausern. Es ist sehr wohltuend, wenn man auf das Geld nicht zu achten braucht; man kann dann leicht liebenswürdig, namentlich ein vortrefflicher Gesellschafter und Kamerad sein. Aber in dieser glücklichen Lage befinden sich nur die allerwenigsten Offiziere. Die andern sollen sich vor allen Dingen mit der Empfindung erfüllen, daß es für den Kavalier keine Schande ist, wenn er einmal erklären muß, das Geld für eine Ausgabe nicht zu haben. Es ist nicht leicht, sich von gemeinsamen Veranstaltungen auszuschließen; denn der einzelne ist dabei mancher Neckerei, manchen abfälligen Bemerkungen ausgesetzt. Wer sich aber klar macht, daß namentlich der junge Offizier den größten Teil des Geldes, das er ausgibt, nicht selbst erwirbt, sondern von Eltern oder Verwandten erhält, der wird auch dazu kommen, das Eingeständnis der Armut nicht zu scheuen. Unehrenwert ist es, auf andrer Leute Kosten nobel zu sein. Das ist des Hochstaplers Geschäft; ihm wollen wir es auch lassen. Der Wohlhabende aber soll erkennen, welches Unrecht es in den meisten Fällen ist, über den Kameraden, der sich ausschließt, die Achseln zu zucken und es ihm zu verdenken, wenn er ein gemeinsames Vergnügen nicht „mitmachen" will. Nicht ein jeder hat den Charakter, der im Mantel der Kameradschaft erscheinenden Verlockung ernsthaft zu widerstehen, und dieser Widerstand soll nicht noch unnütz erschwert, sondern muß erleichtert werden.

Demnächst kommt die Vereinfachung der offiziellen und halboffiziellen Geselligkeit an die Reihe. Da wäre zunächst mit dem Dinerzwang zu brechen. Es ist eine widerwärtige moderne Unsitte, sich nur noch zum „Essen" einzuladen, und leider steht diese Unsitte in Deutschland in höchster Blüte. Sie hat bedauerlicherweise auch in das Offizierkorps ihren Einzug gehalten. Es gibt Leute, die es übelnehmen, wenn sie zu irgend einer Abendunterhaltung eingeladen werden, ehe sie in demselben Hause zum Diner waren, gerade, als ob das Essen die edelste aller menschlichen Tätigkeiten sei, in der sich verbundene Seelen besonders hoch ehren. Stundenlang sitzt man zu Tische, als ob es ein Ausdruck von Wertschätzung wäre, jemand recht viel volle Schüsseln vorzusetzen, — oft zwischen Personen, die man eben erst kennen gelernt hat, und mit denen zu verkehren man gar nicht beabsichtigte. Man ißt und trinkt mehr, als man sonst gewohnt ist, erhebt sich, trennt sich womöglich nach Geschlechtern und erwartet, jeder freien Bewegung beraubt, die Stunde zur Heimkehr. Es liegt darin eine Art Zivilisationsbarbarei, die energisch zu bekämpfen eigentlich jedes Gebildeten Pflicht sein müßte. Dabei ist diese Art der Gastlichkeit eine recht kostspielige, und leider halten sich die weniger Bemittelten überdies noch meist für verpflichtet, sie so, wie sie diese empfingen, wiederzugeben, mag das Budget der Hausfrau darüber auch für den ganzen Monat in Unordnung geraten.

Da lobe ich mir den Orient mit seinen patriarchalischen Gewohnheiten. Die Wilden dort sind in mancher Hinsicht wirklich „bessere Menschen", als wir Fahnenträger moderner Kultur. Der Großwesir und sein Schäfer erweisen im

türkischen Reiche dem Gaste die gleiche Ehre. Sie reichen ihm den türkischen Kaffee und die Zigarette dar. Damit ist genug getan; das kann auch der Aermste — und wenn der Reichere mehr tun will, so ist das seine Sache. Er verpflichtet damit niemand anders zum Nachfolgen.

Eine recht üble Zutat der Dinergeselligkeit ist, daß sie meist zu verhältnismäßig früher Stunde beginnt, man also obendrein noch einen guten Teil der besten Arbeitszeit verliert.

Im Kreise der Offizierkorps sollten die „Festessen" aufs äußerste eingeschränkt werden. Man kann sich doch auch, ohne den Löffel zu schwingen, in angenehmer Art gesellig vereinigen. Vor allen Dingen ist bei solchen Gelegenheiten der Fortfall der Musik erwünscht. Sobald die Musik bei Tische erschallt, wird die Tafel unsolider. Der Spektakel der Instrumente in geschlossenem Raume berauscht ebenso wie der Wein; er zwingt zum lauten Sprechen und dies trägt dazu bei, die Sinne zu benehmen. Es macht überdies Durst und steigert so die natürliche Wirkung der ganzen Festlichkeit. Man kommt spät nach Hause, schläft unruhig, erwacht ohne rechte Erquickung, hört das Durcheinander von Musik und Stimmengewirr noch bis 10 oder 11 Uhr vormittags im Ohre und ist halb denk- und arbeitsunfähig. Wenn es außer dem Kaisersgeburtstag noch zwei oder drei offizielle „Festmahle" jährlich im Offizierkorps gäbe, so wäre das schon reichlich genug. Ehedem kannte man nur den Königsgeburtstag, der in solcher Art gefeiert wurde, und der junge Leutnant mit dem leeren Portemonnaie sprach das ganze Jahr davon.

Ruhmvolle Erinnerungen durch Feier des Gedenktages hochzuhalten', ist gewiß ein lobenswertes Ding. Aber es kann anders geschehen als durch eine gemeinsame Mahlzeit, beispielsweise durch eine Festrede, einen Vortrag, eine, die Erinnerung an das Geschehene belebende, Uebung u. s. w.

Auf diesem Gebiete ist in Vereinfachung viel zu tun. Wie schön und leicht durchzuführen wäre die Rückkehr zur einfachen Abendunterhaltung bei schlichter Bewirtung mit ein oder zwei Schüsseln und einem Glase leichten Weines, aber anregender Unterhaltung. Diese findet man dann im Gespräch mit Freunden, mit denen man, einmal nicht an den Stuhl genagelt, ungezwungen verkehren kann, bei gemeinschaftlichem literarischem und künstlerischem Genuß, oder auf einem zwanglosen Tänzchen der jungen Welt, während das Alter weiser Erörterung des Staatswohls obliegt. Das ruiniert niemand, bildet im Austausche von Gedanken den Geist, ermüdet und erschöpft nicht und hat zudem den Vorzug, daß man sich zu späterer Stunde und erst nach getaner Arbeit zusammenfinden kann. Die Leistungsfähigkeit für den nächsten Morgen wird gleichfalls nicht beeinträchtigt. Freilich dürfen solche Zusammenkünfte nicht durch steife Förmlichkeit zu dem gefürchteten „sauren Mops" ausarten. Aber die Freundlichkeit der Gastgeber kann sich auch bei dieser Gelegenheit durch Entfernung des Zwanges im besten Lichte zeigen. Die Wärme ihres Herzens und Gemüts vermag viel leichter die Versammlung zu durchströmen, als es an einer langen, von Blumen und Silbergerät bedeckten Tafel möglich ist.

Man wende nicht ein, daß der Fortfall einiger Festmahle nur wenig ausmache und, so zu sagen, ohne finanziellen Effekt bleibe. Die ganze Lebensart gestaltet sich unwillkürlich einfacher, wenn die offizielle Geselligkeit damit den Anfang macht. Die Ansprüche werden auch bei vielen andern Gelegenheiten herabgesetzt. Wer daran gewöhnt wird, in einem Punkte auf Einfachheit zu halten, der hält auch unwillkürlich in den andern darauf.

Sehr viel können die Regimentskommandeure in dieser Beziehung tun, wenn sie in ihren Offizierkorps gemeinsame Vergnügungen schlichter Art, wie kleine Sommerausflüge, an den ohnehin knapp bemessenen freien Tagen anregen. Es gibt Offizierkorps, bei denen sich auf diese Art ein förmliches Familienleben entwickelt und niemand mehr an kostspielige Aufnahme im Kameradenkreise denkt. Geht es bei diesen Festen recht bescheiden her, so verschwindet allmählich die falsche Scheu vor dieser Bescheidenheit. Gott sei Dank ist der größere Teil unsrer Jugend heute noch dafür gestimmt und das Gegenteil eine Ausnahme. Im Grunde des Herzens fügen sich die meisten jungen Leute in die größeren Ausgaben nur mit einem stillen Seufzer, weil sie fürchten, den Schein der Knickerigkeit auf sich zu laden. Auf ein solches falsches Ehrgefühl sind viele Auswüchse zurückzuführen.

Ich bin noch als alter Leutnant, ja sogar noch als junger Hauptmann im Generalstabe bei Urlaubsreisen in Zivil gereist, um dritter Wagenklasse fahren zu können, und ließ es mir auf irgend einer Mittagsstation an einem Stück Fleisch und einem Glase Bier genügen.

Jüngst sah ich die „Herren Kadetten“, vom Herbsturlaub zurückkehrend, zum nicht geringen Teil im D-Zuge, zweiter Klasse auf eigne Kosten reisen und traf sie auch im Speisewagen beim Diner mit der obligaten Flasche Wein vor sich. Sie sind ja nun in ihrem Daheim alle an die gleiche spartanische Lebensweise gewöhnt, und auch diejenigen, die sich hier so gut pflegten, tun das mehr, weil sie glaubten, es ihrem Ansehen schuldig zu sein, als weil sie das materielle Bedürfnis wirklich empfinden. Gut wäre es jedenfalls, solche Auswüchse von oben her zu unterdrücken. In alten Zeiten besorgten wir das unter uns; allein die Gegenwart verlangt mildere und gesetzlichere Mittel, als wir sie angewendet haben.

Im Leben der Kasinos muß natürlich das gleiche Beispiel gegeben werden. Sie sind zum Teile in ihrer Ausstattung zu luxuriös. Das humane Streben, dem Offizier für seine freien Stunden ein behagliches Heim zu gewähren und ihn damit dem verderblichen Einfluß des Kneipenlebens zu entziehen, hat nach dieser Richtung zu weit geführt. Die reicher ausgestattete Umgebung verleitet unmerklich mit der Zeit auch zu größeren eignen Ansprüchen, wie — nach alter Erfahrung — die elegantere und vornehmere Wohnung allmählich auch das Budget der Hausfrau mehr belastet. Alle teuren Genußmittel sollten aus Küche und Keller überhaupt verschwinden, schon damit die billigeren nicht durch den Vergleich minderwertig erscheinen. Eine leidige Gewohnheit sind auch die neuerdings Mode gewordenen Blumenarrangements auf der Tafel. Sie haben bei der Mahl-

zeit von Soldaten auf mich stets den Eindruck einer weibischen Angewohnheit hervorgerufen. Jedenfalls sollte dafür nie ein Groschen ausgegeben, sondern allerhöchstens das gestattet werden, was die Ordonnanzen im Kasinogarten finden.

Selbst die prächtigen Dienstwohnungen, mit denen übrigens andre Verwaltungen, namentlich die Reichspost, begonnen haben, bringen mancherlei Nachteile mit sich. Sie erzeugen einen unbequemen Gegensatz zwischen Schein und Wirklichkeit bei nicht bemittelten hohen Staatsbeamten und Offizieren und setzen ihre Sparsamkeit einer falschen Beurteilung aus.

Die Anhänger der Theorie, daß man durch den äußeren Glanz das Ansehen unterstützen müsse, darf man auf Friedrichs des Großen Antwort an einen seiner Gesandten verweisen, der von ihm das Geld zur Haltung einer Equipage forderte, weil alle übrigen Gesandten eine solche besäßen, und dem der König dann schrieb: „Gehe Er nur ruhig zu Fuß und raßle Er ordentlich mit dem Säbel, dann wird Er schon zu Ansehen kommen.“

Gewiß gibt es manche Stellen, an denen sich der Hebel ansetzen läßt, um das Leben unsers Offizierkorps noch einfacher und sparsamer zu gestalten, als es ist. Ein vollständiges Programm für die Vereinfachung läßt sich indessen nicht aufstellen; denn man kann das häusliche Dasein, namentlich der verheirateten Offiziere, nicht reglementarisieren. Mit Einzelheiten ist auch das Thema nicht erschöpft.

Die Hauptsache bleibt, daß im Offizierkorps jede falsche Scheu vor der Armut und materiellen Dürftigkeit wieder, wie einst, verschwinde, und daß der Offizierstand sich der schönen Aufgabe bewußt werde, mit diesem guten Beispiel den übrigen Ständen voranzugehen. Er kann sich damit, den inneren Gefahren gegenüber, die unser Volksleben bedrohen, ein ebenso großes Verdienst erwerben, wie gegenüber der äußeren Gefahr mit dem Schwerte in der Hand. Man mißt heute den moralischen Kräften meist eine weit geringere Wirkung bei, als den technischen und materiellen Hilfsmitteln, und doch sind es jene gewesen, die den Entwicklungsgang der Völker in der Geschichte vor allem bedingt haben. So wird auch hier die moralische Einkehr das Beste leisten. Ist die ganze Lebensanschauung des Offizierkorps in materiellen Dingen überhaupt auf das Einfache gerichtet, so regeln sich danach alle Einzelheiten in seiner Existenz und in seinem Auftreten von selbst.

Keine Mühe darf daher gescheut werden, den Offizier wieder mit dem Stolze der Armut zu erfüllen, den einst der Ordensritter empfand, als er dieser Göttin mit bloßem Haar und nackten Füßen die ewige Treue schwor.



Rechberg und Bismarck 1863 bis 1864.

Von

Friedrich Graf Revertera.

(Schluß.)

Ich hatte offiziell weder über den Abschluß des Waffenstillstandes noch auch über den Wechsel im Oberkommando der Armee eine Mitteilung erhalten, hielt es aber für notwendig, die Rückwirkung dieser Ereignisse auf meine Stellung in Schleswig bei Graf Rechberg in Erinnerung zu bringen. Da ich, laut der mir erteilten Instruktion, dem Feldmarschall Wrangel zugeteilt war, so mußte das künftige Verhältnis zum neuen Oberkommandanten klargestellt oder meine Mission als beendet angesehen werden.

Für die Dauer des Waffenstillstandes war es überdies notwendig, Verfügungen zu treffen, zu denen ich mich ohne genauere Kenntnis der zwischen Wien und Berlin mutmaßlich getroffenen Vereinbarungen nicht für berechtigt halten konnte. Im Hafen von Flensburg z. B. wurde die dänische Handelsflagge nicht geduldet, obwohl sie die einzige war, deren sich die Schiffe der Herzogtümer bedienen durften, solange ihre staatsrechtliche Verbindung und Lostrennung von Dänemark nicht vertragsmäßig gesichert war. Ich warf die Frage auf, ob es nicht tunlich wäre, eine neutrale Interimsflagge einzuführen, unter der die schleswig-holsteinischen Fahrzeuge ungefährdet ein- und auslaufen könnten, ohne bei Wiederausbruch der Feindseligkeiten von den Kriegführenden belästigt zu werden. Die völkerrechtliche Anerkennung einer solchen Flagge konnte meines Erachtens unschwer zu erlangen sein, und die Folge hat diese meine Voraussetzung als richtig erwiesen. Vorläufig war die Reederei so gut wie ohne eine Flagge, die ihr den Danebrog zu ersetzen vermochte. Ein Mißverständnis setzte mich selbst einmal der Gefahr aus, von preußischem Militär beschossen zu werden, das meine österreichische Flagge nicht vom Danebrog zu unterscheiden wußte. Ich kreuzte mit meiner Frau in der Flensburger Bucht, als eine Abteilung preußischer Soldaten unter Segel an uns vorüberfuhr und der kommandierende Unteroffizier mir zurief, sofort die Flagge einzuziehen. Ich suchte ihm begreiflich zu machen, das sei die österreichische, zu deren Führung ich berechtigt war. Davon wollte der Mann nichts hören, drohte vielmehr, im Weigerungsfalle schießen zu lassen, und da im selben Augenblicke die Gewehre sich gegen uns senkten, hielt ich es für einen übel angebrachten Heldenmut, meine Frau den Kugeln der Verbündeten auszusetzen, und strich die Flagge, ersuchte aber das königliche Platzkommando, den Truppen über den der österreichischen Flagge schuldigen Respekt eine Belehrung zu erteilen, was auch geschah. Seitdem flatterte meine Flagge lustig im Winde, die Küstenschiffahrt der Herzogtümer aber war durch das Fehlen einer neutralen Flagge vollständig unterbunden.

Durch die Spärlichkeit der mir aus Wien zukommenden Informationen wurde ich besonders unangenehm berührt, als verlautete, daß die k. k. Regierung sich dazu entschlossen habe, das Erbrecht des Herzogs Friedrich von Augustenburg anzuerkennen. Ich hatte darüber noch keine Mitteilung erhalten, und doch war es nicht möglich, die Tatsache, die auf mein Verhalten bestimmend einwirken mußte, länger zu ignorieren. Ich äußerte mich darüber in einem am 1. Juni erstatteten Berichte. „Von Kiel aus," schrieb ich u. a., „werden alle Hebel in Bewegung gesetzt, um das nördliche Schleswig zum Schauplatze einer Bewegung zu machen, die bestimmt ist, dem Plane einer eventuellen Lostrennung entgegenzuarbeiten. Man zählt offenbar darauf, daß von einer energischen Repression angesichts der neuen Lage der Dinge keine Rede sein werde und, wenn auch dafür in dem Verhalten der obersten Zivilbehörde kein Anhalt gegeben ist, so hat doch die Schwäche der Bundeskommissäre in Holstein dem Augustenburgschen Lager eine solche Zuversicht eingeflößt, daß ein Versuch der erwähnten Art gar nicht zu den Unmöglichkeiten gehört." (NB. in London wurde über eine Zweiteilung von Schleswig beraten, wovon der nördliche Teil bei Dänemark verblieben wäre.)

„Was nun gar, wenn es dem Prinzen Friedrich einfiele, die Gunst der Umstände zu einem Besuche in Schleswig zu benutzen? Ich bitte Eure Exzellenz, erwägen zu wollen, daß wenn ich für einen solchen Fall nicht neue Instruktionen erhalte, ich nicht anders handeln kann, als den Prinzen mit Güte oder Gewalt über die Grenze zu schaffen ...

„Ich werde gedrängt und bestürmt, dazu meine Einwilligung zu geben, daß im Norden Schleswigs unter den dänischen Beamten und Personen gründlich aufgeräumt werde, damit eine eventuelle Abstimmung (auch darüber wurde in London verhandelt) in einer oder der andern Form nicht unter dänischem Einflusse vor sich gehe. Ich bin auf derlei Zumutungen nicht eingegangen, kann aber doch nicht verkennen, daß wenn die Politik des Kaiserlichen Kabinetts jemals dahin zielen würde, ganz Schleswig dem Deutschen Bunde einzuverleiben, der Moment gekommen wäre, wo man auch im Norden dem Eiderdänentum seine letzte Stütze entziehen müßte."

Meine Zweifel fanden ihre Lösung in einem Reskripte vom 28. Mai, das nach Absendung des oben angeführten Berichtes vom 1. Juni in meine Hände gelangte. Zugleich damit erhielt ich die Abschrift einer den kaiserlichen Bevollmächtigten bei der Londoner Konferenz erteilten Instruktion folgenden Inhalts:

„Vermöge unsrer traditionellen Grundsätze gewohnt, eingegangene Verträge nicht bloß selbst gewissenhaft zu beobachten, sondern auch, soweit dies in unsrer Macht steht, allenthalben auf deren unverbrüchliche Heilighaltung hinzuwirken, haben wir uns angelegen sein lassen, gemeinschaftlich mit Preußen eine Lösung der dänischen Streitfrage anzustreben, die den konservativen Grundsätzen, wie den berechtigten Forderungen Deutschlands Rechnung tragend, vermittelst eines bloß dynastischen Verbandes der Herzogtümer mit Dänemark, den Bestand der dänischen Monarchie unangetastet gelassen und zugleich Veranlassungen zu weit-

greifenden Verwicklungen, die aus Territorialveränderungen erwachsen könnten, beseitigt hätte.

„Mit Bedauern müssen wir daher aus den neuesten Mitteilungen Ew. . . entnehmen, daß der Boden des Londoner Vertrages vom 8. Mai 1852 nicht nur von keiner Seite mehr mit Nachdruck und Bestimmtheit behauptet wird, sondern sogar Dänemark selbst allem Anschein nach es verschmäht, den einzigen von uns dargebotenen Antrag zur Rettung der Integrität seiner Monarchie zu ergreifen.

„Nachdem wir bei so bewandten Umständen Gefahr laufen, mit unsrer bisherigen Ansicht ganz vereinzelt dazustehen, so müssen wir vor allem uns Rechenschaft darüber zu geben suchen, welche Haltung uns einer solchen Sachlage gegenüber die Rücksicht auf die Interessen unsers Reiches zur Pflicht macht.

„Wir haben uns seit Ausbruch des dänischen Streites von zwei maßgebenden Grundsätzen leiten lassen: 1. Die Aufrechthaltung der betreffenden Verträge mit den Rechten und Interessen Deutschlands in Einklang zu bringen und 2. jede Störung des allgemeinen Friedens in Europa möglichst ferne zu halten.

„In ersterer Beziehung können wir uns jetzt leider nicht mehr verhehlen, daß sowohl die neutralen Mächte als selbst das zunächst beteiligte Dänemark den Boden der Integrität der Monarchie aufzugeben bereit scheinen.

„Wir müssen daher unser Augenmerk mehr und hauptsächlich dahin richten, denjenigen Weg zu einer Lösung einzuschlagen, der die sichersten Bürgschaften gewährt, daß dadurch die gerechten Ansprüche Deutschlands befriedigt werden können, ohne den europäischen Frieden zu gefährden.

„Wir haben zu diesem Zwecke die vielfachen Kombinationen, die diesfalls hervorgetreten sind und die unter der Voraussetzung, daß es zu einer Lostrennung der Herzogtümer von der dänischen Krone kommen sollte, sich darbieten, von den oben angedeuteten Gesichtspunkten ins Auge gefaßt, und hier war es vornehmlich der Anspruch des Prinzen von Augustenburg, der unsre volle Aufmerksamkeit verdiente.

„Wir halten zwar nach wie vor die Ansicht fest, daß das Erbrecht des Augustenburgschen Hauses keineswegs unanfechtbar sei, vielmehr zu gegründeten Zweifeln Anlaß gebe, aber immerhin wäre mit dessen Anerkennung ein Rechtsboden gegeben, der den nahezu einstimmigen Ausspruch der öffentlichen Meinung in Deutschland wie in den Herzogtümern selbst zur Stütze hat, und aus diesen wie aus andern Gründen auch bei den neutralen Mächten weniger als irgend eine andre Kombination auf unbesiegbaren Widerstand stoßen dürfte.

„Wenn wir überdies in Betracht ziehen, daß jede aus der Beilegung des dänischen Streites hervorgehende Territorialveränderung, die den Besitz einer der Großmächte vergrößern und damit das europäische Gleichgewicht alterieren würde, unfaßbare Gefahren und Verwicklungen der folgenschwersten Art sozusagen herausfordern müßte, die zu verhindern wir uns in erster Linie zur Aufgabe stellen, so bleibt uns wohl keine Wahl, als uns für eine Lösung zu entscheiden, die

ebensosehr den allseitig laut gewordenen Wünschen Deutschlands entgegenkommt, als sie, weniger als jede andre, die Aufrechthaltung des Friedens unter den Mächten Europas zu bedrohen geeignet scheint.

„Mit Hinblick auf die vorstehenden Erwägungen bin ich daher in der Lage, zufolge allerhöchsten Befehles Ew. . . die folgenden Weisungen zu erteilen:

„1. In der nächsten Konferenzsitzung ersuche ich Ew. . . vor allem die Rückäußerung Dänemarks auf unsern Vorschlag einer Personalunion abzuwarten.

„2. Sollte letztere von Dänemark verworfen werden und dafür nicht etwa die Aufnahme der gesamten dänischen Monarchie in den Deutschen Bund beantragt werden, was wohl jetzt außerhalb aller Wahrscheinlichkeit liegt, so haben Sie die Lostrennung der Herzogtümer von der dänischen Krone und deren ungetrennte Vereinigung zu einem unabhängigen, dem Deutschen Bunde einzuverleibenden Staate unter der erblichen Souveränität des Prinzen von Augustenburg als unser eventuelles Programm zu formulieren.

„3. Was die Waffenruhe betrifft, so haben wir unsrerseits kein Bedenken, zu deren Verlängerung unsre Einwilligung zu erklären."

Von den Bevollmächtigten Oesterreichs und Preußens wurden in der Konferenz übereinstimmende Erklärungen abgegeben. Graf Rechberg hielt sich für versichert, damit eine dem Deutschen Bunde zusagende Lösung gefunden und das Einvernehmen mit Preußen neuerdings befestigt zu haben. Von da an war die Augustenburgsche Erbfolge das Schibboleth seiner Politik. Der Umschwung war ein vollständiger.

Wie Herr v. Bismarck darüber dachte, sagt er uns selbst in seinen Erinnerungen: „Ich habe von Anfang an die Annexion unverrückt im Auge behalten, ohne die andern Abstufungen aus dem Gesichtsfelde zu verlieren." Das preußische Votum für Augustenburg war also eine der Abstufungen, durch die er die Annexion vorbereitete. Diese wäre auch in unauffälliger Weise zustande gekommen, wenn Prinz Friedrich die ihm in Berlin vorgelegten Bedingungen angenommen hätte. Als er es verschmähte, den Herzogstitel als preußischer Statthalter zu übernehmen, wurde er einfach über Bord geworfen. Die weiteren Abstufungen bis zum Prager Frieden sind mit blutigen Lettern in der Geschichte verzeichnet.

Nachdem Dänemark die Personalunion und um so mehr die Anerkennung des Prinzen Friedrich abgelehnt hatte, kam in der Folge ein englischer Vorschlag zur Debatte, der darin bestand, Schleswig zu teilen, so daß die Mündung der Schley und die Danewerke die neue Grenze zu bilden hätten. Die neutralen Mächte erklärten sich damit einverstanden, die Kriegführenden wollten im Prinzip zustimmen, gingen jedoch in betreff der Grenzlinie weit auseinander. Dänemark wollte sie von Eckernförde nach Friedrichstadt ziehen, die Verbündeten verlegten sie nach Norden bis an eine Apenrade mit Tondern verbindende Linie, worauf der französische Bevollmächtigte vorschlug, die gemischtsprachigen Bezirke über ihre Zugehörigkeit zu Deutschland oder Dänemark abstimmen zu lassen.

Davon war Herr v. Bismarck keineswegs überrascht. Ich war durch den Grafen Rechberg schon am 4. Juni davon in Kenntnis gesetzt, daß ihm aus Berlin die

Absicht mitgeteilt worden war, der Konferenz eine Volksabstimmung vorzuschlagen. Es war vorauszusehen, daß Dänemark sich einer solchen Belastungsprobe der öffentlichen Meinung unter preußischem Drucke nicht aussetzen würde. Der plebiszitären Vorliebe Napoleons konnte also Preußen leicht einen Gefallen erweisen, der ihm seine Sympathien zuwenden würde, während die Ablehnung, von welcher Seite sie käme, sein Mißfallen zu erregen nicht verfehlen konnte. Graf Rechberg nahm die Sache ernst und erklärte sofort, sich an diesem Antrage nicht beteiligen zu wollen. Würde ihn der preußische Konferenzbevollmächtigte einbringen, so müßten sogar die österreichischen Vertreter in der Konferenz dagegen ihre Stimmen abgeben.

Diese Ablehnung war Herrn v. Bismarck nicht unerwünscht. Latour d'Auvergne trat an seine Stelle, und als durch ihn der Antrag auf Volksabstimmung eingebracht wurde, nahm Graf Bernstorff und mit ihm auch Graf Appónyi ihn ad referendum. Dänemark verwarf ihn ohne Zaudern.

Der Waffenstillstand, um nur wenige Tage verlängert, ging am 26. Juni zu Ende; die Wiedereröffnung der Feindseligkeiten stand unmittelbar bevor. Prinz Friedrich Karl, definitiv zum Oberkommandanten ernannt, traf in Louisenlund, zwischen Missunde und Eckernförde, wo sich während des Waffenstillstandes das Hauptquartier befand, die Anordnungen zur sofortigen Aufnahme der Operationen.

Die Zivilkommissäre handelten ihres Amtes wie zuvor, und Baron Zedlitz, dessen Minengänge ich wohl kannte, die ich aber, im Interesse des guten Einvernehmens, vorgeben mußte nicht zu sehen, war in seinem Benehmen gegen mich immer von der ausgesuchtesten Höflichkeit. Wir berieten uns über alle im Verordnungsblatte mit beiderseitiger Unterschrift erscheinenden Publikationen, und es gelang uns über manche in administrativen Fragen auftauchende Meinungsverschiedenheiten glücklich hinwegzukommen.

In konfessioneller Beziehung war Schleswig hinter der toleranteren Gesetzgebung Dänemarks sehr im Rückstande geblieben. Vexatorische Bestimmungen aus älterer Zeit belasteten das Gewissen der katholischen Minderzahl. Einige Beispiele mögen genügen:

Ein fürstliches Oktroi vom 18. Juli 1634 erlaubte den katholischen Gottesdienst auf Nordstrand nur in Privathäusern.

Mit Reskript vom 29. März 1661, Rendsburger Synodalbeschluß vom 5. Juli 1726 u. a. wurden katholischen Geistlichen im Herzogtume Schleswig außerhalb von Friedrichstadt alle actus parochiales, das Taufen, Kopulieren und Administrieren des heiligen Abendmahles untersagt.

Zufolge Reskriptes vom 15. September 1753 u. m. a. war zur Ehe zwischen Katholiken und Lutheranern Dispens erforderlich. Solche Ehen mußten von den lutherischen Predigern geschlossen, und es mußte vorher versprochen werden, die Kinder sämtlich evangelisch taufen und erziehen zu lassen u. s. w.

Der Grundsatz, auf dem die Kirchenverfassung Schleswigs seit Jahrhunderten beruhte, war in wenigen Worten: Alleinberechtigung der evangelischen Kirche, mit ausnahmsweiser Duldung andrer christlicher Glaubensbekenntnisse. Den

Katholiken war somit Religionsübung nur an zwei Orten gestattet: in Nordstrand und in Friedrichstadt; die Jansenisten hatten in Nordstrand die katholische Kirche in unrechtmäßigen Besitz genommen. Türme und Glockengeläute waren den Katholiken nicht erlaubt. Wollte der Bischof von Osnabrück als apostolischer Vikar das Herzogtum besuchen, so mußte er dazu beim Ministerium in Kopenhagen um Erlaubnis bitten. Sie wurde häufig verweigert; in den Jahren 1859 und 1863 durfte er nur infolge unmittelbaren königlichen Dispenses den Boden Schleswigs betreten. Katholische Schulen waren nur in Nordstrand und Friedrichstadt geduldet.

Diese antiquierten Bestimmungen bildeten einen schreienden Gegensatz zu der in Dänemark seit 1849 geltenden Gleichberechtigung aller Konfessionen. Nachdem die Okkupation viele katholische Familien ins Land geführt hatte, auch ganze Truppenkörper der alliierten Armee der katholischen Kirche angehörten, war es von gebieterischer Notwendigkeit, ihren Bedürfnissen abzuhelfen, und das geschah im Verordnungswege, unter Vorbehalt künftiger Gesetzgebung, in freiheitlichem Geiste. Ich muß es Freiherrn v. Zedlitz zu besonderem Verdienste anrechnen, daß er sich in diesen Dingen ein unbefangenes Urteil wahrte und gerne dazu beitrug, die Katholiken von den drückenden Fesseln zu befreien, die ihnen bis dahin auferlegt waren. Es erschien im Verordnungsblatte am 23. April 1864 die folgende Verfügung:

„Unter Aufhebung des Reskriptes vom 15. September 1753 wird verfügt: 1. Zur Schließung gemischter Ehen unter Christen ist kein politischer Ehekonsens erforderlich. 2. Es unterliegen jene Ehen nur solchen zivilrechtlichen Bestimmungen, die auch auf Eheleute eines und desselben Glaubensbekenntnisses Anwendung finden. 3. Die Regelung konfessioneller Beziehungen und namentlich jener Fragen, die die kirchliche Trauung und Erziehung der Kinder zum Gegenstande haben, bleibt dem freien Uebereinkommen der Eheleute überlassen."

Unter dem gleichen Datum brachte das Blatt die folgende Verordnung:

„Mit Rücksicht auf das Bedürfnis eines großen Teiles der alliierten Armee, sowie der nicht der Landeskirche angehörenden Bewohner des Herzogtums, verordnen wir, unter gleichzeitiger Aufhebung der bisherigen Beschränkungen und vorbehältlich verfassungsmäßiger Regelung:

„Allen christlichen Glaubensbekenntnissen, gegen die nicht aus Gründen der öffentlichen Ordnung und Sittlichkeit ein Verbot erlassen wurde, wird gleicher Schutz und gleiche bürgerliche Berechtigung zugesichert. Es soll ihrer freien Religionsübung nirgends im Lande ein Hindernis in den Weg gelegt und der Verkehr mit ihren kirchlichen Obern nicht gestört werden. Die Gründung von Kirchen und Gemeinden mit Parochialrechten, dann von Schulen und religiösen Vereinen bedarf, nach dem für die Landeskirche geltenden Maßstabe, der Genehmigung der Regierung."

Ich freue mich, sagen zu können, daß diese Verfügungen im allgemeinen beifällig aufgenommen wurden, eine Unzufriedenheit darüber von keiner Seite verlautete und uns vom Herrn Bischofe von Osnabrück dafür ein Dank ohne

Rückhalt ausgesprochen wurde. Was davon nach dem Kulturkampfe der siebziger Jahre übrig blieb, ist mir unbekannt.

Heftigen Anfeindungen war die Tätigkeit der Zivilkommissäre von seiten der dänischen Regierung ausgesetzt. Herr v. Quade pflegte seine Beschwerden an die neutralen Mächte zu richten, und die englische Regierung ließ sie durch ihre Vertreter in Wien und Berlin den Alliierten zur Kenntnis bringen. Ich konnte mich zur Rechtfertigung meines Vorgehens auf die fortlaufenden Berichte berufen, die ich darüber erstattete. Zum Teile waren die gerügten Mißstände eine unvermeidliche Folge des Kriegszustandes, zum Teil auch unrichtig oder übertrieben. Jedenfalls hatte ich nicht die Macht in Händen, ihnen abzuhelfen. Uebergriffe der Militärbefehlshaber kamen wohl vor, Feldmarschalleutnant Gablenz aber hatte darauf ein scharfes Auge und zeigte sich immer bereit, sie abzustellen, wenn er im Bereiche seines Korpskommandos darauf aufmerksam gemacht wurde.

Meine persönlichen Beziehungen zu Gablenz waren die denkbar angenehmsten. Unvergeßlich bleibt es mir, wie ich ihn eines Tages mit meinem Segelboote in Flensburg abholte, um ihn über den Meerbusen nach Kielseng zu bringen. Die See war ziemlich bewegt. „Wundern Sie sich nicht," sagte mir beim Einsteigen der Korpskommandant, „wenn Sie mich zittern sehen. Auf festem Lande wird sich dessen niemand erinnern, aber meine Nerven vertragen den Wellenschlag nicht." In der Tat gelangte mein Gast in einer beklagenswerten Verfassung nach Kielseng, wo er einige Zeit brauchte, um sich zu erholen. Für furchtsam wurde er doch von Freund und Feind niemals gehalten.

Der gesellige Verkehr mit der Familie Zedlitz und vielen preußischen Militärs ist mir in angenehmster Erinnerung geblieben. Daneben erhielt ich mit meiner Frau häufige Besuche befreundeter Oesterreicher, die als Mitglieder der Gesellschaft vom Roten Kreuz die Lazarette visitierten, von ab- und zureisenden Offizieren des Gablenzschen Korps u. s. w. Am herzlichsten befreundeten wir uns mit Graf Eberhard von Stolberg-Wernigerode und dessen liebenswürdiger Gemahlin, geborenen Prinzessin von Reuß. Er war als Vertreter des preußischen Johanniterordens in Flensburg mit der Organisierung der Krankenpflege beschäftigt und entwickelte eine in humanitärer Hinsicht segensreiche Tätigkeit. Welche Anforderungen bei Wiederbeginn des Krieges an die Lazarettverwaltungen gestellt werden mochten, sie waren auf alles gerüstet. Glücklicherweise führten die Operationen nicht mehr zu sehr blutigen Kämpfen und doch zu Erfolgen, die dem Frieden den Weg ebneten.

Der vom Prinzen Friedrich Karl wieder aufgenommene Uebergang über den Alsensund gelang am 29. Juni vollständig und nötigte die Dänen zum Verlassen der Insel, so daß nach der schon im März geschehenen Besetzung der Insel Fehmarn nunmehr ganz Schleswig, mit Ausnahme der dazu gehörigen Nordsee-Inseln Sylt, Föhr u. a., in den Händen der Verbündeten war. Die Eroberung der letzteren durch das k. k. Geschwader unter Wüllerstorf und das 9. österreichische Jägerbataillon vollendete die Besitznahme des Herzogtums.

Um die dänische Regierung zum Frieden geneigt zu machen, wurde die

Okkupation von Jütland über den Lymfjord hinaus geführt und Anstalt zum Ueberschiffen nach Fünen getroffen. Dazu kam es jedoch nicht mehr, denn das neue dänische Ministerium Bluhme stellte in Wien und Berlin das Anerbieten zu einem Waffenstillstande, der als Einleitung zu Friedensverhandlungen in Christianfeld am 18. Juli geschlossen wurde.

Freiherr v. Zedlitz entwickelte in diesem letzten Stadium des Feldzuges eine ungewöhnliche Tätigkeit. In Alsen, auf Sylt, an jedem Schleswigschen Orte, der von den Alliierten besetzt wurde, war er sogleich bei der Hand, nahm Kassen in Beschlag, setzte Beamte ein und ab und richtete alles so ein, daß, wenn Schleswig preußisch würde, nichts übrig blieb als eine Verlautbarung der vollzogenen Tatsache. Im Gefühl, daß mich sein Vorgehen unzufrieden machen könnte, gab mir mein werter Kollege ungebetene Aufklärungen über die von ihm unternommenen Reisen, von denen er eine jede entweder zum Vergnügen, zur Erholung oder aus dringenden Veranlassungen ausführte und nachträglich von mir billigen ließ. Ich war durchaus nicht in der Verfassung, daran Anstoß zu nehmen, unterhielt aber Grafen Rechberg in genauer Kenntnis von dem, was unter meinen Augen vorging.

Seitdem die Londoner Konferenz am 25. Juni geschlossen war, erhielt ich aus Wien nur mehr Weisungen administrativer Natur. Man interessierte sich für die Finanzlage des Herzogtums, die, nebenbei gesagt, eine sehr günstige war, die Verlegung der Zollgrenze, die Aufhebung der Transitzölle, das Verbot der von Dänemark in Jütland während der Okkupation versuchten Rekrutenaushebung und dergleichen. Von politischer Bedeutung war hauptsächlich das Verlangen Preußens, durch seine Ingenieure die Vermessung zu direkten Eisenbahnverbindungen zwischen Kiel—Rendsburg und Schleswig—Flensburg vornehmen zu lassen, was Graf Rechberg nicht für zulässig erachtete, weil dadurch den Rechten des künftigen Landesherrn vorgegriffen würde. Preußen ließ sich den Einwurf gefallen, es läßt sich aber leicht denken, daß Herr v. Bismarck sich um den künftigen Landesherrn weniger Sorge machte als Graf Rechberg.

Daß die Sympathien der deutschen Schleswiger sich schließlich Preußen zuneigen würden, schien mir nicht zweifelhaft. Bei den Konservativen regte sich die Furcht vor einem Umsturze aller sozialen und politischen Verhältnisse, wenn Herzog Friedrich mit seinen Verpflichtungen an die Schleswig-Holstein-Vereine zur Regierung käme. „Sie wollten," erzählt Bismarck in seinen Erinnerungen, „von einem deutschen Kleinstaate nichts wissen; da sei ihnen das bißchen Europäertum in Kopenhagen noch lieber." An ihnen also fand er eine willkommene Stütze. „Sollte aber," schrieb ich in meinem letzten Berichte aus Flensburg am 20. Juli, „eine Versöhnung des Nationalvereins mit Preußen einmal zustande kommen, so werden auch die Liberalen mit fliegenden Fahnen in das preußische Lager übergehen. Das ist nur eine Frage der Zeit." Die Voraussage hat sich erfüllt.

Wo standen wir jetzt? Herrn v. Bismarck war es gelungen, Oesterreich in der dänischen Frage zu einer Stellungnahme gegen die Majorität der deutschen

Bundesversammlung zu verleiten. Die Erklärung, sich nicht majorisieren zu lassen, war ein Negieren des Bundesrechtes, auf dem die Machtstellung Oesterreichs in Deutschland beruhte. Preußen war 1850 nur widerwillig in den erneuerten Bund eingetreten. Der Wert dieses Bundes, in dem Oesterreich das Präsidium führte, wurde von Herrn v. Bismarck, wie wir wissen, mit äußerster Geringschätzung beurteilt. Sein Bestreben war unverrückt darauf gerichtet, die preußische Großmacht der Fessel zu entledigen, die ihm die Bundesakte auferlegte. Ihr systematisches Unterminieren, das er sich zur Aufgabe gestellt hatte, fand zwar in Berlin nicht ungeteilte Billigung, es war aber unschwer vorauszusehen, daß, wenn Bismarck die Leitung der preußischen Politik in die Hand bekäme, er keinen Augenblick zögern würde, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln Oesterreich aus seiner dominierenden Stellung zu verdrängen. Wer ihn kannte, und Graf Rechberg hatte in Frankfurt Gelegenheit gehabt, ihn gründlich kennen zu lernen, der konnte auch darüber nicht im Zweifel sein, daß er sich in der Wahl seiner Mittel durch keinerlei moralische Bedenken beengt fühlen würde. Der Zweck der preußischen Größe heiligte ihm jedes Mittel. Das bekennt er selbst in einem am 24. Dezember 1863 an den damaligen Botschafter in Paris, Graf von der Goltz, geschriebenen Briefe: „Ich bin in keiner Weise kriegsscheu, bin auch gleichgültig gegen Revolutionär und Konservativ, wie gegen alle Phrasen" u. s. w. Gegen wen das gemünzt war, sagt er wenige Zeilen früher mit den Worten: „Ich finde es für jetzt richtig, Oesterreich bei uns zu haben; ob der Augenblick der Trennung kommt und von wem, das werden wir sehen."

Es ist sehr zu bedauern, daß Graf Rechberg keine Aufzeichnungen hinterlassen hat, aus denen der leitende Gedanke seiner Politik und der Zweck, den er durch den engen Anschluß an Preußen in der Schleswig-Holsteinschen Verwicklung verfolgte, zu erkennen wäre. Herr v. Bismarck wollte diesen Anschluß nur pro tempore. Solange ihm der Augenblick der Trennung, wie er sich ausdrückt, nicht gekommen schien, legte er Wert darauf, die Stellung Rechbergs durch scheinbare Konzessionen, wie in den Zollverhandlungen und dergleichen, zu befestigen. Gelang ihm die Täuschung so vollständig, daß er erwarten durfte, durch ihn die österreichische Politik ganz und gar von Berlin aus leiten zu können? Oder glaubte der loyale, aufrichtige und seinem Kaiser treu ergebene Rechberg, in Erkenntnis der Gefahren, die der übersprudelnde Tatendrang Bismarcks heraufzubeschwören drohte, letztere dadurch zu bannen, daß er sich fest an ihn zu klammern versuchte, bis es dem kleinen Manne unmöglich wurde, den langen Schritten des Riesen zu folgen? Mit einem Worte: Verdient er den so oft gegen ihn erhobenen Vorwurf des Verkennens der Bismarckschen Pläne, oder soll man es einfach bedauern, daß es ihm nicht gelingen konnte, zwischen zwei unvereinbaren Gegensätzen, der preußischen Freundschaft und der Machtstellung Oesterreichs in Deutschland, einen Ausgleich zu treffen? Das hätte nur er allein uns sagen können. Sein Grab deckt das Geheimnis, das er im Tode schweigend bei sich behielt.

Unverkennbar war der Keim des Zerwürfnisses der beiden deutschen Groß-

mächte schon durch den Wiener Kongreß in die deutschen Bundesakte gelegt. Oesterreich sollte als Präsidialmacht den Schlußstein des an die Stelle des römischen Kaiserreiches deutscher Nation tretenden Bundes bilden. Entweder das Ehrenpräsidium war ein wertloser Flitter, und Deutschland entbehrte der ihm und dem europäischen Gleichgewichte so notwendigen Einheit, oder Preußen, dem die zweite Stelle im Bunde angewiesen war, mußte sich diesem Zwecke freiwillig unterordnen. Dem gekräftigten Selbstbewußtsein des preußischen Königtums gegenüber war ein solches Verhältnis auf die Dauer nicht haltbar, die Stellung Oesterreichs aber eine um so nachteiligere, als es nur zur Hälfte dem Bunde angehörte, mit dem andern, aus einer Musterkarte von Nationalitäten bestehenden Teile aber außerhalb jenes verblieb und für die daraus resultierenden Interessen auf die Unterstützung des Deutschen Bundes nicht immer und nur in sehr beschränktem Maße zählen konnte. Zudem hatte es die deutschen Vorlande eingebüßt, deren Besitz der österreichischen Hausmacht ihren hervorragend deutschen Charakter verlieh.

Unter solchen Umständen war es Preußen möglich, in der Bundesversammlung, auch wenn es nur die Minorität beherrschte, alles zu vereiteln, was dem österreichischen Präsidium einen Gehalt und Deutschland den Vorteil kräftiger Entwicklung nach innen und außen versichert hätte. Der schleichende Unfriede am Bundestage seit dem Jahre 1850 mußte notwendig einmal zu einer Krisis führen, deren Ausbruch nicht zu vermeiden war, wenn die Führung in Preußen einem Bismarck anheimfiel und in Oesterreich nicht mehr Felix Schwarzenberg das Staatsruder in seiner festen Hand hielt. Graf Rechberg war ein offener, argloser Charakter und, wenn er sich zuweilen von seinem Temperamente fortreißen ließ, doch immer wieder bereit, die Hand zur Versöhnung zu reichen. In diesem Geiste suchte er die Rivalität der deutschen Großmächte in eine Reihe von Einzelfragen aufzulösen, die er nach jedem mißlungenen Versuche einer Verständigung immer wieder in Angriff nahm, so diejenige der Bundesreform, über die er niemals der Hoffnung entsagte, sich mit Preußen zu einigen, ohne von den vertragsmäßigen Rechten Oesterreichs etwas zu opfern. Der Gegensatz wäre nicht unüberbrückbar gewesen, wenn Bismarck das Erstarken des Bundes höher gestellt hätte als die Machterweiterung Preußens. Das gesteht er selbst in einem der Briefe, die er als Bundestagsgesandter 1852 an General v. Gerlach schrieb, mit den Worten: „Das Allernützlichste für den Bund wäre ohne Zweifel, wenn wir uns und alle deutschen Regierungen Oesterreich militärisch, politisch und kommerziell im Zollvereine unterordneten. Unter einheitlicher Leitung würde der Bund in Krieg und Frieden ganz andre Dinge leisten, auch wirklich haltbar werden für Kriegsfälle u. s. w. Allein: „Die Nützlichkeit für den Bund kann doch nicht die ausschließliche Richtschnur preußischer Politik sein."

Und als zwei Jahre nachher Oesterreich im Kriege gegen Frankreich Bundeshilfe in Anspruch nahm, durch deren Gewährung Napoleon gestürzt, für Deutschland alles gewonnen worden wäre, was es 1870—1871 mit so schweren Opfern erkaufte, da versagte Preußen: „Mein Gedanke," schreibt Bismarck, „war immer zu rüsten, aber zugleich Oesterreich ein Ultimatum zu stellen, entweder unsre

Bedingungen in der deutschen Frage anzunehmen, oder unsern Angriff zu gewärtigen." Die Bedingungen waren das Alternieren des Bundespräsidiums und preußisches Oberkommando über die Bundestruppen.

Derselbe Gedanke der Gleichstellung Preußens mit Oesterreich kam später in dualistischer Form wieder zum Vorschein, als Uebergang zur preußischen Vorherrschaft in Deutschland. Im Jahre 1863 war es, daß Bismarck die in Wien nach dem Frankfurter Fürstentage eingetretene Ernüchterung zu einer Bundesreform im preußischen Sinne, mit Zweiteilung der Gewalten zu benützen versuchte. „Graf Rechberg," erzählt er in seinen Erinnerungen, „machte in der Verstimmung über die Weigerung der Bundesgenossen, sich ohne Mitwirkung Preußens zu verpflichten, einfach kehrt, mit dem Bemerken, daß die Verständigung mit Preußen für Oesterreich noch leichter sei, als für die Mittelstaaten. Damit hatte er für den Augenblick recht, für die Dauer aber doch nur dann, wenn Oesterreich bereit war, Preußen als gleichberechtigt in Deutschland zu behandeln." Und ferner: „Der Dualismus würde, wie ich ihn mir dachte, dem jetzt (nach Begründung des Deutschen Reiches) bestehenden Verhältnisse ähnlich gewesen sein, jedoch mit dem Unterschiede, daß Oesterreich auf die Staaten, die jetzt mit Preußen das Deutsche Reich bilden, bundesmäßigen Einfluß behalten würde.... Es ist freilich zweifelhaft, ob eine solche (dualistische Gestaltung) ohne die klärende Wirkung der Erfahrungen von 1866 und 1870 sich in einem für das deutsche Nationalgefühl annehmbaren Sinne friedlich, unter dauernder Verhütung des inneren Zwiespaltes, hätte entwickeln können."

Die sinngerechte Deutung dieser Zitate ist nur in einer Art möglich. Der von Bismarck gewollte Dualismus war ein vollständiger Rollenwechsel in Deutschland. Anfangs vielleicht wäre der bundesmäßige Einfluß Oesterreichs der gleiche gewesen wie vorher derjenige Preußens, nach kurzer Zeit aber durch die zielbewußte Großmachtspolitik des Herrn v. Bismarck zu demjenigen der deutschen Mittelstaaten herabgedrückt worden, oder der Krieg wäre aus dem Dualismus, wie aus demjenigen in Schleswig-Holstein, unvermeidlich hervorgegangen.

Beim Beginn der Friedensverhandlungen mit Dänemark war die Bundesexekution in Holstein, ebenso wie die Inpfandnahme Schleswigs gegenstandslos geworden. Die Herzogtümer waren erobert, ihre Zukunft lag in der Hand der beiden Großmächte, die sich in London für die Anerkennung des Prinzen von Augustenburg ausgesprochen hatten, während die deutsche Bundesversammlung sich noch immer das Recht vindizierte, in der Erbfolgefrage eine Entscheidung zu treffen. Wie weit war man vom Berliner Protokolle des 16. Januars entfernt und wie verändert die Lage, in der ich zum Zivilkommissär in Schleswig ernannt worden war!

Ich sehnte mich danach, wieder in Disponibilität zu treten. Die nächste Aufgabe, während des Krieges an der Zivilverwaltung des Herzogtums teilzunehmen, war erfüllt. Es begann, sobald der Friede geschlossen war, eine neue Periode des österreichisch-preußischen Kondominiums. Sich darin zurecht zu finden,

wollte ich gerne einem andern überlassen. Zudem erwartete ich die ersten Vaterfreuden und wünschte meiner Frau mehr Ruhe und Bequemlichkeit zu verschaffen, als Flensburg bieten konnte. Ich bat also den Grafen Rechberg, bis zu meiner Wiederverwendung auf einem diplomatischen Posten, um Enthebung von der bisherigen Dienstleistung. Die Antwort, die ich darauf erhielt, war eine Anfrage: „Sind Sie einverstanden, daß ich Seiner Majestät Ihre Ernennung zum Gesandten in Petersburg vorschlage?" So schnell auf einen der ersten und wichtigsten Posten gestellt zu werden, übertraf alles, was ich erwarten konnte, es abzulehnen war unmöglich. Ich erklärte mich also dankend zur Annahme bereit und machte mich reisefertig, in Erwartung eines Nachfolgers.

Am 27. Juli erhielt ich den Befehl, die Geschäfte provisorisch dem k. k. Gesandten in Hamburg zu übergeben und nach Wien zu kommen, wo im August König Wilhelm zu Besuch am Kaiserhofe erwartet wurde. Er kam am 19. in Begleitung Bismarcks und blieb bis zum 25. Der Hof war in Schönbrunn. Es wurden dort keine Audienzen erteilt, Personen aber, die der König sehen wollte, zu einem Festspiele im Schloßtheater geladen, wo ich mich für die Verleihung des Roten Adlerordens zu bedanken hatte. In diesen Tagen hatte ich mit Herrn v. Bismarck meine letzte Unterredung. Er befragte mich um die Stimmungen und Verhältnisse in Schleswig. Ich konnte, um wahr zu sein, nicht verhehlen, daß, mit Ausnahme einiger aristokratischer Grundbesitzer, die deutsche Bevölkerung an der Erbfolge des Prinzen von Augustenburg festhielt. Dazu machte er ein finsteres Gesicht und schwieg. Das war mir ein Zeichen, daß er sich von ihm unwiderruflich losgesagt hatte, und so war es auch.

„Der Versuch des Dualismus fand," so erzählt Bismarck, „seinen Kulminations- und Wendepunkt in einer Besprechung, die beide Monarchen, unter Zuziehung ihrer Minister, am 22. August 1864 in Schönbrunn hatten."

Damit im Zusammenhange stand die nunmehr unumwunden vorgebrachte Forderung, die Herzogtümer Preußen zu überlassen. Es fehlen leider authentische Mitteilungen über die Motive, die Graf Rechberg bestimmten, dem Kaiser ein Eingehen auf diese Zumutungen zu widerraten. Aller Wahrscheinlichkeit nach widerstrebte ihm, dem alten Bundespräsidialgesandten, der Gedanke an eine Vergewaltigung der Klein- und Mittelstaaten, ohne die das Projekt unausführbar war. Von derartigen Bedenken war Bismarck nicht angekränkelt. „Wäre," um uns seiner eignen Worte zu bedienen, „eine dualistische Führung des deutschen Bundes hergestellt worden, der sich die übrigen Staaten nicht versagt haben würden, sobald sie die Ueberzeugung gewonnen hätten, daß die Verständigung der beiden Vormächte ehrlich und dauerhaft war," so vermeint man doch deutlich die Stimme des Erlkönigs zu vernehmen, der dem Kinde zuruft: „Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt."

Wenn aber, wider alles Vermuten, Graf Rechberg mit Ueberwindung seiner rechtlichen Strupel auf die politische oder geographische Zweiteilung Deutschlands dennoch eingegangen wäre, mußte er sich nicht doch auch fragen, ob die Verständigung der Vormächte nach dem Bismarckschen Rezepte eine dauernde zu

werden versprechen konnte? Daß daran der Schöpfer des Gedankens selbst zweifelte, ist aus seinen eignen Ausführungen bekannt, und zwar mit Recht. Im Norden hätte Preußen, dafür bürgt die Erfahrung, ein strammes Militärregiment einzuführen gewußt und damit einen engeren Bundesstaat geschaffen, dessen Mittel ihm zur Verfügung standen, wenn er das Bedürfnis empfand, die Grenzen seiner Macht noch weiter auszudehnen. Der Süden hingegen mit seinen kräftigen Mittelstaaten hätte sich unter österreichischem Einflusse eine größere Bewegungsfreiheit gewahrt. Ist es aber denkbar, daß ein von Bismarck geleitetes Preußen eine solche neben sich lange geduldet hätte? So wie aus dem 1866er Norddeutschen Bunde das Deutsche Reich, wäre aus dem Dualismus ein jenem nach Bismarcks Gedanken sprechend ähnliches Gebilde hervorgegangen: ein Deutschland nämlich, mit oder ohne Oesterreich, unter preußischer Spitze.

Blieb unter solchen Umständen die deutsche Frage in ihrer Gänze noch ungelöst, so stieß auch die über die Herzogtümer zu treffende Verfügung auf die nunmehr von Bismarck offen verlangte Annexion. Was hatte er Oesterreich dafür zu bieten? Er sagt es: Preußische Hilfe, wenn es einmal wegen einer nicht-deutschen Frage einen Konflikt auszufechten hätte; also im besten Falle wieder, wie in der Zollvereinsfrage, ein pactum de contrahendo, mit der reservatio mentalis daran, wie in dem unvergessenen Jahre 1859, neue Bedingungen von unabsehbarer Tragweite zu knüpfen. Ist es Grafen Rechberg zu verdenken, daß er für so ein Linsengericht die Augustenburgsche Erbschaft nicht verkaufen wollte?

Ein zweites, was ihm für den Verzicht Oesterreichs noch geboten wurde, war Geld, anders gesagt Subsidien für geleistete Kriegsdienste. Dagegen sträubte sich das Ehrgefühl; es wurde zurückgewiesen. König Wilhelm, der Soldatenkönig, mußte es selbst fühlen, daß das vergossene Blut nicht mit Geld zu bezahlen war. Wie sehr aber damals noch seine Rechtlichkeit dem Grafen Bismarck Schwierigkeiten bereitete, erzählt dieser folgendermaßen: „Die mise en demeure des Kaisers hatte die Folge, daß der König zögernd und mit einer gewissen Verlegenheit sagte: er habe ja gar kein Recht auf die Herzogtümer und könne deshalb keinen Anspruch darauf machen.“ Und doch gelang es schließlich, „seine monarchischen Auffassungen von 1859 über die Brücke der dänischen Frage zu dem Standpunkte von 1866 hinüberzuleiten, vom Reden zum Handeln,“ sagt Bismarck, „von der Phrase zur Tat“.

Gewann nun endlich Graf Rechberg in den Wiener Konferenzen die volle Ueberzeugung von der unbeugsamen Willenskraft des Grafen Bismarck, so war er vor die schwere Wahl gestellt, entweder ohne Kampf die Segel zu streichen oder seiner Unvermeidlichkeit fest ins Auge zu blicken. In diesem Falle aber war es notwendig, alle Kräfte der Monarchie zu sammeln, um sie in voller Rüstung dem Gegner entgegenzustellen. Die gelockerten Beziehungen zu den deutschen Bundesgenossen mußten wieder gefestigt und Allianzen mit Mächten angebahnt werden, die eben das Vorgehen gegen Dänemark uns entfremdet hatte. Dazu gehörte Zeit, und, um diese zu gewinnen, war es unvermeidlich,

in den Herzogtümern Preußen freie Hand zu lassen und jeder Provokation, die den Konflikt vorschnell hervorrufen konnte, mit Selbstverleugnung aus dem Wege zu gehen. Das war unter allen Umständen ein Preisgeben der von Rechberg mit Zähigkeit angestrebten Verständigung. Der enge Anschluß an Preußen war mißlungen, die Trennung, die Bismarck in dem an v. d. Goltz geschriebenen Briefe im Dezember 1863 voraussagte, war in sichtbare Nähe gerückt.

Da gab am 21. Oktober Graf Rechberg seine Entlassung. Sie wurde am 27. angenommen und Graf Mensdorff, bisheriger Statthalter von Galizien, zu seinem Nachfolger ernannt. Ich erhielt diese Nachricht in St. Petersburg, nachdem ich dem Kaiser Alexander am 2. September in seiner Sommerresidenz Zarskoje-Selo mein Beglaubigungsschreiben als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister überreicht hatte.



Ein Brief von Dr. Hans Thoma.

Sehr geehrter Herr!

Sie haben mich wiederholt so freundlich aufgefordert, für Ihre geschätzte Zeitschrift einen Beitrag — einen Aufsatz über Kunst zu schreiben. Ich muß vor allen Dingen um Entschuldigung bitten, daß ich bis jetzt nicht dazu gekommen bin, Ihnen zu antworten. Ein paarmal habe ich einen Anlauf genommen, etwas zu schreiben — meine Meinung auszusprechen. — Ueber Ausstellungskunst, über Kunstgewerbe, über Kunsterziehung, über Fabrikwaren, die als Surrogat für Kunst genommen wird 2c. — Was ließ sich da nicht alles sagen und zusammenräsonieren. Man hat ja so viel auf dem Herzen; sogar die Zwerge aus gebranntem Ton, die in den Villen mancher Reichen ihren Unfug treiben — die Tonhunde und Katzen und Rehe haben mich schon geärgert, die Sachen sind wohl so dauerhaft, daß sie in Jahrtausenden noch aus unsern einst verschütteten Städten als einziges Ueberbleibsel und Zeugnis der Kunst des 20. Jahrhunderts ausgegraben werden können.

Wenn ich dann angefangen hatte, fiel mir immer noch rechtzeitig ein, daß ich ja kein Schriftsteller und kein Kritiker bin, daß ich da ins Handwerk pfusche.

Was könnte ich auch über Kunst sagen, was nicht schon tausendmal — schön und gut gesagt worden ist.

Fast täglich bekomme ich Artikel über Kunst zu lesen, und wenn ich sie lese, so denke ich fast immer, der hat ganz recht, so ist es. — Es ist alles so gut gemeint und wenn auch manchmal etwas verwirrt, so sind doch daran die Un-

klarheiten unsrer Kunsttheorien schuld. — Wer würde nicht verwirrt, wenn er ans Darlegen dieser Theorien geht?

Manchmal schon, wenn ich so etwas gut Geschriebenes gelesen habe, bin ich zu meinen Bildern gegangen, und sie haben immer sehr gut dazu gestimmt. — Das Wort läßt sich gar merkwürdig deuten. Vielleicht geht es andern Malern auch so.

Wenn man all die geläuterten Meinungen über Kunst liest, die die Wächter und Wärter und Umschauer in Deutschland bringen, so könnte man denken, die Kunst müsse auf einem Standpunkt stehen wie nie zuvor. — Von allen Seiten wird das Volk zur Kunst heran erzogen. — Wenn ich meine Meinung über diese Dinge ausspreche, so ist es halt auch eine Meinung zu den vielen hinzu — vielleicht zu den allzuvielen.

Zögernd gehe ich auf Ihren Wunsch ein, nicht etwa aus Feigheit, daß ich mir nichts zu sagen getraute, aber ich habe eine große Scheu, Bestrebungen in der Kunst und wenn sie auch Verirrungen scheinen, durch ein Urteil unrecht zu tun — auch die besten Bestrebungen können durch Konsequenzen zu einem Irrtum führen — und können aber trotzdem mehr zu bedeuten haben, als Kunstweisheit sich träumen läßt. Die Tatsache steht in unsrer modernen Kunstentwicklung fest, daß alles, was nicht mit dem im allgemeinen Erreichten zufrieden, durch eigne Kraft bestimmt, seine Wege, sein Schauen zur Geltung zu bringen sucht, dem Mißverständnis, ja bei „Kunstkennern" der größten Feindschaft gewärtig sein darf. — Ein Störer der Bequemlichkeit ist derjenige immer, der auf einem geistigen Gebiete weiter sieht und tiefer gründet. Es ist immerhin ärgerlich, wenn man im Besitze einer Wahrheit ist und ein andrer sieht dies nicht und sucht um uns herum nach Wahrheit.

Hierin habe ich persönlich so viel erfahren, daß ich eigentlich still sein müßte; ich war auch klug genug, daß ich stille aus dem Wege ging so viel wie möglich all den mißachtenden Aufmerksamkeiten, die ich als Junger zu erdulden hatte von den alten Kunstpächtern. Mit gewaltigen Theorien bewaffnete Riesen und Uebermenschen sind über mich hinweggezogen, sie bekämpften sich und lösten sich auf wie wogendes Nebelgebilde am Herbsthimmel.

Indessen suchte ich Blumen der Erde und lebte in einem zufriedenen Dankgefühl, daß ich zwar freilich nur ein Mensch, aber doch keine Kröte sei.

Mir scheint, als ob heutigentags vielfach die zufriedenen Menschen als Hindernis des allgemeinen Fortschrittes angesehen und angefeindet würden, man denkt, daß auch in der Kunst wie in Verkehrs- und staatlichen Dingen und in den Forschungen der Wissenschaft ein Fortschritt zu geschehen habe. Aber die Tätigkeiten, die aus dem Gemütsleben des Menschen sich aufbauen, machen keine Fortschritte; hier hilft das Herdentum nicht viel. — In der Kunst wie in der Religion steht immer der Einzelne wieder vor der gleichen Sache — sein Verhältnis zum Geheimnis alles Daseins bleibt durch alle Zeiten das gleiche —, das Geheimnis Gottes schwebt immer gleich über dem Menschen, was in der Kunst des Schauens vor tausend Jahren geschaffen ist, ist ganz und vollwertig — es

ist Gegenwart. — Aus dem Schauen, Staunen und Verwundern geht der Sinn hervor, der zur Kunsttätigkeit führt. — Man könnte das auch Glauben nennen — denn unser Wissen hat hier nicht viel zu tun — der Glaube ist der Grund, in dem alles Schaffende wurzelt. Zweifel hat zerstörende Eigenschaften. — Aus der Kritik, sie mag noch so gut sein, entspringt keine Belebung für die Kunst. Es steckt zumal in der bildenden Kunst zuviel Zuversicht, daß alles gut sei wie es sei, zu viel Daseinsfreude, als daß auch der Philosoph viel mit ihr anzufangen wüßte — die Kunst ist Zufriedenheit, ist Jasagen zum Leben. — Der Philosoph hat freilich recht, daß er auch andre Dinge vom Dasein sieht, aber mit der bildenden Kunst und dem Weib weiß er sich nicht immer gut abzufinden.

Bildende Kunst kümmert sich eigentlich nie so recht um Logik und Verstandesbegriffe. — Das Schauen ist ihr Teil, nicht das Denken — bildende Kunst ist Verklärung unsers Daseinsgefühles im Raume.

Um immer präzisern Ausdruck dieses Raumgefühles sollte sich eigentlich alles Ringen und Suchen in Sachen der bildenden Kunst bewegen. Hier hat der Verstand dem Gefühl Handreichung zu gewähren.

Es würde sich auch in bezug auf Kunsttheorien vieles vereinfachen und zur Verständlichmachung entgegengesetzter Meinungen beitragen, wenn man mehr auf dem realen Boden, wo der Verstand tätig sein kann, über Kunst redete. — Die Versuche, neues zu schaffen, die von hier ausgehen, würden nicht so leicht mehr zu Verirrungen führen.

Unser geistiges Wesen, unser Bewußtsein vom Dasein ist ein bewegliches Ding — es fließt — es schwebt gleichsam über allem Materiellen. — Festgewurzelte Wahrheit genügt ihm nie lange. Die Kunst setzt das fließende Wesen des Geistes in Töne, in Bilder, in Worte, Begriffe, Symbole um, sie versucht es, jenes festzuhalten, es sich klar zu machen. Man möchte sagen, in diesem Suchen besteht das Leben der Kunst, und die Intoleranz diesem Suchen gegenüber ist etwas Beschränktes. Es gibt gewiß seltsame Versuche, aber auch über diese möchte ich nicht zetern und wettern — wo es fließt, plätschert es auch und weckt oft abgestandene, Sumpf scheinende Wahrheiten zu neuem Leben. — Es gibt wunderliche Versuche, die aber doch aus berufener Seele stammen können und die bei gutem Glück schön und reif werden können.

Weil auch das Urteil auf geistiger Bewegbarkeit beruht, so sollte es sich wohl hüten, sein: „Du sollst" auszusprechen — ein Sündenregister für die Kunst aufzustellen.

Jede Zeit, jedes Volk hat die Kunst, die ihm gebührt, und es hat sie oft noch lange, während schon in der Stille neue kräftige Triebe um ihr Aufkommen kämpfen.

Künstler dürften eigentlich nur ganz sachlich über Kunst, nicht kunstphilosophisch und theoretisch, reden, — und schon fühle ich eine Art von Gewissensbissen über das, was ich bisher gesagt habe. Ich meine nur das, ich will sagen das Handwerkliche, was diesseits vom Wunder des Ursprungs liegt, gehört für den Künstler in den Kreis seiner Erörterungen, durch die er über das Wesen

seiner Kunst zur Klarheit kommen will. — Es wäre hierin gar vieles zu sagen, aufzubauen, daß man ganz getrost den Boden der Spekulation verlassen könnte, um sein Meinen erst auf dem Boden der Realität, auf dem das Schaffen seinen Anfang nimmt, zum Ausdruck zu bringen.

Es scheint aber, daß dies viel schwerer ist, als das Schweben im allgemeinen, zudem ist von berufenen Denkern in bezug auf Kunstphilosophie wohl schon alles gesagt, was sich sagen läßt. Warum sollte ein Künstler darüber nochmals seine Meinung sagen: Wind in den Sturm blasen, Wasser in den Rhein tragen?

Die Klärung darüber, wie er sein Bild gestalten kann, ist für ihn wichtiger und bedeutungsvoller als alles Philosophieren. Die einfache Art, wie z. B. Albrecht Dürer über Kunst spricht und wie er die Messung des Raumes erklärt, ist für den Künstler mehr wert und auch für jeden, dem es ernst ist, etwas vom Wesen der Kunst zu erfassen, als alle philosophische Kunstbetrachtung. — Ebenso ist das, was Leonardo da Vinci sagt, ganz auf dem Boden der Realität des Schaffens entstanden, und diese Art von Kunstbetrachtung dürfte auch unsrer modernen Kunstbildung zu großem Heile gereichen, so daß sie uns aus der Verwirrung der Kunstmeinungen herausretten könnte zu sicher aufbauender Tätigkeit; die Kunst beruht ja doch auf dieser Tat und hat mit den Meinungen über sie nicht viel zu schaffen.

Man spricht heutzutage sehr viel von Kunst, man gesteht ihr große Bedeutung zu in der menschlichen Kultur — Kunsterziehung für Schule und Haus ist an der Tagesordnung — Kunstverständnis und Kunstliebe soll in das Volk hineingebracht werden, es kann einen nur freuen, wenn wir es hiermit weit bringen.

Bei diesen schönen Bestrebungen dürfte man aber daran erinnern, daß auch die Erziehung des Künstlers eine hochernste wichtige Sache ist. — Davon hört man aber recht wenig, — der Künstler scheint von vornherein als Erzieher zu gelten — der kommt so von selber daher, er ist von Gottes Gnaden, man muß ihn nehmen wie er ist oder wie er sich gibt, man muß ihn verstehen lernen, das ist ja eben Kunstbildung. „Es ist noch kein Gelehrter vom Himmel gefallen“, aber die Künstler dutzendweise. Wozu da noch Erziehung oder Schulung — man sagt, die Schule ist es ja gerade, die Akademie, der Zopf, der uns immer noch hindert, daß die Kunst zur vollständigen Freiheit gelangt. — Freiheit hat aber in allen Dingen nur der, der seine Kräfte im vollsten Maße ausgebildet hat, der sie kennt und beherrscht, und diese Freiheit könnte und sollte ihm die Schule, die Lehre der Akademie, die strenge Zucht verschaffen. — Ist dann einer so dumm, daß die Regeln ihn einengen, ihn genieren, so ist er nicht immer deswegen ein Genie — sondern er sollte sich reiflich prüfen, ob er nicht zu etwas anderm doch tauglicher wäre als zum Künstler.

Es gibt wohl kaum eine Erziehung, die schwerer ist, als die zum Künstler — eigentlich und im letzten Grund muß er doch vom Himmel gefallen sein, sonst hilft alles Erziehen nicht viel —, es scheint mir, daß es darauf ankäme, sein künstlerisches Denken, seinen Verstand um die Kunst auf gute Wege zu leiten

— Theorien tun dies nicht und sind ihm nicht viel nütze. Fortwährende Uebung ist ja selbstverständlich — die Gesetze, über die hinaus die bildende Kunst nicht kommt, die, auf denen sie eigentlich beruht, sind Raumgesetze — und der künstlerische Verstand kann sich nicht genug mit ihnen beschäftigen. Ich denke immer wieder an unsern Dürer und an seine Bücher — das Buch von der Meßkunst ist ein wahrer Schatz, und jeder Künstler sollte dies Buch bei sich haben. Wenn es mit der Erziehung zur Kunst so ganz ernst wäre, so wäre dies Buch schon längst wieder neu herausgegeben worden, und unsre modernen Reproduktionsverfahren müßten ohne allzu große Mühe eine Faksimile-Ausgabe veranstalten können, die nicht allzu teuer käme und gewiß sehr viel Anklang fände bei allen Freunden deutscher Kunst. Schon die Pietät für Dürer verlangt es, daß dieser deutsche Schatz, das, was unser größter Meister selber über Kunst gesagt hat, der Vergessenheit entrissen würde; das, was er gesagt hat, gilt auch heute noch gerade so gut, wie seine Bilder gelten. Dabei ist der ganze Lehrgang so recht zum Verständnis für Künstler und Kunsthandwerker gemacht — und die einfache Klarheit, die daraus spricht, muß jedem Kunstdenken wie ein frischer stärkender Trunk sein.

Ich habe es einmal gewagt, einen Verleger, der sehr leicht imstande gewesen wäre, die Sache zu unternehmen, dazu aufzufordern, er hat aber Umfrage gehalten, und die Professoren haben die Sache für veraltet und ganz aussichtslos erklärt. Natürlich. Es gäbe jetzt viel bessere Lehrbücher u. s. w.

Der Unterschied ist freilich der, daß einer der größten Künstler aus dem praktischen Bedürfnis und zum Verständnis für Künstler seine Sache geschrieben hat. Solche Worte sind für jeden Kunstbeflissenen eindringlicher, als das Lehrgebäude des Professors X. — bei allem Respekt vor dessen Gelehrsamkeit.

Dies Büchlein könnte viel Dilettantentum, das ja immer, auf subjektives Empfinden sich aufbauend, probieren muß, ob ein Flug gelingt oder nicht, entweder zerstören oder in gute Bahnen leiten.

Eine gewisse Unfähigkeit im Bilden und Gestalten bei der großen Mehrzahl der Bilder auf den Jahresausstellungen läßt sich doch kaum mehr wegleugnen, und ein gewisser Mißkredit, in den die deutsche Kunst geraten ist, läßt sich nicht mehr so recht verheimlichen. Nichts lernen wollen, scheint Trumpf zu sein, aber statt der erhofften Originalität und aus sich selber springenden Ueberkunst offenbart sich Langeweile, Erlöschen der Zeugungskraft, zugleich manchmal auch ein Renommieren mit ihr. Durch alle wilden Gebärden hindurch, mit denen er uns imponieren will, erkennt man doch den alten deutschen Philister, den der Biedermeierrock immer noch am besten kleidet. Man kann den Philister, der nun einmal im Deutschen steckt, ganz gern haben, wenn er nicht renommiert.

Ob nun wohl die deutsche Kunst das Verkaufsfeld in Amerika auf der Weltausstellung in St. Louis zurückerobern wird? Nötig und nützlich wäre dies schon. Nun, die deutsche Kunstgenossenschaft wird's schon machen!

Die Bemühungen zur Erziehung zur Kunst in Volk und Schule sind sehr löblich und gewiß gut gemeint. Wenn man aber dem Volke das Verständnis

für Kunst beibringen will, das die „Gebildeten“ — sie sind ja meist Mitglieder eines Kunstvereins — schon erreicht haben, so wird der Ertrag recht klein sein. Der Sinn für Kunst, die Empfindung für sie, die Fähigkeit des Verständnisses dafür ist, Gott sei es gedankt, in allen Volksschichten vorhanden — denn die Phantasie, aus der dies entspringt, ist eines der Urgeschenke Gottes an den Menschen. Hieran kann nicht einmal viel gelernt und erzogen werden; ich möchte sagen, es ist etwas Aristokratisches — ein angeborenes, ererbtes Gut. Da aber Kunstkennerschaft leicht hochmütig macht, füge ich hinzu, es ist ein Gut, das auch dem Bettler beschieden sein kann. Die Phantasie ist ein Volksgut, und der Künstler soll der Hüter, Mehrer und Klärer dieses Gutes sein, eine große Aufgabe und auch eine verantwortungsvolle, wenn sie als große aufgefaßt wird. Die Erziehung zu diesem wichtigen Beruf sollte sehr ernst genommen werden, und die Fragen, die hierüber auftauchen könnten, möchten doch noch wichtiger sein, als die Fragen über Erziehung zur Kunst in Volk und Schule.

Durch eine bessere Erziehung der Künstler zu ihrem schönen und unter Umständen sogar hohen Beruf würde auch die Oberflächlichkeit der Kunstkritik, über die die Künstler viel zu klagen wissen, eingeschränkt werden — denn festgefügtem Schaffen gegenüber hält ein leerer Kopf nicht stand.

Sehr erfreulich ist die Tätigkeit, die im Kunstgewerbe herrscht, und vielfach taucht wieder die gesunde Ansicht auf, daß der natürliche Ausdruck, den das Handwerk findet, der in ihm gegründet ist, auch zugleich der am meisten künstlerische ist. Ueberladung und Ueberzierat werden zurückgedrängt — man sieht wieder gute, schöne, einfache Sachen —, was gibt es jetzt doch wieder für schöne Büchereinbände und andre Gebrauchsgegenstände; es ist gutes Streben und einfach natürliches Gefühl erwacht und wird hierin gepflegt. Eine gewisse Ueberschätzung dieser Bestrebungen stellt sich freilich auch oft ein, und wenn einer einen stilgerechten Kochlöffel erfunden oder gefunden hat, so gibt ihm dies noch kein Recht, spöttisch über „hohe Kunst“ zu sprechen als Gegensatz zur Gebrauchskunst.

Die Architektur hat in den letzten Jahren wirklich Schönes geschaffen — ich denke hier besonders an München, dem die Neubauten einen ganz eignen Charakter von freundlicher Behaglichkeit aufgedrückt haben, so daß man es wohl die schönste Stadt Deutschlands wird nennen können; das künstlerische Element Münchens drückt sich jetzt besonders in der Architektur aus. Die Architekten haben aber auch eine weit bessere Schulung als die Maler, schon weil sie ohne diese nicht viel machen können; sie sind an Gesetze gebunden, denen sie sich getrost unterwerfen können im Bewußtsein, daß sie durch Befolgung dieser Gesetze erst recht künstlerisch schaffen können. Zerfahrenheit rächt sich am Werk; beim Maler wird sie vielfach umgewortet und Originalität genannt.

Zur Erziehung des Künstlers wäre es gut, wenn die drei Künste Architektur, Bildhauerei, Malerei recht lange auf dem gemeinsamen Boden zusammenblieben, den Grund zur bildenden Kunst gemeinsam erlernten. Festgefügt könnten sie dann in schönster Wechselwirkung stehen, eine die andere stärkend und belebend. Das Rankenwerk des Dilettantismus brauchte man deshalb nicht ausrotten zu

wollen — es würde nicht mehr überwuchern, sondern eher wie Schmuck und Zierat wirken.

Beharrlichkeit führt überall zum Ziele. Dies haben auch Sie, hochverehrter Herr, durch das, was ich auf Ihre wiederholte Aufforderung hier geschrieben habe, bewiesen.

Zum Schlusse sei mir noch eine Bemerkung erlaubt, die ich auch an die Oeffentlichkeit gelangen lassen möchte — es ist mir, als täte man unrecht, wenn man mich zu solchen Aeußerungen veranlaßt —, ich bin doch nicht Schriftsteller genug, um das, was ich ausspreche, dann auch ausdrücklich zu begründen und auszuführen; so habe ich immer das Gefühl, daß manches unverständlich sein möchte und nicht so aufgefaßt werden könnte, wie ich es gemeint habe. Denn es ist mir eigentlich nur noch wohl, wenn ich an meiner stillen Malerei bin; da schwinden dann auch alle theoretischen Erwägungen hinweg und ein gewisses Frohgefühl gibt mir alle Mittel in die Hand, die ich brauche, um das innere Bild äußerlich zu gestalten, so daß sehr oft die Arbeit das zu widerlegen scheint, was ich gedacht und auch gesagt habe. Ja, ich fürchte, daß ich schon manches gesagt habe, das vor meinem innersten Malergewissen nicht bestehen kann, so aufrichtig ich auch bemüht bin, nur so zu sagen, wie ich es auch wirklich meine. Aber das Schaffen ist eben so ein ganz ander Ding — die bildende Kunst hat so viel Unaussprechliches, so viel Möglichkeiten, daß sie der Phantasie stets als etwas unaussprechlich Schönes voranleuchtet, dem der Künstler mit ganzer Seele nachjagen muß. Dieses „Muß“ ist der schönste Teil der Kunst. Die Göttertochter Phantasie hat das Fragen nicht gelernt, und dem, den sie erfaßt hat, erlaubt sie nicht mehr, zu fragen. — Zum Schlusse erlaube ich mir die Verse eines „Dichterlings“ heranzuziehen, die vielleicht dem beweglichen Wesen, auf dem die Kunst beruht, ein wenig Ausdruck geben:

„Bei des Lebens Irrgangwegen,
Wie wär' ich da so schlimm gefahren,
Wenn nicht des tiefsten Ernstes Segen
Mich vor Umsturz konnte wahren!
Doch ohne meinen Leichtsinn, ihn auch will ich preisen,
Steckt' ich noch tief in ausgefahrnen Gleisen.“

Hochachtungsvollst

Karlsruhe, Oktober 1903.

Hans Thoma.



Aegypten, Babel und Bibel.

Von

Professor J. Lieblein.

VI.

Die Sintflutsage.

Die Sage von der Sintflut findet sich bei vielen Völkern des Altertums, so bei den Babyloniern, den Persern, den Griechen, den Juden und andern. Was die Babylonier betrifft, rührt sie wahrscheinlich von den großen Ueberschwemmungen her, die zur Winterszeit, in den Monaten Dezember, Januar und Februar, durch Ungewitter und anhaltenden Regen in den armenischen Gebirgen hervorgerufen, in den Euphrat- und Tigrisländern gewöhnlich stattfinden, und zwar von einer Ueberschwemmung, die gewaltsamer als jede andre war. Bis nach Aegypten kam die Sage nicht; dort hat man in Jahrtausenden nur die reguläre Nilüberschwemmung gehabt, die das eine wie das andre Jahr gleichartig verläuft, bloß ein wenig höher oder tiefer im Niveau aufsteigt, aber, so weit die menschliche Kunde reicht, niemals sich zu einer gewaltsamen, alles verheerenden Wasserflut verstiegen hat.

Die biblische Erzählung von der Sintflut ist bekannt. Sie ist eigentlich eine doppelte, indem sie in zwei Formen oder Redaktionen vorkommt, die nach dem verschiedenen Namen für Gott die elohistische und die jahwistische genannt werden können. Die elohistische Erzählung lautet:

I. Mos. VI, 13. Und Elohim sprach zu Noah: der Untergang alles Fleisches ist von mir beschlossen worden, denn voll geworden ist die Erde von Gewalttat um ihretwillen, und siehe so will ich sie vernichten von der Erde.

14. So fertige dir einen Kasten von Gopherholz, aus lauter Zellen sollst du den Kasten machen und sollst ihn verpichen von innen und außen mit Pech.

15. Also sollst du aber ihn machen: 300 Ellen sei der Kasten lang, 50 Ellen tief und 30 Ellen hoch.

16. Ein Fenster sollst du dem Kasten machen und bis zu einer Elle sollst du es vollenden von oben her, und die Türe des Kastens sollst du an seiner Seite machen; in drei Stockwerken mit lauter Zellen sollst du ihn erbauen.

17. Ich aber, siehe, ich werde die Sintflut, Gewässer über der Erde heraufführen, um unter dem Himmel hinwegzutilgen alles Fleisch, in welchem lebendiger Odem ist. Alles was auf Erden ist, wird sterben.

18. Aufrichten aber will ich meinen Bund mit dir, und du sollst hineingehen in den Kasten, du und deine Söhne und dein Weib und deiner Söhne Weiber mit dir.

19. Und von allem Lebenden, von allem Fleische, je zwei von jedem sollst

du zu dir nehmen in den Kasten, sie am Leben zu erhalten mit dir, je ein männliches und ein weibliches sollen es sein.

20. Von den Vögeln nach ihrer Art, von dem Vieh nach seiner Art, und von allem Kriechtier der Erde nach seiner Art, zwei von jedem sollen zu dir hineingehen, sie am Leben zu erhalten.

21. Du aber nimm dir von allerlei Speise, welche man ißt und sammle sie zu dir, daß sie dir und ihnen zum Essen diene.

22. Da tat Noah nach allem, was ihm Elohim befohlen hatte.

VII, 6. Und Noah war 600 Jahre alt, da kam die Sintflut, Wasser auf der Erde.

11. Im Jahre 600 des Lebens des Noah, im zweiten Monat am siebzehnten Tage des Monats, an diesem Tage brachen auf alle Quellöffnungen des großen Urmeeres und die Fenster des Himmels taten sich auf.

13. An diesem selben Tage ging Noah und Sem und Kham und Japhet, die Söhne Noahs, und das Weib Noahs und die drei Weiber seiner Söhne mit ihm in den Kasten.

14. Sie und alles Wild nach seiner Art und alles Vieh nach seiner Art und alles Gewürm, das auf der Erde kriecht, nach seiner Art, und alle Vögel nach ihrer Art, alles Zwitschernde und Geflügelte,

15. es kam zu Noah in den Kasten, je zwei von allem Fleisch, in welchem lebendiger Odem ist.

16. Welche da eingingen, je ein Männchen und ein Weibchen gingen sie ein, wie Elohim ihm befohlen hatte.

18. Und die Wasser wurden stark und stiegen sehr auf der Erde, und der Kasten ging auf der Oberfläche des Wassers.

19. Und die Wasser wurden gar sehr stark auf der Erde und bedeckt wurden die hohen Berge, welche unter dem ganzen Himmel sind.

20. Fünfzehn Ellen drüber wurde das Wasser hoch, und es wurden die Berge bedeckt.

21. Und es starb alles Fleisch, das sich auf der Erde regte, an Vögeln und an Vieh und an wilden Tieren, und alles Gewürm, das auf Erden kroch, und alle Menschen.

24. Und es wuchs das Wasser über der Erde 150 Tage.

VIII, 1. Und es gedachte Elohim an Noah und an alle die wilden Tiere und an all das Vieh, welches bei ihm in dem Kasten war, und Elohim ließ einen Wind über die Erde gehen, und es setzten sich die Wasser.

2. Und verschlossen wurden die Quellenöffnungen des Urmeeres und die Fenster des Himmels,

3. b. und es nahmen ab die Wasser nach Ablauf von 150 Tagen.

4. Und es ließ sich der Kasten nieder am siebenten Monate, am 17. Tage dieses Monats auf den Bergen von Ararat.

5. Und die Wasser nahmen allmählich ab bis zum zehnten Monat, am zehnten Monat am ersten Tage dieses Monats erblickte man die Gipfel der Berge.

13. a. Und es geschah im 601. Jahr (des Noah), im ersten Monate am ersten Tage dieses Monats, da waren hinweggetrocknet die Wasser von der Erde.

14. Und im zweiten Monat am 27. Tage dieses Monats war trocken geworden die Erde.

15. Und es sprach Elohim zu Noah also:

16. Gehe hinaus aus dem Kasten, du und dein Weib und deine Söhne und deiner Söhne Weiber mit dir u. s. w.

18. Da ging Noah heraus u. s. w.

Die jahwistische Erzählung lautet folgendermaßen:

VII, 1. Da sprach Jahwe zu Noah: Geh du und dein ganzes Haus in den Kasten, denn was dich anlangt, so habe ich gesehen, daß du rechtbeschaffen bist vor mir unter diesem Geschlecht.

2. Von allen reinen Tieren sollst du dir je sieben nehmen, je ein Männchen mit seinem Weibchen; von denen, die nicht rein sind, sollen es aber je zwei sein, ein Männchen mit seinem Weibchen.

3. Auch von den Vögeln des Himmels je sieben, ein männliches und ein weibliches, Samen am Leben zu erhalten auf der Oberfläche der ganzen Erde.

4. Denn nach noch sieben Tagen, siehe so lasse ich regnen auf der Erde 40 Tage und 40 Nächte und tilge hinweg von der Oberfläche der Erde alle Wesen, die ich geschaffen habe.

5. Und Noah tat nach allem, was ihm Jahwe befohlen hatte.

10. Und nach sieben Tagen kam das Wasser der Sintflut über die Erde.

12. Und es war Regen auf der Erde 40 Tage und 40 Nächte.

16. b. Und Jahwe schloß hinter ihm zu.

17. Und die Sintflut war 40 Tage auf der Erde, und das Wasser stieg und hob den Kasten auf, so daß derselbe sich über die Erde erhob.

22. Alles, in dessen Nase lebendiger Odem war, von allem was auf dem Festlande ist, starb.

23. Und er vertilgte alle Wesen, die auf der Oberfläche der Erde waren, vom Menschen bis zum Vieh, bis zum Kriechtier und bis zu den Vögeln des Himmels, und sie wurden vertilgt von der Erde und übrig blieb bloß Noah und was bei ihm in dem Kasten war.

VIII, 2. b. Es hörte auf der Regen vom Himmel.

3. a. Und es verliefen sich die Wasser allmählich von der Erde.

6. Und es geschah nach Ablauf von 40 Tagen, da öffnete Noah das Fenster des Kastens, das er angebracht hatte.

7. Und er entsandte den Raben, der flog hinaus und flog ab und zu bis die Wasser abgetrocknet waren von der Erde.

8. Da sandte er die Taube aus, um zu sehen, ob die Wasser weniger geworden wären auf der Erde.

9. Die Taube fand aber keinen Ruhepunkt für ihre Fußsohle, so kehrte sie zu ihm zurück in den Kasten, denn Wasser war auf der Oberfläche der Erde.

Da streckte er seine Hand aus und nahm sie und brachte sie zu sich herein in den Kasten.

10. Und er wartete noch sieben andre Tage, da entsandte er abermals die Taube aus dem Kasten.

11. Und die Taube kam zu ihm zurück zur Abendzeit und siehe ein frisches Olivenblatt war in ihrem Schnabel. Da erkannte Noah, daß die Wasser geringer geworden waren auf der Erde.

12. Und er wartete noch weitere sieben Tage und entsandte dann die Taube, aber sie kehrte nicht wieder zu ihm zurück.

13. b. Da entfernte Noah den Deckel des Kastens und siehe trocken geworden war die Oberfläche der Erde.

20. Da baute Noah Jahwe einen Altar u. s. w.

Diese zwei Erzählungen sind mehrfach verschieden:

1. In der einen ist Gott Elohim, in der andern Jahwe genannt.
2. Die eine macht keinen Unterschied von reinen und unreinen Tieren und läßt von den Tieren nur zwei von jeder Art in den Kasten eingehen, die andre dagegen läßt von den reinen Tieren je sieben, von den unreinen aber je zwei hineingehen.
3. In der einen wird die Flut durch Regen bewirkt, in der andern hauptsächlich durch einen Durchbruch des großen Urmeeres.
4. Nach der einen dauert die Flut 40 Tage und dreimal sieben Tage, nach der andern dauert sie ein ganzes Jahr.

Dies sind die wichtigsten Eigentümlichkeiten, in denen sich die zwei Traditionen unterscheiden. Der Unterschied ist ursprünglich und rührt von grundverschiedenen Auffassungen her, und diese dürfen und können nicht durch künstliche Erklärungen in Harmonie miteinander gebracht werden.

Das Ereignis selbst, die Sintflut, war asiatisch. Es war eine ungewöhnlich große Ueberschwemmung, die einmal in den Tagen der Urzeit die Euphrat- und Tigrisländer verheert hat.

Die doppelte Erzählung aber, wie verhält es sich damit? Die Antwort ist, glaube ich, ganz einfach: die jahwistische Erzählung ist von Babylonien gekommen, die elohistische ist durch ägyptische Vorstellungen beeinflußt worden.

Wir werden zuerst den Bericht des Jahwisten betrachten und seine Herkunft aus Babylonien sehen. Ein assyrischer Keilschrifttext, dessen Urquelle in Chaldäa zu suchen ist und in das 18. oder 17. Jahrhundert v. Chr. gesetzt werden kann, gibt uns die babylonische Erzählung von der Sintflut. Wir haben hier offenbar dieselbe Begebenheit wie die der Bibel. Der babylonische Noah wird Xisuthros genannt; er und die Seinen sind einzig und allein die rechtschaffenen, die gerettet werden sollen, während das ganze übrige Menschengeschlecht zur Strafe für seine Sünden sterben muß. Gott befiehlt ihm ein Schiff zu bauen, dessen Länge, Breite und Höhe in Ellen angegeben werden, und das mit Pech wasserdicht gemacht werden soll — alles genau so wie in der Bibel. Sonach geht er mit seiner Familie und allen zahmen und wilden Tieren in das Schiff hinein. Es

bricht Regen und Ungewitter los, die Wasserflut steigt bis zum Himmel empor, und alles, was Leben hatte auf der Erde, starb. Sechs Tage hindurch herrschten Regen und Sturm; am siebenten Tage ließ das Ungewitter nach, und das Schiff blieb auf dem Berge Nizir stehen. Hier tut Xisuthros eben dasselbe wie Noah: „Beim Anbruch des siebenten Tages nahm ich eine Taube heraus und ließ sie fliegen. Die Taube flog hin und her; da aber kein Ruheplatz da war, so kehrte sie wieder. Da nahm ich eine Schwalbe heraus und ließ sie fliegen. Die Schwalbe flog hin und her, da aber kein Ruheplatz da war, so kehrte sie wieder. Da nahm ich einen Raben heraus und ließ ihn fliegen. Der Rabe flog fort, und als er sah, daß das Wasser gefallen war, kam er nahe, indem er furchtsam watete, und kehrte nicht wieder. Da ließ ich alles nach den vier Winden hinaus, ein Opfer brachte ich dar; ich richtete her einen Altar auf dem Gipfel des Berges," u. s. w.

Wie man sieht, ist die Aehnlichkeit der babylonischen Erzählung mit der biblisch-jahwistischen so vollständig und durchgängig sogar im einzelnen, daß die Forscher darin übereinstimmen, es liege hier eigentlich ein und dieselbe Erzählung vor. Ich sage aber ausdrücklich: „die biblisch-jahwistische Erzählung". Denn es ist wohl zu bemerken und muß wiederholt und stark betont werden: es ist nur die jahwistische Erzählung, die mit der babylonischen übereinstimmt.

Die elohistische Erzählung dagegen ist davon ganz verschieden. In dieser ist nicht die Rede von einem gewaltsamen Regen, der übrigens sehr kurz — sieben oder vierzig Tage — dauerte; hier sind es die Quellenöffnungen des großen Urmeeres und die Fenster oder die Gitter des Himmels, die sich auftaten. Und die Ueberschwemmung dauert ein ganzes Jahr; am 17. Tage des zweiten Monats fängt hier die Flut an und setzt ihre Verheerung fort bis zum 17. Tage des siebenten Monats, also genau fünf Monate oder, wie es im Texte ausdrücklich heißt, 150 Tage, wonach der Kasten auf den Bergen von Ararat stehen blieb. Dies wie andres mehr weist uns auf Aegypten hin.

Im Niltale regnet es nicht. Wie der Nil aus zwei tiefen Schlünden hervorströmt, so mußte die Wasserflut aus dem großen Urmeere unten im Schoße der Erde und aus dem großen Urmeere oben am Himmel kommen (Herodot, II, 28). Und ferner. Zwar war die Sintflut in Aegypten nicht bekannt, aber anstatt dieser hatte man die jährliche Ueberschwemmung des Nils, und es ist diese mit ihren Epochen im Laufe des Jahres, die der Elohist in seinem Berichte und in seinen Zeitbestimmungen uns gibt. Der Nil fängt bei der Sommersonnenwende an zu steigen; der 17. Tag des zweiten Monats muß folglich der Tag der Sommersonnenwende sein, was im Jahre 1138 v. Chr. auch der Fall war. Die Berechnung ist leicht zu machen, wenn wir annehmen, daß die Datierung nach dem bürgerlichen Kalender der Aegypter geschehen ist. Und wir haben die Befugnis zu dieser Annahme, da die übrigen Zeitangaben des Elohisten uns direkt auf den ägyptischen Kalender hinweisen. Denn wenn fünf Monate — die Zeit von dem 17. Tage des zweiten Monats bis zum 17. Tage des siebenten Monats — genau 150 Tage ausmachen, so können

damit nur die ägyptischen Monate von je 30 Tagen gemeint sein. Es läßt sich ferner nachweisen, daß die übrigen Datierungen des Elohisten mit den Nilfesten stimmen, die an kalenderbestimmten Tagen des Jahres gefeiert wurden; es würde uns aber zu weit führen, das hier zu wiederholen, was ich an einer andern Stelle näher entwickelt habe (Proceedings of the Society of Biblical Archaeology für 1898, S. 281 ff.). Nur eins will ich in dieser Verbindung zufügen. Der Elohist sagt: „Und im zweiten Monat am 27. Tage dieses Monats war trocken geworden die Erde.“ Mit diesen Worten wird offenbar die Ueberschwemmungsgeschichte des Nils im Laufe des Jahres abgeschlossen. Die Ueberschwemmung fing am 17. Tag des zweiten Monats an und hörte am 17. Tag des zweiten Monats im folgenden Jahre auf, dauerte also ein volles ägyptisches Jahr, von der einen Sommersonnenwende bis zur folgenden, oder 365 Tage, weil das Kalenderjahr der Aegypter 365 Tage hatte. Wenn aber der Elohist statt des 17. Tages den 27. Tag des zweiten Monats angibt, so kann dies nur dadurch erklärt werden, daß der jüdische Verfasser, der Elohist nämlich, plötzlich an das jüdische Jahr dachte, das ein Mondjahr von 355 Tagen, somit zehn Tage kürzer war als das ägyptische Jahr von 365 Tagen, so daß der 17. Tag des ägyptischen Monats sich im Laufe des Jahres zum 27. Tage des jüdischen Monats verschoben hatte.

Doch es mag hiermit genug sein. Ich wage nicht, den Leser noch mehr mit Beweisen zu ermüden. Ich habe nur zeigen wollen, daß der Elohist seinen Bericht in einen ägyptischen Zeitrahmen eingefaßt hat, und daß seine Erzählung, nur auf diese Weise aufgefaßt, in allen ihren Teilen erklärlich wird.

Die Sintflutsage ist in den Euphrat-Tigrisländern zu Hause, und die Erzählung des Jahwisten ist wahrscheinlich von der babylonischen Sage hergenommen oder wenigstens von ihr beeinflußt worden; der Elohist aber hat die Begebenheit in Uebereinstimmung mit der jährlichen Ueberschwemmung des Nils formuliert. Wir wagen demnach hierin einen schlagenden Beweis dafür zu sehen, daß die mosaischen Erzählungen sowohl mit Aegypten als mit Babylonien in Zusammenhang stehen konnten.

VII.

Biblisch-ägyptische Sagen und Vorstellungen.

Die biblische Erzählung von der Schöpfung der Welt findet sich teilweise in den Keilschrifttexten wieder. In Beziehung darauf sagt Hommel in seiner Geschichte Babyloniens und Assyriens, S. 398: „Was nun die Frage anlangt, wie sich diese merkwürdigen Uebereinstimmungen erklären, ob durch bloße Entlehnung der Hebräer von Babylonien her oder umgekehrt, so möchte ich eher das letztere annehmen, wenn nicht etwa eine Tradition von der Erschaffung der Welt, dem Paradies mit vier Strömen (natürlich noch namenlos und ohne geographische Fixierung), dem Fall der Engel und dann der Menschen schon zum ältesten Besitz der noch vereinigten Semiten gehört hat, was mir noch wahrscheinlicher erscheint.“

Indessen, die Frage läßt sich noch nicht, ja vielleicht niemals mit voller Sicherheit beantworten. Wenigstens muß man weiter ausholen, wenn man ihre Lösung versuchen will. Zunächst müssen wir uns, glaube ich, nach Aegypten wenden.

Im 17. Kapitel des ägyptischen Totenbuches heißt es gleich am Anfange, wo die ägyptische Schöpfungsgeschichte erzählt wird: „Ich bin der Gott Tum, seiend allein im Urwasser Nun. Ich bin der Sonnengott Re in seinem Erscheinen am Anfange des Königtums, das er innehatte, als der Luftgott Schu das Urmeer emporhob, oder als der Luftgott Schu noch nicht das Urmeer emporgehoben hatte."

Dies sind die Hauptsätze; die erklärenden Sätze, die im Texte zugefügt sind, führe ich nicht an, um die Hauptsache klar und einfach vor Augen zu haben.

Jetzt zum Vergleich die mosaische Erzählung:

1. Mos. 1, 1. Im Anfang schuf Elohim den Himmel und die Erde.

2. Es war aber die Erde wüste und leer und Finsternis lag auf dem Ozean und der Geist Gottes schwebte über dem Gewässer.

3. Da sprach Elohim: Es werde Licht! Und es ward Licht.

4. Und Elohim sah, daß das Licht gut war, und Elohim trennte das Licht von der Finsternis.

5. Und Elohim nannte das Licht Tag, die Finsternis aber nannte er Nacht. Und es wurde Abend und wurde Morgen, der erste Tag.

6. Da sprach Elohim: Es werde eine Veste inmitten der Gewässer und bilde eine Scheidewand zwischen den verschiedenen Gewässern. Und es geschah so.

7. Da machte Elohim die Veste als eine Scheidewand zwischen den Gewässern unterhalb der Veste und den Gewässern oberhalb der Veste.

8. Und Elohim nannte die Veste Himmel u. s. w.

In den beiden Texten haben wir denselben Gang der Entwicklung.

1. Im Anfang war alles, Himmel und Erde, ein einziges ungeheures Meer, ein Urgewässer, und „der Geist Gottes schwebte über dem Gewässer" (Genesis) oder „der Gott Tum war allein im Urwasser Nun" (Totenbuch).

2. „Und es ward Licht" (Genesis), und „der Sonnengott Re erschien und fing seine Herrschaft an" (Totenbuch).

3. Und es wurde eine „Veste (Himmel) als eine Scheidewand zwischen den Gewässern unterhalb und den Gewässern oberhalb der Veste" (Genesis) und der „Luftgott Schu hob das Urmeer empor" (Totenbuch).

Ad 1. Merkwürdig genug wird im Totenbuch „das Urmeer" Nun genannt, und eben dasselbe Wort Nun wird in der koptischen Uebersetzung der Bibel gebraucht, um das „Urgewässer" in Genesis 1, 2 auszudrücken.

Ad 2. Hier ist ein Unterschied, indem in der Genesis von Licht, aber im Totenbuche von dem Sonnengotte die Rede ist; es läuft indessen auf eins hinaus und soll ohne Zweifel dasselbe besagen.

Ad 3. Der Gedanke ist hier ganz gewiß dieser, daß das ursprünglich eine

Urmeer in zwei geteilt wurde, in ein Urmeer oben am Himmel und ein Urmeer unten auf der Erde, und daß eine Veste, ein Firmament, der Himmel, zwischen dem oberen und dem unteren Urmeer gesetzt wurde. Die Aegypter haben immer die Vorstellung von einem Himmelmeer beibehalten, wo der Sonnengott in seiner Barke segelte, und es wird hier verständlicher, was ich oben angedeutet habe, daß die Sintflut in der Erzählung des Elohisten nicht durch Regen bewirkt wurde, sondern dadurch, daß das Urmeer unten und das Urmeer oben sich auftaten.

Ist die Erklärung, die ich hier gegeben habe, richtig, so können wir das überaus wichtige Faktum als bewiesen betrachten, daß die drei ersten Schöpfungsakte in der Bibel (Genesis 1, 1—8) und in dem ägyptischen Totenbuche (Kapitel 17) auf einerlei Weise erzählt worden sind. Ich gab diese Erklärung schon im Jahre 1877 (Ur vår tids forskning, 19. Egypten, S. 71 ff.) und habe nachher mit Freude gesehen, daß der hochverdiente Aegyptologe J. Dümichen in seiner Geschichte des alten Aegyptens, S. 219 ff., dieselbe Auffassung geltend gemacht hat.

Eine solche Uebereinstimmung zwischen der Bibel und dem ägyptischen Totenbuche wird wahrscheinlich viele befremden; diejenigen aber, die den regen Verkehr zwischen Aegypten und den vorasiatischen Ländern kennen, werden sie ganz natürlich finden. Aehnliches kommt oft vor, und ich brauche nur einige Beispiele anzuführen, um zu zeigen, daß dieselben Vorstellungen, überhaupt derselbe geistige Habitus hier vorhanden waren.

Im I. Mos. 2, 7 lesen wir: „Da bildete Jahwe Gott den Menschen aus Erde vom Ackerboden und blies in seine Nase Lebensodem; so wurde der Mensch ein lebendiges Wesen.“ „Das Leben in die Nase blasen“ ist ein Ausdruck, der in Aegypten gang und gäbe war und sich sowohl in den Texten (Totenbuch 71, 4; 125, 12) findet als in den bildlichen Darstellungen, wo das Zeichen des Lebens vor der Nase des Menschen angebracht ist, um anzudeuten, daß das Leben dem Menschen durch die Nase eingehaucht wurde.

Die Schlange ist das böse Prinzip in Aegypten wie in der Bibel, und wenn es I. Mos. 3, 15 heißt: „Und ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe und zwischen deinem Samen und ihrem Samen; er wird dir den Kopf zermalmen und du wirst ihm die Ferse zermalmen,“ Worte, die Gott zur Schlange spricht, — so haben wir eine treue Illustration dazu in den Vignetten des ägyptischen Totenbuches, wo wir den gerechten Menschen sehen, wie er den Kopf der Schlange mit einer Lanze durchbohrt.

Ebenso verhält es sich mit den Cheruben (Cherubim), sowohl mit denen, die nach I. Mos. 3, 24 sich östlich vom Garten Eden lagerten, um den Weg zum Baume des Lebens zu bewachen, als mit denen, die II. Mos. 25, 18—20 so beschrieben werden: „Und du sollst zwei goldene Cherube anfertigen — in getriebener Arbeit sollst du sie anfertigen — an den beiden Enden der Deckplatte, und bringe den einen Cherub an dem einen Ende an und den andern Cherub an dem andern Ende. An der Deckplatte sollst du die Cherube anbringen, an ihren

beiden Enden. Es sollen aber die Cherube ihre Flügel nach oben ausgebreitet halten, indem sie mit ihren Flügeln die Deckplatte überdecken, während ihre Gesichter einander zugekehrt sind, gegen die Deckplatte hin sollen die Gesichter der Cherube gerichtet sein."

Ein ägyptisches Bild gibt auch hierzu die Illustration, die in allen Teilen der biblischen Erzählung entspricht, und was noch mehr ist, die ägyptischen Cherube ruhen auf der Deckplatte einer heiligen Lade, die in religiösen Prozessionen herumgetragen wurde, also genau so wie die mosaischen Cherube. Die späteren Cherube aber, die von Ezechiel beschriebenen zum Beispiel, sind andrer Art und wahrscheinlich von assyrischen Darstellungen hergenommen. Möglicherweise ist der Name Cherub mit dem koptischen Worte korb, wegtreiben, abwehren, verwandt, so wie man auch versucht sein konnte, die altägyptischen Cherube in dem griechischen Kerberos zu erkennen.

Der Bibel nach hatte der Gerichtshof gewöhnlich seinen Sitz auf den offenen Plätzen vor den Toren der Stadt. Am Tore saßen die Vornehmsten der Stadt, um Recht zu sprechen, Streitigkeiten zu schlichten und juridische Fragen zu erledigen (V. Mos. 21, 19; 22, 15; 25, 7; Ruth 4, 1 ff.). Ebenso in Aegypten: am Tore der Stadt oder irgend eines Tempels waren die Richter versammelt (Adolf Erman, Aegypten, S. 202); der Oberrichter trägt den Titel: „Richter des Tores". Und um noch nur eine Redensart anzuführen, so heißt es in der Bibel (zum Beispiel I. Mos. 22, 17): „Zahlreich wie der Sand am Ufer des Meeres", und in den ägyptischen Inschriften oftmals: „Zahlreich wie der Sand am Strande des Wassers".

Dies und ähnliches kommt mehrfach vor. Ich habe nur Beispiele geben wollen und muß auf Vollständigkeit verzichten. Was ich angeführt habe, mag genügen, um uns davon zu überzeugen, daß wir hier überall auf demselben Kulturboden stehen. Die Frage nach der Priorität ist eitel. Wo und wann die menschliche Zivilisation zuerst Wurzel gefaßt hat, ist zur Zeit unmöglich zu sagen. Die Menschheit ist alt auf der Erde. Geschlechter und Völker sind entstanden und ausgestorben der Reihe nach, vielleicht lange Zeiten hindurch, sie sind verschwunden, ohne Geschichte, ohne Spuren zu hinterlassen. Wie sie gelebt und was sie gewirkt haben, wissen wir nicht, höchstens können sporadische Reste, die von der vorgeschichtlichen Archäologie aus der Erde Schoß ausgegraben werden, uns einige Aufschlüsse darüber geben. Aber jedesmal haben sie wohl, indem und bevor sie starben, den Nachfolgern etwas als Erbschaft überlassen.

Aber können wir nichts von der Priorität sagen, eins wissen wir allerdings und dies ist, daß in dem zweiten Jahrtausend v. Chr. durchgehends die gleiche Kultur über die Länder zwischen dem Nil und dem Euphrat verbreitet war. Nur eine Ausnahme will ich hervorheben, weil sie sehr bedeutungsvoll ist, ohne sonst für den Augenblick weiter darauf eingehen zu können: der Monotheismus war damals und in diesem Kulturkreis allein bei den Aegyptern und den Israeliten zu Hause.

VIII.
Alttestamentliche Textkritik.

Wir haben oben gesehen, daß der Elohist in seinem Bericht von der Sintflut ihr die Dauer eines Jahres von 365 Tagen zuschreibt. Schon P. v. Bohlen hat in seinem Kommentar zur Genesis gesagt, daß hierin eine Kenntnis des Sonnenjahres liegt, und er meint sogar, daß hieraus der Beweis dafür entnommen werden kann, die Sintflutsage sei erst nach dem Exil verfaßt worden. „Es ist," sagt er, „das geregelte Sonnenjahr von 365 Tagen, wie es seit Nabonassar in Babylonien galt und ebenso in der Flutsage liegt," (P. v. Bohlen, Die Genesis, S. 69), und später (l. l. S. 110), wo er von dem Alter der Sintflutsage spricht, fügt er hinzu: „Und gerade hier (in Babylonien) hatte nach den bestimmtesten Nachweisungen der alten Astronomen im Jahre 747 Nabonassar ein vollkommenes Sonnenjahr eingeführt, wodurch wir einen Anfangspunkt für die Dichtung (der Sintflutsage) erhalten ... so ist für den Unbefangenen das Alter der Erzählung ziemlich nachgewiesen." Für uns hat der Beweis kein Gewicht; denn obgleich P. v. Bohlen sagt, daß „es widersinnig wäre, für unsre Mythe Bezug auf Aegypten zu nehmen", so glaube ich dennoch oben nachgewiesen zu haben, daß der Elohist seine Kenntnis des Jahres von 365 Tagen Aegypten zu verdanken hat, wo es seit Jahrtausenden in Geltung war.

Die moderne Bibelkritik ist ohne Zweifel ganz vortrefflich, sie hat sich große Verdienste erworben, vorzüglich dadurch, daß sie nachwies, wie das alte Testament, besonders die Bücher Moses, durch das Zusammenfügen verschiedener gegenseitig unabhängiger, zum Teil widersprechender Urtexte entstanden sind, so daß abweichende Traditionen derselben Begebenheit ineinandergefügt und zu einer unzusammenhängenden, ja sogar unmöglichen Erzählung zusammengeworfen sind, oder sie sind wiederholt worden, als ob sie verschiedene Personen oder Begebenheiten angingen. Die abweichenden Erzählungen des Elohisten und des Jahwisten von der Sintflutsage geben hiervon ein sprechendes Beispiel.

Indessen gehen die Bibelkritiker bisweilen zu weit, so zum Beispiel v. Bohlen, einer der frühesten Vorläufer, wenn er sagt, daß die Erzählung von der Sintflut erst nach dem Exil aufgekommen ist, oder Bernhard Stade, wenn er in seiner Geschichte des Volkes Israel den Aufenthalt dieses Volkes in Aegypten verneint. Die Kritik ist gut, aber die Hyperkritik ist schlecht. So geht es ja immer, das Gute wird durch Uebertreibung schlecht. Die Gefahr ist da, daß man im hyperkritischen Uebermute versucht werden kann, die alten ehrwürdigen Schriften zu hofmeistern, um der Phantasie freieren Spielraum nach Belieben geben zu können.

Was nun erstens den Aufenthalt der Israeliten in Aegypten betrifft, so kann es wohl nicht zweifelhaft sein, daß es sich damit tatsächlich etwa so, wie es die Bibel erzählt, verhalten hat. Die Berichte des Pentateuchs über Aegypten und die ägyptischen Verhältnisse stimmen so genau und in so vielen Beziehungen mit dem, was die ägyptischen Inschriften uns lehren, daß sie auf Autopsie beruhen müssen. Nehmen wir als Beispiel die Geschichte Josephs, so werden

wir bald die Ueberzeugung erlangen, daß der biblische Erzähler alles, was er berichtet, selbst erlebt hat. Die Frau Josephs heißt Asnath, ein ägyptischer Frauenname; sein Schwiegervater heißt Potiphera, ein Name, der allen Kennzeichen nach ein echt ägyptischer Mannesname war, wie auch sein Titel Oberpriester von On ihn als dem gelehrten Stande in Heliopolis angehörig kennzeichnet. Von dem Tode Jakobs wird erzählt — Genesis 50, 2—3 —, daß die Aerzte den Leichnam einbalsamierten, und daß die Aegypter ihm 70 Tage lang die Totenklage hielten; nun, das Einbalsamieren war ägyptisch, und ägyptisch war die unumgängliche Sitte, den Leichnam 70 Tage nach dem Tode zu begraben. In Genesis 50, 22 und 26 ist gesagt: „Und Joseph wurde 110 Jahre alt ... Und Joseph starb 110 Jahre alt! Da balsamierten sie ihn ein und legten ihn in Aegypten in einen Sarg." 110 Jahre lang zu leben war ein Wunsch, der in ägyptischen Inschriften mehrmals vorkommt, und nicht selten trifft man auf die Formel: „Du sollst 110 Jahre auf der Erde leben."

Genesis 41, 43 lautet: „Hierauf ließ der Pharao Joseph auf dem Wagen fahren, der im Range dem seinigen folgte, und man rief vor ihm aus: Abrek! So setzte er ihn über ganz Aegypten." Man hat abrek mit: „beuget euch!" übersetzt, aber mit Unrecht. Das Wort ist altägyptisch und bedeutet: „Zur Linken, du", „links du!" Die ägyptischen Würdenträger hatten vor ihrem Wagen einen oder zwei Vorläufer, die in den engen Straßen den Weg bahnten, indem sie voranliefen und den Passierenden zuriefen: „Gehet links!" Noch heutzutage sieht man in den Straßen Kairos vor den Wagen der Paschas und andrer hohen Herren diese Vorläufer mit flatternden Gewändern und den Stab in der Hand — Saïs werden sie jetzt genannt —, die auf Arabisch rufen: Schimalek!, das ist: „Zur Linken, du!" Indem der Pharao Joseph den Wagen gab, „der im Range dem seinigen folgte", räumte er ihm zugleich das Vorrecht ein, Vorläufer vor dem Wagen zu haben. In dieser Bedeutung hat auch die Septuaginta sowie ebenfalls die koptische Bibelübersetzung das Wort gebraucht, indem alle beide übersetzen: „Der Herold heroldete vor ihm!"

Endlich lesen wir Genesis 41, 45: „Und der Pharao legte Joseph den Namen Zophnat Paneach bei." Diesen Namen hat unsre Bibelübersetzung mit „Erretter der Welt" erklärt. Auch hier falsch. Zophnat Paneach ist ein ägyptischer Name aus: „zofn", „derjenige, der Essen gibt", und „panch", „Leben" zusammengesetzt, und bedeutet demnach: „den, der Essen zum Lebensunterhalt verschafft", und dieser Name paßt recht wohl auf Joseph, da er ja während der sieben Jahre des Ueberflusses Getreide für die sieben Hungerjahre gesammelt hatte. Solche Namen, aus zof, „Essen", als erstem, und einem andern Worte als letztem Teile zusammengesetzt, kommen im 18. und 17. Jahrhundert vor, somit gerade in der Zeit, da Joseph vermutlich lebte und wirkte. Mehrere Gelehrten — nomina sunt odiosa — haben sich damit abgeplagt, unsern Namen zu erklären, und die Versuche sind mehr oder minder glücklich ausgefallen. Ich will hier nur einen besonders erwähnen, weil er mit Unrecht benutzt worden ist, um die Abfassungszeit der Genesis zu weit herabzurücken. Der Name Zofnat

Paneach wird nämlich unrichtig auf eine solche Weise erklärt, als ob er zu einer Klasse zusammengesetzter Namen gehörte, die erst im 7. Jahrhundert gebräuchlich waren, und daraus wird dann der wichtige Schluß gezogen, daß die Erzählung des Elohisten auch nicht älter sein könne. „Eigennamen der besprochenen Form," sagt der Verfasser, „vermag ich zuerst im Anfange der XXII. Dynastie nachzuweisen, häufig werden sie erst in saïtischer Zeit. Da auch die Namen Asnat und Potiphera derselben Epoche angehören" (dies ist eine Irrung), „so haben wir in ihnen ein überaus wichtiges Hilfsmittel zur Datierung von Genesis 41, 45, wie des Elohisten überhaupt."

Dies muß als sehr unglücklich bezeichnet werden. Aus einer Erklärung, die jedenfalls zweifelhaft, wenn nicht geradezu falsch ist — wenigstens gibt es, wie wir gesehen haben, eine andre, die viel wahrscheinlicher ist —, aus einer solchen Erklärung den Schluß zu ziehen, daß wichtige Teile des Pentateuchs jünger sind als man gewöhnlich annimmt, daß sie also gewissermaßen verfälscht seien, das heißt die Wissenschaft und die ganze alttestamentliche Textkritik kompromittieren.

Dem oben Entwickelten zufolge beruht, wie ich glaube, der mosaische Bericht von Joseph und seiner Geschichte auf einer alten und echten Tradition, und wir haben wohl auch an ihm einen schlagenden Beweis für den Aufenthalt der Israeliten in Aegypten.

In dieser Verbindung will ich noch etwas erwähnen, das Licht darüber verbreitet, wie leicht die Bibelkritik auf Irrwege geführt werden kann, wenn sie vergißt, sich selbst zu kritisieren, und ich tue das um so lieber, als wir hier wiederum bestätigt finden, daß dieselben Vorstellungen in Aegypten und in den angrenzenden Ländern herrschten, so daß es oft recht schwer ist, zu ermitteln, wo die Urquelle der biblischen Nachrichten zu suchen ist.

Der dänische Gelehrte Troels Lund sagt in seinem sonst vorzüglichen Werke (Livsbelysning, S. 113): „Von noch mehr durchgreifender Bedeutung war eine letzte Einwirkung (auf die Israeliten) von Babylon her, wodurch ihr Gottesbewußtsein und ihre religiöse Lebensanschauung geändert wurden. Dies fand statt, als die ursprünglich persischen Ideen über Babylon zu ihnen kamen: die Lehre von den zwei miteinander kämpfenden, beinahe gleich starken Lebensmächten, die Lehre vom Guten und Bösen, Gott und dem Teufel ... Die Erzählung der Genesis von dem Paradies, der Schlange als Verführer und dem Sündenfall sind babylonisch-persische Vorstellungen," die also erst mit dem Exil unter den Israeliten verbreitet worden wären. Ein eifriger Textkritiker, der es nicht allzu genau mit der Solidität der Beweisgründe nimmt, könnte hier leicht versucht werden, das Amputationsmesser zu brauchen, um wichtige Kapitel der Genesis wegzuschneiden.

Dies würde aber voreilig sein. Friedrich Delitzsch hat in Babel und Bibel (S. 38), und Hommel in seiner Geschichte Babyloniens und Assyriens (S. 398) ein babylonisches Bild gegeben, auf dem die Verführung und der Sündenfall dargestellt sind. Delitzsch fügt hinzu: „Darf ich den Schleier

lüften? hinweisen auf einen alten babylonischen Siegelzylinder: in der Mitte der Baum mit herabhängenden Früchten, rechts der Mann, kenntlich durch die Hörner, das Symbol der Kraft, links das Weib, beide ausstreckend ihre Hände nach der Frucht, und hinter dem Weibe die Schlange — sollte nicht ein Zusammenhang stattfinden zwischen diesem altbabylonischen Bilde und der biblischen Sündenfallerzählung?"

Also in Babylonien. Wir begegnen aber auch in Aegypten einer uralten Bekanntschaft mit dem Teufel als dem bösen Geiste in der Gestalt einer Schlange, der die Götter wie die Menschen zu verderben strebt. Da ist Typhon, das böse Wesen, mächtig genug, um mit Osiris und seinem Sohne Horus zu kämpfen; da ist die in unzähligen Texten genannte Schlange Apophis, der große Feind der Götter; da ist besonders im Totenbuche die Schlange als das böse Prinzip dargestellt, deren Kopf der gerechte Mensch mit einer Lanze durchbohrt. Da kommen Besessenheit vom Teufel und Teufelsbeschwörungen vor. Als Beispiel kann eine Erzählung dienen, die den Namen eines Pharao Ramses von der XIX. Dynastie trägt. Der Pharao war mit einer asiatischen Prinzessin, Tochter des Königs von Bakhtan, verheiratet. Als ihre Schwester in Bakhtan krank wurde, schickte der König Boten nach Aegypten, um den Pharao zu bitten, einen Arzt zu senden. Der ägyptische Arzt kam nach Bakhtan, aber er erkannte sofort, daß die Prinzessin von einem bösen Geiste besessen war; dieser war ihm indessen zu stark, so daß der Pharao seinen Gott Khonsu schicken mußte. Der ägyptische Gott ließ sich in Gespräche mit dem Geiste ein, und teils durch Beschwörungen, teils durch das Versprechen, ein Opferfest zu seiner Ehre zu feiern, zwang er diesen, die Prinzessin zu verlassen, und sie wurde in derselben Stunde wieder gesund. Die Erzählung zeigt deutlich genug, daß die Vorstellungen von dieser Sache in Aegypten und dem benachbarten Asien dieselben waren; denn Bakhtan war ein asiatisches Land.

Wir sehen, daß die Israeliten ihre Lehre von dem Teufel ebensowohl von Aegypten als von Babylonien haben bekommen können und zwar lange vor der Zeit, da sie die persische Religion kennen lernten. Hieraus kann kein Beweis für oder wider das Alter des Pentateuchs oder seiner Teile entnommen werden.

IX.
Aegypten, Babel und Bibel.

In Vorstehendem habe ich einige Tatsachen vorgeführt, die meiner Ansicht nach bezeugen, daß ungefähr die gleiche Kultur in den Ländern zwischen dem Nil und dem Euphrat herrschte. Die kulturtragenden Nationen waren hier die Aegypter und die Babylonier. Was das eine oder das andre Volk besonders geleistet, welchen Beitrag zu der gemeinschaftlichen Arbeit das eine oder das andre gegeben hat, wem von ihnen die Priorität der verschiedenen Erfindungen zugeschrieben werden muß, ist oft kaum zu vermuten, und es bleibt nutzlos, darüber zu streiten, solange wir nicht mehr wissen als heutzutage.

In diesem Kulturkreise nun tauchen die Israeliten als ein historisches Volk

erst in einer verhältnismäßig späten Periode auf. Die geistige Atmosphäre, in der sie hier lebten, die Kultur, die sie hier umgab, übte natürlicherweise auf ihr individuelles Volksleben Einfluß; die höheren Kulturelemente empfingen sie nach den Umständen und den geschichtlichen Verhältnissen bald von Aegypten, bald von Babylonien her, und da sie lange Zeit nahe mit Aegypten verbunden waren, ist es selbstverständlich, daß sie wenigstens in dieser Periode die meisten Impulse von Aegypten erhielten.

Die wichtigsten Quellen, aus denen wir Kunde von diesem ägyptisch-asiatischen Kulturkreise schöpfen, sind:

1. die ägyptischen Inschriften,
2. die babylonisch-assyrischen Inschriften,
3. die Bibel, die freilich zum Teil später abgefaßt, teils von den andern Quellen abgeleitet ist, aber dennoch ihrer Ausführlichkeit und inneren Wertes willen von der größten Bedeutung ist.

Diese drei Arten von Quellenschriften müssen in die wissenschaftliche Diskussion aufgenommen und miteinander verglichen werden, wenn man eine allseitige und vollständige Auffassung erzielen will. Nimmt man nur zwei Quellen, zum Beispiel die Bibel und die babylonisch-assyrischen Inschriften, zum Vergleich, wie Friedrich Delitzsch es tut, kommt man unfehlbar zu einem einseitigen oder unvollständigen Resultat.



Die Aera Manteuffel.

Federzeichnungen aus Elsaß-Lothringen.

Von

Alberta v. Puttkamer,

unter Mitwirkung von Staatssekretär a. D. **Max v. Puttkamer.**

VI.

Manteuffel war Anfang Oktober von Gastein zurückgekehrt. Er kam nicht erfrischt aus den Bergen heim. Einen Zug von Müdigkeit und Enttäuschung konnten Seele und Körper nicht mehr verbergen. Es war, als ob die Energie, die ihn bisher befähigt hatte, seine Kräfte zusammenzuschließen und aufzurichten, sogar wenn sie manchmal unter dem Niederdruck von Arbeit und Enttäuschung lagen, nicht mehr Meisterin über entgegentretende Widrigkeiten des Lebens werden könnte ...

Er mochte es fühlen, daß in ihm und um ihn her eine Unsicherheit sich breitete, die die Frische und Freiheit des Handelns im politischen Leben künftighin beeinflussen würde ...

Das Vorwärtsdrängende, das Zeit, Raum und Verhältnisse meistern zu wollen schien, mit der Macht einer stolz bewußten, hinreißenden Individualität, verschwand aus Manteuffels Wesen; der wägende Verstand hatte es wohl hinter sichere Tore verschlossen ... Und der Statthalter wandte sich wieder den Aufgaben der laufenden Verwaltung zu, insbesondere dem mit Glück begonnenen Ausbau der Schulreform, die die Anregungen und Gedanken, die er in seinem großen Erlaß gegeben hatte, zur Realisierung führen sollte. In dieser neuen Schulordnung hatte auch eine Verminderung des französischen Unterrichts in den höheren Lehranstalten ihren Platz.

Eine Verminderung der Lehrstunden war aber nicht nur für das Französische, sondern mit Ausnahme von Geschichte und Geographie auch für alle andern Lehrgegenstände angeordnet, und zwar aus hygienischen Rücksichten.

Daß diese, von pädagogischen und gesundheitlichen Erwägungen diktierte Reform aber auch wieder im politisch-tendenziösen Sinne aufgefaßt wurde, erhellt aus einer Eingabe von reichsländischen Bürgern, die 538 Unterschriften wies und sich mit der Bitte an den Statthalter wandte, die Beschränkung des französischen Unterrichts aufzuheben. Manteuffel antwortete mehr im dilatorischen, als im direkt verneinenden Sinn, indem er die Verminderung zwar aufrecht erhielt, aber in Aussicht stellte, die Frage an der Hand der praktischen Erfahrung, nach Ablauf des Schuljahres weiter in Erwägung zu nehmen.

Am 10. Dezember wurde die neue Session des Landesausschusses eröffnet; am Abend war ein Gastmahl für die Abgeordneten im Statthalterpalast. Manteuffel hatte die Einberufung des reichsländischen Parlaments bisher immer zum Anlaß genommen, größere Programmreden zu halten.

Am 10. Dezember 1883 aber hatte er zum erstenmal nur einen kurzen Gruß für seine Gäste. Das war für des alten Feldherrn rede-, kampf- und siegeslustigen Geist eine sehr bezeichnende Resignation.

Im Landesausschuß veranlaßte die von der Regierung vorgeschlagene Erhöhung der Staatsgehälter für die Geistlichkeit größere Ausführungen, an denen sich Abbé Winterer kritisierend, und der damalige Unterstaatssekretär v. Puttkamer, der Justiz und Kultus verwaltete, verteidigend, besonders beteiligten. Im übrigen konzentrierte sich das Interesse alsbald ausschließlich auf die allgemeine politische Lage, und auf verschiedene Fragen, die in den letzten Monaten alle Parteien in Erregung gehalten hatten; vor allem auf die ganze Angelegenheit Antoine in all ihren Phasen und dann auf den nie ruhenden Diktaturparagraphen, an den sich, wie immer, hocherregte Disputationen knüpften.

Neue oder wesentlichere Argumente und Auffassungen, wie wir sie größtenteils aus eignem Urteil, teils aber auch aus Urteilen der Presse, des Reichstags und aus den Reihen elsaß-lothringischer Politiker brachten, traten nicht hervor.

Ein andrer Vorgang, der mit überraschender Dramatik einsetzte und weithin fühlbare Kreise zog, lenkte alsbald das Interesse von Regierung und Parlament ausschließlich auf sich; er hatte sogar eine wichtige Aktion des Statthalters im Gefolge, die nach Berlin an den Kaiser gerichtet war ...

Bereits in der zweiten Sitzung des Landesausschusses machte eine Rede besonderes Aufsehen, die der Abgeordnete Baron v. Bulach über die allgemeine politische Lage des Landes hielt. Sie gestaltete sich zu einer verurteilenden Kritik von Manteuffels Verwaltungssystem, im Gegensatz zu dem des Oberpräsidenten v. Möller, dem größere Erfolge und größere Fortschritte in der Entwicklung des Landes zugesprochen wurden.

Baron Bulach mischte scharfe Beobachtung und richtige Urteile mit übertriebenen Darstellungen, so daß die Rede nicht den Eindruck der Objektivität erzeugte. Wenn nun auch einzelnes Richtige und tiefer Geschaute in der Auffassung lag, die Bulach von Manteuffels geistigem Wesen und dessen Ausdrucksformen gab, so waren doch die Folgerungen, die er daraus herleitete, irrig.

Zum Beispiel charakterisierte der Baron ganz richtig das Autokratische in des Statthalters Natur, und wie letzterer geglaubt habe, seine Pläne mit der Kraft seines persönlichen Wunsches und im Licht seiner Erkenntnis, die er für die allein richtige und gültige hielte, verwirklichen zu können. Nun aber kam Bulach zu dem willkürlichen, beweislosen Schluß, daß sich aus diesem „régiment personnel" die Auflösung der autonomistischen Partei entwickelt habe.

Bulach behauptete dann weiter, daß Manteuffels Verwaltungssystem durchaus nicht gebilligt würde in deutschen Kreisen, und glaubte die Beweise darin zu finden, daß ihm „einige Beamte ihre Unzufriedenheit ausgesprochen hätten".

Richtige und halbrichtige Beobachtung war hier mit willkürlichen Schlüssen derart gemischt, daß das Ganze wie die im Kopf eines sehr subjektiv anschauenden Politikers veränderte Spiegelung eines Wirklichkeitsbildes wirkte.

Bulachs Beschreibung von der Auflösung der Autonomistenpartei entsprach auch nicht der Wirklichkeit; es konnte nur von einer vorsichtigeren Zurückhaltung der Partei die Rede sein.

Das ganze Bild der Lage war in stark ins Düstere übertriebenen Linien gesehen, wie übrigens die meisten Schilderungen, die von elsaß-lothringischen Abgeordneten entrollt wurden, wenn es sich darum handelte, Stimmungsgemälde der allgemeinen politischen Lage zu geben. Ein scheinbarer Widerspruch war es, daß die Herren in der Theorie, in ihrem Urteil oft ungerecht und negierend waren, während sie in der Praxis, in der Ausübung ihrer parlamentarischen Arbeit friedlich, gerecht, besonnen und sehr fleißig waren.

Psychologisch war das wohl so zu erklären und zu verstehen: Von der politischen Bühne des Elsaß aus wurde immer noch mit einer Wendung nach Frankreich hin agiert. Zu viele feine Bande des geistigen Lebens, und zu viel innige des Gemüts wirkten noch anziehend nach dorthin. Man wollte das alte Vaterland nicht verletzen, denn man liebte es noch mit dem Herzen, und man durfte die neuen Herren im Lande nicht verletzen, man mußte im Gegenteil sich ihnen freundlich fügen und mit ihnen leben, denn sie waren nach Staats- und Völkerrecht Gebieter in der geliebten Heimat. So machte man

unwillkürlich Zugeständnisse nach beiden Seiten hin. Das weithin tönende Wort in Rede und Presse wendete sich mehr nach Frankreich; die still wirkende Tat galt dem engeren Vaterland Elsaß-Lothringen. Das war keine Treulosigkeit, keine Doppelzüngigkeit, — nein, es war einfach ein schmerzlicher Zwiespalt, eine seelische Zerrissenheit, die als eine nicht unnatürliche Folge der großen geschichtlichen Ereignisse erschien ...

Bulachs Rede machte einen sehr peinlichen Eindruck bei der Regierung, gerade weil sie von einem Manne ausging, der nicht Protestler war und der Frische, Talent und Willen zur friedlichen, politischen Mitarbeit an den Geschicken des Landes bewiesen hatte.

Der damalige Staatssekretär v. Hofmann ergriff auch gleich tags darauf das Wort und nahm sehr entschieden Stellung gegen Bulachs schwarzseherische Betrachtungen.

Auch bedeutende altdeutsche Zeitungen nahmen scharf Front gegen die Rede und tadelten besonders die sehr fragwürdige Logik: daß das persönliche Regiment des Statthalters verantwortlich gemacht werde dafür, daß die Autonomistenpartei sich aufgelöst habe.

Im übrigen machte die ganze Budgetdebatte 1883/84 einen viel ruhigeren, sachlicheren Eindruck als die Debatten früherer Tagungen, weil sich in diesen die Erregung der Geister über das sogenannte Sprachengesetz fühlbar kundgab und viel leidenschaftlichere Töne in die Diskussion spielte ...

Außer Bulachs Rede, deren seltsame Anklagen auch im Hause auf Widerspruch stießen, war die Haltung des Landesausschusses und die Behandlung der Fragen von sachlichem Ernst und maßvoller Gerechtigkeit durchdrungen und getragen. Das war ein absoluter Erfolg; relativ war er aber noch viel höher zu werten, weil gerade die letzten Monate des Jahres die größten politischen Erregungen gebracht hatten und durch das agitatorische Auftreten des Reichstagsabgeordneten Antoine und die enthüllten Verbindungen mit Frankreich Zündstoff in die Geister geworfen worden war. Wenn sich nun diese Geister in Ruhe und Sachlichkeit der parlamentarischen Arbeit an den Verwaltungsaufgaben des Landes widmeten, so bedeutete das eine Erhebung, einen sittlichen Ernst und einen Triumph des Pflichtgefühls für die wahre Wohlfahrt des Landes, die jenen politischen Männern ehrlichste Anerkennung sichern müssen ...

Die Rede des Herrn v. Bulach, der bisher wohl als ein temperamentvoller Politiker aufgetreten war, dessen etwas impulsive Leidenschaftlichkeit aber von der Einsicht eines schönen Patriotismus immer in Schranken gehalten wurde, hatte das Maßvolle diesmal doch etwas vermissen lassen. Gewisse scharfpersönliche Noten gaben der Rede etwas zum Kampfe Herausforderndes, und als eine Art Heerruferin im Streit wirkte sie auch, und riß ziemlich weite Kreise durch ihre bewegte Stimmung in Mitleidenschaft. Daß sie bei altdeutschen Zeitungen recht scharfe Verurteilung fand, haben wir schon angedeutet; es wurde ihr aber auch eine solche symptomatische Bedeutsamkeit gegeben, daß der Statthalter sie zum Ausgangspunkt einer auffallenden politischen Aktion machte. Ein Artikel

der Kreuzzeitung, der um so beachtenswerter erschien, als diese preußisch-konservative Zeitung immer bereitwillig und charakterkräftig Manteuffels Politik im Reichsland unterstützt hatte, nun aber in der Bulachschen Rede ein Scheitern von Manteuffels Versöhnungspolitik zu erblicken glaubte, mochte auch wohl mitbestimmend gewesen sein zu dem Schritt, den der Marschall in Berlin tat.

Manteuffel fragte nämlich bei Wilhelm I. an, ob er einen Bericht über die Angelegenheit befehle. Die Antwort des Kaisers fiel in sehr gnädigem und hochgeneigtem Ton aus: ein Bericht resp. eine Erklärung oder Rechtfertigung sei durchaus nicht nötig, da Manteuffel nach wie vor das fraglose Vertrauen seines kaiserlichen Herrn besäße. Dies Schreiben hatte dem edlen alten Herrn, dem beim Verfolgen seiner nach höchsten Zielen gerichteten Bahn fast unter den Schritten die weghemmenden Schwierigkeiten wuchsen, den etwas herabgedämmten Mut neu gestärkt. Von der höchsten Stelle des Reichs aus waren ihm erlauchte Pflichten und Rechte zur Uebung und Verwesung gegeben; sie forderten die Anspannung aller geistigen und leiblichen Kräfte; an ihnen zerrten und rissen nun aber alle möglichen widerstrebenden und kritisch eifernden Elemente, —: scharfe und feindselige Preßstimmen, oppositionelle Nörgler und Heißsporne, Unzufriedene aus mancherlei Berufszweigen und Parteiungen.

Der stete Kampf, das „toujours en vedette“, hatte in die ohnehin doch alternde Lebenskraft des Statthalters ein ersichtliches Wanken gebracht. Selbstvertrauen und das lebhafte Wachsein der Energie waren von Müdigkeit angewandelt. Des alten Feldherrn stolze, einsame Seele sehnte sich nach einer Kräftigung der vom Lebensstreit ermatteten Geister; die wurde ihm nun von seinem höchsten, innig verehrten Herrn. Es war, als erstarke mit diesem Vertrauensbeweis seines Kaisers das Schwungkräftige seines Wesens neu, und als er Ende 1883 auf einem Gastmahl, zu dem er das Ministerium und die Generalität um sich versammelt hatte, die Botschaft seines hohen Herrn vorlas, hatte seine Stimme wieder den stolzfreudigen Ton eines, der sich noch aufrecht zum Kämpfen und Siegen fühlt. Offenbar arbeitete aber trotz der Genugtuung, die ihm des Kaisers Antwort gegeben, noch etwas in Manteuffels Innerem, das nach Klärung seiner Beziehungen zum Landesausschuß und zu der Bevölkerung strebte. Denn die befestigende Wirkung der kaiserlichen Vertrauenserklärung ging doch nicht über den engen Kreis hinaus, den die Beziehungen zwischen dem Kaiser und seinem Feldmarschall-Statthalter bildeten. Die Form, seinen Gedanken und Auffassungen in größeren Programmreden bei seinen Gastmählern Ausdruck zu geben und sie so in die Oeffentlichkeit und in die Presse zu leiten, hatte Manteuffel selbst nicht mehr für ersprießlich erachtet, nachdem der Landesausschuß Anlaß nahm, sie in öffentlichen Sitzungen zum Zielpunkte politischer Diskussionen und von Parteikritiken zu machen. Seine sehr ausdrucksfähige und ausdrucksbedürftige Natur hatte ohnehin den Bann des Schweigens und der Zurückhaltung, den er sich selbst im letzten Jahr auferlegt hatte, beengend und verwirrend empfunden. Er fühlte es wie eine innere Nötigung, seinen drängenden Gedanken Ausdruck zu geben, und er suchte für die beabsichtigten Kundgebungen

einen Raum mit möglichst weithinhallender Akustik. Dieser unabweisbare Trieb nach beredtem Bekennen und Verteidigen seiner eigenartigen Politik war in ihm neuerlich durch Bulachs Angriffsrede wieder mächtig aufgestanden. Die Rede war nicht nur eine scharfe Beurteilung, sondern eine Verurteilung von des Statthalters Verwaltungssystem gewesen, und sie blieb in ihrem jugendlich heißen Eifer nicht in den Grenzen der Gerechtigkeit und sachlich maßvollen Erwägung. Dies reizte den Manteuffel tief eingeborenen Sinn edler Streitbarkeit besonders. — Des Marschalls geschichtliche Auffassung der elsaß-lothringischen Aufgabe war so bedeutend und tief, und er setzte an die Erfüllung der letzteren so ganz die besten Kräfte seiner Seele, daß sich sein Geist in natürlicher Folge davon auflehnte gegen jede ungerechte oder nicht von ganz großen Auffassungen getragene Kritik. Und die Bulachsche Kritik gab sich noch dazu als die Verkündung eines gewichtigen Teils der reichsländischen Volksmeinung, und es war ihr bisher nicht im Landesausschuß widersprochen worden. So suchte Manteuffel denn den Ausdruck für seine mächtig erregten Gedanken und — wählte die Form eines Interviews dazu, mit daranschließender Veröffentlichung in der Presse. Das Interview, das eine Unterhaltung von A. und B., zwei Gästen des Statthalters auf einem Ball in seinem Straßburger Palais, mit ihm selbst darstellte und alle möglichen wichtigen Fragen des aktuellen Lebens behandelte, erschien als ein „Eingesandt von einem Freund aus dem Ober-Elsaß“ in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung in Berlin und zugleich als Extrablatt der „Elsaß-Lothringischen Zeitung“ in Straßburg, welch letztere Zeitung als die offiziös von der Regierung inspirierte galt. Damit war also des Interviews Wichtigkeit und Authentizität festgestellt.

Ob das Interview nun künstlich in Szene gesetzt war, oder sich natürlich als Rede und Gegenrede bei einem Fest im Statthalterpalais ergab, ist unsrer Meinung nach völlig unwesentlich.

Es ist viel darüber gestritten worden, und am Ende ist auch die dominierende Meinung, als habe H. Jacobi, der Redakteur der „Elsaß-Lothringischen Zeitung“, das Interview mit Manteuffel auf dessen Wunsch inszeniert, unwidersprochen geblieben; wir haben berechtigten Grund zu der Annahme, daß dies der Wahrheit entspricht ... Ob A. und B. (die Fragenden) auf dem Ball fingierte Persönlichkeiten waren, denen die Fragen über interessante Dinge in den Mund gelegt wurden, oder ob Hugo Jacobi der Fragende war, ist doch im Grund nicht so wesentlich; das Wesentliche war einzig und allein, daß der Befragte, also Manteuffel, seine innersten Ueberzeugungen in der Gegenrede aussprach. Denn es ist authentisch, daß die Antworten von Manteuffel herrühren. In dem Interview beklagte sich Manteuffel über die Presse, in deren scharfer Beurteilung seiner politischen Tätigkeit im Reichslande er eine animose Voreingenommenheit zu erkennen glaubte. Wir meinen aber: je höher einer im Staat und im öffentlichen Leben, in der Wissenschaft oder Kunst 2c. steht, desto mehr ist er dem Blick der Welt ausgesetzt. Ist je ein Großer, ein über die Mitte Emporragender der eingehenden Anschauung, dem eindringlichen Urteil

entgangen? Weil er dem gewöhnlichen, mittleren Maß entrückt ist, wird er auch mit größerem Maßstab gemessen; und wie man Hohes und Höchstes von ihm erwartet, so wird auch jedes Zurückbleiben hinter der Ideallinie scharfer Kritik anheimfallen. Doch hat noch jede Größe im öffentlichen Urteil (und die Presse ist der Niederschlag der öffentlichen Meinung) ebenso gerechte Verteidiger als leidenschaftliche Feinde gefunden. Das gerade wäre ein Beweis für ihre Bedeutung, daß sie die Geister zu Haß und Liebe emporschürt. Manteuffels Urteil über einseitige Feindseligkeit der Presse war daher nicht gerechtfertigt. Es lagen übrigens in des Statthalters Aufgabe damals vielfach die Nötigungen, kampfbereit, schlagfertig und streitbar sein zu müssen. Einer, der im Kampfe steht, der befindet sich eben in einem Element der Unruhe. Jeder Hieb, jede Verteidigungspose wird weithin bemerkt und — beurteilt, — oft auch verurteilt. Daß die Presse sich lebhaft mit Manteuffel beschäftigte, war also natürlich und verständlich, — daß sie es nicht immer mit Lob und Anerkennung tun konnte, war bei den ungeheuren Schwierigkeiten der politischen Bedingungen und Manteuffels komplizierter Geistigkeit und deren Betätigung ebenso verständlich. Manteuffel gab zu, daß er die Urteile der Presse mit Aufmerksamkeit lese und daran Selbstprüfungen knüpfe, aber er wies den Gedanken weit zurück, als könne sie Einfluß auf sein Handeln haben.

Baron H. Bulachs Rede wurde auf Befragen des Interviewers vom Marschall stark verurteilt. Es sei ihm verdacht worden, daß er der Rede des betreffenden Abgeordneten eine zu große Bedeutung beigemessen dadurch, daß er dem Kaiser darüber Bericht eingesandt habe; es handle sich aber gar nicht darum, ob die Rede Bulachs bedeutend oder unbedeutend gewesen sei, sondern um eine politische Tatsache. Das Faktum, daß nach vierjährigem ernstem Wirken in Elsaß-Lothringen des Statthalters Verwaltung öffentlich im reichsländischen Parlament einer abfälligen Kritik unterzogen worden sei, daß dieselbe von Bravos aus dem Hause, insbesondere von dem vernehmlichen des Vizepräsidenten begleitet worden sei, daß der Landesausschuß Stillschweigen dem gegenüber beobachtet und unter diesem Eindruck die Sitzung geschlossen habe, dies Faktum habe er dem Kaiser unterbreiten müssen, — es sei eine Pflicht gewesen, denn er habe Bulachs Rede für eine Kundgebung aus der Mitte der Bevölkerung gehalten. Darüber befragt, warum er den Landesausschuß nicht auch diesmal mit einer Ansprache beehrt habe, antwortete Manteuffel, daß, seitdem der Landesausschuß seine Tischreden, die doch intimer Natur seien, der öffentlichen Diskussion unterworfen, er aus Rücksicht der Würde für seine Stellung es unterlassen habe, zu sprechen.

Ueber die Beamten, insbesondere über deren neuerliche Gepflogenheit, öffentlich, wenn auch anonym, die höchsten Vorgesetzten, auch den Statthalter, streng zu kritisieren und seine Maßregeln und Verwaltungsart zu verurteilen, vom Interviewer befragt, antwortete Manteuffel, daß bei der Zusammensetzung des Beamtentums aus verschiedenen deutschen Staaten, die teils verschiedene Geschäftsanweisungen hätten, es leicht möglich sei, daß gewisse Schwierigkeiten,

Verstimmungen oder ganz neue ungeahnte Formen sich ergäben. In der Forstverwaltung sei dies besonders bemerklich.

Daß eine wirkliche Beamtenopposition vorhanden sei, heimlich gärend und sich anonyme Auswege suchend, glaube er nicht; ebensowenig wie er glaube, daß Beamte absichtlich den Baron Bulach zum Organ ihrer Unzufriedenheit gemacht haben sollten.

Auch die Frage Flottwell wurde gestreift, und es wurde von Manteuffel der genaue Hergang der Angelegenheit konstatiert: Er habe dem Bezirkspräsidenten Vorhaltungen über einzelne Vorgänge in seiner Verwaltung gemacht, dann habe Flottwell unter Bezugnahme darauf um seine Stellung zur Disposition gebeten. Manteuffel schrieb nun an Flottwell, er habe seine Vorhaltungen unrichtig aufgefaßt; er wisse nicht, wie er die Zur-Dispositionsstellung Flottwells motivieren solle beim Kaiser, und er lehne sie deshalb ab.

Bis dahin war nie davon die Rede gewesen, daß sich Flottwell im „Widerspruch mit Manteuffels Politik“ befinde. Jetzt erst erklärte Flottwell, er bestehe auf seiner Stellung zur Disposition, um so mehr, als er sich im Widerspruch zu Manteuffels Politik befinde. Manteuffel lehnte abermals ab; Flottwell wandte sich nun direkt an den Kaiser, sandte Krankheitsatteste und erhielt die Pensionierung. Er trat dann in eine wohldotierte Stellung als Leiter eines Finanzunternehmens in Breslau. —

Im weiteren Verfolg des Interviews wies es der Marschall weit zurück, als stehe er unter dem Einfluß der „Notabeln“; er sei während seines ganzen Lebens eminent selbständig gewesen und nie beeinflußt von andern; er bleibe seiner Natur treu, auch hier; nur habe er es für Pflicht und Recht gehalten, liebenswürdig und zuvorkommend gegen Männer zu sein, von denen viele schwere Opfer gebracht hätten, indem sie ihre persönlichen Gefühle dem Gemeinwohl untergeordnet hätten.

Darauf wurde der unliebsame Fall des Oberförsters Mang gestreift, der damals im Publikum und in der Presse ein heftiges Aufeinanderprallen verschiedener Meinungen hervorgerufen hatte, und der Statthalter proklamierte es anläßlich dieses Falles ausdrücklich als einen Grundsatz: mit größter Strenge gegen Beamte vorzugehen, die rücksichtslos und unhöflich gegen Landesbewohner seien. Die Gerichte hatten die beiden Herren, die der Oberförster Mang wegen Beleidigung verklagt hatte, den Baron Schmitt und H. v. Ott, verurteilt zu Geldstrafen. Manteuffel sprach in dem Interview aber den Gedanken aus, also im Gegensatz zu dem richterlichen Erkenntnis, als sei dies eigentlich keine Genugtuung für eine Beleidigung. Das wurde in weiteren deutschen Kreisen als eine Mißachtung der Gerichte aufgefaßt, deren Entscheidung doch als die höchste, moralische Autorität gelten solle. Am Ende sprach sich Manteuffel noch ernst bedauernd darüber aus, daß es ihm die Haltung der Straßburger Bevölkerung, wie sie sich in den Reichstagswahlen dokumentiert habe, unmöglich mache, an die Wiederherstellung des Gemeinderats zu gehen. — Alle bedeutenden Zeitungen des Reichslandes und Altdeutschlands, sowie österreichische, französische und

englische nahmen Stellung zu den Verkündungen des Statthalters; besonders in den englischen Zeitungen wurden Manteuffels Aussprüche beim Interview für klassisch und hochbedeutend gehalten; auch in der Form und Prägung des Gedankens, der man Bismarcksche Plastik und knappe Klarheit nachrühmte. In den Kreisen der Alt-Elsässer riefen einige Sätze Befriedigung, andre wieder ein merkliches Mißbehagen hervor. So berührten Manteuffels überzeugend warme Worte, die seine Sympathien und seine versöhnlichen Tendenzen ausdrückten, sowie seine gerechte Auffassung der Beamtenfrage sehr sympathisch, während das, was der Statthalter über die schroffe Haltung einzelner elsässischen Kreise bei den Reichstagswahlen und in der Straßburger Gemeinderatsfrage aussprach, verstimmte.

In altdeutschen Kreisen des Reichslandes schätzte man das freie Bekenntnis des Statthalters über wichtige politische und administrative Fragen, das er in dieser neuen Form des Interviews gab, in seiner vollen Bedeutsamkeit, stellte aber eine große Meinungsverschiedenheit mit einzelnen Urteilen des Marschalls fest.

Wenn Manteuffel in den letzten Jahren die politischen Reden bei seinen Gastmählern unterdrückt hatte, weil er seine „Herzensergüsse“ nicht zur öffentlichen Diskussion in Parlament und Presse stellen wollte, so hatte er nun den Zauberkreis der Intimität, in den er jene gebannt wissen wollte, selbst und mit erkennbarer Absicht durchbrochen; denn das unwidersprochene, unwiderlegte Erscheinen des Interviews in der offiziösen Berliner Zeitung und danach als Extrablatt in der reichsländischen Zeitung kam doch einer sorgfältig inszenierten Sensation gleich.

Und so wirkte es auch weithin und tief hin, trug Bewegung in alle Geister und brachte alle Fragen von Bedeutung in lebendigen Strom ... Das trat zuerst im Landesausschuß sehr ausdrucksvoll in die Erscheinung in einer lebhaften Rede des Baron Hugo Bulach. Er erklärte, daß das letzthin veröffentlichte Interview ihn geradezu nötige, zu sprechen. Er könne und wolle es nicht für authentisch halten, weil er nicht glaube, daß der Statthalter sich solcher Mittel zur Betonung und zum Nachdruck seiner Politik bediene. Viel Falsches sei über seine Rede verbreitet worden; er sei nicht im Namen unzufriedener Beamter aufgetreten; es leite ihn auch nicht persönliche Feindschaft gegen den Statthalter, und er protestiere gegen die Zusammenstellung mit Antoine; — im übrigen halte er seine Behauptung vom 13. Dezember 1883 aufrecht, daß Manteuffel ein allzu persönliches Regiment führe ... Darauf erhob sich der Staatssekretär (damals v. Hofmann) und erwiderte mit einer ernsten, fast feierlichen Würde: Als der Statthalter die vom Kaiser gewünschte Versöhnungspolitik inaugurierte, fand sich in einem Teil der altdeutschen Presse die Ansicht, als würde man in Elsaß-Lothringen solche Politik für Schwäche halten.

Das Land war ihm aber dankbar, daß er nicht nach Schablonen regierte, sondern sein eigenst-persönliches Interesse dauernd bekundete und strenge Maßregeln mied, wo es irgend angängig war.

Da kam Baron Bulach und tadelte gerade das, was das Land billigte. Bulachs Rede wäre bedeutungslos, wenn sie nicht über die Grenzen des Landes

hin bekannt geworden wäre, und nicht nun eine Strömung in Altdeutschland aus ihr Kapital schlüge . . .

Nach dieser Rede des Staatssekretärs erhob sich der Abgeordnete Mieg-Köchlin (Bürgermeister von Mülhausen) und erklärte unter allgemeiner Zustimmung des Hauses: die Angriffe gegen den Statthalter seien nur als die persönliche Meinung des Herrn v. Bulach anzusehen und nicht als die Ansicht des Landesausschusses. Das Land würde dem Statthalter dankbar sein, wenn er seine Politik der Milde fortführe...

Wenn auch durch diese Erklärung Bulachs Rede charakterisiert wurde als eine ganz subjektive Einzelmeinung, und ihr die tiefere Bedeutung genommen ward, als sei sie eine Kundgebung der elsaß-lothringischen Volksmeinung, so war doch durch die Vorgänge, die sie im Gefolge gehabt hatte, Interview, Anfrage Manteuffels beim Kaiser u. s. w., eine gewisse schwankende Erschütterung in die Lage gekommen. Gerüchte über große Meinungsverschiedenheiten Manteuffels mit dem Reichskanzler wurden in politischen Kreisen jetzt immer lauter, so daß sie sogar weithin hallend in den Spalten ernster ausländischer Zeitungen, „Temps", „Times" u. s. w. ein Echo weckten. In gewissen äußeren Vorgängen fanden jene Gerüchte Nahrung; Manteuffel ging nämlich kurz nach der Landesausschußverhandlung und den Interviewpublikationen nach Berlin und von dort nach Friedrichsruh zum Fürsten Bismarck. Daran schlossen sich auch ziemlich bestimmt auftretende Gerüchte über den demnächstigen Rücktritt von Manteuffel, die eine festere Form gewannen durch Nennung bestimmter Namen wahrscheinlicher Nachfolger; so wurden als politisch mögliche Männer z. B. Graf Otto Stolberg und der damalige Minister des Innern und Vizepräsident des Staatsministeriums, Robert v. Puttkamer genannt, während ausländische Zeitungen, wie die „Baseler Nachrichten" und österreichische Blätter die Erwählung eines depossedierten Fürsten für die hochbedeutende Stellung eines reichsländischen Statthalters für wahrscheinlicher hielten. Manteuffels Reisen nach Berlin und Friedrichsruh wurden übrigens von andern politischen Kreisen als ein entgegengesetztes Symptom aufgefaßt; den optimistischer Gesonnenen galten sie nämlich als ein Wahrzeichen des Vertrauens vom Kaiser zu seinem Reichslandsverweser und des befestigten Einverständnisses mit dem Fürsten Reichskanzler.

Offiziell wurde weder eine Negation noch eine Affirmation in der Frage laut, und es blieb von all den schwirrenden Meinungen als fühlbarer Rest nur eine Unruhe, die wachsam und etwas mißtrauisch den Wendungen und Ereignissen im öffentlichen Leben entgegensah und nachforschte. Indessen arbeitete der Landesausschuß sehr ernstlich und fleißig, und Baron Bulach, der wohl fühlen mochte, daß ihn seine Leidenschaftlichkeit, die sonst immer die patriotisch edeln Grenzen gewahrt hatte, in seiner Kritikrede über den Statthalter etwas zu weit geführt hatte, trat nunmehr in maßvoller, sachlicher Ruhe auf und behandelte mit Wärme und viel politischer Einsicht die verschiedensten Fragen des staatlichen Lebens, die gerade im Vordergrund der Betrachtung standen: Steuern, Mehrbesoldung

der katholischen Geistlichen, Tabaksmanufaktur (in welcher Frage er ein sehr streitbarer Kämpe war), Bahnprojekte, Landwirtschaft u. s. w.

Die stillere Zeit nach dem Schluß des Landesausschusses von Mitte März an, brachte im Gebiet der Landesverwaltung wieder eine intimere Hinwendung zu den Fragen von Heer und Schule, in theoretischer und praktischer Behandlung. Manteuffel hatte sich besonders den inneren Kultus- und Schulfragen mit eindringlicher Wärme zugewandt. Ureigne Gedanken über Schul-, Haus- und Volkserziehung hatte er in dem neuen Regulativ niedergelegt, bezw. bearbeiten lassen; sein individueller Geist waltete in den reformatorischen Erlassen und Anordnungen.

Von unantastbarer Hoheit schienen ihm die Erziehungsgrundsätze, die in den Gutachten der Sachverständigen, in Uebereinstimmung mit seinen eignen, tieferwogenen Urteilen niedergelegt waren; gewissermaßen ein Extrakt des Nachdenkens ernster und gereifter Geister. Und als dann (es war im Mai 1884) plötzlich einer der tüchtigsten und auch gelehrtesten Lyzealdirektoren in einem öffentlichen Vortrag auftrat mit Tendenzen, die sich als Gegensatz zu des Statthalters schulreformatorischen Kundgebungen erwiesen, da loderte des alten Feldherrn Zorn auf und traf den kühnen Schulmann (es war der Direktor des Straßburger Lyzeums, Herr Deecke) mit recht scharfem Bannstrahl.

Deecke hatte in seinen „Plaudereien über Schule und Haus“, die er im Druck und in mündlichen Vorträgen veröffentlichte, dem Gedanken Ausdruck gegeben, daß die Aufsicht und der erzieherische Einfluß der Familie einzig verantwortlich sei für moralische Vergehen und Pflichtverletzungen eines Schülers, in bezug auf Schulangelegenheiten. Ein tragischer Fall, der sich neuerlich ereignet hatte, ward von ihm zum Ausgangspunkt seiner Erwägungen gemacht. Es war letzhin eine Schülerverbindung aufgehoben worden. Ein Beteiligter, der empfindliche Ehrenstrafen von der Schule fürchtete, hatte sich vergiftet. Deecke wälzte nun die Schuld für den Selbstmord auf den mangelnden, erzieherischen Einfluß der Familie; die Schule könne nicht allein für solche pädagogischen Einwirkungen eintreten. Die Regierung interpretierte das dahin, daß Deecke die erziehliche Aufgabe der Schule leugne u. s. w., eine Aufgabe, die gerade der Statthalter als eine ihrer vornehmsten bezeichnet hatte. — Deecke fühlte wohl, durch diese Interpretation der Regierung, die mit des Statthalters Unwillen über Deeckes Vorgehen übereinstimmte, daß er seine Gedanken in zu scharfer Form gegeben habe, und sprach nun in einem zweiten Vortrag über die erziehlichen Aufgaben der Schule. Den Statthalter hatte aber weniger die Tatsache, daß Deecke seiner entgegengesetzten Meinung Ausdruck verliehen hatte, als, wie er es getan, der Modus der Kundgebung, erzürnt. Der Direktor hätte seinen Bedenken und Meinungen etwa in der Form einer Darlegung, an die vorgesetzte Behörde, den Oberschulrat oder sogar den Statthalter selbst, in schriftlichem oder mündlichem Vortrag Ausdruck geben können, aber nicht öffentlich im Volksbildungsverein durfte er die Maßnahmen und Regulative kritisieren . . .

In erster Linie faßte Manteuffel die ganze Frage von Obrigkeit und Unter-

gebenen religiös auf. Die Obrigkeit, als von Gott eingesetzt, war seiner Auffassung nach in Uebereinstimmung mit einem alten Volkswort (wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand), belehnt mit höherer Einsicht. Aus der Auffassung vom „Gottesgnadentum“ und der besonderen Erleuchtung, die er seinem Amt innewohnend fand, leitete er nicht nur eine individuelle Bevorzugung her, sondern es war ihm eine Ueberzeugung von Allgemeingültigkeit geworden. Als logische Folge erschien ihm für die Untergebenen aus der besonderen Einsicht und Begabung der Obrigkeit die natürliche Pflicht der Unterordnung zu erwachsen. Diese ethische Erwägung aber war durch den militärischen Geist, der Manteuffels Erziehung geleitet und durchdrungen hatte, und der vor allem eine fest gegliederte Disziplin betonte, noch geschärft, und er hatte sie zu einem unerbittlichen Gesetz für sich und andre erhoben. Unter diesem Gesetz, das strenge Pflichtübung forderte, stand seiner Ansicht nach die Beamtenwelt ebenso wie das Heer, und er ließ sein Handeln von solcher Ueberzeugung leiten.

In des Direktors Deecke Handlungsweise sah Manteuffel nun aber einen großen Fehler gegen die Beamtendisziplin; er gab im August 1884 diesen Gedanken eine prinzipielle Begründung in einem Erlaß an den Staatssekretär und verfügte Deeckes Versetzung an ein kleines Gymnasium, in das Städtchen Buchsweiler; er charakterisierte Direktor Deeckes Auftreten als ein Vergehen gegen die Solidarität der Beamten mit den Beschlüssen der Regierung, und erachtete es als ein eigenmächtiges Durchbrechen der Schranken der Disziplin, daß sich Deecke öffentlich scharfe Kritik an den Maßnahmen seiner obrigkeitlichen Behörde erlaubt habe.

In die Sommermonate 1884 fiel auch die Behandlung und der Beschluß in einer kirchlichen Angelegenheit, und zwar in einer evangelisch kirchlichen, die vielfach und sehr lebhaft besprochen wurde, aber am Ende harmonisch ausklang. Es war die Ernennung des Pfarrers Weltz zum geistlichen Inspektor von St. Wilhelm. Das Gesetz vom Germinal, Jahr X, bestimmte, daß die geistlichen Inspektoren von der Inspektionsversammlung ernannt und durch die Staatsgewalt bestätigt wurden. Ein Dekret vom März 1852 änderte das dahin ab, daß die Inspektoren von der Regierung ernannt werden sollten auf Grund einer Vorschlagsliste vom Direktorium mit drei Namen der zu Erwählenden. Das Oberkonsistorium beschloß dann 1872, daß die Inspektionsversammlung drei Kandidaten präsentieren solle, und diese Liste unterbreitete das Konsistorium der Regierung, die den Inspektor dann ernannte. Der Schwerpunkt bei der Wahl sollte offenbar auf die Inspektionsversammlung gelegt werden, und das Konsistorium war von der Hoffnung geleitet und bestimmt, daß ihr Wahlvorschlag, wenn unter den Präsentierten ein Kandidat besonders von ihr gewünscht werde, eine solche Autorität hätte, daß die Regierung immer ihre Wahl bestätigen würde, um so dem Urteil der hohen Kirchenbehörde Vertrauen zu beweisen und Geltung zu verschaffen. In der Liste der drei Vorgeschlagenen waren nun die Pfarrer Engelmann und Weltz, und zwar Engelmann als der mit 55 von 60 Stimmen der Inspektionsversammlung erwählte und in erster Linie

vom Konsistorium gewünschte Kandidat. Beide Herren galten als liberal, Weltz als gemäßigt und politisch zuverlässig, ein Pfarrer vom Lande, — Engelmann, ein Straßburger Pfarrherr, stand im Rufe, Beziehungen zu weniger deutschfreundlichen Kreisen zu haben. Weltz wurde nun vom Statthalter zum geistlichen Inspektor ernannt, aber es wurden Meinungen in der Presse und der Bevölkerung laut, als bedeute dies eine Schädigung der Autorität der Kirche, weil die Regierung dem von der kirchlichen Behörde besonders betonten Wunsch entgegen entschieden habe. Die drei vorgeschlagenen Kandidaten waren aber völlig gleichberechtigt, und die Regierung, die die freie Wahl unter ihnen hatte, erkannte es nicht als einen maßgebenden Satz an, daß der in erster Linie Vorgeschlagene nun auch ernannt werden müsse, sondern sie erachtete es vielmehr als ihr Recht und ihre Pflicht, den zu erwählen, der ihr als der am besten Geeignete erschien.

Weltz war einer der drei Präsentierten, er war dazu politisch ganz zuverlässig, und ein Landpfarrer. Statthalter und Regierung waren nämlich vorzüglich von dem Gedanken bei der Wahl geleitet, daß die geistliche Inspektion, die bisher meist an Straßburger Pfarrherren verliehen war, nicht nur in den Händen der Hauptstadtgeistlichkeit liegen solle, weil sie sich solchermaßen leicht zu einem Privileg dieser Körperschaft ausbilden und festsetzen könne. Das wäre einer Vernachlässigung und Nichtberücksichtigung einer großen Zahl tüchtiger und für weiteren Wirkungskreis hochbefähigter Kräfte der Landgeistlichkeit gleichgekommen. Die ganze Angelegenheit bedeutete übrigens, ebenso für die Kirchenbehörde wie für den Statthalter, eine Differenz über Prinzipien- und nicht in Personenfragen. Das wurde auch besonders von der Inspektion St. Wilhelm hervorgehoben, indem sie nach der Ernennung von Weltz ein Vertrauensvotum für diesen und zugleich ein Beileidsvotum für Engelmann wegen „unverdienter Zurücksetzung“ aussprach. Alte Streitigkeiten und Meinungsverschiedenheiten über evangelisch-kirchliche Fragen, insbesondere über die Grenzen der Befugnisse von staatlichen und Kirchenbehörden, und Autoritätsfragen, waren bei dieser Wahl eines geistlichen Inspektors wieder neu erwacht und hatten auch die der Regierung gegensätzlichen Ansichten zu lauten Kundgebungen gebracht; aber die persönliche Lösung der Frage, d. h. die Wahl eines so allgemein geachteten, tüchtigen und zuverlässigen Mannes, wie der Pfarrer Weltz es war, wirkte am Ende als die Gegensätze versöhnend. Uebrigens hatte Manteuffel in dieser ganzen Angelegenheit nur in Uebereinstimmung mit dem Ministerium und durchaus nicht eigenherrlich gehandelt, — und konfessionelle oder gar orthodoxe und individuelle Auffassungen des Marschalls waren dabei ganz und gar nicht maßgebend gewesen.

Eine Angelegenheit, die während Manteuffels Verwaltung eine außerordentlich breite, eingehende und teils leidenschaftlich lebhafte Behandlung erfuhr, in der Presse, im Publikum und im Parlament, war die der Tabaksmanufaktur. Da des Statthalters Stellungnahme zu dieser Frage aber sehr passiv war, so wird sie in diesen Blättern, die hauptsächlich Manteuffel und der Darstellung

seines Wesens und geistigen Strebens in jener Zeitepoche und seinen politischen Einwirkungen mit Wort und Tat gewidmet sind, nur skizzierend gestreift.

Um die Erweiterung des Betriebs der Tabakmanufaktur, die von vielen Seiten, und zwar in der Presse sowie in beteiligten Geschäftskreisen als im Zusammenhang stehend erachtet wurde mit den Bestrebungen des Reichskanzlers um Einführung des Tabakmonopols, kümmerte sich Manteuffel wenig; überließ er diese Angelegenheit ganz und gar dem zuständigen Unterstaatssekretär und dem Chef des Ministeriums. Jedoch war er mit den getroffenen Maßregeln im allgemeinen einverstanden. Manteuffel hatte für diese, wie überhaupt für finanzielle Maßregeln weniger Interesse und hielt dafür, daß an dem damals bestehenden Steuer- und Finanzsystem im allgemeinen festgehalten würde. Er verkannte übrigens nicht, daß die mit tempo prestissimo inszenierte Erweiterung des Betriebs der Manufaktur mancherlei Mißstände mit sich geführt hatte. Den Angriffen, die im Landesausschuß gegen die Leitung der Tabaksmanufaktur erhoben wurden (besonders von Baron Bulach), war er aber bestrebt, die Spitze abzubrechen, und suchte dahin zu wirken, daß aus diesem Anlaß ernstere Mißhelligkeiten zwischen Regierung und Landesausschuß nicht entstünden. (Fortsetzung folgt.)



Der Friede von Villafranca.

Von

Germain Bapst (Paris).

(Schluß.)

Der Kaiser von Oesterreich nahm den Waffenstillstand an, und im Laufe des 7. Juli schrieb ihm Kaiser Napoleon III. wieder folgenden Brief, der durch den Schiffsleutnant Champagny de Cadore, seinen Ordonnanzoffizier, überbracht wurde.

„Ich danke Euer Majestät für die Gefühle, die Sie mir gütigst ausgesprochen haben: wenn es Euer Majestät genehm ist, werden morgen früh um 6 Uhr der Marschall Vaillant, der General de Martimprey und der General Della Rocca, von einer Eskadron begleitet, sich nach Villafranca begeben, um die Bedingungen des Waffenstillstandes festzustellen. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn diese Einstellung der Feindseligkeiten noch größeres Blutvergießen verhindern könnte; denn wir haben die Tapferkeit und die Energie der Armee Eurer Majestät schätzen gelernt."

Der letzte Satz, den wir nicht kennen, sprach den Wunsch Napoleons III.,

Frieden zu schließen, noch deutlicher aus; Kaiser Franz Josef jedoch legte ihm keine Bedeutung bei und begnügte sich, als er die Entsendung des Barons Heß und des Grafen Mensdorff als seinen Bevollmächtigten nach Villafranca ankündigte, das Kompliment des Kaisers Napoleon mit dem folgenden zu beantworten: „Die Achtungsbezeugung, die Euer Majestät so liebenswürdig gewesen sind, meinen Truppen zu erteilen, bietet mir die Gelegenheit, Euer Majestät die hohe Meinung auszusprechen, die wir durch den unbestrittenen Wert der französischen Armee bekommen haben."

Warum hat der Kaiser von Oesterreich auf die entgegenkommenden Erklärungen seines Gegners nicht geantwortet?

Dies hat Lord John Russell später aufgeklärt. Am Abend jenes Tages, Mittwoch den 6. Juli, an dem er das Schriftstück erhalten hatte, das die sieben Vorschläge enthielt, gab Lord John mehreren Mitgliedern des diplomatischen Corps ein Diner. Nach dem Mahle nahm er, als der Kaffee kam, den Grafen Apponyi beiseite, führte ihn in eine Fensternische und übergab ihm das Blatt. Graf Apponyi war ein wenig überrascht, es war das erste Mal, daß ihm Lord John von Frieden sprach. Nachdem der Graf das Blatt gelesen hatte, wandte er sich an Lord John mit den Worten:

„Es ist meine Pflicht, diese Vorschläge an meine Regierung zu senden, aber sagen Sie mir, unter welchen Bedingungen überreichen Sie sie mir?"

„Die britische Regierung übergibt sie Ihnen, damit der Kaiser von Oesterreich die Bedingungen kennt, unter denen er nach unsrer Ansicht Frieden schließen kann, aber wir erklären, daß wir keinen Rat erteilen. Seine Majestät kann annehmen oder ablehnen. Uns liegt nur daran, daß er die Bedingungen kennt, unter denen er verhandeln kann."

„Ich glaube nicht, daß meine Regierung diese Fassung annehmen wird. Aber gesetzt den Fall, sie nimmt sie an, und ich bringe Ihnen die Antwort, daß Oesterreich bereit ist, auf diesen Grundlagen zu unterhandeln — was dann?"

„Dann wäre es leicht, sich einzurichten, denn wenn die von Oesterreich angenommenen Bedingungen einmal bekannt wären, dann könnten wir uns als Vermittler anbieten oder wir würden sogar, wenn Oesterreich dies vorziehen sollte, mit dem preußischen oder dem russischen Gesandten darüber sprechen, und sie würden keine Schwierigkeiten machen, als Vermittler zu dienen."

Lord John fügte noch hinzu, daß er es nicht ablehnen könne, diese Vorschläge zu übergeben, denn wenn Oesterreich sich nicht dazu verstehen würde, sofort zu unterhandeln, so könnte es sein, daß die Franzosen sich Venetiens bemächtigten, und dann würden die Bedingungen härter, und Oesterreich würde nicht mehr über Venetien zu verhandeln haben, das ihm aus den Händen geschlüpft wäre.

Lord John sagte weder dem preußischen noch dem russischen Gesandten ein Wort von dieser Unterredung, und Graf Apponyi berichtete telegraphisch über den Inhalt des Schriftstücks, das ihm Lord John übergeben hatte.

Am andern Tage teilte Lord John der Königin mit, was er dem Grafen

Apponyi gesagt hatte; er schrieb: „Der Kaiser sollte Italien die vollständige Unabhängigkeit geben oder als der Judas des italienischen Volkes gebrandmarkt werden.“ Also nach seiner Ansicht sollte für eine Sache, für die England nicht einmal einen Schilling geben wollte, Napoleon III. seinen Thron riskieren und Frankreich seine Integrität aufs Spiel setzen. Allerdings hatte Napoleon III. die Ungeschicklichkeit begangen, mehr zu versprechen, als er halten konnte; aber stand es denen, die ihn verhinderten, sein Versprechen zu erfüllen, zu, es ihm zum Vorwurf zu machen?

Lord Palmerston dachte ebenso, wenigstens sagte er es zum Marquis d'Azeglio. Sagte er es auch Herrn v. Persigny? Man kann es nicht mit Sicherheit annehmen, denn Persigny behauptete das Gegenteil und telegraphierte am andern Tag, den 7. Juli, morgens: „Graf Apponyi hat die ihm von Lord John Russell gemachte vertrauliche Mitteilung telegraphisch übermittelt — Lord Palmerston glaubt nicht, daß Oesterreich sich dazu versteht, in diese Unterhandlungen einzutreten, aber er meint, daß es für Frankreich von großem Vorteil sein werde, derart seine Mäßigung gezeigt zu haben.“

Das ist das diametrale Gegenteil von dem, was er zwei Tage vorher an Lord John geschrieben hatte, und auch das Gegenteil von dem, was er seitdem immer behauptet hat.

Das Telegramm des Grafen Apponyi, das am 7. morgens von London abgegangen war, kam am Nachmittag in Verona an. Die Bedingungen, die es enthielt, schienen dem Kaiser von Oesterreich so hart, daß er sich sofort weigerte, sie anzunehmen, und folgendermaßen zu telegraphieren befahl:

„Graf Rechberg beauftragt mich, Ihnen zu sagen, daß wir die Bedingungen als unannehmbar betrachten und daß wir in den Waffenstillstand nur aus militärischen Gründen eingewilligt haben.“

Darauf, daß Kaiser Franz Josef die ihm vorgelegten Bedingungen für unannehmbar hielt, war es zurückzuführen, daß er dem auf den Frieden gerichteten Entgegenkommen, das zweimal im Briefe Napoleons III. so eindringlich ausgesprochen war, keine Beachtung schenkte und mit kühler Zurückhaltung darauf geantwortet hatte, als ob er es nicht verstanden habe.

Am Morgen des 7. Juli telegraphierte Graf Walewski, der davon unterrichtet war, daß Lord John die Vorschläge zu einem Waffenstillstand nicht vorlegen wollte, sogleich nach Berlin, und der Marquis de Moustiers traf sofort seine Maßnahmen. Er war damit noch nicht zu Ende gekommen, als er gegen dreieinhalb Uhr von Walewski ein Telegramm erhielt, das ihm den Auftrag brachte, alle Besprechungen einzustellen, da der Waffenstillstand soeben auf dem Schlachtfelde abgeschlossen worden sei.

In der Tat hatte Walewski gegen 1 Uhr eine dahin lautende Mitteilung ohne jedes Detail erhalten und darauf an den Kaiser telegraphiert: „Ich bitte Euer Majestät, mich über die Bedingungen des Waffenstillstandes und die Art der Verhandlungen zu unterrichten, ich bedarf dessen für London und Berlin.“

Die Nachricht von dem Waffenstillstand, der erst am Morgen des 8. unter-

zeichnet wurde, hatte sich am 7. im Laufe des Tages über die ganze Welt verbreitet, und überall war sie so ausgelegt worden, als ob der Friede geschlossen sei.

Graf Walewski teilte das dem Kaiser am 8. Juli mit: „Für die ganze Welt ist der Waffenstillstand der Friede: man spricht nur noch von der Mäßigung des Kaisers: es wäre zu bedauern, daß der Waffenstillstand geschlossen worden ist, wenn er nicht den Frieden zur Folge hätte; es wäre alle Aussicht vorhanden, Deutschland mit Oesterreich verbündet zu sehen. Könnten Euer Majestät nicht den Kaiser von Oesterreich um eine besondere Zusammenkunft ersuchen, bei der Sie ihm folgende Grundlagen vorschlagen würden: 1. Abtretung der Lombardei; 2. Venetien kommt an einen Erzherzog; 3. Konföderation Italiens; 4. Laïcisation der Romagna: vielleicht ein lombardisch-venetianisches Königreich mit einem Erzherzog."

Graf Walewski suchte vor allem dem unklugen Versprechen Genüge zu tun, das er so sehr getadelt und bekämpft hatte — „von den Alpen bis zur Adria". Auch bemühte er sich, Bedingungen vorzulegen, die Preußen und Rußland genehm wären.

In diesem Briefe wies Walewski auch auf die Wahrscheinlichkeit eines Bündnisses zwischen Oesterreich und Deutschland hin. Tatsächlich hatte es seit Anfang Juli auf dem Frankfurter Bundestag und in Berlin etwas Neues gegeben.

Am 4. Juli hatte, wie wir oben gesehen haben, Preußen die Mobilmachung der zwei letzten Korps des Deutschen Bundes verlangt, und vor allem das Kommando über die deutsche Armee für den Prinzen von Preußen, jedoch das unumschränkte Kommando, ohne Eid und ohne Kontrolle der Militärkommission des Bundes. Es war dies ein wenn nicht unkonstitutionelles, so doch im Bundesgesetz nicht vorgesehenes Kommando und stand im Widerspruch zu dem Buchstaben und dem Geiste seiner Verfassung.

Dieser Vorschlag erregte nach dem Bericht Salignac-Fénelons (vom 6. Juli) auf dem Bundestage zuerst Erstaunen und dann Mißtrauen. „Die Bevollmächtigten Oesterreichs sagen," so schrieb er, „daß Preußen eine militärische Diktatur über Deutschland ausüben will, und Preußen sucht dieses Mißtrauen zu zerstreuen."

Oesterreich erwiderte mit der Forderung, daß das Militärgesetz des Bundes zur Anwendung gelange, das heißt, daß der preußische Vorschlag abgelehnt und das Kommando dem Prinzregenten den Gesetzen gemäß, das heißt unter der Aufsicht einer Kommission von siebzehn Mitgliedern übertragen werde. Was sollte daraus werden? Oesterreich hatte die Majorität im Bundestag, und wenn die Diskussion im Gange gewesen und man zur Abstimmung geschritten wäre, so würde es gewonnenes Spiel gehabt haben; es würde zu einem Konflikt gekommen sein, und Preußen hätte eine seinen Vorschlägen entgegengesetzte Entscheidung akzeptieren oder einen Staatsstreich machen müssen. Es ist wahrscheinlich, daß diese unvermeidliche Perspektive die Minister des Prinzregenten erschreckte,

und daß sie den sofortigen Frieden, der den Konflikt unterdrücken würde, jeder andern Lösung vorzogen.

Andrerseits war der Regent mehr als je entschlossen, Frankreich anzugreifen, und er selbst hat Wert darauf gelegt, daß in den preußischen Archiven der unwiderlegliche Beweis dafür erhalten bliebe.

Am 4. Juli, als der Prinzregent in Potsdam war, hatte er mit dem Kriegsminister General v. Bonin eine Unterredung über seine Pläne und gab ihm dabei den Befehl, die drei letzten preußischen Armeekorps mobil zu machen; gleichwohl empfahl er ihm, den Fürsten von Hohenzollern von dieser Maßregel zu benachrichtigen. An demselben Abend hatten der Fürst und der General eine Zusammenkunft, und die Befehle wurden sogleich entworfen. Am nächsten Tag, dem 5., fand ein Ministerrat statt. General von Bonin legte darin den Mobilisierungsplan der drei letzten Korps vor. Für alle Minister bedeutete dieser Entschluß den Krieg, und viele von ihnen fürchteten ihn. Herr von Schleinitz erklärte sich gegen diese Maßregel und teilte mit, daß Lord John Russell erklärt habe, er werde die Küsten der Ostsee nicht schützen, wenn Preußen den Krieg erkläre; somit würden die zweitausend preußischen Handelsschiffe den französischen Kriegsschiffen preisgegeben sein. Diese Darlegung überzeugte alle Anwesenden so sehr, daß General von Bonin mit seiner Ansicht allein blieb.

Als die Besprechung zu Ende war, verlas Herr v. Schleinitz eine Note, die er an den Grafen Rechberg richtete und die eine vollständige Schwenkung der preußischen Politik feststellte; es war darin gesagt: „Preußen will seine Vermittlerrolle beibehalten und legt Wert darauf, mit Rußland und England in Uebereinstimmung zu bleiben. Es ist durch keine gesetzliche Verpflichtung an die Aufrechterhaltung des Territorialbesitzes Oesterreichs in Italien gebunden.

„... Die Forderungen Oesterreichs rücken die Hoffnungen, die wir gehegt hatten, einen Vergleich mit ihm zu schließen, in eine weitere Ferne... Da Oesterreich seine geheimen Verträge aufrecht erhalten will, so rufe ich ihm ins Gedächtnis, daß wir uns unsre vollständige Freiheit als etwas Selbstverständliches vorbehalten."

Das Schreiben schloß folgendermaßen: „Das in seinen Entschlüssen freie Preußen wird fortfahren, seine Bemühungen im Vereine mit England und Rußland im Sinne eines Friedens zu leiten, der den Interessen Deutschlands und Europas entspricht und der Garantien dafür bietet, daß er von Dauer sein wird."

Angesichts dieser neuen Lage erkannte General von Bonin an, daß eine Mobilmachung keine Berechtigung mehr habe. Er verließ denn auch die Sitzung mit dem Entschluß, seine Demission einzureichen, wenn der Prinzregent den Entscheidungen des Ministerrates beistimmte, und er schrieb einen Brief, worin er sagte, daß, wenn man nicht mehr die bisherige Bahn verfolge, „an deren Ende allerdings mit großer Wahrscheinlichkeit der Krieg mit Frankreich läge," er um die Enthebung von seinem Posten bitte. Dieser Brief war bereits fertig und sollte abgeschickt werden, als der General erfuhr, daß auf Verlangen des Fürsten

von Hohenzollern und der Herren v. Schleinitz und v. Auerswald Seine Königliche Hoheit sich dafür entschieden habe, daß am 8. Juli ein Ministerrat unter seinem Vorsitz stattfinden solle. Dieser Ministerrat trat tatsächlich zusammen, und der Prinzregent eröffnete die Sitzung mit der Erklärung, „es sei sein bestimmter Wille gewesen, die Mobilmachung der drei Korps trotz des Widerspruchs der Majorität des Ministeriums an diesem Tage zu befehlen und die Armee so zu konzentrieren, daß er am 15. August mit ihr die französische Grenze hätte überschreiten können. Die eben eingetroffene Nachricht von der stattgehabten Vereinbarung eines Waffenstillstandes in Italien verändere die Lage dergestalt, daß er sich den definitiven Entschluß nun noch vorbehalte."

Als der Friede geschlossen war, wurde die Armee wieder auf den Friedensfuß gesetzt, „und am 28. Juli befahl Seine Königliche Hoheit" — wie es in einer vom General v. Bonin unterzeichneten kriegsministeriellen Verfügung von diesem Datum heißt —, „daß die Allerhöchste Order vom 4. Juli mit der vorstehenden historischen Erläuterung zu den Akten des Kriegsministeriums genommen werden sollte".

Die Mobilmachungsorder lautete folgendermaßen:

> „In Verfolg Meiner Order vom 14. Juni d. J. bestimme Ich hiermit, daß nunmehr auch das I., II. und VI. Armeekorps mit ihren Pontonkolonnen und der beim VI. Armeekorps vorhandenen Avantgarden-Brückenequipage mobil gemacht werden sollen. Die mobil werdenden Kommandobehörden, Truppen und Administrationen treten mit dem 16. Juli d. J. auf den Feldetat. Die Formationen der Landwehr zweiten Aufgebots und die zweite Augmentation der Festungsartillerie und der Pioniere für die volle Kriegsbesatzung der Korpsbezirke treten auch jetzt überall noch nicht ein. Ich beauftrage Sie, hiernach das Weitere zu veranlassen.
>
> Potsdam, den 4. Juli 1859.
>
> Im Namen Sr. Majestät des Königs:
> gez.: Wilhelm, Prinz von Preußen, Regent.
> gegengez.: v. Bonin."

Die Lektüre dieser Schriftstücke läßt über den formellen Willen des Prinzregenten, seine Idee zu verfolgen, ohne sich um die Meinung seiner Minister zu kümmern, keinen Zweifel mehr bestehen, ebenso wie uns die vortrefflichen Arbeiten der kriegsgeschichtlichen Abteilung des deutschen Generalstabs über die vom General von Moltke mit so großer Genauigkeit ausgearbeiteten Pläne zu einem Kriege gegen Frankreich bestimmten Aufschluß geben; aber im Laufe der Ereignisse war Napoleon III., ohne alles zu wissen, was in Berlin in den Ministerberatungen vorging, außer dem Zaren und dem Fürsten Gortschakoff vielleicht der einzige, der etwas von dieser widerspruchsvollen Lage wußte, die ihm von St. Petersburg aus vertraulich enthüllt worden war.

Es war tatsächlich schwer, mitten unter den sich widersprechenden Behaup-

tungen der verschiedenen Bevollmächtigten oder den doppelsinnigen Erklärungen der Minister die Wahrheit herauszufinden.

So hatte, während Herr v. Bismarck in St. Petersburg und der Fürst von Hohenzollern in Berlin zu verstehen gaben, daß Preußen geneigt sei, die Abtretung des lombardisch-venetianischen Königreiches von seiten Oesterreichs vorzuschlagen, Graf Bernstorff in London zu Lord John Russell ganz das Gegenteil gesagt, so daß der alte Whig ihm ziemlich schroff erwiderte, „die Völker und das italienische Volk im besonderen hätten das Recht, sich ihre Regierung zu wählen und die regierenden Dynastien zu wechseln," worauf Graf Bernstorff geantwortet haben soll: „Nun, warum bringen Sie denn diese Lehre nicht selber in Kanada, in Indien und in Irland zur Anwendung?"

Herr v. Schleinitz war der bedrängteste aller preußischen Staatsmänner; denn er mußte diese Doppelpolitik darlegen und den Staaten des Deutschen Bundes, denen gegenüber er immer die Aufrechterhaltung der österreichischen Besitzungen in Italien als Basis jedes Vermittlungsvorschlages hingestellt hatte, mitteilen, daß jetzt andre Ansichten die Oberhand bekommen hatten. Er tat es in einem vom 7. Juli datierten Rundschreiben, worin er dem biederen Joseph Prudhomme die Rede zu entnehmen schien, die dieser an die Nationalgardisten richtete, als sie ihm einen Ehrensäbel überreichten: „Dieser Säbel wird der schönste Tag meines Lebens sein, er wird zur Verteidigung unsrer Einrichtungen und im Notfall zu ihrer Bekämpfung dienen." Nach diesem Muster sagte Herr v. Schleinitz: „Diese Truppenkonzentration soll friedliche Bestrebungen unterstützen ... diese können aber auch den Krieg herbeiführen."

Dem Marquis de Moustiers gegenüber trat Schleinitz kategorischer auf, doch nicht so sehr wie der Fürst von Hohenzollern und Herr v. Bismarck.

„Ich habe heute, am 6. Juli," schrieb de Moustiers, „mit Herrn von Schleinitz eine lange Unterredung gehabt; er gab mir sehr bestimmte Versicherungen über den defensiven Charakter der Rüstungen Preußens, über den Willen der Regierung, den Insinuationen des Fürsten Windischgrätz nicht nachzugeben, und über die Garantien, die wir, was den Prinzregenten betrifft, in dem Einverständnis finden müssen, das er mit England und Rußland zustande zu bringen sucht.

„Die Regierung bemüht sich, die Bewegung der Truppen auf den Rhein zu rückgängig zu machen."

Baron v. Schleinitz hatte den Fürsten Windischgrätz während des 4., 5., 6. und 7. Juli höflich abgewiesen. Die preußische Armee, erklärte er ihm, könne vor dem 15. August nicht ins Feld ziehen; der Krieg mit Frankreich sei in seinen Folgen schwer: Oesterreich, das mit all seinen Streitkräften in Anspruch genommen sei, könne Preußen nicht unterstützen, und wenn Frankreich die Revolution zu Hilfe rufe und alle geknechteten Völkerschaften in Europa aufwiegle, so könne ein für die Monarchien fürchterlicher Umsturz daraus entstehen. Uebrigens könne Preußen ohne England und Rußland nichts tun. Der alte österreichische Feldmarschall sprach auch mit dem Prinzregenten, der, obwohl er sich nicht so ent-

mutigend äußerte wie sein Minister, den Fürsten von seinen kriegerischen Plänen nichts merken ließ, so daß dieser am 7. Juli nach Wien telegraphierte:

„Die Stimmung im Publikum ist nicht gut; ich finde selbst beim Militär bei weitem die Sympathie nicht, die ich früher gefunden habe. Nur nach in Italien errungenen Vorteilen könnten auf Basis des Status quo ante bellum Unterhandlungen angeknüpft werden."

Es ist oft behauptet worden, daß Napoleon III. in Villafranca unter dem Druck der französischen klerikalen Partei in Unterhandlungen eingetreten sei. Wir glauben nicht daran.

In den Berichten der Präfekten, der Generalprokuratoren, der Gendarmerieobersten und der Territorialbefehlshaber findet man nichts erwähnt als die Dummheiten von dreien der 30000 Geistlichen, die Frankreich besaß; sie hatten auf der Kanzel ziemlich verschleierte Anspielungen auf die Politik gemacht. Man sieht also, daß die Priester weit davon entfernt waren, gegen den Kaiser loszuziehen. Ein einziger merkwürdiger Fall ist in diesem Wust von Berichten verzeichnet: Bei der Ankunft eines Zuges österreichischer Gefangener in Avignon hatten Leute aus der legitimistischen Gesellschaft der Stadt sie empfangen und sie bewillkommnet; der kommandierende General hatte in diesem Vorgehen eine politische Kundgebung zu sehen geglaubt. Das war alles.

Uebrigens muß Napoleon III. sich in diesem Augenblick wenig um die klerikale Partei gekümmert haben, denn er hatte zum erstenmal den Prinzen Napoleon bevollmächtigt, die päpstlichen Truppen aufzuhalten, die im Begriffe waren, das aufrührerische Perugia zu unterwerfen, und nach der Unterwerfung dieser Stadt gab er wieder den Befehl, gegen dieselben Truppen zu marschieren. Wenn beide Male seine Instruktionen tote Buchstaben blieben, so waren daran die dringenden Vorstellungen Rußlands und Walewskis schuld, die die Ausführung verhinderten.

Als der Waffenstillstand geschlossen war, hielt Napoleon III. seine Truppen außerhalb der Romagna und der Marken, ließ es aber geschehen, daß die sardinische Regierung Kommissäre hinschickte, um dort die Annexion vorzubereiten. Papst Pius IX., der diese Lage kannte, wollte durch seinen Nuntius in Paris auf die Kaiserin Eugenie einwirken, um den Kaiser zu bewegen, die Staaten des heiligen Stuhles in ihrer Vollständigkeit zu erhalten. Die Vorstellungen des Nuntius hatten bei der Kaiserin einen vollkommenen Erfolg, und am 8. Juli telegraphierte sie an den Kaiser, daß sie nach Mailand reisen wolle, um dort mit ihm zusammenzutreffen. Am folgenden Tag, den 9., gab sie im Ministerrat ihre Absicht kund. Die Minister waren darüber verblüfft, und alle bemühten sich, sie zurückzuhalten, aber sie ließ sich auf nichts ein.

Napoleon III., der davon benachrichtigt worden war, tat sein möglichstes, um seine Minister zu unterstützen, und er bekam in dieser Angelegenheit einen unerwarteten Bundesgenossen, den König Viktor Emanuel. Um seine Staaten zu schützen, drohte der Papst, den Kirchenbann über den König zu verhängen, wenn er sich des Besitztums des heiligen Petrus bemächtige. Der König, der

im Grunde gläubig war, bat nun den Kaiser, einzugreifen, um den Arm des Papstes, der seinen Bannstrahl zu schleudern bereit war, aufzuhalten.

Napoleon III. war überglücklich, den Streich der Kaiserin verhindern zu können und eine Aufregung zu beschwichtigen, deren Urheber zu sein ihn Europa beschuldigte. Er schrieb also einen langen Brief an seinen Gesandten in Rom, den Herzog von Gramont, und telegraphierte ihm am Morgen des 9. Juli:

„Der Kaiser an den Herzog von Gramont. — Bitten Sie den heiligen Vater, keine Maßregel gegen den König von Sardinien zu ergreifen, bevor Sie ein Schreiben erhalten haben, das ich Ihnen schicke. Zwischen dem Kaiser von Oesterreich und uns ist Waffenstillstand bis zum 15. August.

Gezeichnet: N . . .“

Am Vormittag des vorausgegangenen Tages waren die Bedingungen des Waffenstillstandes zwischen den Bevollmächtigten der beiden Armeen festgesetzt worden, und Napoleon III. benutzte dies, um wieder an den Kaiser von Oesterreich zu schreiben und die Unterhandlungen einen Schritt vorwärts zu bringen, indem er ihn um eine Zusammenkunft bat.

„Als ich zum ersten Male an einen Waffenstillstand dachte und Euer Majestät den Vorschlag machte, mich mit Ihnen darüber zu verständigen, hoffte ich, daß dieser Schritt vielleicht das Vorspiel zu einer direkten Verständigung zwischen uns sein würde, die einem von vielen Gesichtspunkten aus bedauerlichen Kampfe, dessen Fortführung noch zu großen Verlusten führen müßte, ein Ende machen würde.

„Ich gestehe Eurer Majestät offen, daß im Falle Sie eine Möglichkeit sehen würden, uns über die Hauptgrundlagen eines definitiven Abkommens zu verständigen, vielleicht eine Zusammenkunft in Villafranca von großem Nutzen für den Frieden der Welt sein würde. Wenn Eure Majestät dagegen an dem Gelingen zweifeln sollten, so glaube ich, daß keine Besprechung zwischen uns stattfinden sollte, denn es wäre mir höchst peinlich, Eure Majestät noch bekämpfen zu müssen, nachdem ich die Gelegenheit gehabt hätte, mit Eurer Majestät zusammenzutreffen und Sie schätzen zu lernen.“

Prinz Joachim Murat, der damals Ordonnanzoffizier des Kaisers war, wurde beauftragt, diese Botschaft nach Verona zu bringen.

Man muß sagen, daß Napoleon III. die Antwort auf seine über London übermittelten Vorschläge noch nicht erhalten hatte; aber er hatte das Gefühl, daß sie, da sie ohne die Unterstützung der englischen Regierung übermittelt wurden, abgelehnt werden würden, was ihn dazu bewog, seine direkten Unterhandlungen fortzusetzen.

Alle drängten den Kaiser von Oesterreich, die unmittelbare Verhandlung zu akzeptieren. Er würde dadurch der Vermittlung der Mächte aus dem Wege gehen, und nichts konnte für ihn verletzender sein, als Bedingungen annehmen zu müssen, die er nicht kannte und von denen er annahm, daß sie äußerst hart seien. Rußland, vor allem Fürst Gortschakoff, verhehlte seinen Wunsch nicht, Oesterreich zu demütigen. Die englischen Minister erklärten, daß Oesterreich „aus

Italien hinausgejagt werden müsse". Preußen, das auf dem Bundestag wegen der Frage des Befehlshabers in offenen Streit mit ihm geraten war, ließ ihm durch seinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten schreiben, daß es nicht mehr auf seinen Beistand zu rechnen habe, und Fürst Windischgrätz gewann die Ueberzeugung, daß die Vermittlungsvorschläge in der gegenwärtigen Situation das Prinzip der Erhaltung des Territorialbesitzes in Italien nicht mehr aufrechterhalten würden.

Selbst wenn der Kaiser von Oesterreich gewußt hätte, daß der Prinzregent entschlossen war, Frankreich anzugreifen, so hätte er ohne Zweifel ebenso gehandelt, wie er es tat, denn sobald Preußen auf eigne Faust ohne Verständigung mit Oesterreich vorging, wäre diese Macht, wenn sie von den Franzosen in Italien befreit worden wäre, nicht weniger verkleinert und noch mehr gedemütigt aus dem Kampfe hervorgegangen, als wenn es allein gekämpft hätte.

Wie die Dinge gegenwärtig lagen, war Oesterreich besiegt worden, aber mit Ehren, und wenn es auch eine Provinz abtreten mußte, so blieb es darum doch die erste Macht Deutschlands, während es, wenn es den Krieg fortsetzte, Preußen seine Befreiung zu verdanken gehabt und sich genötigt gesehen haben würde, ihm den Vorrang im Deutschen Bund zu überlassen, somit sein Prestige verlieren mußte.

Der Kaiser von Oesterreich mußte jeden dieser Gründe prüfen; seine Erwägungen bestimmten ihn, den Vorschlag Napoleons anzunehmen, aber unter gewissen Bedingungen, über die er sich folgendermaßen aussprach:

„Ich danke Euer Majestät für den Brief, den Prinz Murat mir überbracht hat; ich kann nicht besser darauf antworten, als indem ich meine Gedanken eingehend darlege. Die Zusammenkunft mit Eurer Majestät scheint mir in jedem Falle das natürlichste und praktischste Mittel zu sein, einem schrecklichen Kriege ein Ende zu machen, dessen unheilvolle Wirkungen durch die von Tag zu Tag wachsende Energie unsrer Soldaten noch gesteigert werden. Ich würde daher auch in diesem Augenblick den Vorschlag einer persönlichen Zusammenkunft annehmen, wenn es mir nicht in gleichem Maße wie Eurer Majestät widerstrebte, zu denken, daß ich genötigt sein könnte, den Krieg nach Anknüpfung persönlicher Beziehungen mit Ihnen von neuem aufzunehmen. Um die Gewißheit zu haben, daß ein entschiedener Schritt zum Zwecke der Herbeiführung des Friedens nicht ohne Erfolg bleiben wird, halte ich es für wünschenswert, ihm einen offenen Meinungsaustausch über die Lösung des gegenwärtigen Zwistes vorausgehen zu lassen. Prinz Alexander von Hessen, der die Ehre haben wird, Euer Majestät diese Zeilen zu überbringen, besitzt mein volles Vertrauen. Wenn Eure Majestät ihm auch das Ihrige schenken wollten, so würde das glückliche Ergebnis, das wir uns von einer Zusammenkunft in Villafranca versprechen, auf diese Weise, wie ich wenigstens hoffen will, viel leichter erreicht werden."

Dieser Brief wurde durch den Prinzen von Hessen überbracht, der in einer Equipage mit seinem Wappen, mit Jägern und Bedienten in seinen Farben und in großer Livree bei den französischen Vorposten ankam und ganz erstaunt war,

statt angehalten zu werden, die Schildwachen und Posten vor ihm das Gewehr präsentieren zu sehen. Allerdings war er vom Prinzen Murat begleitet, der in seiner Gesellschaft von Verona zurückkam. Sobald er in Valeggio angekommen war, wurde er zum Kaiser geführt und blieb länger als eine Stunde bei ihm.

Der Kaiser kannte den Prinzen Alexander von Hessen, er hatte ihn im Jahre 1857 mit seinem Bruder, dem regierenden Großherzog, in den Tuilerien empfangen und seine Liebenswürdigkeit schätzen gelernt. Seitdem hatte der Prinz, der Schwager des Kaisers von Rußland, gegen die Lesghier in Daghestan gefochten und bei Solferino im Angesicht der beiden Heere eine Tat des Mutes und der Entschlossenheit vollbracht, die ihm die Achtung aller eintrug.

Im Augenblick des Rückzuges hatte er, um dem Ansturm der Franzosen Einhalt zu tun, die Fahne eines Grenadierregimentes ergriffen und, indem er sie hinter sich herzog, auf das Korps des Marschalls Mac Mahon feuern lassen, um die Verfolgung aufzuhalten. Sein Mut, seine Kaltblütigkeit waren so hervorragend gewesen, daß das Kapitel des Maria Theresia-Ordens ihm ohne Enquete das Kreuz des Militärordens verleihen mußte, der am schwersten zu erlangen ist, da die Tat des Mutes, für die er verliehen wird, in Gegenwart von Zeugen vollbracht werden und einen unanfechtbaren Erfolg haben muß.

In seiner Unterredung mit dem Prinzen betonte Napoleon die ungünstige Stellung der österreichischen Armee und setzte ihn in Erstaunen durch die Genauigkeit, mit der er über die geringsten Einzelheiten unterrichtet war. Der Prinz machte gar keine Einwendung, und der Kaiser kam auf die Vorschläge zu sprechen und entwickelte einen Plan in vier Punkten: die Lombardei mit Peschiera und Mantua kommt an Sardinien; Venetien wird unabhängig; italienische Konföderation; Laïcisation der Romagna.

Der Prinz diskutierte sodann mit dem Kaiser darüber, und nach ziemlich langer Auseinandersetzung wurde vereinbart, daß er dem Kaiser von Oesterreich über die Unterredung ausführlich Bericht erstatten solle. Am Abend des 9. Juli schrieb der Prinz von Hessen an Napoleon III., daß er nicht gewagt habe, seine Vorschläge dem Kaiser Franz Josef vorzutragen, da sie zu hart seien. In der Nacht antwortete ihm Napoleon III. mit mehreren Seiten voll Argumenten zugunsten des Friedens und versicherte ihm, daß er gerne in verschiedenen Punkten nachgeben werde. Unter diesen Bedingungen nahm der Kaiser von Oesterreich endgültig an, und sein Adjutant Prinz Hohenlohe kam am 10. Juli abends, um die letzten Einzelheiten zu regeln und sich mit Napoleon III. über die Uniform zu verständigen, die die Herrscher und ihr Gefolge tragen würden.

Auf diesem Gebiet mußte Napoleon seine ganze Ueberlegenheit wieder zur Geltung bringen. Der junge Kaiser mußte dem Zauber dieses Emporkömmlings unter den Herrschern verfallen, der in diesem Augenblick Europa mehr durch seine Mäßigung als durch seine Erfolge zu beherrschen schien. Gewiß gefiel er dem Kaiser Franz Josef, aber auch dieser hatte ein bezauberndes Wesen und eine Vornehmheit, die Napoleon III. überraschte — kurz, Napoleon III. hatte für einen Politiker ein zu empfindsames Herz, er war von dem Unglück, das den

jungen Vertreter der österreichischen Monarchie traf, gerührt und gab gern seinen Forderungen nach.

Uebrigens mußte er wohl Frieden machen, da Europa ihn dazu drängte. Alles war einer Fortsetzung des Krieges vorzuziehen.

Der 10. Juli war ein Sonntag. In London konnten die vereinzelten Spaziergänger von Piccadilly in der tödlichen Einsamkeit, die an diesem Tage in den Straßen der Weltstadt herrscht, den Wagen der französischen Gesandtschaft gegen 1 Uhr in der Richtung der österreichischen Gesandtschaft fahren sehen, und wie unwahrscheinlich es auch sein mochte, Herr v. Persigny kam wie ein Windstoß zu dem Grafen Apponyi, dem er seit seiner Ernennung noch keinen Besuch gemacht hatte. Ohne lange Einleitung sagte er ihm, daß die sieben Punkte, die er seiner Regierung übermittelt habe, nicht das letzte Wort des Kaisers seien und daß er, Persigny, geneigt sei, alle Gegenvorschläge anzuhören, die dem Programm der italienischen Unabhängigkeit Genüge leisteten.

Am nächsten Tage machte Graf Apponyi seinem Kollegen seinen Gegenbesuch, aber die Eröffnungen des Herrn v. Persigny waren schon zu Wasser geworden, denn am Nachmittag des 10. Juli hatte Graf Apponyi durch eine Depesche die Ermächtigung erhalten, der englischen Regierung die ablehnende Antwort seines Hofes auf die sieben Punkte mitzuteilen; zu gleicher Zeit bekam Persigny eine Depesche des Kaisers, die ihm ankündigte, daß die Zusammenkunft mit dem Kaiser von Oesterreich für den folgenden Tag festgesetzt sei.

In diesem Telegramm informierte der Kaiser seinen Gesandten, daß er die sieben Punkte aufgebe, um die vier anzunehmen, die ihm Walewski telegraphiert und die er dem Prinzen von Hessen schon unterbreitet hatte:

1. Italienische Konföderation unter dem Vorsitz des Papstes.
2. Abtretung der Lombardei an Sardinien.
3. Venetien ein unabhängiger Staat, von einem Erzherzog regiert.
4. Laïcisation der Romagna.

Sowie Herr v. Persigny dieses Telegramm erhalten hatte, begab er sich zu Lord Palmerston, um ihm diese neuen Bedingungen zu zeigen. Seine 75 Jahre ganz vergessend, ließ Lord Palmerston sofort ein Vollblut satteln und ritt in kurzem Galopp nach Pembroke Lodge, dem Landsitze, wo Lord John Russell seinen Sonntag zubrachte. Gegen 7 Uhr abends zurückgekehrt, richtete der Premierminister folgendes Billett an den französischen Gesandten:

Den 10. Juli.

Lord Palmerston an Herrn v. Persigny.

„Ich komme soeben von Pembroke Lodge, wo ich Lord John getroffen habe; wir haben der Königin nach Aldershot durch einen Kurier Ihr Memorandum übersandt mit der Bemerkung, daß wir der Ansicht sind, die geforderte Unterstützung solle gewährt werden. Aber unser Kurier kann die Fahrt nur zu Wagen und nicht mit der Bahn machen, und Lord John kann die Antwort der Königin erst heute abend sehr spät erhalten."

Der Empfang dieses Billetts machte Herrn v. Persigny überglücklich; er

telegraphierte den Wortlaut sofort an den Kaiser, der den Inhalt bei seiner Zusammenkunft mit dem Kaiser von Oesterreich bereits in Händen hatte.

Persigny hatte sich zu sehr beeilt, denn die Königin lehnte es ab, dem Rat ihrer beiden Minister zu folgen, und wollte die Prüfung der Frage einem am 12. zusammentretenden Ministerrat überlassen; aber schon in der Nacht schickte Lord Palmerston wieder eine Mitteilung, die ganz anders lautete als die von 7 Uhr abends:

Piccadilly, den 10. Juli 1859.

„Mein lieber Persigny!

Lord John meldet mir, daß er seit meinem Besuch in Richmond ein Schreiben von Apponyi als Antwort auf die am Mittwoch den 6. Juli anläßlich Ihres Memorandums von diesem Tage gemachte Mitteilung erhalten hat. Graf Rechberg beauftragt ihn, Ihnen zu sagen, daß die Vorschläge Ihres Memorandums unzulässig sind. Unter diesen Umständen verschieben wir unsre Entscheidung, bis wir morgen unsre Kollegen befragt haben. Sind diese Vorschläge vom Kaiser allein oder in Uebereinstimmung mit Sardinien gemacht?

Gruß!

Palmerston."

Als Lord John dem Lord Palmerston die Antwort des Grafen Rechberg übermittelte, machte er ihn darauf aufmerksam, daß der Vorschlag in vier Punkten am Nachmittag nur eine andre Form des Vorschlages in sieben Punkten sei, und daß es folglich unnötig sei, ihn vorzulegen.

Sei es, daß der Telegraph in London in der Nacht vom Sonntag nicht funktionierte, oder daß das Schreiben Lord Palmerstons Herrn v. Persigny erst am Morgen des 11. Juli übergeben wurde, Graf Walewski bekam erst an diesem Tage durch folgende Depesche Kenntnis davon:

„Lord Palmerston schreibt mir soeben, daß Lord John ein Billett vom Grafen Apponyi erhalten hat, das auf Befehl des Grafen Rechberg erklärt, daß das Memorandum, das ihm am Mittwoch (den 6. Juli) übergeben worden war, vollständig unzulässig sei."

Um ein Uhr an diesem Tage erhielt Herr von Persigny die Mitteilung, daß die Zusammenkunft der beiden Kaiser ein günstiges Ergebnis gehabt habe und daß die Friedenspräliminarien voraussichtlich viel günstiger lauten würden als die vier Punkte. Persigny strahlte vor Freude, und die englischen Minister konnten ihren Zorn nicht verbergen, als sie sahen, daß eine große europäische Frage geregelt worden sei, ohne daß sie daran beteiligt gewesen waren.

In Paris hatte sich Graf Walewski am 10. Juli den ganzen Tag bemüht, den Erfolg der am nächsten Tage in Villafranca stattfindenden Zusammenkunft zu sichern. Mittags telegraphierte er an Napoleon III.: „Ich wünsche sehr lebhaft, daß der Kaiser von Oesterreich sich einverstanden erklärt: mir erscheint alles besser als ein Bruch ohne Konzessionen. Die Kaiserin will nach Mailand reisen, das wäre sehr unklug."

Dann schickte er im Laufe des Tages, immer per Draht, dringliche Instruktionen an den Marquis de Moustiers und den Herzog von Montebello; sie sollten die Kabinette von Berlin und St. Petersburg bitten, auf das Londoner Kabinett einzuwirken, und um 8 Uhr abends schickte er wiederum folgende Depesche an Napoleon III.:

„Meine Telegramme sind in Berlin, London und in St. Petersburg angekommen, ich weiß nicht, ob wir noch Zeit haben werden, Ratschläge nach Verona gelangen zu lassen. Die Mächte sind der Kombination günstig, die ich Euer Majestät vorgeschlagen habe“ — den vier Punkten.

*

Am 11. Juli gegen 9 Uhr morgens schien die Sonne strahlend auf die große Landstraße, die von Valeggio über Villafranca nach Verona führt. Die von weißem Staub bedeckte Chaussee zog sich zwischen ihren Meilensteinen gerade wie ein langes Band durch die von Gemüsepflanzen, Weinstöcken, Maulbeerbäumen, Pappeln, Mais- und Getreidefeldern strotzenden Ebenen. Genau zu gleicher Zeit verließen die beiden Kaiser, ihre Generalstäbe und ihre Eskorten die Hauptquartiere und machten sich auf den Weg nach Villafranca. Napoleon, der zuerst angekommen war, ritt dem Kaiser Franz Josef entgegen und sah ihn bald sich nähern.

Sobald die Herrscher einander in Sicht gekommen waren, setzten sie sich in Galopp, begrüßten sich und schüttelten sich die Hände; dann ritt der Kaiser von Oesterreich auf die linke Seite Napoleons, und beide begaben sich in ein Haus, das am Morgen hergerichtet worden war und das einem Herrn Gaudini-Morelli gehörte. Vier kaiserliche Leibgardisten wurden im Vestibül als Schildwachen aufgestellt; sonst betrat niemand das Haus.

Die Generalstäbe standen in gemischter Gruppe vor der Türe, während die Eskorten, französische Leibgardisten und Guiden, österreichische Gardisten und Ulanen, sich auf der Landstraße in Schlachtordnung stellten und die Artillerie der französischen Garde, die in Valeggio zurückgeblieben war, eine Salve von 101 Kanonenschüssen abfeuerte.

Alle waren ernst gestimmt und beobachteten anfangs Schweigen, aber nach und nach begannen Generäle und Offiziere auf der Straße miteinander zu sprechen.

Die beiden Herrscher waren im ersten Stock in einen Salon gegangen, dessen Wände mit Fresken bemalt waren, die mythologische Szenen darstellten und von Tapetenbehängen umrahmt waren; in der Mitte stand ein Tisch mit Papier, Bleistiften, Federn, Tinte und einem Blumenstrauß. Die Monarchen setzten sich und sprachen miteinander. Nie, so glauben wir, hat Napoleon erzählt, was bei dieser Unterredung gesprochen worden ist. Kaiser Franz Josef dagegen muß am Abend und am folgenden Tage dem Grafen Rechberg und seinen Vettern, dem Großherzog von Toskana und dem Herzog von Modena, von deren Souveränität die Rede gewesen war, die kleinsten Einzelheiten des Gespräches

erzählt haben, und hauptsächlich durch den Herzog von Modena wissen wir, was bei dieser Gelegenheit gesprochen worden ist.

Napoleon III. legte die Bedingungen dar, denen die drei neutralen Mächte ihre Zustimmung erteilt hatten — die vier Punkte; diejenigen, die er selbst vorschlug, waren milder; dann entwickelte er die Idee der italienischen Konföderation, in die das für den Erzherzog Maximilian zu errichtende lombardisch-venetianische Königreich eintreten sollte. Dabei unterbrach Kaiser Franz Josef den französischen Herrscher.

„Diesen Vorschlag lehne ich ohne Zaudern ab, da er Familienzwistigkeiten entzünden muß; denn entweder wird mein Bruder von diesem Thron verjagt werden, oder er wird eine Politik verfolgen müssen, die der Oesterreichs entgegengesetzt ist. Das ist eine Prinzipienfrage, und ich würde eher den Krieg bis unter die Mauern Wiens fortsetzen, als diesen Vorschlag annehmen. Dagegen bin ich bereit, eine Provinz wie die Lombardei zu opfern, um meinem übrigen Reich den Frieden zu verschaffen. Doch Peschiera und Mantua, die nicht eingenommen worden sind, werden mir erhalten bleiben; ich widersetze mich dem nicht, daß Venetien in den italienischen Bund eintritt, aber ich verlange, daß meine Verbündeten, der Großherzog von Toskana und der Herzog von Modena, die in meinem Lager weilen, wieder eingesetzt werden."

Gerührt von dem Unglück und dem Freimut des Kaisers von Oesterreich gab Napoleon III. fast in allen Punkten nach, außer in bezug auf Mantua und Peschiera. Im Laufe des Gesprächs, als von den gestürzten Thronen und von der Möglichkeit eines Aufstandes in Ungarn die Rede war, gab der Kaiser von Oesterreich folgende Erklärung:

„Sire, erlauben Sie mir, Ihnen darüber ohne Umschweife meine Ueberzeugung auszusprechen. Wenn das Bündnis mit der Revolution schon für jeden Monarchen gefährlich ist, so ist es das für den Gründer einer neuen Dynastie noch viel mehr. Sie und ich sind Väter; beschäftigen wir uns weniger mit unsern persönlichen Interessen, als mit der Zukunft, die wir unsern künftigen Erben vermachen werden, dann werden wir uns einigen. Ich gebe Ihnen die Versicherung, ich werde nie in eine Bedingung einwilligen, die bestimmt ist, einen Dynastiewechsel in Frankreich zu begünstigen. Oesterreich würde davon keinen Vorteil haben, und ich bin nicht gesonnen, so zu handeln."

Ungefähr drei Viertelstunden hatten die Herrscher miteinander verhandelt, als Kaiser Franz Josef, der erklärte, daß er an der äußersten Grenze der möglichen Konzessionen gewesen sei, sich an Napoleon III. wendete mit den Worten:

„Sagen Sie Ja und unterzeichnen wir gleich."

Napoleon verlangte Bedenkzeit und versprach baldigen Bescheid.

„Nun, wohl, überlegen Sie sich's in meinem Sinne," antwortete der Kaiser von Oesterreich, und die Monarchen verließen das Zimmer.

Sie stellten einander die Herren des Generalstabes vor und ließen ihre Eskorten Revue passieren. Dem Feldmarschall Heß drückte Napoleon III. die

Hand und sagte: „Ich bin glücklich, einen ruhmreichen Veteranen von Aspern zu sehen.“

Dann begleitete der Kaiser von Oesterreich den Kaiser der Franzosen einige hundert Meter weit zurück. Man schüttelte sich die Hände, und die zwei Gruppen entfernten sich in entgegengesetzten Richtungen.

Der Friede schien geschlossen, und dennoch blieb sein Zustandekommen während des ganzen Tages noch zweifelhaft.

In Berlin hatte man am 8. Juli, sobald der Abschluß des Waffenstillstandes bekannt gemacht war, den französischen Gesandten Marquis de Moustiers seine Bemühungen verdoppeln sehen, um endlich den berühmten Vermittlungsplan, der seit so langer Zeit im Gange war, an den Tag treten zu lassen.

Die preußische Regierung folgerte daraus, daß der Kaiser Napoleon durchaus Frieden zu machen wünschte, daß er mangels andrer Mittel sich mit seinem Gegner auseinandersetzte und es durch Konzessionen dahin bringen würde, sich mit ihm zu einigen. Am nächsten Tage erfuhr die Regierung von dem Plan einer Zusammenkunft in Villafranca. Jetzt, aber ein wenig spät, hätte sie gerne die direkte Verständigung der Kriegführenden verhindert, und die militärische Partei, die zuerst dem Fürsten Windischgrätz gegenüber reserviert gewesen war, begann ihm entgegenzukommen; im Laufe des 10. Juli schöpfte der Fürst trotz des Mißerfolges der vorhergegangenen Tage wieder Hoffnung, so daß er am Morgen des 11. Juli an den Kaiser telegraphierte: „Ich habe gute Chancen geschaffen und schreite in der eingeschlagenen Richtung weiter vorwärts.“

Diese Depesche kam während der Zusammenkunft nach Verona, und der Kaiser von Oesterreich erhielt sie bei seiner Rückkehr. Es war zwischen ihm und Napoleon noch nichts abgemacht, da dieser sich seine Entscheidung vorzubehalten gewünscht hatte. Der Kaiser von Oesterreich wollte daher wissen, ob die preußische Regierung, die plötzlich ihre Ansicht geändert hatte, seit Oesterreich ihre guten Dienste verschmähte, ihn nicht in extremis zu verpflichten suchen würde und in welchem Maße.

Um darüber Gewißheit zu bekommen, ließ er mittags telegraphieren:

„Bitte Fürsten Windischgrätz, daß er telegraphisch mitteile, welche Zusagen Preußen gemacht hat. Welche Erfolge die Zusammenkunft der beiden Souveräne haben wird, läßt sich noch nicht bestimmen.“

Die Antwort des Fürsten ließ nicht auf sich warten:

„Eine viel günstigere Stimmung ist nun hier zu finden, beim Regenten, Hohenzollern, Bonin und Moltke. Truppenmärsche werden unaufgehalten ihrer Bestimmung folgen. Alle Wahrscheinlichkeit zu einem binnen kurzen zu erreichenden Uebereinkommen. Bericht morgen.“

Diese Aussicht schien dem Kaiser von Oesterreich zu zweifelhaft, und er zog es vor, sich an den Vertrag mit Napoleon III. zu halten. Der Kaiser der Franzosen erzählte, als er zurückgekehrt war, dem König Viktor Emanuel und dem Prinzen Napoleon die Einzelheiten der Zusammenkunft und entwarf dann

mit ihnen die Präliminarien, die das, was besprochen worden war, zusammenfaßten:

1. Italienische Konföderation.

2. Abtretung der Lombardei an Frankreich, das sie wieder an Sardinien abtritt.

3. Venetien bleibt bei Oesterreich, tritt aber in die italienische Konföderation ein.

4. Die Großherzoge von Toskana und Modena werden wieder eingesetzt, aber ohne Hilfe fremder Armeen.

5. Die beiden Monarchen werden den Papst um Reformen ersuchen.

Nachdem der Kaiser mit dem König von Sardinien und dem Prinzen Napoleon seinen Entwurf noch einmal durchgelesen hatte, schrieb er:

„Mein Herr Bruder!

„Sofort nach meiner Rückkehr habe ich die Vorschläge Eurer Majestät reiflich erwogen und habe mich entschlossen, sie anzunehmen, denn ich bin überzeugt, daß die Freundschaft und das Bündnis mit Euer Majestät von größerem Werte sind als irgendwelcher politische Vorteil. Ich schicke Euer Majestät durch meinen Vetter, den Prinzen Napoleon, das Resumé. Prinz Napoleon ist bevollmächtigt, Modifikationen, die in den bezeichneten Grenzen den Sinn unsrer Abmachungen nicht verändern, zu akzeptieren.

„Ich hoffe, daß der Friede zwischen uns geschlossen werden und daß nichts imstande sein wird, die Eintracht zu zerstören, die zwischen unsern Ländern besteht und die durch die freimütigen Beziehungen, die wir heute Vormittag miteinander angeknüpft haben, noch zunehmen wird ...“

Gegen drei Uhr übergab der Kaiser den Brief und den Text der Präliminarien dem Prinzen Napoleon, den der General Fleury noch ein wenig für seine Mission „aufpolierte“, dann reiste der Schwiegersohn Viktor Emanuels zu Wagen nach Verona ab. Diese Wahl war keine sehr glückliche. Trotz seiner prächtigen Erscheinung, seiner außergewöhnlichen Intelligenz und seiner bewunderungswürdigen Fähigkeiten hatte der Prinz sich nie beliebt zu machen verstanden, und besonders in Oesterreich konnte er nach der revolutionären Rolle, die er immer gespielt hatte, keineswegs persona grata sein.

Seine Postkutsche kam in dem Augenblick vor dem kaiserlichen Palast an, da der Kaiser, die Erzherzoge und die Adjutanten das Diner beendigten. Es mochte vier Uhr sein: es war eine tropische Hitze, und in dem Raume, in dem das Diner stattfand, waren die Fenster, die auf die Straße gingen, weit geöffnet. Man hörte das Rollen eines Postwagens mit Schellengeläute, der vor der Tür hielt — offenbar schickte der Kaiser der Franzosen seine Antwort, und ein und derselbe Gedanke durchzuckte den Kaiser und seine Gäste: „Wer ist der Bevollmächtigte, den er schickt?“ Man beugte sich aus dem Fenster und erkannte sogleich das Cäsarengesicht von Viktor Emanuels Schwiegersohn.

Diese Erscheinung brachte eine Wirkung wie die des Teufels auf eine Ge-

sellschaft von Nonnen hervor: ohne sich die Mühe zu nehmen, ihre Mützen und Säbel zu suchen, warfen die Erzherzoge ihre Servietten auf den Tisch und retteten sich, vor allem darauf bedacht, die Begegnung mit dem Prinzen zu vermeiden, durch eine Hintertür in den Garten.

Unterdessen war Prinz Napoleon von einem Offizier empfangen und in einen Salon geleitet worden, wohin der Kaiser sich sogleich begab, um ihn zu begrüßen. Ihre Unterredung ist bekannt. Nicomede Bianchi und Emile Ollivier haben sie beide nach den Mitteilungen und den Aufzeichnungen des Prinzen Napoleon erzählt. Uebrigens drehte sich ihre Unterredung nur um Einzelheiten, die heutigen Tages sehr wenig wichtig erscheinen. Schließlich wollte der Prinz sich nicht den Anschein geben, als ob er von selbst nachgebe, und weigerte sich, die Fassung, die sie in Uebereinstimmung miteinander verbessert hatten, zu unterzeichnen.

„Dann werde ich auch nicht unterzeichnen," sagte der Kaiser.

„Ich gebe Euer Majestät mein Ehrenwort, daß, wenn diese Präliminarien morgen nicht unterzeichnet sind, Sie dieses selbe Papier zurückerhalten werden und daß keine Spur mehr von diesen Konzessionen übrig bleiben wird."

Hierauf unterzeichnete Kaiser Franz Josef und sagte, sich wieder aufrichtend:

„Ich wünsche Ihnen, Prinz, daß Sie niemals in die Notwendigkeit kommen mögen, Ihre schönste Provinz abzutreten."

Prinz Napoleon hatte es nur deshalb so eilig, abzuschließen, weil er selbst und der Kaiser der Franzosen schon in diesem Augenblick befürchteten, daß auch sie Elsaß und Lothringen abzutreten haben würden.

Abends 10 Uhr kehrte der Prinz nach Valeggio zurück.

Seit seiner Abfahrt hatte Napoleon III. folgende Depesche von Walewski erhalten:

11. Juli, 1½ Uhr nachmittags.

„Das englische Kabinett tritt morgen früh zusammen, um sich über die Unterstützung unsrer Vorschläge zu einigen. Preußen läßt sagen, daß, wenn Oesterreich sie ablehne, es nicht mehr auf seinen materiellen oder moralischen Beistand rechnen dürfe."

Im Besitz dieser Depesche setzte Napoleon, der von seinem Vetter die von Kaiser Franz Josef unterzeichneten Präliminarien erhalten hatte, auch seinerseits seinen Namen darunter und schickte sie ihm zurück mit einem Briefe, in dem es hieß:

Den 11. Juli.

„... Nachdem ich die ersten Vorschläge bekannt gegeben, die ich an Euer Majestät gerichtet hatte, haben nicht nur die Kabinette von London und von St. Petersburg erklärt, daß sie bereit seien, sie sehr lebhaft zu unterstützen, sondern die preußische Regierung hat sagen lassen, daß, wenn Oesterreich sich ablehnend verhalte, es weder materiell noch moralisch noch auf seinen Beistand rechnen dürfe."

Auf diesen Brief antwortete der Kaiser von Oesterreich:

„... Ich danke Euer Majestät für den Beweis des Vertrauens, den Sie mir geben, indem Sie mir die Annahme Ihrer ersten Vorschläge durch die drei Kabinette mitteilen ...“ und zu gleicher Zeit ließ er nach Berlin telegraphieren:

Den 12. Juli, 8 Uhr morgens.

Graf Rechberg an den Fürsten Windischgrätz:

„Seine Majestät beauftragen mich, Euer Durchlaucht zu melden, daß die Friedenspräliminarien mit Frankreich soeben unterzeichnet worden sind, und ersuche Hochdieselben, nicht länger in Berlin zu verweilen, da kein Gegenstand zu weiteren Verhandlungen mit Preußen vorliegt u. s. w.“

Diesmal war die Sache abgetan, die Präliminarien wurden im Laufe des Jahres zu Zürich in einen Frieden verwandelt.

Es war ein Gelegenheitsfriede, der weder der Frage der Unabhängigkeit noch der der Einheit Italiens eine Lösung gab.

Alle Staaten, mit Ausnahme Rußlands, das sich für die Undankbarkeit Oesterreichs gerächt sah, hatten Grund unzufrieden zu sein. Napoleon III. war Sieger, aber Europa nötigte ihn, innezuhalten und hinderte ihn, sein Versprechen und den liebsten seiner Wünsche zu erfüllen. Für den Augenblick gab er nach; aber weit davon entfernt, auf seine Idee zu verzichten, setzte er später alles ins Werk, um sein Versprechen zu halten und Piemont die Annexion der Herzogtümer und der Provinzen des heiligen Stuhles zu erleichtern. Angesichts des beunruhigten und immer drohenden Europas tadelte er öffentlich, was er im geheimen billigen und fördern wollte, und er hatte nicht eher Ruhe, als bis unter Anwendung aller Mittel, selbst der für sein Land schädlichsten, Venetien endlich wieder an Italien zurückgegeben war.

Süddeutschland war ebenfalls unzufrieden; es war verstimmt darüber, daß es die Besiegung und Verkleinerung der ersten Macht des Deutschen Bundes mit hatte ansehen müssen, und voll Animosität gegen Preußen, durch das es verhindert worden war, dem unglücklichen Verbündeten zu Hilfe zu kommen.

Preußen war ebenfalls verstimmt, seine Armee mobilisiert und so viel Geld ausgegeben zu haben, ohne ein andres Resultat zu erzielen, als daß es sich in dem größten Teile Deutschlands unpopulär gemacht und sich in Europa in den Ruf gebracht hatte, eine Doppelpolitik zu treiben. „Wenn Machiavelli die Politik Preußens geleitet hätte, würde er es nicht anders gemacht haben,“ sagten die „Times“.

England glaubte seinen Einfluß eingebüßt zu haben, weil es in dieser ganzen Angelegenheit gar keine Rolle gespielt hatte.

Die Königin und besonders ihr Gemahl waren gegen Napoleon III. aufgebracht, der es gewagt hatte, eine Macht des Deutschen Bundes anzugreifen. Die Minister waren ärgerlich, den Krieg beendet zu sehen: sie hätten gerne irgend einen Vorteil daraus gezogen.

Der Kaiser von Oesterreich war begreiflicherweise nicht sehr befriedigt, geschlagen worden zu sein, eine Provinz abgetreten zu haben und von seinen Ver-

bündeten, Deutschland und Preußen, sowie von England, auf das er rechnete, verlassen worden zu sein. Im Grunde war er ungeschickt gewesen, er hatte die Lombardei abgetreten, um seine Vorherrschaft in Deutschland zu wahren, aber er behielt Venetien, das ein neuer Zankapfel zu bleiben drohte. Hätte er Venetien gleich abgetreten, so wäre sein Opfer nicht viel größer gewesen — sieben Jahre später mußte er es ja doch abtreten —, und das Programm „von den Alpen bis zur Adria“ wäre ausgeführt gewesen; die Aussöhnung mit Italien und Frankreich wäre möglich gewesen und das Bündnis von 1866 hätte nicht gegen Oesterreich geschlossen werden können.

In Italien war König Viktor Emanuel, der klügste und der italienischste aller Italiener, befriedigt. Er zog sich ohne große Kosten aus einem Abenteuer, bei dem er, mit Ausnahme von Frankreich, ganz Europa gegen sich gehabt hatte, sogar Rußland, das ihm scharfe Noten über die Annexionen und die Revolutionen zusandte; er gewann eine Provinz da, wo er seine Krone und die Sache Italiens zugleich hätte verlieren können.

Die meisten Italiener waren wütend. Sie brauchten nicht zu kämpfen; die Franzosen verjagten für sie die Oesterreicher aus dem Lande, und plötzlich hielten die Franzosen inne und Napoleon führte sein Programm nicht aus. Er war nichts als ein Meineidiger. Der schlaue und gewandte Herr v. Cavour und die englischen Minister verstanden zu gleicher Zeit, dieses Gefühl auszunutzen. Herr v. Cavour stellte sich an die Spitze der Bewegung in Italien, und die Engländer schmeichelten ihm und ermutigten ihn, Italien von dem Einfluß Frankreichs in den Englands übergehen zu lassen. Diese Politik gelang vollkommen, und die Franzosen waren nur noch Verräter und die Engländer die Retter Italiens.

In Turin und in Genua waren in den Schaufenstern aller Papiergeschäfte Bilder verwundeter und noch in Behandlung befindlicher Soldaten, sowie die Porträts Orsinis und andrer Attentäter zu sehen. In Turin wurde Napoleon III. und sein Generalstab ausgepfiffen; in Genua wurden durchziehende französische Truppen von den Dächern herab mit Exkrementen und Kot beworfen.

Die Rekriminationen begannen vier Tage nach der Unterzeichnung der Präliminarien. Der Kaiser von Oesterreich eröffnete das Feuer. „Ich habe mich entschlossen,“ sagte er in seiner Proklamation vom 15. Juli, „den Friedenspräliminarien zuzustimmen, nachdem ich die Ueberzeugung gewonnen habe, daß ich durch eine direkte Verständigung mit dem Kaiser der Franzosen, die jede Einmischung eines dritten ausschloß, weniger ungünstige Bedingungen erlangen würde, als ich vom Eintreten in die Pourparlers der drei Großmächte, die nicht am Kriege teilgenommen haben, und von den zwischen ihnen verabredeten und durch den moralischen Druck ihres Einvernehmens unterstützten Vermittlungsvorschlägen erwarten konnte.“

Nach dem, was wir hier dargelegt haben, war alles, was der Kaiser von Oesterreich sagte, richtig; und trotzdem protestierten alle Mächte: „Wir haben niemals untereinander über Vorschläge verhandelt, und folglich haben wir keinen akzeptiert.“

Dies war gleichfalls wahr. Doch der Kaiser von Oesterreich sagte auch gar nicht, daß die Vorschläge formuliert worden waren; er sagte nur — man lese oben den Wortlaut nach —, er habe die Ueberzeugung gewonnen, daß, wenn die Mächte eine Vermittlung vorschlügen, sie härter sein würde als die Bedingungen Napoleons III. Nun, das war richtig. Lord John Russell hatte öffentlich und privatim wiederholt erklärt, daß die englische Regierung nur dann einwilligen würde zu unterhandeln, wenn die Oesterreicher Italien verlassen hätten. Man kennt die vertraulichen Bemerkungen des Fürsten von Hohenzollern dem Marquis de Moustiers und Marquis Pepoli gegenüber, sowie die Bismarcks in St. Petersburg über ein unabhängiges Venetien unter einem Erzherzog. Endlich kam Fürst Gortschakoff nicht über die Formel hinaus: „daß er nur die von Napoleon III. gebilligten Vorschläge billigen würde."

Fürst Windischgrätz hatte sich auf die Stimmung des Herrn v. Schleinitz verlassen, und seine erste Depesche zeigte, daß er bei ihm dieselben Ansichten voraussetzte, wie sie der Fürst von Hohenzollern und Herr v. Bismarck hatten.

Die Doppelpolitik, die in Berlin und in London verfolgt wurde, gestattete alle Ableugnungen.

Der Prinz-Gemahl hatte es leicht, wiederholt zu behaupten, daß die Versicherungen, die der Kaiser Napoleon dem Kaiser von Oesterreich über die Stimmung der Mächte gegeben hatte, Lügen seien, denn er behielt sich ohne Zweifel vor, wenn man ihm die Billetts Lord Palmerstons und Lord John Russells unter die Augen gebracht hätte, zu sagen, daß diese beiden Minister nur ihr *persönliches* Wort, nicht das der Regierung verpfändet hätten.

In Preußen konnte, da die famose Vermittlung nicht das Licht des Tages erblickt hatte, Herr v. Schleinitz dabei bleiben, daß er offiziell niemals eine andre Idee ausgesprochen habe, als die der Erhaltung des österreichischen Territorialbesitzes in Italien, und hätte er selbst seine vertraulichen Vorbehalte zugegeben, so konnte der Prinzregent den Königen von Bayern und Württemberg in voller Aufrichtigkeit versichern — denn man kann es nicht genug betonen: er war nicht davon abgegangen —, daß er die Vorbereitungen zum Kriege gegen Frankreich getroffen habe, und daß er beim Friedensschluß auf dem Punkt gewesen sei, den Krieg zu erklären.

Diese Rekriminationen hatten keine andre Wirkung, als daß sie die schon zwischen Oesterreich und Italien herrschende Animosität verschärften, und nachdem Ströme von Tinte darüber geflossen waren, blieb man überzeugt, daß Napoleon III., der Stillschweigen bewahrt hatte, für die Bedürfnisse seiner Sache die Behauptungen, die er in seinen Gesprächen mit dem Kaiser von Oesterreich und in seinen Briefen an ihn ausgesprochen hatte, erfunden habe.

Napoleon III. hatte einen Widerwillen gegen die Veröffentlichung intimer Schriftstücke; er verabscheute es auch, andern die Schuld von etwas zuzuschieben, und erachtete es als unter seiner Würde, auf die Insinuationen seiner Feinde zu antworten. Unter diesen Umständen hielt er es für überflüssig, zu sprechen und etwas zu veröffentlichen, um diejenigen, die ihn als einen Betrüger hinzu-

stellen suchten, zu beschämen. Dank seinem Schweigen hörte nach und nach die Polemik auf, und man dachte an andre Dinge.

Alles dies führt zu dem Schlusse, daß man von den Staaten nicht die Tugenden der Einzelindividuen verlangen darf, und daß die Dankbarkeit der Völker für die Opfer, die man für sie gebracht hat, ein für allemal beiseite gelegt werden muß: das Interesse allein muß die Staaten leiten, und nur diejenigen Männer, die sich vom Egoismus des Landes, das sie zu regieren haben, inspirieren lassen, sind würdig, Staatsmänner genannt zu werden.



Die erste Enzyklika Pius' X.

Von

Dr. v. Schulte.

Dem ersten Rundschreiben eines neuen Papstes „an die Patriarchen, Primaten, Erzbischöfe, Bischöfe und andre Ordinarien" [1]) sieht jeder, der für kirchliche und politische Dinge Aufmerksamkeit und Verständnis hat, mit großer Spannung entgegen. Und dem des jetzigen Papstes um so mehr, als seine Persönlichkeit von der seines Vorgängers grundverschieden ist. Sofort zeigt sich dies. Leo XIII. ließ sich 58 Tage Zeit, ehe er die erste Enzyklika erließ (gewählt am 23. Februar 1878, erschien die Enzyklika „Inscrutabili Deo" am 21. April), Pius X. hat gerade zwei Monate nach seiner Wahl seinerzeit die „Ex supremi apostolatus cathedra" veröffentlicht. Leo XIII. ernannte schon am 5. März, also zehn Tage nach seiner Wahl, einen Staatssekretär (Kardinal Franchi), Pius X. hat erst am 19. Oktober den bisherigen Pro-Staatssekretär dazu ernannt, der noch nicht Kardinal war. Leo XIII. hatte bereits am 4. März 1878, also am zehnten Tage nach der Wahl, am Tage nach seiner Krönung eine Bulle „Ex supremo apostolatus apice" erlassen, wodurch die Bistümer in Schottland hergestellt wurden, hierdurch am ersten Tage seiner Regierung den Beweis geliefert, daß er seine unbeschränkte Herrschergewalt vollauf auszuüben verstehe und gewillt sei; Pius X. hat keinen einzigen öffentlich bekannt gewordenen wichtigen Regierungsakt, der über „laufende Geschäfte" hinausgeht, bis zum 4. Oktober vorgenommen. Am 28. März 1878 hatte Leo XIII. ein Konsistorium gehalten, darin seinen Vorgänger Pius IX. als „den Beherrscher des katholischen Erdkreises" gepriesen. Pius X. hat das erste Konsistorium auf den 9. November

[1]) „aliosque locorum ordinarios." Damit sind gemeint die wenig zahlreichen Leiter von Orten bezw. Gebieten, die keinem Bischofe, sondern eben diesem Ordinarius unterstehen.

angesetzt. Zeigt sich nun auch in den Enzykliken diese Verschiedenheit? Ja und im vollsten Maße.

Leo XIII. sagte sehr schlau nicht, was er wollte, welche seine eigentlichen Ziele seien, er benahm sich als Politiker und Diplomat, ließ vermuten, daß er die Zügel in der Hand behalten, jedoch Ausgleichsversuchen nicht unzugänglich sein werde, die sich als annehmbar herausstellen würden; ein Ausgleich mit dem Königreich Italien blieb ausgeschlossen. Betrachten wir nunmehr das erste Hirtenschreiben Pius' X. Es zeigt mit klaren, deutlichen und festen Worten, wes Geistes Kind sein Verfasser ist, wobei es gleichgültig ist, ob er den Wortlaut in lateinischer oder italienischer Sprache selbst gemacht oder nach seinen Angaben, Diktaten oder Aufzeichnungen hat machen lassen und nur verbessert, geändert und ergänzt hat. Jedenfalls ist das Schriftstück so eigentümlich und entspricht auch subjektiv gehalten so vollkommen dem Bilde, das wir von Pius X. in dem Oktoberhefte der „Deutschen Revue" (S. 85 ff.) entworfen haben, daß man ihn als den Verfasser im wahren Sinne ansehen muß. Entspricht dieses erste an die Leiter der Katholiken gerichtete Schreiben der von uns ausgesprochenen Erwartung? Diese Frage kann nur beantwortet, ihre Lösung nur verstanden werden durch eine genaue Analyse des Inhalts.

„Indem wir Euch vom Lehrstuhl des höchsten Apostolats, auf den wir durch Gottes unerforschten Ratschluß erhoben sind, zum erstenmal anreden, unterlassen wir, zu erwähnen, mit welchen Tränen und großen Bitten wir wagten, diese furchtbare Last des Pontifikats von uns fern zu halten." So der erste Satz mit einem folgenden langen Zitat aus der Klage des heiligen Anselmus, daß er zur Uebernahme des bischöflichen Amtes gezwungen wurde. „Viele und wichtige Gründe," fährt Pius fort, „fehlten uns nicht zum Widerstande". Zuerst seine Unbedeutendheit, dann: „Wen sollte nicht bewegen, zum Nachfolger dessen ausersehen zu sein, der fast 26 Jahre die Kirche aufs weiseste regierte, durch solche Geisteslebendigkeit (tanta alacritate ingenii), durch solchen Glanz aller Tugenden es dahin brachte, selbst seine Gegner zur Bewunderung zu führen und das Andenken seines Namens durch die herrlichsten Taten zu heiligen" (consecrarit). Fürwahr, eine famose, fast antike Erwähnung des Vorgängers, ohne nur eine einzige Tat zu nennen. „Aber, um andres zu übergehen, uns erschreckte am meisten die jetzige elendeste Lage des menschlichen Geschlechts. Die menschliche Gesellschaft ist mehr als in vergangener Zeit durch eine tiefschwere und innerste Krankheit bedrängt, die täglich fortschreitend sie zum Untergange reißt: der Abfall von Gott." Dieser Krankheit zu begegnen, ein solches Amt, das keinen Aufschub leide und gar schwierig ist, zu übernehmen, fürchtete er. Aber er füge sich Gottes Willen und erkläre, in Führung des Pontifikats nur den einen Vorsatz zu haben, alles in Christus zu erneuern, damit Christus sei alles und in allen.[1])

[1]) Die Worte Ephes. 1, 10 „instaurare omnia in Christo" nach der Vulgata lassen sich durch erneuern, herstellen geben; kath. Bibelübersetzungen, z. B. Kistemaker, haben auch „vereinen". Der italienische Text in der Civiltà cattolica hat „ristorare ogni cosa" statt tutto, was er in der folgenden Stelle aus Koloss. 3, 11 richtig gibt.

„Gewiß gibt es auch welche, die, Göttliches nach Menschlichem messend, sich bestreben, zu erforschen, welches unsers Herzens Gesinnung sei, und sie zu irdischen Zielen und Parteizwecken herabzudrücken. Um diesen die eitle Hoffnung abzuschneiden, versichern wir aufs bündigste, daß wir mit Gottes Hilfe nichts sein wollen, als Gottes Gehilfe beim Menschengeschlechte." Dafür werde er alle Kraft und das Leben selbst einsetzen. „Erwartet man also von uns ein Losungswort (symbolum), das unsers Geistes Willen offenbart, dies eine werden wir stets haben: Alles erneuern in Christus."

Unmöglich konnte Pius deutlicher sagen, ich will als Papst mein ganzes Streben nur auf die religiöse Besserung und Hebung der Menschheit setzen. Es kam ihm nun darauf an, dies näher auszuführen.

Bei diesem Werke betrachte er seine ehrwürdigen Brüder als stramme Helfer. Denn sie müssen erkennen den fast überall gegen Gott erregten Krieg; in den meisten ist die Ehrfurcht vor dem ewigen Gott erloschen, auf Gottes Geheiß wird im öffentlichen und privaten Leben nicht mehr geachtet, ja mit allen Mitteln strebt man dahin, selbst die Erinnerung und den Begriff Gottes vollständig zu vernichten (ut vel ipsa recordatio Dei atque notio intereat). Man könnte fast fürchten, diese Verderbtheit der Geister sei die Probe und der Anfang der letzten Dinge, und der Sohn des Verderbens weile schon auf der Erde. Ja der Mensch selbst hat Gottes Stelle an sich gerissen und diese Welt sich zum Tempel geweiht und läßt sich anbeten. Der Mensch im Mißbrauche der Freiheit kann des Schöpfers Gebot verletzen, der Sieg aber ist stets bei Gott. Unser ist es nun, mit Wort und Tat offen die Herrschaft Gottes herzustellen zum Wohle unsers Geschlechts. Ist doch, während nicht unverdient die Fortschritte der Menschheit gepriesen werden, fast ein Krieg aller gegen alle vorhanden. Die Sehnsucht nach Frieden erfüllt jede Brust, er ist aber ohne Gott nicht zu erlangen. Und doch wissen wir, daß nicht wenige aus Liebe des Friedens, nämlich der Ruhe und Ordnung, in Gesellschaften und Parteien sich zusammentun, die sie Ordnungsparteien nennen. Es gibt aber nur eine Partei, die den Frieden bringen kann, die der Gott anhangenden. Diese also müssen wir fördern.

Aber diese Rückbringung der Menschen zu Gott kann nur durch Christus geschehen. Eins und dasselbe ist's also, alles in Christus erneuern und die Menschen zum Gehorsam gegen Gott zurückzuführen. Nicht zum Gotte der Materialisten, sondern dem lebendigen und wahren, einen im Wesen, dreifach von Person, den Schöpfer der Welt.

Der Weg zu Christus geht durch die Kirche, diese soll Christus untergeben sein, Christus Gott. Deshalb fort mit dem Frevel, daß der Mensch sich als Gott hinstellt, Herstellung der Gesetze und Räte des Evangeliums zur alten Würde, Höherstellung der von der Kirche überlieferten Wahrheiten und Zeugnisse von der Heiligkeit der Ehe, von der Erziehung und Lehre der Kinder, vom Besitze und Genusse der Güter, von den Pflichten gegen Regierende (qui publicam rem administrant), Herstellung des Gleichgewichts zwischen den verschiedenen Klassen nach christlicher Einrichtung und Sitte. Das ist unser Ziel, dazu müßt ihr helfen,

der einzige Gesichtspunkt sei stets: daß in allem gebildet werde (formetur) Christus.

Die Mittel anzugeben ist unnötig, sie ergeben sich von selbst. Die erste Sorge muß sein, Christus in denen zu bilden, die bestimmt werden, in andern ihn zu bilden, den Priestern; werden diese doch genannt ein zweiter (alter) Christus, nicht bloß wegen der Mitteilungen der Gewalt, sondern auch durch Nachahmung der Taten, um in sich Christi Abbild herzustellen.

Dazu werden die Seminarien, wie sie das Konzil von Trient fordert, aufs wärmste empfohlen. Für die zu Weihenden soll nur die Würdigkeit, nie private Rücksicht entscheiden. Stete Sorge für die Seelsorger. „Wir aber werden fleißigst vorsorgen, daß die Geistlichen nicht gefangen werden durch die Schliche einer gewissen neuen und trügerischen Wissenschaft, die nicht nach Christus riecht (Christum non redolet), die durch geschminkte und listige Gründe die Irrtümer des Rationalismus oder Halbrationalismus einzuschmuggeln sucht. Aber die jungen Geistlichen loben wir, die in jeder Art der Wissenschaften sich geschickt zu machen suchen, um die Wahrheit zu schützen und die Verleumdungen der Glaubenshasser zu widerlegen. Aber an erste Stelle setzen wir stets jene, die zwar die heiligen und profanen Wissenschaften nicht übergehen, jedoch am meisten sich der Seelsorge hingeben ... Die religiöse Unterweisung (religionis disciplina) ist der geeignetste Weg, Gottes Herrschaft in den Menschen herzustellen. Gar viele hassen Christus, die Kirche, das Evangelium mehr aus Unkenntnis, als aus Schlechtigkeit, und das nicht bloß unter dem Volke oder in der untersten Masse, sondern auch bei den gebildeten Klassen und bei solchen, die sonst keine geringe Gelehrtheit haben. Es ist nicht zuzugeben, daß durch die Fortschritte der Wissenschaft der Glaube vernichtet werde, sondern mehr durch Unwissenheit. Soll aber das Lehramt und Studium die gehofften Früchte tragen und in allem Christus gebildet werden, so muß man stets bedenken, daß die Liebe (caritas) am wirksamsten ist. Denn Gott ist nicht in der Erregtheit. Die Gemüter durch bitteren Eifer zu Gott zu führen, ist vergeblich." Dies wird noch weiter ausgeführt und auch bezüglich der feindlich gesinnten Liebe gefordert.

„Unsre Absicht ist nicht, daß Ihr und Euer Klerus bei diesem keinen Gehilfen haben solltet. Katholische Vereine verschiedener Art, aber stets zum Besten der Religion haben unsre Vorgänger längst gebilligt und gefestigt durch Gebet, ein solches ausgezeichnetes Institut haben auch wir zu loben nicht angestanden, wir wünschen, daß es in Stadt und Land sich ausbreite und gedeihe. Aber wir hoffen zuversichtlich, daß alle Teilnehmer stets nach christlicher Sitte leben. Wenig nützt tüftliches Erörtern vieler Fragen und geschicktes Reden über Rechte und Pflichten, wenn diese vom Handeln getrennt sind. Denn die Zeit verlangt handeln, aber ein ganz nach den göttlichen Gesetzen und kirchlichen Vorschriften heilig gehaltenes, im freien und offenen Bekenntnis der Religion, in der Uebung von Werken der Liebe, ohne jede Selbstsucht und Rücksicht auf irdischen Nutzen. Solches Gebaren der Streiter zieht die Gemüter mehr an als die feinsten Erörterungen, und leicht werden auf diese Art nach Ablegung von Vorurteilen mög-

lichst viele zu Christus zurückgeführt. Wahrlich, wenn überall Gottes Gebote treu gehalten, das Heilige geehrt, die Sakramente fleißig genommen, das übrige zum christlichen Leben Gehörige gepflegt wird, dann wird alles in Christus erneuert. Das wird auch dem Wohle der Staaten dienen. Denn dann werden die Mächtigen und Reichen in Billigkeit und Liebe den Geringeren beistehen, diese aber die Enge ihrer Verhältnisse in Ruhe und Geduld tragen, die Bürger nicht der Begierde sondern den Gesetzen gehorchen, die Fürsten und die Regierenden ehren und lieben. Zuletzt wird dann auch die Kirche, wie sie von Christus gegründet ist, die volle und ganze Freiheit genießen und keiner fremden Herrschaft unterworfen werden. Möge Gott diese Erneuerung der Völker in Christo gütigst beschleunigen. Wir aber wollen das täglich inständigst fordern wegen der Verdienste Christi, dazu der Gottesmutter wirksamste Fürbitte anwenden, weshalb wir dieses Schreiben am Tage geben, der dem Rosenkranze gewidmet ist und alles bestätigen, was unser Vorgänger bezüglich der Widmung des Monats Oktober für die hehre Jungfrau verfügt hat."

Das ist der in allen Gedanken, wenn auch nicht immer wörtlich, so doch ganz dem Sinne nach wiedergegebene Inhalt des Rundschreibens. Was beweist es? Pius X. ist ein durch und durch frommer, tief religiöser, ethisch hervorragender Mann. Eigentlich könnte man den Inhalt dahin kurz fassen: Wir wollen alles tun, damit alle Menschen fromm leben, dann wird das goldene Zeitalter kommen, Krieg, Klassenhaß und Klassenunterschied, Widerstand gegen Gesetz und Ordnung verschwinden, nur die Liebe und Gottesverehrung herrschen. Sicherlich, wenn die Menschen Engel werden, ist die Erde zum Himmel geworden. Leider ist dem Verfasser der praktische Sinn insofern zu bestreiten, als er zu grau sieht und übertreibt. Wenn heute die meisten von Gott abgefallen sind, gilt das doch auch für seine Schafe. Ob sich diese damit einverstanden erklären werden? Für Deutschland paßt seine Schilderung nicht ganz, schon das Strafgesetzbuch überhaupt, besonders die §§ 166—168, 171 ff. beweisen, daß die Gottesverehrung und die christliche Moral vollen Schutz genießen. Nicht anders steht es in manchen andern Ländern.

Die Politik spielt gar keine Rolle, sie ist mit dürren Worten abgelehnt. Mit keinem Worte bekennt sich der Papst als Gefangenen. Wenn die Freiheit der Kirche erwartet wird, nachdem alle frommen Wünsche erfüllt sind, hat er ganz recht, weil man alsdann kaum mehr Soldaten, Polizei, Regierungen braucht und die Seelsorger allein leiten können. Und in dieser Verbindung kann man auch nicht einmal eine Anspielung auf die Lage der Kirche in irgend einem Lande sehen. Nicht ein Wort des Tadels gegen irgend eine Regierung und Forderung des Gehorsams gegen die Obrigkeit. Im Angesichte dieses Schreibens darf man sagen: Die Politik wird nie des Papstes Schritte leiten, denn im gegenteiligen Falle würde er in unlösbaren Widerspruch mit sich selbst kommen.

Was stellt der Hirtenbrief für das innerkirchliche Verhalten in Aussicht? Pius X. geht hier ganz im bisherigen Fahrwasser. Erziehung des

Klerus in Seminarien nach dem Konzil von Trient, das (Sess. XXIII cap. 18) für jede Diözese ein Seminar fordert, worin mindestens zwölf Jahre alte Knaben, besonders armer Eltern, aufzunehmen sind, die sofort die Tonsur empfangen und stets geistliche Kleidung tragen müssen und bis zur Priesterweihe bezw. Anstellung darin verbleiben. Keine überflüssige Gelehrtheit für die Geistlichen, wohl zu billigen höhere Studien für strebsame junge Geistlichen, aber der bloße fromme Seelsorger steht am höchsten. Daß der Rationalismus und Halbrationalismus verworfen wird, kann nicht verwundern. Es ist aber hervorzuheben, daß keine Berufung gemacht wird auf Pius' IX. Enzyklika Quanta cura und den Syllabus vom 8. Dezember 1864. Wohltuend wirkt das Betonen der Liebe, die stets herrschen müsse. Dieses und daß hervorgehoben wird, die Gegner seien mehr im Irrtum und könnten nur durch Belehrung und Liebe gewonnen werden, läßt hoffen, daß die Schimpfereien Leos XIII. und Pius' IX. über Protestanten u. s. w. unter Pius X. keinen Ausdruck in Papstschreiben und -worten finden werden. Es bleibt abzuwarten, ob die Ultramontanen, zumal in Deutschland, sich an das Vorbild und die Worte ihres „Vaters“, des „Statthalters Gottes“ halten und fortan vermeiden werden, statt der Liebe mit Haß, Verleumdung, Verfolgung ihre andersgesinnten „christlichen Mitbrüder“ zu behandeln. Kaum, denn wo eine Aeußerung des Papstes ihnen nicht paßt, wird sie mit der Phrase „Kurialistil“ abgetan. — Daß die Katholikenvereine sehr gelobt werden, durfte man erwarten, ihnen statt des Schwätzens tätige Liebe anzuempfehlen, liegt im Geiste des Papstes.

Fassen wir unser Urteil zusammen. Ich kenne keine päpstliche Enzyklika aus dem 19. Jahrhundert, die so tief und warm das tätige Christentum als einzige Richtschnur päpstlichen Wünschens, Handelns und Wollens hinstellt. Pius X. tritt in ihr auf als ein idealer, echt christlicher und gottbegeisterter Priester und Hirte. Ob er aber das Zeug besitzt, gegen die Schliche und Kniffe, die trügerischen, scheinheiligen und hinterlistigen Argumente (um Worte der Enzyklika zu gebrauchen) der Jesuiten, der vatikanischen Diplomaten und der ultramontanen Hetzer im Episkopate und Klerus unter den ultramontanen Leitern in der Presse und in den Volksvertretungen stand zu halten und unentwegt sein hohes Ziel im Auge zu behalten, — das zu behaupten gibt dies Schreiben keine Sicherheit.



Blaubart.

Von

Professor **Frantz Funck-Brentano** (Paris).

(Schluß.)

Der Ruin, der durch seine tolle Verschwendung herbeigeführt war, hatte Gilles de Rais in der Alchemie, in der geheimnisvollen Kunst, die Metalle in Gold zu verwandeln, ein Heilmittel suchen lassen; von der Alchemie war er auf die Magie gekommen, zuerst auf die weiße Magie, und von ihr verfiel er dann in die schwarze.

Eines Tages, als Poitou und Henriet etwas rasch in das Zimmer ihres Herrn eingetreten waren, sahen sie ihn, nicht ohne Entsetzen, „die Hand, das Herz, die Augen und Blut eines kleinen Kindes halten". Der Baron de Rais wickelte diese noch zuckenden Ueberreste in eine weiße Serviette und legte alles in ein großes Glas, das er auf den Kamin stellte. Er befahl, das Zimmer abzuschließen und niemand herein zu lassen. Am Abend steckte Gilles das Glas nebst seinem Messer in den vorderen Teil seiner großen Aermel und trug es zu Prelati. Es war eine Opfergabe für den Teufel. Eustache Blanchet sagte zu den beiden Dienern: „Es ist unmöglich, daß der Marschall bei seinen Unternehmungen Erfolg hat, wenn er nicht dem Teufel das Blut und die Glieder getöteter Kinder opfert."

Die Beschwörungen begannen von neuem, den Traditionen der blutigen Magie gemäß; aber ihre Erfolge waren nicht ernsthafter. Nach Vollziehung der entsetzlichen Gebräuche nahm Prelati die als Opfer dargebrachten Teile, wickelte sie in ein Stück Leinwand und beerdigte sie im stillen am Fuße der hohen Mauern von Tiffauges, an dem mit großen Pappeln bestandenen Ufer der Sèvre.

Eustache Blanchet, von einem andern Priester namens Gilles de Valoys begleitet, fand den Baron de Rais in seiner Bibliothek damit beschäftigt, rote Buchstaben und Zeichen auf geglättetes Pergament zu malen. Er schrieb ein ganzes Buch in flammend roten Buchstaben. Blanchet war überzeugt, daß es mit dem Blute eines kleinen Kindes geschrieben war. Monstrelet schreibt: „... Von welchen Kindern, nachdem er sie eines gewaltsamen Todes hatte sterben lassen, er einige Teile ihres Blutes nehmen ließ, mit dem man Bücher schrieb, in denen Teufelsbeschwörungen standen." Bald verbreitete sich in der Gegend, Angst und Furcht säend, in unbestimmter Weise das Gerücht, daß der mächtige Baron de Rais ein Buch mit Kinderblut schreibe, „und daß dieses Buch ihn allmächtig mache; daß es hinfort weder eine Festung gebe, so sich gegen ihn halten, noch jemand, so gegen seine Macht kämpfen könne."

Wie oft wiederholte sich das scheußliche Opfer? Gilles selbst war später außerstande, es festzustellen.

Und auf dieser Bahn des Verbrechens stieg Gilles de Rais, in dem jedes Gewissen durch das Verbrechen selbst zerstört war, noch tiefer hinab: nachdem er Kinder für den Teufel getötet hatte, kam er, selbst zum Teufel geworden, schließlich dahin, Kinder zu töten, nur um sie zu töten, ohne andern Zweck. Das war das Verbrechen um des Verbrechens willen, die grauenhafte Freude, zu töten und leiden zu lassen — so schwer war sein Geist zu Schaden gekommen. Von der Höhe menschlicher Größe und Herrlichkeit herabgesunken, wollte er, wie er seinen Genossen selbst sagte, im Freveln selbst alle andern Menschen übertreffen.

Ein unbestimmter, düsterer Schrecken hatte sich in der Gegend verbreitet, wo zwischen schweren Massen von Laubwerk die finsteren Schloßtürme des Barons de Rais emporragten. Von Angers bis Rennes und von Vannes bis La Rochelle herrscht eine grenzenlose Bestürzung: Hütet eure Kinder! Kinder verschwinden, junge Männer, junge Mädchen, sogar Frauen. Was wird aus ihnen? Das Volk sagt: böse Zwerge oder mordlustige Feen holen sie. Sogar in Gilles' eignem Hause, zwischen seiner Frau und seiner Tochter, die einsam auf dem Schlosse Pouzauges lebten, war nur noch die Rede von der menschenfressenden Bestie, die das Land verwüstete.

André Barbe, ein Schuster in Machecoul, wo eines der Schlösser des Barons de Rais stand, erklärte später:

„Ich habe sagen hören, daß der Sohn von Georget le Barbier aus Machecoul verloren gegangen war und daß man ihn eines Tages hinter dem Palais Rondeau hatte Aepfel pflücken sehen. Seitdem ist er nicht wieder gesehen worden. Einige Nachbarn haben mir aus diesem Anlaß gesagt, ich sollte auf mein Kind achthaben, daß es nicht geraubt werde und daß sie große Angst davor hätten."

Der Schuster fuhr fort:

„Ich war in Saint-Jean d'Angely gewesen, wo man mich fragte, woher ich sei. Ich antwortete, daß ich von Machecoul sei, und darauf sagte man mir verwundert, daß dort die kleinen Kinder gefressen würden."

Die kleinen Kinder werden dort gefressen! Da haben wir die Sage vom Menschenfresser im Augenblick ihrer Entstehung selbst vor uns. Nein, das Ungeheuer in Machecoul fraß die Kinder nicht, es tat Schlimmeres.

Was wir hier zu hören bekommen, sind die Geschichten, die man uns in unsrer Kindheit erzählte, um uns einzuschläfern, und die uns mit schrecklichen Träumen heimsuchten. Eine alte Hexe mit gekrümmtem Rücken und spitzem, vorgeschobenem Kinn ging umher; sie stützte sich auf einen Knotenstock, und ihre weißen Haare, die der Wind zerzauste, sahen unter ihrer leinenen Haube hervor. Sie hatte eine sanfte Stimme und trug in einer langen Tasche aus schwarzer Seide eine Menge Näschereien, Lebkuchen, Backwerk und Süßigkeiten. Die Kinder blieben stehen, wenn sie sie anrief, und folgten ihr, weil sie so schöne Geschichten erzählte und Backwerk austeilte. Sie folgten ihr ins Innere der Wälder. Plötzlich erschienen Männer mit bösen Gesichtern, steckten die Kinder in die

großen Säcke, die sie bei sich hatten, und brachten sie dem Menschenfresser, der tief drinnen im Walde in einem großen Schlosse wohnte. Der Menschenfresser steckte die Kinder zu seinen Hühnern in einen Käfig, um sie zu mästen. Und wenn sie fett geworden waren, verspeiste er sie eines Abends, an dem er Gäste hatte, und leerte dazu lachend große Humpen, aus denen schäumender Wein hervorsprudelte.

Ammengeschichten, die der Wirklichkeit sehr nahekommen. Die Hexe hieß Perrine Martin. Das Volk nannte sie „la Meffraye“, ein Name, der, ohne etwas Bestimmtes zu bedeuten, einen unheimlichen Klang hat. Michelet hat sie folgendermaßen geschildert: „Eine alte Frau, die man die ‚Meffraye‘ nannte, durchzog das Land und die Heiden; sie näherte sich den kleinen Kindern, die das Vieh hüteten oder bettelten; sie streichelte und liebkoste sie, trug aber immer das Gesicht mit einem schwarzen Tuch verhüllt; sie lockte sie bis in das Schloß des Herrn von Rais, und man sah sie niemals wieder.“ Diese Zeilen entsprechen aufs genaueste den Tatsachen.

Die Meffraye war etwa fünfzig Jahre alt und hatte das rote Gesicht einer Frau, die zu viel Wein trinkt. Sie war von sehr kleinem Wuchs und trug ein graues Kleid und eine schwarze Haube. Später erzählten zahlreiche Zeugen, wie sie sie trippelnd hatten vorübergehen sehen, ein Kind an der Hand führend. Sie ging man wußte nicht wohin; dann kam sie denselben Weg zurück, aber das Kind war nicht mehr bei ihr. Eine Frau namens Fourrage sagte aus, „daß sie vor einem Jahre eine alte Frau gesehen habe, die sie nicht kannte, in einem grauen Kleid und einer schwarzen Haube, die nicht viel wert waren, eine kleine Frau, die einen kleinen Knaben bei sich hatte und sagte, daß sie nach Machecoul gehe. Sie ging mit besagtem Knaben in den Hafen von Launay; und später, kurz danach, sah ich sie über denselben Hafen zurückkehren, ohne das Kind. Und als ich sie fragte, was aus ihm geworden sei, antwortete mir diese Frau, daß sie es bei einem guten Herrn untergebracht habe.“

Dieser „gute Herr“ war Gilles de Rais!

Der Meffraye folgten in einiger Entfernung Männer, die große Säcke trugen. Das Volk hat sie in seiner ausdrucksvollen Sprache die „empocheurs“ (Einsacker) genannt. Bei einem Gebüsch an einer Biegung der Straße wurde das Kind gepackt, in einen Sack gesteckt, fest hineingewickelt und so nach dem Schlosse Tiffauges oder Machecoul gebracht.

Gilles de Rais hatte hunderterlei Mittel und Wege, sich die Opfer seiner blutdürstigen Leidenschaft zu verschaffen. Die Aussagen der Eltern entwarfen davon traurige, pittoreske Bilder.

Guillaume Rodigo aus Guérande wohnte in Bourgneuf-en-Rais. Am Tage vor Sankt Bartholomäus 1439 kam der Herr von Rais in die Stadt und aß bei Guillaume Plumet zu Abend. An demselben Tage war Rodigo mit seiner Frau ausgegangen, um bei Bekannten zu Abend zu essen. Der treffliche Mann hatte einen fünfzehnjährigen Knaben aus der Umgegend von Brest zu sich genommen, den ein Oheim ihm „übergeben hatte, um Französisch zu lernen“. Es

war der junge Bernard Le Camus, „der überaus schön und geschickt war". Bernard war zu Hause geblieben und vertrieb sich die Zeit, indem er mit dem Hausmädchen spielte, als die Tür sich öffnete und Poitou, der Diener des Herrn von Rais, hereintrat.

„Ihr spielt zusammen?" fragte er das Hausmädchen und den Jungen.

„Ja, freilich."

„Und hiernach nahm er besagten Knaben beiseite, legte ihm die Hand auf die Schulter, indem er seine Kappe in der andern Hand hielt, und sprach zu dem so leise, daß das Mädchen es nicht hören konnte. Und nachdem er so gesprochen hatte, ging besagter Poitou hinweg.

„Was hat er dir gesagt?" fragte das Mädchen.

„Gar nichts," antwortete Bernard.

„Und gar bald hernach sagte der Knabe zu seiner Gefährtin, daß er fortgehen wolle und daß sie die Tassen gut verwahren und verschließen möge.

„Aber wohin gehst du denn?"

„Und er ging fort, ohne sagen zu wollen, wohin er ginge, und ließ sein Gewand und seine Kappe zurück und ging nur in seinem Wams." Es war zehn Uhr abends.

„Und seitdem," schloß das Hausmädchen, „habe ich ihn nicht gesehen noch von ihm gehört."

Als Rodigo und seine Frau heimkamen, erschraken sie heftig. Sie stellten sogleich alle möglichen Nachforschungen an und fragten Eustache Blanchet und Poitou aus, die antworteten, daß der Knabe ohne Zweifel in das Schloß Tiffauges gegangen sei, um Page zu werden.

Es war im September. Gilles de Rais kam auf der Rückkehr von Vannes durch La Roche-Bernard, wo er bei Jean Colin wohnte. Gegenüber wohnte eine Witwe namens Perrine Loënart, und ihr kleiner Knabe, der „schön wie ein Engel war". Perrine saß mit dem Rücken an den Türrahmen gelehnt und sah ihrem Kinde zu, das spielte, als Poitou sie ansprach. Er bat sie, ihm den Knaben anzuvertrauen; er würde sehr sorgsam mit ihm umgehen und ihn sehr gut kleiden; er würde ein schöner Page werden. Doch Perrine wollte nicht. Ihr Knabe ginge zur Schule und lernte sehr gut; auch hätte sie die Hoffnung, die Zeit zu erleben, da er Fortschritte machen würde, und aus dieser Ursache würde sie ihn nicht aus der Schule nehmen. Poitou drang in sie. Auch er würde ihn in die Schule schicken, und er würde ihr, Perrine, hundert Sous geben, damit sie sich ein neues Kleid kaufen könnte, ein schönes Kleid, schöner als alle, auf die die Dame Colin, die gegenüber wohnte und die reich war, so stolz war. Ein Kleid für hundert Sous! Perrine gab nach. Gilles de Rais kaufte für sechzig Sous Herrn Colin ein kleines Pferd ab, um den Knaben darauf zu setzen. Und Perrine fand sich bei der Abreise noch einmal bei dem mächtigen großen Herrn ein und empfahl ihm von ganzem Herzen, auf ihren Sohn gut acht zu geben.

„Habt keine Sorge, gute Frau!"

So zog der Knabe denn davon, hinter dem Ritter im Eisenkleide, ein wenig geschüttelt auf seinem kleinen Pferde, das mit Fliegennetzen aus blauen Schnüren behängt dahintrabte.

Als der Augenblick kam, in dem Poitou die hundert Sous für das neue Kleid auszahlen sollte, gab der Schurke der Witwe nur achtzig.

Perrine erhob Einspruch: „Aber es fehlen ja zwanzig Sous!"

„O, vier Livres, das ist reichlich genug!"

„Auf welches Perrine ihm sagte, sie wisse gar wohl, daß er fünf Livres versprochen habe, und sie versehe sich dessen, daß er ihr die andern Versprechungen schwerlich halten würde, da sie bereits um zwanzig Sous betrogen werde."

Seitdem hörte die arme Mutter nichts mehr von ihrem Kinde. Als ihr Nachbar Colin durch Nantes kam, sah er dort das kleine Pferd wieder im Gefolge des Barons de Rais, aber es saß ein andrer Knabe darauf. Er erkundigte sich darauf bei den Leuten des Barons nach Perrinens Sohn, und diese sagten ihm, „daß er, als er über die Brücken von Nantes ritt, vom Winde in den Fluß geweht worden sei".

Jeannette, die Frau eines gewissen Guillaume Sergent, der im Kirchspiel Sainte-Croix de Machecoul in einem Dorfe namens La Boucardière wohnte, erzählte, daß sie um vergangene Pfingsten mit ihrem Manne aufs Feld gegangen sei, um es umzugraben und Hanf zu säen. Sie hatten einen ihrer Söhne, einen achtjährigen Knaben, zu Hause gelassen, um ein kleines, anderthalbjähriges Mädchen zu hüten. Bei ihrer Heimkehr fanden sie den kleinen Knaben nicht mehr, „darob sie sich höchlichst verwunderten und gar betrübt waren".

In dieser Weise verschwanden die Kinder überall. Eines hatte man auf einem Anger am Ende des Dorfes Aepfel pflücken sehen; eine mit einem schwarzen Tuch vermummte alte Frau war vorübergegangen, und das Kind war nicht mehr zum Vorschein gekommen.

Gilles de Rais gab nach wie vor den Armen mit vollen Händen; Prelati versicherte ihm, der Teufel wolle, daß man „in seinem Namen" Almosen gebe. Allein man wurde inne, wie gefährlich es war, die Kinder „auf Almosen" in die Schlösser Tiffauges und Machecoul zu schicken.

Eine Frau aus Saint-Cir-en-Rais namens Guillemette sagte, daß sie eines Tages, an dem in Machecoul für den verstorbenen Mahé, den Bretonen, milde Gaben ausgeteilt wurden, das Vieh gehütet habe; da sei ein großer schwarzgekleideter Mann auf sie zugekommen und habe sie gefragt, wo ihre Kinder seien, ob sie das Vieh hüteten oder ob sie nach Machecoul auf Almosen gegangen seien.

Thomas Aysée und seine Frau sagten aus, daß sie in Port-Saint-Père wohnten, von wo sie nach Machecoul gekommen seien. Um letzte Pfingsten hätten sie ihren zehnjährigen Sohn in das Schloß, wo damals der Herr von Rais gewesen sei, geschickt, um dort um ein Almosen zu bitten. „Ein kleines Mädchen sagte seiner Mutter, daß es ihren Sohn beim Almosenverteilen vor dem Schlosse gesehen habe. Man habe zuerst den Mädchen für sich Almosen gegeben und

dann den Knaben." Das kleine Mädchen erinnerte sich genau, daß es, als die Verteilung beendigt war, einen von den Leuten aus dem Schlosse zu dem kleinen Knaben hatte sagen hören, er habe kein Fleisch bekommen, er solle ins Schloß kommen, dort würde man ihm welches geben. Und der kleine Knabe sei in das Schloß gegangen, aus dem er nicht wieder herausgekommen war.

Henriet, der Kämmerer des Herrn von Rais, bekannte, daß dieser ihm bisweilen zwei oder drei Taler für die Kinder gegeben habe. Er selbst traf, wenn sie zur Almosenverteilung kamen, eine Wahl unter ihnen und fragte sie, woher sie wären. Und wenn sie von auswärts waren und sagten, daß sie weder Vater noch Mutter hätten, und wenn sie ihm gefielen, so ließ er sie ins Schloß Machecoul hineingehen, nachdem er den Pförtner des Schlosses hatte beiseite nehmen lassen, damit er sie nicht sähe.

Bisweilen raubte Rais zwei Kinder auf einmal, wenn es zwei Brüder oder zwei kleine Gefährten waren. „Er ließ sie alle beide nehmen, auf daß nicht der eine nach dem andern schreie. Und nachdem er den einen umgebracht hatte, bewahrte er den andern auf, bis daß sein Appetit (son appétit) gekommen wäre." Wir zitieren wortwörtlich die Geständnisse Poitous, seines Helfershelfers. Haben wir hier nicht wieder ganz genau die Geschichten von den Hexen vor uns? Der Menschenfresser hat den kleinen Bruder gegessen, weil er fett und gut bei Fleisch war; die kleine Schwester dagegen ist in einen Kasten gesteckt worden, in dem auf der einen Seite eine Oeffnung mit einem Gitter war. Sie wurde darin gut genährt, bis sie ebenfalls so weit war, daß sie gegessen werden konnte.

Treten wir jetzt in das Innere des Schlosses ein. Die Mauern von Tiffauges haben zum Teil der Zeit getrotzt, und dank den noch vorhandenen Ueberresten kann man das Bild des alten Schlosses wieder herstellen. Der Schloßturm erhob sich massiv und trotzig zwischen den Tälern der Creuse und der Sèvre und überragte die düstere Masse der Eichen, die Erlengebüsche und Pappelgruppen, die sich längs der beiden Flüsse hinziehen. Seinen Fuß bespülte das Wasser der Schloßgräben, das Fadenalgen und Wasserlinsen mit einer leichten grünen Schicht bedeckten, die sich im Winde hin und her bewegte. Im Nordosten, am Rande des Teiches, erhoben sich große Türme mit Schießscharten, deren stärkster dort, wo die beiden Flüsse sich vereinigten, auf den Felsen gebaut war. Die starken Gurtbogen, die die Gewölbe der Säle stützten, sind noch erhalten. Große Fenster mit feinem Laubwerk und geschnitzten Zwischenpfosten, deren Rahmen sich in das traditionelle Steinkreuz einfügten, öffneten sich auf das schattige Tal, auf die grünen Gewässer des Teiches; hier befanden sich die Empfangssäle für die Feste und geselligen Veranstaltungen. Vor den Augen der Phantasie erscheint in einem dieser Fenster die Schloßherrin, wie sie die großen Schwäne des Teiches mit kosenden Worten lockt und ihnen Brotbrocken hinwirft. Im Vordergrund die mit reichen Rosetten gezierte Kapelle. Die ganze Landschaft hat etwas Wildes, besonders durch die Granitblöcke, an denen sich die Strömung des Wassers bricht. Es ist von außen so recht das Bild eines düsteren, unheimlichen Räubernestes.

Die Feder sträubt sich, die grauenvollen Szenen, deren Schauplatz das Zimmer des Barons de Rais war, in allen ihren Einzelheiten zu schildern. Seine Helfershelfer, die Handlanger seiner blutigen Orgien — Gilles de Sillé, Roger de Bricqueville, Rossignol, Petit-Robin, André Brichet und vor allem Henri Griart, genannt Henriet, und Henri Courrillaud, genannt Poitou — schleppten die Kinder hinein. Die Opfer sind zwölf, dreizehn, vierzehn Jahre alt, bisweilen noch älter, manchmal sogar heiratsfähige junge Mädchen. Sie werden unbarmherzig geknebelt und mit Stricken an großen eisernen Stangen oder Haken, die oben in die Mauern eingeschlagen sind, aufgehängt. Auf seinem Bette hockend betrachtete Gilles de Rais sie mit wilden Blicken. Er folgte mit den Augen ihren schmerzvollen Verrenkungen und empfand eine grausige Wollust über ihre Angst und ihre Schmerzen. Die Gesichter wurden blau, das Opfer war dem Verscheiden nahe. Jetzt ließ Rais es rasch durch seine Diener herunternehmen. Er nahm das Kind auf seine Knie und brachte es durch liebevolle Worte zum Leben und zur Hoffnung zurück. Er habe sich nur einen Spaß machen wollen, sagte er, nein, er sei kein böser Herr. „Ich werde dir schöne Kleider und ein schönes Bett schenken wie einem kleinen Prinzen; du sollst wie ein hübscher Page gekleidet werden.“ Der Gesichtsausdruck des Kindes veränderte sich; in seinen Augen glänzte ein Freudenstrahl. In diesem Augenblick durchstach ihm Gilles mit seinem Dolch die Kehle oder schnitt ihm mit seinem Schwert den Kopf ab. Andre Male warf er das Kind mit Gewalt auf den Fußboden und zerschmetterte ihm unter Beihilfe seiner Genossen mit einem Knotenstock den Schädel. Der Baron de Rais erzählte selbst, wie er sich ein Vergnügen daraus gemacht hatte, einen Einschnitt in die Kehle des unbeweglich daliegenden Kindes zu machen, derart, daß das Leben nur allmählich mit dem herausfließenden Blut entfloh, und wie er sich auf die Brust des Opfers gesetzt und mit satanischer Wollust sich an dem langsamen, gräßlichen Todeskampf des kraftlosen Märtyrers geweidet habe. Er lachte über die letzten Todesschrecken, über die letzten Zuckungen, und das Lachen seiner Gefährten Henriet und Poitou antwortete ihm mit einem schauerlichen Echo.

Endlich hat der Tod den Leichnam starr werden lassen, aber Gilles de Rais ist noch nicht am Ende seiner scheußlichen Belustigungen angelangt. Er läßt das Kind zerstückeln, läßt ihm die Glieder eines nach dem andern ausreißen, und bisweilen schlitzt er ihm mit dem Degen den Bauch auf, um die Eingeweide noch zucken zu sehen. Gilles hat später selber vor seinen Richtern ausgesagt, daß ihm dieses Martern zarter Opfer, das Schauspiel dieser Schmerzen, Qualen und Todeszuckungen einen größeren Genuß gewährt habe, als die gepriesensten Vergnügungen.

Erschöpft, wie von einem Blutrausch umnebelt, warf sich Gilles jetzt völlig angekleidet auf sein Bett. Rasch wuschen seine Diener den Estrich rein. In dem hohen, breiten Kamin wurden dicke Holzkloben auf zwei Feuerböcken aufgeschichtet und mehrere Reisigbündel darunter geschoben. Der blutige Leichnam wurde darauf gelegt und war bald zu Asche verbrannt. Die Ueberreste wurden

durch die Fenster in die Schloßgräben geschüttet, in deren grüne Haarmoosdecke sie für einen Augenblick ein Loch machten.

Wie viele Kinder, junge Leute, junge Frauen wurden auf diese Weise abgeschlachtet? Gilles de Rais selbst gab in seinem Geständnis die Anzahl seiner Opfer auf mehr als zweihundertvierzig an.

Der Mann, der in seinen stolzen Träumen allem denkbaren Ruhm der Erde nachgestrebt hatte, sagte sich und wiederholte es seinen Helfershelfern, daß wenigstens im Verbrechen niemand mit ihm verglichen werden könne. Andre Male sagte er, daß er nicht Herr seiner selbst sei, daß er durch seinen Planeten getrieben werde, so zu handeln.

Acht Jahre lang, von 1432 bis 1440, dauerte das verheerende Treiben der „menschenvertilgenden Bestie". Ein düsterer Schrecken herrschte in der ganzen Gegend. Nach und nach war das Volk, durch den schmerzvollen Instinkt der Mütter geleitet, dahin gekommen, die Orte festzustellen, wo die Kinder verschwanden. Es war in der Umgebung des Palais de la Suze in Nantes, in den Gegenden, wo sich die Schlösser Tiffauges, Machecoul und Champtocé befanden, und stets zu den Zeiten, in denen der Herr dort residierte. Die Kinder hatten erzählt, wie sie in das Palais de la Suze gelockt worden waren, wie man ihnen freundlich zugesprochen, Kuchen und Wein angeboten hatte — und einige Tage darauf waren sie verschwunden. Ein junger Bettler war in der Richtung des Schlosses Tiffauges gegangen, und man hatte ihn dessen Mittelwälle überschreiten sehen. Er war nicht wieder herausgekommen. Ueberall hörte man die Eltern „sich schmerzlich beklagen", und ganz im stillen empfahl eins dem andern, vor den Leuten des mächtigen Herrn von Rais auf der Hut zu sein. „Man wagte nicht, laut zu reden," sagte ein Zeuge, „aus Furcht vor denen des Herrn von Rais und aus Furcht, eingekerkert und übel behandelt zu werden, wenn solche Klagen ihnen zu Ohren kämen."

*

Ein Vorfall hätte beinahe alles enthüllt. Gilles' Familie hatte vom König von Frankreich Achtsbriefe erlangt, um dem Verschwender in der tollen Vergeudung seiner Reichtümer Einhalt zu tun. Der jüngere Bruder des Barons de Rais und sein Vetter, der Admiral von Lohéac, bemächtigten sich an der Spitze einer bewaffneten Schar des Schlosses Champtocé. Gilles zitterte. In die Tiefe eines der Türme war eine große Anzahl von Kinderleichen geworfen worden. Wenn man sie hier fand — was dann? Er rüstete seinerseits eine Freischar aus und nahm seinem Bruder Champtocé wieder. Seine erste Sorge war, zu dem Turm zu laufen — niemand hatte die grausige Leichenkammer entdeckt. Da er einen neuen Ueberfall fürchtete, befahl er seinen Spießgesellen, die Leichen aus dem Turm hinauszuschaffen. Poitou und Robin stiegen auf Leitern bis auf den Grund hinab. Sie füllten die verwesenden Ueberreste in Säcke und Roger de Sillé und Henriet zogen diese hinauf. Vier riesige Kisten wurden damit gefüllt, mit starken Stricken verschnürt und zu Wasser nach Machecoul befördert, wo alles verbrannt wurde. Henriet und Poitou hatten

die Zahl der Leichen nach den vorgefundenen Köpfen berechnet: es waren sechsundvierzig.

In Machecoul widerholte sich die Szene. Gilles' Genossen zogen achtzig Kinderleichen aus der Tiefe eines Turmes herauf. Und hieran knüpft sich eine der charakteristischsten Szenen des Märchens vom Blaubart: Während Robin und Poitou mit ihrer unheimlichen Arbeit beschäftigt waren und die verwesten Leichname mit hölzernen Schippen aufschaufelten, öffnete ihr Genosse Roger de Bricqueville die in das Innere des Turmes führende Tür ein wenig, um eine Frau, die Dame de Jarville, und Thomas d'Araguin das Schauspiel genießen zu lassen. „War Messire Roger de Bricqueville nicht vielleicht ein Verräter," sagte später Poitou, „da er die Dame de Jarville und Thomas d'Araguin uns beiden, Robin und mir, zuschauen ließ, als wir die Gebeine herausschafften?"

Hatte das blutdürstige wilde Tier in diesem von Morden und Orgien erfüllten Leben keine Augenblicke der Reue? O gewiß, seine Seele empfand Gewissensbisse. Gilles gründet in Machecoul eine Kollegialkirche zu Ehren der Unschuldigen Kindlein — augenscheinlich von dem Gedanken geleitet, dadurch den Zorn des Allmächtigen von den vielen an unschuldigen Opfern begangenen Mordtaten abzulenken. Man sieht ihn bisweilen in Tränen ausbrechen; Schmerzensschreie entringen sich seiner Brust. Er fällt auf die Knie nieder und bleibt lange in dieser Stellung, wie gebeugt unter der Last seiner Verbrechen, den Kopf tief gegen den Boden geneigt. Er erklärt, nach dem heiligen Lande ziehen zu wollen, zu Fuß, im Pilgerkleide aus groben Wollenstoff, den ganzen Weg entlang bettelnd. An manchen Tagen rannte er aus dem Schlosse ins Freie hinaus und irrte mit bloßem Kopf, verstört durch die Felder. Schweißtriefend und erschöpft kam er heim. Am Hofe des Herzogs von Bretagne hielt man ihn für verrückt. „Der Herzog Jehan und Messire Jehan de Malestroit, Bischof von Nantes, sein Kanzler, und Geoffroy le Ferron, sein Schatzmeister, und seine andern Räte und Diener und die Edlen des Landes der Bretagne hielten und erklärten öffentlich Monseigneur Gilles für einen Narren und Unsinnigen und spotteten und lachten seiner als eines Narren, so oft sie ihn sahen."

*

Die Stunde der Bestrafung und der Erlösung sollte endlich schlagen. Sie wurde durch ein scheinbar unbedeutendes Ereignis herbeigeführt — die alte Geschichte von dem Sandkorn, das die Ursache wird, daß ganze Existenzen mit der Gewalt eines Orkans zu Boden gerissen werden.

Gilles de Rais hatte sein Schloß Saint-Etienne de Mer-Morte an Geoffroy le Ferron, den Schatzmeister des Herzogs Jehan V. von Bretagne, verkauft — ein neues Stück, das er von dem Erbgut seiner Vorfahren abriß, um seiner Verschwendungssucht frönen zu können. Geoffroy hatte seinen Bruder Jehan in dem Schlosse installiert und ihn beauftragt, die Lehnsrechte für ihn wahrzunehmen. Gilles hatte es sich wohl gefallen lassen, das Geld in Empfang zu nehmen,

das ihm der Schatzmeister für den Verkauf seines Besitztums schuldete, aber er beanspruchte dort nichtsdestoweniger nach wie vor seine lehnsherrlichen Rechte auszuüben.

Sonntag den 15. Mai 1440 war das hohe Pfingstfest; das Volk war in der Kirche von St. Etienne de Mer-Morte versammelt. Der Priester zelebrierte am Altar die Messe, und eben war die Wandlung vorüber, als die Tür mit lautem Getöse geöffnet wurde und wie der Sturmwind der Baron de Rais hereinkam, im Harnisch mit Schulterblechen, seinen Morion auf dem Kopfe, gefolgt von mehreren Bewaffneten, darunter ein italienischer Edelmann, Marquis Nani de Ceva.

Gilles stürzt sich auf Jehan le Ferron, der seine Gebete sprach:

„Ha, Schurke! Du hast meine Leute geschlagen und ausgeraubt; komm vor die Kirche hinaus, oder ich schlage dich maustot!"

Und er schwang sein Beil.

Der arme Le Ferron lag auf den Knien und flehte mit gefalteten Händen um Gnade:

„Tut, was Euch gefällt, Monseigneur!"

Gilles de Rais schrie immerfort. Der Marquis de Ceva legte sich ins Mittel und versprach Le Ferron Schonung seines Lebens, wenn er ihnen aus der Kirche hinaus folgen würde. Er gehorchte, mehr tot als lebendig. Gilles zerrte ihn bis vor die Tore des Schlosses.

„Wo sind die Schlüssel, Schurke? Uebergib das Schloß sofort, oder ich lasse dir auf der Stelle den Kopf abhauen."

Le Ferron beeilte sich, ihm die Schlüssel zu geben, und Gilles de Rais installierte sich wieder als Herr und Gebieter in dem Schlosse, das er verkauft und für das er den Kaufpreis eingestrichen hatte; dann ließ er Le Ferron in ein Burgverließ werfen. Ebenso ließ er Guillaume Hauterive, den Herdsteuereinnehmer des Herzogs von Bretagne, einkerkern und alle Gerichtsdiener, die gekommen waren, um in St.-Etienne de Mer-Morte die Herrschergewalt des edlen Herzogs, seines Lehnsherrn, geltend zu machen, mit Ruten peitschen.

Dem Baron de Rais trat jetzt die große moralische Autorität der Zeit, die Autorität der Kirche, entgegen. Er hatte eine öffentliche Kirchenschändung begangen, indem er am 15. Mai die Heiligkeit des Gottesdienstes verletzte. Jehan de Malestroit, Bischof von Nantes, in dessen Diözese der Vorfall sich abgespielt hatte, schritt zur Untersuchung der Angelegenheit. Er führte sie ehrlich, hochsinnig und gerecht. Und da werden bei seinem Nahen nach und nach die unterdrückten Klagen laut. Bei der Stimme des Seelenhirten fassen die Schwachen Mut, von allen Seiten erhebt sich ein jammerndes Geschrei, die schmerzerfüllte Stimme der Mütter, denen man ihre Kinder geraubt hat. Aus der Pfarrei Sainte-Marie de Nantes, in der der Palast de la Suze steht, aus den Pfarreien Saint-Denis, Saint-Vincent, Sainte-Croix, Saint-Similien-lès-Nantes, Saint-Clément-hors-les-Murs strömen die Zeugen herbei. Es sind die Väter, die mit Zornesrufen sprechen, es sind die Mütter, deren Aussagen mit Tränen

benetzt, von Schluchzen unterbrochen werden. Die Kinder erzählen, wie man ihnen ihren Bruder weggeholt hat. Am 30. Juli 1440 machte der Bischof Jehan de Malestroit durch offenes Handschreiben Anzeige von den Verbrechen, die die Volksstimme dem Baron de Rais zur Last legte, und verstärkte durch seine Autorität die Klagerufe des Volksgewissens.

Am 13. September 1440 erreichte die Anklage den Baron de Rais in seinem Schlosse Machecoul. Sie war vom Bischof Jehan de Malestroit verfaßt und von einem Haftbefehl begleitet, der vom Herzog der Bretagne ausging. Ein Hauptmann, Jean Labbé, gefolgt von einem als Huissier fungierenden Notar, Robin Guillaumet, erschien mit einer bewaffneten Schar am Fuße der Mittelwälle der Festung. Die Zugbrücken waren herabgelassen, so daß die kleine Truppe hinübermarschieren und sich längs der Mauern aufstellen konnte, die den herrschaftlichen Sitz in doppelter Umwallung umgaben. Die Ausfalltore standen offen. So kam Jean Labbé, ohne auf ein Hindernis zu stoßen, in den Schloßhof.

Gilles de Rais verlor gleich im ersten Augenblick die Fassung. Seine zwei Hauptberater, Roger de Bricqueville und Gilles de Sillé, die das Unheil vorausgeahnt hatten, waren ein paar Tage vorher entflohen. Der tapfere Ritter ließ sich fangen wie die Henne im Nest. Am selben Abend hielt er zwischen zwei Reihen von Bewaffneten, unter Vorantritt der Vertreter der Justiz, seinen Einzug in der Stadt Nantes. Eine ungeheure Volksmenge drängte sich um den Zug. Die Frauen zeigten mit dem Finger auf den Baron Gilles, Grafen von Brienne, Herrn von Laval, Pouzauges und Champtocé, Marschall von Frankreich und Generalleutnant der Bretagne, den seine Feldzüge gegen die Engländer mit weithallendem Ruhme umgeben hatten, und den man ins Gefängnis führte wie einen Lumpenkerl. Und von Ort zu Ort ertönten Schreie und plötzliche Wutausbrüche — die Verwünschungen einer Mutter gegen den Mörder ihres Kindes.

Gilles de Rais wurde im Schlosse de la Tour-Neuve in Nantes eingesperrt, wo er im oberen Stockwerk untergebracht wurde. Wenige Tage nachher wurden seine Hauptmitschuldigen, die schreckliche Meffraye, der Florentiner Prelati, der Kämmerer Henriet und der Diener Poitou, ebenfalls verhaftet.

Ein doppeltes Verfahren wurde eingeleitet. In dem kirchlichen Prozeß wegen Ketzerei, Zauberei und Teufelsbeschwörungen wurde die Untersuchung von dem Bischof Jehan de Malestroit unter Beihilfe des Fiskals Guillaume Chapeillon und des Vize-Inquisitors Jean Blouyn geführt. Der Zivilprozeß wegen Kinderraubes und Mordes wurde vom höchsten Richter der Provinz, Pierre de l'Hôpital, dem „Präsidenten und Oberrichter der Bretagne“, geführt, unter Beihilfe Jean de Toucheroudes, Michel Etrillards und Jean Coupegorges, der vom Herzog Jean V. abgesandten Kommissare. Etrillard und Coupegorge[1]) sind recht merkwürdige Namen für Richter; sie hätten eigentlich besser für Räuber und Diebe gepaßt.

[1]) Étriller = mißhandeln, prügeln; Coupegorge = Halsabschneider.

So seltsam diese Namen auch klangen, so führten die Männer, die sie trugen, ihre Sache doch gut, energisch und rasch.

Zu Anfang leistete der Baron de Rais einen wilden und heftigen Widerstand.

Als der Bischof von Nantes ihn fragte, ob er seine Richter anerkenne, schrie ihn Gilles mit vorgestrecktem Halse und zorngeschwollenen Adern an:

„Pfründenkäufer und Lüstlinge! Schändliche Lüstlinge! Ihr wollt meine Richter sein! Ehe ich Pfaffen von eurer Art Rede stehe, möchte ich lieber mit einer Schnur am Halse aufgehängt werden!“

Der Bischof, von Jacques de Pencoëdic, dem geistlichen Richter von Nantes, und von Geoffroy Pipraire, dem Dekan der Kirche Sainte-Marie unterstützt, bemühte sich vergeblich, ihn zu beruhigen und ihm beizubringen, daß er durch seine Heftigkeitsausbrüche seiner eignen Sache schade; der Fiskal liest ihm mit unerschütterlicher Ruhe den Anklageakt vor: Gilles de Rais rast und schreit, er brüllt gemeine Beleidigungen und hüllt sich schließlich in vollkommenes Schweigen, nachdem er erklärt hatte, daß alle Bemühungen vergeblich seien und daß er einem so verächtlichen Gerichtshof keine Silbe mehr antworten werde.

Angesichts dieser Weigerung, sich dem Gericht zu „stellen“, erklärt der Fiskal, daß der Angeklagte nicht erschienen sei; sodann verhängt der Gerichtshof die Exkommunikation über ihn. Der Angeklagte war aus dem Schoße der Kirche ausgestoßen.

Gilles de Rais erbebte. Die Exkommunikation! Die Macht dieses Wortes war noch immer furchtbar. Selbst in der Seele Gilles de Rais' hatte der Glaube noch seine ganze Kraft bewahrt. Gilles sah sich plötzlich verflucht und verworfen, ausgestoßen von jeder Erlösung: die Pforten des Paradieses hatten sich vor ihm geschlossen.

Doch noch hielt er an sich. Er blieb stumm. Bleich wie ein Leintuch, wurde er wieder in den hohen Saal von la Tour-Neuve abgeführt, der ihm als Gefängnis diente.

Welche Wandlung ging in der Seele des Barons de Rais während der Nacht vom 14. auf den 15. Oktober vor sich? Die Richter selbst hätten es nicht sagen können. Am andern Tag fanden sie ihn vollständig verändert.

„Erkennen Sie an, daß wir Ihre gesetzlichen Richter sind?“ fragte ihn der Bischof von Nantes.

„Ja,“ antwortete Gilles mit ruhiger und unterwürfiger Stimme. „Ich erkenne den hochwürdigen Bischof von Nantes, den Inquisitor Guillaume Méric, und den von ihm abgeordneten Vize-Inquisitor Jean Blouyn als meine Richter an.“

Zur Verblüffung der Anwesenden fügte er hinzu:

„Ich bekenne außerdem, daß ich die Verbrechen begangen habe, die mir in der Grenze ihrer Gerichtsbarkeit zugeschrieben worden sind.“

Ein Gemurmel des Staunens durchlief die Reihen der Zuhörer, aber Rais widerrief sogleich in einer letzten Regung des Widerstandes. Er leugnete die

schlimmsten Taten, die ihm der geistliche Gerichtshof zur Last legte, die Ketzerei und die Teufelsbeschwörungen.

Am nächsten Morgen, den 16. Oktober, war der trotzige Ritter vollständig besiegt. Er warf sich zu den Füßen des Bischofs von Nantes auf die Knie, Tränen rollten über seine Wangen. Mit gefalteten Händen flehte er um die Aufhebung des über ihn verhängten Kirchenbannes. Von diesem Augenblick an gestand er alles mit einer Ergriffenheit und einem Schmerze, deren Ausdruck nicht täuschen konnte und allen Anwesenden zu Herzen ging.

Dann beginnen die Sitzungen des wegen der Verbrechen des Raubes und Mordes angestrengten Zivilprozesses. Sie wurden in einem Gebäude abgehalten, das in einiger Entfernung von der Tour-Neuve lag und Le Bouffay genannt wurde. Das Verhalten der Mitschuldigen, Prelatis, Henriets und Poitous, war dem ihres Herrn ähnlich: sie bekannten ihre Missetaten ohne Tortur, ohne Zwangsmittel.

Bei der letzten Gegenüberstellung mit Prelati, der sein intimster Vertrauter und sein böser Genius gewesen war, zu dem er aber eine Zuneigung gefaßt hatte, die die durch seine Ratschläge herbeigeführte fürchterliche Katastrophe nicht erschüttert hatte, warf er sich an seine Brust und umarmte ihn weinend.

„Lebet wohl, François, mein Freund!“ sagte er beim Weggehen zu ihm; „nie mehr werden wir uns in dieser Welt wiedersehen. Ich bete zu Gott, daß er Euch Geduld und Erkenntnis verleihe. Und seid überzeugt — aber nur wenn Ihr Geduld habt und Eure Zuversicht auf Gott setzet —, daß wir uns wiedersehen werden in der großen Freude des Paradieses; betet zu Gott für mich, und ich werde für Euch beten.“

Man hat schon oft die Bemerkung gemacht, daß alle Arten von Exaltation sich berühren, und so zeigte auch Gilles de Rais, die „menschenfressende Bestie“, die sich der Milde des Evangeliums, den göttlichen Worten des Friedens und der Liebe beugte, so viel Entsagung und Liebe in der Reue, wie er Grausamkeit und Wildheit beim Verbrechen entfaltet hatte. Sein düsteres, trostloses Dasein ist wie von reinen Lüften durchweht, wie von Strahlen der Hoffnung durchleuchtet; ihm wird die Erlösung, die Wiedergeburt zuteil; ein unendliches und ruhiges Glück leuchtet vor seinen Augen aus dem Jenseits herüber.

Gilles hat die Erzählung seiner Verbrechen wieder aufgenommen, die an Scheußlichkeit alles übersteigen, was die Phantasie sich hätte erträumen können. Er spricht mit klangloser, eintöniger Stimme, ohne Modulation, die Augen auf das Christusbild geheftet, das vor ihm aufgestellt ist. In der riesigen Menschenmenge, die sich zwischen den Barrieren des für sie reservierten Raumes drängt, ist kein Geräusch zu hören, keine Bewegung wahrzunehmen. Die entsetzlichsten Geständnisse werden mit einem Schweigen angehört, in dem noch mehr als das Entsetzen die Ergriffenheit und das Mitleid ihren tiefen Ausdruck finden.

Als er zu Ende war, fragte ihn der Präsident de l'Hôpital, durch welche Beweggründe und welches Interesse er sich zu solchen Missetaten habe treiben lassen können.

„Gar keinen Beweggrund, gar kein Interesse,“ sagte Gilles.

Pierre de l'Hôpital dringt in ihn.

„Ach, gestrenger Herr,“ antwortete ihm der Baron de Rais, „Ihr quälet Euch und mich dazu.“

„Ich quäle mich nicht,“ sagte der Präsident, „aber ich bin gar sehr erstaunt über das, was Ihr mir saget, und ich kann mich nicht wohl damit zufrieden geben. Also ich wünsche und verlange, von Euch darüber die reine Wahrheit zu erfahren.“

„Wirklich, es war keine weitere Ursache, Endzweck noch Absicht vorhanden, als ich Euch gesagt habe,“ antwortete der Angeklagte. „Ich habe Euch ärgere Dinge gesagt, als dieses ist, und genug, um zehntausend Menschen dem Tode zu überantworten.“

Dann wandte er sich der vor Schrecken verstummten Menge zu:

„Wenn ich mich gegen Gott so sehr versündigt habe, wenn ich so viele ungeheuerliche Verbrechen begangen habe, so ist das, weil ich von Kindheit an nicht im Gesetz Gottes erzogen worden bin. Ich lebte zügellos, tat alles, was mir gefiel, und überließ mich allen Vergnügungen. O, ihr, die ihr mich anhört und die ihr Kinder habt, erziehet sie von frühester Jugend an in guten Lehren, leitet sie auf den Weg der Tugend.“

Dann bat er darum, daß eine französische Uebersetzung seiner Geständnisse verlesen werde, da die meisten Leute aus dem Volke, die anwesend waren, die lateinische Sprache nicht verständen.

Rais schien dann wie verklärt. Er hatte einen Ausdruck der Verzückung. Er hörte die Verlesung seiner Verbrechen, die den unempfindlichsten Zuhörer erbeben machte, an, als ob es sich um eine phantastische Erzählung handelte, aber es war nicht mehr aus Gleichgültigkeit des Herzens.

Kaum war die Verlesung beendet, so wandte er sich gegen die Zuhörerschaft:

„Habt immer Ehrfurcht vor unsrer Mutter, der heiligen Kirche. Ehret sie nach euren Kräften. Verlaßt den Weg nicht, den sie euch führt.“

Und Rais bemerkte noch, daß der Teufel ihn ohne Zweifel schon längst erwürgt und ihn mit Leib und Seele geholt haben würde wegen der entsetzlichen Verbrechen, die er begangen habe, wenn er nicht das Innerste seines Herzens der Kirche bewahrt hätte.

Und dann wendete er sich noch einmal an die anwesenden Väter und Mütter:

„Hütet euch, eure Kinder zu kostbar zu kleiden, sie im Müßiggang leben zu lassen. Das Nichtstun und eine allzu üppige Nahrung bringen fast alle Uebel hervor. Durch sie bin ich an den Abgrund geführt worden, in den ich gefallen bin.“

Am 25. Oktober 1440 sollte das Urteil gefällt werden. Schon am Morgen füllte die Menge die Vorhallen und die Säle des Bouffay.

Das Urteil konnte nicht zweifelhaft sein. Nachdem der Präsident der Bretagne die Meinung der Räte, die ihn umgaben, eingeholt hatte, verurteilte er den Baron de Rais und seine beiden Helfershelfer Henriet und Poitou zum Tode. Alle

drei sollten gehängt und ihre Leichname auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden; aber aus besonderer Gnade wurde dem Baron de Rais wegen seiner Reue und des aufrichtigen Geständnisses, das er von seinen Verbrechen abgelegt hatte, die Vergünstigung zugesprochen, daß sein Leichnam aus den Flammen gezogen werden sollte, ehe er verzehrt wäre, um in geweihter Erde bestattet zu werden. Zum Schlusse empfahl der Präsident dem Baron de Rais ein letztes Mal, Gott nochmals um Verzeihung zu bitten und sich auf den Tod vorzubereiten, da die Hinrichtung am folgenden Tag um elf Uhr stattfinden sollte.

Rais tat es in aller Zerknirschung. Er wandte sich den Zuhörern zu, unter denen die Väter, Mütter, Verwandten der von ihm erwürgten Kinder zahlreich vertreten waren, und bat sie von Grund des Herzens aus, sie möchten ihm auch verzeihen.

Eine allgemeine Beklommenheit herrschte im Saale; ein drückendes Schweigen lag auf der Menge; Rais keuchte. Mit einem Male durchbrausten die Stille wie Fluten, die jäh ihren Damm durchbrechen, die hundertfach wiederholten Rufe: „Gnade, Gnade!" Die Mütter verziehen dem Henker ihrer Kinder.

Von diesem Augenblick an verharrte Rais in stiller Seelenruhe und einer ungetrübten Freudigkeit bis zum Tode.

„Ich danke Gott," sagte er zuletzt noch, „und dem gestrengen Herrn Oberrichter für die Verkündigung meines Todes. In meinem Namen und in dem Henriet und Poitous, die mit mir diese bösen und ungeheuerlichen Verbrechen begangen haben, für die wir zum Tode verurteilt sind, möge es meinem gestrengen Herrn Oberrichter gefallen, daß ich zusammen mit meinen Dienern an demselben Tage, zur selben Stunde, die Strafe erleide, damit ich, der ich die Hauptursache der Missetaten meiner Leute bin, ihnen in der Stunde der Hinrichtung zusprechen und ihnen ein Beispiel geben kann, gut zu sterben, und damit sie nicht an meinem Tode zweifeln, was sie in Hoffnungslosigkeit stürzen könnte, wenn sie mein Verbrechen ungesühnt wähnen würden. Denn ich hoffe, daß durch die Gnade unsers Herrn, nachdem ich der Urheber der Verbrechen gewesen bin, für die sie sterben werden, ich auch die Ursache ihres Heiles sein werde."

Pierre de l'Hôpital, der tief bewegt war, gewährte die Bitte. Schließlich wählte Gilles als Bestattungsort das Kloster der Karmelitermönche in der Stadt Nantes. Die Sitzung sollte eben aufgehoben werden, als der Baron de Rais sagte, daß er einen letzten Wunsch auszusprechen habe:

„Ich möchte den hochwürdigen Herrn Bischof von Nantes und die Leute seiner Kirche bitten, zu gestatten, daß morgen zu der Stunde, da meine Diener und ich hingerichtet werden, eine allgemeine Prozession stattfinde, um Gott zu bitten, daß ich und meine Diener stark seien im Glauben zu unserm Heil."

Von neuem ertönten aus der Menge der Anwesenden die Rufe: „Gnade! Gnade!" Pierre de l'Hôpital gewährte die Bitte, und Gilles de Rais wurde in die Tour-Neuve in seine Zelle hinaufgeführt.

Mittwoch, den 26. Oktober, war am Morgen auf einer Wiese vor der Stadt oberhalb der Brücken von Nantes, fast gegenüber der Tour-Neuve und dem

Bouffay, alles hergerichtet. Drei Galgen für Rais, Henriet und Poitou waren aufgestellt; neben jedem Galgen befand sich ein mit schwarzem Tuch behängter Scheiterhaufen.

Rais kam auf der Richtstätte an, als die Prozession von der Kathedrale her sich durch die Straßen der Stadt bewegte.

Der Ritter kniete am Fuße des Scheiterhaufens nieder. Am Rande der grünen Wiese floß die Loire breit und schweigend dahin; jenseits der Brücken baute sich die Stadt amphitheatralisch auf und streckte die tausend Türmchen ihrer Gebäude, ihrer Kapellen und Klöster zum Himmel empor. Auf Augenblicke sah man in den Oeffnungen der Straßen die hellfarbigen Fahnen der langsam dahinziehenden Prozession auftauchen, und die Kirchenlieder tönten durch die Straßen bis zu den Verurteilten, — der Gesang der Väter und Mütter, die ihre Wünsche zu Gott aufsteigen ließen für das Heil ihrer Peiniger.

Gilles erhob sich; er wandte sich zu Henriet und Poitou, seinen Mitschuldigen, und sprach zu ihnen mit fester, ernster, von jeder Ueberschwenglichkeit freier Stimme:

„Meine Freunde, seid stark und tugendsam gegen die Versuchungen des Teufels. Gedenket mit Abscheu und Zerknirschung eurer Missetaten, aber ohne an der Barmherzigkeit Gottes zu zweifeln. Denn keine Sünde, die ein Mensch hat begehen können, ist so groß, daß, wenn er sie tief verabscheut und aufrichtig bereut und Gott von ganzem Herzen dafür um Verzeihung bittet, Gott in seiner Güte und Langmut ihm nicht verziehe. Unser Herr nimmt einen Sünder lieber in Gnaden auf, als daß er ihn verdammt. Danket ihm also von Herzen für solches Zeichen der Liebe, daß es sein Wille gewesen ist, daß wir in unsrer Kraft und bei vollem Gedächtnis sterben, ohne es erdulden zu müssen, daß wir plötzlich für unsre Missetaten bestraft werden. So heget große und heiße Liebe zu Gott, mit tiefer Reue, ohne den Tod zu fürchten, der ein kleines ist. Ohne den Tod kann man Gott nicht in seiner Glorie schauen. Wünschen wir uns also aus dieser Welt, dem Jammertale, zu scheiden, um einzugehen in die ewige Herrlichkeit. Da wir in dieser Welt zusammen die gleichen Verbrechen begangen haben, werden wir sogleich, wenn unsre Seelen sich von den Körpern trennen werden, in die Herrlichkeit Gottes im Paradiese eingehen."

„Worauf," wie es in den Prozeßakten heißt, „Henriet und Poitou mit großer Reue und Betrübnis ob ihrer Uebeltaten dem besagten Gilles de Rais, ihrem Herrn, für den guten Rat dankten."

Dann wandte sich Gilles gegen die Menge der Anwesenden: „Ihr Leute, ich bin euer Bruder in Christo, und ich bitte euch, mir Vergebung zu schenken für die Kinder, die ich getötet habe, wie ihr hoffet, daß Gott euch Barmherzigkeit erzeige. Betet zu Gott für mich. Ich empfehle mich dem heiligen Jakob, für welchen ich immer eine sonderliche Liebe gehabt habe, und dem heiligen Michael, daß er nach meinem Tode meine Seele empfahe, sie zu sich nehme und Gott übergebe."

Gilles wollte als erster sterben. Er stieg auf den Scheiterhaufen; das Seil

des Galgens wurde um seinen Hals gelegt, und die Gebete der Menge, bei der völlige Vergebung allen Grimm ausgelöscht hatte, mischten sich mit seinen „schönen Reden".

Der Henker hat seines Amtes gewaltet; der Leib Gilles de Rais' hängt in der Luft, wie gewiegt von den Seufzern, die der Wind herträgt, von den Tränen der Familien, die sich knieend vor der Richtstätte drängen, von den Gebeten der Mütter, die er gemartert hat und die jetzt ihre vor Mitleid und Liebe zitternden Hände gegen ihn ausstrecken.

Der Leichnam wurde auf den Scheiterhaufen gebracht, aber kaum hatten ihn die ersten Flammen umzüngelt, so wurde er mit Andacht heruntergenommen und in einen Sargschrein gelegt, um in der geweihten Erde des Karmeliterklosters beigesetzt zu werden. „Mehrere Jungfrauen, die ihn ins Leichentuch gehüllt hatten, ließen Gebeine des guten Herrn aus dem Sarge nehmen und bewahrten sie frommen Sinnes zum Gedächtnis seiner tiefen Reue."

Ein letzter, von den Historikern berichteter Zug ist von erhabener Schönheit: die Familien der Kinder, die Rais erwürgt hatte, trauerten um ihn. Nach seinem Tode fasteten sie drei Tage lang, damit Gott seine Seele im Paradies aufnehme.

Henriet und Poitou waren unmittelbar nach ihrem Herrn gehängt und ihre Leichname auf die Scheiterhaufen gelegt worden, wo sie verbrannt wurden. Ueber das Schicksal der andern Mitschuldigen Gilles de Rais', François Prelati, Eustache Blanchet und die schreckliche Meffraye, sind keine Berichte vorhanden. Roger de Bricqueville hatte sich geflüchtet und wurde später von Karl VII. begnadigt um großer Dienste willen, die seine Familie der französischen Sache im Krieg gegen die Engländer geleistet hatte.

Catherine de Thouars, die sanfte Witwe des Barons de Rais, weinte auf ihrem Schlosse Pouzauges mit ihrer Tochter Marie über ihre Verlassenheit und dann über ihr fürchterliches Unglück. Die Gebete, die bei der Hinrichtung zum Himmel gestiegen waren, wurden schon in dieser Welt erhört; denn die Menschen ließen nicht nach ihrer Gewohnheit die Schande des begangenen Verbrechens auf die beiden unschuldigen Geschöpfe zurückfallen.

Im Jahre 1441 verheiratete sich Catherine de Thouars mit Jean de Vendôme, Vizedom von Chartres, dem Zweiten seines Namens, und am 14. Juni 1442 vermählte sich die blonde Marie de Rais mit einer dem ersten Männer des Königreiches, dem Admiral von Frankreich, Prégent de Coëtevy.

*

Die Geschichte des Barons de Rais ist die Quelle der Erzählung vom Ritter Blaubart gewesen. Auf die Tatsache wurde längst hingewiesen; durch die Schriften des Abbés Eugène Bossard ist jeder Zweifel daran beseitigt worden.

Der Name der Schwester Anna, die oben auf den Türmen Ausschau hält, würde genügen, die Sage auf das bretonische Land zu lokalisieren. Ueber diesen

Punkt befindet sich heutigentages alle Welt in Uebereinstimmung. Wenn man die Greise befragt, die in der Umgebung der Schlösser Tiffauges, Machecoul, Champtocé, Saint-Etienne de Mer-Morte und der andern Besitzungen des Barons de Rais wohnen, so bezeichnen sie alle in ihren sagenhaften Erzählungen das Schloß, um das es sich handelt, als die Behausung des Ritters Blaubart. Man wird bemerken, daß keiner von ihnen den Namen Gilles de Rais oder seine Geschichte kennt. Die Bauern, die in der Umgegend dieser voneinander entfernten alten Schlösser ansässig sind, wissen nichts voneinander und nichts von den Erzählungen der andern. Jeder von ihnen glaubt, daß das Schloß, von dem er spricht, das einzige und alleinige Schloß des Ritters Blaubart sei. Es ist nun aber historisch nachgewiesen, daß jedes dieser Schlösser von Gilles de Rais bewohnt gewesen ist. Der Ursprung der Sage ist auf diese Weise festgestellt.

In der Gegend von Nantes, an den Ufern der Erdre, liegt das Schloß de la Verrière, das ebenfalls Gilles de Rais gehörte. Es ist dort eine zierliche, von sieben großen Bäumen beschattete Kapelle zu sehen, und das Volk sagt, daß diese Bäume zum Andenken an die sieben Frauen des Ritters Blaubart gepflanzt worden sind.

Das kleine Denkmal endlich, das Marie de Rais an der Stelle hat errichten lassen, wo ihr Vater hingerichtet worden, war in der Umgegend nur unter dem Namen „Denkmal Blaubarts“ bekannt. „Greise aus der Gegend von Clisson,“ sagt der Abbé Bossard, „haben uns erzählt, daß, wenn sie als Kinder an dem kleinen Bauwerk vorüberkamen, ihre Eltern ihnen sagten: ‚Hier ist Ritter Blaubart verbrannt worden.‘ Niemand sagte: Gilles de Rais, dessen Namen sogar unbekannt war.“

Diese bestimmten Hinweise werden in der interessantesten Weise bestätigt durch das, was uns noch heute im „Bocage“ der Vendée, in der französischen Bretagne, in Anjou, vom Ritter Blaubart erzählt wird. Man sieht in diesen Erzählungen, wenn man sie einerseits mit der Geschichte Gilles de Rais', so wie wir sie wiedergegeben haben, und anderseits mit der des Ritters Blaubart, so wie sie Charles Perrault erzählt, vergleicht, ganz deutlich den Uebergang von der einen zur andern. Hier haben wir dem Leben Gilles de Rais' entnommene Züge und weiterhin andre, die in die Sage vom Ritter Blaubart übertragen worden sind.

Unter den Ruinen von Tiffauges erzählte früher eine alte Frau, die im Innern der Burg geboren war, wo ihre Familie seit drei Jahrhunderten gewohnt hatte, den Touristen die Geschichte vom Ritter Blaubart. Sie erzählte natürlich von dem Martertode der sieben Frauen, die in dem geheimnisvollen Gelaß aufgehängt worden waren. Und wenn jemand mit ungläubiger Miene den Kopf schüttelte, sagte sie zu ihm:

„Nun gut, kommen Sie, ich führe Sie sogar in das Zimmer, wo er gewöhnlich die kleinen Kinder erwürgte.“

Wirft dieser gemeinsame Zug nicht ein Licht auf den Zusammenhang?

Die Sage von den Mädchen von Pléeur, die so voll naiv dramatischer Poesie, ist nicht weniger charakteristisch. Es ist die Geschichte vom Ritter Blaubart, und dieser Ritter Blaubart wird Gilles de Laval genannt.

Ein Greis: Mädchen von Pléeur, warum schweigt ihr? Warum geht ihr nicht mehr zu den Festen, noch zu den Kirmessen?

Die jungen Mädchen: Fraget, warum die Nachtigall schweigt, warum der Gimpel nicht mehr im Laubwerk singt.

Der Greis: Verzeihet, Jungfrauen, ich bin fremd, ich komme aus weiter Ferne, von weiter her als Léon und Tréguier; und ich weiß den Grund eurer Trauer nicht.

Die jungen Mädchen: Wir weinen um Gwennola, die Schönste von uns.

Der Greis: Was ist aus ihr geworden? ... Ihr schweigt ... was ist geschehen?

Die jungen Mädchen: Ach! Blaubart hat Gwennola getötet, wie er alle seine Frauen getötet hat.

Der Greis mit Entsetzen: Blaubart! Wohnt er hier in der Nähe? ... Ach, fliehet rasch, Kinder! Der Wolf ist nicht schrecklicher als der grausame Baron; der Bär ist sanfter als der verfluchte Baron de Laval.

Die jungen Mädchen: Fliehen können wir nicht. Wir sind Dienerinnen der Baronin Laval, wir gehören dem edlen Herrn Blaubart.

Der Greis: Ich will euch befreien, ich; denn ich bin der gestrenge Herr Jehan de Malestroit, Bischof von Nantes, und ich habe geschworen, meine Schäflein zu verteidigen.

Die jungen Mädchen: Gilles de Laval glaubt nicht an Gott.

Der Greis: Er wird eines schlimmen Todes sterben; ich schwöre es bei dem lebendigen Gott.

Wir übergehen den Rest der Klage, die mit den Worten endigt:

„Heute singen die Mädchen von Pléeur und gehen zum Tanz, zu den Festen und zu den Wallfahrten. Die Nachtigall singt im Laube; die Natur hat ihre Festgewänder wieder angetan: Gilles de Laval ist nicht mehr, Blaubart ist tot."

Zum Schlusse erzählt der Abbé Bossard noch eine letzte sagenhafte Tradition, die sich in der französischen Bretagne erhalten hat, wo Gilles de Rais endlich mit dem blauen Barte erscheint.

„Müde, die Engländer zu bekämpfen, lebte Gilles de Rais auf seinen Schlössern. Da gab es nichts als Gastmähler und Festlichkeiten. Geht da eines Abends Odon de Tréméac, Herr von Krévent, in Begleitung eines schönen jungen Mädchens, Blanche de l'Herminière, seiner Verlobten, vorüber. Gilles de Rais lud sie ein, ein Glas Gewürzwein zu trinken. Am Abend hielt er sie im Schlosse zurück. Häscher bemächtigten sich Odon de Tréméacs. Er wird in einen tiefen Graben gestürzt. Blanche ist allein, und Gilles erklärt ihr, daß er sie heiraten werde.

„Er hat sein schönstes Gewand angetan, die Schließe seines Mantels ist aus

fein ziseliertem Gold, und auf dem Hermelinkragen breitet sich der Bart wie ein Fächer aus, ein feuerroter Bart.

„Er zerrt Blanche bis an den Fuß des Altars:

„‚Geschwind, Herr Kaplan, trauet uns.‘“

„‚Ich will diesen Herrn nicht zum Gatten,‘ ruft Blanche de l'Herminière aus.

„‚Und ich, ich will, daß wir getraut werden.‘

„‚Tut es nicht, hochwürdiger Herr,‘ fleht das junge Mädchen unter Tränen.

„Dann, als Blanche sich erhoben hatte, um zu fliehen, nahm Gilles de Rais sie in seine Arme.

„‚Ich gebe dir,‘ sagte er, ‚das schönste Geschmeide.‘

„‚Lasset mich!‘

„‚... meine Schlösser, meine Felder, meine Wälder, meine Wiesen.‘

„‚Lasset mich!‘

„‚Dir gehört mein Leib und meine Seele!‘

„‚Das nehme ich an,‘ antwortet eine Stimme mit unheimlichem Lachen.

„Blanche hat sich in einen großen, ganz blauen Teufel verwandelt, der den Baron de Rais mit glühenden Augen betrachtet.

„Der Teufel fährt fort:

„‚Der Herr von Tréméac, den ich unter Blanche de l'Herminières Gestalt begleitet hatte, reitet auf der Landstraße nach Elven.‘

„‚Und was hat er vor?‘

„‚In Gemeinschaft mit den edeln Herren des Landes Redon will er jene rächen, die du umgebracht hast.‘

„‚Ich bin verloren.‘

„‚Noch nicht. Deine Stunde hat noch nicht geschlagen.‘

„‚Wer wird sie aufhalten?‘

„‚Ich! Aber denke daran, daß du von diesem Augenblick an mit Leib und Seele mir angehörst.‘

„Der Dämon verschwand; aber der rote Bart des grausamen Barons de Rais war zum Zeichen des geschlossenen Paktes ganz blau geworden.“

Schließlich ist es noch interessant, in der Erzählung Perraults mehrere wesentliche Züge der Geschichte Gilles de Rais' zu finden, so wie sie in den Dokumenten der Archive erscheint.

Zuerst die Einleitung:

„Es war einmal ein Mann, der schöne Häuser in der Stadt und auf dem Lande hatte, Tafelgeschirr von Gold und Silber, gestickte Möbel und ganz vergoldete Karossen ...“

Warum hat Blaubart so viele Häuser in der Stadt und auf dem Lande, so schönes Tafelgeschirr von Gold und Silber? ... Nun, doch wohl, weil Gilles de Rais seinen Palast de la Suze in Nantes und seine Schlösser Tiffauges, Machecoul, Pornic, Champtocé, Pouzauges, Saint-Etienne de Mer-Morte, de la Verrière und noch viele andre besaß, alle fürstlich eingerichtet.

Warum hängt Blaubart in einem Zimmer seine Frauen an Eisenhaken auf? Man stelle sich vor, was für einen tiefen Eindruck der Bericht Gilles de Rais', der öffentlich seine Verbrechen beichtete und von den Kindern, den jungen Leuten, den jungen Frauen sprach, die er in seinem Zimmer an eisernen Haken aufgehängt hatte, auf die Volksphantasie machen mußte.

Und dann, haben wir nicht in der Episode mit der letzten Frau Blaubarts, die durch die Türspalte ins Innere des Zimmers späht, aus dem ihr Gemahl eine blutige Fleischkammer gemacht hat, ganz dieselbe Szene vor uns wie die, in der die Dame de Jarville und Thomas d'Araguin, von Roger de Bricqueville geführt, durch die halbgeöffnete Türe den Dienern des Barons de Rais zusehen, wie sie die Ueberreste der Kinderleichen aufschaufeln und in Säcke schütten?

*

Man hat lange geglaubt, daß die bekannten Erzählungen Perraults den Dichter Charles Perrault, Mitglied der Académie Française und der Académie des Inscriptions, zum Verfasser hätten, der berühmt ist durch seine Parallele zwischen den Alten und den Modernen, worin er die „neue Kunst" gegen Boileau und seine Freunde verteidigte. Der gelehrte Marty-Laveaux, Bibliothekar des Institut de France, hat in seinen Papieren Aufzeichnungen hinterlassen, aus denen hervorgeht, daß der Verfasser nicht Charles Perrault war, sondern sein Sohn, genannt Pierre Darmancour, der im Alter von zwölf oder dreizehn Jahren diese durch Anmut und Naivetät so entzückenden Geschichten schrieb, während sein Vater sie nur durchgesehen haben soll, um ihnen unter Beibehaltung der reizenden Einfälle einer kindlichen Phantasie eine elegante und reine Form zu geben. Marty-Laveaux machte darauf aufmerksam, daß die erste Ausgabe der „Histoires ou contes du temps passé", erschienen bei Barbin im Jahre 1697, keinen Autornamen trägt, daß aber die Vorrede mit dem Namen Pierre Darmancour, dem Namen von Charles Perraults Sohn, unterzeichnet ist. Noch mehr, das Privilegium, das heißt die Erlaubnis zur Veröffentlichung, die vom König erteilt ward, wurde Pierre Darmancour verliehen, und dieser trat sein „privilège" an den Buchhändler Barbin ab. Zwei Jahre später erschien in Holland ein Nachdruck des Werkes mit der Bemerkung: „Von dem Sohne des Herrn Perrault, Mitglieds der Académie Française." Schon viel früher hatte der Abbé de Villiers, als er von diesen Erzählungen sprach, zu einer Zeit, da sie noch nicht gedruckt waren, gesagt, daß sie von dem Sohne eines Akademikers seien. So fängt denn auch der an die Grande Mademoiselle, die Herzogin von Montpensier, gerichtete Widmungsbrief mit den Worten an: „Man wird es nicht sonderbar finden, daß ein Kind daran Vergnügen gefunden hat, die Geschichten dieser Sammlung zu verfassen . . ."

Stimmen nicht alle diese Züge überein? Und dadurch erklären sich die Einzelheiten in diesen Geschichten, die von so frischem und naivem Kolorit sind, zum Beispiel das, was sich auf die Karosse Aschenbrödels bezieht — Dinge, auf die die Gedanken eines Mannes nicht hätten kommen können und die die Legende

nicht bietet. Perrault, der die Erziehung seines Sohnes leitete, hatte ihm ohne Zweifel diese Volksgeschichten als Stoff zum Erzählen gegeben. Er war dann erstaunt über die natürliche Ausdrucksweise und die Anmut, in die der Knabe sie eingekleidet hatte. Er retuschierte sie mit dem feinen Takt der Geister des XVII. Jahrhunderts, indem er dabei den kindlichen Reiz respektierte, der ihnen ihren unverwüstlichen Duft verleiht.

Aber so böse dem Knaben auch Blaubart erscheinen mußte, der seine toten Frauen eine nach der andern an die Mauern einer feuchten Kammer hängte wie das Wild in der Speisekammer, so konnte er doch die noch viel greulicheren Verbrechen nicht verstehen, durch die die Originalgestalt der Sage ihre grausige Berühmtheit erworben hat: der Marschall von Frankreich, Gilles de Laval, Graf von Brienne, Baron de Rais, Herr von Saint-Etienne de Mer-Morte und von Champtocé.



Meine erste Patientin.

Porträtskizze

von

Heloise v. Beaulieu.

Es war in der ersten Zeit meiner Niederlassung als praktischer Arzt in der guten Stadt H., jener peinvollen ersten Zeit, da die Klingel neben meinem schönen blanken Schilde nur äußerst selten gerührt wurde, — und dann war es der Gasmann oder ein Freund, der meine Illusion von gut gespielter Selbstbeherrschung roh zerstörte durch ein „Na, mein Junge, ein Patient wäre dir wohl erwünschter? Kommen noch, warte nur, — kommen noch!"

Das sprach ich mir auch mit allem Nachdruck vor, wenn der Mut mir entsinken wollte, und sie kamen auch schließlich. Aber lange dauerte es. Wo sollten denn auch die Kranken herkommen für die Hunderte von Aerzten?

Wenn ich durch die Straßen ging, schien es mir, daß in jedem dritten Hause ein praktischer Arzt wohnte und daß ich just den überfülltesten von allen Berufen ergriffen. So viel Mut ich mir auch zusprach, entmutigt war ich doch. Besonders des Abends, wenn ich wiederum das Fazit eines vergeblich verwarteten Tages zog. Dann war es in meiner einsamen Wohnung nicht zum Aushalten. Zu den Bekannten am Biertische zog es mich auch nicht, denn ich wurde schon im voraus nervös, wenn ich mir ihre freundschaftlichen Erkundigungen und Ratschläge betreffs meiner Praxis vorstellte.

Da sah ich, als ich eines Abends ziemlich niedergeschlagen durch die herbstnassen Straßen schlenderte, an einer Litfaßsäule auf dem Theaterzettel des Hof-

theaters den Titel einer Oper von Mozart, die ich früher sehr gern gehört. Es war noch eben Zeit, hinzugehen, und ich entschloß mich schnell in der Hoffnung, dort auf ein paar Stunden zu vergessen, daß es in H. vierhundertachtundsechzig Aerzte gab — und ich der vierhundertneunundsechzigste!

Meiner Lage entsprechend und auch einer alten Schülergewohnheit folgend ging ich in den dritten Rang. Dadurch an Prestige bei meinen Patienten einzubüßen, brauchte ich ja leider nicht zu befürchten. Die liebenswürdige Oper vermochte mich doch nicht in dem Maße zu fesseln, daß meine Blicke nicht manchmal ebenso abgeschweift wären wie meine Gedanken.

Und da hafteten meine Augen leise amüsiert auf meiner Nachbarin zur Rechten — zur Linken war eine Logenwand.

Sie denken: Aha, jetzt kommt's. Aber es kommt doch nicht — so wie Sie denken.

Diese Nachbarin war ein altes Fräulein, — für ihre Fräuleinschaft hätte ich jede Bürgschaft übernommen — deren Aeußeres ein wenig lächerlich war, und doch auch wieder etwas hatte, das Achtung einflößte. Das klingt wie ein Widerspruch, aber es war so. Es hat gar mancher eine doppelte Physiognomie. Auf eine Eigenschaft allein gestimmt sind nur Opernfiguren.

Sie sah aus, als habe sie wohl dreißig Jahre lang in einer Schachtel gelegen, aber in einer Schachtel, die mit Mille fleur-Seidenstoff und Goldborten bekleidet ist, auf einem zimmetfarbenen Seidenpolster zwischen getrockneten Zentifolienblättern. Ich war fest überzeugt, daß sie Kreuzbänderschuhe trug und weiße Zwickelstrümpfe.

Sie hatte etwas Vergilbtes, Verblaßtes, wie ein altes Pastellbildchen, und das Wort „unmodern" reicht nicht für ihre Erscheinung. Unmodern ist vom vorvorigen Jahre, aber sie war gekleidet, wie sie vielleicht in ihrer Jugend gegangen — altmodisch. Zu einem schwarzen Kleiderrock von großer Weite trug sie ein schwarzes Leibchen mit Achselbändern, unter dem eine weiße Batistbluse die an Hals und Handgelenk sehr fein gestickt war, bauschig hervorquoll; vom Gürtel hing eine Gretchentasche, der sie dann und wann ein vergilbtes Spitzentüchelchen entnahm oder eine Schachtel Pfefferminzpastillen. Um den mageren Hals trug sie ein Sammetband mit einem goldenen Kreuzchen, auf den grauen Scheiteln eine schwarze Spitzenhaube, die mit einigen verblaßten Pensees geschmückt war. Ihr kleiner Elfenbeinfächer war beinahe ockerfarben vergilbt. Aber das Merkwürdigste war ihr Opernglas, das gewiß zu den allerersten Exemplaren gehörte, die fabriziert worden. Es hatte die Eigenheit, nur in einer ganz bestimmten Lage zusammenzuhalten, und wenn von dieser nur ein Millimeter abgewichen war, auseinanderzufallen, was der Besitzerin natürlich viel Aufregung verursachte und mir mit.

Was mein Interesse erweckte, war aber nicht so sehr das Aeußere der alten Dame, als die lebhafte, beinahe leidenschaftliche Anteilnahme an den Bühnenvorgängen, die sich auf ihren Mienen abspielte. Bisweilen lächelte sie und schloß verzückt die Augen. Eine Sängerin aber, die mir übrigens auch nicht gefiel,

schien ihr Mißfallen in hohem Grade zu erregen, denn ihre Züge drückten Tadel aus, und manchmal schüttelte sie sogar ärgerlich den Kopf.

Ich beschloß, in der Pause die Bekanntschaft dieser originellen Erscheinung zu machen, und das widerspenstige Opernglas, dessen schwerere Hälfte einige Male vor meine Füße fiel, vermittelte die Bekanntschaft zwanglos genug.

„Wie kann der Intendant nur zugeben, daß die K. die Susanne singt, wo wir doch in der H. eine vorzügliche Soubrette haben," sagte sie ganz aufgebracht, aber mit einer feinen verblaßten Stimme, die mich an den Klang eines alten Spinetts erinnerte. „Es ist um aus der Haut zu fahren, wenn man so oft sieht, wie die Leute nie an den richtigen Platz gestellt werden. Was soll man zum Beispiel von der Besetzung der Maria Stuart sagen? Wenn Maria Elisabeth, Elisabeth Maria spielte — dann wäre die Besetzung vielleicht gut. Und das nur, weil die B. beim Intendanten gut angeschrieben ist und erklärt hat, sie ginge, wenn sie nicht die Rolle der Maria bekäme. Man hätte sie doch gehen lassen sollen. Eine Seebach ist sie nicht — die gibt's überhaupt nicht wieder. Das war eine in ihrem Unglücke höchst rührende, das Mitleid erweckende Frau, und doch jeder Zoll eine Königin."

Sie plauderte noch mancherlei über Oper und Schauspiel und mit einer solchen Personal- und Sachkenntnis, daß ich mir sagte: ‚Eine von der Zunft!' Nur wußte ich nicht recht, wo ich sie im weiten Reiche der Schminke einreihen sollte. Ihre altmodische Verblaßtheit und etwas Zartes, etwas von Rührmichnichtan, das bei allzu gesprächiger Freundlichkeit über dem welken Gesichtchen, mit den merkwürdig reinblauen Augen, über der zierlichen, hauchdünnen Gestalt lag, widersprach zu sehr der Vorstellung, die man sich von einer gewesenen Bühnenkünstlerin macht. Und dritter Rang! — Theaterfriseuse? Ich entschied wieder: nein. Außer ihrem bei aller Absonderlichkeit distinguierten Wesen widersprachen auch die Scheitel und die Pensees dieser Annahme.

In der zweiten Pause fragte sie mich, ob ich Dienstag wieder diesen Platz nehmen würde. Heute war Freitag.

Etwas erstaunt sagte ich, ich hätte wirklich noch nicht daran gedacht. Ob sie meinen Platz zu haben wünschte?

„O nein," sagte sie etwas verlegen. „Ich habe immer diesen Platz. Es ist nur — die letzten Male saß neben mir ein dicker Herr, der sehr laut atmet und nach schlechtem Tabak riecht, überhaupt ein unangenehmer Nachbar ist. Ich habe ordentlich Angst, daß er wiederkommt. Und wechseln möchte ich nicht gern, denn wenn man einen Platz seit fünfundzwanzig Jahren inne hat, gewöhnt man sich natürlich daran."

Ich starrte sie gewiß ganz verblüfft an. Ich glaubte mich verhört zu haben.

Nachher sah ich in der Garderobe, wie ärmlich und abgetragen das schwarze Kleidchen war, und die Mantille, die ich ihr umlegen half, war viel zu dünn für die kalte Herbstnacht.

Dann sah ich sie draußen im Lichtkreise einer Laterne die Straße über-

schreiten mit jugendlicher Alertheit. Das Kleid hatte sie sehr hoch gerafft mit altmodischer Grazie, und sie trug richtig Kreuzbänderschuhe.

‚Sie muß doch irgendwelche Beziehungen zum Theater, einen Freiplatz haben,' dachte ich, weil ich mir die Dürftigkeit ihres Anzuges mit so häufigem Theaterbesuch nicht zusammenreimen konnte.

Halb aus Neugierde, um die Personalität des seltsamen alten Dämchens doch noch festzustellen, halb aus Mitleid, wenn ich an den entsetzten Blick dachte, mit dem sie von dem dicken Nachbarn gesprochen, nahm ich mir zu Dienstag wieder denselben Platz. Schließlich wußte ich den Abend ja doch nicht besser hinzubringen.

Diesmal gab man eine Wagner-Oper. Als ich kam, saß das alte Fräulein schon da und begrüßte mich mit einer altmodischen kleinen Verbeugung und einem lieben, gütigen, sogar ein wenig erfreutem Lächeln, das meinem verbitterten Gemüt wahrhaft wohl tat. Es war mir, als ob ich eine alte Freundin träfe, und ich fühlte, daß auch ich als etwas wie ein Freund angesehen wurde. Unsre gemeinsame Verschwörung gegen den Dicken hatte eine Art Kameradschaft zwischen uns hergestellt. Sie zeigte ihn mir. „Dort drüben sitzt er. Bitte, sehen Sie nicht so auffällig hin. Er ist gewiß schrecklich böse. Vielleicht ist es unrecht — aber ich kann keine ordinären Gerüche und freien Manieren leiden."

‚Sie ist doch nicht vom Theater,' dachte ich. ‚Aber woher?'

Ich fragte, ob Wagner-Opern gut gegeben würden.

„Wo sind Sie denn eigentlich her?" fragte sie mißtrauisch dagegen.

Ich wurde ganz verlegen. Ich stotterte, daß meine Studienjahre mich den heimatlichen Verhältnissen etwas entfremdet und ich in der Zeit überhaupt für das Theater weder Zeit noch Geld gehabt habe.

„Ach so!" sagte sie. Nicht mehr. Aber ich fühlte, daß ich in ihrer Achtung gefallen war, und das tat mir leid.

Ich wiederholte meine Frage. Sie bejahte sie sehr warm. Freilich der Heldentenor! — Nun, das sei ja überhaupt eine leidige Sache. „Es gibt keine Helden, wo sollen denn da die Heldentenöre herkommen?" meinte sie etwas boshaft. Sie habe nach Niemann keinen gewaltigen Tannhäuser wieder gehört. „Die Sinnlichkeit muß ins dämonisch Große übertragen werden, sonst wirkt sie widerwärtig, und auch Elisabeths Liebe fällt aus der hohen Sphäre. Ein Tannhäuser ist noch seltener als ein Don Juan. Denn gut reicht da nicht aus. Einer ist's oder ist es nicht. Es sind die Rollen, in denen mittelmäßige sogenannte ‚gute Sänger' unerträglich sind. Sie verlangen ‚große Menschen'."

Ihre klarblauen Augen, die mich an die eines jung verstorbenen Schwesterchens erinnerten, leuchteten enthusiastisch. Beinahe hätte ich gelacht. Es hatte etwas Groteskes: die Penseehaube und die Achselbänder und die blauen Kinderaugen — und „ins Dämonische übertragene Sinnlichkeit".

Aber das Feine, echt Damenhafte in ihrer Persönlichkeit zwang mich auch wieder zur Beherrschung.

Sie hatte doch keinen Mann mit freien Manieren neben sich haben wollen. Und wenn ich ihr nun ins Gesicht gelacht hätte!

Mit ihrer Spinettstimme und dem feinen Potpourrihauch, der ihre Person umschwebte, paßte sie recht eigentlich zu Mozart; und nun stellte sich heraus, daß sie Wagner über alles verehrte. Ihr Abonnement galt für zwei Wochentage, doch außerdem ging sie in jede Wagner-Oper, manchmal auch in ein Stück von Shakespeare. „Den Sommernachtstraum oder Heinrich den Vierten würde ich mir niemals entgehen lassen."

„Ich war in Bayreuth," sagte sie mit leuchtenden Augen und feierlichem Ton, „als der Meister noch lebte. Das war mein Rom oder Lourdes. Damals war es viel schöner, als noch nicht jeder Kommis Wagnerianer war."

‚Vielleicht ist sie Musikerin, wenn sie auch nicht auf der Bühne war,' fuhr es mir durch den Sinn. Sängerin oder Klavierspielerin, besonders das letztere konnte ich mir gut denken.

Ich sagte: „Gnädiges Fräulein —," es war unmöglich, gnädige Frau zu ihr zu sagen, trotz ihres Alters, „gnädiges Fräulein sind gewiß selbst musikalisch ausübend?"

„Ach nein," sagte sie, „das war ich nie." Sie sagte das so traurig, daß ich bereute, sie gefragt zu haben. Offenbar hatte an einen wunden Punkt gerührt, wie Fremde es mit einer alltäglichen Frage manchmal tun.

Im Laufe des Abends machte sie wieder sehr viel kundige Bemerkungen, Musik und Darstellung betreffend. Sie sah und hörte hunderterlei, das mir entging. Sie hatte neben dem feinen Sinn für Musik auch die geschärften Sinne des Habitués. Sie konnte so und so viele andre Aufführungen und Darsteller zu Vergleichen heranziehen. Und immer kam sie darauf zurück: „Man muß Niemann gesehen haben. An ihn reicht keiner heran."

Wieder erfuhr ich nichts von ihren Personalien. Sie dagegen von den meinen.

Sie wollte wissen, ob ich Freitag wiederkäme. Und ich fragte sie, ob sie mir sagen könne, was dann gegeben werde.

„Aber natürlich. Der eingebildete Kranke."

„Verzeihung, aber dann kann ich nicht kommen," sagte ich. „In das Stück gehe ich nicht."

„Was?" sagte sie entrüstet. „Sie schätzen Molière nicht? Ihren Patriotismus in Ehren, aber wo haben wir einen solchen Lustspieldichter?"

„Es ist ja nicht Molière, den ich fliehe," berichtete ich. „Ich erinnere mich, daß er die einzige Lektüre war, die mir sogar in der Schule Spaß machte — außer der heimlichen versteht sich. Es ist nur mir — der Stoff der Komödie macht mich etwas nervös. Ich komme ins Theater, um Vergessen zu suchen, nicht Erinnern. Ich bin nämlich ein Arzt, der keine Patienten hat, nicht einmal einen eingebildeten; und ich fürchte, daß ich neidisch werde auf meinen Kollegen auf der Bühne!"

Sie lachte, denn sie verstand Spaß. Und sie verstand auch die Unter-

strömung von gelinder Verzweiflung in meinem Spott, denn die guten Kinderaugen schauten mich durch das Lächeln mit teilnehmender Güte an.

Und sie tat mir wohl. Gegen „Freunde" hätte ich mich hinter einem Kalauer verschanzt, dieser Fremden konnte ich mein Leid klagen und meine Seele erleichtern.

„Sie sind jung," sagte sie. „Wenn man jung ist, kommt noch alles. Sie werden noch mehr Patienten bekommen, als Ihnen lieb ist. Glauben Sie mir's. Sie haben ein rücksichtsvolles Wesen, das gefällt den Frauen. Und ein Arzt, den die Frauen gern mögen, der wird bald ein gemachter Mann. Es muß nur ein Anfang gemacht werden, und den bringt der Zufall. Ich," sie lächelte mit reizend altmodischer Anmut, „würde Sie gleich zu meinem Hausarzt ernennen, wenn ich Honorare zu vergeben hätte."

Ich dankte ihr für ihre gütige Gesinnung. „Aber Sie könnten doch Ihrem Arzt nicht den Laufpaß geben um meinetwillen," meinte ich, weil es mich prickelte, den Namen des Rivalen zu erfahren.

„Das würde ich freilich nicht tun," meinte sie, „aber Sie würden sich vielleicht mit ihm vertragen —" ich wollte gerade auffahren, doch sie lächelte fein: „er heißt Diät und Ruhe."

„Sie haben gar keinen Arzt?" fragte ich erstaunt.

Ich hatte den Hausarzt bisher ebenso sehr für das Attribut einer alten Jungfer gehalten, als einen Mops.

„Nein, denn wissen Sie, in meinem Alter —," ein feines Schalkslächeln huschte um ihren Mund, „kann man nicht viel mehr vertragen."

„Oho!" Ich hob ein wenig den Finger, mußte aber doch lachen.

„Nichts für ungut. Die Aerzte sind sehr gut, die unvernünftigen Leute von Torheiten abzuhalten. Wer sich von selbst vernünftig hält, braucht keinen."

„Also sind die Aerzte sehr notwendig," warf ich ein.

„Wie schon gesagt, mit Ihnen würde ich eine Ausnahme machen, aber im allgemeinen — hm! Die Aerzte sind wie die Uhrmacher. Um ein zerbrochenes Glas einzusetzen, sind sie ganz gut. Aber das Innere! Da nützt all ihr Schrauben nicht viel. Das beste ist schon, man gibt seine Uhr gar nicht fort."

„Wenn alle Leute so dächten, könnte ich in alle Ewigkeit warten."

„Nun, die Uhrmacher haben noch alle zu tun. Uebrigens hätte ich Sie nie für einen Arzt gehalten. Eher für einen Assessor. Sie haben so was Wohlerzogenes."

Es amüsierte mich sehr, daß Assessoren wohlerzogener sein sollten als Aerzte. Sie weigerte sich aber, ihr Urteil zu begründen, wahrscheinlich, weil es wieder zu wenig schmeichelhaft für meinen Stand ausgefallen sein würde. Sie sagte nur wieder, sie hätte sich das so gedacht.

Weil ich mich, nachdem ich das Geständnis gemacht, etwas meiner Feigheit schämte, ging ich Freitag doch ins Theater und amüsierte mich herrlich. Meine Nachbarin hatte verschiedene berühmte Charakterspieler in der Rolle des Argan ge-

sehen und erzählte mir allerhand Bühnenanekdoten. Sie hatte in ihrem Gedächtnis fabelhaft viel aufgespeichert.

Ich faßte mir ein Herz — mochte es auch indiskret sein — und fragte: „Gnädiges Fräulein wissen so viel aus dem Leben der Bühnenkünstler, da sind Sie gewiß auch mit den Künstlern der hiesigen Bühne bekannt?"

„O nein," sagte sie sehr ablehnend. „Durchaus nicht. Ich kenne sie nicht, und habe auch nicht den Wunsch. Der Seebach oder der Wolter hätte ich gern die Hand gedrückt. Ich bin auch überzeugt, daß es unter den Bühnenkünstlern überall vortreffliche und interessante Personen gibt, die es sich zu kennen lohnen würde. Aber im allgemeinen —" Ein unendlich hochmütiger Zug trat in das kleine verblaßte Gesichtchen und nahm sich dort nicht einmal sehr fremd aus.

Ich freute mich, wenigstens nicht gleich mit der Tür ins Haus gefallen zu sein. Wenn sie schon die Zumutung, mit Schauspielerinnen bekannt zu sein, so ablehnte, wie würde sie dann die Frage aufgenommen haben, ob sie eine gewesen sei. Und sie hatte mich für einen Assessor gehalten!

Die Theaterabende wurden mir schon zum Bedürfnis, und da Dienstag und Freitag mir ebenso gut paßten, wie irgend ein andrer Tag, war ich immer der Nachbar der alten Dame, und es bildete sich eine Art von Freundschaft zwischen uns heraus.

Ich wollte sie, da sie immer zu Fuß ging, nach Hause begleiten, aber sie lehnte es mit einer solchen, beinahe ängstlichen Energie ab, daß ich nicht anders konnte als ihren Willen respektieren. Es war deutlich zu merken, daß meine Begleitung ihr aus irgend einem Grunde unangenehm war; ich schob es auf altjüngferliche Eigenheit, da ich keinen andern Grund fand. Einmal, als gerade das Rheingold gegeben wurde, fehlte sie, und auf ihrem Platze saß eine aufgedonnerte Jüdin, die fortwährend Pralinés aß.

Ich war sehr peinlich berührt von dem Tausch. Meine kleine alte Freundin fehlte mir ordentlich mit ihrem anmutigen Geplauder und Potpourriduft; das aufdringliche Parfüm der Jüdin wirkte auf mich wie eine Beleidigung. Zugleich beunruhigte ich mich wegen des alten Fräuleins. Das Rheingold hätte sie sich sicher nicht entgehen lassen, wenn sie nicht ernstlich behindert gewesen wäre. Wenn ich ihren Namen und Wohnung gewußt, würde ich nach ihr gesehen haben; mir fiel ein, daß sie schon das letzte Mal mit Hustenreiz gekämpft hatte.

Das nächste Mal saß sie zu meiner Erleichterung und Freude wieder auf ihrem Platze. Ich sagte ihr, daß ich sie vermißt und mich um sie gesorgt habe, aber ich hätte ja nicht nach ihr sehen können.

Ueber das letztere ging sie hinweg. „Das ist lieb von Ihnen, daß Sie Ihre alte Nachbarin vermißt haben. Aber wie habe ich es erst vermißt! Wütend habe ich mich geärgert über mein Pech! Gerade beim Rheingold, nach dem ich mich schon lange gesehnt. Ich konnte aber wirklich nicht. Der Schwindel war zu stark. Ein Anfall von Grippe. Was man heutzutage, wo alles einen renommistischen Namen haben muß, Influenza nennt."

„Wie war's doch mit den Vernünftigen und Unvernünftigen?" fragte ich.

„Sie hätten heute noch gar nicht ausgehen dürfen." Ihr Gesichtchen sah wirklich noch kleiner und verblaßter aus als sonst.

„Ein Doktor hätte mich wahrscheinlich ins Bett gesteckt," gab sie zu. „Ganz gut ist mir auch noch nicht. Aber ich konnte es nicht mehr aushalten."

Das letzte sagte sie mit solcher Emphase, daß ich bemerkte: „Das Theater ist Ihnen ein Lebensbedürfnis?"

„Sagen Sie einfach: mein Leben. Das ist es."

Und da sie in meinen Mienen mehr unterdrückte Fragen las, sagte sie — wir kamen beide sehr früh und saßen noch allein: „Sie haben sich gewiß schon manchmal Gedanken gemacht über die alte Theaternärrin?"

Ich wurde verlegen, denn ihre Worte streiften ein wenig die Wahrheit. Aber ich sagte: „Ich habe ja in dieser Zeit an mir selbst erfahren, welch ein Genuß und Trost und welch eine liebe Gewohnheit der Theaterbesuch einem werden kann."

„Das alles ist es. Aber Sie sind jung und werden ins Leben zurückkehren, während es für mich das Leben geworden ist.

„Als ich noch Kind war, hatte das Theater schon eine magische Anziehungskraft für mich und dazu den Nimbus des Unerreichbaren oder doch schwer Erreichbaren. Mein ganzes Taschengeld — viel war es ja nicht — wurde fürs Theater gespart. Den Säulenbau des Hoftheaters betrachtete ich wie fromme Christen eine Kirche, wenn ich die Treppe hinaufging, war mir feierlich beklommen zumut; und erst der Moment, wenn der Vorhang aufgeht —"

„Ja, der ist der schönste —"

„Nicht wahr?" Ihre Augen leuchteten. „Lange Jahre trennen mich von jener ersten Jugend, und doch! Wenn der Vorhang aufgeht, ergreift mich, alt, wie ich bin, noch jedesmal dasselbe herrlich beklommene Gefühl, Aufregung und Erwartung, ähnlich, als wenn man als Kind auf der Schwelle der leuchtenden Weihnachtsstube steht.

„Ja so, das war meine allererste Jugend. Und dann zogen wir fort, in eine kleine Stadt, und es kamen trübe, graue Jahre, schreckliche Jahre voller Enttäuschungen und Bitternisse. Sie gingen vorüber, wie alles vorübergeht. Aber dann war ich gebrochen und alt. Das Leben lag vor mir wie eine fremde peinliche Sache, mit der ich nichts anzufangen wußte.

„Da wurde das Theater meine Rettung.

„Eine Verwandte wollte mir helfen, mein Leben einzurichten. Meine Mittel waren nicht groß" — ach, das brauchte sie mir nicht erst zu sagen —, „sie stellte mir eine genaue Berechnung auf, wie ich meine Mittel einteilen müsse, um zu existieren. Aber" — sie lächelte schalkhaft — „ich änderte die Berechnung gründlich um. Die Verwandte hatte das Budget so eingeteilt, daß alles für Wohnung, Bedienung, Feuerung und Kleidung aufging und für das eigentliche Leben nichts übrig blieb. Ja, wozu existiert man denn? Aber ich strich viel Ueberflüssiges ab."

„Ueberflüssiges!"

„Ja. Sie hatte zum Beispiel viel zu viel für Essen berechnet. Und essen ist nicht notwendig, aber ins Theater gehen ist notwendig."

„Sehr gut! Vivere necesse non est. — Und soll ich als Arzt das gutheißen?"

„Ja, deshalb bedauerte ich es ja auch etwas, als ich erfuhr, Sie seien Arzt. Denn die Aerzte sind ja schon von Berufs wegen Materialisten. Sie haben es immer mit dem Körper zu tun und kommen dadurch zu einer unproportionierten Schätzung des körperlichen Wohlbefindens. Als ob das das Wichtigste wäre auf der Welt. Das Körperwohl ist nur die Vorbedingung zu unserm eigentlichen Leben, und an sich ist es gar nichts. Eine schönbalsamierte und eingekleidete Leiche ist ziemlich dasselbe wie ein Mensch, dessen Mittel und Interesse in Essen und Kleidung aufgehen. Und man kommt mit so wenig aus."

„Nicht alle," bemerkte ich lächelnd.

„Nein, weil die meisten Menschen Materialisten sind," sagte sie hitzig. „Ich behaupte fest, das meiste von dem, was ein Mensch täglich zu sich nimmt, ist nicht nur entbehrlich, sondern sogar schädlich. Sehen Sie sich doch einmal um" — sie senkte ihre Stimme zum Flüstern — „das sind fast alles Leute, die zu viel essen, besonders im ersten Rang! Man macht so viel Wesens von dem Laster, zu dem der Hunger treibt; doch ich bin der Ueberzeugung, das zu viele Essen ruiniert die Menschheit ebenso sehr. Es macht dumm, roh, faul, sinnlich, zerstört den Idealismus. Wie viele gute, auch große Taten ersticken wohl im Fett des Wohllebens, wie viele Künstler hat es ruiniert. Wenn ein Mensch seine Ideale über Bord geworfen hat, wird er fett. Ich sage das Gegenteil wie Cäsar: „Lasset schlanke Menschen um mich sein, Menschen, die auf Berge steigen —"

„— und auf den dritten Rang," ergänzte ich lächelnd.

Zum erstenmal freute ich mich meiner Schmalheit, die mir fast jungenhaft erschien und die ich gern gegen ein etwas vertrauenerweckendes, nach guter Praxis aussehendes Embonpoint getauscht hätte. (Ach, was man in der Jugend wünscht!)

„Und in den dritten Rang!" bekräftigte sie. „Wo war ich doch? Ja so. Das Theater wurde mein Trost, mein Interesse, mein Lebensinhalt. Irgend einen Inhalt muß ein Leben doch haben, nicht wahr? Was die Welt mir versagt hat, fand ich auf den Brettern, die die Welt bedeuten. Und diese Welt ist so viel schöner. Hier sind große Gefühle, große Leidenschaften, große Handlungen, befreit von dem Gewicht von Materie, in der im wirklichen Leben das meiste stecken bleibt. Und ich habe immer etwas zum Erwarten, mich darauf zu freuen. Die Erwartung des Abends trägt mich durch den Tag. Wenn ich allein bin, brauche ich nur die vielen Bilder und Gestalten, die in meinem Innern leben, heraufsteigen zu lassen, und ich bin nicht mehr allein. Ich stehe mit Iphigenie auf, wische mit der Jungfrau Staub und koche mit Senta meine Suppe."

„Das verstehe ich. Aber ist dieses sehr regelmäßige Ausgehen des Abends Ihnen nicht manchmal unbequem und anstrengend? Wenn nun das Wetter

schlecht ist oder Sie sich nicht wohl fühlen, können Sie sich nicht denselben Genuß verschaffen durch das Lesen einer schönen Dichtung?"

Sie schüttelte den Kopf. „Ich habe es versucht. Aber es ist nicht das. Unversehens entsinkt mir das Buch, und unliebsame Erinnerungen steigen herauf. Und um die Zeit, wo das Theater anfängt, werde ich unruhig, und es überkommt mich eine Sehnsucht, die beinahe schmerzt. Wie den Schweizer nach seinen Bergen. Die Neigung zum Theater ist bei mir beinahe ein Naturtrieb. Es ist nicht nur das Abstrakte des Genusses, es ist die Theaterluft, die Lichter, die Menschen, das Auf und Ab des Vorhanges, der Applaus, — alles, was drum und dran hängt, was ich liebe, was mir Bedürfnis ist. Hier bin ich wie zu Hause, und wenn ich nicht kommen kann, habe ich Heimweh. Nun ist es auch eine uralte Gewohnheit geworden. Wenn ich die aufgeben müßte, wäre es überhaupt zu Ende mit mir."

Das Stück fing an, doch ich mußte der sonderbaren Existenz nachdenken, die sich mir eben enthüllt. Und schließlich war sie gar so seltsam nicht, wenn man ihrem Schicksal nachzufühlen verstand. Sie hatte recht; irgend einen Inhalt muß ein Leben doch haben.

Ich fragte sie nachher: „Haben Sie bei Ihrer großen Neigung fürs Theater nie daran gedacht, selbst auf die weltbedeutenden Bretter zu gehen und die Gestalten der Dichter zu verkörpern?"

Sie schwieg einen Moment. „Es ist schwer, mein Empfinden zu beschreiben," sagte sie. „Erstens lag ein solcher Schritt ziemlich außerhalb der Lebensanschauungen meiner Familie; es würde harte Kämpfe gekostet haben, und ich bin keine Kampfnatur. Und dann habe ich zwar manchmal gejubelt und geschluchzt mit den Frauen auf der Bühne und ihre stolze Seligkeit mitempfunden, wenn das Publikum ihnen Beifall rief. Aber ich wünschte nur, jene zu sein, nicht aber mit meiner Person an ihrer Stelle zu stehen. Persönlich war ich immer sehr ängstlich — ich habe ja auch kein Heldinnenmaß —, auch zu ängstlich für das Leben. Besonders das heutige Leben, das hat so etwas Hartes, Egoistisches, Grausames. Ich verstehe es nicht mehr. Wenn ich die jungen Männer mit schlaffen, blöden Biergesichtern, die frechen, herausfordernden Mädchen aus Kneipen und Konditoreien kommen sehe, dann erfaßt mich eine wahre Angst vor dieser Generation, und ich bin froh, daß ich nichts mit ihr zu tun habe. Und wie häßlich ist dieses moderne Leben, wie geistlos unindividuell — und dabei sprechen schon die Schulkinder von Individualismus! In zwanzig Jahren werden die Menschen nur noch Maschinen sein. Das achtzehnte Jahrhundert brachte geistvolle, humane Erfindungen, das neunzehnte das Bicycle und das Automobil, das Automobil, das so recht die Verkörperung des seelenlosen, rücksichtslosen Mechanismus der Zeit ist."

Ich machte ein paar Einwendungen, meine Generation etwas herauszureißen, aber Trauer und Abscheu blieben auf ihrem Gesichtchen, und sie wiederholte nur: „Die Zeit verdirbt. Gott weiß, wo das hinführen soll. Gut, daß ich's nicht mehr erlebe."

Ein andermal fragte ich sie, als ich grade ein vielbesprochenes Stück in einem andern Theater gesehen hatte: „Gehen Sie niemals ins Stadttheater, gnädiges Fräulein? Es wird dort ausgezeichnet gespielt, und man sieht manchmal berühmte Gäste, die hier nicht eingelassen werden."

Das war unüberlegt von mir.

„Was wollen Sie mir da zumuten," sagte sie empört. „Schlimm genug, wenn man die Berührung mit materialistischen, schlecht erzogenen Menschen im Leben nicht immer vermeiden kann; nun soll ich sie auch noch gar auf der Bühne sehen, die mich grade über die nüchterne Häßlichkeit des Lebens wegtäuschen soll! Nein! Nie würde ich einen Fuß ins Stadttheater setzen, und wenn die Wolter dort gastierte! Schon allein, was man mir von dem Vorhange erzählt hat, genügt mir! Ein Vorhang mit Reklamen, auf denen Odol und Fahrräder angepriesen werden!" Dabei ruhte ihr Blick liebevoll auf dem Vorhange vor uns, wo Apoll sein Rossegespann in sieghafter Pose lenkte, Klassik und Romantik in allegorischen Gestalten dargestellt waren.

„Diese Idealgestalten haben zuerst meine junge Seele mit heiligen Schauern erfüllt, und noch oft lange Jahre hindurch. Ich kann nicht mehr zu Reklameschildern übergeben."

Ich wagte gar nicht, ihr zu sagen, daß ich gehört hatte, man beabsichtige, den morsch gewordenen alten Vorhang durch einen neuen zu ersetzen, und nach einem andern Entwurf leider.

Machte die altmodische Eigenheit der alten Dame mich auch manchmal lächeln, so war ihr Leben mir doch viel mehr rührend als komisch. Ich verstand sie, so wie sie war. Es gibt wohl manche solche Idealisten, die, zu sensitiv und schwach, ihren Idealismus für ihre Mitwelt einzusetzen, sich von der Wirklichkeit geängstet abkehren und in eine Welt des schönen Scheins flüchten. Wenn man Kreuzbänderschuhe trägt — — —

*

Das freundliche Idyll unsers Verkehrs sollte einen jähen traurigen Abschluß bekommen.

Ich ging eines Abends zwischen sechs und sieben durch eine sonst selten von mir berührte Straße und dachte über meine traurige Lage nach, als ich durch einen feinen, aber schrillen Schrei in meiner nächsten Nähe aus meinen Betrachtungen geschreckt wurde. Im unsicheren Laternenlicht sah ich auf dem Fahrdamme einen dunkeln Knäuel, aus dem sich sehr geschwind ein Mann mit einem Bicycle löste, und ehe jemand hinzustürzen konnte, war der Radler verschwunden. Aber die andre Person, eine weibliche Gestalt, lag noch ganz still auf dem nassen Asphalt.

Die Umstehenden, die, Gott weiß, woher, plötzlich aufgetaucht waren, schimpften kräftig auf den Entflohenen und bezeugten, daß er Schuld gewesen sei, was seine Flucht ja auch bestätigte.

Doch ich war der erste, der zugriff, um das Opfer des Rücksichtslosen auf-

zuheben. Der ärztliche Instinkt regte sich. Außerdem durchfuhr mich eine unheilvolle Ahnung; und sie trog mich nicht: das schneeweiße, wie leblose Gesicht, über das ich mich beugte, war das meiner alten Freundin.

Ich erklärte den sich Zudrängenden, auch dem plötzlich erschienenen, sich sehr wichtig habenden Schutzmann, daß ich die Dame kenne, daß ich Arzt sei und für sie sorgen werde, und bat, mir eine Droschke zu holen.

Sie war nicht leblos. Auch nicht ohnmächtig. Nur vom Schrecken wie gelähmt.

Ein schwaches Lächeln der Erleichterung und Dankbarkeit glitt über ihre Züge, als sie mich erkannte. „Es ist nicht schlimm," flüsterte sie. „Ich glaube nur, es ist etwas mit meinem Fuße passiert. Ins Theater werde ich nicht mehr können."

„Das glaube ich auch," sagte ich, bei allem Ernst lächelnd. Und dann bat ich sie um ihre Adresse, damit ich sie nach Hause bringen konnte.

„Euphrosyne von Hohenegg," sagte sie und nannte eine häßliche, abgelegene Straße. „Aber Sie brauchen wirklich nicht mit."

Das brauchte ich aber doch. Auf meinen Armen trug ich die arme Euphrosyne die vier Treppen zu ihrer Wohnung hinauf, wo der romantische Name auf einem zersprungenen Porzellanschilde sich seltsam genug ausnahm. Jetzt begriff ich, warum sie einen etwaigen Besuch von mir immer ängstlich zu verhindern gesucht hatte. Trotz meiner Aufgeregtheit erschrak ich über die Armseligkeit des Zimmers, in das ich sie mit Hilfe einer unwirschen, schlampigen Frau — ihrer Nachbarin und Bedienerin — hineinbrachte.

Der Fuß war gebrochen.

Ich schlug ihr vor, sie in ein Krankenhaus zu bringen, aber sie zeigte einen so angstvollen Widerwillen, wurde so aufgeregt bei der Idee, daß ich davon abstehen mußte. Auch eine Pflegerin wollte sie nicht. Frau Setteklotsch würde nach ihr sehen. „Nicht wahr, Frau Setteklotsch?" sagte sie ängstlich bittend zu der Mürrischen.

Da es ein schöner glatter Bruch war und sie in ihrem Gips äußerst behaglich zu sein behauptete, war vorläufig kein Anlaß zu großer Besorgnis. Aber ich ließ beim Fortgehen einen Taler in Frau Setteklotsch' Hand gleiten, weil ich taxierte, daß ihr Wohltätigkeitssinn durch kleine Oelungen geschmeidig gemacht werden müsse, worauf ihr Gesicht sich bedeutend aufhellte.

„Wie schade um das Billett!" klagte Euphrosyne, als ich sie in Gips legte. „Wollen Sie es nicht benutzen? Sie kommen noch zum zweiten Akte hin."

Aber ich sagte, meine erste Patientin sei mir interessanter als alle Theater der Welt.

„Freilich!" sagte sie lächelnd. „Die erste Patientin! Sehen Sie, der Anfang ist gemacht, und nun kommen die andern nach! Ich bringe Ihnen noch Glück! Wie gut, daß Sie gerade des Wegs kamen und sich meiner annahmen. Von fremden Menschen angefaßt und angestarrt werden, das ist schrecklich, deshalb möchte ich auch nicht in einem Krankenhause sterben."

„Sterben!“ sagte ich lachend. „Aber ich bitte Sie, so ein kleiner Bruch ist das Harmloseste, was es gibt. In sechs Wochen sitzen wir wieder zusammen im Theater.“

„Nein, lieber Freund, ich weiß es besser. Ich stehe nicht wieder auf, nun ich mich einmal hingelegt habe. Und — ich habe auch heute in der Zeitung gelesen, sie wollen den alten Vorhang absetzen. An einen neuen würde ich mich, glaube ich, nicht mehr gewöhnen. Ich bin gar nicht besonders traurig ... Was war denn schließlich dran ...“

Nach einem Weilchen fragte sie leise: „Nicht wahr, er ist entkommen?“

„Ja, leider. Aber ich hoffe, man kriegt ihn noch.“

„Und ich hoffe, man kriegt ihn nicht. Ich bin ihm gar nicht böse. Wenn nicht dieser, so würde es ein andrer gewesen sein. Ich habe es ja immer gewußt, daß ich durch ein Rad oder Automobil ums Leben kommen würde.“

„Dieser Fatalismus wird im Tageslicht verschwunden sein,“ sagte ich. „Was meinen Sie denn, meine erste Patientin werde ich doch durchbringen? Schon um Ihr Vorurteil gegen meinen Stand zu widerlegen!“

„Ihnen zu Gefallen möcht' ich's ja selbst beinahe wünschen,“ sagte sie mit einem kleinen Seufzer, und ihr fieberiger Blick ruhte unendlich gütig und liebevoll auf mir. Und mit einer leichten, beinahe scheuen Bewegung strich ihre kleine feine Hand über mein Haar.

*

Sie hat Recht behalten, daß sie nicht wieder aufstehen würde. Nicht an dem gebrochenen Fuße starb sie, aber an einer Lungenentzündung, zu der eine vernachlässigte Erkältung sich während ihres Krankenlagers auswuchs.

„Kein Wunder!“ sagte die Settelotsch. „Sie hat sich ja nie ordentlich eingeheizt; und kräftiges Essen hat sie sich auch nicht gegönnt vor Geiz.“

„Vor Geiz!“ rief ich empört.

„Na ja. Vors Theater, was unsereins sich nur an hohen Festen erlaubt, hatte sie ja immer Geld. Also war es doch Geiz,“ schloß die Frau mit sicherer Logik. „Settelotsch, was mein Mann ist, sagt das auch.“

‚So werden Menschen mißverstanden und hart beurteilt,‘ dachte ich. Denn die Lebensmaßstäbe eines Settelotsch finden sich auch in andern Kreisen. Arme Euphrosyne! So wird der Idealismus vom Materialismus gerichtet!

Als Arzt hatte ich übrigens alle Ursache, mit ihrer Budgeteinteilung zu hadern. Der zarte, bedürfnislose Körper hatte wohl eben existieren können, solange er gesund war, aber nun zeigte es sich, daß er aufgebraucht war und einer Krankheit nicht den mindesten Widerstand bieten konnte.

Es ging sehr rasch, glücklicherweise. Meist war sie ohne Besinnung. Sie phantasierte viel vom Theater und sang aus Opernrollen mit dünner, fieberheiserer Stimme. Das war jammervoll anzuhören. Ein paarmal schrie sie in furchtbarer Angst: „Der eiserne Vorhang! Er fällt auf meine Brust!“

Und einmal, in einem halblichten Moment, sagte sie, mich groß und

strahlend ansehend: „Ganz die Stirn und der Mund! Nur viel schöner war er — viel schöner!"

Da merkte ich, daß ich die Zuneigung der alten Dame einer Aehnlichkeit verdankte, und ich ahnte einen tiefen, leidvollen Herzensroman, den sie ein Leben lang keusch gehütet.

Sie hat ihn mit ins Grab genommen. Als ich an einem dunkeln Wintermorgen zu ihr kam, war es vorbei. Ganz allein ist sie gewesen, als der eiserne Vorhang fiel.

„Setteklotsch, was mein Mann ist", ein entfernter Verwandter und ich waren das Gefolge. Setteklotsch schwenkte bald bei einer Wirtschaft ab. Dem entfernten Verwandten sah man es an, wie lästig ihm die Pflicht war, wo es noch nicht einmal etwas zu erben gab, denn die Tote hatte ihr kleines Vermögen auf Leibrente geben müssen, um existieren zu können.

Als wir am Hoftheater vorbeikamen, mußte ich, mochte es auch unpassend sein, lange hinsehen. Und ich meinte, — einen Kranz hätten sie von dort wohl schicken können.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Elektrochemie.

Neuere Forschungen auf elektrochemischem Gebiete.

Wenn auch die chemischen Wirkungen des elektrischen Stromes schon seit etwa hundert Jahren den Gegenstand mannigfacher Studien gebildet haben, so kann von einer rege betriebenen wissenschaftlichen Tätigkeit auf elektrochemischem Gebiete doch erst seit etwa zwei Jahrzehnten die Rede sein. Trotz dieser noch verhältnismäßig großen Jugend der Elektrochemie beschäftigt sie sich gegenwärtig mit einer Anzahl von Problemen, denen nicht nur eine hohe wissenschaftliche, sondern auch eine weit über das Maß des Gewöhnlichen hinausgehende wirtschaftliche Bedeutung zukommt.

Zu diesen Problemen gehört in erster Linie die Verwertung des Stickstoffs der Luft. Seit im Jahre 1777 Joseph Priestley seine klassischen „Experiments and Observations on various kinds of air" abgeschlossen hatte, weiß man, daß die Luft aus rund 79 Volumprozenten Stickstoff und 21 Volumprozenten Sauerstoff besteht, daß sie also ein Stickstoffreservoir von unerschöpflicher Größe darstellt. Die Chemiker der alten Schule haben den Sauerstoff, da er die Verbrennung und die Atmung unterhält, „Lebensluft" genannt, und suggestiv betrachtet man ihn auch heute noch als das das Leben in erster Linie unterhaltende Element, ohne sich im ersten Momente bewußt zu werden, daß der Stickstoff beim Lebensprozeß der Pflanzen sowohl wie der Tiere eine nicht minder wichtige Rolle spielt, als der Sauerstoff. Wie wenig richtig man früher diese Rolle zu schätzen wußte, das beweist schon sein Name (französisch: „azote" von *α* privativum und *ζωόν*, das Leben). Erst in jüngster Zeit ist sie der Menschheit in empfindlicher Weise klar vor Augen geführt worden, und das kam so: Während ihres Wachstums entzieht die Pflanze dem Boden ununterbrochen Stickstoff, der in Form verschiedener Verbindungen darin enthalten ist. Der Boden wird dadurch mit der Zeit immer stickstoffärmer,

und zuletzt hört seine Ertragsfähigkeit ganz auf. Thaer und Liebig haben nun durch ihre Arbeiten bewiesen, daß es der Hauptzweck einer rationellen Düngung sein muß, dem Ackerboden den verloren gegangenen Stickstoff wieder zuzuführen. Die natürliche Düngung vermag dies bei der heute so gesteigerten Ertragsfähigkeit des Bodens bei weitem nicht in genügendem Maße, und man sah sich deshalb nach künstlichen Düngemitteln um, als deren hervorragendstes der Chilisalpeter gelten kann. Der größte Teil des dem Boden durch künstliche Düngung wiedergegebenen Stickstoffs stammt aus dem Chilisalpeter, der auch in der Technik eine vielseitige Verwendung findet. Seit nicht allzulanger Zeit ist man sich nun mit Schrecken bewußt geworden, daß die Salpeterlager Chiles rapid ihrem Ende entgegengehen, und daß sie allerlängstens noch ein Menschenalter vorhalten werden. Ihre Erschöpfung bedeutet aber eine Katastrophe von unabsehbaren Folgen für die gesamte Menschheit, eine Katastrophe, die eine Unterernährung und damit eine Degeneration zweifellos nach sich ziehen muß. Es handelt sich daher im gegenwärtigen Moment darum, eine neue Stickstoffquelle ausfindig zu machen, und Landwirtschaft und Industrie sehen den Versuchen der elektrochemischen Forschung, die den Zweck haben, den Stickstoff der Luft ihren Zwecken nutzbar zu machen, mit begreiflicher Spannung entgegen.

Daß es aber nur auf elektrochemischem Wege möglich sein wird, die ungeheuren in unsrer Atmosphäre enthaltenen Stickstoffmengen in eine geeignete Form umzuwandeln, darüber ist man sich heutzutage vollkommen klar. Einerseits kann der Stickstoff nur dann von der Pflanze oder dem Tiere assimiliert und in den Kreislauf der Lebenssäfte übergeführt werden, wenn er in Form gewisser Verbindungen vorhanden ist, andrerseits aber ist es ungeheuer schwierig, das Element Stickstoff in die Form dieser Verbindungen zu bringen. Die Chemie kennt keinen Grundstoff, der weniger Neigung hätte, mit andern Grundstoffen Verbindungen einzugehen, als gerade der Stickstoff. Eine Verbindung mit dem Sauerstoff der Luft läßt sich nur mit Hilfe ganz außerordentlicher Mittel, als da sind Entladungen hochgespannter elektrischer Ströme, besonders hohe Temperaturen u. s. w., erreichen, und die Elektrochemie sucht gegenwärtig einerseits diese Verbindungsmöglichkeiten wissenschaftlich zu ergründen, andrerseits sie in einer für die Technik geeigneten Form auszugestalten. Die Versuche, die lange Zeit sehr wenig aussichtsreich erschienen, haben nun in jüngster Zeit so gute Erfolge gezeitigt, daß man heute die durch die Erschöpfung der Salpeterlager in Chili drohende Gefahr als abgewendet ansehen kann.

Die beiden Forscher Bradley und Lovejoy sind die Begründer einer Methode, die von der schon früher beobachteten Tatsache ausgeht, daß sich unter dem Einflusse starker elektrischer Entladungen der Stickstoff und der Sauerstoff der Luft zu untersalpetriger und salpetriger Säure verbinden. Bekannt ist ja der außerordentlich angenehme und erfrischende Geruch, den die Luft nach Gewittern aufweist, und den man früher fälschlich für den Geruch von Ozon gehalten hat. Bereits vor mehr als zehn Jahren haben zwei junge französische Chemiker die Unrichtigkeit dieser Annahme festgestellt und bewiesen, daß bei Gewittern nicht Ozon, sondern Verbindungen des Stickstoffs entstehen. Bradley und Lovejoy untersuchten zunächst, welche Form des elektrischen Funkens am besten geeignet sei, die obengenannten Verbindungen zu erzeugen. Sie experimentierten nacheinander mit statischen Funken sowie mit Wechsel- und Gleichstrombögen und fanden, daß die besten Resultate vermittelst einer konstanten Spannung von etwa 10000 Volt erhalten werden, wenn man den elektrischen Lichtbogen zunächst zwischen zwei sehr nahe aneinander gelegenen Spitzen übergehen läßt und dann plötzlich durch Auseinanderziehen der Spitzen eine Unterbrechung des Bogens bewirkt. Der Apparat, den sie zu ihren Versuchen benützen, besteht aus einer senkrechten Trommel, in der die Lichtbögen erzeugt werden und die mit Oeffnungen versehen ist, durch welche während der Dauer der Entladungen die Luft zirkuliert. Durch einen Elektromotor werden die Spitzen, zwischen denen die Lichtbögen übergehen, genähert und entfernt, und zwar geschieht dies mittels einer besonderen Anordnung so schnell, und es sind so viele Spitzen angebracht, daß in der Minute 414000 Lichtbögen entstehen. Auf diese Weise ge-

lingt es, einen Teil des in der Luft enthaltenen Stickstoffs in Stickstoff-Sauerstoffverbindungen überzuführen, von denen die austretende Luft etwa 2½% enthält. Diese wird dann durch Wasser hindurchgeleitet, das diese Verbindungen unter Bildung von Salpetersäure absorbiert, die dann leicht in die verschiedenartigsten landwirtschaftlich und technisch nutzbaren Produkte umgewandelt werden kann. An den Niagarafällen wurde bereits von der Gesellschaft „The Atmospheric Products Company" eine große Fabrik angelegt, in der nach ihrer Fertigstellung Stickstoffverbindungen im großen Maßstabe aus Luft gewonnen werden sollen. Von der Wasserkraft der Niagarafälle sollen 2000 Pferdestärken zu diesem Zwecke ausgenützt werden.

Einen noch interessanteren Weg zur Lösung des Stickstoffproblems schlagen zwei deutsche Elektrochemiker, die Herren Dr. A. Frank und Dr. Georg Erlwein ein. Während Bradley und Lovejoy von elektrischen Entladungen ausgehen, benutzen sie die hohe Temperatur des elektrischen Ofens, um zunächst das bekannte Calciumcarbid darzustellen. Wird dieses bei Gegenwart von Stickstoff in hermetisch geschlossenen Eisenmuffeln geglüht, so entsteht einesteils Calciumcyanid und andrerseits Calciumcyanamid, beides Körper mit verhältnismäßig hohem Stickstoffgehalt, in denen der Stickstoff in einer gut verwertbaren Form enthalten ist. Vor ganz kurzem ist es ihnen nun noch gelungen, den Prozeß bedeutend zu vereinfachen und die Herstellung des Calciumcarbids ganz zu vermeiden. Sie glühen jetzt bei der hohen Temperatur des elektrischen Ofens, die in diesem Falle wohl fast 2000 Grad Celsius betragen dürfte, ein Gemenge von Kalk und Kohle bei Gegenwart von Stickstoff, und erhalten so direkt eine geschmolzene Masse, die größtenteils aus Calciumcyanamid besteht und die 12 bis 14 Prozent Stickstoff enthält. Das Calciumcyanamid wird dann mit Soda umgeschmolzen, wodurch verschiedene äußerst wertvolle stickstoffhaltige Verbindungen erhalten werden, die leicht in die verschiedenartigsten, den mannigfachsten Zwecken angepaßten Produkte umgewandelt werden können.

Im Anschluß an die vorstehenden Ausführungen wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß auch Lord Rayleigh und W. Ramsay in ähnlicher Weise wie Bradley und Lovejoy die elektrischen Entladungen benutzten, um der Luft Stickstoff zu entziehen und auf diese Weise das in ihr in äußerst geringen Mengen enthaltene und von ihnen entdeckte Element Argon zu gewinnen. Der von Rayleigh konstruierte Apparat zeigte jedoch viele Nachteile und war insbesondere für einen Dauerbetrieb nicht geeignet, da er von den elektrischen Funken leicht zersplittert wurde. Becker in Kiel hat ihn nun in jüngster Zeit dadurch bedeutend verbessert, daß er die Funkenstrecke in eine Anzahl kleinerer Teile zerlegte, wodurch ihre Gefährlichkeit für den Apparat selbst so weit herabgemindert wurde, daß dieser auch ausgedehnte Dauerversuche auszuhalten vermag. Es gelang ihm mit diesem bereits 600 Kubikzentimeter des Elementes Argon zu erhalten.

Ist durch die Verwertung des Stickstoffs der Luft tatsächlich eine der Menschheit drohende Gefahr abgewendet worden, so hat ein andres elektrochemisches Verfahren die Utopien einer Dichterphantasie wenigstens teilweise zur Wirklichkeit werden lassen. In seinem Romane „Le Travail"[1]) beschreibt Zola einen Zukunftsstaat voll der größten Herrlichkeit: alle Klassenunterschiede sind verschwunden, Friede, Freude und Einigkeit herrschen unter den glücklichen Menschen, und die Arbeit ist auf ein Minimum reduziert! Das Mittel aber, das diese Epoche reinsten Glücks herbeigeführt hat, war — ein elektrischer Stahlofen!

Nun, dieser Stahlofen existiert seit kurzem in der Tat, und wenn er auch der Menschheit den von Zola so phantasievoll geschilderten Frieden nicht zu bringen imstande ist, so bedeutet er doch vielleicht für die Eisen- und Stahlindustrie den Beginn einer neuen Entwicklungsepoche, einer Epoche, die immerhin insofern einen Kern der von Zola erträumten Verhältnisse in sich zu schließen vermag, als ja bekanntlich die Preise des Eisens mit der Ausgestaltung der sozialen Verhältnisse im engsten Zusammenhange stehen. Daß aber der

---

[1]) „Arbeit". Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 6.—; gebunden M. 8.—.

elektrische Stahlofen je nach den örtlichen Verhältnissen eine ganz bedeutende Verbilligung des Eisens und Stahls herbeizuführen vermag, steht heute schon fest. Die Methoden zur Erzeugung von Eisen und Stahl auf elektrochemischem Wege sind noch sehr jungen Datums, und die Versuche reichen noch nicht ganz drei Jahre zurück; auf der ganzen Welt existieren bis jetzt erst drei Anlagen, die nach diesen Verfahren arbeiten und die, da sie zum Teil noch Versuchsanlagen sind, der wissenschaftlichen und technischen Ausgestaltung der einzelnen Verfahren dienen sollen. Eines aber haben diese Anlagen bis jetzt klar und deutlich gezeigt, nämlich, daß durch sie der reinste Stahl erhalten wird, der bis jetzt überhaupt jemals erzeugt wurde, ein Stahl von außerordentlich wertvollen Eigenschaften. Ehe wir auf die elektrochemische Stahlbereitung selbst eingehen, wollen wir nicht verfehlen, darauf hinzuweisen, daß außer Zola auch ein andrer weitblickender Geist bereits vor Jahren die Gewinnung von Eisen und Stahl auf elektrischem Wege als etwas durchaus Mögliches und Durchführbares hingestellt hat und dies zu einer Zeit, als man sich von der Anwendung der Elektrizität auf die Metallurgie noch kaum einen besonderen Erfolg versprechen konnte. Damals bereits — es war am Beginn der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts — sprach Werner Siemens den Gedanken aus, daß es mit der Zeit gelingen müsse, alle Metalle, und darunter auch das Eisen, auf elektrischem Wege darzustellen, und er veranlaßte William Siemens dazu, Versuche in dieser Richtung zu unternehmen. Diese Versuche führten in der Tat zur Gewinnung eines — allerdings sehr unreinen — Produktes und wurden bald wieder eingestellt. Erst jetzt hat sich gezeigt, wie richtig damals bereits Siemens Möglichkeiten zu erkennen vermochte, die noch in weiter Ferne lagen.

Die heutigen Verfahren weichen zwar in den Details ihrer Ausführung voneinander ab, beruhen aber, wissenschaftlich betrachtet, auf denselben Prinzipien, und wir können uns daher darauf beschränken, die letzteren an einem derselben zu erörtern. Wir wählen hierzu das am meisten durchgebildete, nämlich das des Italieners Stassano, der es in einer Versuchsanlage zu Darso am Lago d'Iseo bei Rom ausarbeitete und der eben im Begriffe steht, mit Unterstützung der italienischen Regierung eine größere Anlage in der Nähe von Turin zu errichten. Stassano hat seine Methode soweit ausgebildet, daß er auf Grund sorgfältiger Analysen seines Rohmaterials einen Stahl von ganz bestimmten Eigenschaften zu erzeugen vermag. Sein Ofen hat die Form eines gemauerten Schachtes, der im Innern mit Magnesitsteinen ausgelegt ist. Im unteren Teil desselben ragen von zwei gegenüberliegenden Seiten gewaltige Kohlenstäbe hinein, zwischen denen ein elektrischer Wechselstrom von etwa 2000 Ampère und 170 Volt übergeht, der einen mächtigen Flammbogen hervorbringt. Dieser schlägt unter gewaltigem Knattern und Sausen durch die ganze Breite des Ofens hindurch und erzeugt in dessen Innerem eine Temperatur von nahezu 2000 Grad. Die Eisenerze werden fein gepulvert und mit ebenfalls feingepulverter Kohle und Kalk unter Zusatz von Teer als Bindemittel in Brikettform gebracht. Diese Briketts werden von oben in den Ofen eingefüllt, schmelzen im Innern desselben, und die geschmolzene Masse gelangt dann in den elektrischen Flammbogen, wo unter Bildung einer Schlacke, die alle Verunreinigungen aufnimmt, reiner Stahl entsteht. Durch Aenderung in der Zusammensetzung seiner Briketts vermag Stassano auch andre Eisensorten, wie Graueisen oder Eisenlegierungen, wie Chromstahl und Wolframstahl, zu erzeugen.

Der so erzeugte Stahl ist, wie wir bereits erwähnten, von ganz außerordentlicher Reinheit und, was noch wichtiger ist, von ungemeiner Billigkeit. Seine Herstellungskosten berechnen sich auf etwa 75 Mark pro Tonne, eine Zahl, die von einwandfreiester Seite, nämlich durch einen von seiten des deutschen Patentamtes entsandten Vertreter nachgeprüft worden ist. Sie ist eine so außerordentlich niedrige, daß wir es uns nicht versagen können, die wirtschaftlichen Aussichten, die die Erzeugung von Eisen auf elektrischem Wege eröffnet, noch kurz zu streifen. Dem ebengenannten Preise für die Tonne Stahl liegen italienische Verhältnisse zugrunde, d. h. Erze von außerordentlicher Reinheit, sowie sehr billige Wasser- und Arbeitskräfte. Selbstverständlich werden sich in einem Lande, das im Gegensatze zu

Italien arm an Wasserkräften, hingegen reich an Kohle ist, wie z. B. in Deutschland, die Preise wesentlich anders gestalten, schon aus dem Grunde, weil die aus Kohle erzeugte Elektrizität um ein beträchtliches teurer ist, als die aus Wasserkräften erhaltene. Sorgfältige Berechnungen haben ergeben, daß sich die Tonne in Westfalen auf elektrischem Wege erzeugten Stahles auf 150 bis 170 Mark stellen würde, daß sie also teurer wäre als die Tonne gewöhnlichen Stahles, der stets weniger als 100 Mark kostet, billiger hingegen als die feinen Werkzeugstahls, deren Preis etwa 300 Mark pro Tonne beträgt. Auf den ersten Blick erscheinen demnach die Aussichten des elektrischen Verfahrens in Deutschland nicht günstig; anders jedoch wird das Bild, wenn man die Wärme der Hochofengase, die bisher verhältnismäßig wenig ausgenutzt wurden, zur Erzeugung der elektrischen Energie benutzt. Man würde damit gewissermaßen nur einem Zuge der Zeit folgen, denn allgemein macht sich jetzt das Bestreben geltend, diese Gase besser auszunutzen, und man verwendet sie bereits zum Betriebe von Gasmotoren, Dynamomaschinen u. s. w. u. s. w. Der bekannte französische Elektrometallurge Gustave Gin hat die hier vorliegenden Verhältnisse zum Gegenstand einer eingehenden Studie gemacht und berechnet, daß auch wasserarme Länder mit durch Wasserreichtum gesegneten wohl zu konkurrieren vermögen, wenn bei ihnen eine rationelle Ausnutzung der in den Hochofengasen zu Gebote stehendenden Energie Platz greift. Für Frankreich berechnet er in diesem Falle den Preis einer Tonne elektrisch dargestellten Stahls auf 65 Franken, und er weist am Schlusse seiner interessanten und sorgfältigen Untersuchungen darauf hin, daß eine mit einer elektrischen Stahlbereitungsanlage ausgestattete und unter Benützung der Hochofengase arbeitende Hochofenanlage „die vollkommendste Ausnützung darstellen würde, die man von der Wärmeenergie der Steinkohle jemals erzielt hat“.

Es ist sicherlich dankbar anzuerkennen, daß das deutsche Patentamt durch Entsendung eines Vertreters nach Darfo in so rascher Weise Klarheit über Stassanos Verfahren zur Gewinnung von Stahl auf elektrischem Wege geschaffen hat. Ein andres elektrochemisches Problem hat ebenfalls dringend der Klarstellung bedurft, die auf rein wissenschaftlichem Wege von seiten deutscher Gelehrter auch erbracht worden ist und zwar in einer Weise, die gewissen Leuten jenseits des Ozeans nicht gerade sehr angenehm sein dürfte. Dieses Problem ist der langgesuchte leichte Akkumulator, den Edison gefunden zu haben vorgibt. Seit etwa zwei bis drei Jahren erscheinen mit rührender Regelmäßigkeit in den Spalten der Zeitungen Berichte über angebliche ungeheure Erfolge, die mit diesem Akkumulator erzielt worden sein sollen.

Lange Zeit hindurch hat man vom Edisonschen Akkumulator nur gehört, aber nichts von ihm gesehen, und als endlich aus Patentschriften und Modellen seine Konstruktion bekannt wurde, führte zunächst der schwedische Elektrochemiker Jungner den Nachweis, daß er schon vor Edison dieselbe Anordnung für einen leichten Akkumulator patentiert erhalten habe, daß also ihm die Priorität gebühre. Das neueste Modell des von Edison mehrfach abgeänderten Akkumulators ist nun vor kurzem öffentlich vorgeführt worden, und damit wurde auch der Bau desselben bekannt. Das Gefäß besteht aus Stahlblech; in seinem Innern befinden sich die Platten aus Stahlblechrahmen, die mit fensterartigen Aussägungen versehen sind. In die Oeffnungen dieser „Fenster“ wird auf hydraulichem Wege die aktive Masse eingepreßt, die bei den positiven Platten aus einem Gemenge von Eisen und Graphit und bei den negativen aus einem solchen von Nickel und Graphit besteht. Um das Herausfallen der Masse aus den Fenstern zu verhindern, sind sämtliche Platten in Säckchen eingeschlossen. Jeder Akkumulatorkasten enthält 24 Platten. Die von der amerikanischen „Edison-Company“ so sehr gepriesenen Eigenschaften dieses Akkumulators wurden nun vor kurzem von dem deutschen Elektrochemiker M. U. Schoop einer eingehenden wissenschaftlichen Prüfung unterzogen, bei der sich im Vergleich mit dem bisher allgemein gebräuchlichen Bleiakkumulator folgende Verhältnisse ergaben. Die Natronlauge, mit der der Jungner-Edison-Akkumulator gefüllt ist, leitet den elektrischen Strom schlechter als die Schwefelsäure des Bleiakkumulators;

hieraus resultiert ein höherer innerer Widerstand und eine Verminderung der Stromintensität; außerdem zieht die Lauge aus der Luft Kohlensäure an und wird dadurch verhältnismäßig bald unbrauchbar. Auch die aktive Masse sowie das Gerippe der Platten haben ein schlechtes Leitvermögen. Da auch die Säckchen, in die die Platten gebracht werden, schlecht leiten, so ist der innere Widerstand des Edison-Akkumulators zwei- bis dreimal so groß wie der des Bleiakkumulators; während bei letzterem der Spannungsverlust 12 Prozent nicht überschreitet, beträgt er beim Edison-Akkumulator 35 bis 40 Prozent und bei langsamen Entladungen noch mehr. Der Preis muß bedeutend höher sein, als der des Bleiakkumulatores, denn die Ausgangsmaterialen sind sämtlich sehr teuer, so ist z. B., wenn wir von den metallischen Bestandteilen ganz absehen, die verwendete Lauge viermal so teuer als die Schwefelsäure für Bleiakkumulatoren, und Schoop ist schon aus diesem Grunde der Ansicht, daß der Akkumulator für eine große Reihe von Anwendungen stets ein Luxusakkumulator bleiben wird, um so mehr, da auch sein Nutzeffekt hinter dem des bisherigen Bleiakkumulators zurücksteht. In Wirklichkeit ist ja der Akkumulator leichter als der bisherige Bleiakkumulator; da aber seine Leistungsfähigkeit bedeutend geringer ist, so muß man, um denselben Effekt zu erzielen, mehr Zellen nehmen, und man kommt dadurch immer wieder auf das gleiche Gewicht, so daß also von einer Gewichtsersparnis im tatsächlichen Sinne niemals die Rede sein kann. Wie so viele andre amerikanischen Erfindungen hat also auch der Edison-Akkumulator die Reise über den Ozean schlecht vertragen und bei sorgfältiger wissenschaftlicher Untersuchung viele der Eigenschaften eingebüßt, die ihm in seinem Heimatlande in so reichem Maße zugeschrieben worden sind.

Dr. Albert Neuburger, Berlin.



Literarische Berichte.

Hugo Wolfs Briefe an Hugo Faißt. Herausgegeben von Dr. Michael Haberlandt. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 3.50; geb. M. 4.50.

Wie die Briefe an Professor Kauffmann (in Tübingen), so führen auch diese nach Schwaben, wo der Tondichter eine treuergebene, verständnisinnige Gemeinde hatte. Wer die Lyrik Wolfs kennt, wird mit äußerster Spannung das Stück Selbstbiographie verfolgen, das in den brieflichen Ergüssen vom Jahr 1893 bis zur Leidenszeit enthalten ist. Und wer die Briefe eher als die Werke zur Hand nimmt, wird sofort von dem eigenartigen Charakterbild gefesselt sein, das sich hier Zug um Zug entrollt. Leider müssen wir es uns versagen, in diesem engen Raum Zitate unterzubringen, was wir um so mehr bedauern, als es schwer ist, indirekt die Fülle von Anregungen anzudeuten, die der Inhalt der Briefe bietet. Denn sie handeln nicht bloß von Freud und Leid einer vornehmen, mit genialer Stärke empfindenden Seele, sondern porträtieren auch die Silhouette dessen, an den sie gerichtet sind. Rechtsanwalt Faißt in Stuttgart erscheint als eine seltene Natur, die die Kunst versteht, mit der Freundschaft zugleich in zartester Weise Schutz zu spenden. Dies geschah sehr frühe, als in der weiten Welt der Name Hugo Wolf kaum erst zu klingen anfing; kein geringer Beweis geistiger Urteilskraft und Ueberlegenheit! Faißt hat sich auch als Sänger mit großer Energie in den Dienst der Wolf-Sache gestellt. So war die Verbindung, von der die Briefe Zeugnis ablegen, die denkbar innigste, und der Idealismus für die echte Kunst schlang das Band unauflöslich. Die Lektüre des Buches (das auch äußerlich aufs beste ausgestattet ist) empfiehlt sich geradezu als künstlerisches Bildungsmittel. Dr. K. Gr.

Bürgermeister Curtius. Lebensbild eines hanseatischen Staatsmannes im neunzehnten Jahrhundert. Herausgegeben von Dr. Paul Curtius. Berlin, J. Springer.

Das nach aktenmäßigen Quellen bearbeitete Lebensbild des Lübecker Bürgermeisters Dr. Theodor Curtius (1811—89) bietet ein doppeltes

Interesse. Zunächst ein persönliches: wir lernen einen tüchtigen, echt deutschen Mann kennen, der einen klugen Geist und festen Charakter hatte, der im Dienste und zeitweise an der Spitze eines kleinen Staatswesens Großes leistete. Aber neben und über dem persönlichen Interesse steht das allgemein geschichtliche. Die fast 40jährige amtliche Tätigkeit dieses Mannes erstreckt sich über die für Deutschlands Geschichte am meisten entscheidenden Jahre des letzten Jahrhunderts. Curtius hat die nationalen Bestrebungen Bismarcks verständnisvoll und tatkräftig unterstützt; und seine Lebensgeschichte gibt mannigfache wertvolle Ausblicke auf die allgemeine politische Geschichte, insbesondere auf die Stellung der Hansastädte zu den deutschen Einheitsbestrebungen. Von großer Bedeutung ist vor allem das 9. Kapitel, in dem das Jahr 1866 und Lübecks Anschluß an Preußen besprochen wird. Br.

Bismarck. Ein Buch für Deutschlands Jugend und Volk von Hans Blum, Heidelberg 1903. Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Der bekannte Verfasser ist durch seine völlige Vertrautheit mit dem historischen Stoff, die er in einer Reihe früherer Veröffentlichungen, wie besonders „Fürst Bismarck und seine Zeit" dargetan hat, vor allem aber durch seine langjährigen persönlichen Beziehungen zu dem ersten Reichskanzler dazu berufen gewesen, eine Darstellung zu liefern, die als Volksbuch in die weitesten Kreise dringen soll. In knappen Strichen, mit weiser Beschränkung auf das Tatsächliche, aber stets im Rahmen der gesamten Zeitgeschichte tritt dem Leser das Lebensbild des gewaltigen Staatsmannes entgegen. Die Gabe, den ausgedehnten Gegenstand zusammenzufassen und auf den kürzesten Ausdruck zu bringen, bewährt sich in den Abschnitten über die Tätigkeit Bismarcks als Reichskanzler, wobei der Verfasser selbstverständlich seine unbedingte Gefolgstreue zum Ausdruck bringt. Aber auch das Intime findet als Ergänzung zum Charakterbild des „eisernen Kanzlers" wohlabgemessene Berücksichtigung.

G. Schultheiß.

Die Physik des täglichen Lebens. Gemeinverständlich dargestellt von Leopold Pfaundler, Professor an der Universität Graz. Mit 464 Abbildungen. Stuttgart und Leipzig 1904, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 7.50.

Als erster Band des Sammelwerks „Naturwissenschaft und Technik in gemeinverständlichen Einzeldarstellungen" ist das obige Buch erschienen, das wir um so mehr empfehlen können, als es eine schon vielfach empfundene Lücke ausfüllt und als ein wertvolles Bildungsmittel auf diesem Gebiet anerkannt werden muß. Mit den Sinneswahrnehmungen und den Eigenschaften der Körper beginnend, weiß der Verfasser sein Vorhaben, die physikalischen Erscheinungen des täglichen Lebens zu erklären, in so klarer, überzeugender und zu eignem Denken anregender Weise durchzuführen, daß wir seinem Werke nur die weiteste Verbreitung wünschen können, denn gerade an einem solchen populären Buche über Physik, das auch die neuesten Forschungsergebnisse berücksichtigt, hat es bisher gefehlt. In dem vorliegenden braucht man aber nur einzelne Abschnitte herauszugreifen, wie z. B. die über die Dampfmaschine, die Lichtphänomene und die elektrischen Erscheinungen und Maschinen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß das angegebene Ziel hier in der Tat erreicht ist. Vortrefflich ausgewählt sind die bei jedem Abschnitt eingeschalteten praktischen Beispiele aus Haus und Küche, Stadt und Land, aus der freien Natur wie aus den Stätten der Industrie, die dem Leser den Zweck des Buches stets zum Bewußtsein bringen.

Fr. R.

Naumann-Buch. Eine Auswahl klassischer Stücke aus Friedrich Naumanns Schriften herausgegeben von Dr. Heinrich Meyer-Benfey. Mit Naumanns Bildnis. Göttingen 1903. Vandenhoeck & Ruprecht. Kartoniert M. 1.75; gebunden M. 2.50.

Das kleine Buch enthält eine gute Zusammenstellung von charakteristischen Aeußerungen des in der letzten Zeit so viel genannten früheren Führers der Nationalsozialen. Meist sind es kleine, in sich abgeschlossene Aufsätze und Skizzen in ihrem vollsten Wortlaute, seltener abgerundete Ausschnitte aus längeren, losen Betrachtungsreihen und nur einmal ein aus dem Zusammenhang gelöstes Stück aus einem größeren Werke. Der Inhalt ist höchst mannigfach. Den Beginn macht eine größere Reihe von Ausführungen über Kunst, dann folgen „Ausstellungsbriefe" aus Düsseldorf, in denen Naumann in höchst anziehender und fesselnder Weise die soziale Bedeutung der einzelnen Ausstellungsgegenstände bespricht, und den Schluß machen sozialethische Betrachtungen über verschiedene Themen wie „Selbstliebe", „Mutterliebe", „Jugend", „Ehe", „Politik als Pflicht", „Bismarck", „Die Imponderabilien in der Politik" u. s. w. — Selbst wer vor dem Anschluß Naumanns an die „freisinnige Vereinigung" wie vor einem psychologischen Rätsel steht, wird anerkennen müssen, daß dieser eine der bedeutsamsten Gestalten unsers öffentlichen Lebens ist und keineswegs den Spott verdient, mit dem ihn gedankenlose Zeitungsschreiber überschüttet und noch überschütten.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch.)

Von den Königen und der Krone. Roman von Ricarda Huch. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 5.—

Auf der Landkarte wird man das Land, in das uns die Dichterin führt, vergebens suchen, obwohl es bei ihrer Schilderung nicht an Zügen fehlt, die uns bestimmte geographische Vorstellungen erwecken. Aber auch in diesem Lande phantastischer Erfindung und romantischer Gestaltung stoßen sich die Dinge hart im Raume, gibt es Narren und Weise, Herren und Knechte, Tyrannen und Dulder, alles umfassende Nächstenliebe und egoistische Gehässigkeit, vor allem aber gibt es Schranken, die auch dem ungebärdigsten Uebermenschen gezogen sind. Ein unerfüllbarer Herrschertraum bringt den letzten eines sagenhaften Königsgeschlechts aus dem Gleichgewicht eines behaglichen Daseins, Unfrieden und Zerstörung verbreitet er um sich, bis er dem blinden Ungefähr eines tückischen Zufalls zum Opfer fällt. Heitere und ernstere Bilder, Idyllisches und Tragisches ziehen in buntem Wechsel an den Augen des Lesers vorüber, aber in einem vornehmen Stile ruhevoller, abgeklärter Darstellung, die die Erinnerung an Goethes reifste Prosa lebendig macht. Auch diese Dichtung durchdringt der volle Strom reicher Gestaltungskraft, der ihrer Schöpferin schon eine stattliche Gemeinde verständnisvoller Anhänger geworben hat und ihr durch dieses Werk wohl neue zuführen wird. Denn unsre Zeit ist wieder auf den Punkt gekommen, wo vielen denkenden Menschen die Flucht aus der Gegenwart in das ruhige Asyl der Dichtung zu einer ausgleichenden Notwendigkeit des Daseins geworden ist. A. R.

Friedrich Nietzsches Gesammelte Briefe. Erster und zweiter Band. Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler.

Zu den philosophischen Schriftstellern, die auf die Gegenwart, zumal die jüngere Generation, den tiefgehendsten Einfluß ausgeübt haben und noch immer ausüben, gehört ohne Frage der für die schrankenlose Ausbildung der eignen Individualität eintretende Nietzsche. Mag man nun in dem Verkünder der Lehre vom Uebermenschen, von der ewigen Wiederkunft des gleichen und von der Umwertung aller Werte den führenden Philosophen des 20. Jahrhunderts erblicken oder in ihm nur den genialen Dichter und großen Sprachkünstler schätzen, in jedem Fall muß diese monumentale, mit liebevoller Sorgfalt verbreitete Ausgabe der Briefe Nietzsches, die uns tief in sein seelisches Leben blicken lassen, willkommen geheißen werden. Der erste Band, der nun bereits in dritter Auflage, zugleich um 34 Briefe vermehrt und in ganz neuer Anordnung erscheint, ist herausgegeben von Elisabeth Förster-Nietzsche und Peter Gast. Er enthält Nietzsches Briefe an Pinder, Krug, Deussen, Freiherrn v. Gersdorff, Carl Fuchs, Frau Baumgartner, Frau Luise O., Freiherrn v. Seydlitz u. a. aus den Jahren 1864—1888. Der zweite von Elisabeth Förster-Nietzsche und Fritz Schöll herausgegebene Band bietet uns den Briefwechsel mit seinem kongenialen Freunde, dem ausgezeichneten Philologen Erwin Rhode, während des Zeitraums 1867 bis 1887. Auch hier wie im ersten Bande sind sorgfältig redigierte Anmerkungen und ein Namenregister hinzugefügt. Wer den Dichterphilosophen wirklich kennen und verstehen lernen will, der muß auch diese Briefe lesen, in denen er sein Innerstes erschließt. Fr. R.

In der Welt der Verstoßenen. Erzählungen von L. Melschin. Aus dem Russischen übersetzt von G. Polonsky. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 3.—

Zu den russischen Erzählern, die sich neuerdings einen Namen gemacht haben, gehört L. Melschin, dessen unter obigem Titel gesammelte Schilderungen aus dem Leben der sibirischen Sträflinge, die zuerst in der Zeitschrift „Aus fremden Zungen" erschienen, jetzt in Buchform, tadellos verdeutscht vorliegen. Sie bilden ein durchaus ebenbürtiges Seitenstück zu Dostojewskijs berühmten „Memoiren aus dem toten Hause" und verdienen um so mehr Beachtung, als die Schilderungen in dem letztgenannten Werk für die Gegenwart nicht mehr zutreffend sind. Wie sein Vorgänger, gibt Melschin Selbstgeschautes und zum Teil Selbsterlebtes wieder, denn auch er wurde in der ersten Hälfte der achtziger Jahre zur Zwangsarbeit in Sibirien verurteilt und nach dem nördlichsten Teile des Landes gebracht. Zuerst schrieb er das zweibändige, zusammenhängende Werk „Aus der Welt der Verstoßenen", während das vorliegende Buch fünf kleinere Erzählungen bietet, die von der russischen Kritik in mancher Hinsicht noch über jenes Hauptwerk gestellt werden. Sie sind mit demselben ans Herz greifenden Realismus geschrieben, aber trotzdem nicht in einem so ausschließlich düsteren Kolorit gehalten und lassen hin und wieder sogar einen Strahl von wohltuendem Humor durchblicken. Fr. R.

Columbus. Von Sophus Ruge. Zweite Auflage. Berlin, Ernst Hofmann & Co. Geisteshelden. (Führende Geister.) Fünfter Band.

Die neuere Forschung hat die vielen Legenden und Anekdoten, mit denen sich der Entdecker Amerikas teils selbst umgeben hat, teils von seinen Zeitgenossen umhüllt worden

ist, zerstört und ihn in rein menschlicher Gestalt, mit vielen Fehlern und Schwächen behaftet, geschildert. Ruge stützt sich in seinem Buche durchgehend auf diese Forschungsergebnisse und weist namentlich nach, daß der berühmte florentinische Gelehrte Toscanelli der geistige Urheber des Planes einer Fahrt über den Ozean in westlicher Richtung ist, erkennt aber natürlich Columbus' wirkliches Verdienst, das in der praktischen Durchführung dieses Planes liegt, unumwunden an.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).



Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

André, Martha, Wie das so ist — Novellen. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2.50.

Arnold, Hans, Perücke? Neue Novellen. Illustriert von W. Claudius. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. M. 1.60.

Bauer, Ludwig, Die Besiegten. Kleine Tragödien der Zeit. Minden i. Westf., J. C. C. Bruns' Verlag.

Bigelow, John, Das Geheimnis des Schlafes. Autorisierte Uebersetzung nach der dritten vermehrten und verbesserten Auflage von Dr. Ludwig Holthof. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 3.—; gebunden M. 4.—

Boeck, von der, Generalleutnant z. D., Ausblicke auf die nächste Militärvorlage. Berlin, Militär-Verlag der Liebelschen Buchhandlung. M. 1.20.

Borel, E., Album lyrique de la France moderne. 9e édition. Revue par Marc-A. Jeanjaquet. Avec 31 portraits. Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 7.—

Bojer, Johan, Theodora. Schauspiel in vier Akten. Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Adele Neustädter. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 2.50.

Bredenbrücker, Richard, Die Flucht ins Paradies. Erzählung aus Südtirol. Illustriert von Hugo Engl. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. M. 2.40.

Deussen, Dr. Paul, Erinnerungen an Indien. Mit einer Karte, 16 Abbildungen und einem Anhange: „On the philosophy of the Vedânta in its relations to occidental Metaphysics". Kiel, Lipsius & Tischer. M. 5.—

Deutsche Götter- und Heldensagen. Für Haus und Schule dargestellt von Dr. Adolf Lange. Mit 12 Originallithographien von R. Engels. Zweite, verbesserte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 6.—

Deutsche Heldensagen. Herausgegeben von Heinrich Keck. Zweite umgearbeitete Auflage von Dr. Bruno Busse. Erster Band: Gudrun und die Nibelungensage. Mit 7 Originallithographien von Robert Engels. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 3.—

Deutsches Märchenbuch. Herausgegeben von Oskar Dähnhardt. Mit vielen Zeichnungen und farbigen Originallithographien von Erich Kuithan. Zweites Bändchen. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 2.20.

Deva-Roman-Sammlung. Bd. 36: Richard Voß, Juliane. Roman. Bd. 37: Henri de Régnier, Seltsame Liebschaften. Novellen. Aus dem Französischen. Bd. 38: Agnes Harder, Unter goldenem Joch. Roman aus der Gesellschaft. Bd. 39: Paul Oskar Höcker, Närrische Käuze. Novelletten und Skizzen. Bd. 40: Lotte Gubalke, Von seltsamen Leuten. Novellen. Bd. 41: Adam Szymanski, Sibirische Novellen. Aus dem Polnischen. Bd. 42: Karl Herold, Die Orden des Prinzen Riza. — Fatum. Zwei Erzählungen. Bd. 43: Marya Konopnicka, Leben und Leiden. Novellen. Aus dem Polnischen. Bd. 44: Teo von Torn, Der Garnisonschreck und andre Militär-Humoresken. Bd. 45: Paul Weise, Rotes Haar. Kriminalroman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Jeder Band geheftet 50 Pf.; gebunden 75 Pf.

Engel, Alexander, Protektion. Roman. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. M. 2.40.

Fäh, Dr. Adolf, Geschichte der bildenden Künste. Zweite, verbesserte und erweiterte Auflage. Mit farbigen Tafeln und Abbildungen im Texte. Lieferung 12 (Schlusslieferung). Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. Komplett in Lieferungen M. 20.40; gebunden M. 25.—

Fischer, Karl und Rudolf Krauß, Eduard Mörikes Briefe. Berlin, Otto Elsner.

Gerhold, Franz Josef, Gärungen — Klärungen. Wiener Roman. Wien, Oesterreichische Verlagsanstalt. M. 5.—

Grazie, Marie Eugenie delle, Sämtliche Werke. I. Band: Robespierre, Erster Teil. Vollständig in 9 Bänden oder 30 wöchentlichen Lieferungen (à M. 1.—). Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Hansen, Carl, Henrik Ette. Geschichte eines Lebens. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 3.50.

Hauser, Otto, Ein abgesetzter Pfarrer. Erzählung. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. M. 3.60.

Heijermans jr., Hermann, Interieurs. Einzig autorisierte deutsche Uebersetzung von R. Ruben. Pößneck i. Th., Bruno Feigenspan. M. 2.—

Kempes farbig illustrierte Jugendbibliothek: Allzeit Kopf hoch! Von E. Barre. — Arnold Strahl, ein Schülerleben. Von Armin Stein. — Deutsche Vergeltung. Von H. v. Osten. — Robinson der Jüngere. Von J. H. Campe.

— Deutsche Schwänke. Für die Jugend bearbeitet von Otto Albrecht. — Im Kränzchen. Erzählung für die Jugend. — Quellwasser. Erzählungen für die Jugend. Leipzig, E. Kempe. Gebunden M. 3.— pro Band.

Kerrl, Fr. A., Siebeneichen. Poetische Erzählung aus der Zeit Friedrichs I. Barbarossa. Berlin, Hofbuchhandlung Karl Siegismund. M. 4.—

Kindes Chronik, Des, Ein Merkbuch des Lebens, von Mutterhand begonnen, zur späteren eigenen Fortführung. Aus praktischen Erfahrungen zusammengestellt von Helene v. Schrötter. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 5.—

Kipper, Paul, Christentum und Religion. Berlin, S. Fischer, Verlag. M. 3.—

Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. Erster Band: Raffael. Mit 202 Abbildungen. Mit einer biographischen Einleitung von Adolf Rosenberg. In vornehmem Leinenband M. 5.—. Zweiter Band: Rembrandt. Mit 405 Abbildungen. Mit einer biographischen Einleitung von Adolf Rosenberg. In vornehmem Leinenband M. 8.— Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Kretschman, Hans v., Kriegsbriefe aus den Jahren 1870—1871. Herausgegeben von Lily Braun, geb. v. Kretschman. Mit einem Bildnis. Berlin, Georg Reimer. M. 7.—

Leidfried, Von Liebe, Leid und Tod. Gedichte. Berlin, Hofbuchhandlung Karl Siegismund. Gebunden M. 3.—

Leitner, Friedrich, Das Bankgeschäft und seine Technik. Unter Berücksichtigung der gesetzlichen Bestimmungen. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländers Verlag. Gebunden M. 4.80.

Lohde, Clarissa, Flüchtiges Glück. Roman. Berlin, Richard Taendler's Verlag. M. 3.—

Lohwag, Ernst, Uebergangsmenschen. Drama in vier Akten. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2.—

Meyer-Förster, W., Alltagsleute. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 3.50; gebunden M. 5.—

Riemann, Aug., Gwendolin. Roman. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. M. 3.—

Nievert, H., Was der Westwind erlebte. Skizzen. Halle a. S., Hermann Gesenius. M. 1.—

Oeser, Hermann, Aus der kleineren Zahl. Novellen. Basel, Helbing & Lichtenhahn. M. 3.—

Ostini, Fritz v., Biedermeier mit ei. Lieder eines Zeitgenossen. Mit Buchschmuck von Julius Diez. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.

Ott, Adolf, Die Hexe von Garmisch. Roman aus dem „Werdenfelser Land". Illustriert von Hugo Engl. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. M. 4.—

Perfall, Anton Freiherr v., Kraft und Liebe. Roman. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. M. 4.50.

Piper, Kurt, Fegefeuer. Gedichte. Leipzig und Berlin, Karl Henckell & Co. im Sonnenblumen-Verlage. M. 2.—

Proelß, Johannes, Die schönste Frau. Novellen. Mit Illustrationen von W. Claudius. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. M. 1.50.

Rheno, Aemilius, Epische Dichtungen. Cäsar an der Rheingrenze — Armin, der Retter des Vaterlandes. Odenkirchen, Dr. W. Breitenbach. M. 3.60.

Ruedebusch, Emil F., Die Eigenen. Tendenzroman für freie Geister. Mit Buchschmuck von Fidus. Berlin, Johannes Räde. M. 4.—

Schreibershofen, H. v., Mira. Roman. Berlin, Richard Taendler's Verlag. M. 4.—

Silvester, Ewald, Mein Lied. Gedichte. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. M. 2.—

Stosch, Albrecht v., General und Admiral. Denkwürdigkeiten. Briefe und Tagebuchblätter. Herausgegeben von Ulrich v. Stosch. 2. Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 6.—; in Leinenband M. 7.—

Strobl, Karl Hans, Der Fenriswolf. Ein Provinzroman. Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger. M. 4.—

Tavera, Dr. Ernst Schmit Ritter v., Geschichte der Regierung des Kaisers Maximilian I. und die französische Intervention in Mexiko. 1861—1867. Zwei Bände. Mit zwei Planskizzen und einer Karte. Wien, Wilhelm Braumüller. M. 14.—

Thorland, Georg, Der Fasching. Szenen aus dem Münchener Leben. Berlin, Schuster & Loeffler.

Thrölt, Dr. Rudolf, Aus dem Tagebuche eines Wiener Schauspielers. 1848—1902. Erinnerungen und Betrachtungen. Mit einem Porträt und acht Kostümbildern. Wien, Wilhelm Braumüller. M. 6.80.

Verlaine, Paul, Ausgewählte Gedichte. Uebersetzt von Otto Haendler. Straßburg i. E., J. H. Ed. Heitz. Gebunden M. 3.—

Vierordt, Heinrich, Meilensteine. Dichtungen aus dem Leben. Heidelberg, Carl Winter's Universitäts-Buchhandlung.

Villinger, Hermine, Der Weg der Schmerzen. Illustriert von E. Liebich. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. M. 2.—

Vögtlin, Adolf, Liebesdienste. Novellen und Geschichten. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. M. 2.60.

Wild, Irene, Ein Liebesschicksal in Liedern. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 2.—

Zahn, Ernst, Schattenhalb. Drei Erzählungen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 5.50.

Zapp, Arthur, Mrs. Carry Redfield. Roman. Berlin, Richard Taendler's Verlag. M. 2.—

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

An unsre Leser!

Die **„Deutsche Revue“**, die mit dem nächsten Hefte in ihren **neunundzwanzigsten Jahrgang** eintritt, hat durch ihre zahlreichen, aus den ersten Quellen geschöpften Veröffentlichungen, namentlich auf dem Gebiet der Politik und der Zeitgeschichte, eine internationale Bedeutung und Geltung gewonnen, die ihr eine ebenbürtige Stellung neben der „Revue des Deux Mondes“ verschafft haben. Durch ihre Eigenart und Selbständigkeit von den übrigen deutschen Monatsschriften sich scharf unterscheidend, wird sie auch fernerhin an ihrem bewährten Programm festhalten, bei dessen Durchführung sie von den hervorragendsten Gelehrten und Staatsmännern des In- und Auslandes unterstützt wird, deren Zahl von Jahr zu Jahr in erfreulicher Weise zunimmt. Ihre Namen bürgen für die politische, wissenschaftliche und literarische Bedeutung der „Deutschen Revue“, die auch in Zukunft ihr Hauptaugenmerk auf die Erschließung neuer Quellen und wichtiger Beiträge zur Zeitgeschichte richten wird. Unter Vermeidung jeglicher Reklame wird die „Deutsche Revue“ durch ihren Inhalt für sich selbst sprechen.

So werden wir im nächsten Jahrgang u. a. mit der Veröffentlichung der hinterlassenen Papiere von

Rudolf v. Bennigsen

und von

Staatsminister Dr. Johannes v. Miquel

beginnen.

Von den übrigen Aufsätzen, die den Inhalt der ersten Hefte des neuen Jahrgangs bilden werden, bietet folgende Uebersicht nur eine kleine Auswahl:

Generalmajor **v. Ranke: Ungedruckte Briefe von Leopold v. Ranke**
Friedrich Graf Revertera: Erinnerungen eines Diplomaten in St. Petersburg 1864—1868
General der Infanterie Freiherr **v. d. Goltz: Der ewige Frieden und der nächste Krieg**
General der Infanterie Freiherr **v. d. Goltz: Stellung und Einkommen.** Noch ein Beitrag zu „Luxus im Heere“
Staatsminister **Graf Friedrich v. Schönborn: Begegnungen**

Vizeadmiral z. D. **Paschen: Skizzen aus meiner Dienstzeit in der österreichischen Marine**

Prof. Dr. **H. Marczali: Episoden aus dem ungarischen Freiheitskrieg**

Wirklicher Geheimer Rat Freiherr **v. Cramm-Burgdorf: Aufzeichnungen**

Maurice Vernes: Ernest Renan

Geheimer Rat Prof. Dr. **Pelman: Ueber die Eheverbote unter Blutsverwandten**

Geheimer Rat Prof. Dr. **W. Foerster: Wissenschaftliche internationale Organisationen**

Prof. Dr. **Laband: Rechtsaltertümer in der Gegenwart**

Wirklicher Geheimer Rat **Rothe: Vom Reichsamt des Innern**

Geheimer Rat Prof. Dr. **v. Schulte: Der Feudalstaat und der moderne Staat**

Gabriel Monod: Michelet und Deutschland

Prof. Dr. **Ernst Bernheim: Die Zeugenaussage als psychologisches Problem**

Prof. Dr. **Obersteiner: Die Ernährung der Nerven**

u. s. w. u. s. w.

Stuttgart, Ende November 1903.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Zu gefälliger Beachtung!

Der neunundzwanzigste Jahrgang der **„Deutschen Revue“** erscheint in 12 Heften. Allmonatlich wird ein Heft, mindestens 8 Bogen stark, in elegantem Umschlag ausgegeben.

Preis vierteljährlich (für 3 Hefte) 6 **Mark.**

Bestellungen auf die **„Deutsche Revue“** werden von allen **Buchhandlungen, Journalexpeditionen** und **Postämtern** (Postzeitungspreisliste für Deutschland unter Nr. 2004, für Oesterreich-Ungarn unter Nr. 1051) des **In-** und **Auslandes,** sowie von **jedem** mit einer solchen in Verbindung stehenden **Bücheragenten** entgegengenommen. Auf Wunsch vermittelt die Expedition auch die unterzeichnete Verlagshandlung, die bereit ist, auf alle bezüglichen Anfragen direkte Auskunft zu erteilen.

Ein Bestellschein liegt diesem Hefte zu gefälliger Benutzung bei.

Stuttgart,
Neckarstraße 121/23.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Litterarischer Anzeiger.

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 40 Pfennig. — Bei Wiederholungen einer Anzeige angemessener Rabatt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncen-Expeditionen und bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Abteilung für Anzeigen, in Stuttgart, Neckarstraße 121/23.

Jahres-Abonnements für ganze Seiten, in 12 aufeinanderfolgenden Heften, nach Uebereinkunft.



Verlag von Eugen Salzer, Heilbronn.

L'Écho littéraire.

Journal bi-mensuel destiné à l'étude de la langue française, publié par **Anna Brunnemann**, Schriftstellerin, Dresden; **Marcel Hébert**, ancien directeur de l'Ecole Fénelon à Paris; **Dr. Ph. Rossmann**, Oberlehrer an der Oberrealschule, Wiesbaden.

Jährl. 24 Nummern. — Preis M. 4.— (Sem. M. 2.—)

Die Zeitschrift dürfte jetzt mit ihrer neuen Redaktion wohl unter die besten der bestehenden zu zählen sein.

The Literary Echo.

A fortnightly paper intended for the study of the English Language and Literature edited by **Dr. Th. Jaeger**, Oberlehrer am Lehrerseminar in Hamburg.

Jährl. 24 Nummern. — Preis M. 4.— (Sem. M. 2.—)

Steht ihrer Schwesterzeitschrift in nichts nach.

Probenummern gratis!

Verlag von Moritz Perles, k. u. k. Hofbuchhandlung in Wien I., Sailergasse 4.

Illustrirte Wochenschrift.

Allen

die nach erweiterter Bildung und reicherem Wissen streben, sei die erscheinende **Wochenschrift**

Das Wissen für Alle

Volksthümliche Vorträge und populärwissenschaftliche Rundschau

Herausgegeben von der Vereinigung österreichischer Hochschuldozenten unter Redaktion von

Dr. A. Lampa

Privatdozent an der Universität in Wien

Bestens empfohlen. Wöchentlich ein Heft im Umfange von 16—20 Seiten. Preis pro Quartal samt Zusendung nur M. 2.50, halbjährig M. 5.—, ganzjährig M. 10.—. Der mannigfache Inhalt dieser gediegenen Zeitschrift:

Die Volksthümlichen Vorträge der Universität, des Volksheims, der Volksbildungsvereine, eine populärwissenschaftliche Rundschau und eine der Unterhaltung und dem Sport gewidmete Rubrik, ein origineller und fesselnder Roman

bietet für jedermann, auch für den Gelehrten, eine unerschöpfliche Fundgrube der Belehrung und Unterhaltung. Der erste und zweite Jahrgang der Zeitschrift:

Das Wissen für Alle

circa 950 Quartseiten mit zahlreichen Illustrationen, liegen elegant gebunden (Preis 12 Mark per Jahrgang) vor.

Probenummern gratis und franco.

Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

Soeben erschien:

LEXICON

für Gattungsnamen von Blütenpflanzen	for generic names of flowering plants	pour les noms génériques des plantes à fleurs

von **Tom von Post**, Upsala, und **Otto Kuntze**, San Remo.
November 1903. 768 Seiten. Elegant gebunden 10 Mark.



DIE UMSCHAU

BERICHTET ÜBER DIE FORTSCHRITTE UND BEWEGUNGEN DER WISSENSCHAFT, TECHNIK, LITTERATUR UND KUNST IN PACKENDEN AUFSÄTZEN.

Jährlich 52 Nummern. Illustriert.

»Die Umschau« zählt nur die hervorragendsten Fachmänner zu ihren Mitarbeitern.

Prospekt gratis durch jede Buchhandlung, sowie den Verlag H. Bechhold, Frankfurt a. M., Neue Kräme 19/21.

„Das schlafende Heer“, Clara Viebigs

neuester Roman, die gewaltigste poetische Darstellung der Polenfrage in der deutschen Romanliteratur, beginnt soeben im Dezember-Heft des „Monat“ zu erscheinen.

Abonnements in allen Buchhandlungen, die ein Probeheft zur Ansicht gern ins Haus liefern, und bei allen Postanstalten.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Soeben erschien:

Wissenschaft und Buchhandel.

Zur Abwehr.

Denkschrift der Deutschen Verlegerkammer unter Mitwirkung ihres derzeitigen Vorsitzenden Dr. Gustav Fischer in Jena

bearbeitet von

Dr. Karl Trübner,

Strassburg i. E.

Interessenten steht, soweit der dafür bestimmte Vorrat reicht, die Schrift in einem Exemplar unentgeltlich zur Verfügung. Bestellungen beliebe man direkt an die Verlagsbuchhandlung von **Gustav Fischer** in **Jena** gelangen zu lassen. Weitere Exemplare sind zum Preise von 80 Pfennig durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Gärungen – Klärungen.

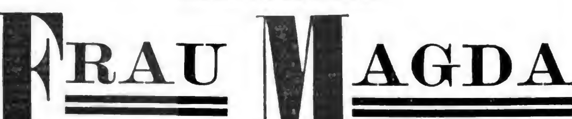
Wiener Roman von **Franz Josef Gerhold.**

Mit ätzender Schärfe und großer Kraft schildert der Verfasser die Gesellschaft des heutigen, politisch und sozial zerklüfteten Wien. • Ein Stück Kulturgeschichte. Brosch. M. 5.—, geb. M. 6.—
Zu haben in allen Buchhandlungen.

Oesterreichische Verlagsanstalt, Leipzig und Wien (I. Seilergasse 7).

Verlag von Georg Wattenbach in Berlin W. 30, C.

Soeben ist erschienen:



Schauspiel in zwei Teilen von **Hans Moltan.**

Preis: Mk. 1,25.



Seit vielen Jahren ist der „Grosse Stieler" ein ***Weihnachtsgeschenk vornehmster Art!*** *Um auch die jetzt im Gange befindliche Ausgabe in gefälliger Form zu diesem Zwecke verwenden zu können, erschien der hier abgebildete* ***Sammelkasten*** *zur Aufbewahrung der losen Karten (Preis 5 Mark).*

Neue, neunte Ausgabe

von

Stielers Hand-Atlas

100 Karten in Kupferstich

herausgegeben von

Justus Perthes' Geographischer Anstalt in Gotha.

Erscheint in
50 Lieferungen (jede mit 2 Karten)
zu je 60 Pfennig
oder in
10 Abteilungen (jede mit 10 Karten)
zu je 3 Mark.

Die Hälfte des Atlasses liegt bereits vor.

Ein Jahrzehnt ist seit dem Erscheinen der letzten Stieler-Ausgabe verflossen! Die Fortschritte und Änderungen, die seitdem in den Kulturstaaten, die Forschungen und Entdeckungen, die in unbekannten Länderstrecken stattgefunden haben, sind ungezählt!

Die 100 Karten, die der „Grosse Stieler" neuerdings umfasst, sind — hierin nach wie vor einzig in seiner Art — vom ersten bis zum letzten Blatt in Kupfer gestochen, aber gedruckt werden sie von der Schnellpresse, und das ist der springende Punkt: Stielers Hand-Atlas tritt dadurch heraus aus seiner teueren Unerreichbarkeit, stellt sich auf die Hälfte seines bisherigen, durch Handdruck und Handkolorit bedingten Preises und tritt auf den Markt für weiteste Kreise!

Um den Unterschied von sonst und jetzt zu begreifen, nehme man eine alte Karte, grau in grau, zur Hand und vergleiche damit die zarten Töne des neuen Gelände-Braundruckes: Die Lesbarkeit ist gegen früher verdoppelt, die Zuverlässigkeit die bisherige, der Preis aber der — halbe!

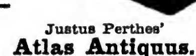


Justus Perthes' Taschen-Atlanten:

Justus Perthes'

Taschen-Atlas.

Vollständig neu bearbeitet von Hermann Habenicht.
24 Karten in Kupferstich. Mit geographisch-statistischen Notizen (80 Seiten) von H. Wichmann.
2.40 Mark.



Justus Perthes'

Atlas Antiquus.

Taschen-Atlas der Alten Welt von Dr. Albert van Kampen.
24 Karten in Kupferstich mit Namenverzeichnis, enthaltend 7000 Namen, und einem Abriss zur Alten Geschichte (32 Seiten).
2.60 Mark.

Justus Perthes'

Geschichts-Atlas.

Taschen-Atlas zur Mittleren u. Neueren Geschichte von Dr. Alfred Schulz.
24 Karten in Kupferstich mit einem Abriss der deutschen Geschichte und der Geschichte der wichtigsten anderen Staaten bis auf die neueste Zeit (68 Seiten)
2.40 Mark.

Justus Perthes'

See-Atlas.

Eine Ergänzung zum Taschen-Atlas von Herm. Habenicht.
24 Karten in Kupferstich mit 127 Hafenplänen. Mit nautischen Notizen und Tabellen (48 Seiten)
von Erwin Knipping.
2.40 Mark.

Justus Perthes'

Staatsbürger-Atlas.

24 Karten in Kupferstich mit über 100 Darstellungen zur Verfassung und Verwaltung des Deutschen Reiches und der Bundesstaaten. Mit Begleitworten (24 Seiten)
von Paul Langhans.
2 Mark.

Alle fünf Bändchen zusammen in Lederkasten 12 Mark.

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Achtundzwanzigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

1. Oktober 1903

Preis viertelj. 6 Mark
beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1903

Preis des Jahrgangs 24 Mark



Über Land und Meer.

Die soeben ausgegebene Nr. 1 enthält: Das schlafende Heer. Roman von C. Viebig. — Clara Viebig. Nach einem Pastell von Marie von Wartenberg-Esmarch. — Gestörte Biwakfreuden. Nach einem Aquarell von Ernst Zimmer. — Vulkanbesteigungen auf Java. Reiseskizze von Tanera. Mit 5 Abbildungen nach Zeichnungen von Ernst Zimmer. — Der Hummel-Trompeter. Naturwissenschaftliche Plauderei von Wilhelm Bölsche. — Im Goldnen Hahn. Gedicht von Richard Zoozmann. — Sie alle folgen dem Stern. Nach dem Gemälde von Peter Janssen. — Gestörte Biwakfreuden. Humoreske von Richard Schott. — Porträt der Frau Professor von Keller. Nach dem Gemälde von Franz von Lenbach. — Zu unsern Bildern. — Tennis. Von Alfred Ehrmann. Mit 6 Abbildungen von Eduard Cucuel. — Hohkönigsburg. Nach dem Gemälde von Fritz von Wille. — Notizblätter. Mit 5 Abbildungen. — Wilhelm II., König von Württemberg. Nach einer Spezialaufnahme für „Ueber Land und Meer". — Literatur. — Briefmappe 2c.

Deutsche Romanbibliothek.

Inhalt der Nr. 1: Die Reise nach Mentone. Eine Geschichte von der Riviera von Richard Voß. — Neue Lyrik: Blühende Heide. Von Th. Aemilius. — Rast. Von Aug. H. Plinke. — Der Gardestern. Humoristischer Roman von Frhrn. v. Schlicht.

Vierteljährlich Mark 2.—

Aus fremden Zungen.

Halbmonatsschrift für die moderne Roman- und Novellenliteratur des Auslands.

Das soeben erschienene Heft 19 enthält: In doppelten Banden (La double Maîtresse). Roman von Henri de Régnier. Aus dem Französischen. — Die Olivenleserin. Von Argyris Hestaliotis. Kretische Erzählung. Aus dem Griechischen. — Die Sünde des Vaters. Von Karel V. Rais. Skizze. Aus dem Tschechischen. — Lose Blätter: Gedichte. Von Johannes Jörgensen. Aus dem Russischen.

Monatlich erscheinen 2 Hefte à 50 Pfg.

Abonnements in allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Neuheiten

der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart.

L. Melschin, In der Welt der Verstossenen. Erzählungen. Aus dem Russischen übersetzt von G. Polonsky. Geheftet *M.* 2.—, gebunden *M.* 3.—

Die Weltliteratur hat nur wenige Werke aufzuweisen, die in so unmittelbarem Sinne des Wortes mit dem besten Blut des Herzens und dem Saft der Nerven geschrieben sind.

J. Bojer, Theodora. Schauspiel in vier Akten. Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Adele Neustädter. Geheftet *M.* 1.50, gebunden *M.* 2.50.

Johan Bojer behandelt in „Theodora" ein schwieriges und heikles Kapitel der Frauenfrage — den Kampf der modernen Frau zwischen Naturrecht des Weibes und geistigem Drang zur Wissenschaft — mit beispiellosem Freimut und ergreifender Anschaulichkeit.

G. Samarow, Um Zepter und Kronen. Zeitroman. Neue billige Ausgabe. Geheftet *M.* 3.— (früher *M.* 18.—), gebunden *M.* 4.— (früher *M.* 22.—).

Im Gewande eines Romans läßt der Autor an dem geistigen Auge des Lesers alle jene gekrönten Häupter, diplomatischen und militärischen Personen, lebenswahr porträtiert, vorüberziehen, deren Handlungen die Katastrophe von 1866 herbeiführten. Die Form ist allerdings Dichtung, der Kern aber Wahrheit.

Durch die Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin W. 35

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen!

Pastor Klinghammer Roman von Wilhelm Hegeler
geh. M. 6.—; geb. M. 7.50

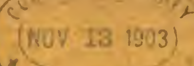
Die stumme Mühle Roman von Otto von Leitgeb
geh. M. 5.—; geb. M. 6.50

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. – Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstr. 121

Achtundzwanzigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

1. November 1903

Preis viertelj. 6 Mark
beim Postbezug ohne Bestellgeld



Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig

1903

Preis des Jahrgangs 24 Mark

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Achtundzwanzigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

1. Dezember 1903

Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld



Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1903

Preis des Jahrgangs 24 Mark

NOUVEAUTÉ

VELMA



SUCHARD

ZUM ROHESSEN
UNÜBERTROFFEN

NOUVEAUTÉ

ntwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.



ntwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

